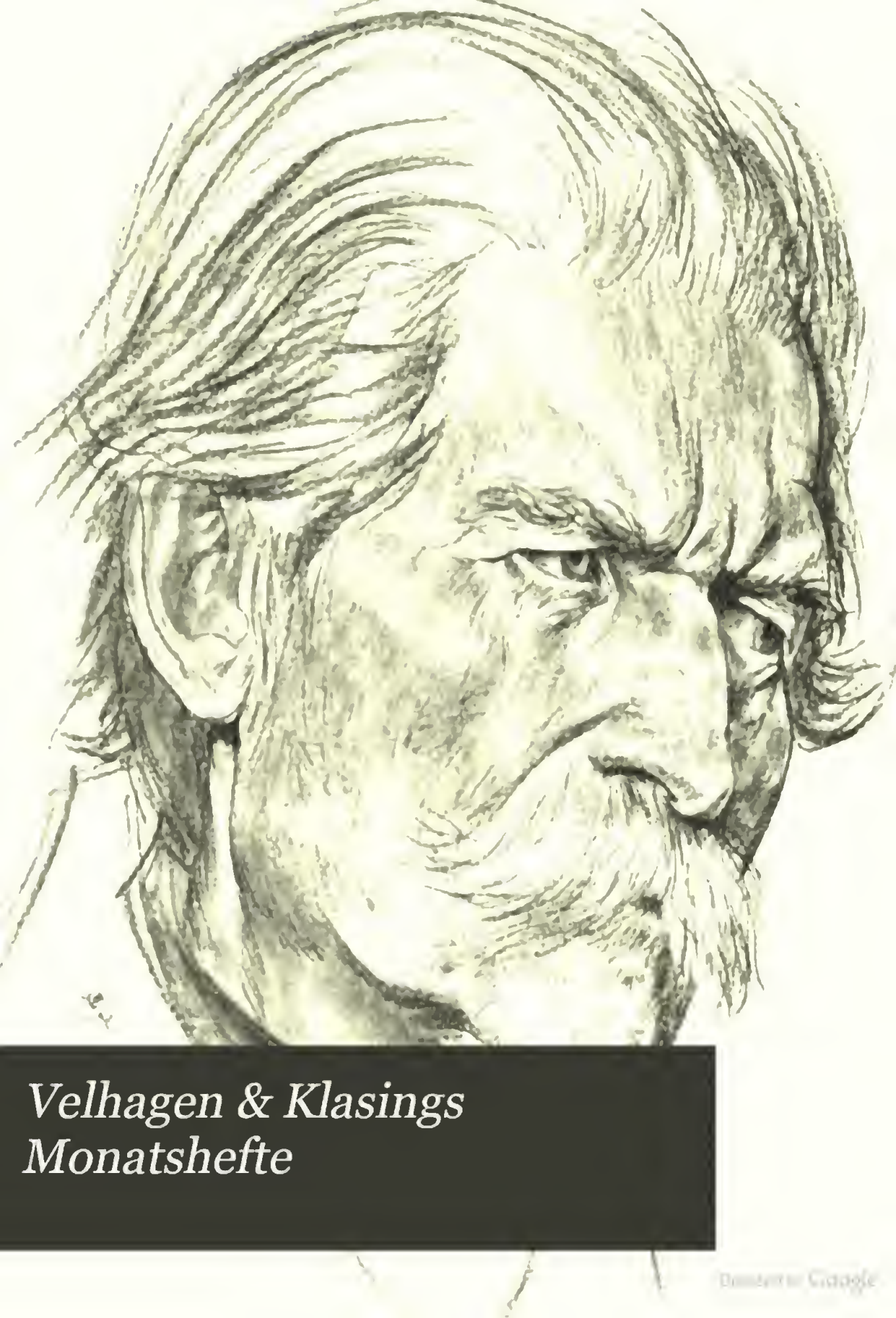


Velhagen & Klasings Monatshefte

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Dieses Buch
gehört der
Jüdischen Gemeinde
zu Berlin

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Jahrgang 1902/1903

1. Band

Db 116

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

2195

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
V4
v.17:1

Inhaltsverzeichnis.

XVII. Jahrgang 1902/1903.

Erster Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Romane, Novellen und Verwandtes.

Bülow, Frieda Freiin von: Allein ich will! Roman 1, 190, 257, 371, 561
Busse, Carl: Ein Wiedersehen. Novelle . 684
Ebner-Eschenbach, Marie von: Tagebuchblätter 542
*Egestorff, G.: Fit. Eine Sportgeschichte. Mit acht Originalzeichnungen in Tondruck von Georg Koch 107
Gabelentz, Georg von der: Das Bild Abbotts. Novelle 71
Höcker, Paul Oskar: Onkel Saß. Skizze . 161
Pfardten, Otto von der: Das offene Fenster. Roman (Fortsetzung folgt) . . . 497, 609
Ploetz, Ludwig von: Das verwunschene Dorf. Novelle 313
*Schlaf, Johannes: Die Dorfkirche. Ein herbstliches Idyll. Mit zwei Originalzeichnungen von H. Hirzel 42
*Villinger, Hermine: Die Flucht vor dem Heiligen Abend. Erzählung. Mit zehn Originalzeichnungen von W. Gause . . 425

Gedichte, Sprüche.

*Balder, Georg: Entsagung. Mit Vignette 714
*Benzmann, Hans: Hochzeit im Herbst. Mit Vignette 246
*Bulcke, Carl: Balkslied. Mit Vignetten . 362
— — Drei Gedichte 474
*Busse-Palma, Georg: Erzsibet Geddö. Aus dem Ungarischen des Jósef Kiß frei übersetzt von Georg Busse-Palma, illustriert von Árpád Schmidhammer 45
— — Spät. Mit Vignette 160
— — Sturmwind 292
*— — Hier. Mit Vignetten 424
*— — Avalun. Mit Vignette 696
Dachler, Gottfried: Vollmond 70
Erdner, Fritz: Altweibersommer 178
*Evers, Franz: Belauschung. Mit Vignette 168
*Falke, Gustav: Das Birkenwäldchen. Mit Vignetten 117
*— — Weihnachtswunder. Mit Zeichnung von H. Höppener 408
Finckh, Ludwig: Der Hammer 645
*Fitger, A.: Spuk. Mit Vignetten . . . 155
*Franzos, Karl Emil: Neujahr. Mit Vignetten 516
*Fulda, Ludwig: Das Traumschloß. Mit Vignette 24
Harder, Agnes: Frost 581
Havemann, Julius: Nahendes Alter . . . 320
*— — Frühe Weihnachtsahnung. Mit Zeichnung von H. Hirzel 488
*— — Die heilige Wiese. Mit Vignetten 560
*— — Die Klamm. Mit Vignette . . . 648
Henning, Peter: Der Unbekannten 683
*Hesse, H.: Der Campanile von San Marco in Venedig. Mit Vignette 122
*— — Weihnachtsabend. Mit Zeichnung von Ernst Liebermann 483
*Hoffmann, Camill: Verblaßte Farben. Mit Vignetten 312
*Hoffmann, Hans: Rosen. Mit Vignetten 251
*Möller, Marx: Weihnachtslied. Illustriert von Peter Halm 369
— — Trost 604
Münchhausen, Börries Freiherr von: Herbstmargen 189
*— — Ein traurig Lied. Mit Vignette . 695
*Port, Frida: Walter von der Vogelweide. Mit Vignette 226
Raderich, Albert: Zwei Sprüche 541
*Salus, Hugo: Der heiße Blick. Mit Vignette 23
*Schanz, Frida: Quellenfinden. Mit Vignette 106
— — St. Elisabeth 347
*— — Eisernes Recht. Mit Vignetten . 533
— — Das Gejaid. Mit Vignetten . . . 709
*Vanselow, Karl: Südland. Mit Vignette 672
*Witkop, Philipp: Aus Oberitalien. Mit Zeichnung 466

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Gattberg, Otto von: Von der amerikanischen Presse 535
*Hauk, Minnie: Aus meiner Berliner Opernzeit. Mit einem Bildnis und Vignetten 445
Ompteda, Georg Freiherr von: Meine Beziehungen zu Sylvester von Geyer . . 65
Pantenius, Theodor H.: Aus meinen Universitätsjahren. Berlin 227
Pietsch, Prof. L.: Kunst und Literatur in Berlin vor sechzig Jahren 663
Wilda, Johannes: Meine erste Seefahrt . 337

Digitized by Google

Seite

Kunst und Literatur.

*Buß, Georg: Künstlerfächer. Mit einer Beilage und elf Abbildungen in Faksimilebuntdruck nach den Originalfächern moderner Künstler 409
*Fischel, Dr. Oskar: Guida Reni. Mit drei Einschaltbildern und dreiundzwanzig Textillustrationen zum Teil in Tandruck 129
*Gensel, Walter: Constantin Meunier. Mit zwei Einschaltbildern und siebzehn Textabbildungen in Tandruck 545
*G. P.: Illustrierte Rundschau 252
Hart, Heinrich: Neues vom Büchertisch 118, 247, 358, 484, 600, 710
*Lieres und Wilkau, G. von: Alte Tanzkunst am Hofe Kaiser Wilhelm II. Mit siebenundzwanzig Abbildungen in Tondruck nach Originalaufnahmen 697
*Ostini, Fritz von: Schöne Brunnen. Mit zwei Einschaltbildern und fünfundzwanzig Textillustrationen in Tandruck 321
*S., H. van: Illustrierte Rundschau 123, 363, 489, 605, 715
*Willrich, Dr. Erich: Wand und Bild. Ein Beitrag zur häuslichen Kunstpflege. Mit vierzehn Abbildungen in Farbdruck nach Werken moderner Meister 49
*Zabeltitz, Hanns von: Aus den Berliner Theatern. Oktober—November 1902. Mit sieben Abbildungen in Tandruck nach Originalaufnahmen 591

Sonstige Aufsätze.

Charpentier, Dr.: Die Staatenbildung befreiter Negersklaven 156
— — Ein König van Karsika. Mit einem Bildnis 437
— — Des Sultanats Atjeh Glück und Ende 689
*Fredrich, Dr. C.: Milet. Mit einer Kartenskizze und dreiundzwanzig Abbildungen in Tandruck nach Originalaufnahmen . . 449
*Grube, Max: Requisiten? Der Kampf mit dem Bühnenabjekt. Mit drei Abbildungen 646
*Hesse-Wartegg, Ernst von: Jeypare. Die Residenz eines indischen Maharaja. Mit neun Abbildungen nach Originalaufnahmen 348
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Holland und England im Kampf um die Seeherrschaft. Mit vierzehn Abbildungen in Tandruck nach Gemälden alter Meister 25
— — Das heilige römische Reich deutscher Nation. Ein Gedenkblatt zum 25. Februar 1903 582
*Howard, Percy: Deutsche Regisseure. Mit einundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen 293
*Lauff, Joseph: Alaaf mein Köln. Eine Karnevalsglosse. Mit zweiundzwanzig Abbildungen 649
*Meyer, Prof. Dr. M. Wilhelm: Die Aufgabe der Vulkane in der Entwickelungsgeschichte der Erde. Mit einundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen . 517
Oncken-Gießen, Prof. Wilhelm: Die Flucht des Prinzen van Preußen in den Märztagen 1848 . . . . . 97, 169
Schiff, Dr. Otto: Die Befreiung der Waldstätte in Geschichte und Sage 341
*Schwarzkopf, Christian: Die Wildrinder. Mit zwölf Abbildungen in Buntdruck nach Originalaufnahmen 673
*Spielberg, Hanns van: Mechanisches Spielzeug. Mit fünfzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen 475
*Stinde, Dr. Julius: Die Blumen des Bauerngartens. Mit zwölf Originalaquarellen in Buntdruck van Fritz Reiß . . 179
— — Wahrsagerei 467
*Zabeltitz, Hanns van: Berlin an der Oberspree. Mit vierunddreißig Abbildungen nach Originalaufnahmen 81
*— — Van der Weinprabe in Kloster Eberbach. Mit vierzehn Abbildungen . . . 237

Neues vom Büchertisch.

Blüthgen, Viktar: Die Spiritisten . . . 120
Bay-Ed, Ida: Die säende Hand 120
Brachvogel, Carry: Der Nachfolger . . . 360
von Bülaw, Frieda: Hüter der Schwelle . 360
Busse-Palma, Georg: Mord 362
Ernst, Otto: Kartäuser-Geschichten. . . . 250
Eschen, W. v. (W. v. Eschstruth): Auf dem Wege nach Erkenntnis 601
Frauentrast 602
Heyse, Paul: Novellen vom Gardasee . . 712
Höcker, Paul Oskar: Es blasen die Trompeten 604
Hopfen, Hans: Gotthard Lingens Fahrt nach dem Glück 710
Jensen, Wilhelm: Der Schleier der Maja . 484
— — Brandenburgscher Pavillon hoch! . 486
Junghans, Sophie: Hymen 358
Lauff, Josef: Maria Verwahnen 714
Megede, Marie zur: Das Licht 248
Nordmann, Richard: Ein Komtessenroman . 247
Ompteda, Georg Frhr. v.: Das schönere Geschlecht 250
Perfall, Karl van: Laras Sommerfrische . 249
Polenz, Wilhelm von: Wurzelacker . . . 118
Rosegger, Peter: Weltgift 600
Sperl, August: So war es 121
Stenglin, Felix Frhr. v.: Das Höchste . . 603
— — Das Wartburglied 603
Thoma, Ludwig: Die Hochzeit. 361
Wassermann, Jakob: Der Moloch 486
Weigand, Wilhelm: Die Frankenthaler . . 361
Wilbrandt, Adolf: Villa Maria 713
Zobeltitz, Fedor van: Der Backfischkasten . 488
Zabeltitz, Hanns van: Besiegter Stein . . 604

Kunstbeilagen.

Bartolazzi, F.: Herzogin von Teschen. Nach einem kolorierten Kupferdruck. Faksimiledruck . . . . . zw. 272 u. 273
Biese, Karl: Christmarkt. Farbige Steinzeichnung. Faksimiledruck . . zw. 496 u. 497
Dolci, Carlo: Madonna. Gemälde. Tandruck . . . . . zw. 368 u. 369

Digitized by Google

Seite

Exter, Julius: Rixensee. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 48 u. 49
Hafmann, Ludwig von: Parta d'Anzio. Paſtell. Faksimiledruck . . . zw. 160 u. 161
— — Porta San Stefana. Paſtell. Faksimiledruck . . . . . zw. 168 u. 169
— — Frühling. Nach der Originallithographie. Faksimiledruck . . . . zw. 96 u. 97
Koch, Georg: Parforcejagd. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 128 u. 129
Liebermann, Max: Fächer. Entwurf. Faksimiledruck . . . . . zw. 424 u. 425
Laaſchen, Hans: Studienkopf. Gemälde. Faksimiledruck. Titelbild.
Raſenſtand, E.: Studienkopf. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 608 u. 609
Smith, J. R.: Mrs. Rabinſan. Nach einem kolorierten Kupferdruck. Faksimiledruck zw. 256 u. 257
Böſin, Jaroslaw: Ungariſche Bäuerin. Ölſtudie. Faksimiledruck. . . . zw. 632 u. 633
Zarn, Anders: Selbſtbildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 8 u. 9

Einſchaltbilder.

Arning, Dr. Ed.: Sirocco. Liebhaberaufnahme. Tondruck . . . . . zw. 192 u. 193
Baleſtrieri, L.: Beethoven. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 640 u. 641
Canal, Gilbert von: Holländiſche Landſchaft. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 576 u. 577
Chiaffarin, F.: David. Bronze. Tandruck zw. 624 u. 625
Cranach, van: Blick auf die Wartburg zur Winterzeit. Liebhaberaufnahme. Tondruck . . . . . zw. 408 u. 409
Demareſt: Rückkehr der Islandfiſcher. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 248 u. 249
Dettmann, Ludwig: Aus Oſtfriesland. Aquarell. Tondruck . . . . . zw. 104 u. 105
Diez, Wilhelm von: Die Grenadiere. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 224 u. 225
Echtler, Adolf: Kleopatra. Gemälde. Holzſchnitt . . . . . zw. 80 u. 81
— — Feldblumen. Gemälde. Holzſchnitt zw. 384 u. 385
Flamm, Albert: Aus der römiſchen Campagna mit Blick auf das Valskergebirge. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 648 u. 649
Frieſe, Richard: Ältender Vierundvierzigender. Gemälde. Tandruck . zw. 584 u. 585
Glümer, H. W. von: Das alte Lied. Skulptur. Tandruck . . . . . zw. 16 u. 17
Hayek, H. van: Altwaſſer im Winter. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 320 u. 321
Hegenbarth, Emanuel: Schimmel in Halbſanne. Gemälde. Tandruck . zw. 536 u. 537
Kallmorgen, Fr.: Am Bahnübergang. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 376 u. 377
Kaufmann, Huga: Zur Freiheit. Bronze. Tandruck . . . . . zw. 288 u. 289
Klein, Philipp: Ein Sannenſtrahl. Gemälde. Tandruck . . . . . zw. 344 u. 345
Koeſter, A.: Trinkende Enten. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 360 u. 361

Seite

Kuehl, F.: Milchmädchen. Gemälde. Holzſchnitt . . . . . zw. 488 u. 489
Liebermann, Max: Kleinkinderſchule. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 616 u. 617
Maiſan, Rudalf: Der Merkur-Brunnen in Bremen. Skulptur. Tondruck zw. 336 u. 337
Mann, Harrington: Ein Märchen. Gemälde. Tandruck . . . . . zw. 400 u. 401
Menshauſen, Frida: Bildnis des Fräulein Angelika Gurlitt. Gemälde. Tondruck zw. 440 u. 441
Mesdag, H. W.: Sommerabend am Strande von Scheveningen. Gemälde. Tandruck zw. 292 u. 293
Meunier, Conſtantin: Büſte eines Laſtträgers. Tondruck. . . . . zw. 544 u. 545
— — Suſanne. Relief. Tandruck zw. 552 u. 553
Meyer, Praf. Dr. M. Wilhelm: Dora Sommerſtorff. Aufnahme. Tondruck zw. 612 u. 613
Nana, L.: Ave Maria. Gemälde. Halzſchnitt . . . . . zw. 24 u. 25
Nordenberg, Henrik: Interieur aus Flandern. Gemälde. Tandruck . . zw. 696 u. 697
Pötzelberger, Rabert: In der Schwemme. Bronze. Tandruck . . . . . zw. 64 u. 65
Reni, Guido: Ecce homo. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 136 u. 137
— — Studie zu einem ſegnenden Chriſtkind. Zeichnung. Tandruck . zw. 144 u. 145
— — Die Madanna. Gemälde. Tondruck zw. 152 u. 153
Röderſtein, Ottilie: Die Lebensalter. Gemälde. Tandruck . . . . . zw. 672 u. 673
Raßmann, Max: Am Wielandſtein. Gemälde. Tandruck . . . . . zw. 312 u. 313
Rathenſtein, W.: Der Bildhauer. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 512 u. 513
Smith, Gearge: Farm auf dem Hügel. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 668 u. 669
Stuck, Franz: Beethaven. Skulptur. Tondruck . . . . . zw. 176 u. 177
Thamm, A.: Herbſtanfang. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 120 u. 121
Tizenthaler, Waldemar: Im Hafen. Aufnahme. Tandruck . . . . . zw. 208 u. 209
Troubetzkoy, Prinz Paul: Ruſſiſcher Draſchkenſchlitten. Skulptur. Tandruck zw. 464 u. 465
Wenk, Albert: Schottiſches Fiſcherdorf. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 448 u. 449
Zulaaga, Ignatia: Bildnis der Schauſpielerin Conſuela. Gemälde. Tondruck zw. 560 u. 561
Zumbuſch, L. v.: Die Gärtnerinnen. Gemälde. Tandruck . . . . . zw. 568 u. 569
*** Die Pferdeſchwemme in Salzburg. Photagraphie. Tondruck . . . . zw. 328 u. 329

Selbſtändige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Balcke, Rabert: Skizze 397
Bieſe, Karl: Kapelle im Schnee. Farbige Steinzeichnung. Faksimiledruck . . . 508
Böhmer, Hauptmann: Bildnis eines Schäfers. Liebhaberaufnahme 197
Brütt, Ferdinand: Studienzeichnung . . . 515

Digitized by Google

Seite

Cordon, Anth.: Mme. Recamier. Nach einem kolorierten Kupferdruck. Faksimiledruck . 268
Dour, Hermann: Auf einsamer Höhe. Farbige Steinzeichnung. Faksimiledruck . . 501
Dreesen, W.: Dünen auf Fanö. Aufnahme 217
Fragonard, J. H.: Studienzeichnung . . 473
Gloeden, W. von: Inneres einer Kirche auf Sizilien. Liebhaberaufnahme 393
Green, V.: Mrs. Cosway. Nach einem Kupferdruck 281
Holzapfel, C.: Waldteich in Sauerland . . 5
Janssen, Peter: Ölstudie 4
Kampf, A.: Studienkopf 13
Kampmann, Gustav: Auf der hohen Eifel. Farbige Steinzeichnung. Faksimiledruck . 504
Keating, G.: Herzogin von Devonshire. Nach einem Kupferdruck 277
Langhammer, A.: Skizze 621
Lipperheide, Freifrau von: Partie aus dem Park zu Matzen bei Brixlegg. Liebhaberaufnahme 201
Looschen, Hans: Studienzeichnung . . . 637
Mirbach, Graf jun.: Straße in Genua. Liebhoberaufnahme 213
Müller, Peter Paul: Am Waldesrand. Ölstudie 389
Oberländer, A.: Schnapphähne. Ölstudie 629
Quase, K.: Bauernhaus von Dievenow. Liebhaberaufnahme 221
Schoeller, Philipp von: Bildnis. Liebhaberaufnahme 205
Smith, J. R.: Flirtilla. Nach einem kolorierten Kupferdruck. Faksimiledruck . . 261
— — Almeria. Nach einem kolorierten Kupferdruck. Faksimiledruck 265
— — Weibliches Bildnis. Nach einem Kupferdruck 285
Terschak, E.: Auf der Paßhöhe. Aufnahme 216
Volkmann, Hans von: Gänsewiese. Farbige Steinzeichnung. Faksimiledruck 505
Ward, W.: Mrs. Benwell. Nach einem kolorierten Kupferdruck Faksimiledruck . 264
Winckel, Richard: Studienzeichnung . . . 613

Kunst, Kunstgewerbe und Anderes.

Seite

Akademie der Künste, Neue, zu Berlin . . 489
Bembé, A.: Innendekoration 715
Bieberfeld, A.: Zimmer für ein junges Mädchen 605
Bing & Groendahl: Kunstgewebe 489
Björnson, B., zum 70. Geburtstage . . . 605
Börmel, E.: Sondmodell 252
Bronzen der Sächsischen Bronzewarenfabrik in Wurzen 489
Conegliano, Cima da: Auferstehung. Gemälde 605
Folkwang in Hagen i. W. 123
Geyger, M.: Marmorstier 362
Goldscheider, F.: Terrokotten 715
Gurschner, G.: Beleuchtungskörper . . . 489
Hausleiter, J. F. P.: Öfen und Kamine . 489
Heiden, Th.: Goldschmiedearbeiten . . . 489
Herter, E.: Toselouissotz und Groddenkmal . 715
Jubiläums-Kunstausstellung zu Karlsruhe. Keramik 123
Kaiser Wilhelm-Brücke in Braunschweig. . 363
Karlsruher Künstlerbund: Glückwunschkarten 605
Keller & Reiner: Moderne Möbel . . . 363
Maison-Moderne: Beleuchtungskörper . . 489
Mayer, R.: Plaketten 363
Metallarbeiten, Nordische 715
Nadelorbeiten 252
Reformkleidung. Ausstellung in Berlin . 489
Rosso, Medardo: Skulpturen 252
Rothmüller, K.: Goldschmiede-Arbeiten . . 489
Schoper, Hugo: Goldschmiede-Arbeiten . . 489
Scheidecker, Frank: Schmucksachen 605
Stadttheater, Das neue zu Köln 363
Stadttheater zu Frankfurt a/M., Das neue 489
Stuck, Franz: Bronzen 252
Turiner Ausstellung 123, 252
Vischer, Rudolf † 363
Vollrath, Otto: Jagdfayencen 123
Vorsatzpapiere, Japonische 605
Weingläser, Moderne 363
Werner, J. H.: Schmuckfachen 489
Wille, R. und F.: Moderne Möbel . . . 715
Zola, Emile † 363

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XIII. Band, Nr. 1 bis 6:

Jungfrau Königin. Roman von Franz Rosen. Seite 1—192. Schluß folgt.

Digitized by Google

Studienkopf von Hans Looschen.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVII. Jahrgang 1902/1903. Heft 1, September 1902.

Allein ich will!

Roman von

Frieda Freiin von Bülow.

(Abdruck verboten.)

Mephistopheles: — — — — dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht!
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsternis gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.
Faust: Allein ich will!
(Goethe.)

An einem Aprilmorgen ging die Schwester Christine von Wüstenkaltheim nach Dietenhausen hinunter. Sie trug ihre große Wachstuchtasche am Arm und hielt den Schirm über sich aufgespannt, denn ein dünner Regen rieselte gleichmäßig nieder. Mit der freien Hand schürzte sie den Rock ihres blaugedruckten Diakonissengewandes mit samt dem Unterrock hoch auf, so daß die derben Lederstiefel und sogar noch ein Stück der grauwollenen Strümpfe zum Vorschein kamen. Das durfte sie sich erlauben, denn auf ihren Morgengängen durch den Wald pflegte sie keinem Menschen zu begegnen, zumal, wenn sie, wie heute, den steilen Richtweg die Eschwand hinunter nahm. Wohl trat hier zuweilen ein Stück Rotwild heraus, oder ein großer grauer Waldhase sprang dicht vor ihr von seinem Lager auf, um die Flucht zu ergreifen, doch vor denen schämte man sich nicht. Dagegen war es gar wichtig, den Saum der Röcke zu schonen. Sie hatte genug und übergenug Arbeit, auch ohne noch „Tengel" ausbürsten oder Rocksäume neu einfassen zu müssen. Allein schon das unaufhörliche Trocknen und Reinmachen der Schuhe bei den durchweichten Wegen! „Ach ja!" Die Schwester Christine seufzte es vor sich hin. Gleich darauf lachte sie vergnüglich auf. Ihr fiel ein, daß im vorigen Spätsommer die Frau Gräfin Dieters sie gefragt hatte: „Warum tragen Sie nicht Galoschen?"

Galoschen! Was so eine vornehme Dame, die vier Monate im Jahr mit Dienern und Wagen und Pferden auf dem Lande lebt, sich für Vorstellungen macht! Galoschen waren ganz schön auf den harten Landstraßen, von denen der Herr Landrat neulich im Milsfelder Kegelklub gesagt hatte, daß er es im Schlaf noch spüre, sobald er auf ‚seine' Straßen käme. Im aufgeweichten Waldboden, auf den von Holzfuhren zerpflügten morastigen Wegen würden sie aber beim ersten Schritt stecken bleiben!

Die Schwester Christine blieb stehen. Sie war an der steilen Eschwand angelangt, die nicht mit Eschen, sondern mit Buchen bestanden war. Feucht und glatt und rötlich glänzte am Boden der Teppich des vorjährigen Buchenlaubs.

So wacker die kleine zarte Schwester bisher ausgeschritten war, zögerte sie jetzt doch angesichts dieses Abstiegs. Wenn sie ins Rutschen kam und fiel, beschmutzte sie ihre Kleider, zerbrach womöglich den Regenschirm, diesen wertvollen Freund! Sie hätte

am Ende doch lieber auf der Fahrstraße bleiben sollen, wenn nur die nicht gar so große Umwege machte mit ihren weiten Kurven! Man verlor soviel schöne Zeit!

Indessen dauerte Unschlüssigkeit bei der Schwester Christine niemals lange. ‚Was muß, muß,‘ dachte sie und entwarf rasch ihren Feldzugsplan. Sie schloß den Schirm und hing ihn mittels einer selbsterfundenen Henkelvorrichtung über den Arm, steckte den Kleiderrock nach Art der Bäuerinnen über den Hüften fest und hatte so beide Hände frei. Nun ließ sie sich, halb laufend, halb gleitend, von einem Baumstamm zum andern fallen. Es ging. Außer Atem und mit verdoppeltem Herzschlag, aber in großer Geschwindigkeit langte sie unten an auf der Waldstraße des oberen Gauatals, welches hier schluchtartig schmal war und der „finstere Grund“ hieß. Ihr Gesicht glühte, ihr Atem keuchte, ihre Hände, von denen sie die gewirkten Handschuhe weislich abgestreift hatte, waren rot und voll Baumrindenfeuchtigkeit.

Erschöpft stand sie still.

Und da bemerkte sie mit einemmal, daß es wirklich Frühling wurde. Das keimte und sproßte grünend um sie her, und die Vögel sangen laut!

Der April war freilich schon beinahe am Ende, aber in diesem rauhen Bergland blieb der Winter gar lange.

Plötzlich erschrak sie. Dort auf der Waldstraße kam jemand — ein Mann — ja, es schien sogar ein Herr!

In Hast ließ sie den Rock herab, strich sich die Scheitel glatt, spannte den Schirm auf und ging mit ihrem leichten, federnden Schritt hurtig weiter. Unter dem Schirm hervor blickte sie verstohlen dem Nahenden entgegen.

Sie erkannte ihn bald. Dieser Hüne im Jägeranzug war ein benachbarter Gutsbesitzer, den die Leute den „Klosterbaron“ nannten, weil sein Gut ein ehemaliges Kloster war. Aber er hieß eigentlich Höllen.

Er schritt so, wie Männer schreiten, die gewohnt sind, auf eigenem Grund und Boden zu gehen. Sein brauner Jagdhund folgte ihm so dicht, daß er mit der Schnauze zuweilen des Herrn Bein berührte.

Als er ihr so nahe gekommen war, daß sie deutlich seine Gesichtszüge erkannte und er also auch die ihrigen, erfaßte sie ein wenig Befangenheit ob dieses gegenseitigen Anschauens auf dem einsamen Wege, und sie wandte den Kopf zur Seite, mit anscheinender Aufmerksamkeit den brüchigen, schwarzbekrusteten Schnee betrachtend, der noch in den Spalten des finsteren Grundes lag und nicht schmelzen wollte, weil die Sonne hier fast niemals herkam.

So wollte sie mit abgewandtem Kopf an ihm vorüber; er aber blieb stehen, zog den Hut und sprach sie an: „Guten Morgen. Sie kennen mich wohl nicht wieder. Wir sahen uns einmal vorigen Sommer auf dem Missionsfest in Niedergauschach. Wissen Sie jetzt? Ich bin der . . .“

Sie unterbrach ihn: „Freilich kenne ich Sie jetzt, Herr Baron.“

— „Wie kommen Sie denn aber hierher in den finsteren Grund?“ fragte er freundlich verwundert.

„Auf dem nächsten Weg von Wüstenkaltheim. Die Eschwand 'runter.“

„Was tausend!“

„Ich hab' nämlich 'ne Kranke unten in Dietenhausen, die ich alle Morgen besorgen muß.“

„Bei Wind und Wetter?“

„Wie's eben ist.“

„Solch eine tapfere kleine Dame!“ sagte er, zugleich herzlich und achtungsvoll.

Ihr wurde ganz seltsam wohl. Ja, sie begriff, daß alle Leute den Klosterbaron gern hatten. Wenn er so sprach und einen so dazu ansah, mußte man ihm ja gut sein. Welch ein Glückslos hatte dessen Frau gezogen! Ach ja! — Aber sie konnte nicht länger stehen und schwatzen.

Mit kurzem Gruß eilte sie weiter. Ihr war ganz hell und froh zu Sinn, als habe sie eben etwas Schönes, Besonderes erlebt.

Das Tal erweiterte sich ein wenig. Die Gaua, die auf den Bergen von Wüstenkaltheim als Quell dem Gestein entsprang, hatte auf ihrem eiligen Weg zu Tal schon soviel Schneewasser und kleine Rinnsale aufgenommen, daß sie hier bereits als angeschwollener Bach neben der Straße murmelte und gluckste.

Weiden und Haselsträucher hingen voller Kätzchen.

An einer steinigen Stelle hockte sie am Bach nieder und spülte die Hände rein. Sie mochten an der Luft trocknen.

Der Waldweg mündete auf die Fahr-

Digitized by Google

straße, die in Serpentinen von Wüstenkaltheim ins Tal hinunter führte, und durch das knospende Gezweig schimmerten die roten Ziegeldächer und Fachwerkhäuschen des Dorfes Dietenhausen.

Ein Bauer kam daher.

Die Schwester, die alle Dietenhäuser kannte, sprach ihn an.

„Na, Hänse-Lude, wie wird's denn? Behalten wir heut den Regen?"

Der Hänse-Lude schaute nach den Wolken und nach den Bergen. Dann sagte er mit einem pfiffigen Lächeln: „Morgenregen und Altweibertanz, das hat beides keine Dauer."

Sie lachte und ging weiter.

Mit ungeheurem Getöse, Geschnatter, Gewackel und Geschrei kam eben die Gänseherde aus dem Dorf, die von der schwachsinnigen alten Katrin' und ihrem klugen, starken Schäferhund auf die Hut am Berghang geleitet wurde.

„Geht's gut, Katrin'?" rief die Schwester.

„Ja, soweit — wenn das Reißen nich wär'!"

„Wo reißt's denn wieder?"

Die Katrin' setzte die Einzelheiten ihrer Beschwerden ausführlich auseinander. Sie sprach langsam und leise, in einer Dorfmundart, zu deren Verständnis die Schwester, die aus dem nördlichen Thüringen stammte, nur sehr mühsam vorgedrungen war. Und die Alte machte dazu ein geheimnisvoll wichtiges Gesicht.

Während sie ihre Leiden schilderte und die Schwester in den ihr geläufigen Worten etwas Trost und Rat erteilte, paßte der verständige Hund auf die lärmende Gänseschar auf.

„Der Fidèle ist doch ein liebes Tier!" sagte die Schwester.

„Der is sehre gut. Ja, ja."

Weiter ging die Schwester und kam an der Brücke vorüber, die zum Schloß führte. Die Dietersburg lag mit samt dem herrlich grünen Schloßgarten auf einer durch zwei Gauaarme gebildeten Insel. Die Gaua, die in dieser Zeit des auf den Bergen schmelzenden Schnees hier ein reißendes Flüßchen war, trennte Herrschaft und Dorf.

Mächtige Bäume und Gebüsch umgaben das Schloß wie ein hoher Schirm, so daß man es von der Straße her im Winter wenig, im Sommer gar nicht sehen konnte. Es lag den Grafen Dieters, die seit vierhundert Jahren in der Dietersburg hausten, auch gar nichts daran, gesehen zu werden, obwohl das alte Schloß malerisch genug wirkte; sie wollten lieber für sich sein.

Schwester Christine, die in Wüstenkaltheim, dem allerärmsten Dorfe des Gebirges, lebte, fand Dietenhausen immer recht wohlhäbig behaglich. Doch es war gegen die Dörfer gesegneterer Landstriche arm, die Häuser klein, teilweise noch mit Stroh gedeckt und baufällig. Der steinige Boden des Gebirges ernährte den Landmann kümmerlich.

Über die Brücke vom Schloß her kam ein Diener in der gräflichen Hauslivree.

„Ist die Herrschaft schon hier?!" rief ihn die Schwester verwundert an.

„Jawohl. Und wir bleiben jetzt hier."

„Na, dann komme ich nachher 'mal vor."

Am Ende des Dorfes, schon auf der Anhöhe, lag das Armenhaus, das eine Gründung der jungen Gräfin Dieters war. Sie hatte gern ein neues Haus bauen wollen, und das wäre auch viel hygienischer gewesen, aber der Herr Graf konnte die neuen Häuser nicht leiden. Er hatte nur erlaubt, ein altes Bauernhaus anzukaufen. Dieses war mit seinem tief herabreichenden moosbewachsenen Strohdach gar malerisch anzusehen, aber baufällig und armselig war es und kostete eine Menge Ausbesserungsgeld.

Dort wohnten die drei obdachlosen Dorfarmen, der Peter, die Schulze-Lisebet und die Gret. Dazu hatte die Gräfin ein Tagelöhner-Ehepaar als Hauseltern eingesetzt.

Auf einer Holzbank vor der Tür saß der Peter und guckte in die Luft. Er sah ein wenig hilflos und kläglich aus, weil der Himmel bewölkt war, denn des Peters Lebensglück war der Sonnenschein. Mit blödem Lächeln erwiderte er den Gruß der Schwester.

„Mut, Peter! Die Sonne kommt heut noch."

Sein stumpfer Geist erfaßte die Worte nicht, aber wohl empfand er die aufmunternde Freundlichkeit. Etwas wie ein Kinderlächeln überflog das bärtige Gesicht.

Als die Schwester Christine aber in das kleine Zimmer trat, in dem die alte Gret lag, um diese, wie jeden Morgen, zu säubern und umzubetten, war die Gret tot.

Sie sei über Nacht, ohne daß eins 'was

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Ölstudie von Prof. Peter Janssen-Düsseldorf.

gemerkt hätte, gestorben, berichtete die Brücknern, welche die Hausmutter war.

„Nun, da hai es der liebe Gott gut gemeint," sagte die Schwester, „mit ihr und mit uns."

„Viel gute Tag' hat sie nicht gehabi," meinte die Brücknern.

Die alte Schulze-Lisebet, die von Gicht gekrümmi war, seufzte: „Besser schlimme Tag' als tot sein!" Die Lisebet liebte das Leben und genoß es jetzi in ihrem ruhigen Asyl unter der Gönnerschaft der gnädigen Gräfin, der sie manches Erfreuende abzuschmeicheln verstand, wie sie es früher nicht hatte genießen können. Jetzt genoß sie auch das Ereignis dieses Todesfalls, der einige Abwechslung brachte. Nicht nur, daß die Nachbarinnen „zu Spill" kommen würden, sie bewegte in ihrem Gemüt auch heimliche Begierden nach dem einen und anderen Stück aus dem geringen Nachlaß der Grei. Von den guten Bettsachen, die die Gräfin geschenkt hatte, konnte wohl etwas auf sie fallen. Freilich, die Brücknern hatie ihre Augen gleichfalls schon darauf geworfen, aber mit der wollte sie sich einigen. Nur der Schwester mußte man irgend 'was vormachen! Die war zu genau!

Schwester Christine wusch indessen die alte Gret zum letztenmal und kleidete sie für den Sarg.

2.

Ein Diener geleiiete die Schwester Christine durch einen dunklen Saal der Dietersburg.

Wenn die Schwester Christine in diesen Saal trat, wurde ihr stets etwas beklommen zu Mute, so vornehm und feierlich war hier alles. Lebensgroße Gemälde an den Wänden und spiegelglattes Parkett unter den Füßen, und jedes Möbel wie aus einem Palast. Und dies halbe Licht und der hallende Schritt und dieser ganz seltsame feine Duft nach Altertümlichkeit! Man wagte kaum aufzutreten und wurde sich mit einemmal seiner groben schmutzigen Stiefel und der plumpen Baumwollhandschuhe störend bewußt.

„Die Frau Gräfin sitzt auf dem Altan," sagte der Diener.

Am Ende des Saales führte eine Tür auf diesen sogenannten Alian, einen steinernen Ausbau über der jetzt in lichtem, zartestem Grün prangenden Parkwiese, die von einem dichten Kranz alter Bäume und blühender Sträucher umgeben war, so daß man über sie hinaus nichts sah, als die nahen Waldberge. Ein Zeltdach von rot- und weißgestreiftem Segeltuch schützie vor Regen und Sonne.

Schon hatten sich die Wolken zerteilt, blauer Himmel lugte allenthalben vor. Schon schwebten Sonnenstrahlen auf Leitern von bläulichem Duft durch das Gewirr der regennassen Zweige nieder. Feuerfarbene flatierige Tulpen leuchteten auf einem Beet. Es dusteie siark nach fruchtbarem Erdbrodem.

Die Gräfin Gabriele Dieters saß auf einem Strohsessel und arbeitete. Ein Waschkorb mit Lumpen stand neben ihr. Vor ihr auf einem Gartentisch lag ein Häuschen ausgezupfter Wollfäden.

Sie stand nicht auf, streckte jedoch der Schwester kordial die Hand entgegen. Ihr an Marmorstatuen erinnerndes Gesicht zeigte keine Spur von dem üblichen Begrüßungs-

Digitized by Google

lächeln, welches unter höflichen Leuten das Vergnügen zu markieren pflegt, das sie gewöhnlich nicht empfinden. Sie lächelte sehr selten, manche behaupteten: nie. Dagegen legte sie eben jetzt in ihren Ton eine etwas übertriebene Einfachheit und Herzlichkeit.

„Wie freue ich mich, meine gute, liebe Schwester Christine! Nun müssen Sie mir sehr viel erzählen! Setzen Sie sich zu mir. Hier. Sie bekommen gleich eine Tasse Schokolade. Nein, Sie trinken eine Tasse, da werden Sie gar nicht gefragt. Wissen Sie, was das ist?" — sie wies auf die Lumpen. „Das ist mein neuestes Sparsystem: aus alten Wolllappen, die ich aufreppele, lasse ich einen derben Stoff weben, der prächtige Winterhosen für unsere Dorfarmen gibt. Ist das nicht eine gute Erfindung?"

„Ja."

„Mein Sohn sagt freilich —" die Gräfin lachte ein kleines, etwas krampfhaftes Lachen —, „ich sei in einen solchen Jagdeifer auf Wollstoffreste gekommen, daß die wollenen Kleider seiner Frau ihm nicht mehr sicher schienen! — Aber nun erzählen Sie mir zu allererst 'mal ausführlich, wie es Ihnen diesen Winter in Ihrem eisigen Wüstenkaltheim eigentlich gegangen ist!"

„Mir ist's ja ganz ordentlich gegangen, aber im Dorf haben wir wieder viel Krankheit gehabt, und unser Herr Pfarrer ...."

„Da kommt Ihre Schokolade," unterbrach die Gräfin und nahm dem Diener die Tasse vom Teebrett. „Das ist nämlich ein neues Präparat von ganz vorzüglichem Nährwert. Lüders, packen Sie zwei Pfundpakete von der Nährsalzschokolade in Schwester Christinens Tasche."

Die Schwester bedankte sich erfreut. „Das wird 'was für meinen Herrn Pfarrer sein," sagte sie.

„Nun also: Wie geht es Ihnen? Das interessiert mich jetzt am meisten."

Die Schwester dachte: ‚Nicht die Bohne interessiert es dich ja. Das merkt man doch.'

Aus unserer Studienmappe:

Waldteich im Sauerland. Ölstudie von Carl Holzapfel-Berlin.

Sie sagte: „Diese Nacht ist die Armengret gestorben. Eben komm' ich von ihr."

„Nein, wie mich das betrübt!" rief die Gräfin. „Die arme gute alte Seele! Ich hab' ja keine Ahnung gehabt, daß sie so krank war! Ist denn auch alles getan, was getan werden konnte?"

Schwester Christine zuckte etwas mit den Achseln. „Altersschwäche. Da ist nichts zu machen. Es ist auch gut so," setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu, „für sie und für mich."

Die Gräfin runzelte unmerklich die Brauen. Sie dachte: ‚So etwas sagt man nicht. Man kann es ja denken, aber man spricht es nicht aus.'

Sie tat, als habe sie gar nichts gehört, und wiederholte voll Teilnahme: „Also nun ist sie hinüber, die gute Seele! Eine liebe, prächtige Alte!"

„Ach, Frau Gräfin, sie war ja seit Jahren blödsinnig!"

Die schönen grauen Augen der Gräfin blickten eisig.

„Ich erinnere mich nur, daß sie ein liebes, bescheidenes, einfältiges Gemüt hatte," sagte sie abschließend. Dann fragte sie nach einigen anderen Dorfarmen.

Die Schwester Christine berichtete mit der lebhaften Teilnahme dessen, der mitten drin steht, und die Gräfin bekundete eine gleichfalls lebhafte Teilnahme, an deren Echtheit jedoch die Schwester auf Grund ihrer vorjährigen Erfahrungen einigen Zweifel hegte.

Es war das alles ein bißchen Dekorum bei der Gräfin, „Getue" nannte es die Schwester Christine in ihrem Herzen. Doch sie wunderte sich gar nicht darüber.

Die gräfliche Herrschaft hatte immer nur einige Sommermonate in der Dietersburg zugebracht, denn der alte Graf hatte irgendwo ein hohes Amt bei Hofe bekleidet. Und dann war immerzu Besuch im Schloß, den man unterhalten mußte.

Auch im vorigen Jahr war die junge Frau des alten Grafen mit einem Haufen von Vorsätzen, sich den Armen zu widmen, alles im Dorf zu reformieren und zu beglücken, gekommen, und da hatte sich die noch ungewitzigte Schwester Christine die schönsten Hoffnungen gemacht. Schließlich war nichts herausgekommen als die paar Liebesgaben und schöne Worte. Die Gräfin war immer mit etwas anderem beschäftigt. Und der Pfarrer des Nachbardorfes Niedergauschach, der in der Dietersburg halb verwandtschaftlich verkehrte, hatte der Schwester Christine, die ihm ihre Enttäuschung einmal klagte, gesagt, das sei einmal die Art der Gräfin und damit solle sie nur in Zukunft rechnen.

Als die Schwester ihre Schokolade getrunken und in Eile ein gut Teil Dietenhäuser Dorfchronik vorgetragen hatte, verabschiedete sie sich; aber die Gräfin geleitete sie durch den Schloßhof über die Gauabrücke bis auf die Dorfstraße hinaus.

Gräfin Gabriele entstammte einer fürstlichen Familie und hatte manche Gepflogenheiten einer Fürstin. Sie pflegte Fragen zu stellen, ohne Antwort zu verlangen, und sie pflegte diejenigen, mit denen sie zu verkehren geruhte, stets auf Armeslänge entfernt zu halten. Fiel es ihr eben ein, so konnte sie mit Hintansetzung aller Etikette plötzlich eine gemütliche Vertraulichkeit zur Schau tragen; aber wenn der so Ausgezeichnete dumm genug war, diese Vertraulichkeit erwidern zu wollen, wurde er sogleich mit eisiger Kälte in die gebührenden Schranken zurückgewiesen.

Jetzt eben gefiel es der Gräfin, die einfache Landfrau herauszukehren. Sie hing ihren Arm in den der viel kleineren Schwester und schlenderte ohne Hut und Handschuhe auf die Dorfstraße hinaus.

Aber alles dies, die Vertraulichkeit wie die stolze Reserve, war der Schwester Christine gleichgültig, denn sie besaß die seelische Unabhängigkeit eines Menschen, der seine ganze Kraft einsetzt in Erfüllung der Pflicht. Gegenüber den dringenden Anforderungen, die fast jede Stunde an sie stellte, verloren die tausend wichtigen Nichtigkeiten, die in der Gesellschaft eine so dominierende Rolle spielen, jeden Schein von Bedeutung.

„Wissen Sie: jetzt wird das alles ganz anders werden," plauderte die Gräfin. „Mein Mann hat sich entschlossen, Sommer und Winter in Dietenhausen zu bleiben, weil er bei seinen Jahren der Ruhe doch recht bedürftig ist. Da wollen wir 'mal alles ganz energisch in Angriff nehmen. Ich will Dietenhausen zu einem Dorf machen, wie ein Dorf sein soll. Und wenn ich hier mit allen meinen Reformen durchgedrungen bin, kommt auch Ihr Wüsten-

Digitized by Google

kaltheim an die Reihe. Dafür will ich jetzt ganz leben, denn eine große Aufgabe muß man haben. Mit meinem Haus muß ich ja natürlich anfangen. ‚Begin at home' sagt der praktische Engländer."

Die Schwester hörte kaum hin. Sie sah nach den Ziegen, die eben einzeln oder zu zweien hier und dort ihr Gehöft verließen, um verständig den Weg nach dem Versammlungsort unter den Linden einzuschlagen, von wo sie der langbärtige Ziegenhirt Tobi auf die Hut führte.

„Nun also: guten Weg, Schwester," sagte plötzlich in ihrer Abschied erteilenden Weise die Gräfin. Ihre Augen blickten ganz abwesend. Die Schwester Christine empfand deutlich, daß sie soeben auch aus den Gedanken der Gräfin entlassen und durch etwas anderes verdrängt worden war.

Sie bemerkte gleich darauf durch wen. Während sie mit ihrem hurtigen Diakonissenschritt eilends ihres Weges ging, sah sie den Freiherrn von Höllen, dem sie vor einer Stunde im finsteren Grund begegnet war, über die Straße auf die Gräfin zukommen.

Sie hörte noch die Laute einer freudigen Begrüßung, wirklich freudig diesmal, wie ihr schien, und unwillkürlich wandte sie den Kopf zurück.

Was waren es für ein paar herrliche, hohe, kraftvolle Gestalten, jene beiden! Sie hätten ein Stamm-Elternpaar sein müssen, ging es ihr durch den Sinn. Aber es ist gewöhnlich anders, als man selbst es einrichten möchte in Gottes wunderlicher Welt. Dieser Hüne hatte eine kleine schwache kränkliche Frau, die um einige Jahre älter war als er, und die wunderschöne junge Gräfin war die Frau eines gebrechlichen Greises.

3.

Heiß und müde, — so besonders müde, wie man durch das Wandern in der Frühlingsluft wird, — langte die Schwester Christine endlich auf der Höhe ihres Dorfes Wüstenkaltheim an.

Wie Schwalbennester klebten die bröckelnden Lehmhütten mit ihren tiefhangenden Strohdächern am Berg, so daß auf der Rückseite bei vielen das Dach den Erdboden berührte. Meist lagen die Hütten einzeln, wo gerade eine geschützte Stelle zum Hausbau ermutigt hatte. Nur am Eingang des Dorfes bildeten zwei Reihen kleiner Giebelhäuser mit ihren Höfchen, Stallungen und Scheunen eine regelrechte Gasse.

Die armseligen Äcker der Wüstenkaltheimer lagen so steil und waren so steinig, daß das Bearbeiten unverhältnismäßige Anstrengung kostete. Und bei aller Mühe blieb der Ertrag gering.

Oberhalb des Dorfes dehnte sich zwar eine Hochfläche aus, „das hohe Moor" genannt. Allein sie lag wie eine Wüste, kaum für Fußgänger passierbar, denn der Boden war trotz der Gebirgshöhe Sumpf und Moor.

Vielleicht war es gerade die durch das hohe Moor einerseits und die Steilhänge andererseits geschaffene Unzugänglichkeit, was die ersten Besiedler einst veranlaßt hatte, sich in dieser unwirtlichen Bergöde niederzulassen. ‚Hier ist gut sein,' hatten sie wahrlich nicht sagen können.

Die Sage berichtet, das Dorf der Wüstenkaltheimer habe einst an anderer Stelle gestanden und einen anderen Namen gehabt. Dieses ursprüngliche Dorf sei im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden — von den Schweden niedergebrannt. Die geflüchteten Einwohner, so viel ihrer mit dem Leben davongekommen waren, hatten dann ihre Hütten hoch oben, mitten in wildem Wald und Gestein, aufgebaut, in der Hoffnung, daß bis hierher kein Feind sich versteigen werde.

Vor dem Feind in Kriegsgewand war Wüstenkaltheim seither auch wirklich verschont geblieben; aber Hunger und Krankheit hatten viel fürchterlicher, weil viel andauernder, gegen die armen Einwohner gewütet.

„Ihr sollt nicht widerstreben dem Übel," predigte der neue Pfarrer von Wüstenkaltheim, „und wenn Ihr Euch der Zuchtrute Gottes entziehet, wird die Züchtigung an Euren Kindern zwiefach heimgezahlt werden."

Seit der letzten Hungertyphus-Epidemie hatte der kleine mitteldeutsche Staat, dem Wüstenkaltheim zugehörte, sein möglichstes für das Dorf getan; vor allem hatte er dicht am Wald ein Gemeindehaus aus Stein bauen lassen, mit einem Ziegeldach, in dem für Notfälle einige Kranke Unterkunft finden konnten. Darauf war Schwester Christine als Gemeinde-Diakonissin geschickt

Digitized by Google

worden. Seit drei Jahren waltete nun das tapfere Mädchen hier seines mühevollen Amtes.

Um dieselbe Zeit, als der Bau des Gemeindehauses in Angriff genommen wurde, war auch nach langer Vakanz wieder ein Pfarrer in Wüstenkaltheim eingezogen. Der hatte aber das rauhe Klima und die ungesunden Wohnverhältnisse nicht lange ausgehalten, sondern nach Jahresfrist um seiner und seiner Frau Gesundheit willen um schleunige Versetzung einkommen müssen. Man erwählte nun einen von gesunder Fülle strotzenden Kandidaten für den verlorenen Posten, einen Herrn Paulus Strut. Allein dieses Mannes Sache war das Asketentum nicht. Er hielt es mit den Kindern der Welt und liebte vor allem eine wohlbesetzte Tafel und ein gutes Bier. So sah man ihn schier häufiger in dem Städtchen Milsfeld als in seinem Pfarrdorf, und nachdem er eine ernstliche Ermahnung vom hohen Konsistorium hatte einstecken müssen, entschloß er sich kurz und sagte dem geistlichen Stand Valet. Dieser Paulus Strut, der ein zwar korpulenter, aber hübscher und fröhlicher junger Mann gewesen, hatte die Erbtochter des ersten Gastwirts von Milsfeld geheiratet und lebte jetzt nach dem Tode seines Schwiegervaters dort als Gastwirt zum Roß. Das Konsistorium betrachtete nunmehr die Pfarre von Wüstenkaltheim als Strafverbannung und sandte einen Pfarrer dorthin, der auf seiner bisherigen Stelle Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte, seiner ketzerischen Ansichten wegen. Allein der legte nach wenigen Monaten gleichfalls das geistliche Amt nieder und ging unter die Sozialisten.

Am liebsten hätte man die übie Stelle nun wieder unbesetzt gelassen. Doch die Landesmutter hatte seit der letzten Typhusepidemie das unglückliche Dorf im Auge behalten und wünschte dringend, daß es seinen eigenen Seelsorger habe. Man bot also den Posten aus, mit dem Vermerk, daß er ein schwerer sei, und daß nur gesunde kräftige, mit gesunden kräftigen Frauen begnadete oder unverehelichte Bewerber, die den inneren Beruf fühlten, im Dienste des Herrn *rauhe* Wege zu wandeln, sich melden möchten.

Es fanden sich zwei annehmbare Bewerber, unter welchen man den Unverheirateten wählte.

Dieser, ein bis dahin in Berlin als Hilfsgeistlicher tätig gewesener, sehr begabter junger Mann, namens Georg Bacha, hatte sich durch sein Übermaß an frommem Eifer unbequem gemacht, und es schien den Herren vom Konsistorium so übel nicht, den jungen Hitzkopf gleichsam etwas auf Eis zu setzen. Ein paar Jahre Wüstenkaltheim konnten ihn derart mäßigen und mildern, daß auch „unter Menschen" etwas mit ihm anzustellen sein würde.

Im Oktober vorigen Jahres war Pfarrer Bacha in Wüstenkaltheim eingezogen und hatte seine Amtstätigkeit mit einem Lungenkatarrh begonnen, an dem er wochenlang gelegen hatte. Die Schwester Christine hatte ihn treulich gepflegt. Dann kam der Winterfrost mit klarem Sonnenwetter, das um die Jahreszeit auf den Bergen heller und wärmer ist, als im Tiefland; da hatte sich der Pfarrer erholt und in der reinen Höhenluft mit ihrem blendenden Sonnenglanz sich so erfrischt und gestählt, daß er den langen Winter und die Stürme des Vorfrühlings bei guter Gesundheit überstand.

Die Herren vom Konsistorium, deren Säckel immer gar leer war, hatten sich zu der Anfrage entschlossen, ob Bacha den Bau eines neuen Pfarrhauses für dringend wünschenswert erachte, indem das alte nach Angabe seiner Vorgänger, welche Angabe der zur Inspektion entsandte Konsistoriairat bekräftigt hatte, etwas baufällig sei.

Zu ihrem freudigen Erstaunen schrieb Bacha zurück, das alte Haus genüge seinen Bedürfnissen vollauf. Er wohne immer noch besser als die meisten seiner Dorfleute, ja im Vergleich mit den Hütten vieler sei das Pfarrhaus ein Palast.

‚Gott sei Dank!' dachten die geplagten Herren, ‚jetzt haben wir endlich den Rechten gefunden.' —

Eben als die Schwester Christine erhitzt vom Bergsteigen und etwas außer Atem die ersten Dorfhütten erreichte, stand der Pfarrer auf der Gasse im Gespräch mit der Frau des Dorfschmieds.

Der Schmied, „Velten-Köß (d. i. Valentin Kaspar) geheißen, hatte sich vor einigen Wochen mit dem Schmiedehammer den Fuß zerquetscht, so daß die Schwester Christine ihn nach der Residenz in die Klinik hatte

Digitized by Google

Selbstbildnis. Nach dem in den Uffizien zu Florenz befindlichen Gemälde von Anders Zorn-Paris.
(Aufnahme von Gebr. Alinari in Florenz.)

bringen müssen, wo ihm ein paar Fußzehen amputiert worden waren. An Krücken gehend, war er kürzlich heimgekommen.

Obwohl die Schmiedsleute zu den wohlhabendsten Dorfbewohnern gehörten, sah die Frau schwermütig und ungesund aus.

Als der Pfarrer an ihrem Häuschen vorübergegangen, war sie rasch aus der Tür auf ihn losgegangen und hatte ihm einen Taler hingereicht.

Er sah sie verwundert an.

„Ich hab's versprochen, wenn mir der Mann auf seinen Füßen wieder ins Haus käm'," sagte sie in trübem Ton.

„Ein Dankopfer?!" rief der Pfarrer überrascht und erfreut. „Das ist recht. Wofür soll ich es verwenden? Für unsere Armen? Für unsere Kranken?"

„Ich möcht's für die Kirche, Herr Pfarr'."

„Wie Ihr wünscht. Aber ich trage nicht den Klingelbeutel mit mir herum. Wollt Ihr mir nicht Eure Opfergabe in mein Haus bringen?"

Die Köß-Hanne empfand sogleich, daß sie gegen eine Form verstoßen hatte.

„Nichts für ungut, Herr Pfarr', ich werd's bringen."

Er fragte in gütigem Ton nach dem Befinden des Genesenen.

Die Frau schüttelte traurig den Kopf.

„Ach, so richtig wird er doch nicht wieder. Wenn's mit dem Laufen nicht mehr geht! . . ."

„Geht's mit dem Bein nicht so recht mehr, so geht's mit der Hand oder mit dem Kopf um so besser. Habt Ihr noch nicht erfahren, daß Gott allemal, wo er mit einer Hand nimmt, mit der anderen gibt?"

Sie blieb verzagt. „Es geht einmal bergab."

„Ja, wenn wir hinab sehen, statt hinauf! Sonst nicht. Habt Ihr mal 'nen Radfahrer gesehen?"

„Ja."

„Dem sein Rad fährt immer dahin, wohin er schaut. Der Blick schafft die Wegrichtung. So geht's uns Menschen allen. Versucht einmal fest nach oben zu sehen, und ich sage Euch: Ihr werdet bald fühlen, daß es bergauf mit Euch geht. Wollt Ihr?"

„Ja, Herr Pfarr'," sagte sie, aber es sprach aus ihrer matten Stimme weder Entschluß noch Überzeugtheit.

‚O Schmiedin!' dachte Bacha, ‚auf Euch muß ich noch kräftig herumhämmern, ehe das Eisen weiß glüht.'

„Fehlt nur Sonntags nicht in der Kirche," mahnte er noch.

Sie nickte und ging mit ihrem Opfertaler ins Haus zurück. Der junge Pfarrer bückte den Kopf und dachte, daß ein Taler für diese Frau mehr bedeutete als für den Grafen unten in der Dietersburg hundert oder für die reichen Leute in Berlin tausend. Es war ein wirkliches Opfer, das sie brachte, und sie hatte es in der Angst ihres Herzens gelobt. Nun aber die Angst vorüber war, zwang sie nichts in der Welt dazu, ihr nur sich selbst gegebenes Versprechen zu halten, nichts als ihre Ehrlichkeit. Und sie hatte ihn vielleicht so damit überfallen, um sich selbst ein Ausweichen unmöglich zu machen. Ob er recht getan hatte, auf Wahrung der Form zu bestehen?

Der Amtsbruder Leonhart unten in Niedergauschach hätte jedenfalls den Taler ruhig in die Tasche gesteckt und nach Hause getragen.

Der konnte sich auch zum Betteln demütigen!

„Zwei Dinge muß ein Pfarrer können," hatte neulich auf der Konferenz in Milsfeld die kluge kleine Frau des Superintendenten zu ihm gesagt, „singen und betteln! Wenn einer das nicht kann, soll er nicht Pfarrer werden." —

Nein! Er, Bacha, hatte niemals betteln können. Mußte er es einmal tun, so wurde das Bitten zum Fordern, wie man's von den sizilianischen Banditen erzählt. —

Als er jetzt den Kopf hob, sah er die Schwester Christine vor sich.

„Sie sind wieder zu rasch bergauf gegangen!" rief er ihr zu und drohte lächelnd mit dem Finger.

„Ach was," meinte sie unbekümmert. „Was ich Ihnen sagen wollte: Die alte Gret' ist heut nacht gestorben."

Bacha wurde ernst und sah auf seine Füße.

„Und denken Sie sich: die gräfliche Herrschaft ist schon in Dietenhausen. So früh sind sie noch nie aufs Land gekommen. Und nun wollen sie ganz hier bleiben.

Digitized by Google

Denn der alte Herr mit seinen achtundsiebzig hat das Leben in der Welt satt."

Der Pfarrer hatte lebhaft aufgeblickt.

Diese zweite Neuigkeit interessierte ihn weit mehr als die erste. Er kannte die Gutsherrschaft, in deren Kirche er allsonntäglich zu predigen hatte, noch nicht. Und es war unausbleiblich, daß er vielfach mit ihr in Berührung kam. Der Graf war ein Greis, und die Gräfin hätte seine Enkelin sein können, denn sie mußte um fünfzig Jahre jünger sein als er. Eine solche Ehe war doch eine Monstrosität. Aber beide galten für stolz, unnahbar und herrisch. Sie würden sich die erste Stimme in allen Gemeindeangelegenheiten anmaßen und ihm in den Weg treten. Dann aber sollten sie sehen, mit wem sie es jetzt zu tun hatten!

Im Herzen des Pfarrers regte sich die Kampflust und belebte ihn aufs angenehmste. Kampf und Sieg, das waren für ihn die Lebenselemente. Ruhe war der Tod.

„Haben Sie jemand von den Herrschaften gesprochen?" fragte er.

„Ja, gewiß. Ich bin bei der Frau Gräfin gewesen, und sie hat mir sechs Pfund Schokolade in die Tasche gepackt."

Sie reichte ihm die Wachstuchtasche hin. Er ergriff sie und fand sie ziemlich schwer.

„Das werden Sie auf dem steilen Weg gespürt haben," meinte er; „die Gräfin hätte die Schokolade durch einen ihrer Diener schicken können."

„Da hab' ich doch oftmals viel mehr zu schleppen."

„Ja, gewiß. Wir können und sollen jeder unsere Bürde tragen. Aber eine große Dame dürfte nicht gedankenlos aufbürden."

„Ich bin froh, wenn ich 'was geschenkt krieg' und trag's gern," sagte die Schwester wohlgemut.

Er merkte, daß sie ihn nicht genau verstand. Das war häufig der Fall, obwohl er sich der Fassungskraft seiner treuen Mitarbeiterin nach Möglichkeit anpaßte.

Er schätzte sie sehr. Vielleicht dankte er es ihrer unermüdlichen Sorge allein, daß er noch lebte und gesund geworden war!

Und doch hatte er heimlich oft gewünscht, sie möchte nicht seine tägliche Gefährtin sein. Weil er mit ihr sich unterhalten mußte, ohne doch von dem, was seine Seele in der Tiefe bewegte, zu ihr sprechen zu können, kam er dazu, manches zu äußern, was, wie er nachher fand, ebensogut, nein besser! — hätte ungesagt bleiben sollen. Daß er eben jetzt z. B. sein Mißfallen an der Gedankenlosigkeit der Gräfin Dieters ausgesprochen hatte, verdroß ihn gleich darauf. Daß Schwester Christine sich unbefangen und in edler Demut einfach an das Gute hielt, war ganz gewiß für sie das Beste. Was brauchte er auf die Wärme ihres Dankgefühls den erkältenden Hauch seines Nörgelns zu blasen?! War das Seelsorge? —

„Ich bin auf dem Weg zum Eschenmüller," sagte er.

„Und ich muß noch der Boten-Bertha ihren Jungen rasch baden. Sein Ausschlag ist schon viel besser. — Dann setz' ich aber gleich den Mittag auf. Kommen Sie nicht zu spät, Herr Pfarrer! Ich hab' heut' 'was Gutes: vom Schulzen seiner Schlachtschüssel frische Wurstsuppe und Wurst."

Er nickte, ohne sonderliche Vorfreude zu verraten, und ging seines Weges.

Auf einmal fiel ihm die alte Gret ein.

Ja richtig, die war heut gestorben. Nun mußte er ihr eine Begräbnisrede halten, möglicherweise vor Graf und Gräfin Dieters. Diese würden vielleicht auf den Kirchhof kommen, um der Armenhäuslerin, die unter ihrer Protektion gestanden, eine Ehre zu erweisen und um den neuen Pfarrer zu begutachten.

Man hatte ihn, als er in diese Berg-Einöde zog, in guter Meinung, ihn zu zu trösten, auf die Dietersburg verwiesen. „Ganz aus der Welt sind Sie ja nicht," hatte der wohlwollende Kirchenrat gesagt, „denn da Sie auch in Dietenhausen zu amtieren haben, ergibt sich der Verkehr im Schloß ganz von selbst."

Vacha lächelte vor sich hin. So einfach und ‚ganz von selbst', wie der gute Kirchenrat sich das dachte, war die Sache nun freilich nicht. Und zwar war sie deshalb nicht einfach, weil er selbst nicht einfach war.

Sich gnädigst zum Essen einladen lassen und dafür den Angenehmen im Salon der Gräfin spielen, das war seine Sache nicht. Er mußte persönlich gesiegt haben, ehe er verkehren mochte. Und dann verkehrte man

Digitized by Google

nicht auf gleichem Fuß, sondern die anderen mußten sich durch seinen Besuch ausgezeichnet fühlen. Da aber dieser Graf und seine Gräfin für ihren Standeshochmut verrufen waren, würde es zunächst einen Kampf geben!

Jedenfalls konnte er im Anschluß an die Beerdigung seinen Antrittsbesuch machen.

Plötzlich blieb er wie im jähen Erschrecken stehen und griff sich an die Stirn. Was war das wieder?! Der Tod einer Mitchristin, die Beerdigung ihrer armen Erdenhülle hatten ihn zu ganz eitlen, weltlichen Gedanken geführt! Und wenn es etwas gab, was den Menschengeist aus seiner Eitelkeitsverblödung wachrütteln konnte, so war es das ernste Angesicht des Todes! Das klägliche, gleichmachende, unentrinnbare Ende aller Menschenherrlichkeit! ‚Wann werde ich Armseliger dahin gelangen, mit den Augen der ewigen Wahrheit zu sehen?!' —

Er ging nach der Mühle, die eine Viertelstunde thalwärts lag, um dem Müller einmal die Leviten zu lesen ob seiner Trunksucht. Der hatte am letzten Sonntag seine Frau geprügelt.

„Wenn er's wenigstens am Montag getan hätt'," hatte die Frau dem Pfarrer geklagt, „aber grad zum Sonntag, nee, nee."

Und was hatten diese armen Wüstenkaltheimerinnen von ihrem Sonntag! Nichts als den Gottesdienst und den lieben Frieden. Nach der Predigt, wenn die Männer spazieren gingen und ins Wirtshaus, schafften die Weiber daheim am Waschtrog und flickten. Denn nur am Sonntag fanden sie freie Zeit, ihre Hauswäsche über Seite zu bringen.

Sie hatten kein Vergnügen, aber doch war ihnen der Sonntag ein Tag, den sie unentweiht haben wollten. Und das war recht und schön.

Unterwegs dachte der Pfarrer an die Gret und ihren Lebenslauf, der mit einer außerehelichen Geburt begonnen und im Armenhaus geendet hatte. Dazwischen siebzig Jahre oder mehr der Niedrigkeit und Plackerei. Vacha konnte, wenn er in Stimmung war, mit hinreißender Beredsamkeit sprechen, und schon begann der Künstlertrieb in ihm an der Gestaltung einer erschütternden Leichenrede zu arbeiten. Nicht nur an Inhalt und Worte dachte er, sondern an die verschiedenen Tonarten, an die Modulation der Stimme, an die Steigerung des Affekts, und da ihm dies deutlich vorschwebte, genoß er im Vorgefühl, was er so gut kannte: den Rausch des Redners, der seine Hörerschaft hypnotisiert, daß sie weint und zittert und jubelt, wie er will, und mit verhaltenem Atem nur noch ein einziges in seinen Worten lebendes Wesen vorstellt, dessen ungeheure Erregung wiederum elektrisierend auf den Redner zurückwirkt.

Und wie mußten der Graf und die Gräfin nun erstaunen, wenn sie unversehens in ihrem hinterfränkischen Gebirgsdorf eine rednerische Glanzleistung ersten Ranges zu hören bekamen!

Triumphe dieser Art waren es gewesen, die ihn aus der Reichshauptstadt in diese Einöde getrieben hatten. Er war vor sich selbst geflüchtet.

Man hatte in Berlin für ihn geschwärmt, sonderlich die Damen; denn er war auch schön, von dem strengen, etwas herben Stil, der gut zu seinem geistlichen Stand stimmte. Aber er hatte deutlich gefühlt, daß seine Erzfeinde, die Dämonen der Machtgier und der Eitelkeit, zu viel Nahrung erhielten. Sie wuchsen ihm über den Kopf, umklammerten ihn und zogen ihn abwärts. Denn die starke persönliche Wirkung, die er so leicht ausübte, berauschte ihn, wie den Eschenmüller der Kornbranntwein. Und hinterher folgte auch ein entsetzliches moralisches Elend.

Er wollte im Geist und in der Wahrheit leben — in Gott! Aber die eitle Lust an billigen Triumphen brachte ihn immer wieder zum Götzendienst.

Vergeblich hatte er alle Ehren und Freuden der Welt von sich geworfen und war in die Wüste geflohen! Vergeblich! —

Er blieb stehen.

Die Mühle klapperte; das Gauawässerchen, im ausgemauerten Schacht aufgefangen und zusammengedrängt, stürzte tosend durch die Schleuse über das mächtige, mit grünem Flechtmoos bezogene Holzrad.

Der Müller stand über seine Fischreuse gebückt am Bach, um welchen tausend zartgrüne Gräser und Kräuter sproßten, und dottergelbe Schlüsselblumen, blaßlila Veilchen, weiße, rosige Anemonen in lachender Schöne blühten.

Digitized by Google

Aber Vacha sagte zu sich selbst: ‚Jawohl, Müller, Du und ich! Es ist ganz das gleiche: rückfällige Trunkenbolde sind wir beide.‘

4.

„Guten Morgen, Herr Pfarr’,“ sagte der Eschenmüller, indem er sich aus seiner gebückten Stellung aufrichtete.

Vacha machte keine Vorrede.

„Wie Ihr Euren Fischen nachstellt, Eschenmüller, so der Satan Eurer Seele. Und Ihr seid, obwohl Ihr ein Mensch seid, nicht klüger als die Forellen und laßt Euch allemal wieder fangen. Schon wieder habt Ihr Euch am Sonntag betrunken.“

Der Müller, ein älterer, vierschrötiger Mann mit aufgedunsener, mehlstaubweißer Haut, runzelte unwillig die Stirn und maß den jungen geistlichen Herrn, der im seinen schwarzen Rock ganz wie einer von den Vornehmen vor ihm stand, mit keineswegs zerknirschten Blicken.

„Er hat gut reden, Pfarr’! Wer so’n Herrenleben führt, hat’s freilich nicht nötig. Vom Predigen wird keiner schwach.“

„Und vom Saufen keiner stark.“

„Wenn sich eins ums liebe Brot schinden muß, von früh bis in die Nacht, dann will mer auch ’mal ’was nehmen, ’was lustig macht. Kümmere Er sich darum lieber nicht, Pfarr’. Das is meine Sach’.“

„Auch meine. Denn Eure unsterbliche Seele und die Eurer Frau sind in meine Hut gegeben.“

„Was tot ist, ist tot. Was die Pfarrer von Unsterblichkeit reden, glauben nur alte Weiber.“

Vacha verzog keine Miene.

„Was glaubt denn Ihr, Eschenmüller?“

„Last hat man übergnug, das glaub’ ich. Und ich will auch mein Vergnügen haben.“

„Und weil Ihr Euer ‚Vergnügen‘ gehabt habt, vergreift Ihr Euch an Eurer wehrlosen Frau? Gehört das auch zu Eurem Glauben? Schämt Euch, Müller! Ein Mann, der ein schwaches Weib schlägt, das Weib, das sich in seine Hände gegeben hat — der verdient nicht mehr als Mann geachtet zu werden. Wir nennen’s feige und gemein, wenn ein starker Bursch einen schwachen verhaut, und nun gar eine Frau! Pfui!“

„Wenn der Pfarr’ seine Predigt lieber in der Kirche halten möcht’,“ sagte der Müller und bückte sich wieder nach seinem Fischkasten. „In der Woch’ hat man keine Zeit dazu.“

„Nehmt Ihr Euch etwa am Sonntag Zeit? Am Sonntag geht Ihr ins Wirtshaus und füllt Euch mit dem Branntwein, in dem der Geist des Bösen steckt.“

„Das ist meine Sach’.“

Da faßte den Pfarrer der Zorn. Er packte den gebückt vor ihm stehenden Mann beim Rockkragen und schüttelte ihn.

„Aber ich will keinen tobsüchtigen Säufer in meiner Gemeinde haben! Ich dulde es nicht!“

Der Müller war mit einem Ruck in die Höhe geschnellt und hatte sich von Vachas Griff befreit. Auch in ihm kochte jetzt der Zorn. Er hob die geballte Faust. Doch er ließ sie kraftlos sinken. Des Pfarrers Blick lähmte ihn. Vacha hatte in Momenten der Empörung etwas absolut Bezwingendes. Es war der Blick des geborenen Herrschers, des Menschenbändigers. Aber das Seltsame, das für Vacha Verhängnisvolle lag darin, daß diese Höhenpunkte seines Wesens meist eben nur Punkte waren, Momente, denen fast stets unmittelbar Erschlaffung folgte.

Er sah den Trotz des Müllers zusammenbrechen. Er wußte, daß er ihn jetzt im Griff hatte, jetzt erst, und daß er das Eisen schmieden mußte, da es eben heiß war. Jetzt kam erst die Arbeit: das Durchkneten dieser störrischen Bauernseele.

Und er fühlte plötzlich Ermattung. Er hätte sehr gern den Müller stehen lassen und wäre seiner Wege gegangen. Dem wäre das natürlich auch das Liebste gewesen.

Der Frühlingsbrodem heute machte so müde! Er fühlte, wie die Erregung, die seinen Worten das Feuer und die Wucht gab, ihn verließ.

Doch diese Schwäche mußte überwunden werden. Ein Gefecht, das vor dem endgültigen Sieg abgebrochen wird, ist Vergeudung. Man darf nicht angreifen, wenn man nicht bis ans Ende zu kämpfen willens ist.

Der Müller sagte: „Vom Predigen wird keiner müde.“

Ach, lieber Gott! —

Vacha nahm seine ganze Kraft zusammen. Doch ging er jetzt in eine warme, überaus herzliche Tonart über.

Digitized by Google

„Andreas Schön,“ sagte er, „Ihr seid vor Gott mein Bruder! Ich kann Euch nicht dem Branntweinteufel überlassen, der das göttliche Licht in Euch verfinstert und Euch in einen sinnlosen Wüterich wandelt, vor dem Euch selbst graut.“

Er zog das ganze Register auf, von dem er wußte, daß es die Herzen weich macht; er sprach von des Müllers altem Mütterchen, wie es einst doch gewiß für den prächtigen hellängigen kleinen Burschen Gebete zu Gott geschickt, und von den vertrauenden Blicken des jungen Weibes, das er einst so stolz und beglückt in sein Haus geführt hatte, um ihr in guten und bösen Tagen Hort und Schirmer zu sein.

Der Müller, der zunächst noch mürrisch dreingeschaut hatte, wurde über dieser Flut Erinnerung weckender, zu Herzen gehender Worte erst unruhig, dann weich, endlich erschüttert.

Er wandte sich zur Seite, schnaufte ein paarmal auf und wischte mit dem Rockärmel über die Augen.

Seit Menschengedenken hatte keiner so zu ihm gesprochen!

Vacha sah, daß die Pflugschar in den harten Boden eingedrungen war.

Er änderte sofort die Taktik. Die Rührsamkeit hatte das Ihre getan. Er mußte das erschütterte Selbstgefühl jetzt aufrichten.

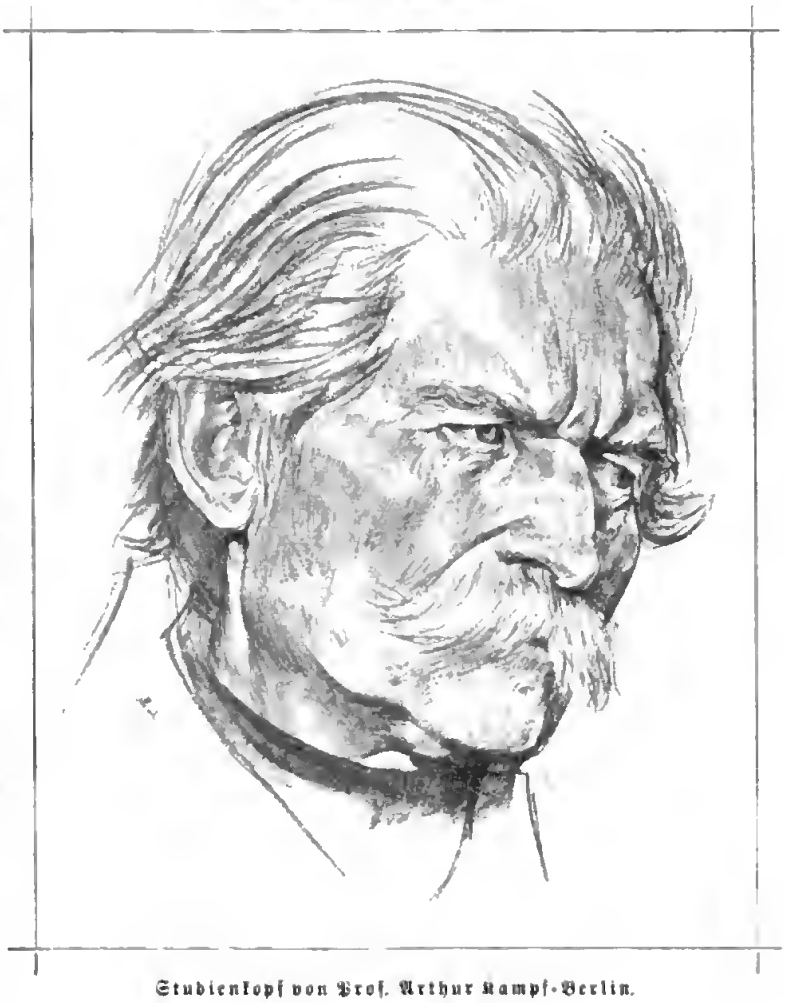
Er redete dem Müller eindringlich vor, was für ein schönes, vorbildliches Leben er führen könne, wenn er wolle; was für wertvolle Kräfte er in der Seele trage, die nur ans Tageslicht wollten, und wie er ihm, dem Pfarrer, so wirksam helfen könne, statt seine Arbeit zu stören, daß der zermürbte, betäubte Mann es fast selbst glaubte.

Noch mußte aber aus des Müllers Empfinden das Kränkende der Niederlage behutsam fortgewischt werden. Vacha mußte die eigene starke Überlegenheit im Bewußtsein des anderen mindern, damit nicht verletzter Mannesstolz nachträglich gegen ihn und seine Worte aufstünde.

Darum gestand er, daß er selbst leider schwach sei und allen möglichen Versuchungen ausgesetzt. Und wäre es auch nicht Wein oder Branntwein, so gäbe es andere Mittel, sich zu berauschen, die nicht minder lockend und gefährlich seien.

„Es kommt vielleicht ein Tag, an dem Ihr meine Hand ergreifen könnt und mir zurufen: ‚Pfarrer, besinnt Euch!‘ — Einen

Aus unserer Studienmappe:



Studienkopf von Prof. Arthur Kampf-Berlin.

solchen wachen Mahner in Euch zu wissen, wäre mir etwas sehr Wertes."

„Ach Pfarr'!"

„Ja, Müller. Seh' ich Euch also am Sonntag in der Kirche?"

„Ja. Da kann Er sich ruhig verlassen drauf," sagte der Eschenmüller im Ton eines Biedermanns, der etwas auf sich hält.

Vacha ging. Die freudige Erregung des Sieges, den er nicht ohne Anstrengung errungen, machte, daß er wie beflügelt den Berg hinauf schritt. Jetzt fühlte er sich wieder stark und leicht. Die eigenen Worte, die ihm so leicht von den Lippen geflossen waren und ihr Ziel so gut erreicht hatten, umschmeichelten noch sein Ohr. Er wußte, daß nicht vielen diese Gewalt über Menschenherzen gegeben war.

Als er im vergangenen Herbst sein Amt hier antrat, waren die Schwierigkeiten ihm fast über die Kraft gegangen. Die Leute, die eine ganz wunderliche Mundart sprachen, hatten ihn so wenig verstanden, wie er sie. Dazu wurde er krank. Doch je größer die Hindernisse, desto lebhafter sein Wille, sie zu überwinden. Wie ein Fieber brannte das Verlangen in ihm, die Macht des lebendigen Geistes zu bezeugen. Er wollte ein Feuer in den Gemütern dieser vor Armut stumpf und blöde gewordenen Einödbewohner anzünden, welches die Finsternis, in der sie lebten, mit Licht und Wärme füllen sollte.

Es focht ihn nicht an, daß er oft auf einen Schritt vorwärts zwei Schritte zurück machen mußte. Das war überall so. Jetzt hatten die Leute ihn wenigstens verstehen gelernt und er sie. Die alte Dorfkirche war jetzt immer gefüllt. Wenige fehlten. Die Leute verlangten bereits nach seiner Predigt. Ja, es wurde Licht um ihn, — es wurde Licht! — —

Doch die Siegesfreude dauerte bei Vacha niemals lange. Sie schlug leicht in Verzagtheit und in Zweifel um.

Die ‚Erweckung' des Eschenmüllers erschien ihm plötzlich wie eine Komödie! Nach allen Regeln der Kunst, mit kalter Planmäßigkeit hatte er den Mann bearbeitet, um ihn zu erschüttern. Aber wie niedergetrampelte Grashalme sich in die ihnen natürliche Stellung aufrichten, wenn der tretende Fuß weiter geschritten, so würde des Eschenmüllers vergewaltigter Geist alsbald in die gewohnten Bahnen zurückschnellen, — vielleicht noch nicht heute — aber morgen gewiß.

Ach, er wußte es wohl: immer und immer wollte sein Ungestüm übers Knie brechen und erzwingen, was nach Gottes Willen nur durch unabläßige, demütig ausharrende Geduld zu erreichen war.

„O Gott, der du mich schufst," seufzte er aus bedrängtem Herzen, „werde ich niemals ein echter Christ werden?!"

Mit der Siegesstimmung war auch das Gefühl physischer Kraft verflogen. Schwer atmend klomm er den Bergpfad weiter, dessen steiniger, holperiger Boden ihm wieder störend zum Bewußtsein kam. Und doch, wie viel leichter gingen sich jetzt diese Bergpfade, als vor einigen Wochen noch bei Tauschnee und Glatteis!

„He! Vacha! Holla!" rief eine fröhliche Stimme hinter ihm.

Er wandte sich um.

Da sah er den Pfarrer Leonhart aus Niedergauschach den Berg herauf springen. Der war um seine Lungen und Muskeln wirklich zu beneiden. Freilich lebte er auch bereits fünfzehn Jahre in diesem Bergland. Er lief bergan, ohne nur außer Atem zu kommen!

„Grüß Gott, Vacha. Wie geht's?"

„Wie es einem geht," antwortete Vacha etwas niedergedrückt, „der zum Hüter über andere gesetzt ist und sich selbst nicht hüten kann."

„Na, na!"

„Ja. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Der Pfarrer Leonhart war eben in fröhlichster Wanderstimmung und gar nicht auf ein Gespräch über ernste Seelenangelegenheiten vorbereitet. Liebenswürdig und nachgiebig von Natur, legte er jedoch sein Gesicht in freundlich-ernste Falten und fragte: „Welcher Todsünde klagen Sie sich denn 'mal wieder an, Sie Missetäter?"

Vacha seufzte: „Ach, sie sind wie Sand am Meer! Man taugt eben verzweifelt wenig!"

„Ich meine nun: Jeder von uns tut das Seine nach seinen besonderen Kräften und Gaben. Das ist alles, was wir können, und darum ohne Zweifel auch alles, was wir sollen."

„Das ist nur so sehr bequem," meinte Vacha mit leisem Zweifel.

Digitized by Google

„Wissen Sie, was ich immer gefunden habe, mein lieber Vacha? Ein Uebermaß von Selbstdemütigung ist die Lieblingsmaske des geistlichen Hochmuts."

Vacha erwiderte hierauf nichts. Er stand und schaute mit seinen strengen, fanatischen Augen in die Ferne.

Leonhart hatte sich gleichfalls umgewandt, um den weiten Ausblick zu genießen. Sogleich kam wieder die Fröhlichkeit seiner kernfrischen, gesunden Natur zum Durchbruch. Er fing aus voller Brust zu singen an:

„Wie bist Du doch so schön, o —
Du weite, weite Welt!"

Dann stieß er einen echten Hochgebirgsjodler aus, den das Echo der nahen Felswand aufnahm.

Vachas feines Gesicht färbte sich rot, und er blinzelte, als habe ihm eine Hand vor den Augen gefuchtelt.

Aber er lachte. „Die Welt ist freilich schön," sagte er mit scherzhaftem Vorwurf, „aber dies Geschrei, welches wie das Juchzen angeheiterter Kirmseburschen klingt, finde ich einfach gräßlich."

„Ach wirklich?" meinte Leonhart vergnügt. „Es ist doch ein frischer Naturlaut, der in die Berge gehört wie das Echo."

„Wenn einer allein auf der schwindelnden Höhe eines Alpengrates ist, mag es einen Sinn haben," sagte Vacha, „aber in unmittelbarer Nähe eines mit hörenden Ohren und Nerven versehenen Nebenmenschen finde ich es roh. Es tut mir geradezu weh."

Dies erschien dem Pfarrer Leonhart sehr komisch. Seine Augen zwinkerten voll Schelmerei.

„Was Sie sagen! Ihre Nerven sind zu zart, verehrter Vacha, die müssen wir ein wenig abhärten."

Und er jodelte nochmals.

Vacha ließ diesen erzieherischen Versuch unbeachtet.

„Waren Sie auf dem Weg zu mir, Herr Amtsbruder?" fragte er höflich.

„Nein, nach Kaltenfranken. Der Pfarrer Retzlob bat mich, ihn bei einem Begräbnis zu vertreten. Der Husten plagt ihn wieder so, den armen Kerl."

„Ein Begräbnis?" wiederholte Vacha im Ton des Staunens und blickte an dem Herrn Amtsbruder herunter.

Dieser sah nämlich aus wie ein flotter Tourist. Er trug eine grüne Joppe von Grasleinen, die Hosen steckten in den Stiefeln. Sein grüner Lodenhut baumelte an einem Joppenknopf, und auf den Schultern hingen die Lederriemen eines mächtig geschwollenen Rucksacks.

Leonhart bemerkte und verstand den Blick Vachas und hatte seinen Spaß daran.

„Der Chorrock steckt im Rucksack," erklärte er heiter.

„Sie sind mir doch unverständlich!" rief Vacha. „Jetzt springen Sie jodelnd und singend, ausgelassen wie ein Ferienschüler über den Berg, um drüben am Grab zu einer Trauerversammlung zu reden! Wie ist Ihnen das möglich?"

Leonhart antwortete sehr ruhig: „Jetzt wandere ich, hernach werde ich am Grabe stehen. Alles zu seiner Zeit, sagt Salomo. Es wäre wahrhaftig schlimm um mich bestellt, wenn es mir auf dem Friedhof an Ernst fehlen sollte, weil ich beim Wandern durch Gottes schöne Frühlingswelt fröhlich gewesen bin."

„Sie können doch aber den Priesterernst nicht mit dem Chorrock an- und ausziehen?!"

„Mein lieber Vacha: Wir Protestanten wollen ein inneres Priestertum und kein äußeres. Sie werden mich, wie ich hoffe, jeden Augenblick bereit finden, Trost oder Rat in Gottes Namen zu erteilen, sobald es gefordert wird. Sonst bin ich einfach ein Mensch wie andere. Ich hasse alles, was an Pose und Drapierung erinnert."

Vacha schwieg.

Den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken, ging er nachdenklich neben dem anderen her.

Leonhart war jetzt eifrig geworden. Er fuhr fort: „Sie sind mir überhaupt viel zu katholisch, Vacha. Warum müssen Sie immer diesen langen, bis unters Kinn geknöpften schwarzen Rock tragen, an dem man auf eine halbe Meile Entfernung den Geistlichen erkennt? Innerlich wollen wir geistlich sein, nicht äußerlich. Dies Gewichtlegen auf äußerliche Abzeichen ist katholisch."

„Wir haben aber mit Menschen zu tun," sagte Vacha, „und der Mensch siehet, was vor Augen ist."

„Nun ja, ich weiß: wir werden uns über diese Punkte niemals einigen. Wie geht's denn der guten Schwester Christine?"

„Sie ist, wie immer, sehr wacker."

Digitized by Google

„Ja, wahrhaftig: ein vortreffliches Mädchen! Wissen Sie, was ich täte, wenn ich Sie wäre, Vacha?"

„Nein, nicht genau. Was täten Sie denn?"

„Eine Frau tät' ich nehmen! Und zwar suchte ich mir eine praktische, tätige, tapfere, heitere, kleine Frau. Warum nicht die Schwester Christine? Das Gute liegt Ihnen so nah."

„Die Schwester Christine kann in ihrem Wirkungskreis als Gemeindediakonissin mehr Gutes tun, als wenn sie Pfarrfrau wäre."

„Nun, es braucht ja auch nicht notwendig die Schwester zu sein. Haben Sie nicht irgend eine alte Liebe in Berlin oder sonstwo wohnen? Unsereiner ist wirklich nur ein halber Mensch ohne Frau. Sie macht das Pfarrhaus erst zum rechten Pfarrhaus."

Vacha bewegte energisch verneinend den Kopf.

„Nein, Leonhart, für mich ist das Heiraten nichts. Meine Kraft reicht nicht für eine arme Gemeinde und für eine Familie gleichzeitig. Ich würde das eine oder das andere vernachlässigen."

„Im Gegenteil!" rief Leonhart lebhaft. „Es ist eine Erfahrungstatsache, daß mit dem Pflichtenkreis die Kraft wächst. Nun, Sie werden Ihren Tag von Damaskus schon noch erleben. — Übrigens, da fällt mir ein: wollen Sie nicht mal bei meinem Onkel Höllen in Niedergauschach Besuch machen? Das ist ein Haus, um Hagestolze zu bekehren. Famose Menschen, besonders der Onkel."

Vacha lächelte. „Trotzdem werde ich dort keinen Besuch machen," sagte er ruhig; „der pflichtmäßige Besuch, den ich in der Dietersburg machen muß, genügt mir um und um. Die sogenannte Gesellschaft gleicht darin wirklich dem Teufel: gibt man ihr den kleinen Finger, so faßt sie gleich die ganze Hand."

„Nun, ich gestehe," rief Leonhart, „dies klingt nicht gerade nach Bescheidenheit, Vacha."

„Was ich meine, hat mit Bescheidenheit oder Unbescheidenheit nichts zu tun. Ich bin sogar innig überzeugt, daß dieser Landadel auf seinen behaglich schönen Herrensitzen nicht im geringsten das Bedürfnis nach unserer Gesellschaft fühlt."

„Man kann natürlich kein Bedürfnis nach jemand haben, von dem man gar nichts weiß," entgegnete Leonhart. „Aber ich wünschte, Sie lernten meinen Onkel Höllen kennen. Das ist der Landedelmann, wie ich alle haben möchte: einfach, bieder und ohne alle Prätentionen. Ihm ist das Wesen alles und der Schein nichts."

Vacha sah mit lächelnder Verwunderung in das Gesicht des Amtsbruders: „Sie schwärmen ja." —

„Unsinn!"

Das Gemeindehaus, das mit seinen Fachwerkwänden und rotem Ziegeldach am Eingang des Dorfes lag, blinkte jetzt den Ansteigenden schon freundlich entgegen. Ein feiner bläulicher Rauch entstieg dem Schornstein.

„Man sieht, Schwester Christine bereitet Ihr Mittagsmahl!" sagte Leonhart mit frohem Behagen. „Auf Wiedersehen also."

5.

Der Kandidat Franz Biensaam, der als Hauslehrer bei den Höllens von Klostergauschach war, schwärmte von der Stadt aus in allen Tonarten für das Landleben; wohnte er jedoch, wie eben jetzt, auf dem Lande, so fand er den Genuß recht mäßig. Seine Seele war gleichsam übersichtig: erst im blauen Duftschleier der Ferne konnte sie Poesie und Schönheit erkennen. Die Nähe dagegen machte für ihn alles banal, nüchtern und zum unharmonischen Wust einander störenden Einzelheiten.

Eben saß er am Frühstückstisch, die Brille über den kurzsichtigen Büchermenschenaugen, inmitten der Familie Höllen, aber er nahm an der Unterhaltung nicht weiter teil, denn sie war meist unendlich trivial, wie er fand, und langweilte ihn. In Abwesenheit des Hausherrn, wenn er, Biensaam, den Ton angeben konnte, war es besser, denn die Baronin war eine empfindsame und empfängliche Seele. Des Freiherrn nüchterne Alltagsnatur aber ließ höheren Schwung nun einmal nicht aufkommen.

Darum überließ sich Biensaam seinen Gedanken und dichtete im stillen an seinem letzten Buren-Schlachtgesang weiter. Er liebte markige Mannesworte, die wie Hammerschläge auf Erz dröhnten, weil er selbst zart, fast schwächlich war.

„Und säe, blut'ge Satansbrut,
Die Drachensaat des schnöden Goldes!"

Digitized by Google

Das alte Lied. Skulptur von R. W. von Glümer-Berlin.
(Grosse Berliner Kunstausstellung, 1902.)

Digitized by Google

Die Burenkämpfer, die in genügender Entfernung für die Sehkraft seines Geistes waren, so daß sie ihm als reckenhafte Helden von schier sagenhafter Größe vorschwebten, begeisterten ihn über die Maßen.

Plötzlich sagte er, mitten aus seinen Träumereien heraus, wie er zuweilen zu tun pflegte, ein großes Wort: „Des Lebens allerhöchste Kraft ist doch, sterben zu können!"

Natalie von Höllen, die Hausfrau, saß in einem der Korbsessel, die von den Gebirgsbewohnern angefertigt wurden, etwas vom Tisch abgerückt; sie war längst mit Frühstücken fertig. Mit ihren großen, etwas schmachtenden Augen blickte sie den Kandidaten an.

„Wie Sie das so sagen!" bemerkte sie empfindsam.

Auch der Freiherr und die neunzehnjährige Tochter Gunne blickten den Kandidaten an. Doch in beider Augen sah man, daß sie nicht ganz mit seinem Ausspruch einverstanden waren oder doch eben nichts damit anzufangen wußten.

Nur die beiden jüngsten Kinder, Hilmar und Käthchen, frühstückten noch. In ihre großen Milchtassen brockten sie das hausbackene Roggenbrot, soviel als die Milch nur fassen wollte, und drückten das geweichte Brot mit den Teelöffeln in eine feste Form: manchmal gelang es, diese auf die Untertasse umzustürzen. Sie nannten das Pudding backen und vergnügten sich sehr damit. Mit dem Aufessen dieser Puddings ging es aber nicht recht von der Stelle.

„Hilmar und Käthchen sind wie junge Rassehunde: schlechte Fresser," bemerkte Gunne.

„Aber Gunne!" tadelte die Mutter. „So darf eine junge Dame nicht sprechen!"

„Gunne ist doch keine junge Dame?!" rief Hilmar.

„Was denn sonst, du Dummköpfchen?"

„Sie ist einfach Gunne. Ich will aber gern ein junger Hund sein! Am liebsten natürlich ein Jagdhund, wie der Tell."

„Nein," sagte das sechsjährige Käthchen mit einem süßen Kinderstimmchen, „ich möchte ein Entchen sein, — oder ein Schwan. Ich glaube aber: lieber noch ein Schwan."

„Warum lieber ein Schwan?" fragte Gunne.

„Weil der nicht geschlachtet wird."

„Ja und eh' er zuletzt stirbt, singt er ein schönes Lied," erzählte Gunne. „Sonst singt er nie. Nur ein einziges mal in seinem ganzen Leben. Und dann stirbt er."

Das Kind lauschte den Worten der großen Schwester andächtig, wie nur Kinder lauschen.

„Das ist wohl ein ganz leises Lied?" fragte es feierlich.

„Ja, ein ganz leises."

„Eigentlich sollte ich nicht so müßig dasitzen!" seufzte Natalie.

„Doch Mama," fand Gunne. „Dir ist es am besten so."

„Aber man muß doch etwas tun?"

Der Freiherr sah gutmütig lächelnd nach der zarten kleinen Frau hinüber. „Wer sechs Kinder hat, wie du, mein Natchen, hat das Seine getan."

„Acht!" verbesserte sie seufzend.

Acht Kinder hatte sie geboren, und es waren, bis auf die letzten zwei, immer schwere Geburten gewesen, die die Kräfte der Mutter stark mitgenommen hatten. Zwei von den achten waren klein gestorben. Die älteste Tochter, die an den Sohn des alten Grafen Dieters verheiratet war, war nun selbst wieder Mutter. Lies' war jetzt mit ihren beiden kleinen Töchterlein bei den Schwiegereltern in der benachbarten Dietersburg. Die beiden ältesten Söhne Nataliens, Werner und Dietrich, lebten bei Verwandten in Dresden und besuchten dort das Vitzthumsche Gymnasium. Nur Gunne (welche mit Taufnamen Kunigunde hieß) und die beiden jüngsten waren noch zu Hause.

„Wann wollen die Dietersburger also herüberkommen?" fragte Natalie ihren Mann.

„Bald."

„Ja, aber was verstehen sie unter ‚bald'?"

„Das kann ich Dir nicht genau sagen, liebes Herz."

„Sei doch nicht so kurz, Heinrich. Du hast noch gar nicht erzählt, wie Du Lies' und Puffi und Mukki gefunden hast. Überhaupt — nie erzählst Du richtig. Man muß alles wie mit einem Korkzieher aus Dir herausholen. Ist es nicht so, Herr Bienfaam?"

Der neigte gedankenabwesend den Kopf.

„Mit 'nem Korkzieher!" rief Hilmar lachend. „Ist der Papa denn eine Flasche?"

Die Mutter verwies ihn in gereiztem Tone. „Sei still, dummer Junge. Du sollst nicht dreinreden, wenn die Erwachsenen sprechen."

Der Freiherr sagte lächelnd: „Zum Berichterstatter fehlt mir einmal die Begabung."

„Ach nein, Du kannst ganz gut. Es lohnt Dir nur nicht."

Natalie warf die Lippen etwas auf und sah schmollend vor sich hin. Er war nicht immer so wortkarg gewesen, das wußte sie gut.

Er aber hatte den besten Willen, sie zufrieden zu stellen, und sagte: „Die Gabriele will kommen, sobald sie kann; aber sie kramt einmal wieder das ganze Haus um, nach ihrer Gewohnheit. Sie ist von einer merkwürdigen Ruhelosigkeit. Aber was für eine Energie in dieser Frau!"

Mit dieser bewundernden Schlußbemerkung hatte er es wieder bei Natalien verschüttet.

„Andere Leute haben auch Energie, kann ich Dir versichern. Sie machen nur nicht so damit Parade. — Gabriele Dieters ist aber herrschsüchtig! Despotisch! Ja, das ist sie. Ich glaube nicht, daß Du Dich sehr wohl fühlen würdest, wenn die Deine Frau wäre."

Er lachte und sagte neckend: „Dafür hab' ich mir weislich ein so sanftes Täubchen, wie mein Natchen ausgesucht."

Sie seufzte halb belustigt: „Ach Du!"

Gleich darauf klagte sie wieder: „Wenn wenigstens Lies' mit den Kinderchen käme!"

„Gedulde Dich, mein Herz, sie werden alle kommen, sobald es ihnen paßt. Und eher möchten wir sie doch gar nicht beunruhigen. Nicht?"

„Immer redest Du von Geduld, Heinrich. Wenn man aber acht Kinder gehabt hat, kann ich Dir sagen, hat man einen solchen Vorrat von Geduld verbraucht, daß nicht viel übrig ist."

„Meine verehrteste gnädige Frau," mischte sich jetzt Biensaam ein, „die Geduld edler Frauen ist *nicht* zu erschöpfen."

Sie sah viel weicher und liebenswürdiger aus, sowie sie zu Biensaam sprach.

„Ach nein, Herr Kandidat! Sie denken zu groß von uns, fürchte ich. Ich kenne meine Unvollkommenheiten recht gut. Nur ich sage: auch andere Leute haben ihre Schwächen."

„Damit meint sie *mir*," scherzte Höllen in Nachahmung des alten Wrangel.

„Wenn Du nur ein einziges mal, das was ich sage, ernst nehmen wolltest!" beschwerte sich Natalie.

Allein niemand im ganzen Haus nahm das Klagen und Seufzen der Baronin sehr ernst, und das war gut, denn es hörte selten auf. Alle hatten sich längst daran gewöhnt, es war einmal so. —

„Papa," sagte Gunne, „hast Du nicht eine alte Uhr, die noch richtig geht?"

„Warum fragst Du?"

„Ich möchte eine haben."

„Du verlierst sie ja doch wieder, Du Wildfang."

„Ich will sie gar nicht für mich."

„Für wen denn?"

„Für den Niedergauschacher Geishirten. Dem ist seine neulich entzwei gegangen. Sie geht nicht mehr. Und da ist er betrübt. Gestern traf ich ihn auf der Hut beim Grenzweg. Weißt Du, Papa, die Uhr ist seine Unterhaltung gewesen. Ich glaube, sie war ihm etwas wie ein Freund."

„Früher schauten sie nach der Sonne," sagte Höllen.

„Wenn aber der Himmel bewölkt war?"

„Dann hatten sie die Uhr im Kopf. Diese Kopfuhr, die ja auch meine liebe Gunne benutzt, seit sie darauf verzichtet, eine Kunstuhr zu behüten, ging besonders bei den Hirten ganz vorzüglich. Mit dem Eindringen all der klugen Mechanismen, die für uns denken und aufpassen und arbeiten, verkümmern viele unserer natürlichen Fähigkeiten." —

Gunne streckte über den Tisch herüber die Hand nach ihrem Vater aus und sagte bittend und schmeichelnd: „Papa!"

Er nahm die kleine, feste, auffallend weiße Hand in seine beiden großen braunen Hände.

„Nun, Du rotes Hexlein?"

„Darf ich dem Geis-Tobi keine Uhr schenken?"

„Doch, Du sollst ihm eine geben."

Gunne lief um den Tisch herum und umarmte den Vater zärtlich. Sie strahlte vor Glück. Das Leuchten der Freude und der Zärtlichkeit ließ das unregelmäßige Gesicht des jungen Mädchens schön erscheinen und mehr als schön: bezaubernd.

Gunne hatte, wie ihr Vater und wie

Digitized by Google

der achtjährige Hilmar, rotgoldenes Haar und die entsprechende ungemein zarte, schimmernde Haut. Sie glich dem Vater auch in dem hohen, kräftigen Wuchs und im Ausdruck.

Der aber schob die Ungestüme sachte zurück. Ein nur ihr bemerkliches Zwinkern seiner Augen machte sie plötzlich still und stumm.

Er hatte sie daran erinnert, daß die Mama solche Zärtlichkeitsausbrüche zwischen Tochter und Vater gar nicht gern sah.

Nataliens Empfindlichkeit litt sehr darunter, daß die Liebe aller ihrer Kinder zärtlicher und stürmischer dem Vater zuströmte als ihr. Sie konnte nichts dagegen tun, aber es schmerzte sie.

Er war einige Jahre jünger als sie, dazu von Haus aus gesund und kraftvoll und, bei seiner einfachen abhärtenden Lebensweise, jung geblieben und unverbraucht.

Sie dagegen war immer schwächlich gewesen und nun nach all den schweren Wochenbetten erschöpft. Für ihn und die Kinder hatte sie ihre Jugendfrische geopfert. Es schien bitter, daß sie jetzt dafür weniger geliebt werden sollte als er, der sich hatte schonen können!

Aber sie war auch eifersüchtig auf die Lebhaftigkeit, mit der ihr Mann sich für alles interessierte, was Gunne betraf. Gunne, das große gesunde Mädchen, war ihm so lächerlich wichtig. Er nahm sie ernster und wichtiger als seine Frau! —

Natalie machte sich selbst nicht klar, wie sehr sie sich gehen ließ und wie sie durch ihre üble Laune ihre Umgebung elendete.

Jetzt schalt sie plötzlich auf die noch an ihren Puddings löffelnden Kinder. Sie wurde ärgerlich und heftig dabei.

„Jetzt hab' ich die Manscherei aber satt, Ihr unartigen Dinger! Könnt Ihr nicht lernen, manierlich zu essen? Macht jetzt augenblicklich, daß Ihr fertig werdet, sonst setzt's was."

‚Warum jetzt auf einmal?' dachte Höllen.

Der Kandidat sah ganz erschrocken aus seiner Verträumtheit auf. ‚Habe ich etwas versäumt?' dachte er.

Hilmar schlang ruhig seinen Puddingrest hinunter. Ihn focht Mamas Heftigkeit nicht an.

Aber Käthchen, die ein sehr zartes Kind war, hatte gleich die Augen voll Tränen, zitterte und war wie gelähmt.

Höllen war aufgestanden. Seine Hand legte sich beruhigend auf des Kindes Köpfchen.

„Siehst Du, Heinrich," sagte Natalie vorwurfsvoll, „so machst Du es immer! Wie soll ich die Kinder erziehen, wenn Du sie so grenzenlos verwöhnst!"

„Sei gut, Natchen."

„Es ist aber nicht recht, daß Du mir alles Schelten und Strafen überläßt und Du gibst nur das Zuckerbrot."

„So, Kinder, lauft jetzt hinaus," sagte Höllen.

Die Kinder gehorchten augenblicklich. Gunne und der Kandidat folgten.

Höllen setzte sich mit dem gemütlichsten Gesicht seiner Frau gegenüber.

„So, mein Natchen. Nun schilt Deinen Mann weiter. Er hört."

„Ich schelte gar nicht. Ich sage nur, daß Du es Dir sehr leicht machst. Ich bin die strenge Mama, und Du immer nur der liebe Gute."

„Du kannst ja auch die liebe Gute sein! Warum nicht? Ich würde mich sehr freuen."

Ihre großen, dunkel umrandeten Augen füllten sich mit Tränen.

„Nun komm, sei gut," sagte er zuredend und streckte ihr die Hand hin.

Sie wandte sich ab. Auf diese billige Weise wollte sie sich nicht beschwichtigen lassen.

Da sie weder von seiner Hand, noch von seinem freundlichen Blick Notiz nahm, ging er gelassen aus dem Zimmer.

Sie weinte. ‚Er tut mir weh,' dachte sie, ‚und dann streckt er bloß die Hand aus und lacht, und es soll sein, als wäre nichts gewesen.'

6.

‚Du Kind von meiner Art!' fühlte Heinrich Höllen zärtlich, als er seine Tochter Gunne eben vor dem Haus stehen sah. Sie war ihm von allen sechs Kindern am ähnlichsten und erinnerte ihn in manchem Zug an seine verstorbene Mutter, die ihm das Teuerste, Geliebteste auf Erden gewesen war.

Das Herrenhaus von Klostergauschach, welches seit 1770 an Stelle des einstigen Klosters stand, hieß im Volk noch heute

der Klosterhof. Es bildete mit seinen Wirtschaftsgebäuden und zwei höher gelegenen Bauerngütchen, dem Martinshof und dem Dietrichshof, zusammen den Bergort Klostergauschach.

Der Klosterhof lag auf einer Berghalde über dem Gauatal. Die alten Mönche hatten hier, wie so oft, das schönste Fleckchen der Landschaft für ihre Niederlassung ausgespürt. Die im Zopfstil angelegten Gartenterrassen durchfloß ein starkes Bergwässerchen, der Hundsbach. Der Wirtschaftshof mit seinen Stallungen lag jenseits des Gartens. Gleich hinter dem Herrenhaus aber stieg der Bergwald ziemlich steil an, und dieser Wald war von geschlängelten Fußwegen durchsetzt, auf welchen man mühelos zu den schönsten Aussichtspunkten gelangte. Diese Waldwege, die auch zu den beiden Nachbarhöfen führten, waren der Lieblingsausgang der Familie Höllen.

Auch jetzt wanderten Vater und Tochter, wie sie eben aus dem Haus getreten waren, durch den Wald, bis sie auf einer Plattform standen, welche von Großvaterzeiten her noch den Namen Bellevue führte.

Hier sah man weit ins Land hinein. Nicht nur das Gauatal mit seinem geschlängelten Flüßchen, seinen Steinbrücken und im grünen Baumkranz halb versteckten Dörfern sah man, sondern weite Waldungen, Berge und Bergreihen bis zu der blauen Kette des Thüringer Waldes im Nordosten.

Lange standen Vater und Tochter in den Anblick der vielgeliebten Landschaft versunken.

Im Westen weitete sich das Gauatal und mündete in ein breiteres Flußtal ein. Dort sah man die Türme des Städtchens Milsfeld, wo in dem viertürmigen Schloß ehemaliger Fürstbischöfe der Landrat wohnte und das Amtsgericht seinen Sitz in einem ehemaligen Kloster aufgeschlagen hatte. In Milsfeld waren die Eisenbahnstation, die Post und der Arzt. Dort wohnten auch Schneider und Schuhmacher, Fleischer und Apotheker ꝛc. Wer von ihnen etwas begehrte, mußte sich nach Milsfeld bemühen.

Der Fremde sieht eine Landschaft anders als der Einheimische. Es sind für den Heimischen nicht einfach Linien und Farben, Waldungen, Flußläufe und Ortschaften, sondern ihm ist es dieser Berg und dieses Dorf und dieser Wald. Dort wohnt der und hier der. Dort hat ein neuer Steinbruch jenem Hügel ein rötliches Mal auf die Stirn gegraben, hier die Trümmer waren die Mühle des So und So, welche abbrannte, jener kasernenhaft nüchterne Backstein-Gebäude-Komplex ist Grusenau, das eine Aktiengesellschaft baute, um daselbst landwirtschaftlichen Großbetrieb einzurichten, nachdem ihre Agenten den mit Branntwein dumm gemachten Bauern von Niedergauschach für einen Spottpreis die besten Äcker abgeluchst hatten. —

Mit jedem Punkt der Landschaft sind bestimmte Vorstellungen, bestimmte Erinnerungen verknüpft.

Man kennt die Entfernung von einem Ort zum anderen, kennt fast jede Steile, jede Biegung. Das alles redet und erzählt so herzlich vertraut. Es ist kein schönes stummes Bild wie für den fremden Wanderer, sondern tausendfach pulsierendes warmes Leben, das uns innig zugehört und von dem wir ein Teil sind.

Heinrich Höllen sprach wenig, und auch Gunne verstand sich nicht auf das Wortemachen. Aber sie verstanden einander sehr gut ohne Worte.

Endlich bemerkte er: „Komm, wir müssen nach Haus. Was wird die Mama sagen, wenn sie sieht, daß Du ohne Hut fort bist!“

Gunne seufzte schuldbewußt. „Sie wird sagen: ‚Gunne, Dein Teint‘!“

„Also rasch zurück.“

Wo der Fußweg den Fahrweg kreuzte, kam ein Bauernwägelchen von oben herunter.

„Das ist der fette Rotschimmel vom Dietrichshofer,“ sagte Höllen.

Der junge Bursch, der auf dem Wagen saß, hielt.

„’s hat Malheur auf dem Martinshof gegeben, Herr Baron!“ rief er.

„Was?“

„Dem Martin sein Knecht, der Lude, hat dem Bauern die Knochen im Gesicht zerschlagen,“ sagte der vom Dietrichshof. „Ich fahr’ nach dem Doktor, aber nur, daß der nie zu Haus is, der Herr Doktor. Die Rosine vom Martinshof ist derweil nach Wüstenkalt’m ’nübergefahren, nach der Schwester. Die kriegt mer noch eher.“

Digitized by Google

„Fahr nur zu, Christian," sagte Höllen, „ich geh' einstweilen hinauf."

Und, als der Wagen weiter fuhr, zu Gunne: „Lauf nach Haus, Kind, und bring den Verbandkasten nach dem Martinshof."

Gunne eilte, ohne ein Wort zu verlieren, davon, und Höllen stieg mit langen Schritten bergan.

Die Martinshofbäuerin war eine Tochter vom Dietrichshof, mit der Heinrich Höllen als kleiner Junge herumgetollt hatte. Seit Jahren ans Bett gefesselt, regierte die verständige und energische Frau ihr Hauswesen dennoch musterhaft.

Ihr Bett stand im Hintergrund der großen viersenstrigen Eckstube in einer Art Nische. Sie konnte von dort aus nicht nur das ganze Zimmer übersehen, sondern sah auch durch die Fenster jeden, der auf das Haus zukam oder vorüberging. Ihren wachsamen und klaren Augen entging nicht leicht etwas.

Dennoch war es ihr entgangen, daß der Knecht der einzigen Tochter zu nahe getreten war, oder sie hatte es doch erst erraten, als das Unglück geschehen war.

Der Lude wollte die Rosine heiraten und mit ihr den Martinshof erheiraten. Doch dem Bauern und seiner Frau paßte er nicht als Nachfolger.

Nun war der Bauer in jähen Zorn geraten und der Knecht auch. Der Alte hatte den jungen Mann mit maßlosen Schimpfreden überschüttet, und der, in besinnungsloser Wut, hatte dem Bauern mit dem Peitschenstiel einen Schlag ins Gesicht versetzt, der die Kinnlade zerschmettert hatte.

Der Schwerverletzte saß auf der Ofenbank und kühlte unter schmerzlichem Stöhnen das Gesicht aus einer irdenen Schüssel mit kaltem Wasser.

„Gott sei Dank!" rief die Bäuerin, „da kommt unser Baron. Wenn ich den nur sehe, ist mir immer, als müßt' nun alles in gute Wege kommen."

Die Martinshöfer brauchten keinen Portier. Die Haustür war Tag und Nacht unverschlossen und alle anderen Türen gleichfalls, so daß jeder Fremde geradewegs in die Stube kommen konnte, wo die Bäuerin im Bett lag. Aber freilich: die sich hier herauf verstiegen, waren zu zählen.

„Der liebe Gott hat Euch 'mal wieder ein Päckchen aufgelegt, Guste," sagte der Freiherr eintretend.

Er drückte erst seiner alten Freundin die Hand, dann ging er zu dem Bauern.

„Ja, der arme Mann ist für seinen Zorngeist schwer gestraft," sagte die Bäuerin ruhig.

„Wo ist der Übeltäter?"

„Der Lude is gleich weggerannt, so hat er sich verschrocken vor dem, was er angericht' hat, der schlimme Mensch."

Höllen wollte die Verletzung untersuchen, aber mit Angstgestöhn wehrte der Bauer ihm ab.

„Was hat's denn gegeben?" fragte Höllen.

„Die Rosine, das leichtfertige Ding, ist vom Lude in andere Umstände gekommen," sagte die Bäuerin mit ihrer ruhigen Stimme, „und nun hat der Lude gemeint, der Bauer müßt' sie ihm geben. Richtig überrumpeln hat er den Mann wollen, der Nichtsnutz. Der Bauer is nur zu hitzig."

„Und die Rosine?"

„Die hab' ich nur schnell mit dem Wagen nach Wüstenkaltheim geschickt, ob sie nicht die Schwester möcht' bekommen. Der Herr Doktor hat zu viel auf den Dörfern 'rum zu tun, den find't man ja nie zu Haus."

„Wenn aber jetzt Eure Rosine mit samt ihrem Lude und Pferd und Wagen durchbrennt!" meinte Höllen etwas erschrocken. Es schien ihm naheliegend.

Aber die Bäuerin antwortete vollkommen ruhig: „Nein, Herr Baron. Mit dem durchbrennen, der ihren Vater zusammengeschlagen hat? Das tut die Rosine nie und nimmermehr."

„Du glaubst, sie trägt lieber Strafe und Schande?"

„Das muß sie."

Höllen nahm das Waschbecken, trug es auf den Hof hinaus und goß das blutgefärbte Wasser auf die Miste. Dann füllte er es mit frischem Wasser vom Bergquell.

Gleich darauf kam Gunne atemlos gelaufen, heiß und rot. Sie brachte Verbandzeug, tropfte Karbol in das Wasser und legte, so gut sie es verstand, Kompressen auf. Der Bauer ächzte freilich erbärmlich, aber ließ es sich doch gefallen.

Höllen sah ihr zu.

‚Mein tapferes Mädchen,' dachte er stolz.

Digitized by Google

Er war, wie jeder echte Mann, ein warmer Bewunderer des weiblichen Geschlechts, aber von Haus aus war es nicht gerade die Tapferkeit, die ihn an den Frauen entzückte, sondern vielmehr das Zarte, Rührende und Hilflose.

Er kannte ein altes Liedchen, das er vor sich hinzusummen liebte:

„Kleines Dinglein,
Feines Dinglein,
Gäb' der Himmel, du wärst mein!
Wollt' dich pflegen,
Ach, und hegen, —
Und mein Herzblatt sollst du sein."

Es hatte eine seltsame Melodie, die sich dem Inhalt anpaßte, als wäre sie mit ihm zugleich gefunden. Gunne nannte es „Papas Leitmotiv".

Allein dem Drang, das ihn entzückende zarte Wesen für lebenslang in seine Obhut zu nehmen, hatte er natürlich nur einmal nachgeben können, nämlich das erste Mal.

Als er der reizenden Natalie seine Liebe erklärt hatte, war er neunzehn Jahre alt gewesen und sie zweiundzwanzig. Er hatte sich sogleich mit ihr verlobt und damit für sein Leben entschieden. Drei Jahre später hatte er sie heiraten dürfen. Seine sorgende Güte für die zarte kleine Frau war unermüdlich gewesen. „Der trägt seine Frau aber wirklich auf Händen," sagten die Nachbarn. Dennoch hatte er sie vor Kränklichkeit und vorzeitiger Kräfteerschöpfung nicht bewahren können.

Viel später erst, als seine ältesten Töchter, Lies' und Gunne, heranwuchsen, kam er zu der Erkenntnis, daß ein Weib Tapferkeit und Willenskraft beinahe noch notwendiger braucht, als ein Mann, und daß nicht der ihr Wohltäter ist, der sie in Watte wickelt und unter eine Glasglocke setzt, sondern der, der ihren Körper abhärtet und ihren Willen stählt.

Er erkannte zu spät, daß er zum großen Teil selbst schuld war an der körperlichen und seelischen Verweichlichung seiner Frau.

Die zierliche Lies' war der Mutter nachgeartet, aber sie hatte einen Mann bekommen, der nicht sehr viel Rücksichten nahm, und das war wohl ganz gut für sie. Gunne dagegen gehörte nicht zu den „kleinen feinen Dinglein!" —

Sie machte eben zum drittenmal einen frischen Umschlag, als Rosine mit der Schwester kam.

„Gott sei Dank!" rief nun Gunne, die schon ganz ratlos war.

Die kleine Diakonissin, mit ihrer Gelassenheit und Hurtigkeit, erschien wie ein rettender Engel.

Gunne ging ihr beim Anlegen eines regelrechten festen Kopfverbandes zur Hand.

„Ja, Martinbäuerin," sagte die Schwester Christine, „da hilft nun nichts: der Bauer wird für eine Woche oder zwei in die Klinik müssen. Unser Doktor Philipps hat die Zeit nicht."

„Wer soll ihn aber in dem elenden Zustand hin nach der Stadt bringen?"

„Ich," sagte Schwester Christine.

„Sie?!" rief Höllen. „Sie allein?"

„Ja freilich, Herr Baron. Das gehört 'mal zu meinem Beruf. Ich bin schon mit schlimmeren Kranken gereist."

„Drei Stunden Bahnfahrt und zweimal umsteigen?! Und vorher noch die Wagenfahrt nach Milsfeld?"

„Das ist alles nicht so schlimm," meinte die Schwester Christine seelenruhig. „Am besten wär's aber, wir führen gleich, weil wir dann noch mit dem Mittagszug von Milsfeld fortkommen."

„Gut," sagte Höllen; „ich fahre Sie in meiner Halbkutsche hinüber. Die hat gute Federn. Aber können Sie denn so vom Fleck weg reisen, Schwesterchen?"

„Ja gewiß. Ich finde ja dort im Mutterhaus alles."

„Rosine," rief die Bäuerin mit ihrer klaren Stimme, „pack dem Vater sein' Sach' zusammen."

Rosine, die leise mit Gunne gesprochen hatte, gehorchte eilig.

„Nur meinem Herrn Pfarrer müßt' ich's wissen lassen!" bemerkte die Schwester Christine überlegend.

„Ich reit' hinüber und meld' es ihm!" rief Gunne. „Darf ich, Papa?"

„Ja, das kannst Du gern." —

Heinrich Höllen dachte später zuweilen, daß er auf diesen Vorschlag Gunnes ebensogut hätte „nein" sagen können und statt ihrer irgend einen Boten nach Wüstenkaltheim schicken. Ob dann alles anders gekommen wäre?! —

7.

Gunne kam wie der Sturmwind gelaufen. Das feine rotgoldene Haar flog

Digitized by Google

ihr um die Stirn. Man sah die ungestümen Blutwellen durch die weiße Haut schimmern.

Natalie stand vor dem Haus und besah die Krokus, Primeln und Tulpen, die auf der Rabatte in voller Blüte standen.

„Aber Gunne!“ rief sie entsetzt, „ohne Hut und Handschuhe 'mal wieder! Und grade die Aprilsonne verbrennt so sehr. Dein Teint ist ja Deine einzige Schönheit, und wenn Du Dir das Gesicht voll Sommersprossen holst, bist Du gar nicht mehr anzusehen. Werde doch endlich einmal vernünftig!“

Gunne faßte in ihrer Erregtheit die Mama beim Arm und erzählte mit fliegendem Atem, was sich im Martinshof begeben hatte.

„Was gibt es doch für häßliche Menschen!“ seufzte Natalie.

„Der Papa holt eben den Wagen heraus, um den Martin und die Schwester auf die Bahn zu bringen.“

„Auf dem Martinshof haben sie doch Wagen und Pferde? Wozu denn unsere?“

„Weil unsere Halbkutsche die besten Federn hat, Muttchen! Sie stößt nicht. Und sie haben auch niemand zum Fahren, weil der Knecht doch fort ist und der Dietrichshof-Christian nach dem Doktor.“

„Da wird er wohl nicht sobald zurückkommen,“ meinte Natalie etwas ironisch, denn sie hatte den Doktor Philipp auf dem Strich, weil er niemals zu Hause anzutreffen war.

„Und der Papa fährt doch besser, wie jeder,“ fuhr Gunne eifrig fort. „Er läßt Dich bitten, das Essen eine halbe Stunde später auftragen zu lassen. Und ich muß jetzt gleich nach Wüstenkaltheim, um dem Pfarrer dort Bescheid zu sagen.“

„Deswegen brauchst Du doch nicht bis da hinauf! Du triffst gewiß unten in Niedergauschach oder in Dietenhausen jemand, der es ausrichten kann.“

„Ach Mamachen, es macht mir ja soviel Spaß. Denke Dir, was der Pfarrer da oben für ein verwundertes Gesicht machen wird. Eine reitende Botin sieht man doch dort nicht alle Tage. Und auf dem Rückweg sag' ich der Lies' guten Tag und sehe mir Mukki und Pussi an und sage der Lies', daß Du Dich schon gräßlich nach ihnen sehntest.“

„Ja, das sag' nur. Aber bitte: nimm den Schleier vor oder setz' wenigstens den großen Strohhut auf.“ (Fortsetzung folgt.)

Der heisse Blick.

Von

Hugo Salus.

„Wenn die Sonne sinkt, muss ich fort von Dir.“ —
— „Ach Sonne, Sonne, bleibe noch hier!“
Und mein Liebstes schaut durch den Thränenflor
Zu den ruhig schwimmenden Wölkchen empor.

Und sie spricht — und sagt es ganz feierlich
Und doch, als spräche sie nur zu sich —:
„Ob so ein Wölkchen am scheidenden Tag
Wohl fühlt, wie viel Sehnsucht ihm folgen mag?“

Und sie schaut empor und ihr Blick ist so tief
Und alles Sehnen, das in ihr schlief,
Erwacht im Blick und glüht und loht:
Wird das Wölkchen, worauf sie schaut, ganz rot!

Ganz rot und hat einen glühenden Rand
Und grüsst hernieder. Und Hand in Hand
Schaun wir ihm nach, wie's langsam verschwimmt
Und vom Tag, vom Tag seinen Abschied nimmt ...

Digitized by Google

Das Traumschloss.

Von

Ludwig Fulda.

Mit feierlich strahlenden Zinnen
Weiss ich ein Schloss von Gold,
Viel bunte Herren darinnen
Und Jungfrau'n maienhold.
Märchenmurmelnde Bronnen
Quellen im ernsten Hain;
Rotfeurige Blüten wie Sonnen,
Blaublümlein wie Mondenschein.

Des Lebens Herbstwind, der scharfe,
Hemmt kosend seinen Lauf,
Und eine süss klingende Harfe
Schliesst Wunderwelten auf.
Bald leises Zittern bewegt sie,
Bald Schauer sie bang durchzieht;
Ein alter Spielmann schlägt sie
Und singt ein seltsames Lied.

Von Helden auserlesen,
Von hehrer Siegesbahn,
Von Zeiten, die nie gewesen,
Von Zeiten, die nimmer nahn,
Von Seelen, ewig klaren,
Gleich tiefen Alpenseen,
Von Welten, die niemals waren,
Von Weiten, die nimmer entstehn.

Aufflackert vom Schlag des Fingers
Der Klang wie löschendes Licht;
Zähren feuchten des Sängers
Durchfurchtes Angesicht.
Da naht, wie noch die Weise
Nachträumend die Saiten schwirr'n,
Die Märchengöttin leise
Und küsst ihn auf die Stirn.

Ave Maria. Nach dem Gemälde von L. Nono-Venedig.
(Copyright 1893 by Franz Hanfstaengl, Munich.)

Digitized by Google

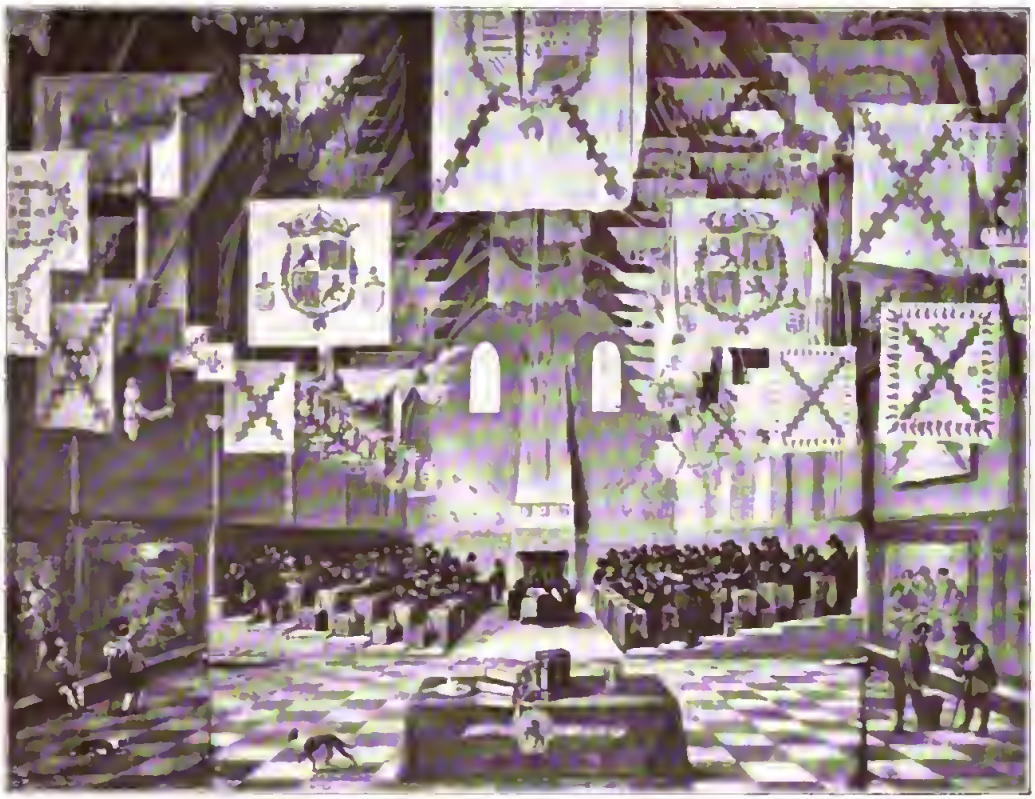


Abb. 1. Sitzung der Generalstaaten im Haag, 1651. Gemälde von Palamedesz und Daelen.
(Die aufgehängten Fahnen sind eroberte der Spanier und Portugiesen.)

Holland und England im Kampf um die Seeherrschaft.

Von

Professor Dr. Ed. Heyck.

Mit 14 Abbildungen nach Aufnahmen von Franz Hanfstaengl in München.

(Abdruck verboten.)

Über den Wassern der Nordsee liegt ein strahlender Morgen des Juni, von sanfter, klarender Brise gekühlt. Weißlich und spiegelnd wie geschmolzenes Blei wallt die Flut nach der Seite unter der Sonne; tiefer und frischer blaut sie nach der abgewandten Seite und schneidet den wolkenlosen Himmel mit scharfem Horizont.

Das leichte Spiel der Sommerwellen gluckst um die schwarzen Holzwände einer hundertschiffigen Flotte, die in langen Reihen, aller Sichtweite der Küsten entrückt, vor den Ankern steht, die Segel festgeborgen, die Wimpel und die mächtigen Heckflaggen im Winde. Linienschiffe von zwei und drei Zwischendecken, von achtzig bis hundert Breitseitkanonen starrend; schlanke Fregatten, auf raschere Fahrt gebaut, gleichfalls mit dreißig, vierzig seitlichen Feuerschlünden bewehrt; Galioten, die als Transportfahrer dienen und namentlich den Ersatz an Munition enthalten; hochgetakelte Avisojachten mit größtmöglicher Segelentwickelung; und zuletzt, im Schlepp der großen Schiffe, das schaukelnde niedere Kleinvolk der Brander. Allerorten von Deck plätschert das allmorgendliche große Reinemachen. Barfüßige Matrosen in Pluderhosen mit Kniebund gießen die ledernen Eimer im Bogenschwung über die Planken, hantieren mit Schrubber, mit Seifenbürste, und aus den Speigaten gießt das Spülwasser ins allbarmherzige Meer zurück.

Da richtet sich ein Mann auf, der droben im Mastkorb gehockt hat, reckt den Hals und hebt das lange Fernrohr ans

Auge. Und wie auf einen Schlag wird's überall unruhig, kommt Leben in die friedliche, lagernde Flotte. Langgezogene Rufe erschallen von Marsen und Back, Hochbootsmannspfeifen schrillen unter Deck, Kommandos tönen. Schon setzen zwei Jachten die Segel und Klüver, ein paar Sprachrohrrufe und sie rauschen davon. Auf den Halbdecken, die sich über dem hinteren Ende der großen Schiffe befinden und mit steilem Anstieg zum kastellartig überhöhten Heck hinanziehen, tauchen gravitätische Seeoffiziere auf, bestige Gestalten mit breiten, lebensfrohen und gefahrtrotzenden Gesichtern, das modische Schurrbärtlein emporgewirbelt, Spitzenkragen über dem Wams, Degen zur Seite und große Federhüte über den halblang wallenden, jungen oder ergrauenden Haaren.

In der Horizontlinie sind lange Reihen von Mastspitzen und Segeln aufgetaucht; mählich höher und höher steigen sie aus der Kimm empor. Kauffahrer? Solche pflegen sich zwar, namentlich in derlei unsicheren Zeiten und auf die ersten Nachrichten drohender Verwickelungen hin, zu großen Flotten von oft Hunderten von Fahrzeugen auf gemeinsame Heimkehr zusammenzuschließen. Aber das hier ist, bei der Windrichtung dieses Morgens, kein Kauffahrerkurs; zudem hätte man von ihnen, ob Freund oder Feind, vorher gewußt. Erst vor wenig Wochen hat ein Teil der gleichen ankernden Schlachtflotte die in der spanischen See vereinigten Levante- und Ostindienfahrer glückhaft heimgeleitet.

Das sind überhaupt keine Flüten und Briggen, wie man bereits durch das Glas erkennt. Nur die feindliche Schlachtflotte kann es sein, deren Auslaufen die Agenten und Späher gemeldet haben, diese unentbehrlichen Schurken, die man gegen verschwenderische Prämien unter den allergetreuesten Untertanen Ihrer auswärtigen Majestäten hält. Bald schießen auch schon die zurückkehrenden Avisos in vollem Luv heran. Die Führer kommen an Bord des Admiralschiffs, nähere Meldung zu erstatten über den gegnerischen Aufmarsch und wie sich die Befehlshaberwimpel verteilen. Und in halber Ferne hinterdrein, in voller bauschender Pracht der dichten, sonnenbeglänzten Leinwandflächen ziehen die schweren feindlichen Vielbecker und ihre Gefolgschiffe heran.

Ungeduldig und herzklopfend, Auge und Muskel gespannt, harren Matrosen und Soldaten, jeder Mann auf seinem Posten. Boote schießen hin und her, aber kein Schiff rührt sich. Absichtlich noch immer zögert der Admiral. Die drüben sind zwar nicht mehr an Zahl, aber ihre Schiffe sind größer und stärker armiert. Da ist es von Anfang an viel wert, des Feindes Zuversicht durch gelassene Ruhe und durch das parademäßige Gelingen eines prachtvoll einheitlichen Manövers zu erschüttern. Denn bei allem rastlosen gegenseitigen Überbieten an Tonnengehalt und Kanonenzahl ist es doch immer noch die präzise Seemannskunst, die nautische Disziplin, woran in erster Reihe das Glück und der Erfolg dieser Hochseeschlachten der großen Segelmarinen hangen.

Aber jetzt — die Leine mit den Signalwimpeln geht zum Großtop empor! Wie von *einer* Hand gekappt, die Reihen entlang, plumpen die schweren Ankertrossen aus den Klüsen ins Meer, wo der Anker verloren bleiben mag. Vielhundert Raaen wimmeln von Schiffsvolk, Taljen quietschen, unzählige gelöste Segel flattern und knattern — hallo! Achtung, jetzt fassen sie den Wind, Kielwasser sprudelt ums Heck und die Schiffe kriegen Fahrt, gehorchen dem Steuerdruck.

Je in drei Geschwader geteilt, Vorhut, Zentrum und Nachhut, halten die beiden Flotten in parallel entgegengesetzter Richtung aufeinander zu. Jetzt ist's so weit — rasche, neue Manöver, hartes Drehen und Knarren in den Brassen, und mitten zwischen die feindlichen Linien hinein rauscht die Flotte. Sobald sie sich auf Pistolenschußweite erreicht haben, nun ineinander vermengen, da hebt aus den mehrfach tausend eisernen Mäulern der sinnbetäubende Lärm der Kanonenschlacht an. Feuer Backbord! Feuer Steuerbord! Je auf *einen* Schlag schießen die langen Feuerzungen hervor und dichtes weißes Pulvergewölk fliegt nach; auf den Geschützknall folgt in der Schnelle eines Sekundenteils das dumpfe Einschlagen des Eisenhagels in die Wände, das Krachen und Splittern von Planken und Gebälk. Eine gemeinsame Riesenwolke beginnt die Schiffe vom Wasser bis über die Toppen zu umhüllen. Aber sie zerreißt immer wieder, bald da, bald dort, und wilde, pulvergeschwärzte Gesichter spähen aufmerksam aus den Stückpforten. Die hohe

Digitized by Google

Holzwand da draußen, ganz nahe, das ist ein feindlicher Dreidecker, er zeigt's ja auch durch die entgegengesetzte Fahrtrichtung — „gebt's ihm, Jungens!“ und aus neuen glatten Lagen krachen die Vollkugeln in die Planken; kaum daß man zu richten braucht, gleichwie wenn überdrüssige Knaben sinnlos auf zwei Fuß Entfernung in die Holzscheibe schießen.

Nun wird der Höllenlärm matter, setzt aus und nur noch die scharfen Heckkanonen senden einstweiligen Abschiedsgruß. Die Reihen haben einander durchfahren, sie drehen zum kurzen Atemholen, zur Wiederholung. So brechen sie, gleichzeitig die Vorteile des Windes suchend, zwei-, dreimal Enterbeil; drunten rüsten sich die Brander zum verderbenschwangeren Werke.

Dort suchen menschenüberfüllte Boote ihren Weg, um schleunigst fortzukommen von jenem Linienschiffe, auf dem es so toteustill geworden ist. Durch ein Ungeschick allzu scharf seitlich übergelegt, hat es sich bis unter die Wasserlinie von den Stückkugeln durchsieben lassen müssen. Kein Pumpen, kein Stopfen, kein Überbordwerfen wollte mehr helfen, als es in die entgegengesetzte Lage zurückschwankte und alles Schwere nachrollte; immer rauschender gurgelt im Raum die einbrechende Flut, quirlen verdächtige Wirbel um Bug und Heck. „Alle

Abb. 2. Ansicht des Hafens von Amsterdam. Gemälde von Bakhuisen.

Front durch Front hindurch, um sich schließlich in ein völliges Durcheinander zu lösen. Stengen und Raaen hängen zersplittert im Taugewirr herab oder schwimmen auf der Flut, die Segel sind durchlöchert, große Fetzen schlagen und flattern; mehr als ein Schiff ist am Steuer beschädigt und muß auf bugsierende Hilfe warten. An die Stelle der geordneten Manöver ist ein treibendes, fast stillstehendes Gemenge von Schiff zu Schiff, von heißen, verbissenen Einzelkämpfen getreten. Zwischen den blaffenden Lärm der Kanonenschläge hinein pfeifen die Musketenblitze aus Mastkorb und Schanzeu; auf der Back stehen Soldaten mit Degen und Mann in die Boote!“ Noch steht auf der Kampanje der Kapitän; er wartet auf seinen besten Schiffsjungen, den er die Flagge vom Top zu holen gesandt hat. Nun faßt seine Hand das kostbare Gut, seines verlorenen Schiffes unverlorene Ehre, mit einem erleichterten Seufzer schwingt auch er sich am Tau ins wartende Heckboot hinab. Dort hinüber! Verschiedentlich feuert's aus dem untersten Geschützdeck der Feindesschiffe auf die tiefliegenden hastenden Boote, über deren Handsteuer am Stock die kennzeichnende Flagge weht. Eines wird getroffen und versinkt im Nu, das Aufkreischen der Mannschaft erstickend; über die anderen sausen die

Eisenkugeln hinweg, und gerettet klimmen die Insassen an Strickleitern und zugeworfenen Leinen der nächsten Schiffe empor.

Seit Stunden wütet der Kampf. Kein Plan mehr; je bei den einzelnen Führern und Kapitänen steht das Geschick. Nur im Gefecht bleiben, nicht abfallen, nicht ablassen! Drei feindliche Fahrzeuge zugleich greifen das Admiralschiff an, das sie sich vergeblich durch mörderisches Feuer vom Leibe zu halten gesucht hat. Je eines legt sich vor Back- und Steuerbord, Lage um Lage der Breitseite abfeuernd, die prompt von dem stolzen Dreidecker erwidert werden. Aus Mörsern an Deck zersplittern und zerfetzen sie ihm die Takelage, um ihn segelunfähig zu machen, während der dritte Angreifer sich halbquer vor den Bug gelegt hat und mit Kartätschen vom hohen Halbdeck das offene Schiff bestreicht. Zwischen den Schanzen und Deckbauten liegen zerrissene Leichen, zucken Verwundete; Blutlachen rinnen und tropfen unter der Reeling hervor ins Meer. Ein Teil der Lebenden ist unter Deck gesandt worden, vorläufig — bis etwa der Gegner die Zeit zum Entern gekommen hält. Aber hoch aufgerichtet neben dem Manne am Ruder steht der Admiral und bei ihm sein Flaggenkapitän. In der Nähe liegt ein Luntenstock; der letzte Mann weiß, daß ihr Führer gesagt hat: Ehe ich meinen Degen hergebe, da stoße ich mit eigener Hand die Lunte in die Pulverkammer, so wahr mir Gott gnädig sei!

Da fliegt ein freudiger Schein über sein ruhiges Gesicht, und die Hand erhebt sich wie zum Gruß. Der Kartätschenspeier vor dem Bug hat sein Wüten eingestellt und fällt ab, denn dem Admiralschiff ist ein Helfer genaht und drängt nun jenem nach. Ein Aufatmen — und ein Befehlswort, das an den Hochbootsmann geht ... Und nicht lange, da hebt drunten in den Deckräumen ein Gesurre an und dringt gedämpft über Treppen und Luken herauf. Botteliere mit Geneverkannen gehen durch die Decks und Batterien; denn Seemannskehlen meinen nun einmal, Genever sei ein Trank gegen den heißen Durst und vertragen's auch — mag er heut in Strömen fließen, wenn nur die wackeren Kerle aushalten! Mittagshöhe ist längst vorüber, allzulang kann's nicht mehr währen, so oder so ...

Aber jetzt entschließen sich die zwei anderen Bedränger des Admiralschiffes zum Entern, ehe auch sie neue Gegner erhalten. Vielleicht ist's schon zu spät, vielleicht gelingt's und entscheidet gar die Schlacht! Der rechte drängt heran, der linke hält sich so, daß der Admiral dagegen treiben soll. Mit schwerem Anprall stoßen die gewaltigen Körper zusammen, daß sie bis in den Kielgrund erbeben. Enterbrücken fallen und haken sich fest, von Schanzen und Wanten springt's in dichten Mengen herüber.

Wieder schrillen die Bootsmannspfeifen

Abb. 3. König Karl II. von England in Rotterdam, 1660. Gemälde von Lieve Verschuier im Reichsmuseum zu Amsterdam.

Digitized by Google

Abb. 4. Vizeadmiral E. M. Kortenaar. Gemälde von Barth. van der Helſt im Reichsmuſeum zu Amſterdam.

des angegriffenen Dreideckers — aus allen Zugängen quillt die Mannſchaft nach oben, erhitzte, beſchmutzte Geſichter unter Flachshaaren, mit Redensarten und Witzen, mit erregten, luſtigen Augen, als ging es zum Tanz. Offiziere mitten drunter, aufmunternd und ordnend, dem und jenem auf die Schulter klopfend; auch in des Admirals Hand funkelt die lange ſpitze Klinge.

Da ſchwärmen drunten zwiſchen den treibenden Hölzern und Leinwandfetzen im Waſſer die Brander herbei. Aber das ſind Freunde, ſie richten ihren Kurs auf die ſchlimmen Nachbaren! Geringe, auf Verluſt gebaute Fahrzeuge, zwei kleine Kanonen im Bug, unter und über Deck mit Spänen und Stroh, mit Teertonnen, Pulverfäſſern beladen. Wenig Mannſchaft drauf, verwegene Kerle, die hoch um ihren Hals ſpielen. Erwiſcht man ſie, ſo baumeln ſie ein Vaterunſer ſpäter an der feindlichen Fockraa; im beſten Falle des Gelingens heißt es noch, auf Tod und Leben im Kugelhagel ſchwimmen, bis ein Boot, ein fiſchendes Tau ſie aufnimmt. Heißer, dicker Rauch qualmt vom Bug der daher gleitenden Branderſchiffe, auf die ſich alle Geſchütze richten. Eines verſinkt zerſchoſſen, aber zwei andere gelangen heran, ſangen ſich feſt. Und noch ein paar ſind übrig, der Gegner über Leebord ſucht das Weite und

Digitized by Google

läßt die enternd übergesprungene Mannschaft im Stich. Mit gewaltsamem Ruck macht sich das Admiralschiff mitten im Kampf von dem gefährdeten Gegner frei, dessen Takelage sich mit der seinen verwirrt hat und nun krachend zerreißt. Denn schon züngeln diesem die Flammen an allen Linien des stehenden Tauwerks, hüpfen und springen an den teergesättigten Planken, Spieren und Holzwerk geraten in lichte Flammen. Unerbittliches neues Verderben entsendend, liegen drunten an der Wasserlinie des Rumpfes die verlassenen, mächtig schwelenden Brander noch fest.

Ein weiter schweigender Kreis entsteht um das brennende Schiff. Die übergeenterte Mannschaft hat verdutzt im Kampfe inne gehalten, und da erlangen die Angegriffenen die Oberhand; gefangen und gefesselt führt man, was von jenen noch aufrecht steht, unter Deck davon. Der von seinen Bedrängern befreite Koloß gleitet langsam aus dem Gefecht heraus, um die Havarien notdürftig zu flicken. Ein erstes Rasten nach halbtägiger Atemlosigkeit. Es gibt übrigens Gefährten genug hier draußen abseits des ineinander geballten Gefechts. Ringsum liegen Freunde und Feinde, die in unverabredetem Waffenstillstand ihre schweren Schäden ausbessern. Noch weiter draußen zieht ein kleines Geschwader den heimischen Küsten zu — entleerte Munitionsschiffe, welche eroberte Prisen davonführen! — In den Kombüsen der rastenden Schiffe wird eilig gekocht und eingeschenkt, in den Lazaretten hantieren Wundarzt und Feldscher; wer da in die Nähe kommt, hört besser nicht hin. Nachher geht ja ohnehin der Tanz von neuem los, und noch niemand weiß, was wird. Noch stehen offenbar die Wagschalen der Entscheidung gleich.

Der Admiral ist nicht mehr auf seinem Schiff. Der Obersteuermann befehligt dieses, da der Vizeadmiral im Handgemenge gefallen ist. Der Oberbefehlshaber selber hat das Gefecht keinen Augenblick verlassen, sondern sich auf ein anderes Fahrzeug rudern lassen; sein Wimpel und seine Signale flattern jetzt von dem Linienschiffe, das er neu bestiegen hat.

Alle kämpfenden Fahrzeuge haben sich hinweggezogen von dem in Flammen gesetzten, sich selbst überlassenen Schiff. Es brennt jetzt lichterloh mit all seinem Holz: von der Wasserlinie auf ein schwimmendes Ungeheuer von Glut, vom Winde bewegt, ganz langsam treibend, von heißem, dickem, himmelhohem Qualm übertürmt. Vereinzelt zuckt noch ein Schuß durch die lodernden Stückpforten heraus, wenn ein glühend erhitztes, geladenes Geschütz von selber losgeht. Und endlich erleben es die, die zufällig hinblicken, das Furchtbare, Schaurig-Schöne zu sehen. Eine gelbliche blendende Feuergarbe, so breit wie das Schiff, fliegt empor, von kurzem, entsetzlichem Knall gefolgt. Dreimal übertürmt die Qualmsäule ihre eigene Höhe, Flammen und brennende Holzteile zucken bis in ihren Gipfel hin und her. Und jetzt fällt das ganze atemversetzende Schauspiel wie ein feuriger Regen auf die Fluten herab, brandet und erlischt. Langsam verweht, verschwebt auch der Qualm. Ein paar verkohlte Stumpfe jagen in den Wirbelkreisen, die aus der Tiefe strudeln.

Im Westen neigt sich der Sonnenball und übergoldet mit wagerechten Strahlen die Wogen, die Segel, die ballenden Säume des Pulverqualms. Ein Schiff nach dem anderen wird still, macht Frieden; die Reihen sondern sich und treiben auseinander. Sie gliedern sich wieder, und, während Dämmerung umschattend sich breitet, werfen sie die Anker. Zum letzten Male heute treten die Mannschaften an; es gilt, die *nicht* da sind, auszurechnen. Und dann ist für die Leute Ruhe. Auch um derer zu gedenken, die für immer ruhen. Hier und da tönt ein Gesangvers auf.

Kutter und Ruderboote huschen und plätschern auch jetzt noch zwischen den Schiffen durch die hereinbrechende Nacht. Die Führer zählen die gesunkenen, verbrannten, vom Feinde genommenen Schiffe, die Toten und die Verwundeten der Mannschaft, die Gefangenen; sie taxieren auch den Verlust des Gegners. Aber erst morgen früh wird man das wichtigste Ergebnis des blutigen Tages wissen. Wenn die aufgehende Sonne noch beide Flotten vor Anker sieht, dann wird die Schlacht aufs neue beginnen.

* * *

Das sind die Seekriege des XVII. Jahrhunderts, der de Ruiter, van Tromp, Evertsen, der Monck, Aſcue, Pfalzgraf

Digitized by Google

Ruprecht. Und unser deutsches Herz ist mit den Schiffen, von denen die Flagge der sieben vereinigten Provinzen der freien Niederlande weht.

Unsere niederländischen Stammesgenossen, obwohl friesischen, fränkischen, niedersächsischen Blutes, haben uns Deutsche im Reiche nicht sonderlich lieb. Und wir hätten von Rechts wegen noch viel weniger Grund, ihnen grün zu sein. Niemand anders als der Niederländer hat zielbewußt die deutschen Hansen unterboten, ihre Gegnerschaften ermutigt und unterstützt, den deutschen Handelsverkehr von Skandinavien, der Ostsee, Rußland ausgedrängt. Die Generalstaaten des XVII. Jahrhunderts haben die tapfere Kriegshilfe der Deutschen beansprucht und angenommen, haben, wenn sie in Not waren, den glaubensverwandten deutschen Protestantismus zum Beistand gerufen, und haben, wenn es zum Frieden ging, die besten Bestrebungen ihrer deutschen Helfer im Stiche gelassen und eifersüchtig durchkreuzt. Die Geschichte des Großen Kurfürsten ist eine Kette der Enttäuschungen und Vergewaltigungen durch die „befreundeten" Niederlande, von denen sein Eifer mehr als einmal das Verderben gewandt hat.

Man möchte fast meinen, daß überlegene Weltherrschaft dahin führt, ihre Träger zur Mißachtung des ehrlichen Rechtes anderer, zur offenen Undankbarkeit und Treulosigkeit zu erziehen. Wenigstens dann, wenn es dieser Weltherrschaft die Hauptsache ist, ihre Früchte in materieller Gestalt zu pflücken. Das Ideenreich des mittelalterlichen Imperiums hat keine realen Ernten eingeheimst und hat den verspäteten Versuch dazu, welchen Barbarossa begann, mit baldigem Untergange besiegelt. Aber von Puniern und Römern bis zu der Weltherrschaft Albions haftet an den ausbeutenden Herrenvölkern die Hybris. Aus ihrem System, nur das eigene Bestehen und Wollen, kein anderes anzuerkennen, die übrigen Völker als minderwertig und „nichtzugehörig", als barbari, als foreigners zu behandeln, entwickelt sich auch die krasse Nichtachtung des Völker-

Abb. 5. Abreise König Karls II. von Scheveningen nach England am 2. Juni 1660. Gemälde von J. Lingelbach in der Königl. Galerie des Haag.

rechts, sobald dieses hinderlich ist, die kaltherzige, höhnende List, der Treubruch und jene politische Moral, die ihren modernen Ausdruck in dem Satze: right or wrong, my country! gefunden hat. Aber wie im griechischen Drama, so geht auch in der der Weltgeschichte die Hybris vor der Ate. Zwar nicht Deutschland, nicht das Reich hat die Hansen und Kurbrandenburgs Kolonien an den Niederlanden gerächt, sondern Englands noch härtere Rücksichtslosigkeit und Zielbewußtheit hat die hundertjährige Blüte und Vormacht der Generalstaaten enteignet, vernichtet. Und Frankreichs kurzsichtiger Ehrgeiz ist, ganz wider Absicht, Englands bester Helfer gewesen.

Beide protestantischen Seemächte, Holland und England, sind in den großen

Weltverkehr eingetreten und zu überseeischen Kolonien gelangt auf Kosten der ursprünglichen Entdecker, der Spanier und Portugiesen. Aber die Niederlande hatten bedeutenden Vorsprung. Sie handhabten bereits das merkantile dominium maris baltici, das die eigentliche Quelle ihres Reichtums war, und gingen trotz Spanien auf große Fahrt, als Englands Unternehmer zur See sich noch auf den anrüchigen Negerhandel von Afrika nach dem tropischen Amerika angewiesen sahen und seine gerühmtesten Seefahrer nicht viel anderes denn kleine Freibeuter waren. Das letzte Gebiet der Hansen war England, nachdem ihnen der Norden und Osten entrissen war. Aber Königin Elisabeth, die Zukunftsdeuterin der englischen See- und Handelsmacht, schloß den Londoner Stahlhof der deutschen Kaufleute; und da Hamburg mit England gemeinsame Sache gegen das Monopol Antwerpens im Tuchverkehr und freilich auch gegen die hansischen Überlieferungen machte, so verkehrte sich die Lage rasch ins Gegenteil: wie früher in England der deutsche Handel, so dominierte jetzt in Deutschland der englische, soweit die Nordsee der Einfuhrweg war.

Gegen die kommerzielle Übermacht der Niederlande hat nicht die englische Monarchie, sondern erst die Revolution den Hauptschlag unternommen. Sobald Cromwell vom Kampf gegen die Anhänger des hingerichteten Karl I. aufatmen konnte, 1651, erschien unter seiner Ägide die Navigationsakte. Sie erlaubte die Warenzufuhr nach England nur noch englischen Schiffen oder den Schiffen derjenigen, die die betreffenden Waren selber erzeugt hatten. Das bedeutete, sie sperrte den fast monopolistisch gewordenen niederländischen Zwischenhandel, der die Ausfuhr niederländischer Produkte weit überwog, von allen englischen Küsten aus.

Handel und Konsession sind die beiden Pole des XVII. Jahrhunderts. Der fast ermüdende diametrale Wechsel in den politischen Gruppierungen dieses Zeitalters beruhte wesentlich darauf, daß heute um den einen, morgen um den anderen jener beiden Pole die großen Entscheidungen sich drehten, während die natürlichen Konsessionsverwandten jeweils die natürlichsten Wettbewerber auf den übrigen Lebensgebieten waren. Für die Generalstaaten und England kommt noch das Parteiwesen der Republiken und Halbrepubliken hinzu. Die Niederlande spalten sich in Aristokraten und Orangisten. Auf der einen Seite stehen mit ihren Handelsinteressen die reichen Optimaten und Großbürger nebst der ihnen verbundenen akademischen Bildungsschicht, auf der anderen Seite das Haus Oranien, getragen von seiner Popularität bei den nichtkaufmännischen Klassen, denen erklärte oder tatsächliche Monarchie die beste und gerechteste Führung erscheint. In England gruppieren sich die Geister und die Interessen um das Parlament, welches sich in doktrinären Anwandlungen der niederländischen Republik verbunden fühlt, und andererseits um das Haus Stuart mit seiner dynastischen Freundschaft für Oranien. Indessen weit mehr als in England haben diese inneren Parteispaltungen den Niederlanden die richtige Voraussicht, die Tatkraft und die Einigkeit der bestellten Befehlshaber gelähmt. Und es gab wohl zeitweilig englandfreundliche Gruppen in der niederländischen Staatenvertretung, niemals aber englische Rücksichten auf jene. War doch die Navigationsakte vielmehr die wirtschaftliche Kriegserklärung des republikanischen Parlaments an die gesinnungsverwandten republikanischen Generalstaaten. Kurz zuvor hatte jenes die Dreistigkeit gehabt, sans façon das Aufgehen der blühenden niederländischen Republik in die soeben begründete englische zu fordern.

In solchen Situationen gehen die Kanonen von selber los. Eine holländische Flotte unter dem älteren van Tromp und eine englische unter Cromwells Freunde Blake trafen sich kurz nach dem Erlaß der Navigationsakte im Kanal bei Dover. Sie kamen ins Gefecht, ohne daß ein Krieg erklärt war. Somit hatte dieser begonnen, und niemand hatte an seiner Unvermeidlichkeit gezweifelt.

Er verlief ungünstiger für die Niederländer. Der vielverdiente van Tromp war Orangist, so daß die den Regenten getreuen Befehlshaber ihm nur mißtrauisch oder widerwillig gehorchten; der der herrschenden Partei ergebene stürmische Admiral de With war wieder hochfahrend, bei Offizieren und Mannschaften unbeliebt; der bedeutendste der Befehlshaber zweiten

Abb. 6. Admiral Michiel Adrianſohn de Ruiter. Gemälde von Ferdinand Bol in der Königl. Galerie des Haag.

Ranges, Michiel Adrianſohn de Ruiter, der ſich ſachlich und parteilos hielt, drang ſchwer mit ſeinen zutreffenden Warnungen und Ratſchlägen beim Oberkommando durch und behielt dann die Aufgabe, durch glorreiche Rückzugsdeckung noch ärgere Niederlage zu verhindern. Schon im Anfang des Krieges gab es eine wilde Volkserregung, als die Engländer Hunderte von Heringsfahrzeugen wegnahmen und damit einen niederländiſchen Erwerbszweig, der mehr als hunderttauſend Seelen beſchäftigte, momentan ruinierten. Über 1600 große und kleine Handelsfahrzeuge wurden von den Engländern gekapert, und eben in dieſer Richtung hatten die Niederländer alles, die Engländer wenig zu verlieren. So rächte ſich die öffentliche Knauſerei der reichen Optimaten mit fürchterlichen Verluſten, während das viel ärmere England ſchon unter Karl I. alles daran geſetzt hatte, nicht nur annähernd ſo viele Kriegsfahrzeuge wie der Gegner, ſondern auch die größeren, gefechtstüchtigeren Linienſchiffe zu beſitzen. Man rechnete aus, daß zwei Jahre dieſes Krieges gegen England größere Verluſte zur See gekoſtet hätten, als der achtzigjährige Befreiungskrieg gegen Spa-

Abb. 7. de Ruiters Freund und Leutnant-Admiral Aert van Nes. Gemälde von v. d. Helst u. Backhuisen im Reichsmuseum zu Amsterdam.

kraftvolle Verwendung. Drei Millionen Gulden und mehrere Tonnen Goldes wurden für Festlichkeiten verausgabt, als 1660 die innere Lage Englands zur Restauration der Stuarts reif geworden war, als König Karl II., der meist in Breda gewohnt hatte, das Asyl der Generalstaaten verließ, um auf dem „Royal Charles" in sein wiedergeschenktes Königreich heimzukehren. Ein einziger Deputierter, aus dem holländischen Käsestädtchen Medemblik, hatte gemeint, man solle für das viele Geld lieber Pulver, Blei und neue Kriegsschiffe anschaffen. Er ward als ärgerlicher Störenfried mit Achselzucken abgelehnt, und die Staaten verließen sich um so geruhsamer auf ihren dankbaren königlichen Freund, als dieser für ihre Partei noch ein unerprobtes Novum war.

nien. Van Tromps Tod in der großen Seeschlacht vom 8. bis 10. August 1653 auf der Höhe von Scheveningen entschied diesen Kampf und den gesamten Krieg für England. Noch einmal spielte in die begonnenen Verhandlungen die begehrliche Utopie einer Union, eines staatlichen Aufgehens der Niederlande in England hinein. Im Londoner Frieden vom 15. April 1654 mußten die Generalstaaten sich zu dem Zugeständnis herbeilassen, in britischen Gewässern vor englischen Kriegsschiffen die Flagge zu streichen. Und die Navigationsakte blieb bei Bestand. Die niederländische Suprematie im Welthandel war aufgegeben.

Der Friede konnte nur ein Waffenstillstand sein, so lange der Mynheer noch der mehrbesitzende Mann und der Brite der aufstrebende Wettbewerber war. Nach Art der Reichtumgewöhnten verließen sich die Niederländer mehr auf das Dasein und den Prunk ihres Geldes als auf dessen

Auf ganz typische Weise begann England den neuen Krieg. De Ruiter und der jüngere van Tromp hatten tüchtige Arbeit gegen die Barbaresken gemacht, welche herkömmlich als Korsaren den gesamten Mittelmeerhandel brandschatzten. Um ihnen das Handwerk auf immer zu legen, betrieben die Generalstaaten ein gemeinsames Vorgehen der christlichen Seefahrernationen. England ließ daraufhin, im Jahre 1664, Kriegsschiffe ausfahren; aber statt in die algierischen Gewässer liefen sie an den Senegal und an die Guineaküste, wo sie die holländischen Kolonien wegnahmen. Dann fuhren sie nach Nordamerika und taten mit Neuniederland desgleichen; die Stadt Neu-Amsterdam wurde dem Prinzen von York und späteren König Jakob II. zu Ehren flugs in Neu-York umgetauft. Die Generalstaaten sandten daraufhin an de

Ruiter, der im Mittelmeer kreuzte, versiegelte Befehle, die englischen Besatzungen aus den genannten Örtlichkeiten wieder herauszuwerfen. Er tat es in Afrika mit jedem Erfolg und segelte nach Nordamerika, doch hinderte ihn an der Wiedereinnahme von Neu-Amsterdam das Versiegen der Munition. Unterdessen schrie England über Neutralitätsverletzung und aufgezwungenen Krieg. Bis auf den heutigen Tag hat die siegreiche Heuchellegende der britischen Schriftsteller gedankenlose Darstellungen dahin beeinflußt, daß die Niederlande 1664 den Krieg „von neuem begonnen" hätten.

Staaten, wie die damaligen Niederlande, mit gesättigter Interessenausdehnung, mit gefährdeten Barwerten in aller Welt und von politischer Maßgeblichkeit ihrer Kaufmannschaft geleitet, „beginnen" überhaupt keine Seekriege. Im Gegenteil, trotz der plumpen Herausforderung wollten sie letztere immer noch gewissermaßen isolieren und unter der Hand erwidern; Jan de Witts Befehl an de Ruiter mußte ein Versteckspiel selbst vor einem Teil der Staatenvertreter bleiben, um überhaupt möglich zu werden. Aber gerade dieses Ausweichen vor der offenen Stellungnahme, diese entschlußlähmende Kaufmannsangst um den allgemeinen Handel sollte sich bitter bestrafen. Man verlor, was man bewahren wollte, nun erst recht. Obwohl beide Teile den offenen Kriegszustand wegheucheln wollten, wurden in der spanischen See 130 dem amtlichen Frieden vertrauende holländische Kauffahrer weggenommen, und in allen englischen Handelsstädten wurde das niederländische Privateigentum beschlagnahmt. Danach aber, am 14. März 1665, erklärte Karl II. den Generalstaaten als Friedensverletzern den Krieg.

Es ist der gewaltigste, der zornmütigste und herzhafteste der niederländischen Seekriege, der nun beginnt, selbst die einstigen

Abb. 8. Feuerndes Schiff bei Windstille. Gemälde von Wilh. van de Velde d. J. im Reichsmuseum zu Amsterdam.

Heldenkämpfe zu Waſſer und zu Lande gegen Spanien noch überſtrahlend. Hier hat das kleine Staatsweſen ſich noch wieder in allen ſeinen Teilen ermannt und wahrhaft Gut und Blut an die Behauptung ſeiner Seegeltung geſetzt. Und der Held des Krieges iſt de Ruiter.

Ein Emporkömmling ohne Ehrgeiz und Streberei. Tüchtigkeit, Tapferkeit, Sachlichkeit, raſtloſe autodidaktiſche Arbeit und eine ſtille, herzensfröhliche Weisheit ſind alles in ihm. Sie haben den aus der Seilerlehre gelaufenen Bierfahrerſohn und Schiffsjungen Schritt für Schritt zunächſt zum Steuermann, zum Kauffahrteikapitän, zum ſtaatlichen Kreuzerkapitän gemacht. Es war auch die Zeit für ſolche Naturen. Während die Deutſchen hinter dem Ofen ſaßen oder höchſtens, wenn ſie's nicht aushielten, unter fremder Flagge mittaten, fuhr das friſche junge Blut von Niederland und England ums Kap Hoorn und in die unerforſchten Inſelwelten von „Neuholland" hinaus, focht heute mit Javanern, morgen mit Peruanern und übermorgen lief man den Barbaresken aus den Sklavenketten davon. Zahllos ſind die Anekdoten, die von de Ruiters keckem Humor und ſchneidigen jungen Streichen übrig geblieben ſind. Übrigens iſt dieſem Manne am wohlſten eigentlich immer fernab von den ſtaatlichen und ſtaatsbeamteten Reibungen geweſen. Noch nachdem er unter Gyſels — ſpäter dem erſten Flottenberater des Großen Kurfürſten — ſich als Kontreadmiral gegen Spanien ausgezeichnet, fährt er danach wieder ſeelenzufrieden als Flütenkapitän ſeine Kaufmannsgüter durch die Gewäſſer von Tunis, und ihn plagen die Eiferſüchteleien und Anciennitätsbeſchwerden nicht, die ihn nur viel zu lange vom Oberkommando der Marine ferngehalten haben.

Auch der Krieg von 1665 begann zunächſt nicht gut für die Flagge der Vereinigten Staaten. Nachdem in der Schlacht vom 13. Juni bei Loweſtoft gleich anfangs der tapfere Kortenaar gefallen und Waſſenaars, des Oberbefehlshabers, Schiff mit dem Admiral und fünfhundert Mann in die Luft geflogen, war's mit der Disziplin zu Ende; ehe ſie überhaupt in den Kampf gekommen waren, flohen verſchiedene Kapitäne aus Feigheit oder mitgebrachter Verſtimmung. Ganz Niederland erloderte in Wut und Zorn, allerorten fanden Zuſammenrottungen ſtatt unter Spottliedern und tätlichen Angriffen auf Admirale und Regenten. Da bewährte ſich wieder der Ratspenſionär Jan de Witt. Unerſchüttert bot er der Rebellion die Spitze, aber drei der Kapitäne ließ er füſilieren, drei anderen

Abb. 9. Schlachtſzene vom 13. Juni 1666: Der „Prince Royal" ſtreicht die Flagge.
Gemälde von Wilh. van de Velde d. J. im Reichsmuſeum zu Amſterdam.

Digitized by Google

Abb. 10. Einbringung englischer Prisen der Niederländer.
Gemälde von Wilh. van de Velde d. J. im Reichsmuseum zu Amsterdam.

Offizieren vom Henker den Degen zerbrechen, den feigsten von allen mit dem Strick um den Hals den Exekutionen zuschauen und ihn dann aus dem Lande prügeln. Just in jenen Tagen der Krisis lief de Ruiter in Delfzijl am Dollart ein, von Afrika und Neuniederland heimkehrend, und erhielt nun sofort den Oberbefehl. Damit kehrten Ruhe und Zuversicht zurück.

Auf der Back seines Flaggschiffes, mit eigener Hand das Senkblei haltend, führte der größte Schiffer der Zeit die neu zusammengezogene Staatenflotte aus der Süderse durch die Texelfahrt in die Nordsee hinaus, bei Südost, der bisher als absolutes Hemmnis dieser Ausfahrt galt. Es war höchste Zeit, nach Bergen zu eilen. In diesen neutralen dänisch-norwegischen Hafen war, den Kanal vermeidend und um Großbritannien herumfahrend, die kostbar beladene große Ostindienflotte der Niederländer geflüchtet, was nicht hinderte, daß die Engländer sie im Hafen angriffen; er rettete sie und brachte trotz Ungunst und Widrigkeiten des Wetters fast alle Schiffe in die Heimat. Dann lief er aufs neue aus, und am 11. Juni 1666 begegnete sich seine Flotte von 90 Linienschiffen, 12 Fregatten und 48 Begleitschiffen mit Englands Seemacht, die neun Fahrzeuge weniger, aber, wie seit Jahrzehnten, viel stärkere Vieldecker und mehr Kanonen hatte. Hier befehligte Monck, Englands bester Mann, Wiederhersteller der Monarchie, Herzog von Albemarle und Erster im Rate Karls II. Mit den Niederlanden war diesmal Ludwig XIV. verbündet aus politischen Gründen sonstiger Weltlage; doch anstatt der zugesagten französischen Flotte kamen bloß ein paar französische Edelleute als Schlachtenbummler bei de Ruiter an Bord. Im Mastkorb des Admiralschiffes aber hatte Willem van de Velde mit Skizzenbuch und Silberstift sich eingerichtet, auch er ein rechter Typus dieses niederdeutschen Volkes mit seinem noch unverquälten Germanenhumor, seiner seelischen Gleichgültigkeit und jauchzenden Gefahrenlust; während das Holzwerk umher splitterte und der Eisenhagel die Segel durchlöcherte, hat er da droben die Studien zu seinen großen Schlachtgemälden dieses Krieges gemacht. Und zehn Jahre später ging er in englischen Königsdienst — ubi bene, ibi patria!

So beginnt denn nun diese Riesenschlacht der vier Tage zwischen den vlämischen Bänken und der englischen Südostküste. Am dritten Tage war Englands Macht im vollen Rückzuge vor den gleichfalls arg verringerten Schiffen de Ruiters. Da tauchten plötzlich um vier Uhr nachmittags von Westen neue Segel auf! Endloser Jubel erhebt sich auf den englischen Schiffen, jähe Niedergeschlagenheit erfaßt die gänzlich erschöpften Niederländer, denen der gewonnene Sieg zerrinnt. Prinz Robert Stuart ist's, wie

Abb. 11. de Ruiters Sohn, Viceadmiral Engel de Ruiter. Gemälde von Ferdinand Bol in der Königl. Galerie des Haag.

ihn die Engländer nennen, d. h. niemand anders als Pfalzgraf Ruprecht, „der Kavalier", des Heidelberger Winterkönigs Friedrichs V. tapferer und tüchtiger Sohn, der sich dereinst schon in den Bürgerkriegen Englands dichte Lorbeeren als bester jugendlicher Vorkämpfer des Royalismus erworben. Auch er hat vergeblich nach einer französischen Flotte gesucht und eilt nun mit seinen 25 intakten Schiffen heran. Aber de Ruiter hält Stand, und in einer seiner kernigen Ansprachen von wenigen Worten stellt er Mut und Vertrauen wieder her. Noch einen ganzen neuen Tag, der zweite Pfingsttag ist's, wird heiß gerungen, gegen Abend in einem mörderischen anderthalbstündigen Gemenge von Bord zu Bord. Und dieses entscheidet. Monck signalisiert den Rückzug; selbst jetzt noch unermüdet, will de Ruiter aufs neue verfolgen — da braut einer der dicken Nebel dieser Gewässer herauf, und der fromme Admiral erkennt, daß Gottes gnädigem Willen genug geschehen sei. 6000 Tote, zahllose Verwundete, 3000 Gefangene, 23 große Schiffe kostete diese Schlacht der englischen Nation.

Neue Rüstungen und neue Schlachten folgen bei wechselndem Siegerglück. Wunderbares geht in dieser Spannung durch die Seelen der Besten bei beiden ringenden Völkern. Noch einmal mitkämpfen und den Soldatentod finden zu dürfen, erbat sich von den Generalstaaten der wegen eines früheren Vorfalls zur Ruhe gesetzte alte Admiral Jan Evertsen; das Lied hat's festgehalten, wie er sprach:

„Vier mijner broeders en mijn vader met mijn zoon
Zijn, strijdend voor's tands regt, gesneuveld; ook dat loon
Zij aan mijn dienst vergund na veertig jaren strijden!
'K wil't overschot mijns bloeds aan't heil van Neerland wijden."
Hij gaat, beklimt de vloot, knot Englands dwinglandij
En als zijn broedren, zoon en vader, sneuvelt hij!

Auf der Höhe von Harwich am 4. Auguft 1666, wo eine verderbliche Eigenmächtigkeit des unter de Ruiter befehligenden van Tromp nur noch einen wiederum hochberühmten Rückzug aus der verlorenen Schlacht ermöglichte, ist Jan Evertsen, wie er wollte, im Seemannstode wie seine vier Brüder, sein Vater und sein Sohn, gefallen.

Die Entscheidung des großen Krieges brachte endlich im Juni 1667 de Ruiters Unternehmen gegen die Themse — ein unvergleichliches Seemannswagnis ohne Lotsen gegen ein feindliches, schwieriges Fahrwasser ohne Seezeichen, dabei eine Tat so keck und lustig, wie ein ausgelassener Riesenscherz.

Die Feste Sheerneß an der Südspitze der Mündung wurde sofort genommen; und 12000 Mann Truppen am Ufer nebst Schanzen, Forts, Kanonen, alle geopferten und versenkten Schiffe hielten nicht auf, was dann geschah: die Einfahrt der Niederländer in die gesperrte Fahrrinne der Medway, wo eine Anzahl englischer Kriegsschiffe lag. Das Verwegenste vollbrachte der Kapitän van Brakel, der wegen einer Disziplinwidrigkeit im Arrest saß und sich durch diese Tat lösen zu dürfen erbat. Unterhalb Rochester war eine schwere Kette über das Fahrwasser gespannt, von versenkten und ankernden Schiffen umgeben. Mit der Fregatte „Friede", einen Brander im Schlepptau, vor heftigem Nordost, der die segelbelasteten Stengen wie Flitzbogen spannte, lief Brakel gegen die Kette. Aber sie bricht nicht, die Fregatte sitzt auf der Kette fest, Stengen und obere Raaen poltern an Deck und die feindlichen Kugeln hageln in das gelähmt hin- und herwiegende Schiff. Da läßt Jan Brakel über Bord werfen, was nur will, Kanonen und Kugeln und Fässer; die Fregatte hebt sich ein wenig, der Wind faßt von neuem heftig nach, und unter frenetischem Jubel der begeisterten Seeteufel schurrt der Kiel über die Kette, die hinter der furchtbaren Last in die Höhe schnellt und vor dem Brander klirrend zerspringt. Damit ist die Einfahrt frei. Acht große Kriegsschiffe der Engländer werden verbrannt oder als Prisen herausgeschleppt; unter den ersteren der „Royal Charles", von welchem anno 1660 der scheidende Karl II. den Hochmögenden seine Dankesgrüße zugewinkt.

Schrecken ging durch die ganze Insel, kein Feind ward an den Küsten mehr gefunden, und zu Breda am 31. Juli 1667 schloß England Frieden. Es behielt Neuniederland mit New-York, verzichtete aber auf neu eingenommene Stellungen in Ostindien — wenn man das Gewürzmonopol nur hütete, was schien es da den Mynheers auf die genügsame, zukunftsarme Ackerbaukolonie im Urwald am Hudson und Delaware anzukommen! Zumal noch eine Milderung der Navigationsakte durchgesetzt wurde: deutsche Erzeugnisse, soweit sie zu Lande oder auf dem Rhein zu den Niederländern kamen, durften von diesen nach England verschifft werden. Noch einmal sah man Handel, Wohlfahrt, Reichtum befestigt, aufs neue erweitert.

Dann aber ging Ludwig XIV. an sein Totengräberwerk: an der Größe der Niederlande und an Frankreichs Weltzukunft. Nicht damit England lache, hatte Colbert Handel und Flotte Frankreichs geschaffen, hatte man in drei Weltteilen, namentlich riesenhaft in Nordamerika, Kolonien eingerichtet. Aber vergeblich mahnten private Stimmen an diese Aufgaben, wies Leibniz' die Welt umspannender Geist und Hofmannsehrgeiz den bourbonischen König auf eine Besetzung

Abb. 12. Nimwegen, der Ort des Friedensschlusses von 1678. Gemälde von Jan van Goyen im Reichsmuseum zu Amsterdam.

Abb. 13. Holländische Gracht.
Gemälde von Jan van de Heyden im Reichsmuseum zu Amsterdam.

Ägyptens und auf einen zu grabenden Suezkanal hin, um Frankreich durchs Mittelmeer hindurch bis nach Indien zum Herrn von Schiffahrt und Verkehr zu machen. Der Sonnenkönig brauchte hastige Gloire und wollte nun einmal das gehaßte nachbarliche Protestantenland verderben.

Bei dem Raubkriege von 1672 gegen die Niederlande war Ludwig mit England zur See verbündet. Wieder segeln die de Ruiter und van Tromp, jetzt ehrlich über alte Spannungen hinweg versöhnt, hinaus in die Nordsee gegen die verbündete Flotte, in welcher zwar das französische Geschwader recht passiv bleibt, damit sich die feindlichen Brüder der protestantischen Seemächte nur gegenseitig recht gleichmäßig zerfleischen. Namentlich das Jahr 1673 bringt eine Reihe großer Seekämpfe, sieht die furchtbarste dieser Schlachten unweit Kijkduin und des Helders, wo Tausende von Zuschauern auf der hohen Düne stehen und die Töne der Kirchenglocken vom Lande hinauswehen auf die See ins Krachen der Kanonenschlünde hinein. Zuletzt muß Prinz Ruprecht weichen, und de Ruiter hat aufs neue England besiegt.

Es blieb die letzte der holländisch-englischen Schlachten zur See. England kam viel weiter in seinem Vernichtungsplan der niederländischen Macht als — Freund und Bundesgenosse der Generalstaaten. Als solcher im dritten Raubkriege und im spanischen Erbfolgekriege hat es seine Flotte riesenhaft ausgebaut, ohne Einspruch der Niederlande, zu deren Hilfe und „Gunsten" es ja geschah, während jene ihr Geld auf Landtruppenwerbung verwenden mochten. In diesen Kriegen hat es seine Stellungen in aller Welt erweitert, in Europa Gibraltar und Menorca besetzt, monopolistische Handelsverträge mit den Neutralen oder sonstigen Verbündeten geschlossen. Längst inzwischen war Wilhelm III. von Oranien nach England gegangen, um es vor der katholischen Reaktion Jakobs II. zu schützen und selber König zu werden. Und als er der König William war, hat der große Erfinder des „europäischen Gleichgewichts", nämlich des Gleichgewichts auf dem Fest-

lande und des ausschlaggebenden Befehls von England, es vortrefflich verstanden, die niederländische Heimat der Größe seines Hauses im Kielwasser Englands zu halten. Die Friedensschlüsse bringen England Kolonien, Machtstellungen, Handelsvorteile, den Generalstaaten geben sie militärische Besatzungsrechte auf dem Kontinent: neue Reibungsflächen mit Frankreich. Und sonst nichts mehr. Britannia rules the waves, wie das neue stolze Herrenlied singt, und die Generalstaaten sinken immer trostloser zurück. Bald rauschen zehn englische Vollschiffe daher, wo eine einzige holländische Kuff noch segelt.

Und entsprechend geht es durch die folgenden Jahrhunderte. Im Jahre der Navigationsakte, 1651, hatte der holländische Wundarzt Riebeek seine Idee ausgeführt, aus den wohlgeeigneten subtropischen Gegenden am Kap der guten Hoffnung eine holländische Bauernkolonie und neue Handelsposition zu machen. Hier haben die Niederlande, die mit ihrem wenig zahlreichen Menschenmaterial extensiv umzugehen sonst weder nötig hatten noch imstande waren, richtig kolonisiert, und generationsweise sind die Mädchen des Amsterdamer Waisenhauses die glücklichen Mütter gesunder und fruchtbarer Landmannsfamilien, „Buren", geworden. England hat die holländische Kapkolonie, hat Natal weggenommen, ist den Trekkenden immer weiter nachgehetzt, hat soeben den Oranjestaat und Transvaal verschlungen und spricht davon, daß es damit der Lösung der südafrikanischen — Frage näher gekommen sei. Deutschland hat noch Südwest- und Ostafrika, noch hat Holland weitere Kolonien, unschätzbare in Ostasien, und Frankreich hat und möchte so manches, was England wohl auch möchte.

Werden wohl endlich ...

Oder werden vielmehr, ehe die verzwickte politische Lage des alten Europa sich erlösend aus ihren Nebeln und Traditionen erhebt, die jungen, durch nichts bekümmerten Ellbogen des neugermanischen Bruders in Nordamerika uns alle miteinander in die Rumpelkammer der Weltgeschichte stoßen? Werden wir den Tag erleben, wo die Pierpont Morgans der Zukunft dem britischen Parlament in kurzem Ultimatum mit bezahlter Rückantwort die Völkerunion, den angelsächsischen Trust anbieten werden, ähnlich und aussichtsvoller, als einst Cromwells Republik mit den Generalstaaten tat?

Abb. 14. Schiffe am Texel. Gemälde von Willem van de Velde.

Die Dorfkirche.

Ein herbstliches Idyll

von

Johannes Schlaf-Berlin.

Mit zwei Originalzeichnungen von H. Hirzel.

(Abdruck verboten.)

In weit und breit völlig ebenem Fruchtland erhebt sich ein einziger hoher Hügel, abseits vom Dorf, auf der anderen Seite eines kleinen Flusses, über den eine einfache Holzbrücke führt. Am Fuße dieses Hügels liegt nur eine Gastwirtschaft, das Pfarrhaus und die Schule mit der Küsterwohnung. Oben aber, auf seinem breiten Gipfel, erhebt sich, mitten im Gefriede eines geräumigen Friedhofes, die Kirche. — Sie ist ein plumpes, gelbgetünchtes Gebäude mit einem sehr hohen, braunen Ziegeldach und einem breiten, viereckigen Turm, auf dem eine braune, keilförmige Ziegelhaube sitzt, die nur wenig über den Dachfirst hervorragt. Sein einziger Schmuck, wenn man's so heißen will, ist das mit einem verwaschenen Blau gestrichene Zifferblatt der Uhr. Unter ihr wölbt sich der gedrungene Torbogen mit seiner plumpen braunen Tür, die mit rostigem Eisenwerk überzogen ist und durch die Sonntags die Kirchgänger eintreten. Ein halb Dutzend schlichte, niedrige Halbbogenfenster mit tiefen Nischen reiht sich die schmucklose Wand entlang. Auf der Seite nach dem Dorfe zu ragen dicht an der Kirche sechs riesige italienische Pappeln dunkel über den Dachfirst empor.

Angenehm ist es, wenn zur Feierabendzeit das Geläute tönt mit seinem freundlichen, überaus reinen Silberklang.

Fern am Horizont der weiten Ebene unten dehnt sich lang hingestreckt mit ihren grauen Häusermassen die große Stadt. Wenn man auf der von alten Kirschbäumen bestandenen Chaussee auf das Dorf zuwandert, dann gewahrt man schon von weitem St. Thekla hoch oben auf ihrem Hügel über dem breiten Gelände.

Schön ist es, an einem klaren Sommerabend durch die wogenden Getreidebreiten zu lustwandeln und feierlich das uralte, ernste, verwitterte Bauwerk über all dem Gottessegen ringsum zu gewahren und den reinen Silberklang seines Geläutes zu vernehmen wie ein seraphisches Sphärenlied.

Aber jetzt haben wir Herbst, und düster ragt die gedrungene Masse der alten Kirche mit ihrem verwitterten Rotbraun und Graugelb in schwere, trägziehende, schwarzblaue Wolkenballen hinein, und die sechs alten Pappeln dröhnen auf ihrer einsamen Höhe von der Gewalt des Herbststurmes den Tiefton ihres gewaltigen Sanges in all die zischenden, pfeifenden und winselnden Stimmen des Buschwerkes, der dunkelgrünen Lebensbäume und Tannen, die sich über die Gräber und Mäler erheben.

Heute hatten wir den ganzen Tag vom grauen Himmel Regen hernieder, den der Sturm in langen Streifen und Schauern über das dunkelverhangene, braune Gelände hinpeitschte. Aber gegen Abend wurden die schweren grauen Massen von der Gewalt des zunehmenden Mondes zerstreut; das Firmament lichtete sich, die graublauen tiefziehenden Wolkenungeheuer zogen ab, und nun jagen weißliches Gewölk und lange Windbäume an der gleißenden Mondscheibe hin. Im Silberglast tritt das reine Blau der Himmelstiefen her-

vor; und wenn jetzt so ein Rudel jener trüben Massen heraufzieht, so vermag es die lichte, schimmernde Pracht da oben mit ihren wundersamen, silbergleißenden Gebilden, die wie das enthüllte Geistertreiben höchster Himmelssphären sind, nur für wenige Augenblicke zu umtrüben und reizvoll kurze Nachtschauer über das Gefilde zu ziehen.

Es interessierte mich, mich letzthin dem Herrn Kantor anzuschließen.

Es war nach 10 Uhr abends, und er wollte nach oben in der Kirche die Orgel stimmen. Den Tag über hatte er keine Zeit dazu gefunden. Zunächst die liebe Jugend, dann eine Konferenz, die Wirtschaft, die Feldarbeit, und dann hatte er auch noch in die Stadt wandern müssen. In später Stunde erst war er zurückgekommen, hatte sein Abendbrot verzehrt, sich ein wenig geruht, und nun wollte er noch oben seine Orgel in Ordnung bringen.

Auf schief gewundenem, breitem Weg, unter dröhnenden alten Eschen schreiten wir durch die wechselnden Schauer der Mondlichter den Hügel hinauf: der Herr Kantor vorweg mit seiner alten großen Harnlaterne, ich und des Kantors Ältester, Gottfried, der dem Vater nachher die Bälge treten soll, hintennach.

Trübrot glimmen die Fenster des Gasthauses. Ein Lachen und das Klappern der Billardbälle schallen in das Dröhnen des Sturmes heraus. Und wir sehen das helle Studierzimmer des Herrn Pastors, der vielleicht noch ein wenig, das würdige Haupt vom Gewölk seiner Pfeife umhüllt, im Frieden seiner Studierlampe an seiner entamalogischen Monographie arbeitet.

Nun aber blicken wir bereits auf die Dächer der drei Häuser herab und nahen uns den einsamen Schauern des Friedhofsgebietes.

Wie die düsteren Schatten der sturmgeschüttelten alten Eschenwipfel über den bleichen Dämmer des Weges schwanken! — In ihrem Gefriede lacht ein Käuzchen. Zur Linken krausen sich dunkelgrüne Kohlstauden, von unsteten Mandreflexen überhuscht, den steilen Hang hinab; zur Rechten zaust der Sturm die schwarze Masse einer Heckenrasenwildnis.

Jetzt nahen wir der niedrigen, halbmannshohen Mauer. Wir durchschreiten sie und befinden uns im Bereich des Friedhofes. — Erst kommt des Herrn Kantors Gartenland, das längst brach liegt. Es ist mit Apfel- und Pflaumenbäumen bestanden. Und jetzt sind wir zwischen den Gräbern mit ihren Mälern, Trauerweiden, Lebensbäumen und Tannen.

Vor uns hebt sich die Masse des alten Bauwerkes.

Auf seiner Wand liegt ein fahles Licht. Starr wirkt es und gespenstig in der sturmdröhnenden Nachteinsamkeit. Aber oben über den hohen First hinweg an der Dachfläche herab schwanken lichte, träumerische Silberschleier. In den übergebogenen schwarzen Massen der alten Pappeln flinkern leise ineinander zahllose Reflexe.

Nun aber ist alles mit einem Mal dunkel. Eben hat da oben so ein heraufstürmendes, trübes Wolkenungetüm die schöne, friedlich-klare Mondscheibe verschlungen. Nur um ungeheure, wild zerrissene Ränder zieht sich erhaben ein breiter Silbersaum. Durch die schwarze Nacht heult grauslich der Sturm, macht die Lebensbäume winseln und die Wetterfahne angstvoll um ihre Angel kreischen. —

Jetzt ächzt die massive alte Tür in ihren Angeln. Ein wunderlicher Laut hallt uns aus dem großen kalten Kirchraum entgegen, dessen Finsternis von bleich huschendem Zwielichtgestalten lebt. Es ist wie ein Ausruf erschreckten Zürnens.

Zunächst aber befinden wir uns in einem kleinen, völlig kahlen Vorraum mit weißgetünchten, rissigen Wänden. An der einen Wand steht eine schwarzgestrichene Totenbahre und allerlei Gedälk und Bretter, wie sie über ein frisch ausgeschaufeltes Grab gelegt werden, wenn der Sarg in die Tiefe gesenkt werden soll. In einer Ecke lehnen ein paar Klingeldeutel mit ihren schwarzlackierten Schäften. Brüchige rötliche Steinfliesen, zwischen deren Fugen Gras hervorwuchert, bedecken den Fußboden. Durch eine tiefnischige Fensterluke, zwischen schwarzen, schwanken Epheuranken hindurch, dringt ein breiter Mondstrahl in die madrige Stille.

Wir treten in den Kirchraum ein. Ich drücke mich in einen der hohen Kirchstühle, und der Herr Kantor steigt mit seiner altertümlichen Hornlaterne, gefolgt von seinem Gottfried, die Treppe zum Orgelchor hinauf.

Die Kirche ist ein großer, viereckiger, weißgetünchter Raum mit einer Decke, die aus verschiedenen Tannengewölben besteht. Sie sind von vier dicken Pfeilern gestützt. Zwei grünliche und gänzlich verstaubte Kronleuchter hängen von oben hernieder. Ein plumper, niedriger Chor aus braunem Holz, in dem eine Kolonie von Holzwürmern ihr Wesen hat, daß es sich ausnimmt, als knistre das alte Bauwerk in all seinen Fugen, läuft oben um den Raum herum. Verwitterte und zerfetzte Fahnen hängen herab, in rostige Ösen gesteckt, und verblichene Kränze mit weißen und weißgrünen Atlasschleifen, und Glaskästen mit Silberkränzen und Inschriften. Über dem Eingange ragt der Orgelchor mit den blanken Pfeifen der alten Orgel. Rechts und links von einem mit breiten, rissigen Steinfliesen gepflasterten Gange zieht sich die dunkle Masse der hohen Kirchstühle gegen den Altarraum hin. Legionen von Holzwürmern haben in ihm ihr Konzert. Vorn aber ragt in einer kleinen runden Halle, gegen den übrigen Raum durch ein Eisengitter abgegrenzt, der Altar. Er ist mit einer dunkelblauen, mit Silberfransen gesäumten Decke überhangen, auf der vorn in Silberstickerei die Symbole von Glaube, Liebe und Hoffnung prangen. Auf ihr ragt vor einem verdunkelten kleinen Gemälde der Kreuzigung zwischen den beiden bescheidenen Silberleuchtern ein schlichter Kruzifixus, silbern an einem schwarzen Kreuz. Zu Füßen des Kreuzes liegt aufgeschlagen die mächtige Bibel mit ihrem breiten Goldschnitt. Das Ganze ist überragt von einem wunderlichen alten, grünlich-weißen Arabeskenwerk mit wurstlichen Putten, geflügelten Engelsköpfen zwischen dicken Wolkenkugeln und zwei Apofteln. Hier und da sind schwache Spuren einer Vergoldung. Hoch oben

Digitized by Google

aber, von steifen, vergoldeten Strahlenbündeln umstarrt, ist ein Triangel mit dem Auge Gottes zu schauen. Hinter dem Altar und zu seinen Seiten hängen feierlich und ehrwürdig an der weißen Wand zwischen den schmalen Spitzbogenfenstern mit ihren grünen, bleigefaßten Butzenscheiben lange verdunkelte Gemälde ehemaliger Prediger der Gemeinde in breiten Goldrahmen. In all dem Dunkel erkennt man nichts als ihre roten Gesichter, ihre weißen Bäffchen oder mächtigen gefältelten Halskrausen, den Goldschnitt ihrer Bibeln und die Farbe ihrer Hände. Unter dem Chor aber, zwischen den Fenstern, an der weißen Wand hin ragen altertümliche Grabsteine, breit, mit Inschriften und männlichen oder weiblichen steifen Gestalten, welche mit gefalteten Händen dastehen. Zwischen dem Altarraum und dem Kirchenraum erhebt sich über den dunklen Stühlen die Kanzel, auf einen steinernen Apostel gestützt, von einer dunkelblauen, silbergefransten Decke überhangen. Daneben ist ein abgegrenzter Raum, der sich mit seinem Gitterfenster wie ein großer weißgestrichener und vergoldeter Käfig ausnimmt. In ihm sitzt der Herr Pastor, bevor er, um die Predigt zu halten, zur Kanzel hinaufsteigt. Schwarze Tafeln hängen an den Pfeilern und Wänden, mit eingesteckten großen weißen Ziffern, welche die Nummern der Gesangbuchlieder angeben.

In der Tiefe meines Stuhles liegend, gebe ich mich all diesen Eindrücken hin und habe meine stille Andacht.

Draußen heult, braust und dröhnt der nächtige Sturm, daß es zum Grausen ist, um das alte dicke Mauerwerk herum und über die Reihen der Gräber; und heult sein dannerndes Rätsellied in die Totenruhe des Raumes. Rings picken die Würmer in Gestühl, Getäfel und Gebälk. Die Schläge der Turmuhr zittern silbern in den Raum. Hier und da hallt ein wunderliches Krachen, ein Seufzer und Knistern, ein plötzlicher scharfer Schlag. Dann ist wieder alles tot, still. Verlorene Laute, wie Winseln und Geraun und oben, in abgerissenen Sätzen, die heiseren Klänge der Orgel. Ein plötzlicher Lufthauch, der einen mit einer geheimnisvollen Kühle anweht und am Ohr vorüberflüstert. Und all diese sonderbaren Lichter, die über die Wände huschen, über das Holzwerk, eine Vergoldung aufblinken lassen, einen silbernen Kranz, eine Atlasschleife, die Farben einer Fahne leise beleben. All das geheime Leben dieser Lichter und Schatten! . . .

Man kann träumen, daß es die Geister der Gestorbenen sind, die draußen aus ihren langweiligen Gräbern kommen, um Zwiesprache zu halten an den Stätten vertrauter Vergangenheiten.

Irgendwie sind sie nach alle da, wunderlich und geheimnisvoll zwischen Sein und Nichtsein; ewig da im ewig wechselnden Werden und Wandeln; mit uns, in uns, um uns; Gerichten, Ausgleichen und Erneuerungen entgegen.

Die ganze Nacht könnte ich so dasitzen und diesen Gedanken und Gesichtern nachgehen, zu denen draußen in der nächtig feierlichen Einöde der Sturm sein großes, grausendes Schicksalslied dröhnt, in dem die Stimme Gottes ist.

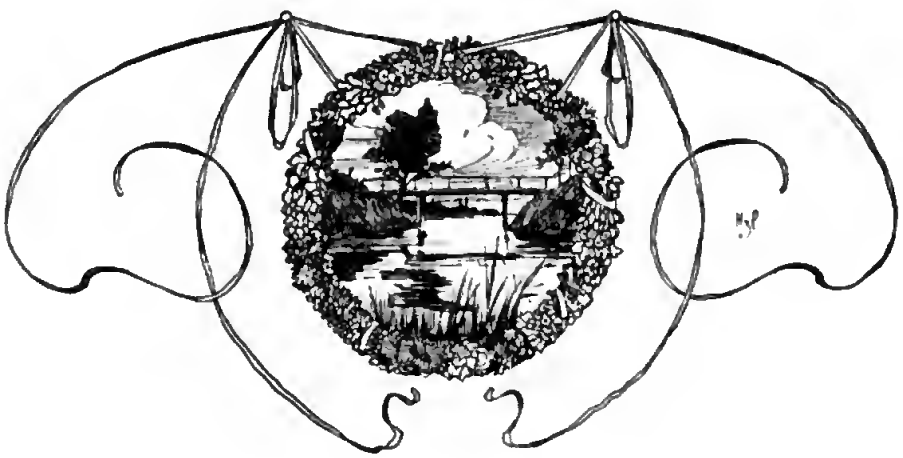
Aber nun ist oben der Herr Kantor inzwischen mit seiner Orgel zu Rande gekommen. Und, gottlob! setzt er jetzt mit einem mächtigen schwungvollen Präludium ein; denn der vielgeplagte Mann sehnt sich nach seiner Nachtruhe.

Hei! Wie die Akkorde jubeln!

Und nun: wie schön! Wie frohlackend! Wie warm, groß und feierlich und seines ewigen freudigen Trostes trächtig:

„Das ew'ge Licht geht da herein,
Gibt der Welt ein' neuen Schein.
Es leucht't wohl mitten in der Nacht,
Und uns zu Lichtes Kindern macht.
Kyrieleis!"

Zehn Minuten später steigen wir wieder unsern Berg hinab, aus dem Weben der Geheimnisse in das Traulich-Gewisse hernieder: vorweg mit seiner Laterne der Herr Kantor und ich, hinterher der flachsköpfige Gottfried . . .



Erzsibet Geddö.

Ein Gedicht aus Ungarn von

Georg Busse-Palma.

Illustriert von Árpád Schmidhammer.

1. Beim Würfeln.

In den Sälen van Fillek reiht ſich Gelag an Gelag.
Trunkene Augen ſieht jede Nacht, ſchläfrige jeder Tag.
Über die eichenen Tiſche, die feucht van vergaſſenem Wein,
Rollen raſtlos die Würfel aus Elfenbein.

„Meine Roſſe und Rinder gegen dein Roß und Rind?“ —
Simon Geddö ſagt: „Gut!“ — Aber der Burgherr gewinnt.
„Du haſt verloren, Geddö,“ lacht er und ſchenkt ihm ein.
„Kummer muß man ertränken, ertränken in rotem Wein.
Trink, Siman Geddö, trinke!“
Der Humpen ward leer.
„Trink, Simon Geddö, trink! Du verſpielſt heut nach mehr!“ —

„Hörige gegen Hörige, Schlaß gegen Schlaß!“ — —
Simon Geddö verſpielt ſie, verſpielt ſie wie Rind und Roß.
„Unglück haſt du heut, Geddö!“ — lacht ihn der Burgherr an,
„Aber wer Kummer hat, trinke! Trink und vergeſſe ihn dann!
Trink, Simon Geddö, trinke!“
Der Humpen ward leer.
„Trink, Siman Geddö, trink! Du verſpielſt heut noch mehr!“ — —

Finſter ſieht Simon Geddö den Grafen an:
„Mehr noch, ſagſt du? So ſag mir, was ich noch ſetzen kann!
Nichts mehr iſt mir geblieben als Schwert und Leib.“ —
„Nichts mehr?“ lächelt der andre. „Haſt du kein Weib?“

„Alles, was ich gewonnen, Hörige, Burg und Vieh,
Alles ſetz' ich auf ein Mal, Simon Geddö, für ſie!“
Würfel klappert an Würfel. Hoch ſchlägt die Lohe im Herd.
Erzſibet Geddö, verloren gingſt du wie Rind und Pferd! —

„Fort mit den Würfeln!“ ruft lachend der Burgherr und ſchenkt ihm ein.
„Einmal nach trink, Simon Geddö, ertränk deinen Kummer im Wein.
Einmal nach trink, Simon Geddö! Doch trankſt du es leer,
Dann geh zu Bette, Herr Bruder. Du haſt ja nichts mehr!“ — — —

2. Die Botſchaft.

Eh in der rinnenden Sanduhr noch eine Stunde verfloß,
Sprang vor Erzſibet Geddö ein Filleker Bote vom Roß.
„Roſe, auf Felſen erblühte," ſprach er, „ſo ſagt mein Graf:
Simon Geddö, dein Gatte, beſaß einſt Roß, Rind und Schaf.
Simon Geddö, dein Gatte, beſaß einſt Diener und Dich.
Aber verloren ging alles heut nacht an mich!" — —

Weiß ward Erzſibet Geddö. Weiß wie der Kalk an der Wand.
Taſtend nach ihrem Herzen griff eine zitternde Hand.
Wild auf fuhr ſie dann ſtöhnend: „Bin ich ein Roß oder Rind,
Daß mich dieſer verwürfelt und der gewinnt?" —

Aber der Bote ſpricht weiter: „Er fragt Dich nun:
Komm' ich als nächtige Wolke, wenn alle ruhn,
Oder als jubelnder Bräut'gam am lichten Tag,
Daß ich Dich küſſen und zu mir dann führen mag?" —

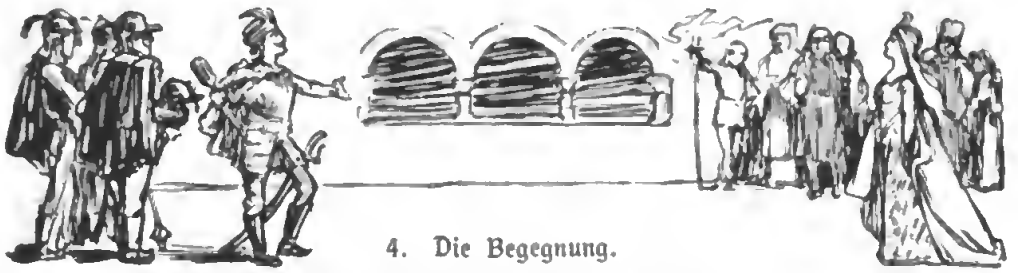
Stolz bleibt ein König in Ketten, ſtolz in der Schande blieb ſie:
„Schwer oft drückte mich Geddös Ring. Nun laß ich ihn nie.
Sage dem Grafen von Fillek, dem Du gehörſt:
Als mich ſein Würfel gewonnen, verlor er mich erſt! —

Sag ihm mein ſüßes Geheimnis. Er hat's ins bittre gekehrt.
Liebe zu ihm trug ich Jahr und Tag. Nun iſt ſie zerſtört.
Glaubt er, ich werde ſein eigen, ſo antworte: In Ewigkeit nie!
Erzſibet Geddö erwürfelt man nicht wie Burg und Vieh."

3. Der Aufbruch.

„Läufer, was bringſt Du für Antwort?“ — „Schlechte,“ ſprach dieſer verſtört.
Aber mit heiterem Antlitz wurde ſie angehört.
„Lippen, die lange mich lockten; Schönheit, ſo lange verſagt,
Heute noch reit' ich und hole ſie mir, noch ehe es tagt!“ —

Zwanzig geſattelte Roſſe wieherten bald vor der Thür.
Jedes trug einen dienenden Mann. — So ritt er zu ihr.
Laut durch die Dunkelheit klirrten Waffen aus Stahl und aus Erz.
Lauter noch unter dem Panzerhemd ſchlug Einem das Herz. — — —



4. Die Begegnung.

Nacht. Sternloſe Finſternis. Nur der Sturm bläſt gell
Um die trotzigen Türme von Geddös Kaſtell.
Leiſe flüſtern die Diener. Scheu ſehn ſie umher,
Aus ihrer Kammer tritt Erzſidet, und dann naht Er.

Grüßend ſpringt er vom Sattel und neigt ſich vor ihr.
„Graf von Fillek, was willſt Du? Was ſuchſt Du bei mir?“ —
„Deine purpurnen Lippen und Dein ſeidiges Haar,
Durſtig nach Deinen Küſſen ſeit Tag und Jahr!“ —

„Graf von Fillek, was ſprichſt Du? Graf von Fillek, halt ein!
Hätt'ſt Du mit Schwertern gewürfelt, dann könnte es ſein!
Wenn auf der Würfelfläche Dein Leben gelegen hätt',
Jubelnd könnt' ich Dich küſſen,“ erwiderte Erzſidet. —

„So aber denk meiner Botſchaft, wenn Du noch denken kannſt:
Du, der Gewinner, verlorſt mich, als Du mich gewannſt.
Willſt Du mich wieder gewinnen? — Oden im Waffenſaal
Funkelt's von Harniſch und Helmen und blitzendem Stahl. —

Ob mich auch alle verließen, ſelber verließ ich mich nicht.
Einer wird ſich noch finden, der gegen Dich ficht.
Erzſidet Geddös Ehre iſt eine Garbe im Feld,
Die nur geſchwungenen Sicheln zur Beute fällt — — —“

5. Der Zweikampf.

Diener und Pagen flüſtern. Raunend die Ritter ſtehn.
Draußen rüttelt der Sturmwind. Brauſend hört man ihn gehn.
Rötlich ſchwelen die Fackeln. Düſtere Schatten irr'n
An den Wänden, und Schwerter und Sporen klirr'n.

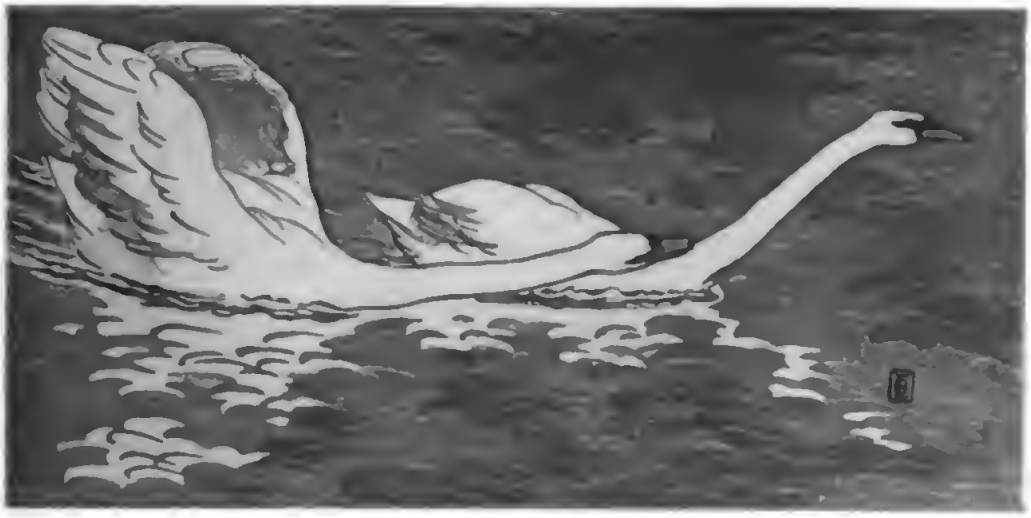
Langſam tritt aus den Sälen, wo Erzſibet Geddö entſchwand,
Erzſibet Geddös Ritter, das Schwert in der zarten Hand,
Tiefverdorgen das Antlitz unter dem Haudenſtahl.
Aber dem Wuchs nach ein Jüngling, ſo hoch und ſchmal.

Der von Fillek verhöhnt ihn: „Hüte Dich, junges Blut!
Kräftig ſind meine Arme und *das* ſchlägt gut!"
Und zu wuchtigem Schlage ſchwingt er ſein mächtiges Schwert,
Das durch die Eiſenhaube dreit wie ein Blitzſtrahl fährt.
Stöhnend ſinkt der Getroffne, und in röchelnder Qual
Ruft er: „Du trafſt mich tödlich zum zweitenmal!" —

„Nie noch ſah ich den Fremden! Was meint er damit?"
Über das Antlitz des Toten ein Fackelſchein glitt.
Elfenbeinweiß war die Stirne, purpurn von Blut überrollt,
Ringsum die ſeidigen Locken wie glänzendes Gold. —

Graf von Fillek, was ſtarrſt Du? —
Weiß ward ſein Geſicht.
Um ihn erloſchen die Fackeln.
Er merkte es nicht. —
Knieend an *Erzſibets* Leiche ſangen die Diener, und gell
Schrie dazwiſchen der Sturm und blies um das alte Kaſtell. —

Dixensee. Nach dem Gemälde von Julius Exter.
(Jubiläums-Kunst-Ausstellung zu Karlsruhe, 1902.)



Schwäne. Farbiger Holzschnitt von Otto Eckmann.

Wand und Bild.

Ein Beitrag zur häuslichen Kunstpflege.

Von

Dr. Erich Willrich.

Mit vierzehn Abbildungen nach Werken moderner Meister.

(Abdruck verboten.)

Daß wir Mangel litten an dem, was man gemeiniglich „Kunst“ nennt, wird kaum einer behaupten wollen. Man braucht ja nur einen Blick in unsere Salons und Ausstellungen zu werfen. Da hängen die Bilder zu Dutzenden, ja Hunderten dicht aneinander gereiht wie die Briefmarken, und Plastiken gibt es, daß man vor Bäumen den Wald kaum sieht. In Kupfer gestochen, radiert und gezeichnet wird in deutschen Landen gleichfalls zur Genüge. Und nicht nur in den Ausstellungen ist „Kunst“ anzutreffen, nein, auch daheim im Hause, für das ja der Deutsche einen ausgesprochenen Sinn haben soll. „Schmücke dein Heim!“ Das bedeutet: wo immer ein leeres Plätzchen ist, da muß „Kunst“ hin, sei's nun ein Bild oder ein japanischer Fächer, ein Majolikateller oder ein bemaltes Ofenblech. Mit „Kunst“ kann man alles verschönen, auch das unansehnlichste Ding veredeln. Darum: Es lebe die „Kunst“!

„Mit Kunst kann man alles verschönen.“ Das gerade ist die verderbliche Meinung, die unser gesamtes Leben so entsetzlich unkünstlerisch macht. Kunst gilt für ein buntflittriges Mäntelchen, das der Armut des Lebens umgehängt wird, um dies einigermaßen erträglich zu machen. Eine kahle, nackte Wand mit abscheulicher Tapete, deren Häßlichkeit man mit möglichst vielen Bildern verdecken muß — so etwa stellt sich im Allgemeinurteil das Verhältnis von Leben und Kunst dar.

Eine ziemlich äußerliche und auch recht feige Meinung! Das junge Geschlecht empfindet anders. Es denkt zu hoch von der Kunst, als daß sie ihm nur ein Mittel zur Vorspiegelung falscher Tatsachen sei; es denkt zugleich besser auch vom Leben. Gab sich — um im alten Bilde zu bleiben — das ältere Geschlecht damit zufrieden, an die häßliche Wand schöne Bilder zu hängen, so fragt sich das junge: ist es nicht möglich, die Wand selber schön zu gestalten?

Gar so neu ist die soeben gestellte Frage übrigens nicht. Ja, sie hat in früheren Zeiten auch schon manch treffliche Antwort gefunden. Im Grunde genommen blieb nur das XIX. Jahrhundert diese völlig schuldig, ja man schien kaum zu ahnen, daß es eine derartige Frage überhaupt gibt. — Wir haben

Digitized by Google

uns nach der Oede des vorhergehenden Zeitabschnittes gewöhnt, die letzten drei bis vier Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts für einen Höhepunkt der Kunst zu halten. Aber eigentlich gab es doch nur eine Malerei. Einseitig auf sie war die damalige Kunstdefinition zugeschnitten: ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament — eine Definition, die sogar noch für die Malerei allein zu eng ist. Eine doppelte Beschränktheit! Allmählich ringt man sich aus ihr heraus. Das Gefühl unbedingter Befriedigung und Anerkennung weicht der Kritik und schließlich der besseren Einsicht, daß diese letzten Jahrzehnte doch nur eine Lehrzeit waren, und daß es nun gilt, eine Kunst zu schaffen, in weiteren Grenzen, mit weiteren Zielen, keine „Kunst", die dem Leben äußerlich angeklebt wird wie ein „Ornament", sondern eine Kunst innig verwachsen mit dem Leben.

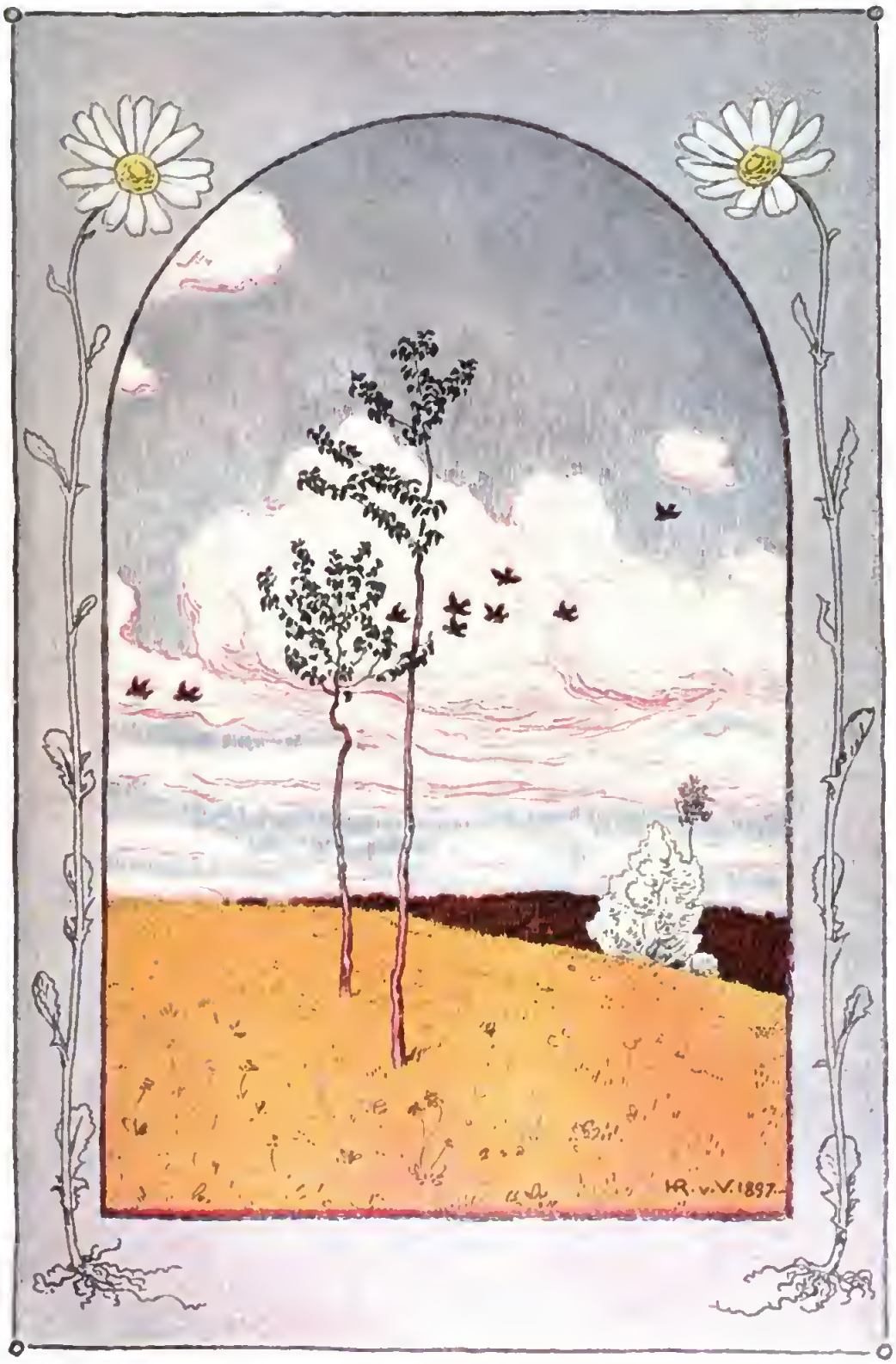
Nach diesen Erörterungen, die zugleich darthun wollten, daß es der so arg verläsierten modernen Kunstbewegung durchaus nicht an ernstem Inhalte mangelt, wird es kaum befremden, wenn bei der Behandlung des Themas zunächst von Bildern und ihresgleichen recht wenig die Rede sein wird, dafür aber um so mehr von der Wand, der einfachen, simplen Wand.

Um die Wände aber ist es in unseren Häusern recht traurig bestellt, so traurig, daß wir fast gar keine haben. Diese Erfahrung macht ja schließlich jeder, der beim Umzuge in eine neue Wohnung seine Möbel stellen und die Bilder aufhängen will. Das Sofa mit seinem Darum und Daran als Beherrscher des Wohnraumes, wo soll es stehen? Am besten doch in einer Ecke. Freilich müßte es dann die entsprechende Form haben. Dahin gestellt, verleiht es dem Zimmer einen besonders wohnlichen Charakter. Sitzt man dort, so ist man nach drei Seiten hin gedeckt, alles was im Zimmer vorgeht, ist einem vor Augen. Das gibt ein beruhigendes Gefühl der Sicherheit, ganz abgesehen von den viel lebendigeren, reizvolleren Bildern, die ein Raum gewährt, wenn man nicht in mathematischer Regelmäßigkeit parallel zu seinen Wänden sitzt. Aber unsere Zimmer haben keine Ecken. Zwei nehmen die Fenster weg, eine der Ofen, und die letzte geht oft durch eine Thür verloren oder wird durch sie wenigstens stark entwertet. Auf Ecken muß man somit verzichten. Größere Wandflächen stehen aber meistens auch nicht zur Verfügung. Eine Zimmerseite ist den Fenstern geopfert, die drei anderen werden zum großen Teile von weiten Flügelthüröffnungen eingenommen. Die vielen Fenster und die vielen, meist viel zu großen Thüren, die uns fast die ganzen Wände auffressen, sind die schlimmsten Feinde unserer Wohnungen.

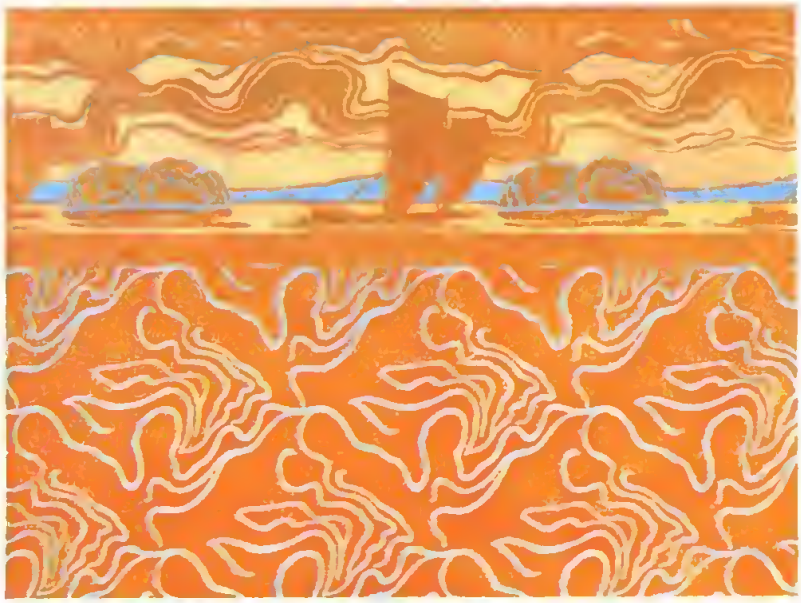
Aber keine unüberwindlichen Feinde. Wenn wir nur ehrlich sein wollten! Ist es denn durchaus nötig, daß unsere Häuser so gewaltige Anstrengungen machen, den Eindruck von italienischen Palästen hervorzurufen? Diese langgestreckten Fensterfluchten mit ihren ionischen und korinthischen Säulen — aus Stuck —, sie können doch nur ganz rohen Gemütern Staunen und Bewunderung entlocken. Unsere Baukunst ist im Grunde genommen Hochstapelei schlimmster Art. Nirgends Häuser, die eingestehen — als ob das Geständnis so peinlich wäre —, daß in ihnen Bürger wohnen; nein überall, wohin man blickt, ein großspuriger Palazzo Protzi. Wenn wir nur ehrlich sein wollten! Dann würde es um die lügnerischen Palastfassaden mit dem gedankenlos dahinter gestellten Kastenkonglomerat — gemeiniglich „hochherrschaftliche Wohnung" genannt — bald geschehen sein.

Häuser sind von innen heraus zu bauen. Der Grundriß ist das Maßgebende, die Fassade das erst daraus Folgende. Wohnlichkeit sollte uns höher stehen als äußerer Schein. Wie gemütlich und stimmungsvoll wirken die Bürgerwohnungen der deutschen Renaissance! Und das Äußere der Häuser, ist es etwa vernachlässigt? Nein, gerade weil es der Ausdruck des Inneren, des darin herrschenden Geistes ist, darum wirkt es so reizvoll. Doch das nur nebenbei, um zu zeigen, daß auch unsere Fassaden bei der Aenderung nur gewinnen würden. Welche Wohnlichkeit atmet das Gehäus des heiligen Hieronymus auf Dürers köstlichem Kupferstich! Das hat seinen Grund durchaus nicht allein in dem warmen Holzgetäfel, sondern vor allem in der reizvollen Fensterbildung mit ihrem heiteren, klaren Lichteinfall. Dieses eine große Fenster mit hoher Bank statt unserer tiefansetzenden schmalbrüstigen zwei Fenster mit dem zerrissenen, falschen Einfalle des Lichts, es könnte unseren Wohnungen ein Retter werden.

Digitized by Google



Sommerzeit. Von Hans R. von Volkmann. (Kunstdruckerei Künstlerbund, Karlsruhe.)



Tapete von Walter Leistikow.
Ausgeführt von Adolf Buechardt Söhne in Berlin.

Würden dann noch die Thüren an Zahl und auch an Größe auf das erforderliche Maß beschränkt, so hätten wir alles, was wir brauchen, Ecken und Wandflächen, gesundes Licht und zu alledem noch eine besondere, sonst schmerzlich vermißte Wohlthat, einen Platz am Fenster; alles in allem eine gute Grundlage, auf der man bei der künstlerischen Ausgestaltung des Heimes weiterbauen kann.

Doch wir wollen jetzt die frommen Wünsche lassen und uns auf den Boden der Tatsachen stellen. Mit anderen Worten, wir fragen uns: wie kann man unter den mißlichen Wandverhältnissen in einer Mietswohnung ein einigermaßen künstlerisches Heim schaffen? Es fördert die häusliche Kunstpflege in keiner Weise, unter Hinweis auf die besseren englischen Verhältnisse beständig zu klagen, daß wir keine Familienhäuser haben. Die Mietswohnung ist nun einmal die Regel, von der es nur wenig Ausnahmen gibt.

Es ist selbstverständlich, daß man auf die Herrichtung einer gemieteten Wohnung längst nicht so viel Mühe und Geld verwenden kann als auf das eigene Haus. Immerhin wird man, sofern die Sinne nur einigermaßen seiner gebildet sind, einer etwa notwendigen Umgestaltung oder besser Umfärbung der Räume kaum entraten können. Unsere Möbel, ihre Bezüge, die Vorhänge, alles das hat seinen bestimmten Farbencharakter, der entsprechende Forderungen an die Umgebung stellt. Nicht jede Tapete paßt dazu, ja mit mancher werden die Möbel in offenen Streit geraten. Dann bleibt eben nichts anderes übrig, als die Wände umzufärben. Es ist bezeichnend für die ungesunden Zustände im modernen Wohnungswesen, daß das Immobile, die Wand, dem Mobilen, eben dem Möbel, daß das Primäre dem Sekundären nachgeben muß. Denn das eigentlich Ausschlaggebende, das was dem Raum die Stimmung verleiht, ist in erster Linie die Farbe der Wände; und wer sich von Grund auf ein Heim schaffen will, wird stets gut thun, erst die Gesamtstimmungen für die einzelnen Räume zu wählen. Uns modernen Vagabunden aber, die wir Hausgerät haben ohne ein Haus, uns muß bei der Wahl unserer Ausrüstung stets das Endbild vor Augen stehen. Suchen wir z. B. Möbel- und Vorhangstoffe aus, so dürfen wir das nur in Hinblick auf die Gesamtstimmung thun, die wir durch die Färbung der Wände erreichen wollen.

Die Farbe ist der wichtigste Faktor auch in der Kunst, die Wohnung zu schmücken. Sie kann einen Raum groß oder klein, hell oder dunkel, festlich oder gemütlich, kalt oder warm, und wer weiß wie sonst noch erscheinen lassen. Worauf beruht doch der anheimelnde Charakter der deutschen Renaissancezimmer? Abgesehen von dem prachtvollen Licht auch in der warmen Tönung des braunen Holzgetäfels. Und warum hat man in den Prunksälen der Großen das Gefühl, als fröre einen? Einfach deshalb, weil die Wanddekoration in vorwiegend kalten Farben gehalten ist. Die Farbe ist das A und das O aller Zierkunst.

Digitized by Google

Das weitaus gebräuchlichste Wandbekleidungsmittel ist die Papiertapete, ob auch das schönste, das freilich ist eine andere Frage. Jedenfalls ist sie im Bereiche der Mietswohnungen so gut wie unumschränkte Herrscherin. Und das durchaus mit Recht. Freilich, der Hauswirt hat sie wohl nur der Billigkeit halber genommen. Der Umstand der Billigkeit aber bringt besonders auch die Möglichkeit mit sich, nötigenfalls ohne viel Aufwand an Geld und Zeit den Wänden einen anderen Ton zu geben. Gerade deswegen will uns die Tapete für eine Mietswohnung als die einzig angebrachte Art der Wandbekleidung erscheinen. Ja, wir würden es sogar für sehr erfreulich halten, wenn die Sorge für die Tapeten — vielleicht unter entsprechender Herabsetzung des Wohnungszinses — ausschließlich Sache des Mieters würde.

Gegen die Tapete pflegt in künstlerisch empfindenden Kreisen ein heftiges Mißtrauen zu herrschen. Doch hat das seinen Ursprung weniger in allgemein-ästhetischen Gründen als vielmehr in dem Umstande, daß die Tapete während ihres verhältnismäßig recht kurzen Entwickelungsganges sehr unter der Ungunst der Verhältnisse hat leiden müssen und es daher bis auf unsere Tage nie zu etwas Ordentlichem gebracht hat. Fast alle anderen Stücke unserer Einrichtung, mag ihre jetzige Form auch viel zu wünschen übrig lassen, haben wenigstens schon einmal bewiesen, daß sie künstlerischer Ausbildung zugänglich sind; die Tapete kann mit keinerlei glänzenden geschichtlichen Erinnerungen aufwarten. Aus kleinen Anfängen im XVII. und XVIII. Jahrhundert erwachsen, hat sie erst zu Anfang des vorigen mit der Erfindung der Papiermaschine, die Papier von beliebiger Länge zu liefern imstande ist, und mit der Einführung des Walzendruckes die technischen Grundlagen erhalten, auf denen in großem Umfange künstlerisch hätte weitergebaut werden können, — wenn es damals so etwas wie Kunst gegeben hätte.

Das aber gab es zu jener Zeit nicht, am allerwenigsten in Deutschland. In Fragen des Geschmackes war man ganz von Frankreich abhängig. Im französischen Flächenmuster nun hatte sich aus dem XVIII. Jahrhundert her eine die klassicistischen Formen überlebende Blumenornamentik erhalten, die jedoch mit dem allmählichen Verblassen der Überlieferung immer mehr die dem Flachmuster gesteckten Grenzen vergaß und einem ganz unornamentalen Naturalismus verfiel. Die tapezierten Wände der damaligen Zeit sind alles andere, nur nicht das, was sie eigentlich sein sollen, ruhige, den Raum abschließende Flächen. Sie machen den

Allmutter Nacht. Wandteppich von Aug. Wilkens. Ausgeführt in der Schule für Kunstweberei in Scherrebek.

Sonnenuntergang. Aus der Folge „Aspect de la nature“ von Henri Rivière. Verlag von Dietrich & Co. in Brüssel.

Eindruck, als habe man, nachdem die Wand offenbar mit irgend einem Klebemittel bestrichen ist, mit einer gewissen treffsicheren Regelmäßigkeit allerhand Blumen und Blätter, ja ganze Sträuße darauf geworfen. Man ist erstaunt, daß Bilder an diesen Wänden senkrecht hängen können, denn diese dicke Rose da, dieses sich windende Blatt, sie quellen ja geradezu aus der Fläche heraus. Da die Bilder aber zweifelsohne gerade hängen, so müssen die Blumen und Blätter wohl in die Wand hineingequetscht sein: schließlich auch kein besonders wohlthuender Gedanke. Berücksichtigt man dann noch den bereits angedeuteten Widerspruch, der zwischen der naturalistischen Zufälligkeit der einzelnen Ziermotive und ihrer mathematisch-regelmäßigen Anordnung auf der Fläche besteht, so wird man wohl willig zugeben, daß etwas Stilloseres, als es diese Tapeten waren — man darf auch noch sagen: sind —, kaum gedacht werden kann.

Bald nach der Mitte des Jahrhunderts aber kam jene bekannte, noch längst nicht völlig überwundene Bewegung auf, die für die dekorativen Künste alles Heil in der engsten Anlehnung an die Leistungen der Vergangenheit sah. Was die Tapeten betrifft, die sich an keinem stolzen Stammbaum aufrichten konnten, so wurden ihnen die alten Stoffmuster als Berater zur Seite gestellt. Das brachte den Vorteil mit sich, daß sie wieder das wurden, was sie eigentlich sein müssen, nämlich Flächenmuster. Doch diese Zeit kannte im künstlerischen Schaffen keinerlei Freiheit, aus der Anlehnung ward sklavische Nachahmung. Die Fabrikanten vergaßen, daß sie es mit Papier zu thun hatten, und setzten ihre Ehre darin, durch Nachahmung des streifigen Fadencharakters und anderer Gewebeeigentümlichkeiten den Eindruck von Stoffen hervorzurufen. Diese Erzeugnisse sind Triumphe der Technik, mit Kunst aber haben sie herzlich wenig zu thun.

In England trat noch in den siebziger Jahren, dank dem Eingreifen von William Morris, die Wendung zum Besseren ein. Diese neue Tapete zeichnet sich im Unterschiede von ihrer unwahrhaften Vorgängerin durch ein erfreuliches Selbstbewußtsein aus. Sie verschmäht es, durch allerhand künstliche Vortäuschungen den Eindruck gewebter Stoffe hervorzurufen, und will nichts anderes vorstellen, als was sie ist,

Digitized by Google

nämlich Papier. Diese Ehrlichkeit nimmt von vornherein für sie ein. Im übrigen aber kann man die Bewunderung, die diesen englischen Tapeten auch in Deutschland zu teil wurde, heute kaum noch begreifen. Ihre Muster, meist pflanzliche Motive, sind nach unserem heutigen Geschmack zu aufdringlich. Namentlich vermißt man Einheitlichkeit in der farbigen Wirkung, ja man fühlt sich oft, zumal bei Walter Cranes figürlichen Kompositionen, durch unruhige, grelle Buntheit abgestoßen.

Alles in allem bedeuten hiergegen die Tapeten moderner deutscher Künstler einen gewaltigen Fortschritt. Anerkennung verdient es, daß sich einige Fabriken fanden, die dem zahlreichen künstlerischen Angebote das Feld zur Bethätigung gaben. Den ersten Schritt wagte vor etwa vier Jahren die Firma H. Engelhard in Mannheim. Da es ihr gelang, eine so bedeutende künstlerische Kraft wie Otto Eckmann für sich zu gewinnen, konnte ihren Bestrebungen der Erfolg nicht ausbleiben. Alle Vorzüge dieses Künstlers, sein ungemein feiner Farbensinn, seine ausgezeichnete, in solchem Maße nicht oft anzutreffende Fähigkeit, aus Formen der Natur Zierformen zu schaffen, seine nie versagende Erfindungskraft, alle diese Vorzüge verbinden sich auf seinen Tapeten zu reizvoller Einheit.

Im Gegensatz zur puritanisch-strengen, abstrakten Linienornamentik der belgischen Künstler, eines van de Velde, Lemmen, Ryffelberghe, ist die Kunst Eckmanns wie auch der Mehrzahl seiner deutschen Genossen sinnenfreudiger, phantasievoller. Da draußen auf den Feldern, im Wald und auf den Wiesen, im Garten, da grünen und blühen die Blumen, die Gräser, Sträucher und Bäume; und aus ihnen allen und ihren einzelnen Gebilden, den Knospen und Blüten, Stengeln und Blättern weiß das Auge des Künstlers fruchtbare Anregung zu schöpfen. Alpenveilchen, Narzissen, Tulpen, Maßliebchen, Löwenzahn, Ahorn- und Kastanienblätter, alles das und noch vieles andere findet man von geschickter Hand über die farbenschönen Flächen verstreut. Nur den geheiligten Akanthus würde man vergebens suchen. Ein Fries, auf dem sich für gewöhnlich das Muster in entsprechender Umformung wiederholt, pflegt der Tapete nach oben hin den Abschluß zu geben.

Aber auch Friese mit freierem, anspruchsvollerem Schmucke stehen zu Gebote, und in dieser Hinsicht sind namentlich aus den Händen Walter Leistikows, des Malers

Die Schwaneninsel. Aus der Folge „Paysages parisiens“ von Henri Rivière. Verlag von Dietrich & Co. in Brüssel.

märkischen Landschaftsreizes, ausgezeichnete Schöpfungen hervorgegangen, die von der Berliner Firma Adolf Burchardt Söhne in den Handel gebracht werden. Einige Kiefernstämme, ein paar segelnde Kähne und einiges Ufergebüsch dahinter, das sind die geringen Mittel, mit denen er wahrhaft prächtige dekorative Wirkungen zu erreichen weiß.

Auf die Leistungen anderer deutscher Künstler, z. B. Hans Christiansens in Darmstadt, Heinrich Vogelers in Worpswede und mehrerer Münchener Maler können wir nicht näher eingehen. Hier kommt es im wesentlichen auch nur auf die Feststellung der Thatsache an, daß uns heute eine stattliche Anzahl guter, künstlerischer Tapeten zur Auswahl vorliegt und zwar zu leicht erschwinglichen Preisen. Solche mit lebhafter Musterung, die weiteren Wandschmuck unnötig machen wollen, ja oft geradezu ausschließen, und solche, die — mehr in einem Ton gehalten — Bildern und dergleichen einen wirksamen Hintergrund geben, kurz und gut Tapeten, die den verschiedensten Ansprüchen und Geschmacksabarten Genüge leisten.

Wir haben die Tapeten so ausführlich behandelt, nicht weil wir sie für besonders erstrebenswert hielten, sondern weil sie uns unter den nun einmal herrschenden Verhältnissen als die angebrachteste Wandbekleidung erscheinen. Dafür können wir uns bezüglich der übrigen Arten kurz fassen. Der Tapezierung am nächsten steht das Ausschlagen der Wände mit Stoffen. Daß das bei weitem kostspieliger ist, wird die verehrliche Hausfrau vermutlich besser wissen als ich. In ästhetischer Hinsicht, was Farbe und Musterung betrifft, unterliegt die Stoffwandverkleidung mutatis mutandis denselben Gesetzen wie ihre bescheidenere Genossin.

Im Anschluß hieran sei ein kurzer Hinweis auf die neu aufblühende Kunst der Wandbehangwirkerei gestattet. In den skandinavischen Ländern war man zuerst wieder auf die Reize der alten Webetechniken aufmerksam geworden, und die von da aus ergehende Anregung fiel auch in Deutschland auf fruchtbaren Boden. Ganz oben an der nordschleswigschen Grenze, in einem Orte, dessen Namen man zuvor nie gehört, in Scherrebek wurde von dem Pfarrer Jakobsen eine Webeschule gegründet, aus der in den wenigen Jahren ihres Bestehens eine stattliche Anzahl schöner Werke hervorgegangen ist. Unter den Künstlern, die Entwürfe geliefert haben, ragen Otto Eckmann, Hans Christiansen und Heinrich Vogeler hervor. Am bekanntesten ist wohl Eckmanns prächtiger Pfeilerbehang mit den schwimmenden Schwänen geworden.

Ein Hauptfehler unserer Wände ist ihr gänzlicher Mangel an architektonischer Gliederung. Das menschliche Auge, überhaupt die menschlichen Sinne verlangen Abwechslung, Einteilung, Über- und Unterordnung, Rhythmus. Angesichts einer größeren ungegliederten Fläche vermißt das Auge festen Halt, eine leitende Richtschnur. Die breiten oberen Abschlüsse der neueren Tapeten, die Friese kommen dem angedeuteten Bedürfnis schon einigermaßen entgegen. Ganz können sie es jedoch nicht befriedigen, das ist ja auch gar nicht ihre Aufgabe. Eine etwa anderthalb bis zwei Meter hohe Holzvertäfelung dagegen mit oben herumlaufendem Bort würde für gewöhnliche Verhältnisse allen Anforderungen vortrefflich genügen. Es braucht ja nicht immer gleich eine kostbare Eichen- oder Nußholzverkleidung zu sein; auch billigere Stoffe, z. B. gut gewachsenes Tannenholz, unter voller Ausnutzung der feinbelebenden Maserung in passendem Tone leicht gebeizt oder lasiert, kann sehr hübsch wirken. Nur darf sich das Tannenholz nicht schämen, Tannenholz zu sein. Man streiche es also nicht mit Ölfarbe an und male dann eine wunderbare künstliche Maserung darauf, kurz, frisiere es nicht in Eichenholz um. Wie im wirklichen Leben, so soll man auch in der Kunst nicht lügen und betrügen. Genügt einem die Wirkung des leicht getönten Holzes allein nicht, zieht man einen deckenden Anstrich vor, so muß man auch Farbe bekennen, mit anderen Worten, dann muß Farbe Farbe sein, und man bedenke dabei, daß Braun oder Grau nicht das Alleinseligmachende ist. Warum nicht auch einmal ein Grün, Blau oder Rot? Nur nicht ängstlich sein!

Das eben Gesagte gilt mit entsprechenden Änderungen auch für Thüren und Fenster. Die letzteren ziehen, bei Tage wenigstens, als helle Flecke naturgemäß am stärksten die Blicke auf sich. Man sollte meinen, daß dies ein Grund sei, ihrer Bildung und Dekoration besondere Sorgfalt zu widmen. Bisher ist das sicherlich nicht der Fall gewesen. Denn etwas Scheußlicheres kann man sich doch kaum denken, als diese

Digitized by Google

Tapete von Otto Eckmann, von H. Engelhard in Mannheim ausgeführt; darauf ein farbiger Kupferdruck von M. Nobbe in Nakagomi Rahmen.

schlecht profilierten Wandungen mit den ebenso schlecht profilierten Fensterrahmen, diese erst steif gestärkten und dann wieder in anscheinend leichtem Schwunge gerafften Gardinen mit dem ewig gleichen langweiligen Winkelausschnitt dazwischen, und schließlich diese schweren, dunklen, auf eine Hellebarde gezogenen und von Messingketten mit Morgensternen zusammengehaltenen Vorhänge darüber. Gott sei Dank, damit ist es besser geworden. Nur eines wäre noch zu thun, woran merkwürdigerweise fast nie gedacht wird, wohl aus allzu großer Hochachtung vor der modernen Technik nicht. Es ist nämlich durchaus nicht notwendig, daß wir in unsere Fensteröffnungen so riesige Scheiben einsetzen, bloß deshalb, weil die Technik sie in solcher Ausdehnung leicht herzustellen vermag. Wir empfinden die Fenster durchaus nicht bloß als Öffnungen nach außen hin, sondern in gewissem Grade auch immer noch als abschließende Flächen, als Flächen überhaupt. Auch bei ihnen verlangt das Auge Gliederung, weniger freilich der Ausdehnung, als vielmehr der keine Haltepunkte bietenden Durchsichtigkeit halber. Man trage also keine Bedenken, innerhalb der Fensterrahmen Teilungen vorzunehmen, man verwende getrost kleinere Scheiben.

Bisher ist nur von den Wänden gesprochen worden. Und zwar haben wir zuerst allgemeine bauliche Wünsche geäußert, um dann auf die verschiedenen Arten der Wandverkleidungen einzugehen, unseren praktischen Absichten zufolge vor allem auf die Tapezierung, die ja durch zwingende Umstände fast allgemein geboten ist. Damit haben wir jedoch erst einen Teil unseres Themas, allerdings den zur Zeit wichtigeren, behandelt; denn die tapezierte Wand, mag das Muster noch so reizvoll sein, wird doch nur in den seltensten Fällen unserem Kunstverlangen allein genügen. So sehr die Tapeten auch bestimmend für die Gesamtwirkung eines Raumes sein mögen, sie müssen in den meisten Fällen doch darauf angelegt sein, für Bilder und dergleichen einen wirksamen Hintergrund bilden zu können.

Die schöne Zeit, in der Wand und Bild innig, inniger als durch das Wörtchen „und"

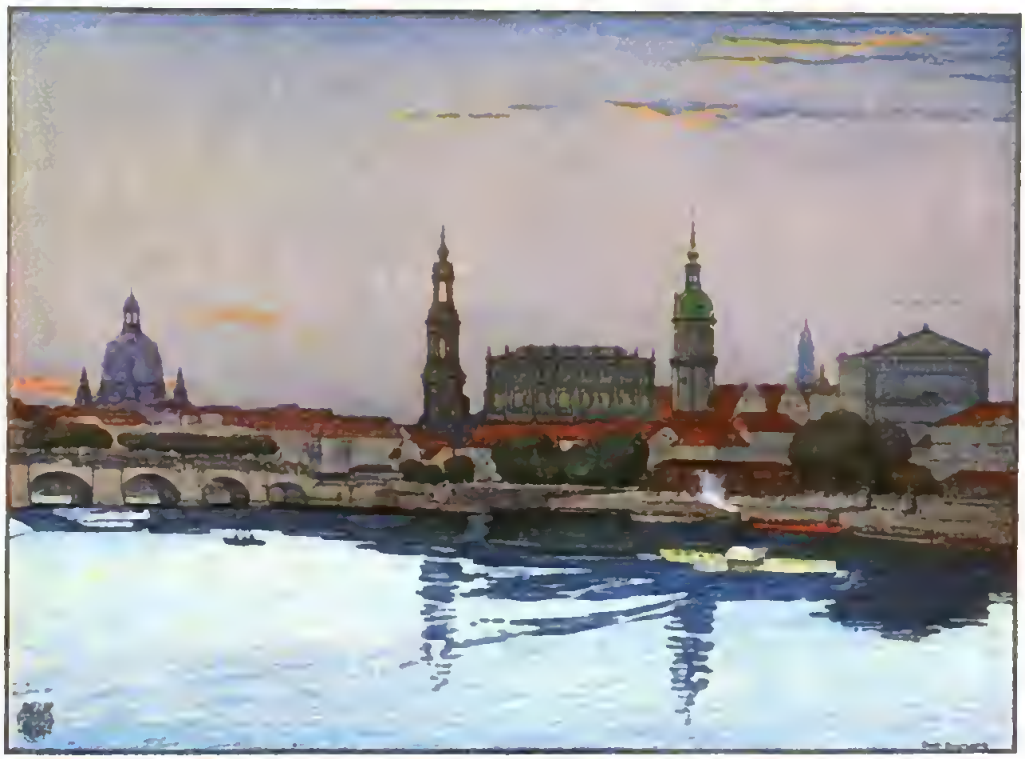
Der Geiger. Von Hans Thoma. Verlag von J. P. Schneider in Frankfurt a. M.

Alpenlandschaft. Von Franz Hoch. (Kunstdruckerei Künstlerbund, Karlsruhe.)
Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

miteinander verbunden waren, wo die Wand Bild und das Bild Wand war, diese schöne Zeit wird wohl so bald nicht wieder kommen; sie ist übrigens auch — allgemein wenigstens — nie dagewesen. Immerhin sind aus diesem Ideal die Maßstäbe zu nehmen. Wir brauchen Bilder, die sich mit den Wänden vertragen. Solche, die Löcher hinein reißen, die also die Wand einfach negieren, werden die sehr zum Wandschmuck geeignet sein? Kaum. Ferner ist von einem Wandbilde und schließlich auch vom Bilde an der Wand an sich zu verlangen, daß es auch auf größere Entfernung zu wirken vermag: also große Linien und klare, deutliche Farben, Hervorhebung der Hauptzüge unter Hintansetzung alles Nebensächlichen, Unwesentlichen, mit einem Worte: Idealismus.

So interessant es wäre, von diesem Standpunkte aus eingehende Umschau über die moderne Malerei zu halten, es würde uns hier doch zu weit vom Thema ablenken. Unter Verzicht auf nähere Begründung wollen wir uns auf die Feststellung des Endergebnisses beschränken, daß zum weitaus größten Teil all die Bilder, die man auf den Ausstellungen und in den Salons zu sehen bekommt, nicht geeignet sind, unseren Wänden als dauernder Schmuck zu dienen. Sie zeugen oft von scharfer, eindringender Naturbeobachtung, auch von sehr feinem Empfinden, aber das Dekorative an ihnen ist gleich Null. Sie sind — so widersinnig das auch klingen mag — mehr für die Mappen als für die Wände geschaffen. — Übrigens überhebt uns ja auch der Umstand, daß gute Ölgemälde und ihresgleichen recht teuer sind und auch in besser gestellten Häusern nicht gar zu häufig angetroffen werden, der Verpflichtung, näher auf die „hohe" Malerei einzugehen.

Abgesehen von vereinzelten Öl- oder Aquarellstücken, meist von der Hand liebender Anverwandter, pflegt in einfacheren Häusern der Bedarf an Wandschmuck durch Reproduktionen irgend welch berühmter Kunstwerke bestritten zu werden. Vorausgesetzt, daß die Wiedergabe eine wirklich gute ist, und daß sie auch einen geeigneten Tonwert auf die Wand bringt, läßt sich ja nicht viel dagegen sagen. Ein wirkliches Kunstwerk wird auch in der Nachbildung



Die Altstadt in Dresden. Von Otto Fischer. (Kunstanstalt Wilhelm Hoffmann A.-G., Dresden.) R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

immer noch bei weitem besser wirken als ein schwaches Original. Immerhin aber fehlt dabei die Unmittelbarkeit des künstlerischen Eindruckes, wir sehen das Original nicht unmittelbar, sondern durch ein trübendes, verändertes Medium. Kunst will aber nicht durch allerhand Ideenverbindungen, sondern unmittelbar durch die Sinne auf unser Inneres wirken. Die Reproduktion ist im allgemeinen doch nur ein Erinnerungsmittel, es fehlt ihr ja schon ein Hauptfaktor der künstlerischen Wirkung, die Farbe.

Originalität, große Wirkung, Farbe, Billigkeit, das sind die Forderungen, die man an den bildlichen Schmuck der Wand zu stellen hat. Eines unter den graphischen Verfahren und zwar das spezifisch malerische unter ihnen und auch das billigste, die Lithographie, versteht es heutzutage in ausgezeichneter Weise, allen diesen Anforderungen Genüge zu leisten. Ähnlich wie die Tapete, ist auch die Lithographie in kunstloser Zeit geboren und eigentlich erst heute zum Bewußtsein ihrer Kraft gelangt. Bisher galt sie fast nur als handwerkliches Reproduktionsmittel, und wenige Künstler wandten ihr Aufmerksamkeit zu, bei uns besonders Adolf Menzel, in Frankreich die großen Karikaturisten, z. B. Daumier, Monnier, Gavarni. Aber auch ihnen war sie doch nur ein bequemes Mittel, den Erzeugnissen der Feder und des Zeichenstiftes weite Verbreitung zu geben. Die Lithographie blieb Mappenkunst wie der Kupferstich, der Holzschnitt. „Steinzeichnung" war und ist noch der gewöhnliche Ausdruck im Deutschen. Heute ist das Wort zu eng geworden; denn das, was die neuere Lithographie darstellt, ist im Grunde genommen Steinmalerei.

An den Plakaten, den Bildern der Straße, ist die moderne Lithographie groß geworden, an den Anschlagbrettern und Säulen lernte sie das erkennen, was große Wirkung heißt. Chéret, Steinlen, Toulouse-Lautrec sind die Hauptnamen dieser neuen Kunst, die auf den Straßen von Paris aufwuchs. Hier wurde auch der erste Schritt von draußen ins Innere der Häuser gethan. Die Technik war in Frankreich von jeher vorzüglich gehandhabt worden, und noch heute ist Alexandre Lunois — von seinem Künstlertum ganz abgesehen — darin unerreichter Meister.

Digitized by Google

Doch uns interessiert hier besonders ein Künstler, der mit frischer Hand Lithographien schuf, die in sich alle Eigenschaften eines künstlerischen Wandbildes in glänzender Weise vereinigen: Henri Rivière. Zwei Folgen, „Les aspects de la nature“ und „Paysages parisiens“, zu denen sich neuerdings noch eine dritte „La féerie des heures“ gesellt hat, machten seinen Namen aller Welt bekannt. Die Küstenlandschaften des nördlichen Frankreich boten ihm zuerst reichen Stoff. Dort hat er die Natur belauscht in ihren wechselnden Stimmungen, beim Werden und Vergehen der Tages- und Jahreszeiten: das schillernde Meer, von Schifferbooten belebt, über dem Horizonte die großen Silhouetten der Wolken, hinter denen der rotglühende Feuerball der Sonne versinkt; dann wieder ein Fischerdorf, an die Dünen geschmiegt wie zum Schlaf, alles in bläuliche Dämmerung getaucht, in die das matte Licht des aufgehenden Mondes rieselt; oder ein Wald im Winter, vorn die Stämme der Bäume schneegefleckt, den Blick in die Tiefe führend, bis er sich in der schneeigen Luft verliert. — Mit der Gewissenhaftigkeit des Chronisten beobachtet er dann Leben und Treiben der französischen Hauptstadt. Aber es sind nicht Notizen von Einzelheiten, nach Reporterart zusammengetragen, was uns Rivière bietet, sondern stets die großen Stimmungen: vom Dache von Notredame mit seinen phantastischen Wasserspeiern und strebenden Fialen blickt er weit über Paris, das tief unter ihm in Schnee gehüllt daliegt; oder ihn reizt die Seine, auf der es von Kähnen wimmelt, und hinten im kühnen Schattenriß ragend der Trocadero; oder im Weichbilde der Stadt die Schwaneninsel mit dem übergetretenen Wasser, das überall auf dem Boden blinkende spiegelnde Lachen bildet. Rivière liebt die Luft, besonders die nebelige Luft und das Wasser, die Erde ist ihm nur dieser beider Träger. Auf seinen Bildern tritt das Feste, das Skelettgebende nie nackt und brutal zu Tage, immer ist es in ein Meer feiner Stimmung gehüllt, die unendlich viel noch ahnen läßt. Für wen es ein für alle Mal feststeht, daß die Dächer rot und die Bäume grün, der Himmel blau, die Erde braun ist, der bleibe von diesen Bildern weg. Aber wer Gefühl hat für das wechselnde Stimmungsleben der Landschaft, der wird in

Pflügender Bauer. Von Walter Georgi. (Kunstdruckerei Künstlerbund, Karlsruhe.)
Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

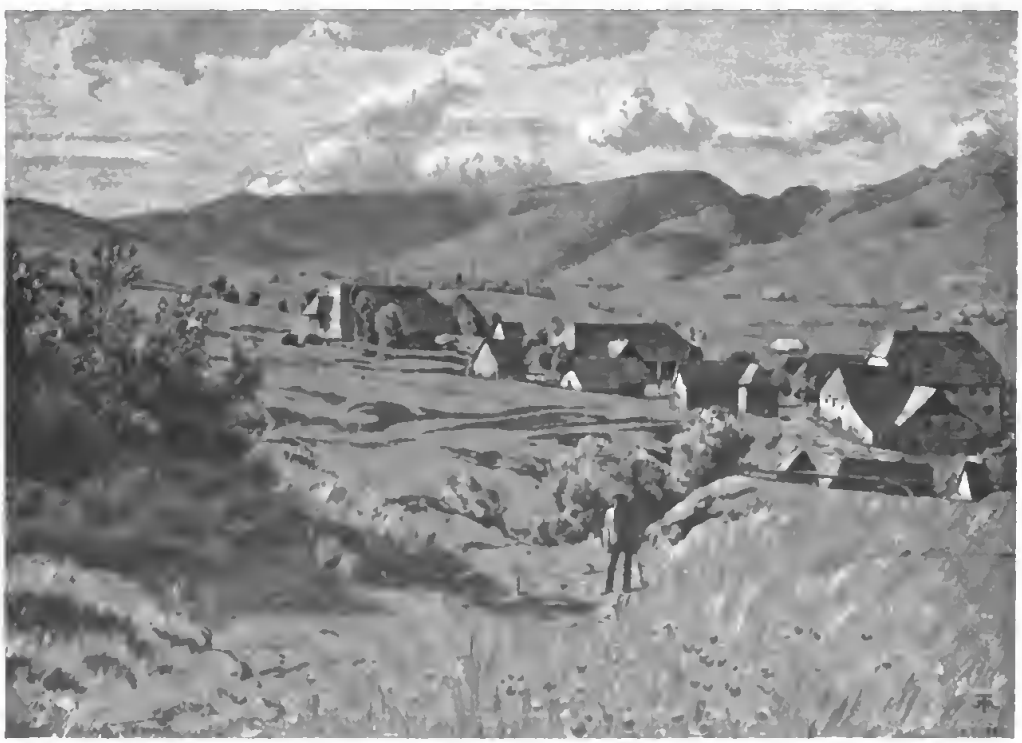
dieſen Werken immer neue Schönheiten entdecken.

Dekorative Lithographien von ſo hervorragender Bedeutung haben wir in Deutſchland zur Zeit leider noch nicht. Aber auch bei uns herrſcht ein friſcher Wind. In Karlsruhe erlebte man das ſeltſame Schauſpiel, daß ſich eine ganze Kunſtakademie an den graphiſchen Künſten, beſonders an der farbigen Lithographie, zu neuem Leben aufrichtete. Graf Kalckreuth, Kallmorgen, Kampmann, Franz Hoch, Hans von Volkmann ſind einige unter den vielen, die ſich im Karlsruher Künſtlerbunde zuſammenſchloſſen. Ihre Werke ſind erfreulicherweiſe allmählich ſo allgemein bekannt geworden, daß es nicht nötig iſt, näher auf ſie einzugehen.

Neuerdings haben auch die Beſtrebungen, die dahin gerichtet ſind, unſere Jugend zu künſtleriſcher Genußfähigkeit zu erziehen, beſonders auf die farbige Lithographie hingewieſen. Die Leipziger Verlagsanſtalten von Teubner und Voigtländer haben in dankenswerter Weiſe der Anregung die That folgen zu laſſen. Für die von ihnen herausgegebenen Wandbilder für Schule und Haus iſt eine große Zahl unſerer beſten Künſtler thätig geweſen und noch thätig. Außer Karlsruhern z. B. Otto Fiſcher, Walther Georgi, J. V. Ciſſarz, Ludwig Dettmann, Albert Haueiſen, Angelo Jank, Arthur Kampf, Walter Leiſtikow, Franz Skarbina. Hans Thoma hat uns ebenfalls ſchon ſo manches köſtliche Blatt geſchenkt.

Auch in die anderen graphiſchen Verfahren iſt Farbenfreudigkeit gekommen. In Frankreich blüht der farbige Kupferdruck von einer Platte: Manuel Robbe, Alfred Muller u. a. Der Farbenholzſchnitt ging bei den Japanern in die Schule und beweiſt in den Werken von Eckmann und Peter Behrens kräftigen Wagemut. Kurz überall, wohin man blickt im Gebiete der graphiſchen Künſte, friſches, rühriges Leben, das noch viel erhoffen läßt.

Nun noch einige Worte über die Rahmen und das Aufhängen und Verteilen der Bilder an den Wänden. Aufgabe des Rahmens iſt es, das Bild von ſeiner Umgebung abzuſchließen, es als ſelbſtändiges Weſen erſcheinen zu laſſen. Farben, die im Bilde eine führende Rolle ſpielen, andererſeits auch die der Tapeten darf der Rahmen nicht tragen. Ein paſſend getöntes Holz, innen mit einer ſchmalen Goldleiſte verſehen, wird den Zweck am beſten erfüllen. Die protzigen, unruhigen



Bernau im Schwarzwald. Von Hans Thoma. Verlag von J. P. Schneider in Frankfurt a. M.

Mondaufgang. Von Gustav Kampmann. (Kunstdruckerei Künstlerbund, Karlsruhe.)
Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Goldrahmen und die leichenbitterlichen schwarzen werden in neuerer Zeit, die sich in der Farbe erfreulicherweise nicht mehr so unsicher fühlt, Gott sei Dank immer seltener. Auch die Form der Rahmen erfordert allerhand Überlegung. Die besonders in Holland ausgebildete Art, bei der man gewissermaßen wie durch ein Fenster in das tiefsitzende Bild sieht, bringt den großen Nachteil mit sich, daß die hohen Rahmenleisten störende Schlagschatten auf die Bildfläche werfen. Die andere gebräuchliche Form, die von der Wand wegstrebend das Bild an der vorderen Rahmenfläche nur wenig vertieft birgt, raubt der Darstellung zwar kein Licht, tritt aber, zumal sie oft eine an Sargdeckel erinnernde Ausbildung erfährt, ebenso wie die zuerst geschilderte Form viel zu selbständig aus der Wand heraus. Am besten wird man flache Rahmenleisten verwenden, die in klarem Profil sanft nach außen hin ansteigen.

Auch das Befestigen der Bilder an den Wänden ist ästhetisch betrachtet durchaus keine so einfache Frage, als es scheinen mag. Die für die schönste geltende Lösung mit der verborgenen Öse und dem gleichfalls verborgenen Nagel hat nicht viel Befriedigendes. Das moderne Kunstempfinden ist wahrheitsliebend bis zum Fanatismus. Beim aufgehängten Bilde will man auch sehen, daß es hängt. Man hat nun des Guten zuviel gethan, indem man die Bilder an langen, vom oberen Rande der Wände herunterhängenden Schnüren aufgeknüpft hat. Das wirkt unruhig. Eine lockere Schnur, an den beiden oberen Rahmenecken befestigt und so über einen Nagel gehängt, daß sie mit der oberen Rahmenkante ein flaches Dreieck umschließt, dürfte eine gute Lösung der Frage sein.

Was nun das Verteilen der Bilder auf die Zimmerwände betrifft, so ordne man sie zunächst nach ihren Charakteren in die einzelnen Räume ein. In dem einen Zimmer kann ein Bild ausgezeichnet wirken, in dem anderen gleich einem Nichts sein. Man schlage auch nicht eines mit dem anderen tot, lasse vielmehr jedem genügend Raum zur Entfaltung seines Wesens. Bilder sind Geistesaristokraten, sie lieben nicht die großen Gesellschaften, in deren allgemeinem Trubel jede Individualität verschwindet. Eine schön tapezierte Wand und darauf einige wenige, aber wirklich künstlerische dekorative Bilder, alles in Farben und Formen fein zusammen-

Digitized by Google

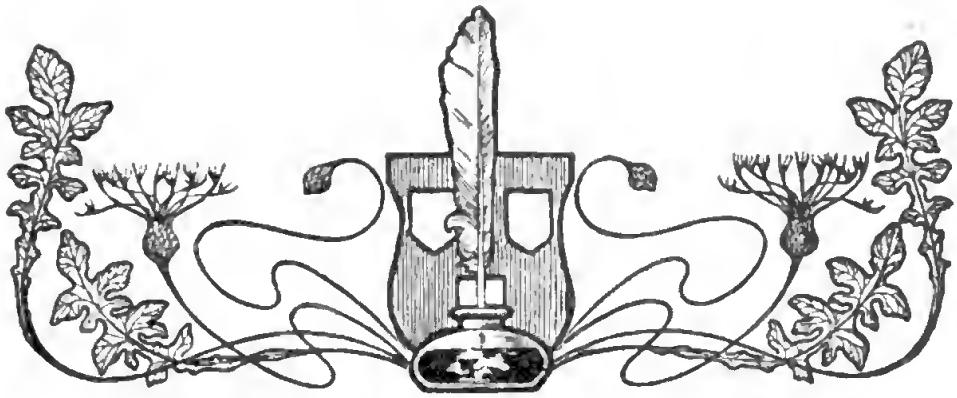
gestimmt, das ist's, was wir empfehlen möchten — als erste Etappe auf dem Wege zum Ideal.

Das, was hier im ganzen vorgebracht wurde, soll natürlich kein allgemein geltendes Rezept sein, ja es macht nicht einmal den Anspruch, den überreichen Stoff auch nur annähernd erschöpft zu haben; Anregung und einige Richtlinien wollte es geben. Im wesentlichen waren unsere Erörterungen der zur Zeit zu empfehlenden Praxis zugewandt, aber sie sollten doch auch allgemein etwas von den solange verkannten engen Beziehungen ahnen lassen, die zwischen Wand und Bild bestehen. Recht viel ist von der Wand und ihren Forderungen gesprochen worden und recht wenig vom Bilde. Oft, vielleicht zu oft haben wir dabei das Wort „dekorativ" gebraucht; offen gestanden, immer mit einem gewissen Widerwillen. Denn ein Schlagwort ist stets abscheulich, und wieviel Thorheit und Unverstand sucht sich heutzutage nicht gerade mit diesem zu legitimieren. Und doch: recht verstanden, hat das Wort überreichen Inhalt. „Das Dekorative ist nicht das geringste am Bilde", ähnlich hat sich Böcklin wiederholt geäußert, und wenn irgend möglich, sind seine Bilder in Hinblick auf ein bestimmtes Stück Wand gemalt. Auch sonst wird man ähnliche Meinung finden. Bilder, wie die von Ludwig von Hofmann, die Landschaften Leistikows, die von Eugen Bracht und seiner Schule — um nur einiges zu nennen —, sie schreien geradezu nach der Wand, sind im besten Sinne „dekorativ". Selbst Frankreich, das gesegnete Land des Impressionismus, bewundert die Schöpfungen seines Puvis de Chavannes. Ohne Zweifel, wohin man blickt, zeigt sich bald bestimmt, bald unbestimmter das Bestreben, der Wand zu geben, was ihrer ist. Mögen in diesem allgemeinen Kampfe zwischen Wand und Bild auch „die bildenden Künste" in ihrer Selbstherrlichkeit einige Einbuße erleiden, die Kunst kann dabei nur gewinnen.

Wogendes Kornfeld. Von Hans von Volkmann. (Kunstdruckerei Künstlerbund, Karlsruhe.)
Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

In die Schwemme. Bronze von Prof. Robert Pötzelberger-Stuttgart.
(Münchener Jahres-Ausstellung. Glaspalast. 1902.)

Digitized by Google



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Meine Beziehungen zu Sylvester von Geyer.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

(Abdruck verboten.)

Es ist ein altes Vorurteil, zu glauben, der Schriftsteller hätte, wenn er Menschen und Verhältnisse schildert, immer bestimmte Menschen und bestimmte Verhältnisse im Sinn. Dieses Ammenmärchen verbreitet sich förmlich wie eine Krankheit, von der auch die vernünftigsten Leute ergriffen werden.

Bei einem Künstler, wenn auch von einer anderen Fakultät, findet man solche irrige Meinung seltener oder überhaupt kaum; ich glaube, es kommt daher, daß er eben aus eigener Tätigkeit weiß, wie künstlerisches Schaffen vor sich geht.

Es wäre doch ein entsetzliches Gefühl, wenn wir Schriftsteller immer herumliefen, sozusagen mit einem geistigen photographischen Apparat, um bewußt alles einzufangen, was unseren Zwecken dient.

Daß ein Autor, der nicht Phantasiegebilde, Menschen, die nie gelebt haben und nie gelebt haben können, machen will, aus seiner Zeit, aus seiner Umgebung schöpfen muß, ist ohne weiteres klar. Aber der Weg bis zu einem Abschreiben ist doch sehr weit. Dort, wo ein Abschreiben wirklich stattgefunden hat, bei Schlüsselromanen, pflegt die Kunst trauernd beiseite zu stehen. Sie entspringen dem Spannungsbedürfnis des Publikums, dem aus Geldrücksichten oder vielleicht aus persönlicher Rache einmal ein Schriftsteller nachkommt, und haben mit Kunst herzlich wenig zu tun.

Gewiß mag es vorkommen, daß einzelne Personen, einzelne Ereignisse sich in unserer, der literarisch schaffenden, Phantasie so wiederspiegeln, daß wir beinahe nicht anders können, als ihnen die Züge zu verleihen, die sie in der Wirklichkeit gehabt haben.

Wenn ich z. B. die Absicht hätte, das Emporkommen eines Menschen oder einer Familie zu schildern, so werden, abgesehen von persönlichen Verhältnissen, vielleicht vom Lokalen, vom Äußerlichen, von der Anzahl der Verwandten, von dem Beruf, dem Gewerbe, der Industrie, durch die jene Leute zu Ansehen oder Reichtum gelangten, eine große Anzahl Wesenszüge derartige sein, daß sie auf jeden stimmen, der aus den Tiefen oder den Mittelschichten seines Volkes zu den oberen Zehntausend emporstieg.

Ein gewisser Mangel an Kultur, sogar etwas Protziges, eine wohlberechtigte eigene Freude am Emporkommen, ein Arbeiten mit dem Ellbogen, vielleicht nicht immer sehr rücksichtsvoll, ein „andere Menschen auf die Hühneraugen treten", das erscheint geradezu notwendig. Es ist, als ob ein gewisser Mangel an Manieren und Takt, ein Mißtrauen gegen die, die schon seit Generationen oben waren, mit diesem Emporkommen untrennbar verbunden sein müßte.

Das liegt eben in der menschlichen Natur. Und beinahe bei jedem Menschen, der von unten den Weg nach oben zurücklegt, wird sich das gleiche wiederholen.

Wenn nun aber jemand käme und dem Schriftsteller, der dieses Emporkommen schildert, sagen wollte: „Hören Sie mal, ich kenne einen Herrn Soundso in meiner Vaterstadt, den haben Sie gewiß zum Modell gehabt!" so würde der Autor unter beiderseitigem Erstaunen die Antwort geben: „Verehrtester, Ihren Herrn Soundso kenne ich gar nicht, ich habe nie von ihm gehört, und in Ihrer Vaterstadt bin ich nie gewesen!"

In einer solchen Lage habe ich mich ein paarmal befunden. Ich habe vor einigen Jahren einen Roman geschrieben: „Sylvester von Geyer" und bin von Leuten, die nichts von mir wußten, die ich etwa an fremdem Orte kennen lernte, oder bin auch brieflich darauf angesprochen worden, ich selbst wäre wohl dieser Sylvester.

Das Erstaunen war dann groß, als ich sagte, ich hätte mich niemals in ähnlicher Lage befunden, wie mein armer kleiner Infanterieoffizier. Ich hätte in einem Kavallerieregimente gedient, worin das Offiziersleben einen ansehnlichen pekuniären Zuschuß von Seite der Eltern erforderte.

Außerdem besäße ich, im Gegensatz zu Syl-

veſter keine Schweſtern, und meine Eltern hätten in Stellung, Lebensführung und Familie nichts von den Eltern des Herrn von Geyer an ſich.

Man hat mir glauben müſſen, aber ich weiß, daß vielen die Sache doch etwas rätſelhaft erſchien.

Nun iſt es ja für den Verfaſſer eines Romans ſehr ſchmeichelhaft, wenn man die Arbeit für ſo naturgetreu hält, daß man ſich einbildet, alles das müßte notwendigerweiſe der Verfaſſer ſelbſt erlebt haben. Aber es iſt der alte Irrtum, der jenem Bauer widerfuhr, der nach der Vorſtellung der „Räuber" am Bühnenausgang lauerte, um dem Darſteller des Franz Moor eine tüchtige Tracht Prügel zu verſetzen, weil er ihn für einen ſo niederträchtigen Kerl hielt.

Wenn ich einen Mord ſchildere, ſo bin ich deswegen noch nicht zum Mörder geworden, und der beſte Beweis, daß hier kein Zuſammenhang vorliegt, dürfte, um zu meinem Thema zurückzukehren, der ſein, daß am Schluß des Romanes Sylveſter von Geyer, der arme junge Offizier, ſtirbt und zwar mit (glaube ich) 24 Jahren, während ich ſelbſt dieſes traurige Ereignis um 15 Jahre überlebt habe.

Alſo die Möglichkeit, ich ſelbſt ſei der arme Sylveſter, iſt ſchon deshalb ausgeſchloſſen. Dagegen wäre es denkbar, daß ich einen Freund, einen Bekannten gehabt hätte, den ich im Sylveſter porträtiert haben könnte.

Auch dieſes entſpricht nicht der Wirklichkeit, und ich möchte gern einmal ſchildern, wie ich überhaupt dazu gekommen bin, jenen Roman zu ſchreiben.

Ich betrachte das als kleinen Beitrag, um die Legende des Modells und Porträtiertwerdens zu zerſtören, unter der viele von uns, die die Feder führen, zu leiden haben.

Ich hatte während meiner Dienſtzeit, die in einem bevorzugten Kavallerieregimente von ſtatten ging, oft Gelegenheit, mit Infanterieoffizieren zuſammenzukommen.

Wir ſtanden mit keinem Infanterieregimente in einer Garniſon. Es war uns ſogar nicht einmal eines benachbart, aber ich ſah Kameraden von der anderen Waffe oft, ich lag mit ihnen im Biwak zuſammen, ich traf ſie beim Manöver, ich hatte Verwandte, alte Schul- und Kadettenkorpskameraden, die Infanterieoffiziere waren.

Nun bin ich in einer gewiſſen Zeit meines Lebens eine leichtſinnige Fliege geweſen.

Nebenbei geſagt, finde ich es furchtbar töricht, ſo etwas in ſpäteren Jahren, wenn man einigermaßen zur Vernunft gekommen iſt, zu leugnen und den Ölgötzen, die Pagode, den Philiſter, den Sittenrichter und den Heiligen zu ſpielen.

Ich weiß ganz genau, was ich für Dummheiten gemacht habe — und vielleicht noch mache —, aber ich ſehe wirklich gar keinen Grund, mich weiß zu brennen. Eine Tugend, die nicht angegriffen wurde, iſt überhaupt keine. Und wenn man z. B. davon hört, wie mir vor kurzem erzählt wurde, daß ein überaus leichtſinniger junger Mann plötzlich ins Kloſter geht, ſo ſehe ich darin gar nichts Lächerliches, ſondern nur eine Reaktion, ein zur Erkenntnis Kommen, eine Abwendung von der Welt, auf die der allerdings nie zu kommen pflegt, der als ehrpußlicher Pflaſtertreter keinen Seitenſprung machte.

Alſo in dieſer Zeit, wo ich fünf gerade ſein ließ und nicht die geringſte Anlage zum Vermögensverwalter zeigte, wo wir alle jung und luſtig waren und von unſerem Tier auf das Gehudel unter uns herabſchauten, da begegneten mir oft ernſte Naturen, ſtille Menſchen, abſeits vom großen Getriebe, die nichts mitmachten, weil ſie es nicht konnten. Der nervus rerum fehlte.

Die haben mir damals Eindruck gemacht, und wenn ich ſah, wie ſie einen Zehnpfenniger umdrehten, während wir das mit weitaus größeren Münzſorten nicht taten, ſo ward ich nachdenklich. Manchmal kam wohl im Kameradenkreiſe das Geſpräch darauf, und ich glaube ſagen zu können, daß alle für dieſe Entbehrungsmänner eine gewiſſe Hochachtung hegten.

Dann ſagte wohl irgend ein leichter Vogel: „Ich würde das nicht können."

Mir ſind allerdings auch Leute begegnet, die für den ärmeren Kameraden von der hohen Nummer eine gewiſſe milde Herablaſſung hatten. Es waren dies aber, wie ich zu unſerer aller Ehre geſtehen muß, ſeltene Ausnahmen.

Ob dieſe Menſchen, wenn ſie mit nichts in der Taſche auf das Pflaſter geſetzt worden wären, nicht womöglich Hungers geſtorben wäre, will ich nicht behaupten. Man macht die Erfahrung, daß nur derjenige keine Achtung vor dem Gelde hat, der nicht weiß, wie ſchwer es unter gewiſſen Umſtänden ſein kann, auch nur eine Mark zu verdienen.

Dann ſah ich verſchiedentlich, wie Offiziere, die erſten Regimentern angehört hatten, eines Tages wegen Kränklichkeit, auch wegen Nichteignung zu einem höheren Poſten, gezwungen waren, den Abſchied zu nehmen.

Ich ſah, wie dieſe Menſchen, die in einem gewiſſen Bannkreis groß geworden waren und dadurch im Erwerbsleben gar keine Erfahrungen hatten, ſich plötzlich ſtaunend und erſchrocken vor der Notwendigkeit befanden, auf irgend eine Weiſe Geld zu ſchaffen.

Bei einem machte ich die Erfahrung, daß ihn ein gewiſſer törichter Dünkel abhielt, nach einer Stellung, die ſich ihm geboten hätte, zu greifen.

Ich erfuhr, wie jemand in ſeinem neuen Zivilberuf ſich rohen, rüpelhaften Protzen gegenüberſah, Menſchen, die nur das Geſchäft als Richtſchnur kannten und die jener wirklichen Vornehmheit entbehrten, die nach oben den Rücken ſteift und nach unten die Hand freundlich ſich ausſtrecken läßt.

Ich erlebte, wie ein ehemaliger Offizier ganz grundlos von einem ſolchen Mann ohne Zartgefühl und ohne Manier ſchlecht behandelt wurde und wie er dann, an den difficilen Ehrenpunkt des Offizierſtandes gewöhnt, mit ihrem Brotgeber aneinander geriet.

Mir begegnete ein untätiger Mann, ein guter, braver Menſch, der aber ſo, wie er als höherer Offizier unfähig geweſen wäre, ſich auch unfähig fand, nach ſeiner Verabſchiedung irgend einen Beruf zu ergreifen.

Digitized by Google

Ich wurde als Fähnrich nach Engers auf Kriegsſchule geſchickt und lernte dort zum erſtenmal den Rhein kennen. Ich traf wiederum und dieſes Mal in engerer Berührung mit Kameraden zuſammen, die es bitter ſchwer hatten, ſich durchzubringen.

Ein Fähnrich der Infanterie iſt mir beſonders im Gedächtnis geblieben; er iſt längſt tot, und ich kann darüber ſprechen. Dieſer Arme hungerte, ja er hungerte buchſtäblich, denn er nahm außer den üblichen Mahlzeiten, die auf der Kriegsſchule gemeinſam eingenommen wurden, faſt nichts zu ſich. Es war ein ſehr ernſter, ſehr ſtiller, faſt verſchloſſener Menſch, mit dem ich einmal, wie ſo der Zufall es im Leben gibt, intimer ſprach, obgleich ich vorher, ich weiß nicht mehr warum, geradezu eine gewiſſe Abneigung gegen ihn gehabt hatte.

Und dieſer Menſch, der nicht immer zu Abend eſſen konnte, der Sonntags nicht ausging, um ſich keine Ausgaben zu verurſachen, zeigte ſich von ſo herzlich aufrichtiger Heiterkeit, von ſolcher Zufriedenheit mit ſeinem Schickſal, daß ich mich faſt ſchämte, auch nur ein Glas Bier zu trinken.

Ein anderer, wohlſituierter Kamerad ſuchte ihm auf zarteſte Art und Weiſe einmal zu helfen, und als er Geburtstag hatte und von zu Hauſe eine Sendung mit allerlei Näſcherei bekam, lud er ihn ein, zuzugreifen.

Er tat es ohne Zieren, aber ein paar Tage darauf hatte auch er eine kleine, ſehr beſcheidene Sendung Aachener Printen erhalten, und jener andere bekam ſein Teil ab. Als er den Armen nicht berauben wollte, war der ſo verletzt, daß er ſchnell zugriff und ſich von dem bedürftigen Kameraden beſchenken ließ.

Ich weiß aber, daß jener ſtille, arme Menſch nicht etwa Geburtstag hatte. Dieſe zufällige Sendung Aachener Printen, war beſtellte Arbeit, und wer kann ſagen, durch welche Entbehrungen das Loch in der Kaſſe zugeſtopft worden iſt.

Die Jahre vergingen, und ich bezog die Kriegsakademie in Berlin. Da geſchah mir etwas, das unauslöſchlich in meinem Gedächtnis geblieben iſt.

Im gleichen Hörſaal wie ich ſaß ein Infanterieoffizier, auf den ich nie geachtet hatte. Wir gingen verſchiedene Wege, auch von der Kriegsakademie aus nach Haus, denn er wohnte in einem ganz anderen Stadtteil Berlins als ich.

Am Anfang, bei der allgemeinen Vorſtellerei der vielen kommandierten Offiziere, die da zuſammenkamen, hatten wir gegenſeitig wohl unſere Namen genannt, aber damit waren unſere Beziehungen zueinander erſchöpft. Wir ſaßen auch im Hörſaal weit voneinander entfernt. Zum Frühſtück ging er niemals hinunter, kurz, wir lieſen ſo nebeneinander her und haben uns ein ganzes Jahr lang nicht geſprochen.

Wir waren ja ſo viele!

Da kam ich eines Tages bei irgend einer Gelegenheit, ich wüßte nicht mehr zu ſagen wie, mit ihm zuſammen, und ſeine Art gefiel mir. Er hatte etwas Sicheres, überaus Ruhiges, Vernünftiges; er galt allgemein als einer der Kameraden, denen bei der großen Ausleſe, die unter uns nach drei Jahren getroffen werden ſollte, der Generalſtab ſicher war.

Ich weiß jetzt nicht, ob ich mich nicht vielleicht aus einem egoiſtiſchen Grunde ihm näherte, ob ich z. B. etwas von ihm wiſſen wollte. Unſere Annäherung an Menſchen geſchieht doch — geſtehen wir es nun ein oder nicht — ſo ungeheuer oft aus ſelbſtſüchtigen Motiven. Sei es nun, daß wir uns langweilen, ſei es, daß ein anderer uns nützlich ſein ſoll, ſei es, daß wir glauben, daß einer den gleichen Strang zieht wie wir, oder, bei ach ſo vielen Menſchen, daß wir uns einbilden, der andere ſpiele eine gewiſſe Rolle, und dieſen geſuchten, bedeutenden oder gerade in der Mode befindlichen Menſchen wäre es gut, auch zu kennen.

Genug, wir unterhielten uns ſehr gut, und ich ſprach ſeitdem öfters mit ihm. Und jedesmal gewann er in meinen Augen. Er war immer gut angezogen, er hatte etwas, auch für den Offizier außergewöhnlich Gepflegtes, ſo daß man nicht auf die Vermutung gekommen wäre, daß es ihm pekuniär nicht gut ging. Aber eins fiel mir auf: Eine Anzahl Bücher, die die meiſten von uns beſaßen, hatte er ſorgfältig in Papier eingeſchlagen, und es ſtellte ſich heraus, daß er ſie aus dieſer oder jener Bibliothek entliehen hatte.

Einmal hatten wir von der Dorotheenſtraße aus denſelben Weg. Wir gingen durch den Tiergarten. Ich erinnere mich nicht mehr, war es ſehr heiß oder fing es an zu regnen, kurz, ich ſchlug vor, die Pferdebahn zu benutzen.

Er wollte lieber gehen und ſchließlich, als ich darauf beſtand, ſagte er: „Ich fahre niemals Pferdebahn. Das iſt mir zu teuer.“

Nun wurde ich aufmerkſam, und ich erfuhr durch andere, daß er weit draußen in einem Vorort wohnte und den Weg ſtets zu Fuß zurücklegte. Man erzählte mir, von ſeinem Gehalt, der bei dieſem Berliner Kommando durch Zulagen aufgebeſſert war, ſchicke er einen beträchtlichen Teil ſeiner Mutter, einer Offizierswitwe.

Und noch etwas geſchah. Es war eine neue Verſchärfung des Verbotes gekommen, Zivil zu tragen. Jeder von uns machte darüber ſeine Bemerkungen; ein paar junge Sauſewinde regten ſich entſetzlich auf, ein paar ältere oder vernünftigere fanden es außerordentlich gerechtfertigt, und dieſer Kamerad, von dem ich erzähle, der nach ſeiner ſonſtigen Art entſchieden dafür hätte ſein müſſen, ſchien über dieſe verſchärfte Beſtimmung geradezu traurig.

Ich begriff ihn nicht, denn ich ſah darin eine Inkonſequenz, aber da ſetzte er mir etwas auseinander, das mich traf wie ein Schlag. Er ſagte ganz offen, daß für ihn dieſe Beſtimmung ſehr peinlich ſei, denn ſie hindere ihn daran, ſeine bisherige Lebensweiſe fortzuſetzen. Und er erzählte mir, daß er bisher immer zu Haus Zivil angezogen hätte und in ganz kleine Reſtaurants eſſen gegangen ſei, anſtändige Lokale, aber die er ſich doch hätte ſcheuen müſſen, in Uniform zu beſuchen. Und es kam dabei heraus, daß ihm ſein Mittageſſen in dieſen Reſtaurants, ſoviel ich mich erinnere, auf 50 Pfennige zu ſtehen gekommen iſt.

Ich war vollkommen ſtarr; ſo etwas hatte ich nicht für möglich gehalten, und ich weiß, daß mir

Digitized by Google

das einen sehr tiefen Eindruck machte. Einen Eindruck, der mir später das Bild dieses damaligen Kameraden vollkommen verschoben hat und zwar dermaßen, daß er in meiner Phantasie ein Mensch geworden ist, zu dem ich die verschiedensten Wesenszüge gethan hatte, und der dann mit dem, was er in Wirklichkeit war, nicht die geringste Ähnlichkeit mehr besaß.

Das Merkwürdige ist, daß ich heute tatsächlich nicht mehr weiß, wie er aussah, nicht mehr weiß, wie er hieß, sondern ein vollständiges Phantasiebild vor mir steht, das in vielem, sehr vielem durchaus des späteren Sylvester von Geyer Züge trägt.

Als ich den Abschied genommen hatte und Gelegenheit fand, in eine Menge anderer Lebensverhältnisse hineinzublicken, so wie es ein Offizier nicht kann oder nicht tut, stellte ich Vergleiche an.

Ich erfuhr, was ein Verkäufer im Laden, der mit einem Generalstabsoffizier an Anlagekapital der Erziehung, an Wissen, sich auch nicht im entferntesten vergleichen kann, oft für einen Gehalt bezieht. Ich machte die Erfahrung, daß in unserer sozialen Zeit, wo man sich bald um die Altersversorgung der Insekten kümmern wird, in unserer Zeit, wo das Gewissen der Geldmenschen aufgewacht ist, oder wenigstens daran gerüttelt wird, oft riesige Gehälter gezahlt werden an Leute, deren Tätigkeit in gar keinem Verhältnis steht zu dem, was an Leistung, Lebensmark, an Verbrauch von Nerven, Energie ꝛc. den meisten heutzutage abgefordert wird, die des Königs Rock tragen.

Und ich hatte das Gefühl, als müßte wirklich einmal darauf aufmerksam gemacht werden, wie das Schicksal eines solchen armen braven Infanterieoffiziers sich abspielt.

Das konnte ja in der verschiedensten Weise geschehen: durch Wühlereien, in soziologischer Studie, im Pamphlet, durch Brandschriften, oder indem man irgend ein Mitglied des Reichstags dafür interessierte.

Nun jeder macht eben das nach seiner Begabung. Für mich war allein der Weg offen, ein solches Menschenschicksal im Romane darzustellen.

Ich wollte dies in möglichster Einfachheit tun, wollte jede Tendenz vermeiden, und ich habe mir lange den Kopf darüber zersonnen, wie das geschehen könnte.

Es galt vor allen Dingen, einen Hintergrund zu finden, wo die Geschichte sich abspielte. Da kam mir der Gedanke, den Ort zu wählen, an dem ich einen Teil meiner Schuljahre verbracht habe: Dresden.

Endlich mußte ich für meinen Sylvester eine Garnison haben. Um jede mögliche Anspielung zu vermeiden, wählte ich eine Stadt innerhalb Sachsens, in der sich gar keine Garnison befand. Denn das Jägerbataillon, das früher dort gelegen hatte, stand in Meißen nicht mehr.

Meißen besaß noch den Vorteil, daß ich diesen Ort genauer kannte, als manchen anderen. Einmal war er von meiner früheren Garnison nicht sehr weit entfernt, und ich war während meiner Husarenjahre oft hinüber gefahren. Und dann lag dort auf dem Sparberge die Besitzung einer Tante, wo ich oft in den Ferien gewesen bin, wo ich zur Weinlese den Duft der Kelter eingeatmet habe, oft, so oft das alte Schloß vor mir sah und in der Porzellanfabrik die Entstehung des Zwiebelmusters beobachtete. Ich war infolgedessen imstande, den Sylvester dort leben zu lassen, als ob ich selbst dort gelebt hätte.

Es machte mir bald Spaß, meinen Plan auszubauen. Ich gründete eine große Infanteriekaserne, legte einen Exerzierplatz an, und die Beziehung zwischen Engers am Rhein, wohin Sylvester natürlich auch auf Kriegsschule ging, dieses Engers, das nicht weit von Köln lag, zu jenem winzigen Cöllu a/E. war bald gefunden.

Am Schluß meines Buches stirbt der arme Sylvester nach jenem Wort, das Friedrich Hebbel auf dem Totenbette sprach, daß, wenn man den Becher hat, einem der Wein fehlt, und hat man den Wein, so mangelt der Becher.

Ich habe mir überlegt, sollte ich Sylvester am Leben lassen oder nicht.

Der Dichter hat ja das Majestätsrecht der Begnadigung. Es wäre gewiß für viele Leser der versöhnliche Schluß gewesen: Friede, Freude, Einigkeit, sie kriegen sich, und nun ist alles gut.

Aber bei dem Lebensschicksal, das ich begonnen hatte zu zeichnen, wäre nicht alles gut gewesen.

Wir sind alle Produkte unseres Blutes, und auf das Blut, das Herkommen dieses Geyers, wollte ich einen besonderen Wert legen. Dieses Blut spricht mit beim deutschen Adel. Wer es nicht glauben will, soll nur die Züchter fragen; die Rasse ist kein leerer Wahn. Wer jahrelang mit Pferden zu tun gehabt hat, kann gar nicht anders denken. Es gibt Zuchtprinzipien.

Sie zeigen uns Vorteile und Nachteile. Ein junges Geschlecht, das heraufkommt, das bisher unten gewesen ist, das mehr oder weniger wahllos sich vermischt hat, muß notwendigerweise roher, ungeschliffener sein, muß noch Masseninstinkte in sich tragen. Blut ist wirklich dicker als Wasser. Bauernblut bleibt Bauernblut. Aber es bringt Vorteile mit sich, es ist widerstandsfähiger, es ist weniger nervös, es ist nicht degeneriert, es ist nicht durch Inzucht verdorben.

Und die Folgen der Inzucht spielen in Sylvester von Geyer mit. Dieses Geschlecht ist nun einmal so und wird auch so bleiben. Hätte ich Sylvester am Leben gelassen, so hätte ich auch zeigen müssen, wie der Ahn sich in ihm regt.

Er wäre möglicherweise wie der Vater verabschiedet worden, wer weiß, er hätte Kinder in die Welt gesetzt, denen es ebenso ergangen wäre, wie ihm. Warum sollte ihn nicht Krankheit seinem Berufe entrissen haben? Und ob er dann glücklich geworden, gerade er, der versprach, ein tüchtiger Offizier zu sein, das scheint immer noch die Frage.

Dann überlegte ich: Ist es wirklich unbedingt ein Glück, sein Dasein zu Ende zu führen? Sind wir Menschen nicht auf der Erde wie ein Bienenvolk, ein Ameisenstaat? Wir dienen doch alle einem Ganzen, auf das einzelne Schicksal kommt es nicht an. Erleben wir es nicht täglich, daß einer aus seiner Laufbahn herausgerissen wird? Müssen sämtliche Keime Bäume

Digitized by Google

werden? In der Ausleſe, im Kampf ums Daſein, gehen Millianen zu Grunde.

Endlich: hätte ich nicht des armen Sylveſter Leben weiterführen müſſen, in demſelben Stil, in derſelben Art? Und hätte das nicht bis zu ſeinem Tode nach zwanzigtauſend Bände gegeben? Alſo eine rein techniſche Frage.

Ich wollte auch den Sylveſter nicht einem unbeſtimmten Schickſal überlaſſen, mußte ihn bis zu Ende verfolgen, und als er auf ſeinem kleinen eiſernen Feldbett geſtorben war, habe ich über ihn, den ich ſelbſt gerichtet, geheult wie ein Schloßhund.

Aber nun das Wichtigſte: Des Sylveſter' Leben war ein beſcheidenes Daſein. Es iſt der Harmonie wegen auf einen Ton geſtimmt. Seine ganze Exiſtenz war ein Becherfehlen. Warum fallte der Becher im letzten Augenblick vom Himmel fallen? Ich habe die Schlußfolgerung gezogen, und ich glaube, ſie paßt zu der ganzen Figur. Ich wenigſtens könnte es mir nicht anders denken.

Das Leben iſt eben, wie ich den Arzt am Ende ſagen laſſe, kein Luſtſpiel. Und wenn beſchauliche Naturen, die nur ja aus ihrer Ruhe nicht herausgeriſſen ſein wollen, ſich einmal ernſtlich überlegen, wie ſcheinbar ungerecht, wie grauſam in ihrer Umgebung das Daſein ſich oft abgeſpielt hat, ſo glaube ich, werden ſie dem recht geben müſſen, der die törichten Spiele des Zufalls, die uns treffen, kränken und beleidigen, als ein Geſetz betrachtet, dem wir Menſchen unterworfen ſind in dieſer unvollkommenſten aller Welten.

Was nun die anderen Perſonen des Romanes betrifft, ſo ſind auch ſie keine Modelle, ſondern tauſend Eindrücke, die das Leben geprägt, wurden zuſammengetragen, um dieſe oder jene Figur auf die Beine zu ſtellen.

Daß man dabei nur die Züge benutzt, die für die betreffende Geſtalt paſſen, iſt ja ſelbſtverſtändlich, und die Schwierigkeit, die Kunſt, oder wie man es nennen will, liegt eben gerade in der Ausleſe. Möglich iſt alles, geſchehen iſt auch alles ſchon, aber wir müſſen den Anſchein erregen, als könnte in dieſem Augenblick eben nichts anderes geſchehen, als was wir geſchehen laſſen.

Die ganze Tätigkeit des Schriftſtellers beruht darin, aus Millionen Vorkommniſſen und Erfahrungen auszuwählen, und wenn er ſeiner Phantaſie die Zügel ſchießen läßt, ſie ſo zu leiten, daß ſie in den Grenzen bleibt, die wir für möglich, wahrſcheinlich, richtig halten.

Man ſündigt dagegen, ich glaube es aus eigener Erfahrung genügend zu wiſſen, aber das ſind eben die Grenzen, die unſerer Begabung geſetzt ſind.

Und hierbei komme ich zu den weiteren Schickſalen des Buches, die erſt anhuben, als der Schlußpunkt geſetzt war.

Ich glaubte, daß dieſer Roman nicht viel ſchlechter wäre als ſo manches, was in Zeitſchriften gedruckt wird; aber es iſt mir nicht gelungen, für den Abdruck irgend ein Blatt zu erwärmen. Das lag einmal an dem Umfang, dann aber auch an der Einfachheit, der bis zu gewiſſem Grade vorhandenen Handlungsarmut und dem Umſtand, daß der Roman nur ſchwer in Fortſetzungen zerriſſen werden konnte.

Die Anforderungen, die unſere Zeitſchriften ſtellen müſſen, ſind eben wegen der Erſcheinungsweiſe ſolche, daß Arbeiten dieſer Art ausgeſchloſſen ſcheinen.

Es gibt Autoren, die darüber ſchimpfen und die womöglich den Herausgebern unſerer Blätter daraus einen Vorwurf machen, als ob dieſe Leute von vornherein ſchlechten Willen mitbrächten. Ich halte dies für unrichtig; es iſt die gleiche Sache wie beim Theater. Der richtige Bühnenmann verlangt Handlung und Handlung und dreimal Handlung, und er hat damit vom praktiſchen Standpunkte aus vollkommen recht. Denn es iſt nun einmal ein alter Erfahrungsſatz, daß nur eine geringe Anzahl erleſener Theaterbeſucher ſich an rein dichteriſcher Schönheit, an Stimmungsmalerei, an Feinheit, Grazie, an tiefen und fein geſchliffenen Gedanken ohne Handlung erheben und erfreuen kann.

Ein Theaterdirektor mag ein Stück, das gar keine Handlung beſitzt, dagegen von hohem dichteriſchen Werte iſt, vielleicht als eine Liebhaberei, ſogar als perſönliche Schwäche, als noble Paſſion geben, wie jemand, der ſich eine Separatvorſtellung vorſpielen läßt; Kaſſe wird er dabei nicht machen.

Nun, bei den Zeitſchriften iſt es nicht anders, nur daß ein ſolcher Roman, der den größten Teil der Abonnenten zur Verzweiflung und möglicherweiſe zur Abſchaffung des Blattes bringt, nicht gut wie ein Theaterſtück abgeſetzt werden kann.

Der Sylveſter von Geyer hat vor ſeinem Erſcheinen als Buch eine lange Leidensfahrt angetreten. Überall ward ihm die Tür gewieſen, er hatte es alſo auch nach ſeinem Tode ſchlecht. Ich erinnere mich nicht mehr genau, bei wieviel Redaktionen er anklopfte, aber an der Dekade wird nicht viel fehlen. Auch die Herausgeber dieſer Hefte, die, wie ich weiß, dieſem Buche bis heute treue Freunde geblieben ſind, mußten nein ſagen. Sie waren ſo traurig darüber, daß ſie es ſogar fertig brachten, dieſes Manuſkript von ſoundſoviel Kilo Gewicht ein zweites Mal zu leſen, aber ſie blieben bei der Ablehnung, und ſie taten recht daran.

In homöopathiſchen Doſen abgegeben, hätte der Roman vielleicht gar den Untergang von Velhagen & Klaſings Monatsheften bedeutet.

Dieſe allgemeine Ablehnung ſteckte an: Verfaſſer ſowohl wie Verleger verſprachen ſich nichts von dem Ding. Der Verleger hat im ſtillen wohl das Gefühl gehabt, er müſſe es zwar ſchandenhalber bringen, könnte aber dabei am Ende noch die Druckkoſten aus eigener Taſche bezahlen müſſen.

Und ich kann ſagen, ich ſelbſt war ja geknickt, ſo entmutigt, ſo vom Unwerte meiner Arbeit überzeugt, die mir manchmal Tage und Nächte gekoſtet hatte, daß ich ſchon daran dachte, dieſen Kelch an uns allen vorübergehen zu laſſen und den Wälzer in den Ofen zu werfen.

Da kam ein Wunder: das Buch fand nicht nur Leſer — es fand Freunde.

Habent sua fata libelli!

Seitdem ſind nun mehrere Jahre vergangen, und in meinen Beziehungen zu Sylveſter von Geyer geſchahen allerlei Wandlungen.

Zuerſt freute ich mich über das unerwartet günſtige Schickſal des Werkes; dann aber, als es

Digitized by Google

mich drängte, nicht stehen zu bleiben, sondern weiter zu arbeiten, kam eine gewisse Gleichgültigkeit über mich, und jetzt ist mir dieser Roman völlig fremd. Ich weiß zwar, daß ich ihn auf dem Gewissen habe, aber manchmal kann ich mir gar nicht vorstellen, daß ich ihn wirklich geschrieben haben sollte.

Ich bin nicht imstande, wieder einen Blick hineinzuwerfen. Es quält mich förmlich, peinigt mich, und als ich es einmal tun mußte, weil mich jemand auf einen Fehler aufmerksam machte, der in einer neuen Auflage beseitigt werden sollte, da überschlich mich ein geradezu unheimliches Gefühl: ich fand alles zu breit, langweilig, unbedeutend, ahnen, ich hätte am liebsten Sätze, Seiten, Kapitel gestrichen. Doch wenn ich dem nachgäbe, würde von dem armen Sylvester überhaupt nichts mehr übrig bleiben.

Ich sagte mir, das müßte anders gemacht werden und jenes; aber wahrscheinlich, wenn ich das dicke Buch nochmals schreiben sollte, würde es schlechter, als es ist.

Es hat sogar Momente gegeben, wo ich mich über den Roman ärgerte, wo er mir geradezu im Wege stand, denn eine stille Qual, ich möchte es fast nennen, eine Tragik des künstlerischen Schaffens ist jenes entsetzliche „rêver mieux", das einen peinigt und quält, etwas Besseres auf die Beine zu stellen, immer etwas Besseres, bis einem der Sensenmann die Feder aus der Hand nimmt.

Vielleicht ist das nötig, um überhaupt weiter arbeiten zu können, so wie viele sich immer einbilden, daß ihre letzte Arbeit die beste wäre. Aber wiederum, wenn die Hoffnung nicht existierte, könnte man sich ja begraben lassen, und es bleibt ein Ansporn, sich zu überbieten.

Da gehen nun unter Umständen Jahre hin, man macht allerlei Kroppzeug, und der Wurf gelingt einem nicht wieder. Woher kam er? War es ein Zufall? War es die Gunst der Stunde? Griff man zufällig etwas auf, das in der Luft lag und nur eben ausgesprochen werden mußte? Ist es das gewesen, was eine gewisse Rolle beim Schauspieler bedeutet: er spielt sich selber?

Nun glaube ich, daß bei jeder menschlichen Leistung — von uns Durchschnittsleuten wenigstens, die wir eben nicht zu den Großen zählen — es ein ewiges Auf und Ab gibt. Und daß wir vielleicht in einer ganzen Periode unseres Lebens nur ein einziges Mal etwas fertig kriegen, das nach dem Maßstab unseres Könnens gemessen, etwas bedeutet. Und daß uns etwas Ähnliches nur wieder gelingt, wenn wir noch Jahren in eine andere Lebensepoche eingetreten sind, vielleicht in einen ganz anderen Anschauungskreis, oder wenn uns irgend etwas besonders Tiefgehendes geschah im Glück oder Unglück, daß die alten Nerven einmal aufgekratzt wurden.

Die Ärzte sagen uns, daß der Mensch eine gewisse Anzahl Jahre braucht, um seine Haut zu erneuern. Vielleicht ist das auch seelisch und geistig so, daß wir, wie in einem Schlangenleben, die Haut abwerfen, unser Wesen und unsere Art, und daß uns als neuer Mensch wieder einmal irgend etwas auf die alte Höhe führt oder gar, älter und reifer geworden, höher hinauf.

Darüber muß aber wohl ein armer Teufel sterben.

Aber wenn es einem auch nicht glücken sollte, soll man die Hoffnung aufgeben?

Es heißt also arbeiten, arbeiten und noch einmal arbeiten! Zum mindesten trägt man dann die innere Befriedigung davon, daß man sein Möglichstes getan hat, und zu mehr sind wir doch nicht verpflichtet.

Ein Trost für uns dii minorum gentium bleibt der, daß in Wirklichkeit auch von den Großen nur einzelne Hauptwerke übrig bleiben.

Wenn also unsereinem vom Mittelwuchs einmal etwas leidlich gelungen ist, so daß die Tüchtigen unserer Zeit damit nicht ganz unzufrieden sind, so werden ihm vielleicht gnädige Richter verzeihen, wenn das meiste Übrige neben solchem Schlumpfschuß nur so lolo ausfiel. Verzogen braucht man deswegen noch nicht; denn gewöhnlich pflegt auch der, der in der Lotterie einmal mit dem Einsatze herausgekommen ist, weiter zu spielen in der vermessenen Hoffnung, er könnte am Ende ein zweites Mal glücklicher sein und einen Taler gewinnen.

Dann gilt immer noch die Grabschrift, die ich mir einmal im Scherz gesetzt habe:

„Hier ruht ein deutscher Dichter.
War er's? Wir wissen's nicht!
Er schrieb nur schlechte Romane,
Verlegt bei F. Fontane,
Und selten ein Gedicht.

Er war nicht stark von Ohren:
Gras wachsen hört' er nicht!
Ward Dreiundsechzig geboren,
War Tor nur unter Toren,
Und starb als armer Wicht!"

Vollmond.

Vollmondnacht, mit schwarzen Schatten
Die Allee den Weg durchgittert,
Blasses Gold auf fahle Matten,
Auf die Garben ringsum zittert.

Grillen zirpen allerwegen,
Frösche rufen fern im Teiche,
Und die Uhr mit dumpfen Schlägen
Kündet, dass die Zeit noch schleiche:

Ist's doch, als ob stille stehe
So zur Nacht der Lauf der Zeiten
Und das goldne Auge spähe
In die blauen Ewigkeiten.

Gottfried Doehler.

Digitized by Google

Das Bild Abbotts.

Novelle von

Georg von der Gabelentz.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1890 erregte auf einer der großen Kunstausstellungen in Paris ein Bild allgemeines Aufsehen, das mit James Abbott signiert war. Ich kannte den Künstler recht gut, wir hatten vor Jahren zusammen in Rom studiert, auch nebeneinander mehrere Ansichten des sonnigen Golfes von Neapel gemalt. Während ich bei der Landschaftsmalerei geblieben war, hatte sich Abbott, seinem ungleichmäßigen und unsteten Wesen folgend, später erst dem Porträt, dann der Genremalerei zugewendet und hatte zuletzt nur noch Gefallen an allerlei phantastischen Kompositionen in der Art Goyas gefunden. Es spukte in seinem Kopfe etwas von dem wilden Temperament eines Böcklin, von dem Düster des großen spanischen Radierers und seines eigenen Landsmannes Hogarth'. Da ihm aber der überlegene Geist und der göttliche Humor des genialen Schweizers abgingen, so haftete seinen Werken immer etwas Launenhaftes, ja zuweilen Verschrobenes an. Wir bedauerten in unserer Künstlergemeinde aufrichtig die abenteuerliche Richtung, welche des Freundes Kunst angenommen hatte. Trotz seiner großen technischen Fähigkeiten war er immer weniger im stande, etwas Klares, Überzeugendes zu schaffen. Ungezügelte Nervosität sprach aus seinen gemalten Träumereien, vor denen man zu keinem ruhigen Genusse kommen konnte, denn irgend eine bizarre Kleinigkeit verdarb stets wieder die Wirkung seiner Bilder und Zeichnungen.

Ich glaubte also, die künstlerische Entwickelung Abbotts zu genau zu kennen, um noch über irgend etwas bei ihm zu erstaunen, aber dennoch mußte auch ich mit dem gleichen verwunderten Interesse wie das übrige Publikum das Bild betrachten, das er damals in Paris ausgestellt hatte. Nicht allein der Gegenstand der Darstellung erregte das Aufsehen des Publikums wie der Künstlerschaft, trotzdem es ja an tollen Einfällen auf großen Kunstausstellungen nie zu fehlen pflegt, sondern auch die merkwürdige, ganz unnatürliche Beleuchtung, in welche der Hauptgegenstand des Gemäldes gerückt war. Es war dies der Kopf eines jungen Mädchens von etwa siebzehn oder achtzehn Jahren, der den Beschauer aus großen, merkwürdig verschleierten Augen ansah. Das Antlitz machte den Eindruck, als wolle es sich aus den schwarzen Tinten des Gemäldes herausdehnen, in die eine unsichtbare Gewalt es zu bannen schien. Es war gänzlich blutleer, in einem milchweißen Tone gemalt, der fast durchsichtig schimmerte. Wenn man genauer hinblickte, sah man, daß der verschleierte Ausdruck der blauen Augen durch einen ganz sonderbaren Kunstgriff vom Maler erzielt worden war. Er hatte über die beiden Augen des Mädchens eine weiße Gazebinde gemalt, welche diese und die Schläfen bedeckte, ohne jedoch den Blick der Pupillen hemmen zu können, die mit einem Ausdrucke von Angst und Flehen den Beschauer überallhin verfolgten. Um den weißen Hals des Mädchens lief ein leuchtender, roter, ganz schmaler Streifen, etwa wie man Heiligenscheine anzudeuten pflegt. Der übrige Körper war von den

tiefen Schatten des Bildes bedeckt, man konnte seine Stellung nicht einmal ahnen. Seltsame, hellgraue Flecken auf dem dunklen Hintergrunde ähnelten in der Ferne ganz entfernt menschlichen Köpfen, die sich an das Mädchen herandrängten wie Erscheinungen eines Traumes, denen sie sich stöhnend zu entwinden strebte. Ein unsichtbares Licht warf einzelne blaue, merkwürdig nebelhafte Reflexe auf ein Gewimmel schwarzer Gestalten, die man unter den Schatten mehr ahnen als unterscheiden konnte. Im Hintergrunde des großen Gemäldes waren zwei romanische Fensterbogen zu erkennen, deren hellere Sandsteineinfassung sich von einer hohen schwarzen Mauer abhob. Aber alle diese Einzelheiten waren nur bei längerem und genauerem Hinsehen zu unterscheiden. Eigentlich trat nur der geisterhaft bleiche Mädchenkopf aus all diesen dunklen Tönen grell hervor. Ein Leuchten ging von den verbundenen Augen aus, deren Blick den Davorstehenden seltsam packte, um ihn nicht wieder freizugeben. Obgleich verschiedene andere gute Bilder im gleichen Saale hingen, mußte man sich doch immer wieder nach diesem Kopfe umwenden, nach diesen Augen, deren flehenden Blick man im Rücken fühlte, sobald man sich umkehrte.

Die Ausstellungskommission hatte einige Stühle vor das Gemälde setzen lassen. Vom Morgen bis zum Abend saßen die Menschen vor der gespenstischen Leinwand und zerbrachen sich die Köpfe über diese Phantasie eines augenscheinlich halbverrückten Künstlers. Abbott hatte seinem Werke keinen Namen gegeben, im Kataloge stand es einfach als „Phantasie" verzeichnet. Es konnte sich also ein jeder denken, was er wollte, und die meisten kamen auf die scheinbar naheliegende Idee, in dem Ganzen die Erscheinung einer spukenden weißen Frau zu sehen. Obgleich mich diese Erklärung nicht befriedigte, denn der Ausdruck der Augen hatte gar nichts Unheimliches an sich, war ich doch ebensowenig im stande, mir die merkwürdige Idee zu deuten, welcher dies Werk seine Entstehung verdanken mochte. —

Ich war von Paris nach der Insel Wight gereist, um mich im Seebade Shanklin von anstrengenden Arbeiten zu erholen. Der chinesische Gong im Hotel hatte zur Mittagsstunde geläutet, Damen und Herren kamen vom sandigen Strande herauf und nahmen unter der weinbewachsenen Glasveranda Platz, um an kleinen Tischen das Diner einzunehmen. Dem Hotel gerade gegenüber streckte sich ein hölzerner Steg weit in die See hinaus, am Ende von einem Pavillon im Schweizerstil gekrönt. Ich blickte von meinem Platze aus in Gedanken über die blaue, ruhige Meeresfläche, auf der hier und da in der Ferne ein Dampfer oder Segler dahinglitt.

Zufällig wurde ich auf ein lautes Gespräch aufmerksam, das an einem der Nebentische entstanden war. Zwei Herren und eine Dame unterhielten sich eifrig über irgend einen interessanten Fall. Ich hörte, daß der ältere der Herren den Namen Abbott aussprach, und soviel ich verstehen konnte — das Geräusch der Teller und Schüsseln ließ mich leider manches überhören — handelte es sich um meinen römischen Bekannten, den Maler James Abbott. Die Dame sagte jetzt: „Wie sonderbar, wie gräßlich, ich habe noch nie — —" Weiter konnte ich nichts vernehmen, der Kellner wechselte die Teller. Gleich darauf ward die Stimme des älteren Herren laut, der mit seinem kurzgeschnittenen Barte und der schwarzen Brille eher einem Südländer als einem Britten ähnelte: „Auch mir ist noch niemals in meiner Praxis eine gleiche hypnotische Erscheinung zur Kenntnis gekommen, und ich stehe auch jetzt noch vor einem Rätsel, wenn nicht etwa — — —" Wieder wurde mir das Ende seiner Rede unverständlich gemacht. Es war mir leider unmöglich, aus den abgerissenen, zusammenhanglosen Sätzen noch einiges mit genügender Deutlichkeit zu verstehen, nur soviel wurde mir klar, daß etwas Unerklärliches, Schreckliches geschehen sei, und Abbott hier in der Nähe von Shanklin weilen mußte, da die Gesellschaft am Nebentische mit ihm kürzlich auf einem Ausfluge zusammengetroffen war.

Ich hätte mich gefreut, den sonderbaren Mann einmal wiederzusehen, und so fragte ich bei der nächsten günstigen Gelegenheit den Oberkellner nach dem Maler. Wirklich hatte dieser von ihm gehört, wenn er ihn auch nicht persönlich kannte, da Mr. Abbott ganz zurückgezogen lebe; aber er hätte in der nächsten Umgebung von Shanklin ein Haus gekauft oder vielleicht auch nur gemietet. Das war mir sehr

Digitized by Google

lieb, ich beſchloß meinen alten Bekannten gelegentlich aufzuſuchen.

Leider brachten die nächſten Tage Nebel und Regen, ſo daß ich meinen Beſuch noch etwas aufſchieben mußte. Aber am erſten ſchönen Morgen machte ich mich auf den Weg. Vom Regen der vergangenen Nacht tropften noch die Hecken, die den Weg einſchloſſen, waren noch die Gräſer der Wieſen zu Boden gebeugt. Feine Nebelflocken trieb der Wind in den feuchten Niederungen hin und her oder hing ſie wie weiße Schleier an die weitäſtigen Kronen alter Eichen. Hell von der jungen Morgenſonne beſchienen, glitzerten die naſſen Steine. Eine kleine Stunde war ich landeinwärts gewandert, als ich vor einem weitläufigen Gebäude ſtand, das eine epheuüberwucherte Mauer von der Landſtraße abſchloß. Auf einem Meſſingſchilde neben dem eiſernen Gittertore ſtand der Name Meiſter Abbotts.

Ich klingelte, nannte dem öffnenden Mädchen meinen Namen und wurde bald darauf in einen Empfangsraum geführt, deſſen faſt quadratiſche Fenſter auf eine breite Veranda hinausgingen. Bequeme, niedrige Rohrſtühle luden zum Sitzen ein, ein großer Tiſch in der Mitte des Raumes war mit allerhand Zeitſchriften bedeckt.

Ich war an eine der großen Fenſteröffnungen getreten, um einen Blick in die üppig wuchernde Vegetation des Gartens zu tun, als ich hinter mir eine Tür ſich öffnen hörte. Erſchrocken ſah ich den Eintretenden an, ſollte ſich mein Freund in den wenigen Jahren, ſeitdem ich mich in Rom von ihm getrennt hatte, ſo verändert haben? Er konnte nicht mehr als vierzig Jahre zählen und machte einen Eindruck, als wäre er faſt ſechzig.

Seine langen Haare waren ergraut, tauſend kleine Falten, die ſich in nervöſem Zucken fortwährend veränderten, durchfurchten ſein Antlitz. In ſeinem Blicke lag eine Unruhe, als ſuchten ſeine Augen beſtändig nach einem neuen Ruhepunkte. Welchen Wert hatte Mr. Abbott früher auf ſeinen Anzug gelegt! Jetzt trug er eine lange, ſchmutzige Samtjacke, ſeine flatternde Kravatte war flüchtig und ſchief gebunden, wie in größter Haſt. Mit den mageren Fingern ſpielte er fortwährend an den Knöpfen ſeines Rockes, an ſeiner goldenen Uhrkette, oder er drehte ein ſilbernes Cigarrenetui in der Hand, wobei ihm dieſes mehrmals entglitt und auf die Strohmatte am Boden fiel. Im ganzen Weſen trug er eine krankhafte Überreizung zur Schau, die er durch das Rauchen zahlloſer Cigaretten etwas zu mäßigen bemüht war.

Er ſchien einſam und zurückgezogen zu leben, war aber ſichtbar über meinen Beſuch erfreut. Ich lernte auch ſeine Frau kennen. Sie ſetzte ſich zu uns, eine Stickerei in der Hand, und gab ſich alle Mühe, beruhigend auf die Nervoſität ihres Gatten einzuwirken. Aber trotz ihrer ſanften, ruhigen Art gelang es ihr nicht, eine gleichmäßige, ſtete Unterhaltung in Fluß zu erhalten. Mr. Abbott ſaß minutenlang ſchweigend und in ſich verſunken da, ſcheinbar träumend, während ſeine Hände fortwährend in unruhigem Spiele tätig waren. Häufig unterbrach er die Unterhaltung mit irgend einer eingeworfenen Bemerkung über einen Gegenſtand, der ihn innerlich beſchäftigte, uns aber im Augenblicke ganz fern gelegen hatte.

Plötzlich fragte er mich, während er ſich eine neue Cigarette anſteckte und den Reſt der eben gerauchten mitten ins Zimmer ſchleuderte: „Waren Sie in Paris? Haben Sie im Salon mein letztes, großes Bild geſehen?“

„Laß das, mein Teurer,“ begann ſeine Frau ihn zu unterbrechen, indem ſie beruhigend ſeinen Arm faßte, „Du mußt nicht immer an dies unſelige Werk denken, das Deine Nerven ſo überanſtrengt hat!“ —

Abbott trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Tiſche. Ich wollte daraufhin von etwas anderem ſprechen und dies Thema nicht berühren, da es den Maler ſo aufzuregen ſchien, aber er ſelbſt fing von neuem davon an, ohne auf die wohlmeinende Warnung ſeiner Frau zu hören. Er ſprang von ſeinem Sitze auf, warf die eben erſt angeſteckte Cigarette in den Kamin vor ſich und erzählte, während er im Zimmer auf und ab lief und mit ſeinen Händen bald hier, bald dort zwecklos einen Stuhl umſtellte oder irgend ein Zeitungsblatt auf dem großen Tiſche aufhob und ſogleich wieder hinlegte.

„Sie haben natürlich auch mein Bild geſehen. So gut wie tauſend andere haben Sie kopfſchüttelnd davor geſtanden und dann den Maler für verrückt erklärt. O, entſchuldigen Sie ſich nicht, ich habe ſogar

eine Kritik von John Ruskin über mein Werk gelesen — wo habe ich sie doch gelassen? — der die malerischen Qualitäten lobt, aber das Bild im übrigen unklar und unverständlich nennt. Oder schrieb das nicht Ruskin, sondern ein anderer? Ich weiß selbst nicht mehr genau, sogar mein Gedächtnis ist seit jenem Tage oft wie gestört. Ich wollte es ‚ein Erlebnis' nennen. Können Sie glauben, daß die Ausstellungskommission diesen Namen nicht annehmen wollte, weil er das Bild für das Publikum noch unverständlicher mache? Da hat es irgend so ein Pariser Esel ‚une fantaisie' genannt. Nun, meinetwegen, mögen sie's ‚Frau Macbeth' taufen oder sonstwie, das ist mir völlig gleichgültig.

Also hören Sie, lieber Freund. Sie müssen wissen, daß meine arme, gute Frau manchmal gelinde an meinem gesunden Verstande zweifelt, weil ich Dinge sage und male und sehe, die nicht jeder Kellner und jedes Dienstmädchen gleich erkennen. Sie als Künstler werden mich verstehen, besser als meine Frau, die so wenig wie andere Frauen von Kunst etwas begreift. Nein, nein, ich bin nichts weniger als überspannt, nur nervös, entsetzlich, abscheulich nervös. Ich empfand, ich fühlte meine Werke, ich warf meine Kompositionen auf die Leinwand, aber oft fehlte mir die Ausdauer, die Kraft der ruhigen Durchbildung, der verstandesmäßigen Ausführung, oft wieder wollte ich nicht vollenden. Häufig genug verwarf ich die besten Sachen wieder, weil sie mir nicht gut genug, nicht bizarr genug erschienen. Nur selten glückte es mir ganz, die Wirkung zu erzielen, die ich beabsichtigt hatte. Sie kennen dies Arbeiten, dies Ringen mit dem Stoffe, dieses sein Herzblut opfern, und dann ist's doch nicht ganz das geworden, was man wollte! Man spannt eine neue Leinwand auf, die Gedanken überstürzen sich, Pinsel und Stift können dem Fluge der Phantasie nicht rasch genug folgen. Endlich steht's fertig, und nach wenigen Tagen haßt man, verachtet man sein eigenes Kind, wenn man es mit denen anderer vergleicht. Ich wollte malen, was noch nie jemand gemalt, Phantasien, vor denen das Publikum starr stehen bleiben sollte, die es durchschauern sollten bis ins tiefste Mark! Ach! Wie armselig ist die Kunst neben dem Leben, wie viel packender ist dieses, wie matt und glanzlos sind unsere besten Farben neben denen der freien, ungebändigten Natur!

Dies Arbeiten, Vollenden, wieder Verwerfen, wieder Anfangen hatte mir mehr und mehr die ohnehin schlechten Nerven angegriffen und zerstört. Verschiedene Londoner Aerzte versuchten umsonst, mir mein zerrüttetes Nervensystem in Ordnung zu bringen. Endlich wandte ich mich auf den Rat guter Freunde an Mr. Rawlinson, den bekannten Londoner Hypnotiseur. Diesem erst gelang es, mir den ruhigen, tiefen Schlummer zurückzugeben, den ich schon seit Monaten nicht mehr genossen hatte. Ich fühlte mich endlich geborgen.

Je mehr ich mich jedoch willenlos dem Einflusse Rawlinsons hingab, um so schwerer wurde es mir, Ruhe zu finden, ohne von ihm in hypnotischen Schlaf versenkt worden zu sein. Zugleich fing sich in mir eine Eigentümlichkeit an zu entwickeln, welche man häufig bei Personen findet, die sich zu Medien eignen. Befand ich mich in jenem merkwürdigen, halbwachen Zustande, der meiner Versetzung in völlige Bewußtlosigkeit voranzugehen pflegte, so vermochte ich mir aufs lebhafteste das Bild einer Person zu vergegenwärtigen, der irgend ein Gegenstand angehörte, den ich zufällig in der Hand hielt. Mr. Rawlinson nutzte diese mehr und mehr zunehmende Eigenschaft bei mir aus, indem er mir Gegenstände zeigte, die Freunden, ja sogar längst Verstorbenen gehört hatten. Ich entwarf ihm stets ein mehr oder weniger deutliches Bild der betreffenden Personen, die ich zuweilen in voller Körperlichkeit vor mir stehen sah. Ich bedauere, daß der Professor diese gefährlichen Versuche mit mir anstellte, es war gewissenlos von ihm, ich habe es bitter bereut, mich dazu hergegeben zu haben. Aber der tiefe Schlaf, in den ich jedesmal nach den Halluzinationen verfiel, wirkte zu wohltuend.

Ich hatte gerade damals auf der Staffelei verschiedene Bilder stehen, die London als Staffage erhalten sollten. So war mir auch der Gedanke gekommen, gelegentlich das Innere des Tower bei Mondschein zu malen. Sie wissen ja, welch wunderbares, geheimnisvolles Leben das silberne Licht des Mondes hervorzaubern kann, und wie es die Künstler immer wieder zu den absonderlichsten Phantasien angeregt hat.

Digitized by Google

Ohne Mühe erwirkte ich mir die Erlaubnis, eine oder auch mehrere Nächte im Tower zuzubringen, um die nötigen Skizzen aufzunehmen.

Es war im September vor zwei Jahren, als ich durch das Löwentor den Tower betrat. Die Glocken der Stadt schlugen soeben sieben Uhr. Hätte ich geahnt, welch schauervolles Erlebnis mir bevorstehen sollte, nie wäre ich seinen Mauern genaht. Als fast geheilter Mann hatte ich seine Tore durchschritten, mit rettungslos zerrütteten Nerven kehrte ich aus seinem finsteren Banne zurück. Ich vermeide es eigentlich ängstlich, mein Erlebnis den Menschen zu erzählen, denn es regt mich selbst in der Erinnerung so auf, daß es mir scheint, immer wieder entfliehe ein Stück Leben mit ihm." — —

Mr. Abbott hatte sich an den Kamin gelehnt, und er starrte, den Kopf in die Hand gestützt, wie auf eine ferne Vision nach einem hellen Sonnenflecken, der auf den Steinfliesen des Bodens gleich einem tanzenden Irrlicht hin und her zitterte. Dann fuhr er sich mit der Hand durch das ergraute Haar, von dem einige Strähne über seine Stirne gefallen waren, und begann nach kurzer Pause von neuem:

„Wie gesagt, gegen Abend traf ich mit einer großen Mappe und meinen Stiften im inneren Hofe der Festung ein, um noch vor Aufgang des Mondes mir einen geeigneten Punkt zum Skizzieren auszusuchen.

Vor der Kirche St. Peter ad Vincula waren Arbeiter mit der Pflasterung beschäftigt gewesen, sie hatten einen Teil der viereckigen, schwarzen Steine herausgenommen gehabt und wieder von neuem zusammengefügt. Ich bemerkte noch deutlich den frischen, gelben Sand, mit dem die Fugen ausgefüllt worden waren. Eben trugen sie ihre Geräte und Karren zusammen und stellten sie in einer Ecke ab. Ich sah mir von hier aus die Mauern und Türme des Schlosses an; so konnte ich sie nicht gebrauchen, die Linien der Wände wollten sich von hier unten nicht in genügender Weise überschneiden. Ich mochte auch nicht mit meiner Arbeit im Freien bleiben, es war also wohl besser, ich stieg in den zweiten Stock des eigentlichen Tower hinauf.

Als ich mich dem Eingange zuwenden wollte, fand ich unter den frisch herausgenommenen und wieder niedergelegten Steinen einen mit einem rohen Kreuze bezeichneten. Es war deutlich zu erkennen dies Kreuz, seine Form war die gleiche, wie die der Kreuze auf den früheren Ordensgewändern der Ritter, die einzelnen Teile gleich lang, die Enden verstärkt. Der Regen von Jahrhunderten und die Tritte vieler Generationen hatten diesen Stein geschliffen und die einst tiefen Umrisse des Kreuzes verflacht.

Ein unwiderstehlicher Wunsch, diesen schwarzen, unscheinbaren Basalt an mich zu nehmen, überkam mich. Was mochte dieser Stein schon erlebt haben, seitdem ihn eines Arbeiters Hand hier einstmals eingesetzt hatte! Wo mochte der Arm vermodern, der dies sonderbare Kreuz hineingemeißelt hatte? Ich hob ihn nicht ohne Mühe heraus, denn er war groß und schwer. Mehrere ähnliche unbenutzte Steine lagen noch in der Nähe herum, ich paßte einen anderen an des herausgenommenen Stelle ein.

Welch originellen Briefbeschwerer hatte ich da gewonnen! Den Stein unter meinem weiten Mantel verbergend, betrat ich nun den Mittelbau des Kastells, den uralten ‚weißen Turm'. Ich stieg die schmale Treppe Treppe empor, unter der in einer Kiste einst die Leichen der von ihrem Oheim Richard III. ermordeten Prinzen gefunden wurden, und hatte bald eine tiefe Fensternische entdeckt, von der aus ich bequem den Hof in der Richtung auf die obengenannte Kapelle und den historischen Kirchhof an der Außenmauer übersehen konnte. Dort stellte ich nun meinen mitgebrachten Feldstuhl auf und skizzierte mit flüchtigen Strichen die Umrahmung des Hofes.

Aber ich mußte meine Arbeit unterbrechen, denn es wurde allmählich zu dunkel. Längst hatten die Wärter das Gebäude verlassen, sie hatten mich auf meine ausdrückliche Bitte bereitwillig mit eingeschlossen.

Wenn nur endlich der Mond aufgegangen wäre, aber der kam nicht und kam nicht. Undurchdringlicher Nebel stieg von der Themse auf und hüllte mich, den Hof, die Kapelle und die Türme des Tower ein. Es ließ sich nicht ändern, ich mußte eben warten, in wenigen Stunden konnte ja herrlichster Vollmond sein! Ich hatte das öfters erlebt, daß am Abend und am Morgen Nebel alles mit grauem, feuchtem Schleier deckte, während mitten in der Nacht der hellste Mond zum Vorschein gekommen war.

Da es kühl war, hüllte ich mich in meinen Mantel. Dann klappte ich meinen Stuhl zusammen und benutzte diesen als Kopfkissen. Gemächlich streckte ich mich auf dem Baden nieder und schlaß die Augen, um einige Zeit zu ruhen. Neben mir lag mein schwarzer, gezeichneter Stein, ich stützte die Hand auf seine glatte Oberfläche und schmiegte meine Finger träumend in die eingeschnittenen Vertiefungen.

Ganz undeutlich klang das Brausen der Weltstadt an mein Ohr, ein Geräusch, wie aus dem Erdinnern kammend, dumpf und grollend. Van dem Gange, auf dem ich es mir bequem gemacht hatte, führte eine affene Tür in den graßen Waffensaal, den jeder Besucher des Tower kennt. Wartend lag ich da und dachte an das Bild, meine Hand spielte mit dem Steine.

Ich fühlte kärperliche Abgespanntheit neben seltsamer geistiger Erregung mich durchdringen. —

Aus dem Waffensaale kam jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Klirren und Schüttern, als würden die alten, rastigen Schwerter, die eisernen Schienen und Helme van unsichtbarer Hand angestoßen. Der Klang hallte unter den mächtigen Gewölben weiter, bis er, schwächer und schwächer werdend, in irgend einer entfernten, dunklen Ecke erstarb. Es mochte wahl ein Luftzug sein, der diese Töne hervorbrachte und sie unheimlich durch die öden, schweigenden Hallen trug.

Ich war viel zu nervös, um rechte Ruhe zu finden. Sa erhab ich mich wieder, klappte meinen Stuhl auf und legte das Skizzenbuch auf die breite, steinerne Fensterbank. Um es am Herabfallen zu hindern, beschwerte ich es mit dem schweren Steine.

Der Mand schien die Nebelschichten doch siegreich durchdringen zu wallen, denn es war mir möglich, die nähere Umgebung meiner Fensternische und den Hof deutlicher zu erkennen als vardem. Ich nahm ein Stück Kahle aus meinem Kasten, um an meiner angefangenen Skizze noch einige natwendige ergänzende Striche zu machen.

Da hörte ich plötzlich wieder dies Klirren und Rasseln im Waffensaal, zugleich deutliche Schritte aus der Tiefe des Ganges hinter mir. Ich wagte nicht, mich umzublicken. Mit Bestimmtheit fühlte ich jedoch, daß jemand dicht an mich herangetreten war und mir über die Achsel sah. Sie kennen das — dies Bewußtsein der Nähe eines Menschen, auch ahne daß man ihn sieht. Ich will nicht sagen, daß mir gerade sehr angenehm zu Mute war, aber ich litt auch nicht unter dem Gefühle der Angst. Es war eine ganz sanderbare Empfindung, die ich am ehesten mit einer Art Druck vergleichen möchte, der sich auf mich legte, ähnlich dem Alpdrücken. Ich vermochte nicht weiter zu zeichnen; das beklemmende Gefühl, einen Zuschauer zu haben, hielt mich davan ab.

Und dieser Unbekannte stand hinter mir und blickte über meine Schulter hinweg nach dem Hafe, während das klirrende Geräusch aus dem Saale wieder in den düsteren Gängen zu verhallen begann.

Jetzt drehte ich mich doch um, rasch, mit einem energischen Rucke. Ich ärgerte mich über meine alberne Nervasität. Hinter mir stand ein graßer, hagerer Herr in sonderbar altmadischer Tracht, mit langen Locken, die sein hübsches Antlitz umrahmten. Er hatte durchaus nichts Unheimliches an sich. Sein Alter hätte ich unmöglich bestimmen können, seiner Tracht nach hätte er vierhundert Jahre alt sein können, aber sein Gesicht schien das eines Mannes in den besten Jahren. Ich trat mit einer höflichen Verbeugung etwas zur Seite und ließ mein Skizzenbuch los. Meine linke Hand aber ruhte nach auf dem Steine. Der Fremde jedach schien mich nicht beachten zu wollen, er blickte an mir vorüber nach dem Hofe. Jetzt bemerkte ich, daß er gleich mir Maler sein mußte, er trug eine große Mappe unter dem Arme. Schweigend öffnete er diese und begann mit festen, sicheren Strichen eine Skizze des Hafes zu entwerfen. In einer runden Pappschachtel führte er Kohlestifte bei sich. Staunend sah ich dem sanderbar kastümierten Kallegen zu.

Bisher hatte ich nur der Bewegung seiner Hand und seiner merkwürdigen Tracht Aufmerksamkeit geschenkt, jetzt verfalgte ich mit Spannung die Richtung seiner Blicke, die bald zum Fenster hinaus, bald auf das Papier glitten.

Was war das? — Der Haf hatte sich verändert, er war tageshell. Neben der Kapelle stand ein turmartiger Bau mit romanischen Fenstern, fallte ich den nicht bemerkt haben? Das war doch ganz unmöglich. Den Bau kannte ich nicht, aber

das Innere des Tower war mir ja von vielen Besuchen her geläufig. Aber noch eine andere Veränderung war unter meinem Fenster vor sich gegangen, eine viel grausigere. In der Mitte, genau da, wo am Tage die Arbeiter das Pflaster aufgerissen hatten, stand ein schwarzes, breites, niederes Gerüst. Wie ein riesiges Untier kauerte es, mit dunklem Tuche verhängt, auf den Steinen.

Schon hatte der rätselhafte, schweigsame Zeichner neben mir auch dies Schafott auf das Papier gebracht. Mit steigendem Interesse sah ich den schwarzen Flecken auf dem weißen Papier entstehen und die Form des furchtbaren Modells annehmen.

Wieder kam das Klirren und Rasseln aus dem Waffensaale, lauter als vordem. Der lange Gang füllte sich mit wunderlichen Gestalten in phantastischer, mittelalterlicher Kleidung an. Alle traten an die Bogenfenster und schauten nach dem Hofe hinab. Ich war von dem ganz Unerklärlichen so ergriffen, daß ich nicht zu reden oder zu fragen wagte, sondern mich scheu an die Mauer meiner Nische drückte. Ab und zu hörte ich wohl flüsternde Laute, aber ich verstand den veralteten Dialekt, den sie miteinander redeten, nicht. Es waren reichgekleidete Männer in dunklen, düsteren Trachten mit Ketten und Degen, einzelne unter ihnen trugen den wuchtigen Harnisch. Ein Mann im Panzer mit einer breiten, roten Schärpe über der Brust trat auf den Maler neben mir zu und berührte leicht seine Schulter zum Gruße, dann stellte er sich zwischen uns, ohne mich zu beachten, und lehnte sich gleichfalls an die Fensterbrüstung. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, das herabgelassene Visier seines eisernen Helmes bedeckte es so, daß unter dem wehenden Helmbusche nichts als das Blitzen zweier dunkler Augen zu erkennen war.

Was mochten diese sonderbaren Menschen wohl erwarten, warum schienen alle ihre Blicke auf das unheimliche schwarze Schafott gerichtet zu sein, das man aufgeschlagen hatte, ohne daß ich sonderbarerweise auch nur den geringsten Laut gehört hätte.

Über den Hof kam jetzt ein schwarzer, trauriger Zug geschritten. Geistliche in ernsten Ordenskleidern, Edelleute, Soldaten mit Hellebarden und langen, blitzenden Piken. Ein großer Kreis bildete sich um das kauernde Untier im Hofe, es schien sich ungeduldig atmend zu bewegen, der Wind fing sich in dem Tuche. Das Tor der kleinen Kapelle wurde aufgestoßen. Von zwei alten Priestern gestützt, wankte ein junges Weib aus der Öffnung hervor. Die Hände waren ihm auf dem Rücken gefesselt, Ketten klirrten an den Handgelenken. Um den Hals war ein härener Strick geschlungen. Das bleiche Antlitz von berückender, weicher Schönheit rahmte goldblondes Haar ein. Tief zu Boden gesenkt trug sie das Haupt. Hinter ihr her kam ein Mann in feuerrotem, eng anliegendem Wamse, eine rote Maske vor dem Gesichte. In der Hand hielt er das Ende des Strickes, welcher der Unglücklichen um den Hals geschnürt war. Das war ein Henker, gefolgt von seinen Knechten, zwei roh aussehenden Kerlen.

Die Priester schienen der Verurteilten Trost zuzusprechen, sie reichten ihr mehrfach ein kleines Elfenbeinkreuz zum Kusse. Jetzt hob das blasse, schöne Weib ihre Augen empor. Noch nie hatte ich so traurige und doch so wundervoll tiefe, leuchtende Augen gesehen. Welcher unsagbare Schmerz und Kummer lag in ihnen, sprach aus den verweinten Lidern mit den langen, schweren Wimpern.

Es war so hell, ein so merkwürdiges, weißes Licht, daß ich alles aufs deutlichste sehen konnte, mir blieb nichts aus dieser gräßlichen Szene geschenkt. Die Augen der jungen Frau irrten wie hilfesuchend nach den Fenstern, an denen die Zuschauer standen. Ihr Blick fiel auf mich. Eine Bewegung ihrer Arme sagte mir, daß sie die Hände Hilfe heischend nach mir ausstrecken wollte, sie vermochte es nicht, da sie ihr ja auf dem Rücken gefesselt waren. Aus ihrem Munde kam es wie ein Schrei nach Hilfe, nach Erbarmen, er kam durch die Luft, wie aus unendlicher Ferne. Ich hörte ihn, verstehen Sie wohl, ich hörte dennoch ganz deutlich diesen Schrei! Sie ahnte, daß ich allein ein Mensch war, Mitgefühl mit ihr zu haben. Dieser Blick, in dem sich die ganze Seele eines verlassenen Weibes offenbarte, das nach einem empfindenden Herzen schreit, dieser Blick erschütterte mich tief. Ich fühlte, daß ich dies Mädchen zu lieben gezwungen war, daß wir unter Toten die einzigen Lebenden waren. Ich mußte ihr helfen, sie befreien, ich allein konnte es.

Ihre Augen sagten mir, daß auch sie von mir allein noch Rettung erwartete.

Ich wollte mich umwenden, hinabstürzen und diesem roten Henker, diesen schwarzen, stummen, dem Grabe entstiegenen Gestalten das hilflose Weib entreißen. Da fühlte ich einen heftigen Schmerz am rechten Arme, ich war nicht im stande, meinen Platz zu verlassen. Mit Entsetzen sah ich, daß der Geharnischte neben mir meinen Arm mit seiner eisernen Hand umklammert hatte. Zugleich schossen seine funkelnden Augen zornige Blicke auf mich, in denen mehr als eine gewöhnliche Drohung lag. Meine Nerven, aufs äußerste gereizt, fingen an zu versagen, ich stöhnte in Verzweiflung auf, meine Knie drohten zu wanken. Der Ritter ließ meinen Arm los, zitternd lehnte ich mich an die Wand hinter mir, manchmal huschte es mir wie grauer Dunst vor den Augen, daß ich aus all dem Nebel nur das bleiche Mädchenantlitz sah.

Noch immer zeichnete der Maler mit raschen Fingern die Szene auf dem Hofe, in Umrissen hatte er die Gestalten der Ritter und Soldaten auf das Papier geworfen. Er schien nur ein malerisches Interesse an den greulichen Vorgängen zu haben, denn seine Augen glitten kalt und ruhig von den dunklen Gestalten zu seinem Papiere.

Mit einem Ausdrucke trostlosen Jammers wandten sich die Blicke der Verurteilten von meinem Antlitze wieder ab. Sie trafen jetzt das viereckige Untier, dessen Leib sich raschelnd bewegte. Eine Ohnmacht schien sie anzukommen, sie knickte zusammen, und die Priester mußten ihr unter die Arme greifen, um sie am Umsinken zu verhindern. Da trat der rotgekleidete Scharfrichter an sie heran und band ihr ein weißes Tuch, das er aus seinem Wamse zog, über die Augen. Dann trug man sie auf das Schafott hinauf.

Ich wollte laut schreien und vermochte es doch nicht. Ich liebte dies schöne Wesen, das man zu morden im Begriffe stand, ich hätte für sie sterben mögen, mich auf die Henkersknechte werfen, und konnte mich nicht von der Stelle rühren. Ich war wie gebannt. Der rätselhafte Zeichner hatte seine Skizze beendet und sie ruhig beiseite gelegt, er betrachtete gleich dem Geharnischten neben mir kalt und neugierig das Ende des Trauerspieles, das sich da unten vor uns abspielte.

Wie mir das alles auf die Nerven ging, vermag ich Ihnen nicht zu sagen, das können Ihnen besser meine in jener Nacht ergrauten Haare erzählen. Die Unglückliche wendete ihr Gesicht mir zu. Sie sah mich noch einmal vom Schafotte aus an. Trotz der Binde, welche jetzt ihre Augen deckte, sah ich doch den rührenden Blick voller Trauer und Ergebung, aber auch voller Dankbarkeit, den sie auf mich richtete, auf mich, den letzten, einzigen Menschen, der mit ihr litt. Diesen Blick vergesse ich nie.

O, mit welch folternder Langsamkeit das alles vor sich ging! Ich konnte nicht helfen, nicht retten — wenn doch dies Leiden erst zu Ende gewesen wäre, dies gräßliche Morden! Die beiden Gehilfen des Scharfrichters rückten gleichmütig einen starken Holzblock vor die Verurteilte. Der Henker zwang sie, vor diesem niederzuknieen. Einer der Priester hielt noch einmal das kleine Kruzifix an ihre Lippen. Unverwandt sahen ihre Augen durch den Schleier auf mich, der in Verzweiflung den schwarzen Stein umklammert hielt.

Einer der Knechte zog unter seinem Mantel ein breites, hell blitzendes, kurzes Richtschwert hervor und reichte es dem Scharfrichter. Der andere der beiden Männer hatte unterdessen vom Nacken und den Schultern der Unglücklichen das Gewand herabgestreift. Seine rote, große Faust packte das herrliche Haar und zog die blonde Masse auf den rauhen Holzblock nieder, während er mit der linken Hand einzelne weiche Strähne beiseite schob, um den weißen, zarten Nacken ganz frei zu machen.

Die beiden Priester waren zurückgetreten, die Menge drängte sich dichter an die Stufen des Schafottes, um ja genau zu sehen.

Der Scharfrichter prüfte ruhig mit den Fingern die Schärfe des Stahles. Dann legte er ihn erst wie zur Probe leicht an die weiße Haut des entblößten Halses, als suche er die Stelle, auf die er den tödlichen Streich richten solle. Langsam hob er die schwere Waffe, blitzend fuhr sie herab. Ein dumpfer Schlag!

Ich schloß die Augen. Leises Murmeln ging durch die Reihen der Zuschauer. Als ich von neuem hinblickte, hob der Henker das blutige Haupt an den langen Haaren vom Boden auf und zeigte der Menge das weiße, wie im Schmerz verzerrte Antlitz der Gerichteten. Er riß die Binde von den

Digitized by Google

Augen, sie standen weit auf. Einer der Soldaten, die mit ihren Hellebarden das Gerüst umgaben, bot ihm seine lange Pike dar. Der Scharfrichter ließ sie sich von einem seiner Gehilfen geben und spießte das abgeschlagene Haupt auf die scharfe Spitze. Dann befestigte er die Stange auf der Mitte zwischen den Brettern, so daß mir das Antlitz zugewendet war. Ich sah deutlich, wie sich die traurigen Augen mit erlöschendem Glanze auf die meinen richteten, und je länger unsere Blicke ineinander ruhten, um so mehr verlor sich der schmerzverzerrte Ausdruck auf den Zügen der Toten. Ein milder, wehmütiger Zug umspielte die Lippen, die Stirn glättete sich. Langsam schlossen sich für immer die Augen unter den dunklen Wimpern. Das blonde Haar hing lang an der vom Blute gerröteten Stange herab.

Als sich die Augen geschlossen hatten und ich nicht mehr diesen schmerzlichen, verzweifelten Blick fühlte, begannen mir die Sinne zu schwinden. Eine tiefe Müdigkeit überkam mich, ich fiel in einen todähnlichen, langen Schlaf. Der Morgen graute schon, als ich erwachte. Wieder lagen dichte, graue Dunstschleier in der Luft. Ich sah nach der Uhr, es war fünf Uhr.

Fröstelnd richtete ich mich auf, es fiel mir schwer, denn eine bleierne Müdigkeit lag mir in den Gliedern. Allmählich kehrte die Erinnerung an mein nächtliches Erlebnis zurück, allmählich reihte sich ein Bild an das andere, bis der ganze durchlebte gräßliche Spuk klar vor meinem inneren Auge stand. Mein rechter Arm brannte schmerzhaft an der Stelle, wo der Geharnischte mich mit der eisernen Hand zurückgehalten hatte. Die Spuren seiner Finger sind als rote Male auf meiner Hand sichtbar geblieben bis heute. Auf dem Hofe war nichts mehr zu sehen von dem schaurigen Gerüste und all den sonderbaren Gestalten. Auch das Gebäude neben der Kapelle mit den romanischen Fenstern war verschwunden. Mein Skizzenbuch lag auf dem Sims, daneben der schwarze Stein.

Ich raffte mein Buch und meine Stifte zusammen und verließ eilend den unheimlichen Platz am Fenster. Den Stein nahm ich nicht mit; ich mochte diesen Zeugen des grausigen Ereignisses nicht länger bei mir haben, ich fürchtete, mit ihm den Spuk in mein Haus zu tragen.

Können Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich mir nicht getraute, mein Erlebnis irgend jemand mitzuteilen? Ich war meiner Sache zu sicher und glaubte doch verlacht zu werden, ja, für verrückt zu gelten. Das Gesicht des unglücklichen jungen Weibes konnte ich nicht vergessen, ich mußte es festhalten und malte jene Leinwand, die Sie in Paris gesehen haben.

Ich war entsetzlich nervös, ich fürchtete mich davor, diese merkwürdige, grausige Hinrichtung möchte mir noch einmal erscheinen. Seit jener Zeit mußte meine Frau stets mit ihrer Handarbeit im Atelier bei mir sitzen. Meine ganze Erinnerung hatte sich mit der Zeit auf das Antlitz der Verurteilten konzentriert, ich sah immer an ihrem Halse einen roten Streifen, die Stelle, wo das Messer den Kopf vom Rumpfe trennen sollte. Alles andere war verblaßt, verschwommen in Nebel und Dunst. Nur der romanischen Fenster im Hintergrunde entsann ich mich deutlich. Zum Erstaunen meiner Bekannten malte ich sie auf die Leinwand. Ich blieb trotz aller ihrer Einreden dabei, daß an der Stelle ein Gebäude mit diesen romanischen Fenstern stehen müsse. Man hielt meine Hartnäckigkeit im Festhalten an dieser Darstellung für einen phantastischen Einfall, über den meine Freunde endlich die Achseln zuckten.

Da kam eines Tages ein Kunsthistoriker zu mir, dessen Forschungen über die alten Londoner Baudenkmäler berühmt sind.

Er sah mein Bild. ‚Wo haben Sie die Kenntnis von dem romanischen Bau her, dessen Fenster Sie da so getreu wiedergegeben haben. Ich habe Sie doch nie in den Archiven des Tower studieren sehen.‘

‚Das habe ich in der Tat nicht, aber ich habe das Gebäude gesehen.‘

‚Gesehen? Unmöglich, der Bau ist vor mehr als dreihundert Jahren abgebrochen worden!‘

‚Genau so, wie ich es malte, habe ich es gesehen!‘ —

Ich erzählte ihm jetzt mein Erlebnis. Und merkwürdig, ich hatte erwartet, der Professor würde mich auslachen. Statt dessen sah er mich mit wachsendem Erstaunen an. Er verlangte noch einmal die genaue Beschreibung des Malers.

Als ich geendet hatte, schwieg er eine Weile, dann sagte er mir: ‚Wollen Sie morgen zwischen zwei und drei Uhr auf

kurze Zeit zu mir ins Archiv kommen, ich werde Sie an dessen Eingange erwarten!'

Pünktlich fand ich mich ein. Der Professor schloß einen Schrank auf, entnahm ihm eine vergilbte, an den schmutzigen Rändern mehrfach zerrissene Zeichnung und faltete sie auseinander. Plötzlich wendete er sich um und rief unwillig den Diener herbei, der an der Türe stehen geblieben war.

‚Haben Sie den Schrank geöffnet und die Zeichnung in Händen gehabt? Ich habe doch streng verboten, daß Sie sich an den Archivalien vergreifen!'

‚Ich, Herr Professor? Wie sollte ich ohne Schlüssel zum Inhalte dieser Schränke gelangen können! Was ist denn geschehen?'

Neugierig trat ich herzu.

‚Sehen Sie, wie sonderbar! Hier, wo einige Striche auf der Skizze das Basaltpflaster des Hofes angedeutet haben, ist ein viereckiges Loch in das Papier hineingeschnitten worden, als habe jemand einen der gezeichneten Steine herauslösen wollen. Das Loch war früher nicht da, es ist später hineingekommen, die Schnittränder sind ganz frisch.' — ‚Bemerken Sie' — fuhr der Professor erschrocken fort — ‚das Loch ist genau unter dem Schafotte gelegen, an der Stelle des Hofes, wo Sie dem Pflaster den Stein entnahmen.'

Ich sah genauer hin, ein dunkler Fleck in der Mitte des Blattes kam mir nun sofort bekannt vor. Ich gestehe, daß ich vor nervöser Aufregung kaum zu atmen vermochte, als ich in den verblaßten Strichen die Zeichnung des merkwürdigen Malers wiedererkannte, die dieser neben mir vor der Hinrichtung aufgenommen hatte. Die Umrisse waren sehr verwischt, aber ich erkannte doch das Haus mit den romanischen Fenstern wieder, die schwarzen Gestalten im Hofe, das unheimliche Gerüst und den roten Henker. Es stand eine Bemerkung darunter, ich konnte nur die Jahreszahl 1554 erkennen, alles andere war unleserlich geworden.

Erstaunt sah ich den Professor an. Wir standen vor einem Rätsel! ‚Das ist ja das schauerliche Erlebnis, dessen unfreiwilliger Zeuge ich war; das ist die Skizze des unbekannten Malers, der neben mir stand, ich erkenne sie ganz genau, sie entstand ja in meiner Gegenwart.'

‚In Ihrer Gegenwart? Unmöglich! Sehen Sie die Jahreszahl 1554? Diese Zeichnung ist fast 350 Jahre alt.'

‚Aber ich habe doch neben dem sonderbaren Künstler gestanden, ich kann es beschwören! Ich weiß, daß er die Stifte einem länglichen, runden Pappkasten entnahm, daß das Blatt damals weiß, ohne Einrisse war, noch nicht vergilbt, auch war das viereckige Loch noch nicht darin.'

‚Würden Sie den Mann, von dem diese Zeichnung stammt, wiedererkennen, wenn ich Ihnen sein Bild zeigte?'

‚Unter allen Umständen, sofort; ich hatte ja Zeit genug, ihn zu betrachten.'

Der Professor wandte sich um und schritt einem Nebenzimmer zu. Plötzlich blieb er stehen und wandte sich, schon auf der Schwelle, nach mir um.

‚Halt, ich möchte Sie auf die Probe stellen. Kommen Sie mit in diesen Raum hier und bezeichnen Sie mir selbst ihren Nachbar in jener Nacht. Ich kenne ihn nämlich, ich weiß, wer die Skizze entwarf.'

Ich folgte ihm in ein längliches Zimmer. Über niedrigen Schränken, die zur Aufbewahrung von Akten dienten, hing an der Wand eine ganze Anzahl alter Porträts, teils in Öl, teils auch nur Stiche.

Ohne Zaudern nahm ich einen der altersgelben Stiche herab und hielt ihn dem entsetzten Professor hin.

‚Neben diesem da habe ich gestanden, er hat gleich mir der grausigen Hinrichtung beigewohnt.'

‚Dann haben Sie den Tod der Lady Jane Grey gesehen! Jener Maler heißt John Bossam, er war es, der am 12. Februar 1554 diese Skizze des Vorganges im Tower aufnahm.' — —"

Mister Abbott hatte seine Erzählung beendet. Er warf sich nach den letzten Worten erschöpft in einen Stuhl und stützte das Haupt in die Hand. Seine Augen irrten wie suchend in die Ferne, ein schmerzlicher Zug lag auf seinem Gesichte. Ich starrte den sonderbaren Mann da vor mir an. Ja, er sah aus, als könne er Jahrhunderte alt sein, als hätte das Vorübergehen vieler, vieler Geschlechter sein Antlitz versteint.

Digitized by Google

Kleopatra. Nach dem Gemälde von Prof. Adolf Echtler-München.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

Blick von der Oberbaumbrücke auf die Oberspree.

Berlin an der Oberspree.

Von

Hanns v. Zobeltitz.

Mit vierunddreissig Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

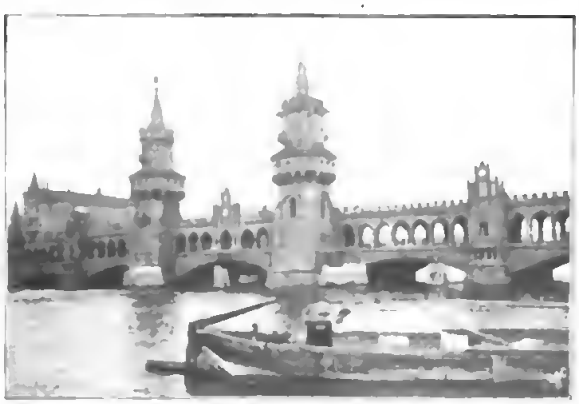
Oberspree? Ja richtig . . . da draußen bei Treptow! Als wir Ihre Gewerbeausstellung besuchten, waren wir ja auch dort. Hm . . . ja . . . recht hübsch. Nur 'n bissel weit . . . da draußen . . .

So oder ungefähr so sagt der Fremde, dem man von der Schönheit der Oberspree erzählt. Und der Berliner, der im Westen der Stadt wohnt, spricht sich nicht viel anders aus. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er häufiger in Treptow gewesen, hat gelegentlich auch eine der großen Regatten in Grünau besucht, vielleicht auch einmal eine Partie nach dem Müggelsee gemacht. Viel mehr kennt er nicht von der Oberspree. Von ihren grünbewaldeten Ufern, von den herrlichen breiten Wasserflächen sah er wenig. Und von dem fröhlichen Volksleben dort draußen hat er nur eine dunkle Vorstellung. Wenn er nicht etwa ein wenig Wassersport treibt. Aber auch der Wassersportsmann aus Berlin W. gravitiert mehr nach der Havel zu, nach Wannsee. Der intensivere Sportbetrieb auf der Oberspree rekrutiert sich dagegen, soweit ich es beurteilen kann, mehr aus dem Osten und aus Berlin C.

Berlin W. hat seinen geliebten Zo — den Zoologischen Garten — und den Grunewald; Berlin O. hat die Oberspree.

Das ist freilich nicht ganz wörtlich, nicht mit aller Ausschließlichkeit zu nehmen. Aber wenn man abmessen könnte, was her- und hinüberwogt, würde man, glaube ich, finden, daß Berlin O. mehr Besucher nach dem Westen sendet, als der Westen nach dem Osten. Die Oberspree ist dem Westen nicht „vornehm" genug.

Allerdings spielen auch die Verkehrsmittel dabei eine Rolle. Es dünkt den meisten immer noch wie eine kleine Reise nach „dort draußen". Hier wird wohl erst die neue Hoch- und Untergrundbahn Wandel schaffen, die sich als unvergleichliches Verbindungsglied zwischen Osten und Westen eingefügt hat. Jeder Fremde, der im Sommer Berlin besucht, sollte einen Nachmittag daran wenden, vom Potsdamer Platz aus auf ihr die prächtige Fahrt nach dem Osten bis zur Warschauer Brücke zu machen, ihrem



Die mittleren Pfeiler der Oberbaumbrücke.

Ausblick von der Oberbaumbrücke nach der Stadt zu.

Endpunkt, und von hier aus mindestens einen Abstecher nach Treptow. Er wird erstaunt sein, welche landschaftlichen Reize er findet, und er wird — wenn er nur etwas Verständnis für die Eigenart des Volkslebens besitzt — seine Freude an dem bunten Leben und Treiben dort haben. An der Oberspree ist wirklich noch Berliner Volksleben anzutreffen, urwüchsig, naiv, voll harmlosen Frohsinns, ein wenig Derbheit vielleicht — aber nie verletzend und roh.

Die Fahrt auf der Hochbahn findet meines Erachtens ihren Höhepunkt auf der schönen Oberbaumbrücke. Sie ist an sich eine Sehenswürdigkeit. Da sie an derselben Stelle liegt, an der sich einst in den Befestigungen Alt-Berlins das Wassertor befand, hat man sie architektonisch torartig ausgebildet, mit mächtigen Pfeilern im Charakter altmärkischer Stadttürme. Der ganze zinnengekrönte Bau zeigt überhaupt den märkischen Backsteinstil, selbst für die Ziegel wurde ein besonderes Format, wie es das Mittelalter liebte, angewendet; die Turmunterbauten bestehen aus wuchtigem Kyklopenwerk in märkischen Findlingssteinen.

Hier, wo einst der Wasserzoll von der Stadt Berlin erhoben wurde, liegt auch heute noch gewissermaßen die Scheidegrenze zwischen Stadt und Land. Links blickt man über den Strom hinweg tief in das Innere Berlins hinein, rechts über den sich erweiternden Fluß auf grüne Ufergärten.

Jenseits, am Bahnhof, wartet bereits die elektrische Straßenbahn auf uns, die auch wieder eine Sehenswürdigkeit des neuen Berlins ist. Sie führt uns nämlich über Stralau unter der Spree hindurch nach Treptow.

Stralau ist eine ein wenig entthronte Größe; Treptow, am linken Ufer schräg gegenüber, hat es weit überholt. Aber wir müssen doch ein paar Augenblicke in dem munteren Orte mit seinen Seglerbuden und weinüberſponnenen Lauben verweilen, denn gerade an entthronte Größen knüpfen sich ja meist allerlei interessante Reminiszenzen. Für die alten Berliner sind es hier der Stralauer Fischzug — und Vater Tübbecke.

Der Stralauer Fischzug war das älteste

Aus der Zeit des Stralauer Fischzuges im Jahre 1830.
Nach F. Hosemann: „Beobachter an der Spree", Verlag von Winckelmann & Söhne, Berlin.

Digitized by Google

Der alte Tübbecke vor einer Potsdamer Stange in seinem Garten.

Berliner Volksfest. Man muß den Begriff alt freilich, wie in Berlin meist, nicht gar zu weitgreifend auffassen, denn Berlin ist eben doch eine verhältnismäßig junge Stadt. Auch der Stralauer Fischzug ist urkundlich nicht früher als aus dem Jahre 1574 beglaubigt. Stralau war ein wirklich altes Fischerdorf, eine ältere Siedelung vielleicht als die aufblühenden trotzigen Nachbarn Kölln und Berlin. Jedenfalls wird es 1159 bereits erwähnt, hat aber sicher schon viel früher bestanden; 1358 kam es durch Kauf in den Besitz des Rates von Berlin und Kölln, der 1424 der Gemeinde den See zum Fischen überließ gegen 6 Schock böhmischer Groschen jährlich und die Verpflichtung, den Ratsherren dreimal jährlich „redliche und gute Geschenke an Fischen" zu überweisen. Erst Kurfürst Johann Georg aber setzte 1574 die Schonzeit der Fische auf die Zeit vom Gründonnerstag bis zum Bartolomäustag, den 24. August, fest. Letzterer wurde damit der Tag der Fischerei-Eröffnung, die dann festlich begangen wurde unter dem hohen Schutze des heiligen Bartolomäus, der ja wohl gleich Petrus ein Fischer gewesen sein soll.

Das Fest war da — aber es wurde wenig beachtet, über 200 Jahre hindurch. Erst vom Jahre 1780 an vollzog sich der Umschwung. Damals residierte Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder König Friedrichs des Großen und Vater des Prinzen Louis Ferdinand, im nahen Rosenfelde, dem jetzigen Friedrichsfelde. Er besuchte 1780 mit seiner Gemahlin und seinem Hofstaat das Fest zum ersten Male, und das machte — bezeichnend für die Zeit

Das Wirtshaus des Herrn Tübbecke in Stralau.

— den Stralauer Fischzug in Berlin erst populär. Von Jahr zu Jahr mehrten sich jetzt die Besucherscharen. Auf schön geschmückten Gondeln fuhr der Königliche Hof nach Stralau — einmal, 1791, am Steuer der einen auch ein englischer Admiral, der später als Sieger über Napoleon I. bei St. Jean d'Acre berühmt gewordene Sir Sidney Smith.

So ging es bis über die Mitte des XIX. Jahrhunderts hinweg. Der Stralauer Fischzug war für Berlin neben Königs Geburtstag das größte Fest. Eine ganze Legende hatte sich um den Tag gesponnen, die der „kleine Hülsen", der allbeliebte Puppenspieler Linde,

Die Stralauer Kirche, links das Gebäude der Jugendwehr.

Sonntagnachmittag in Zenners Garten.

auf seinem Puppentheater dramatisch behandelte: danach war der schöne und tugendhafte Prinz von Müggelsheim durch die natürlich noch schönere, aber schrecklich hochmütige Prinzessin Rummeline von Rummelsburg in den Wassertod getrieben worden; zur gebührenden Strafe wurde Rummelinchen in einen gewaltigen Krebs verwandelt, der nur am 24. August aus der Tiefe des Rummelsburger Sees an die Oberwelt kommen darf. Er war denn auch bei Gelegenheit des Festes stets in natura zu sehen — sechs Fuß lang — und „er konnte wirklich rückwärts kriechen“: im Leibe des Ungeheuers steckte nämlich irgend ein kleiner Bube. Auf den Wiesen gab's unzählige Schau- und Schankbuden, unzählige Drehorgeln spielten — es war eine Vogelwiese größten Maßstabs, die 1821 selbst im Königlichen Opernhause durch ein Volksstück von Julius Voß „Der Stralauer Fischzug“ verherrlicht wurde; Eduard Devrient, Herr und Madame Unzelmann, der alte Gern, alle die damaligen Koryphäen der Berliner Schauspielkunst, wirkten darin mit.

Ein Wasservelociped.

Allmählich aber erlahmte das Interesse am Feste, und nach 1870 schlief es sanft und selig ein. Man hat 1880 versucht, es künstlich wieder zu beleben, aber es gelang nicht recht. Seine Zeit war vorbei.

Der Stralauer Fischzug ist tod. Aber Papa Tübbecke lebt noch. Es ist dies kein Wunder, denn kein Geringerer als Theodor Fontane hat ihn unsterblich gemacht. Das Schönste aber ist, daß davon Papa Tübbecke sicher kein Wort weiß.

Auch Stralau ist heut kein Dorf mehr, sondern hat seine städtischen, zweistöckigen Häuser. Aber das Haus von Papa Tübbecke ist das alte geblieben, so niedrig, daß man mit der Hand aufs Dach fassen kann. Und dahinter liegt noch immer der schmale Restaurationsgarten, der sich bis zur Spree hinstreckt. Er ist heut freilich verpachtet, doch der alte Tübbecke wohnt noch im Vorderhause

Die Abtei.

Digitized by Google

und hält ſeine ſchützende Hand über dem Ganzen, ſamt allen Weißbierkruken, bin ich überzeugt, und den köſtlichen Potsdamer Stangen, zu denen vor Jahrzehnten die Berliner Künſtler und andere gewöhnliche Sterbliche ſo gern pilgerten.

Sonntagsausflug in einem zum Kremſer hergerichteten Möbelwagen.

In einer der erſten Erzählungen Fontanes, in L'Adultera, ſpielen Stralau und Tübbecke mit. Fontane ſpricht zwar von „Löbbeckes Kaffeehaus", aber das tut nichts; es iſt nur eine kleine Verſchleierung, die Fontane wohl beliebte, weil er als „Herrin dieſer Dominien" eine üppige Blondine hinzudichtete. Sonſt iſt alles echt, ganz gelehnten Stühlen", der Waſſerſteg und „links davon ein feſtgeankertes Floß". Nur die Glashalle, in der van der Straatens zu Abend ſpeiſten — natürlich zuerſt, als von der ſommerlichen Oberſpree unzertrennlich, Aal und Gurkenſalat —, er ſo wundervoll künſtlich redete und Riekchen zum Entſetzen der lieben Melanie meinte, daß „alles in der Welt eigentlich nur des Fallens wegen da ſei: die Sterne, die Engel, und . . . nur die Frauen nicht" — dieſe Glashalle iſt leider vom Ufer ſeitlich verſetzt worden.

Vor der Kaffeeküche.

Van der Straaten, Melanie und Rubehn ließen ſich nach Treptow hinüber rudern,

Auf zur Kaffeeſtippe!

Tübbecke, wie er heut noch iſt: im niedrigen Hausflur der „Schapp", eine Art Büffett minderer Ordnung, dann der Garten, in dem die Bäume inzwiſchen ein wenig ſtattlicher wurden, ein „Dutzend Tiſche mit ſchräg an-

Digitized by Google

wobei der schöne Rubehn die entscheidende Frage aussprach: „... schweig still, mein Herze — soll es?“ und Melanie nicht antwortete, was doch auch eine Antwort war. Wir aber steigen wieder in die weniger romantische Elektrische und sausen im Dunkel des Spreetunnels aufs andere Ufer —

Treptow ist, kann man fast sagen, ein großer Vergnügungsgarten. Restauration reiht sich hier an Restauration, alle mit

Die Schießbude im Paradiesgarten.

breiten Gärten bis zur Spree hinunter, und alle, wenn das Wetter irgend leidlich ist, überfüllt mit fröhlichen Gästen.

Es hat seine Unterschiede dabei. Bei Zenner verkehrt das „bessere“ Publikum — deshalb ließ Fontane, dem wir an der Oberspree immer wieder begegnen werden, Frau Jenny Treibels Zweitgeborenen, den Leopold, hier nach dem Morgenritte die ihm von der Mama und dem Sanitätsrätchen verordnete Milch trinken, zu der er sich leider Kaffee genehmigte: „Milch ist immer ein bißchen labberich, was aber kein Tadel sein soll; gute Milch muß immer ein bißchen labberich sein ...“

Seit Fontanes Tagen ist jedoch noch ein anderes Lokal entstanden, das Zenner „über“ ist, wie unser Theodor sicher gesagt hätte. Ein unternehmender Herr — er führt den echt Berliner Namen Busekow — hat nämlich auf der kleinen Insel, die Treptow vorgelagert ist, eine höchst romantische künstliche Ruine errichtet und sie Abtei getauft. Ganz im Grünen liegt sie mit ihren Hallen, lauschigen Plätzchen, Wasserbalkons, und ist schnell beliebt geworden.

Ein warmer Sommerabend dort ist aber auch reizend. Selbst am vielgerühmten Wannsee findet sich kaum ein gleich schöner Fleck Erde. Weit breitet sich der glänzende Wasserspiegel. Grad vor uns liegt im Dämmerlicht Stralau mit seinen freundlichen Gärten, seiner oft gemalten Kirche. Links schimmern die Lichter von Zenner auf, tönt fröhliche Musik. Auf dem Wasser reges Leben. Dampfer kommen und gehen stromauf — stromab; beschwingte Segelboote, schnelle Ruderer, lustige Wasservelozipede, auf denen ein

„Sechs Schuß 25 Pfennig!“

Pärchen selbander um die Wette quer über den breiten Fluß „strampelt“; ein mächtiger Laftzug dann, der massige Dampfer voran, drei hochbeladene Spreekähne hinterdrein; blitzflinke Motorboote — von Augenblick zu Augenblick wechselt das Bild in immer neuen Variationen.

Wer aber echtes Volksleben in Treptow kennen lernen will, muß doch eines andern Weges wandeln.

Wie lieblich klingt allein schon der Name „Paradies-Garten“. —

Hier ist wirklich Berlin O.! Der kleine Beamte und Handwerker mit Weib und Kind — nein Kindern; die niedliche Kar-

Digitized by Google

tonagearbeiterin, die sich mühsam ein paar Groschen zum Ausflug zusammensparte; die dralle Köchin und das fesche Stubenmädchen; der bessere junge Arbeiter und natürlich, hochgeschätzt, der Grenadier, der Eisenbahner, der Ulan.

Hier wird wirklich noch Kaffee gekocht. Wie die schöne Inschrift besagt:

Mit den Kaffeetüten in der Hand pilgern die Mamas an die Kaffeeküche, reichen den Mokka hin und bekommen ihn sofort heiß aufgebrüht zurück in der großen Kanne, „einschließlich Milch für 10 Pfennig der Liter". Dann geht's an den Familientisch, wo inzwischen schon der Kuchen ausgepackt ward und die Zuckerstücke auf einem Stück Zeitungspapier prangen. Das Festmahl beginnt ... leitendes Prinzip: je mehr Kaffee — desto besser. Nur der pater familias macht eine Ausnahme im Kreise. Er hat sich eine „Weiße mit" — mit Himbeer nämlich, genehmigt. Spottet nicht über die Berliner Weiße, o Fremdlinge! Ihr kennt sie nicht! Sie kann Nektar sein an einem heißen Julitage!

Hier in Treptow wird auch noch wirklich getanzt. „Geſcherbelt", nennt's der echte Berliner.

Bitte, nicht das Näschen rümpfen, Gnädigste. Sie würden wahrscheinlich sehr erstaunt sein, wie anständig es im Tanzsaale zugeht. Dafür sorgt nicht nur der „Maitre", der nebenbei auch die Nickelstücke einzusammeln hat — jeder Tanz kostet einen Groschen, den meist die Dame, nicht der Herr bezahlt. Für den Anstand sorgt augenscheinlich auch der natürliche Takt der Teilnehmer. Ich habe hier nie eine Ausschreitung gesehen, aber nicht selten eine fast komisch-ängstliche Nachahmung der auf unseren Bällen üblichen Formen. Komisch wirkt es auch, daß so viele „Damen" unter sich tanzen — das schönere Geschlecht ist eben in der Überzahl. Aber wie tanzen sie gerade dann! Mit welcher Hingabe und, fast immer, mit welch angeborener Grazie. Ich habe in Paris auch die kleinen Näherinnen und die Lausmädchen und tutti quanti tanzen sehen: die Berlinerinnen nehmen es wahrlich mit ihnen auf.

Mit heißen Gesichtern huschen sie dann hinaus in den kühlen Garten. Zur Würfelbude am liebsten. —

Als ich neulich vor einer dieser Würfelbuden stand, fiel mir ein kleines Geschichtchen ein, das ich einst als blutjunger Leutnant — lang, lang ist's her — hier draußen erlebte. Warum soll ich's verhehlen: ich hatte mit gescherbelt. Abwechselnd mit einer Brünetten und einer Blondine, und wir waren nachher würfeln gegangen. Die Blonde mit den schwermütigen Augen gewann eine Tasse. Wir saßen bei einem Glase Bier zusammen, und ich guckte mir das Täßchen an: „Seht mal — wie nett! ‚Lebe lange' steht drauf!" Da nahm die Blonde die Tasse, betrachtete

Vor der Würfelbude.

sie ganz auffallend aufmerksam, und sagte schwer und langsam: „Ja ... und quer durch geht ein Sprung.“ Ein paar Wochen drauf traf ich zufällig die Brünette wieder: „Wo ist denn heute Ihre Freundin, Fräulein?“ Sie sah mich an: „... die Toni ... die haben wir gestern begraben.“

Nieder-Schönweide, im Hintergrund das große Elektrizitätswerk.

Die Würfelbuden — die Schießbuden! Eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens und, ich glaube, ein kleines, aber glänzendes Geschäft. An den Schießbuden macht sich besonders der frühere Soldat, Reservist und Landwehrmann breit, um mit einem Kernschuß „den Löwen zum Brüllen“ zu reizen. Wer „beim Kommiß“ aber die Schützenschnüre hatte, holt die auf dem Springbrunnen tanzende Glaskugel herunter. „Was, Minna! Ja, wir alten Königsgrenadiere von der zehnten Kompagnie!“ Er ist heute wahrscheinlich überzeugter Genosse und trägt eine schreiend rote Kravatte. Aber der Stolz auf seine alte Kompagnie steckt ihm doch für immer im Blute. —

Treptow besitzt außer seiner günstigen Lage „am grünen Strand der Spree“ noch eine besondere Schönheit: seinen herrlichen Park.

Der berühmte städtische Garten-Direktor Gustav Meyer hatte hier sein Meisterwerk geschaffen. Der umfangreiche Park ist ganz im Charakter der umgebenden Landschaft als große Flußniederung gehalten: weite zusammenhängende Wiesenflächen sind durch anmutige Gehölze gegliedert, überall freie Ausblicke geschaffen. Fast in der Mitte des Parkes liegt der mächtige Spielplatz — das Eldorado der Kleinen aus ganz Berlin O. Viele unserer Leser werden diesen Platz noch von der Gewerbeausstellung des Jahres 1896 kennen: er war damals in einen künstlichen See verwandelt, um den sich die Hauptgebäude gruppierten. Heute tummeln sich wieder die Kinder auf der grünen, wohlgepflegten Rasenfläche.

Durch die Ausläufer des Parkes wandern wir mitten in einer fröhlichen Volksmasse, vorüber an der vielbesuchten Archenholdschen Sternwarte, nach den „Eierhäuschen“. Militärkonzert! Tisch um Tisch besetzt, nahe am Ufer überhaupt kein Platz zu erobern. Und immer neue Völkerscharen wallen heran. Zu Fuß schieben sie sich die breite Treptower Landstraße entlang, die Dampfer und Vehikel der verschiedensten Art bringen sie, vom modernsten Auto bis zum ehrwürdigen Kremser. Am drolligsten aber sind die echten und

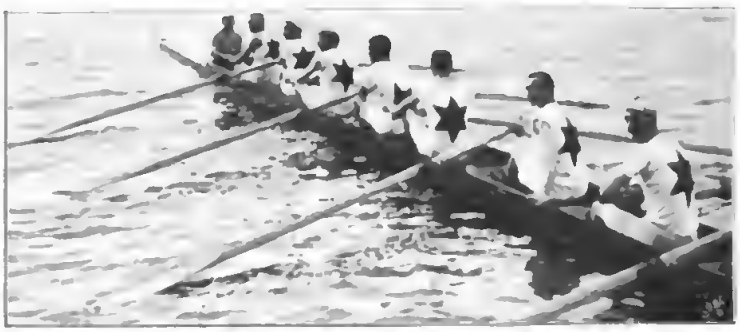
Dampfer mit Ausflüglern.

Digitized by Google

Angelnde Waſſerratten.

rechten Berliner Familienkutſchen in allen ihren — ich möchte faſt ſagen — ſozialen Abſtufungen: die mit flotten Braunen beſpannten Equipagen der reichen Fleiſcher, der Wagen des kleinen Spediteurs, das Fuhrwerk des Sandfuhrmanns, ſämtlich für den Ausflug nach Treptow feſtlich aptiert; bei dem einen ſitzt ein wirklicher Kutſcher auf dem Bocke, die ungeheuren Fäuſte in Weißbaumwollenen; beim zweiten Vater ſelbſt ohne Handſchuh, aber mit einer wahren Wunderpeitſche; beim dritten kutſchiert der filius, als Dandy friſiert. Im Wagen fröhliche Geſichter, heiße Kinderwangen, glänzende Augen — und Rieſenkörbe mit Eßvorräten. Denn alle dieſe Kutſchen machen zwar vor den Reſtaurants Station, ſpannen vielleicht auch aus. Die Inſaſſen aber wandern nach kurzer Raſt in den Wald, um ſich angeſichts der geliebten Spree zu lagern.

Das alte Eierhäuschen iſt Dampferſtation. Mit Mühe erobern wir uns einen Platz. Stromaufwärts geht's nach Köpenick zu. Und da ſehen wir, längs der ganzen Strecke, auf beiden Ufern, wo nur die Etabliſſements Raum gewähren und Bäume Schatten, die Ausflügler im Grünen, weiße Mädchenkleider ſchimmern aus den Büſchen, froher Geſang klingt herüber, jeder Dampfer wird mit wehenden Taſchentüchern begrüßt. Und man winkt und ruft ſelbſtverſtändlich von Deck aus zurück: ſo iſt's allgemein Gebrauch an der Oberſpree.



Achtſitzer eines Berliner Rudervereins.

Eine Welt von Fabriken hat ſich hier angeſiedelt. Man mag's beklagen. Aber es iſt wohl an jedem Waſſerlauf in der

Blick auf Köpenick.

Digitized by Google

Nähe einer industriereichen Großstadt unvermeidlich, und es bleibt zwischen den Fabriken immer noch Raum, viel Raum für das frische Grün, das den Reiz dieser Ufer bedingt, für Wald und Wiese, Busch und Gärten. Vielleicht ist mein Großstadtauge verdorben: es empfindet diese ragenden roten Schlote, die braunen Fabrikmauern gar nicht einmal als allzu häßlich, gerade

weil die grüne Landschaft ringsherum als Gegengewicht wirkt, weil sich überall schmucke Restaurationsanlagen — vielfach mit patriotischen Namen: „Sedan", „Sadowa" —, zierliche Landhäuser, die hübschen Gebäude der Ruderklubs zwischen sie schieben.

Welch Leben auf dieser Wasserfläche! —

Der Berliner ist von alters her eine leidenschaftliche Wasserratte, als ob noch etwas vom alten Wendenblute in ihm stecke. Und der Wassersport ist hier keineswegs ein Privileg des Reichtums. Unter den Mitgliedern der großen Ruderklubs befinden sich wohl sehr viele wohlhabende, manche reiche junge Leute, und fast jede Familie, die an der Spree ein Sommerhäuschen ihr eigen nennt, besitzt mindestens ein elegantes Ruderboot. Aber neben dieser Hydroaristokratie, neben den elegantesten Skull- und Outriggerbooten, fehlt auch der Kahn des einfachen Mannes nicht, dem „Jondeln" das höchste Plaisir ist. Im ersten Frühjahr sieht man ihn am Ufer, wie er selbst sein Boot kalfatert, und an jedem freien Spätnachmittag fährt er mit dem Vorortzug der Stadtbahn hinaus, um seiner stolzen „Möve" und sich selber die nötige Bewegung zu schaffen. Kein Rennstallbesitzer kann stolzer auf einen erstklassigen Steepler sein, als August Lehmann auf sein Boot; „es gibt kein besseres," schwört er, „von Teupitz bis Treptow," und seine ganze Sippe schwört mit ihm. Sobald er „an Bord" ist, nimmt er Seemannsmanieren an, spukt wie Jan Maat, geht nur noch breitbeinig, spricht nur noch von Back- und Steuerbord, trägt die Admiralsmütze weit auf dem Hinterkopfe. Ein prächtiger Geselle ist er dabei, von Gesundheit strotzend, immer „gut bei Wege", wie der Berliner sagt, und immer gut bei Humor.

Langt es aber zum eigenen Boote nicht, so wird die Berliner Wasserratte Angler.

Das Köpenicker Schloß, von der Wasserseite gesehen, und Gartenportal desselben.

Es ist merkwürdig, daß der emsig tätige, unruhige Berliner an dieser beschaulichsten aller Vergnügungen solche Freude findet, aber es ist Tatsache. Längs der ganzen Spree sieht man sie, in ihrer Philosophenhaltung, stehen und sitzen; ganze Kolonien bilden sie an bevorzugten Stellen, geduldig und unermüdlich. Ob es lohnt? Ich wollte es nicht recht glauben, aber auf meine Erkundigungen hörte ich, daß der erfahrene Angler auch auf der so belebten Oberspree nicht ohne Glück operiert und Muttern manch Gericht in die

Digitized by Google

Die Müggelberge mit Turm, vom Müggelschlößchen aus gesehen.

Küche liefern kann. —

Vorüber geht es an den mächtigen Fronten des Elektrizitätswerkes Oberspree bei Nieder-Schönweide, einer der größten Anlagen Europas, vorüber an dem weltberühmten Spindlersfelde, der gewaltigen chemischen Reinigungsanstalt, — Köpenick liegt vor uns.

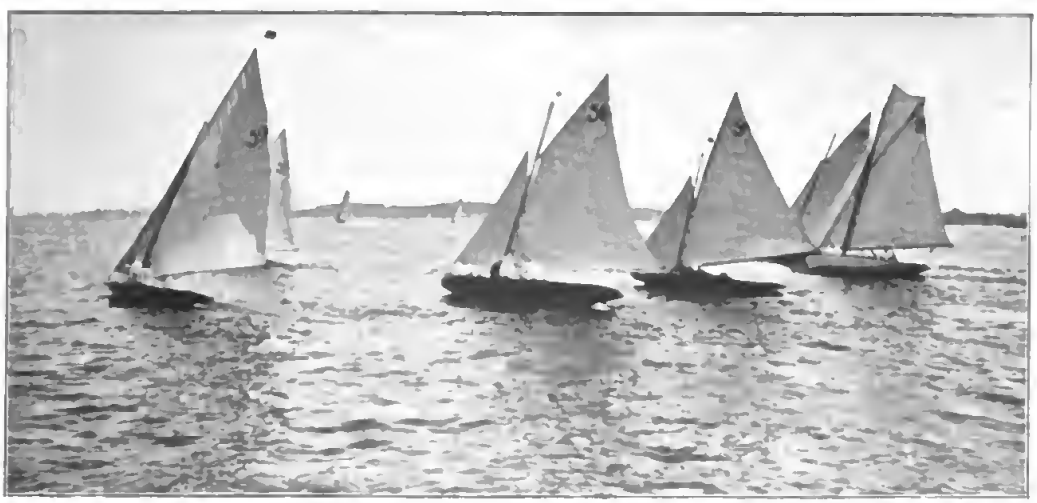
Vom Wasser aus gesehen präsentiert sich das Städtchen allerliebst, während es im Innern recht unschön ist. Aber allerlei historisches Interesse knüpft sich an den Ort und vor allem an sein altes Schloß.

Hier war einst die Residenz Jaczos, des letzten Wendenfürsten, dessen Macht 1157 Albrecht der Bär niederschlug; seine Burg wurde ein markgräfliches Schloß, das bis 1550 stand und in dem einer vom brandenburgischen Adel, ein Otterstedt soll es gewesen sein, dem dritten Kurfürsten aus dem Hohenzollernstamme, Joachim Nestor, der den selbstherrlichen Rittern gar heftig auf die Finger klopfte, an die Zimmertür schrieb: „Jochimke, Jochimke, höde dy. Wo wy dy kriegen, hängen wy dy!" Sie kriegten aber nicht ihn, sondern er sie.

Der prunkliebende Joachim II. ließ die alte Wendenburg abreißen und ein neues Schloß aufführen. Er weilte als eifriger Jäger gern in Köpenick — mit ihm sicher auch seine „schöne Gießerin", Anna Sydow —, und er starb hier unmittelbar nach einer großen Jagd am 3. Januar 1571. Dann, sechzig Jahre später, hatte Gustav Adolf im Schlosse sein Hauptquartier.

Aber schon 1677 erstand an Stelle dieses zweiten Schlosses das dritte, dessen Mauern heute noch fest und stolz emporragen, so wenig von seiner inneren Ausstattung erhalten blieb. Der Große Kurfürst hatte es für den Kurprinzen Friedrich durch einen der berühmtesten Baumeister der Zeit, Rütger von Langenfeld, erbauen lassen. Friedrich I. hat jedoch als König nur selten in Köpenick geweilt, desto häufiger aber hier und im unfernen Wusterhausen sein Sohn und Nachfolger, der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm.

Im Schlosse zu Köpenick hat dann, vom 25. zum 27. Oktober 1730, auf dessen Befehl das ewig denkwürdige Kriegsgericht getagt „über Prinz Friedrich, den gewesenen Lieutenant von Katte, die Lieutenants



Segel-Regatta auf dem Müggelsee.

Digitized by Google

Friedrichshagen am Müggelsee.

von Ingersleben und Sparr und den defertirten Lieutenant von Keith."

In seiner Schrift „Friedrich der Große als Kronprinz" gibt Reinhold Koser eine aktenmäßige Darstellung dieses Kriegsgerichts, dessen Verlauf und Ausgang den kommandierten Offizieren wahrlich zur höchsten Ehre gereicht. Völlig einig waren sie, was den Kronprinzen anbetraf. Da war keiner, der, wie einst Davids Feldhauptmann Joab, Hand hätte legen wollen „an des Königs Sohn". Das Gericht bezeichnete vielmehr den Gegenstand der Anklage als eine Staats- und Familiensache, „so hauptsächlich eines großen Königs Potestat und Zucht über seinen Sohn betrifft, und welche einzusehen und zu beurtheilen ein Kriegsgericht sich nicht erkühnen darf". Die Richter überwiesen die Entscheidung „Sr. Königl. Majestät höchsten und väterlichen Gnade", nicht ohne Hinweis auf die Reumütigkeit des Kronprinzen und seine bei den Akten befindliche „Deklaration und Abbitte". Gegen Katte erkannten sie auf lebenslängliche Festungsstrafe; Keith sollte in effigie gehängt werden; Sparr und Ingersleben erhielten längere Freiheitsstrafen.

Der König war außer sich. Er schickte die ihm vorgelegten Wahrsprüche sofort zurück und befahl über Katte ein anderes Urteil: „Recht sollen sie sprechen und nit mit dem Flederwisch darüber gehen!" Das Kriegsgericht trat darauf noch einmal zusammen und — beharrte auf seinem Spruche. Der fromme greise Generalleutnant Graf Achaz von Schulenburg aber, der ihm präsidiert hatte, vermerkte neben diesem Ausdruck der Allerhöchsten Ungnade mit seiner zittrigen Hand: „Sehet zu, was Ihr tut, denn Ihr haltet das Gericht nicht den Menschen, sondern dem Herrn." — —

Das alte Schloß hat seither noch mancherlei Schicksale gehabt. Es hat einen kleinen Hof beherbergt, den der Herzogin Henriette Marie aus der Schwedter Nebenlinie der Hohenzollern; es ist an den Grafen Schmettau verkauft worden, der am Unglückstage von Auerstedt fiel; die Krone kaufte es dann zurück, und 1830 fiel ihm die wenig rühmliche Rolle zu, die armen jungen Leutchen, die die berühmten Demagogenfänger Tzschoppe und Kamptz für des Hochverrats verdächtig hielten, zu beherbergen. Heute ist es ein Schullehrerseminar, und im schönen alten Park an der Spree klingen wieder fröhliche Jugendlieder zu Füßen der bemoosten Sandsteingruppen.

Von der alten Pracht ist wenig zu sehen,

Privatdampfer auf der Wendischen Spree.

Digitized by Google

weniger noch, als einst Fontane in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" verzeichnete. Dem lieben sparsamen Fiskus ist es so ziemlich gelungen, dem Innern das Ansehen einer Kaserne zu geben, und die kümmerlichen Restaurationsversuche an einzelnen Stuckdecken sind nicht sonderlich gelungen. Aber der denkwürdigste Raum im Schloß, der sogenannte Orgelsaal, in dem das Kriegsgericht wider den Kronprinzen Friedrich stattfand — dieser Saal ist vortrefflich erhalten, und er ist's wohl wert, daß man heute noch dem Schlosse eine Viertelstunde schenkt und der wackeren Männer gedenkt, die hier „Gericht hielten nicht den Menschen, sondern dem Herrn".

zählen. „Die Müggel ist tück'sch!" heißt es bei ihnen. Aber sie lieben die mächtige Wasserfläche doch über alles, und sie ist ja auch gerade dann am herrlichsten, wenn plötzliche Böen sie aufwühlen und Welle auf Welle gegen den binsenbesäumten Strand schleudern.

Auch die Ufer der Müggel sind beliebte Ausflugsstätten der Berliner. Gern überqueren sie ihn auf den flinken weißen Dampfern, wandern am düsteren kleinen Teufelssee vorüber, durch die dunklen Föhren zum hochragenden Aussichtsturm auf den Müggelbergen. Bald wird die noch ein zweites Denkmal krönen: der Bismarckturm der Berliner Studenten.

Ruder-Regatta in Grünau.

Unter den Mauern von Köpenick fließen Spree und Dahme, die auch wendische Spree heißt, zusammen. Beide Flußläufe durchziehen, sich weiter oberhalb noch mehrfach vereinigend, eine waldreiche Niederung, aus der sich unweit Köpenick fast unvermittelt die Müggelberge erheben; wieder und wieder verbreitern sich Spree und Dahme zu weiten Seen, besäumt von grünen Wiesen und Forsten und lauschigen Dörfern.

Ich muß mich darauf beschränken, aus dem reichen Gesamtbilde nur Einzelnes herauszuheben.

Da ist zuerst der Müggelsee, einer der größten und schönsten aller märkischen Seen. Ein See, der nicht mit sich spaßen läßt. Die Berliner Segler wissen davon zu er-

Auf den Müggelbergen, am Müggelsee hatte Theodor Fontane seine „Semnonen-Vision":

„Über den Müggelsee setzt mich der Ferge.
Nun erklettr' ich die Müggelberge,
Mir zu Häupten rauschen die Kronen
Wie zu Zeiten der Semnonen,
Unsrer Urahnen, die hier im Eichwaldsschatten
Ihre Gottheitsstätten hatten.
Und die Spree hinauf, an Buchten und Seen
Seh' ich wieder ihre Lager stehn,
Wie damals beim Aufbruch. Tausende ziehn
Hin über die Dahme... Der Vollmond schien."

Das Müggelgebiet hat aber noch andere poetische Erinnerungen. Denn in Friedrichshagen, das dicht am Ausfluß der Spree aus dem See liegt, hatte sich Anfang der achtziger Jahre jene kleine litterarische Kolonie gebil-

Digitized by Google

det, die von einer neuen Blüte deutſcher Dichtkunſt träumte. Von ihren bedeutendſten Mitgliedern nenne ich: Heinrich und Julius Hart, unſeren Leſern ja wohl bekannt, und Wilhelm Bölſche, während Gerhart Hauptmann ſein Heim im nahen Erckner aufgeſchlagen hatte, aber häufiger Gaſt in Friedrichshagen war. Hier entſtanden u. a. die „Einſamen Menſchen", in deren Szenarium es ausdrücklich heißt: „Die Vorgänge geſchehen in einem Landhauſe zu Friedrichshagen . . ." Und in der Nähe ſpielen auch Gerhart Hauptmanns köſtliche Diebskomödie „Der Biberpelz" und deren Fortſetzung „Der rote Hahn". Wenn man die Spree vom Müggelſee nach Erckner hinauffährt, ſucht man unwillkürlich nach dem Winkelchen, in dem die böſe Wulffen ihr Weſen trieb und der Amtsvorſteher Wehrhan patriarchiſch zu regieren ſuchte. Und ob nicht vielleicht auch der Nickelmann in der „Verſunkenen Glocke" Müggelſee-Erinnerungen ſein Daſein verdanken ſollte? — —

Klub- und Bootshaus des Berliner Rudervereins.

Abend iſt's. Langſam kommt die Dämmerung. Die Sonne iſt ſchon herabgeſunken. Über dem See ſteigt es wie leichter Nebel. Ein Dampfer drüben und ein breiter langer Kahn, hochbeladen mit weißſchimmernden Kalkblöcken aus dem nahen Rüdersdorf, ein ſchmuckes Segelboot hüben mit ſchlohweißem Segel. Am Ufer jenſeits die dunklen Konturen der Müggelberge. Und tiefe Stille. Über dem Waſſer eine einſame Fiſchmöve — ſo liebe ich den Müggelſee —

Schön und treffend ſchildert auch Julius Hart „Die Nachtſtimmung am See":

„Der Nachtwind rauſcht und düſtre Föhren neigen.
Verworren redend, ihr verhülltes Haupt,
Ein matter Schein graut an den Erlenzweigen,
Und wirr ſtarrt Aſt und Stamm, ſchon halb entlaubt.
Tief ſeufzt es in der Sees verſchilften Kolken,
Ein Totenruf klagt an der Flut vorbei,
Und hoch aus unſichtbar verlornen Wolken
Verhallend klingt der Wildgans Herbſtgeſchrei . . ."

Aber, wenn ich ehrlich ſein ſoll, noch lieber als die Müggel hab' ich die Wendiſche Spree.

Grünau, der Hauptausflugsort an ihr, iſt mir zwar ſchon etwas zu geleckt. Die Lage iſt herrlich, aber der ganze Zuſchnitt trägt nicht mehr einen Sondercharakter.

Grünau iſt das Eldorado des Waſſerſports. Auf der breiten Waſſerfläche des Langen Sees finden die großen Regatten ſtatt, denen meiſt auch der Kaiſerliche Herr beiwohnt. Mächtige bedeckte Tribünen geben der Landſchaft eine ganz beſtimmte Feſtſignatur. Wunderhübſche Villen in zierlich gepflegten Gärten, faſt überſchmucke Bootshäuſer prägen ihr etwas Kokettes auf. Das reiche Berlin C hat ſich hier angeſiedelt, ſoweit es dem Waſſerſport huldigt; reizende kleine Privatdampfer, flinke

Der alte Hankel vor ſeiner Fiſcherhütte.

Digitized by Google

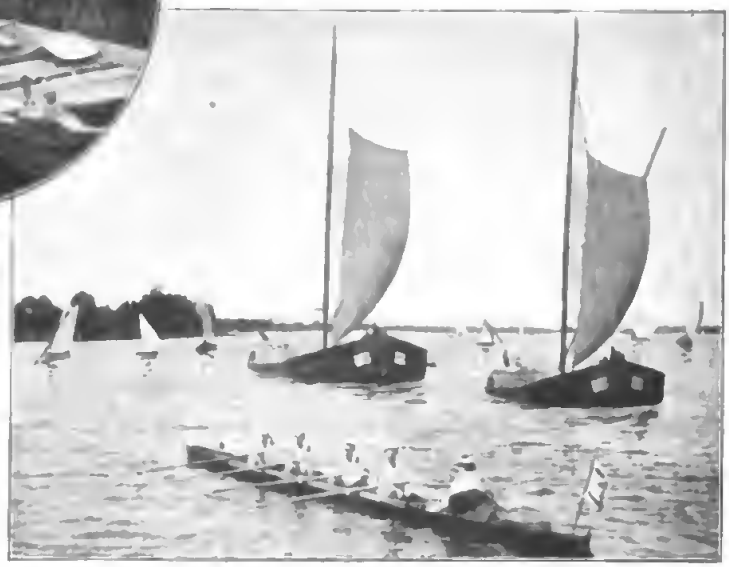
elektrische Boote, graziös bewimpelt, liegen neben den Seglern vor den Landhäusern. Alles sehr hübsch, überraschend hübsch. Doch die Eigenart der märkischen Seelandschaft ist darüber etwas verloren gegangen.

Aber man braucht nur eine kleine Strecke über Grünau hinauszufahren, dann ist man wieder mitten in der stillen, echt märkischen Landschaft, zwischen den bebuschten Ufern, den heimlichen Buchten, auf dem

weiten silberglänzenden Wasserspiegel. Keine Villen und keine Fabriken; kleine, in Obstgärten gebettete Dörfer rechts und links. Sie gehören nicht mehr Berlin O, sie gehören ganz Berlin, dem Mittelstande, der hier zwischen Wald und Wasser seine Sommerwohnung findet. Selige Ruhe ringsum; eine Hängematte zwischen den Bäumen, den Blick ins Grüne — und nur ein Feind: die Mücken! Die sind freilich grausam, spotten aller Florhüllen, des kräftigsten Tabaks und jeglicher Apothekertinktur. Aber der rechte Sommerfrischler spottet schließlich ihrer — ist er erst recht zerstochen, so hält er sich für akklimatisiert und lacht über sein marmoriertes Aussehen.

Über Schmöckwitz, das so recht lauschig zwischen nicht weniger als vier Seeflächen: dem Langen See, dem Seddin-See, der Crampe und dem Zeuthener See sich einschmiegt, geht es nach Zeuthen, Rauchsfangswerder, Niederlöhme, Neu-Mühle, und wie die Dörfer und Dörflein alle heißen, durch das Reihergebiet der Dubberow bis zur wohl kleinsten Stadt der Mark, dem reizenden Teupitz. Je weiter man vordringt, desto einsamer und schöner wird es. Wald und Wasser und Wasser und Wald; ein paar Häuser, ein Feld mit Kornblumen, ein Wiesengrund; winzige Inseln, an denen leise die Wellen nagen, wie verträumt — —

Ich habe dort draußen für den Vorsommer und den Herbst, wenn die Extradampfer noch nicht oder nicht mehr die unzähligen Berliner Vereine bringen, meinen besonderen Lieblingsort: Hanckels Ablage heißt er, liegt am Zeuthener See, mitten im Grünen, zwischen dem Wasser und der sandigen Kiefernforst, und seine Kenntnis ver-



Spreekähne vor Hanckels-Ablage.

danke ich wieder meinem alten Theodor Fontane.

Zwar das alte Gasthaus, in das er in „Irrungen und Wirrungen" Lene und Botho führte, hat einem moderneren Bau Platz machen müssen, aber der Zuschnitt ist sonst so ziemlich der gleiche geblieben. Die „Königin Isabeau" könnte sogar noch persönlich Erdbeeren pflücken gehn. Vor allem aber, die Natur hat sich nicht verändert. Noch immer gurgeln die sanften Wellen durch den Wassersteg, auf dem noch immer die Entenküken stolzieren; grün dehnen sich die Ufer, soweit der Blick reicht zu beiden Seiten des

Digitized by Google

Stromes; noch immer liegt drüben die kleine Werft, wachsen Ranunkeln und Mäuseohr und Taraxacum und Vergißmeinnicht. Und immer, so oft ich am Abend auf den Wasserspiegel sehe, über dem der Mond steht, fallen mir Lenes Worte ein, die sie sprach, als sie sich an ihren Botho schmiegte: „Sieh nur. Ein armes Menschenherz — soll ihm keine Sehnsucht kommen bei solchem Anblick?"

Und wie schön ist der Morgen dann, wenn man dicht am Wasser sitzt, der Tau noch in den Blättern blinkt, der Seespiegel sich im Frühwinde kräuselt, die Boote am Ufer sanft, wie einladend, schaukeln. So still und einsam ist es, so großstadtfern scheint es. Und doch saust, kaum zehn Minuten Wegstrecke hinter uns, die Bahn, und vor uns über den See keucht ein Dampfer mit drei mächtigen Kähnen hinterdrein. Und nach zehn Minuten schon ein zweiter Lastzug mit hochbeladenen Booten. Sie sind alle nach Berlin bestimmt. Und sie bringen dorthin nichts als Sand — Sand — Sand! Sand für die riesige Bautätigkeit der ewig wachsenden Weltstadt, tagaus — tagein, bis die Eisdecke sich über die Spree breitet. Gar nicht weit kommen sie her, aus Ziegenhals etwa oder Dolgenbrod. Denn die üppige Vegetation, die am Ufer der Seen Aug' und Herz erfreut, verdanken wir eben nur dem unmittelbaren Einfluß des Wassers. In Wirklichkeit sind wir doch auch hier mitten im märkischen Sande. Aber, Gottlob, man hat ja aufgehört, des weiland Deutschen Reichs Sandstreubüchse zu schmähen — heute weiß man, sie zeugte ein so starkes, tatkräftiges Geschlecht, wie nur irgend ein anderer deutscher Gau. Und sie hat ihre eigene Schönheit, so gut wie manch anderer — auch unsere Künstler haben das endlich erkannt: den Zauber der einsamen, vom Abendglühn durchstrahlten, harzduftenden Kieferforsten auf sanft gewellten Hängen, den Reiz der weiten blanken Wasserflächen mit ihren grünen Ufern — — —

Scheltet mir nicht auf Berlins „armselige" Umgebung! Erst lernt sie kennen! Die Havelseen vor allem, das herrliche Rheinsberg und unsere Oberspree. Daß ich doch noch einmal, zuguterletzt, meinen lieben alten Fontane zitiere:

„An einem Sommermorgen,
Da nimm den Wanderstab,
Es fallen deine Sorgen
Wie Nebel von dir ab.

Des Himmels heitre Bläue
Lacht dir ins Herz hinein
Und schließt, wie Gottes Treue,
Mit seinem Dach dich ein —

So heimisch alles klinget
Als wie im Vaterhaus,
Und über die Lerchen schwinget
Die Seele sich hinaus."

Haufels-Ablage.

Digitized by Google

Frühling. Nach der Originallithographie von Ludwig von Hofmann.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

Digitized by Google

Die Flucht des Prinzen von Preußen in den Märztagen 1848.

Von

Professor Dr. Wilhelm Oncken-Gießen.

(Abdruck verboten.)

1. Der 18. und 19. März im Schlosse zu Berlin.

Unter dem 9. März des Jahres 1848 war der Prinz von Preußen, bisher Kommandeur des Gardekorps, zum Militärgouverneur der Provinzen Rheinland und Westfalen ernannt worden, und am Montag, den 13. März, hatte er von den Regimentern des Gardekorps, die damals schon wegen beständiger Unruhen täglich alarmiert wurden, tiefbewegten Abschied genommen. Bevor er aber zu seiner neuen Dienststellung nach Köln abgehen konnte, brachen in Berlin am 18. und 19. März die Gewitterstürme los, die ihn als Flüchtling nach Hamburg und von da nach London verschlugen.

Die Geschichte dieser Flucht ist noch nicht geschrieben. Über einzelne Abschnitte derselben besitzen wir Aufzeichnungen von Augenzeugen, die, in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, bisher nicht gesammelt sind. Diese Zeugen werden im Nachstehenden zum erstenmal im Zusammenhang zu Worte kommen. Zwischen diesen Einzelstücken fehlt noch das verknüpfende Band, weil unter den vernehmbar gewordenen Zeugen sich niemand aus der eigenen Umgebung des Prinzen selbst befand. In diese Lücke treten die Erinnerungen ein, welche wir aus der Feder der letzten vor nahezu zwei Jahren heimgegangenen Zeugin jener Schreckenstage besitzen.

Am 8. Dezember 1899 meldete die „Kölnische Zeitung" den Tod der Gräfin Louise von Oriola, welche 76 Jahre alt in Berlin gestorben war. Dieser Meldung folgte ein warmer Nachruf mit einigen Notizen, die hier wiedergegeben werden. Sie war die Tochter des 1846 verstorbenen langjährigen portugiesischen Gesandten am preußischen Hofe, der später in preußische Dienste übertrat. Ihr Bruder, Graf Eduard von Oriola, der weiter unten erwähnt wird, war längere Zeit Kommandeur der Bonner Husaren und ist 1862 als Generalleutnant in Berlin gestorben. Sie selbst war neben der Gräfin Adelaide von Haacke langjährige Palastdame der verstorbenen Kaiserin Augusta und hat zu ihren zuverlässigsten und treuesten Freundinnen gehört. Nach dem Tode der Kaiserin lebte sie in stiller Zurückgezogenheit in Berlin, wo sie sich in aufopferndster Weise Werken der Wohltätigkeit widmete.

„Sie hat in ihrem Leben vielen Gutes erwiesen und viele Tränen getrocknet; so werden ihr viele ein treues Gedenken bewahren. Die regierende Kaiserin Auguste Viktoria kam sogleich, nachdem ihr die Todesnachricht gemeldet worden war, vom Neuen Palais nach Berlin herüber und legte einen Kranz an ihrem Sterbebette nieder. Der nationalliberale Reichstags-Abgeordnete Graf Waldemar Oriola und der Korvettenkapitän Graf Joachim Oriola in Wilhelmshaven sind Neffen der Verstorbenen."

Im Herbst pflegte die Gräfin Oriola alljährlich sich mehrere Wochen in Schlangenbad aufzuhalten. Dort hatte sie am 13. August 1898 die Güte, mich zu empfangen und mir aus den Märztagen 1848 und von der Flucht des Prinzen persönliche Erinnerungen mitzuteilen, denen ich stenographisch folgte. Auf Grund meines Stenogramms, das ich ihr nachher zusandte, stellte sie dann selber ein Diktat für mich

her, das mir am 19. Dezember 1898 zuging und das nunmehr meinen mit den mündlichen Erzählungen durchaus gleichlautenden Text bildet.

Ihrer eigenen Angabe zufolge, war die Gräfin Oriola am 10. März 1848 auf Wunsch der Prinzessin Augusta von Preußen als Hofdame bei deren Hof eingetreten an Stelle der Gräfin Charlotte Maltzan, die sich zu derselben Zeit mit dem Grafen Pourtalès vermählt hatte.

Gleich bei dem ersten Spaziergang, den sie mit der Prinzessin im Tiergarten machte, fiel ihr die Rücksichtslosigkeit auf, mit der die Leute „Zigarren rauchend, herausfordernd und kaum grüßend" vorübergingen.

Das Zigarrenrauchen auf offener Straße war eben noch polizeilich verboten gewesen; jetzt im März 1848 war die allgemeine straflose Übertretung dieses Polizeiverbots die erste sichtbare „Errungenschaft" des freien Bürgers geworden; ihr folgte, wie ich aus eigener Erinnerung einschalte, das Menschenrecht, sich einen Vollbart wachsen zu lassen und überall offen zur Schau zu tragen, während die Pflicht, mindestens das Kinn auszurasieren, bisher für Staatsbeamte jeder Art, Geistliche, Professoren, Lehrer ꝛc. entweder durch obrigkeitliche „Bartordnungen" ausdrücklich vorgeschrieben oder durch Brauch so allgemein eingebürgert war, daß die gesamte gebildete Klasse an ihrer freiwilligen Befolgung ihre Angehörigen erkannte. Jetzt gab es keine Rasierpflicht mehr; ein möglichst struppiger Vollbart galt für ein Zeichen von Gesinnungstüchtigkeit, ein roter oder auch rötlich blonder Vollbart aber, wie ihn Friedrich Hecker trug, als er im badischen Oberlande die „Deutsche Republik" ausrief, galt noch jahrelang für einen unverkennbaren Beweis rotdemokratischer Gesinnung und brauchte denen, die solche Gesinnung nicht hatten, nicht verboten zu werden; sie entfernten ihn von selbst. Als ich im April 1870 in Gießen in mein jetziges Lehramt trat, galt im Großherzogtum Hessen noch eine „Bartordnung", welche von allen Staatsdienern mindestens ein rasiertes Kinn erforderte. Ich war der erste Staatsdiener des Landes, der im Mai 1870 sich erlaubte, zur Vorstellungsaudienz bei S. K. Hoheit dem Großherzog Ludwig III. im Vollbart zu erscheinen. Es ist mir weder von seiten des Landesherrn selbst noch von seiten eines Adjutanten eine Bemerkung darüber gemacht worden, zum großen Erstaunen meiner älteren Herrn Kollegen, die mich sehr ernstlich auf die bisher unerbittlich befolgte Etikette hingewiesen hatten.

Am Morgen des 18. März ließ die Prinzessin ihre neue Hofdame rufen, um mit ihr auszufahren. Sie kam der Gräfin entgegen mit den Worten: „Eine große Begebenheit hat sich zugetragen, und ich fahre nach dem Schlosse, um dem Könige meine Glückwünsche darzubringen zu dem heute erscheinenden Erlasse, durch den der König die allgemein gewünschten Zugeständnisse gewährt und die Ruhe wieder hergestellt sein wird."

Der Erlaß, den die Prinzessin meinte, war das „Patent wegen beschleunigter Einberufung des Vereinigten Landtages", in welchem eine „konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder", also auch Preußens, und die sofortige Berufung einer „vorläufigen Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder" zum Zweck einer gründlichen Reform des Deutschen Bundes angekündigt ward. Dieses Patent vom 18. März war nicht bloß vom König selbst und seinen Ministern, sondern auch vom Prinzen von Preußen mitunterzeichnet, ebenso das gleichzeitig erschienene „Gesetz über die Presse", welches vom 17. März datiert war und mit den Worten begann: „§ 1: Die Zensur wird hiermit aufgehoben."

Für den Ernst der Wendung, welche mit dieser Kundgebung eintrat, ist also der Name des Prinzen von Preußen, vom ersten Schritte der Umkehr an, öffentlich und feierlich mit verpfändet worden, was entschieden Beachtung verdient, angesichts der schmählichen Verleumdungen, deren Stichblatt der Prinz schon war und deren Opfer er jetzt werden sollte.

Die Gräfin Oriola erzählt: „Der Prinz von Preußen war bereits auf dem Schlosse. Als die Prinzeß und ich dort eintrafen, herrschte auf dem Schloßplatze großer Jubel von sich immer erneuernden Volksgruppen. Jedoch verwandelten sich die Jubeltöne allmählich in Geheul. Den freundlichen Aufforderungen, sich nunmehr zurückzuziehen, wurde keine Folge gegeben.

Es wurde Militär kommandiert — ich glaube Dragoner — die mit Vorsicht das Volk von dem Schloßplatze zurückdrängen sollten. Bei dieser Gelegenheit fielen zwei Schüsse, deren Ursprung unerklärt geblieben ist."

Nach den Ermittelungen von v. Meyerinck: „Die Thätigkeit der Truppen während der Berliner Märztage d. J. 1848" (Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1891) war der eine Schuß aus dem Gewehr des Unteroffiziers Hettgen, der andere aus dem Grenadiers Kühn der ersten Kompagnie (Hauptmann Graf v. Blumenthal) des Kaiser Franz Grenadier-Regiments gefallen. Der Unteroffizier Hettgen hat im Verhör angegeben, ein Mann hätte mit einem Stock auf das Piston geschlagen; Grenadier Kühn, er hätte, obwohl ohne Befehl, das Gewehr zur Attacke rechts genommen, dabei habe sich dasselbe von selbst entladen.

„Merkwürdigerweise wurden zu derselben Zeit, an ganz anderen Punkten der Stadt, zwei Schildwachen ermordet. Ich sah von den Fenstern des Schlosses aus, wie bei der Kurfürstenbrücke ein großer Wagen, der mit Brettern beladen war, ankam und umgestürzt wurde. Der Anfang zum Barrikadenbau war gemacht, und ein Redner stellte sich auf die aufgeworfenen Bretter. Während des Barrikadenkampfes, der bald darauf begann, sah ich meinen Bruder, der als Offizier mit dem Federhut, als Überbringer eines Befehles vom Könige, durch die Volksmenge hindurchritt. Viele ballten die Fäuste gegen ihn und suchten ihn vom Pferde herunterzureißen. Aber die Ruhe seiner Haltung schien dem Volke zu imponieren. Die Barrikaden mehrten sich, verschiedene Truppenteile marschierten gegen sie und eroberten die meisten.

Einladungen zu einem Diner bei den Majestäten waren schon früher ergangen. Die prinzlichen Herrschaften und ich blieben sogleich im Schloß. Die Königin war leidend, es fand daher Familientafel statt und Marschalltafel. Bei dieser hatte ich meinen Platz neben dem Fürsten Lichnowsky, dessen vorlautes Sprechen und dessen rücksichtslose Bemerkungen über die Anwesenden mir als unpassend auffielen.

Eine große Zahl der beim Straßenkampf gefangen Genommenen wurden nach dem Schlosse gebracht und in den Kellerräumen eingesperrt. Nach der Tafel setzten sich die Prinzessinnen Augusta und Karl in dem Saal gegenüber der Breitenstraße an das Fenster. Da geschah es, daß von dort her eine Kugel durch eine Scheibe eindrang, die man später hinter einem Bilde in der gegenüberliegenden Wand wiederfand. Inzwischen lauteten die Meldungen über den Sieg der Truppen so günstig, daß man des Erfolges sicher zu sein glaubte. Und der Prinz und die Prinzessin von Preußen beschlossen, zu Fuß in ihr Palais zurückzukehren. Selbstverständlich schloß ich mich ihnen an, während mein Bruder und ein Herr v. Vincke sie begleiten durften.

Da ich am folgenden Tag nicht den Dienst hatte, so bat ich noch am Abend die Prinzessin um die Gnade, sie gleichwohl wieder nach dem Schlosse begleiten zu dürfen. Als ich aber am Morgen (19. März) ins Palais hinüberging, erfuhr ich, daß die Herrschaften sich bereits nach dem Schlosse begeben hatten unter Begleitung der Gräfin Hacke. Mein Bruder, der kam, um mich zu besuchen, wollte mich nun in das Schloß bringen, als er aber am Opernplatz eine Droschke anrief, antwortete der Kutscher derselben: „Man fährt nicht mehr nach dem Schlosse." Was konnte vorgefallen sein? Mein Bruder und ich eilten dorthin. Wieder war Getümmel auf dem Schloßplatz. Ein Anschlagzettel mit großen Lettern war aufgezogen. Darauf stand: „Ein Mißverständnis! Der König will das Beste!"

Als ich glücklich zu meiner Gebieterin gelangt war, zeigte sich bald der Umschlag der Lage, die uns gestern abend noch so beruhigend erschienen war. Deputation auf Deputation drängte sich zum Könige aus der Bürgerschaft und aus der Geistlichkeit. Jeder konnte sich eindrängen. So war ich gegenwärtig bei einer, der der König antwortete, wobei er sich namentlich an einen wendete und sagte: „Was? Sie sind auch einer von denjenigen, Schauß?" Worauf dieser in Ohnmacht fiel.

Der 19. März war ein Sonntag. Sehr ergreifend war es, als im Kabinett der kranken Königin, während all dieser Ereignisse, vom Hofprediger Strauß ein Gottesdienst abgehalten ward, nach welchem

der König und die Königin sich in die Arme fielen.

Inzwischen hatte sich die Nachricht vom Rückzug der Truppen verbreitet, welche allgemeinen Schrecken erregte. Nachdem sie fast auf allen Punkten gesiegt hatten, war diese Maßregel ganz unfaßbar. Es steht noch klar vor mir, wie der König in ein Zimmer heraustrat, in dem ich mich gerade befand und laut aussprach: „Diesen Befehl habe ich nicht gegeben. Der Befehl, den ich gegeben, war, daß die Truppen von den Barrikaden und Plätzen, die sich ergeben hatten, zurückziehen sollten, nicht anders".*) Der König sprach dies gegen den Minister von Bodelschwingh (nicht der spätere Finanzminister), der für liberal galt. Die Folgen dieses unglücklichen Befehls, zu dem sich niemand bekennen wollte und zu dem sich, so viel ich weiß, bis zur heutigen Stunde niemand bekennen will — waren unermeßlich.

Sofort traten die Barrikadenkämpfer als Sieger auf, verlangten die Freilassung der im Schlosse festgehaltenen Gefangenen des vorigen Tages und die Entfernung des Militärs, dagegen Austeilung von Waffen an das Volk. Mir wurde erzählt, daß der Prinz von Preußen bei diesen Mitteilungen in tiefer Erregung seinen Degen auf den Tisch geworfen habe mit ähnlichen Worten als: „Da könne man nicht mehr mit Ehren dienen." Es folgte der Zug mit den Leichen der gebliebenen Aufrührer, die auf großen Möbelwagen ausgebreitet waren, ihre Wunden bloßgelegt und mit Blumen umkränzt. So hielt der Zug vor dem Schloß und rief den König auf den Balkon. Dieser trat hinaus, ihm zur Seite die Königin. „Helm ab!" brüllte die Menge, und der König entblößte sein Haupt. Er versuchte zu sprechen, doch weiß ich nicht, was er sagte. Man fühlte sich erleichtert, als der König und die Königin zurücktraten in den Saal.

Nach der Tafel, die nicht zu vermeiden war, hatte der König sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen. Von neuem erhoben sich tumultuarische Stimmen. Von neuem drängten sich Wagen mit Leichen herbei, nur daß diesmal die Durchfahrt durch das Schloß verlangt ward. Verteidiger waren außer einer Kompagnie Schloßwache nicht mehr da!*) Die Menge forderte die Auslieferung des Prinzen von Preußen, des Bluthundes, der auf das Volk habe schießen lassen wollen. Die anderen Brüder des Königs hatten sich mit ihren Familien bereits nach Potsdam begeben. So waren dorthin auch schon die Kinder des Prinzen von Preußen mit dem Erziehungspersonal abgefahren.

Der Prinz und die Prinzessin waren noch im Vorzimmer des Königs mit einer Anzahl Getreuer, zu welchen auch die Prinzen Adalbert und Woldemar gehörten, die Söhne des Prinzen Wilhelm Onkel, wartend der Dinge, die da kommen würden. Gedanken an die französische Revolution und Volksinvasionen in Versailles und die Tuilerien mochten wohl einem jeden nahe liegen. Da wurde der Prinz von Preußen zum Könige gerufen. Eine schwüle Stille herrschte unter uns. Als der Prinz zurückkam, wendete er sich sogleich an die Prinzessin: „Der König wünsche, daß sie das Schloß verließen." Zum Schutze des Königs konnte der Prinz nicht beitragen, da sich der Volkshaß unter den obwaltenden Umständen besonders gegen ihn gerichtet hatte und durch seine Anwesenheit die Lage des Königs nur erschweren konnte, anstatt ihm nützlich zu sein."

In diesen Worten der Erzählerin spiegelt sich die Erwägung, die den Prinzen zum Verlassen zunächst des Schlosses und sofort auch Berlins bestimmt hat. Über das aber, was ihm im Kabinett des Königs selbst hierüber gesagt worden ist, hat er später, nach seiner Rückkehr aus England, auf Schloß Babelsberg dem General Leopold von Gerlach mitgeteilt, drei

*) Über diesen Befehl, für dessen eigentlichen Sinn und Wortlaut das Zeugnis der Gräfin als Ohrenzeugin von Bedeutung ist, s. Wilhelm Busch: Die Berliner Märztage von 1848. München und Leipzig 1899. Hermann Oncken: Die Genesis der preußischen Revolution von 1848 (Forschungen zur Brandenb. u. Preuß. Geschichte XII. 1900). Felix Rachfahl: Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution. Halle 1900, S. 186 ff.

*) An dieser Stelle setzt das Manuskript von den Erinnerungen der Gräfin ein, das Th. v. Petersdorff in seinem Buch: König Friedrich Wilhelm IV. Stuttgart 1900. S. 245—253 abdruckt.

Digitized by Google

Personen hätten auf ihn eingewirkt, Berlin zu verlassen und zwar unter Berufung darauf, daß eine Bürgerdeputation unterwegs wäre, um vom Könige die Entfernung des Prinzen zu verlangen. Diese drei Personen waren die beiden Minister Graf Arnim, Graf Stolberg-Wernigerode und der Hofmarschall v. Massow. Was war eigentlich an diesem Gerede? Hierüber fragte sie der Prinz nach seiner Rückkehr. Da erwiderte ihm Arnim, eigene Nachrichten habe er gar nicht gehabt, sondern nur auf andere gehört! Massow bezog sich auf Stolberg und Stolberg auf Reden, die er auf dem Schloßhof gehört. „Anfangs hatte der Prinz sich widersetzt und erklärt, er würde bei dem König bleiben, bis Stolberg ihm gesagt, die Sicherheit des Königs erfordere seine Abreise." Auch ein Zug zur Zeichnung dieses seltenen Charakters. So lange es sich bloß um ihn selber handelte, widersprach er, als aber seine Pflicht gegenüber dem König ins Spiel kam, da kannte er keinen Widerspruch mehr. Um den König zu retten, gab er sich selber allen Gefahren preis, die einen von der Volkswut Geächteten nur verfolgen konnten. Diese sehr wertvollen Mitteilungen danken wir den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold v. Gerlachs" I (1891) S. 145.

„Durch eine Seitentreppe," sagt die Gräfin Oriola, „verließen wir das Schloß."

Auch an dieser Seite des Schlosses wimmelte es von Menschen. Der Prinz lief Gefahr, erkannt zu werden. Da fuhr zum Glück die leere Equipage des Grafen Nostitz vorüber, des einstigen Adjutanten Blüchers. Der brave Kutscher erkannte die prinzlichen Herrschaften, die im Gedränge sich nach einem Wagen umsahen, erkannte die Gefährlichkeit der Lage und ersuchte die Bedrohten, in seinen Wagen zu steigen. Der Prinz, die Prinzessin, die Gräfinnen Haacke und Oriola stiegen ein. Vincke*) nahm als dritter auf dem Bediententritt Platz.

Der Kutscher lenkte aus dem Menschengewühl hinaus und fuhr die Linden hinunter nach dem Brandenburger Thor ohne irgend eine Störung. „Die Straße," bezeugt die Gräfin Oriola, „war leer und still." Auf der Fahrt fragte der Prinz: „Wohin?" Die Gräfin Haacke antwortete: „Zum Geheimrat Schleinitz. Er wohnt draußen vor dem Potsdamer Thor, in abgelegener ruhiger Gegend und auf ihn und seine Frau können sich Königliche Hoheit unbedingt verlassen." Hiernach erhielt der Kutscher den Befehl, nach dem Karlsbad zu fahren.

2. Vom Karlsbade nach der Citadelle von Spandau und nach der Pfaueninsel. 19.—21. März.

Das zuletzt Erzählte wie das, was sogleich folgen wird, entnehmen wir einem Aufsatz, den Alexandra von Schleinitz, die Tochter des eben genannten Geheimrats v. Schleinitz, unter der Überschrift: „Aus den Berliner Märztagen des Jahres 1848. Ein Stückchen Weltgeschichte in subjektiver Spiegelung*)" in der „Neuen freien Presse" vom 19. März 1898 veröffentlicht hat. Die hochbetagte Dame erzählt darin mit dem Datum: „Meran, im März 1898: Mein Vater, Freiherr Julius v. Schleinitz (gestorben 1865 als Regierungspräsident in Trier), damals Geheimer Regierungsrat im Ministerium des Innern, bewohnte mit seiner Familie den ersten Stock des Hauses Nr. 2 im ‚Karlsbad', einer dicht vor dem Potsdamer Thor gelegenen Straße, die zu jener Zeit noch einen recht ländlichen Charakter trug. Von unserem Balkon aus sah man jenseits der Straße große eingezäunte, mit Obstbäumen besetzte Wiesen liegen. — Am Nachmittag des 19. März, als schon die erste leise Dämmerung sich bemerkbar machte, befanden wir Kinder nebst einem jungen Vetter uns mit unseren Eltern im Wohnzimmer. Ich hatte damals das sechste Jahr noch nicht vollendet, doch was jetzt geschah, hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Es öffnete sich die Tür, und im Zimmer erschien in kohl-

*) Karl Freiherr v. Vincke, gewöhnlich nach seinem Gute Olbendorf „Vincke-Olbendorf" genannt, ein Vetter des berühmten Redners Georg v. Vincke, bekannt als Gefährte Moltkes während dessen Aufenthaltes in der Türkei und als intimer Jugendfreund Kaiser Wilhelms des Großen.

*) Das ist der Aufsatz, von dem Petersdorff „Friedrich Wilhelm IV." S. 249, Anm. 3 sagt: „Dieser ist mir nicht bekannt. Es handelt sich möglicherweise um einen handschriftlichen Bericht." Auch die im folgenden benutzten Aufsätze sind ihm offenbar unbekannt geblieben.

schwarzem Anzug mit todbleichem, verstörtem Antlitz, ganz anders anzusehen als sonst, fremdartig, feierlich gleich einer Unerhörtes verheißenden Erscheinung, die meiner Mutter sehr befreundete, sie fast täglich besuchende Gräfin Adele Haacke. (Sie starb um 1890 als Palastdame der Kaiserin Augusta, in deren persönlichem Dienst sie mehr als 60 Jahre gestanden hat. Am 7. Juni 1829, dem Tage der Vermählung der jungen weimarischen Prinzessin, der Enkelin Karl Augusts, mit Prinz Wilhelm von Preußen, ward sie dieser als Hofdame beigegeben.) Noch sehe ich die Gräfin Haacke, wie sie damals in unserem Zimmer stand, noch tönen in meinem Ohr die Worte: ‚Entfernt Eure Leute, entfernt die Kinder; unten sind Prinz und Prinzessin von Preußen und suchen Zuflucht bei Euch!' Unser Diener, namens Köhler, war ohnedies abwesend. — Mein Vater stürzte hinunter, öffnete den Schlag des vor dem Gartentor haltenden Wagens, der, nachdem ihm seine hohen Insassen entstiegen waren, sofort wieder davon rollte — und von ihm geleitet, von meiner Mutter empfangen, betraten Prinz und Prinzessin von Preußen unsere Wohnräume. Darüber, wie sich jetzt hier der prinzlichen Herrschaften Aufenthalt gestaltete, der mehrere Stunden währte, kann ich nicht aus eigener Anschauung berichten, doch ist mir alles hier Geschilderte von meinen Eltern überliefert worden.

Das Gesicht mit den Händen verhüllend, sank die Prinzessin in vollständiger Erschöpfung auf dem Sofa nieder. Der Prinz maß mit energischen Schritten das Zimmer, in stummer Erregung unaufhörlich auf- und niedergehend. Niemand fühlte sich bewogen, die bange Stille des schwer lastenden, bedeutungsvollen Momentes zu brechen. Es war ein langes, gedankenvolles, bewegtes Schweigen. Endlich brach der Prinz in die Worte aus: ‚Alles, alles wollte ich verzeihen, alles was man mir persönlich angethan, aber daß sie die arme, todkranke Königin gewaltsam genötigt haben, aufzustehen und auf den Balkon hinauszutreten, daß sie die mit Ohnmacht Ringende gezwungen haben, es mit anzusehen, wie man die im Straßenkampf gefallenen Insurgenten am Schloß vorbeigetragen, und sich vor den Leichen zu verneigen, das ist zu grausam, zu empörend, das werde ich nie vergeben und vergessen können! Das ist zu viel!'

Nun hörten auch meine Eltern von den erlauchten Gästen, wie es gekommen, daß sie hierher geflüchtet. Die Prinzessin hatte, wie sie erzählte, seit frühem Morgen nichts zu sich genommen, und bat meine Mutter, ihr etwas zu essen zu geben. Orangen und Theekuchen waren der vor Hunger und Gemütsbewegung aufs äußerste erschöpften hohen Frau eine willkommene Labung. Etwas anderes wäre auch kaum vorhanden gewesen. In jenen erregten Tagen, wo alles drunter und drüber ging, die Geschäfte still standen, fehlte es an Interesse und Gelegenheit, für Vorräte zu sorgen.

Nun wurde beraten, was zunächst zu tun sein würde, und das Ergebnis war, daß der Prinz beschloß, mit seiner Gemahlin noch am selben Abend nach dem kaum einige Stunden entfernten festen Spandau zu fahren. Es galt, einen sicheren Wagen herbeizuschaffen, ihn unter dem Schutze der Nacht ungesehen zu besteigen und auf diese Weise heimlich aus Berlin zu entkommen. Um den Prinzen unkenntlicher zu machen, erzählt Fräulein v. Schleinitz, erschien es nötig, ihn seiner Uniform zu entledigen und mit Zivilkleidern auszustatten. Die Kleider des Regierungsrates aber paßten ihm nicht, sie waren ihm viel zu kurz und zu eng. Da erinnerte sich die Frau v. Schleinitz der Zivilkleider, welche ihr verstorbener Stiefvater, der Generalleutnant Rühle von Lilienstern hinterlassen, und die sie in Verwahrung hatte; diese paßten dem Prinzen, ehe er aber, um sich umzukleiden, das Wohnzimmer verließ, hatte er den Degen aus der Rocköffnung gezogen. Er hob den Degen empor und sprach in ernster Ergriffenheit über dem in Kreuzesform gebildeten Griff ein stummes Gebet. Dann übergab er die Waffe der Frau v. Schleinitz mit den Worten: ‚Frau v. Schleinitz, in Ihre Hände lege ich meinen Degen, ein Geschenk meines Schwagers, des Kaisers Nikolaus. Ich bitte Sie darum, diese Waffe, die ich mit Ehren getragen, von der ich mich bisher noch nie getrennt habe, die ich jetzt in so schmerzlicher Stunde von mir tue — heben Sie sie mir

gut auf! Von Ihnen fordere ich einst — ich hoffe zu Gott, in besserer Zeit — dies mir so teure Kleinod zurück.'*)

Der Gräfin Haacke erteilte die Prinzessin den Auftrag, ihre Schmucksachen aus dem Palais in Berlin nach Weimar zu bringen, außerdem den Legationsrat Herrn v. Schleinitz, der in der Stadt wohnte, den jüngeren Bruder des Regierungsrats — den späteren Minister, der 1885 starb — von allem Geschehenen zu unterrichten und zu veranlassen, am folgenden Tage insgeheim selber nach Spandau zu kommen zu einer Beratung mit dem Prinzen und um so eine geheime Verbindung mit dem Könige herzustellen. Auch die erste Kammerfrau der Prinzessin, Fräulein v. Reindorf, sollte er mitbringen, versehen mit einigen unentbehrlichen Toilettesachen, denn, sagt Gräfin Oriola, ‚wir hatten nichts mit uns als das Kleid, mit dem wir früh morgens das Palais verlassen hatten.' An mich wendete sich die Prinzessin mit der Aufforderung, zu meiner Mutter zurückzukehren, welche in Berlin lebte und von der ich mich erst vor so wenigen Tagen getrennt hatte. Das schlug ich aber mit aller Entschiedenheit aus, indem ich es für meine Pflicht erkannte, jetzt bei der Prinzessin zu bleiben. ‚Wenn Königliche Hoheit mich nicht in den Wagen mit hinein nehmen wollen, so werde ich schon draußen einen Platz zu finden wissen.' Damit war die Sache abgemacht. Der Prinz, die Prinzessin und ich als dritte stiegen in den neu herangerufenen Wagen. Ich sah nun, daß die Prinzeß ein Armband von ihrem Arm streifte und es als Erinnerung an diesen Augenblick auf den Arm der Frau v. Schleinitz gleiten ließ.

Auf den Kutscherbock des Wagens schwang sich der Regierungsrat v. Schleinitz, um als Kammerdiener die Herrschaften nach Spandau zu begleiten. In richtiger Vorahnung schärfte er beim Abschied seiner Gattin ein, die Kinder angekleidet zu Bette zu bringen, um im Notfall augenblicklich mit ihnen flüchten zu können. Sie befolgte diesen Rat, schloß sich ein, blieb aber auf und vernahm plötzlich Männerschritte und heftiges Rütteln an der Thürklinke. Sie öffnete, und vor der Tür stand der Hauseigentümer, Herr Möllinger, ein Mann, der als roter Demokrat bekannt war und sie alsbald mit den Worten anschrie: ‚Wo haben Sie den Prinzen? Er ist hier versteckt. Ich weiß es. Es ist unerhört, daß so etwas in meinem Hause geschieht. Schon ist es ruchbar geworden, ich bin kompromittiert, ein ruinierter Mann; mein Haus wird zerstört, angesteckt werden. Heraus mit dem Prinzen!' Frau v. Schleinitz antwortete: ‚Der Prinz ist nicht hier — wenn Sie mir nicht glauben, so überzeugen Sie sich selbst. Sie mögen überall nachsuchen.' Das tat Herr Möllinger, indem er die sämtlichen Wohnräume öffnete und fluchend und schimpfend durchstöberte, auch einen großen Kleiderschrank riß er auf und wies triumphierend auf die Uniformstücke des Prinzen, die darin hingen. ‚Nun habe ich den Beweis, daß der Prinz doch hier war. Wo ist er jetzt?' Schnell gefaßt antwortete Frau v. Schleinitz: ‚Sie wissen ja, daß mein Vater General war, daß er Generalsuniform getragen hat und daß ich kürzlich in den Besitz seines Nachlasses gekommen bin.' Das beschwichtigte den Herrn für diesmal, aber am nächsten Morgen kam er wieder und behauptete, der Prinz sei doch hier gewesen. Der Lärm der heftigen Szene, die er nun der Frau v. Schleinitz machte, zog die Nachbarn herbei, eine ganze Volksversammlung wildfremder Menschen drang in die Wohnung nach, die die Herausgabe des Prinzen verlangte und durch immer neuen Zuzug zu lebensgefährlichen Massen anschwoll. Das dauerte bis zum Abend. Standhaft verweigerte Frau v. Schleinitz jede Auskunft und brachte die Kinder wiederum angekleidet zu Bett. Der Morgen graute schon, als Herr v. Schleinitz plötzlich in das Schlafzimmer trat und rief: ‚Unten steht der Wagen, ihr seid hier nicht mehr sicher, wir müssen fort! Nur rasch! Rasch!' Die Kinder wurden aus den Betten gerissen; die Mutter hüllte sich in einen großen Mantel, unter dem sie den Degen des Prinzen verbarg; in Hast warf der Vater Schmucksachen und andere Wertgegenstände in eine kleine Reisetasche und, leise über die Treppe hinunterschleichend, eilten Eltern und Kinder durch den

*) Von der Umkleidung des Prinzen, bemerkt die Gräfin Oriola, sei ihr nichts mehr erinnerlich.

Garten nach einer kleinen Pforte, zu der der Vater den Schlüssel besaß. Da stand der Wagen, der die Familie nach Potsdam in Sicherheit brachte. Über dem Hause Nr. 2 im Karlsbad aber wehte seit dem Morgen des 21. März eine — rote Fahne, die erste in Berlin. Herr Möllinger hatte sie aufgezogen, um sein geächtetes Haus gegen Schleifung und Brandlegung zu schützen.

Inzwischen war der Wagen, der die prinzlichen Herrschaften fuhr, in tiefer Nacht vor Spandau angekommen. Nach der Erzählung der Gräfin Oriola ließ der Prinz vor einem kleinen Gasthause halten, um erst selber nach der Zitadelle hinauszufahren und dann die Damen mit dem Wagen nachkommen zu lassen. Die Prinzessin stieg mit ihrer Hofdame in dem Wirtshause ab und ruhte dort von der Reise ein paar Stunden aus, bis der Wagen von der Zitadelle zurückkam. Während dieses Aufenthaltes machte Herr v. Schleinitz den Kammerdiener und erhielt für seine Dienste als Andenken die Rechnung, deren bescheidene Ziffern der Prinzessin großen Spaß machten, und das zierliche Portemonnaie, aus dem sie ihre Schuld bezahlte. ‚Rechnung und Portemonnaie,' sagt Fräulein v. Schleinitz, ‚von der Prinzessin meinem Vater geschenkt, sind noch in unserem Besitz.'

Der Gräfin Oriola ist von diesem nächtlichen Aufenthalt nichts in Erinnerung geblieben als der „wundervolle Sonnenaufgang" während der Fahrt nach der Zitadelle, woraus hervorgeht, daß der Aufbruch dahin noch in den letzten Nachtstunden stattgefunden haben muß. Der Regierungsrat v. Schleinitz hat diese Fahrt nicht mehr mitgemacht. Auf ausdrücklichen Befehl des Prinzen hatte er sich bei der Prinzessin verabschiedet, um der Überbringer einer wichtigen Botschaft an den König zu sein. In Berlin angelangt, hatte er für seine Pflicht gehalten, nicht etwa zuerst nach seiner Familie zu sehen, sondern vor allem anderen aufs Schloß zu gehen und sich beim König melden zu lassen. Aber das erwies sich als ganz unmöglich. Das Schloß war mit seinen Eingängen durch eine dichte Hecke von Janhagel, die inneren Räume durch die Bürgergarde so gründlich abgesperrt, daß, wie auch Otto v. Bismarck an eben diesem 20. März erfuhr, an kein Durchdringen zum König zu denken war. Nachdem dem Regierungsrat v. Schleinitz bei seinen Versuchen, sich den Eintritt dennoch zu erzwingen, die Rockschöße vom Leibe gerissen worden waren, beschloß er notgedrungen, seine Botschaft mittelbar an den König gelangen zu lassen, indem er sich an seinen jüngeren Bruder Alexander, den späteren Grafen Schleinitz, wendete. Dieser, der im Jahre 1848 zum ersten mal und später noch zwei mal zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten berufen ward und 1885 als Hausminister starb, verfügte sich noch im Laufe des 20. März nach Spandau und blieb fürs erste im Gefolge des Prinzen.

Inzwischen war die Prinzessin mit der Gräfin Oriola am frühen Morgen des 20. März vor der Citadelle angekommen.

‚Vor der Zitadelle,' erzählt die letztere, ‚empfing uns natürlich der Prinz und die Offiziere.

Der eine war der nachmals berühmte Feldmarschall v. Steinmetz und ein Stabsoffizier Düring, und wir wurden, so gut es möglich war, verpflegt mit militärischer Gastfreundschaft.'

Hier auf der Zitadelle verblieben die Herrschaften den ganzen Tag des 20. März, und erst in der Nacht zum 21. wurde die weitere Flucht nach der Pfaueninsel angetreten. Indem ich dies auf Grund der Erzählung der Gräfin Oriola feststelle, widerlege ich den gröbsten der mancherlei Irrtümer, welche sich in dem Aufsatz von Fräulein Alexandra v. Schleinitz finden und die sich daraus erklären, daß sie, damals ein sechsjähriges Kind, nur nach Mitteilungen ihrer Eltern und selbst erst in sehr hohem Alter schrieb. Sie glaubte nämlich, das prinzliche Paar habe sich gar nicht auf der Zitadelle, sondern bloß in dem oben erwähnten Wirtshause aufgehalten; und warum nicht in der Zitadelle? Weil ‚der Kommandant dem Prinzen die Aufnahme verweigert habe unter der Begründung, er sehe sich außer stande, die Garantie für Leben und Sicherheit des Prinzen zu übernehmen, die Festung und ihre Besatzung sei nicht stark genug, um allen möglicherweise drohenden Eventualitäten Trotz zu bieten!' Wir haben eben gesehen, der Offizier, der mit dem Obersten

Aus Ostfriesland. Nach dem Aquarellgemälde von Prof. Ludwig Dettmann-Königsberg.
(Münchener Jahres-Ausstellung, Glaspalast, 1902.)

Digitized by Google

v. Röder die Prinzessin begrüßte, hieß Steinmetz und war damals Major und Bataillonskommandeur neben einem anderen Bataillonskommandeur in Spandau, der Vogel v. Falckenstein hieß — diese Namen sagen genug, um die mehr als seltsame Mitteilung, der unsere Quelle folgt, als ganz unmöglich zu entlarven.

‚Unvergeßlich,' sagt die Gräfin Oriola weiter, ‚ist mir der Augenblick, als die aus Berlin ausgewiesenen Truppen in Auflösung und ohne Waffen eintrafen, und der Prinz seine Garderegimenter also ankommen sah, von dem Hauptzimmer der Zitadelle aus, von wo er sich den Soldaten nicht zeigen durfte. Er zog sich vom Fenster zurück, und Thränen rannen über sein Antlitz.' Weiter erzählt sie:

‚Im Laufe des Tages trafen der Legationsrat Freiherr v. Schleinitz zu ernsten Beratungen mit dem Prinzen und Fräulein v. Neindorf mit den gewünschten Toilettegegenständen aus Berlin ein, sowie die Nachrichten, daß das Schloß und die Majestäten in demselben dem Schutze der Bürgergarde anvertraut wären und man nur mit einer Einlaßkarte mit dem Stadtwappen Berlins Zutritt erhalten könne: das Palais des Prinzen sei nur dadurch vor Plünderung und Zerstörung gerettet worden, daß die Studentenschaft in großen Lettern die Aufschrift darauf gesetzt hätte: „National-Eigentum".*)

Unterdessen hatte sich unter den Aufrührern die Nachricht verbreitet, daß der Prinz von Preußen in Spandau seine Zuflucht gefunden, und dies hatte genügt, eine Volksversammlung dahin anzuordnen mit dem Volksredner Jung an der Spitze, um die Auslieferung des Prinzen zu fordern. Was nun thun?

Zur Beruhigung der Gemüter, sowie zur Sicherheit der Lage des Königs war jede neue Aufregung zu vermeiden.

Der Prinz mußte also auf eine Zeit lang sich in das Ausland begeben. Es mußte demnächst eine Veranlassung dazu gefunden werden. Ein Auftrag des Königs mußte ihn entfernen. Der Legationsrat v. Schleinitz mußte das Nähere mit dem König vereinbaren und die nötigen Weisungen unter dem Siegel des Geheimnisses wieder mitbringen. Da des Prinzen Anwesenheit in der Zitadelle von Spandau entdeckt war, konnte er dort nicht mehr bleiben. Die nächste Nacht mußten die Herrschaften unbemerkt entkommen. Zwei Offiziere der Garnison besaßen einen Kahn, einen sogenannten „Seelenverkäufer". Dieser wurde auf den Schultern zuverlässiger Artilleristen an das der Pfaueninsel gegenüberliegende Ufer getragen; während der Leutnant v. Tietze als Kutscher verkleidet einen geschlossenen viersitzigen Wagen nach der Zitadelle fuhr, in welchem der Prinz, die Prinzessin, meine Wenigkeit und die Kammerfrau einstiegen und mit dem wir durch die Stadt Spandau hindurch bis zu dem Punkte fuhren, wo das Boot uns erwartete.

Während wir die Straßen durchkreuzten, konnten wir den Lärm der Volksversammlung vom Marktplatz her vernehmen, wo der Demokrat Jung eine Rede hielt. Unbemerkt fuhren wir vorüber und aus der Stadt. Die Landstraße lag etwas höher als das Wasser. Wir mußten deshalb die Böschung zum Landungsplatze unseres Bootes hinabsteigen.

Die Prinzessin wollte durchaus selbst Hand anlegen, um die Reisetaschen herunter zu befördern. Eine milde Nacht bei wundervollem Mondschein begünstigte uns. So war auch die sehr kurze Überfahrt leicht abgetan.

Das Haus des Hofgärtners Fintelmann lag auf der Pfaueninsel nahe dem Ufer. Einer der Offiziere, welche uns gerudert hatten, sprang ans Land, um den Hofgärtner zu rufen und ihn zu benachrichtigen. Da auf mehrmaliges Klopfen keine Antwort erfolgte, hörten wir das Klirren einer Fensterscheibe, und bald dar-

*) Der Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, damals Sekondeleutnant der Gardeartillerie, sagt in seinen Aufzeichnungen „Aus meinem Leben" (1897) S. 58, er sei am Nachmittag des 19. am Palais des Prinzen vorbeigekommen und habe auf dem Balkon desselben Arbeiter gesehen. „Es waren Studenten, die mit ungeheuren schwarzen Buchstaben an das Palais schrieben: „National-Eigentum" und dann dem Pöbel auseinandersetzten, jetzt gehöre das Palais der Nation und dürfe nicht verbrannt werden. Der Pöbel zog mit dem Bewußtsein ab, sich ums Vaterland wohl verdient gemacht zu haben." Dies hat er selbst gesehen und gehört. Was er unmittelbar vorher über die Flucht des Prinzen erzählt, hat er vom Hörensagen; daraus erklären sich die argen Irrtümer in seiner Aussage

auf erſchien ein Mann im Schlafrock, zitternd vor Angſt, was ihm, bei allen den Nachrichten, die ihm auf der ſtillen Inſel von Berlin aus zugegangen waren, nicht zu verübeln war.

Beim Anblick der hohen Gäſte, die ſeine Aufnahme begehrten, nahm er ſich wieder zuſammen, begleitete uns in ſein Gärtnerhaus und führte Prinzeß und mich in ſein gutes Zimmer, wo erſtere ſich auf dem Sofa, ich mich mit Hilfe einiger Kiſſen auf dem Fußboden lagerte, Prinzeß bemüht, mir von ihrem Sofa aus die Zahl meiner Kiſſen zu vermehren. Es entſtand eine Art Ballſpiel, wobei mir Prinzeß von ihren Kiſſen zuwarf und ich ſie wieder zurückgab, bis endlich die Ruhe des Schlafes uns beſiegte, denn dies war die dritte ſchlafloſe Nacht.

Es währte nicht lange, ſo kam als Abgeſandter aus Berlin der Legationsrat Schleinitz mit der erwarteten Ordre des Königs, durch welche der Prinz beauftragt wurde, der Königin Viktoria einen Bericht über die letzten Vorgänge in Berlin zu erſtatten und ſogleich nach London abzureiſen. Herr v. Oelrichs vom Großen Generalſtab war zur Begleitung des Prinzen ernannt und ſollte am folgenden Tage (22. März) ſich auf der Pfaueninſel einfinden und mit Höchſtdemſelben abreiſen.

Es erſchienen auch der Prinz Karl aus dem Potsdamer Schloß, ſowie die Kinder des Prinzen mit dem Militärgouverneur des Prinzen Friedrich Wilhelm, dem General v. Unruh. Nun wurde über das Nähere der Reiſe des Prinzen beratſchlagt. Prinzeß wünſchte mitzureiſen. Es wurde auch in Vorſchlag gebracht, die Kinder mitzunehmen. Der alte General v. Unruh ſprach ſich entſchieden dagegen aus, daß auf dieſe Weiſe die ganze Familie des Thronfolgers außer Landes ginge. Der Prinz gab ihm recht, und es wurde beſchloſſen, daß der Prinz allein mit dem Herrn v. Oelrichs morgen abreiſen, dagegen die Prinzeſſin mit mir in das Schloß nach Potsdam ſich begeben ſollte, wo bereits ein großer Teil der Königsfamilie ſich beiſammenfand.

Dieſer folgende Tag war der Geburtstag des Prinzen. Wie freudig iſt dieſer Tag, der 22. März, nachmals als Volksfeſt gefeiert worden! Dieſes Mal war nichts gleich einem Feſt zu ſpüren. Um wenigſtens einen minder trüben Eindruck hervorzurufen, ließ ich mir aus dem Garten einen Strauß der erſten Frühlingsblumen bringen. Die freundliche Gärtnerin borgte mir ein buntes Kleid (denn ich hatte immer noch das Hoftrauerkleid von Berlin her an), das auf volle rundliche Formen berechnet war, und in dieſer Verkleidung trat ich vor den Prinzen, ihm meinen Glückwunſch und mein Sträußchen darzubringen, das einzige, glaube ich, an dieſem Tag.

Nachmittags nahm der Prinz Abſchied in Civilkleidung mit ſeinem Begleiter in einem einfachen Mietswagen.‘

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Quellenfinden.

An Dein Herz, das starke, reiche, gute,
Rührt' ich leis mit meiner Wünschelrute,
Dass sich mir ein Strahl daraus ergösse,
Dass vielleicht mir draus ein Segen flösse.

Und nun steigt's und flutet's in mein Leben!
Immer neue Quellen darf ich heben.
Immer neue Tiefen darf ich schauen,
Reinste Güte, himmlisches Vertrauen!

Besten Menschenherzens höchste Gaben!
Immer wieder darf mein Herz sich laben,
Tief sich sättigen am klaren Strahle.
Selig, jubelnd, füll' ich meine Schale!

Frida Schanz.

Fit.

Von

Georg Egestorff.

Mit acht Originalzeichnungen von Professor Georg Koch.

(Abdruck verboten.)

Die Armee, die klassische Armee, das heißt das „Armee-Jagd-Rennen“ in Hoppegarten, ist dieses Jahr wieder in die alten Ehren der Alleinherrscherin eingesetzt worden. Da war eine Carlshorster Armee entstanden, dann eine in Hannover, eine Sächsische in Dresden, genug, es war die reine Seuche geworden.

Die „Armeen“ drohten wie Pilze aus dem Boden zu schießen.

Mir kam die Geschichte vor, wie ein altes ehrwürdiges Handelshaus, dem plötzlich überall Konkurrenz-Firmen entstehen, die gleiche Waren verkaufen, aber die doch nicht das Cachet des alten Hauses besitzen.

Seit diesem Jahre nun müssen sich die anderen bisherigen Armeen „Kaiserpreise“ nennen, und der alte Nimbus ist wieder hergestellt.

Es ist nämlich wirklich etwas wie ein Nimbus um die „Armee“, denn es galt und gilt noch für den deutschen Reitersmann als höchste Ehre, sie einmal mitgeritten oder gar gewonnen zu haben. Der Kaiser gibt den Preis, und für den deutschen Offizier bedeutet dieser klassische Preis etwas ähnliches, wie der Lorbeerzweig dem Sieger in Olympia.

Der Tag der Armee ist ein Fest für alles, was die Epauletten trägt, niemals sieht man so viele Uniformen auf dem Rennplatz. Die Garde-Kavallerie-Regimenter pflegen beinahe vollzählig zu erscheinen, und von den Provinz-Regimentern tritt an, was Beine hat, das heißt, was Urlaub kriegt (die Kommandeure setzen eine Ehre darein, ihr Offizierkorps vertreten zu sehen) und auch, was die nötige Münze dazu besitzt.

Geld kostet ja immerhin das Rennen,

Digitized by Google

auch wenn man nur zusieht. Es gibt aber auch Leute, wenigstens kannte ich 'mal einen, der brachte das, wenn auch nicht ganz ohne, so doch mit sehr wenig Geld fertig.

Von dem will ich erzählen. Er lebt noch, aber er reitet keine Rennen mehr, und deswegen sage ich lieber nicht, wie er heißt und wie er aussieht. „Lappen" hatte er nicht oder wenigstens nur in recht bescheidenem Maße. Er besaß das, was ihm sein alter Herr monatlich geben konnte. Na, und zur Garde hätte das nicht gereicht.

Er war klein, stand bei einem Husaren-Regimente, war überaus leicht und ..... wird man denken, daß ich fortfahren will, der geborene Reiter! Kein Bein! Det stimmt nich, er war sogar nach Ansicht seines ersten Reitlehrers ‚von Gott im Zorn auf einen Schinder geklemmt', aber die Passion! Die Passion war rührend. Dieser Mensch dachte und träumte von nichts anderem, als von Reiten und Pferden. Er hatte nur diese eine Leidenschaft. Das holde weibliche Geschlecht existierte für ihn nicht; er war abgesagter Feind des Alkohols in jeglicher Form, nur zu Königs Geburtstag trank er regelmäßig seine Flasche Sekt, die ebenso regelmäßig bei ihm derartig wirkte, daß ihn mildtätige Kameraden sofort nach Hause schaffen mußten.

Er kannte keinen Luxus, und ich erinnere mich, daß sein Kasernenzimmer tatsächlich nichts weiter enthielt, als ein Bett, einen Waschtisch, einen Schrank, einen Tisch, einen Stuhl, einen Stiefelknecht —

Dieses Zimmer war geradezu eine Sehenswürdigkeit in seines Nichts durchbohrendem Gefühle. Es gab darin außer der Reitinstruktion, der Felddienstordnung, dem Exerzierreglement, na und sagen wir dem Rennkalender, sowie dem täglichen Dienstzettel absolut nichts Geschriebenes oder Gedrucktes.

Der junge Offizier schlief im Wohnzimmer; denn das anstoßende kleine Schlafzimmer der Kaserne durfte nichts anderes enthalten, als Sättel, Zäumungen, Pferdegegenstände.

Der Besitzer, nennen wir ihn „Fit",

Er ritt vor dem Schwadronsdienst und hinterher . . .

Digitized by Google

denn er war tatsächlich immer Tipp-Topp-Fit, nicht ein Gramm unnützes Fleisch an dem ganzen Kerl, — hatte, wie ich schon sagte, für Luxus keinen Sinn. Ein Freund, für den er einmal ein Pferd geritten hatte, schenkte ihm als Dank ein Sportbild, aber Fit hängte es nicht auf. Ich sehe es noch neben dem Waschtisch lehnen, immer naß, denn von der Platte lief ewig das Wasser herunter, und Wasser war tatsächlich der einzigste Komfort.

„Sie interessieren sich wohl besonders für diese Gegend?"

Aber kehren wir zu Kamerad Fit selbst zurück. Reiten konnte Fit nun mal nicht, d. h. im Anfang, denn er hat's schon gelernt, und es war unglaublich, wie er sich es aneignete. Trotz seiner Kleinheit und seines geringen Gewichtes war er tatsächlich nicht zum Reiter geschaffen. Er hatte einen zu langen Oberkörper und zu kurze Beine und dann etwas sehr Böses — einen zu engen Spalt.

Aber dieser Mangel an körperlichen Vorzügen ward ausgeglichen durch seine Bärenpassion. Der Mensch ritt jedes Pferd, das er zwischen die Beine kriegte. Er ritt vor dem Schwadronsdienst und hinterher. Ja, einmal kam eine Beschwerde des Kasernen-Inspektors an das Regiment: im Reithaus würde zuviel Gas verbraucht, denn Leutnant Fit ritte immer noch abends und nachts.

Manchmal wurde er aufgezogen mit seiner Reitwut, und zum Scherz verabredeten sich einige Kameraden und boten ihm gleichzeitig am selben Tage ihre Pferde zum Reiten an, weil sie keine Zeit hätten. Er ritt sie alle.

Ganz komisch war es, wenn er das im Kasino verfocht. Er behauptete, man könnte gar nicht genug verschiedene Pferde-Individualitäten kennen lernen. Ich glaube, Fit hätte sich der Wissenschaft halber schließlich auf jeden Ackergaul gehangen.

Über der Reitwut kam er dann sehr häufig nicht zum Essen und nie abends in die Kneipe. Das hatte aber auch einen anderen Grund: Fit sparte.

Er erschien nicht zu Tisch und aß statt dessen trocken Brot und Wurst, die er sich zu Hause hielt. Es war rührend mit anzusehen; denn alles das hatte einen einzigen Zweck, sich ein Rennpferd anschaffen zu können. Einen Vollblüter, den Traum seines Lebens.

Sein Vater hatte ihm einen braven Moppel vom eigenen Gut gegeben, einen ganz tüchtigen Zugbullen, der aber bei der Attacke nur mühselig mitkam.

„Er ist zu dick!" pflegte Fit in seinen Anfängen zu sagen.

Und er ließ ihn unter Decken schwitzen, bis das arme Vieh klapperdürr geworden war und nun bei der Attacke erst recht nicht mitkam.

„Er ist übertrainiert," sagte Fit.

Aber dieser merkwürdige Bock wurde trotz allen Trainings, trotz Morgengalopp, trotz Flitzer, trotz langsamer Arbeit, bei Futterveränderung, Zulagen oder Physics,

Digitized by Google

nicht ſchneller. Und manche, die ſich über Fit, der natürlich kein guter Geſellſchafter war, da er immer zu reiten hatte, luſtig machten, fragten ihn jeden Tag mit ernſter Miene:

„Sagen Sie 'mal, Fit, iſt Charles noch immer nicht fertig?“

Die Beſtie hieß nämlich Karl, aber er nannte ſie immer Charles, des rennmäßigen Anſtriches wegen.

Das ging ein paar Jahre. Fitt ritt, wußte den ganzen Rennkalender auswendig, las im Kaſino nie etwas anderes als Sportwelt, Sporn und dergleichen, und jedes Regiments- oder lokale Rennen machte er mit. Aber er gewann nie. Charles, auf dem er mit Rennſattel und vollkommenem Renn-Adjuſtement erſchien, war ſtets zum allgemeinen Jubel ſtarkgetriebener Letzter. Die anderen Tiere, die er von guten Kameraden zu reiten bekam, pflegten Verbrecher zu ſein, auf denen die Beſitzer ihre Knochen nicht wagen wollten.

Wie oft Fit in dieſen Jahren hinflog, iſt gar nicht zu ſagen. Er war damals komiſche Figur. Kameraden meinten im Scherz: „Lügen und Fit haben kurze Beine!“ Und als er an einem Waſſergraben, der gewöhnlich in unſere lokalen Rennen einbezogen wurde, ſein zehnmaliges Sturzjubiläum gefeiert hatte, ſagte der älteſte Rittmeiſter zu ihm: „Sie intereſſieren ſich wohl beſonders für dieſe Gegend?“

Er ſteckte alles ruhig ein; er lachte immer, und nur manchmal, wenn es ihm zu toll wurde, bewegte er die Hand hin und her und erklärte: „Erſt abwarten, dann Tee trinken!“

Da war eines Tages große Aufregung in der Garniſon, es hieß, Fit hätte ein neues Pferd. Man nahm an, da man Fits Sparſamkeit und geringe Mittel kannte, er hätte den fürchterlichen Knaben Karl verſilbert; aber am ſelben Tage erſchien er beim Exerzieren auf ſeinem berühmten Schinder, der wie gewöhnlich nicht in Kondition war. Er mußte alſo doch ein anderes Pferd gekauft haben.

Nach dem Dienſt ſahen ſich alle die neue Erwerbung an, und wir entdeckten ein tief in Decken gehülltes, hochbeiniges Tier, einen richtigen Handſchuh, den man in der Box hätte umblaſen können. Alle vier Beine waren bandagiert. Und Fit erklärte ſo nebenbei — als einer fragte: „Wie ſoll denn das Tier heißen?“ — „Das iſt Iriſh Queen!“

Er vergaß nicht, ſofort hinzuzufügen:

„Vom Irokeeſe aus der Young Lady!“

Ein allgemeines „Ah!“ ertönte. Alle lachten, denn das Tier hing nur ſo in den Knien, und die Vorderbeine zitterten, daß es ein Jammer war.

Die Stute wurde im Regiment nur noch „Iriſh ſtew“ genannt. Man bekam ſie nicht viel zu Geſicht. Es ging ein Gerücht, Fit arbeite ſie nachts.

Da fand in einem kleinen mäßigen Rennplatz in unſerer Nähe ein Meeting ſtatt. Die Preiſe waren nicht hoch,

Offenbar ahnte er den heutigen amerikaniſchen Sitz bereits voraus . . .

Man ſah ſich mit Intereſſe die neue Erwerbung an.

der Union-Klub pflegte jährlich einmal eine minimale Summe zu ſpendieren. Aber natürlich erſchienen wir alle, wenn auch keiner von uns ritt, denn wir hatten keinen eigentlichen Sport in unſerm Regiment. Nachnennungen am Pfoſten waren geſtattet, und zu allſeitigem Erſtaunen kam plötzlich der gute Fit auf ſeinem zitternden ‚Iriſh ſtew' angetanzt.

Wir hatten im Rennkalender nachgeſehen, das Tier war trotz ſeines beträchtlichen Alters Maiden; niemand kannte es, und Fit hatte auch erklärt, es wäre nur Jagd gegangen.

Beim Aufgalopp zeigte die Stute einen kratzigen, nicht beſtechenden Sprung. Fit hatte ſeine kurzen Beinchen bis an die Pferdeohren vorgeſtreckt; er lag förmlich auf dem Hals, und beim Rennen ſelbſt ritt er mit

Digitized by Google

ganz kurzen Zügeln, fast in die Trensenringe greifend. Offenbar ahnte er den heutigen amerikanischen Sitz bereits voraus.

Alles wollte sich ausschütten vor Lachen, aber nach ein paar Minuten lachte kein Mensch mehr. Das klapprige Tier hatte die Bahn glatt genommen, indem es sich ruhig führen ließ, und in den letzten zweihundert Metern galoppierte es am siegesgewissen Ersten vorbei, wie es wollte, und hatte das Rennen gewonnen, ehe der Überrumpelte sein Tier wieder in Schwung bringen konnte.

Wir waren alle so paff, daß keiner wußte, was er sagen sollte. Wir gratulierten, und ich glaube, die meisten waren etwas beschämt. Fit aber sagte, als er an dem Tage mit 800 Mark, die das Rennen eingebracht hatte, nach Hause fuhr:

„Erst abwarten, dann Tee trinken!"

Nun sah man das Tier an. Man fand es plötzlich gut gemacht, und ein Artillerieoffizier aus einer benachbarten Garnison bot 1600 Mark. Als man hörte, daß Fit verkauft hatte, bekam er von allen Seiten Vorwürfe. Aber die klugen Leute zogen erstaunte Gesichter, als sie hörten, für 180 Mark hätte Fit das Biest erschachert. Man wußte ja, daß es vorn und hinten zwanzigtausendmal gebrannt war, aber die Leistung! Vielleicht hätten die Beine auch noch länger gehalten.

Von diesem Tage ab jedoch begannen viele zu ahnen, daß in dem kleinen drahtigen Kerl etwas steckte, und man sah sich mit Interesse die neue Erwerbung an, die Fit machte: einen ausrangierten Graditzer, der als Flachrennpferd keine Form gezeigt hatte und zur Zucht nicht geeignet schien.

Nun begann unausgesetzte Arbeit, und das Tier, das lange außer Training gewesen war, entwickelte sich täglich besser. Es wurde prachtvoll im Haar, die Muskeln traten heraus wie Ballen, der Heubauch war verschwunden, und als Fit eines Tages im Kasino die Mitteilung machte, er habe seinen neuen Ankauf in einem kleinen rheinischen Rennplatze genannt, wo Gewicht, günstige Proposition, vier Kilo erlaubt, Beschaffenheit der Bahn, Länge des Rennens wie geboren sei für das Tier, da gab es doch nur noch wenige, die lachten.

Fits Rittmeister hatte Mitleid mit ihm. Er fürchtete, durch die lange Reise könne der ganze kleine Gewinn, den er gehabt, wieder drauf gehen. Aber am Abend des Renntages kam ein Telegramm an unseren Adjutanten: „Im Handgalopp gewonnen."

Als Fit zurückkehrte, hatte er alle Zweifler besiegt. Und er, an dessen Reitkunst man ein wenig gezweifelt, begann unter den jungen Offizieren eine angesehene Persönlichkeit zu werden.

Aber Fit setzte sich nicht aufs hohe Pferd; er arbeitete weiter. Mit dem Graditzer gewann er eine ganze Reihe Rennen, so daß er im selben Jahr bei einem Verkaufsrennen, damals in Charlottenburg-Westend, sich noch eine Stute zulegen konnte.

Nun war seine Stellung gemacht. Man fragte ihn um Rat. Ein anderer passionierter junger Offizier trainierte mit ihm zusammen, und während man sich früher darüber aufhielt, daß er sich nicht der Kameradschaft widmete, fand man das jetzt ganz selbstverständlich, denn er hatte zuviel zu tun.

Er bekam Ritte für andere, und im zweiten Jahr schon war er 45 mal in den Sattel gestiegen, hatte 15 Rennen gewonnen und neun zweite Plätze errungen. Man wurde stolz auf ihn im Regiment. Die jungen Offiziere begannen seinen nicht vorbildlichen Sitz nachzuahmen, so daß der Kommandeur einschreiten mußte. Aber gegen Fit selbst hatte der Oberst nichts, denn der blieb genau das, was er von Anfang an gewesen war, der bedürfnislose, vernünftige Mensch, der peinlich genau rechnete, jeden Groschen umdrehte und aufs sparsamste weiter lebte, trotzdem er allmählich eine ganze Menge Geld und Ehrenpreise gewann. Ein Rennreiter, der keinen Buchmacher kannte und in Verlegenheit gewesen wäre, einer Dame zu sagen, wie man es machte, am Totalisator ein Ticket zu kaufen.

Er nahm an Wohlleben und guten Diners nach dem Rennen nicht teil; gewöhnlich ging er ganz allein, unter dem Vorwand, er müßte sofort abreisen, irgendwo in die Bahnhofsrestauration und aß ein belegtes Butterbrot, während die anderen ihr Klassemenu absolvierten, ein paar Pullen Pommery tranken und einem kleinen Jeu nicht aus dem Wege gingen.

Fit erfreute sich beim Publikum einer ungeheuren Beliebtheit. Man wußte, er war tadellos in jeder Beziehung; hätte er irgendwie von einer Schiebung etwas gehört, er

. . . und zwischen den Tribünen und dem Geläuf an diesem prachtvollen Tage eine Uniform an der anderen.

Digitized by Google

Durch die Zuſchauer ging ein allgemeiner Schrei.

weſen wäre, hätte das Publikum der Rennbahn für Fit geſammelt, ihm einen neuen Gaul zu kaufen.

Damals habe ich den jungen Offizier weinen ſehen, als ob er ſeinen beſten Freund verloren hätte.

Der Verluſt war ſchmerzlich für ihn, denn ich glaube nicht, daß er pekuniär beſonders vorteilhaft ſtand. Er lief ja auch nicht dem Gelde nach, ſondern er war hauptſächlich auf Ehrenpreiſe erpicht. So bedeutete das Eingehen eines ſeiner Pferde für ihn einen ſchweren Schlag.

Ein Rennbetrieb iſt teuer, man mag es anfangen wie man will, und Fit hatte alle Veranlaſſung, zu ſparen. Wenn er auch ſein eigener Trainer war und niemand bei den Gäulen hatte, als ſeinen Burſchen, und wenn er auch noch ſo bedürfnislos lebte, ſo koſteten doch Nennungen und Reiſen, Bahnfahrten, Stall und ſo weiter Geld, nicht wenig Geld.

Sein alter Herr, bei dem ich einmal im Quartier lag, hat mir die Verſicherung gegeben, daß Fit nie auch nur einen Taler von ihm beanſprucht hätte. Allmählich ſammelten ſich bei ihm eine große Anzahl von Rennpreiſen. Aber er behielt ſie nicht in ſeinem Zimmer, ſondern ſchickte die ſilbernen Humpen, Becher, Präſentierbretter, Zigarettenetuis, Teeſervice, Jardinieren, Sektkühler und was es alles war, ſtets nach Haus zu ſeinen Eltern. Er meinte, ſein Burſche hätte nicht Zeit zum Silberputzen, außerdem war er zu ſparſam, um ſich für die Preiſe einen Schrank oder ein Regal bauen zu laſſen. Ich glaube, er hätte ſich dieſe Verſchwendung nie verziehen.

Wir ſagten ihm einmal, er ſollte ſich doch ein paar Konſolen leiſten, um die Wände ſeines Zimmers zu ſchmücken, dann

würde ſie ſofort den Herren vom Vorſtand mitgeteilt haben.

Und dieſes Bombenvertrauen, das das Publikum in ihn hatte, war nicht zum mindeſten darin begründet, daß man wußte, er wettete nie. Das kam, als er ſchon ein paar Jahre zwiſchen den Flaggen ritt, dadurch zum Ausdruck, daß einmal ein Tier von ihm beim Tribünenſprung die Feſſel brach und auf dem Fleck erſchoſſen werden mußte. Viele Leute mochten auf die Stute, die das Rennen in der Taſche hatte, eine Menge Geld verloren haben, aber alle Welt war voll Mitleids für den jungen Offizier, und ich glaube, wenn das ſonſt möglich ge-

hätten überall Silberſtücke herabgegrüßt, aber er antwortete: „Wenn ik einen Ehrenpreis 'mal jewönne, den ſtellte ich hin, aber nur einen, das iſt die Armee!“

Das war ſein Traum und Ehrgeiz. Er ſchätzte es ein, wie Andere „Neapel ſehen und ſterben!“

Mehrmals war er ſchon in der Armee geſtartet, aber er hatte es nie auch nur auf einen Platz gebracht. Einmal hatte er ſeinen Steepler lahm angehalten, ein andermal war er gefallen, kurz, es wollte ihm nicht glücken.

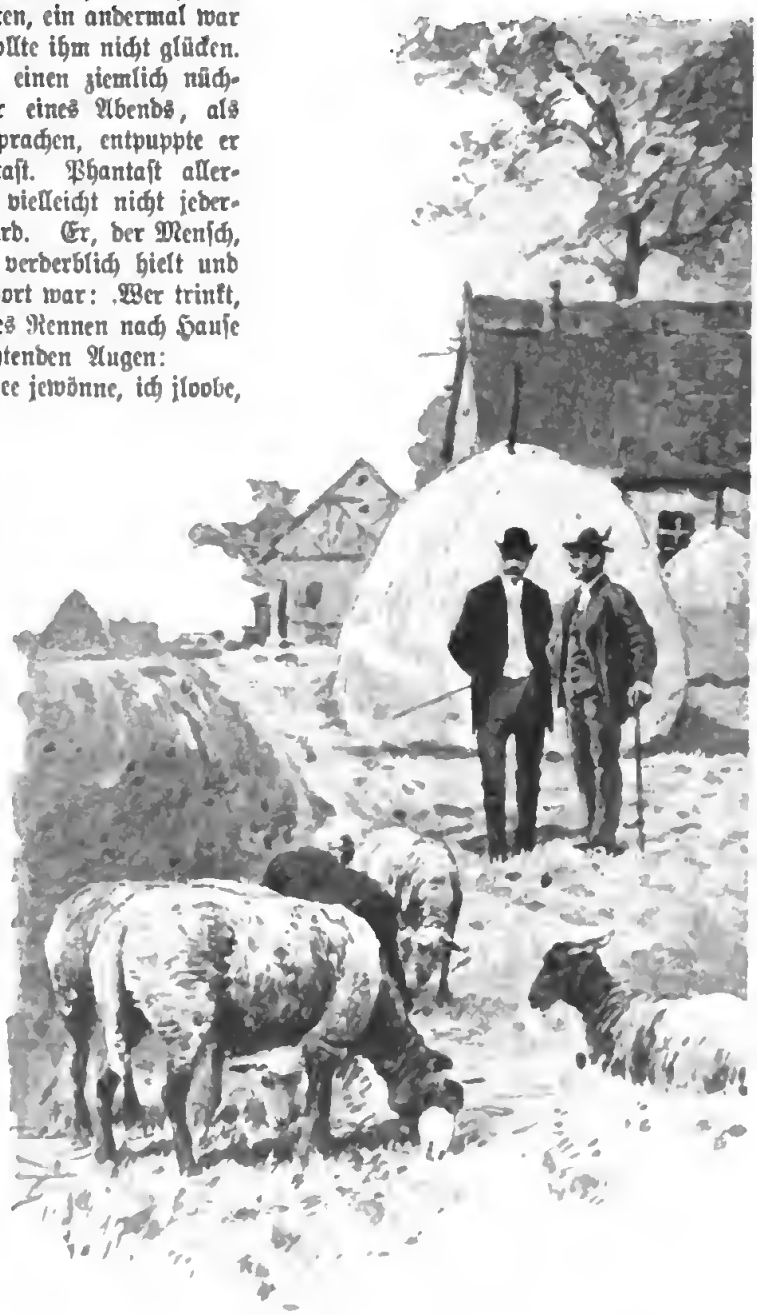
Ich hielt Fit für einen ziemlich nüchternen Menſchen, aber eines Abends, als wir über die Armee ſprachen, entpuppte er ſich als reiner Phantaſt. Phantaſt allerdings einer Art, die vielleicht nicht jedermann gelten laſſen wird. Er, der Menſch, der den Alkohol für verderblich hielt und haßte, deſſen drittes Wort war: ‚Wer trinkt, wird nie ein anſtändiges Rennen nach Hauſe reiten,‘ ſagte mit leuchtenden Augen:

„Wenn ich die Armee jewönne, ich jloobe, ich beſöffe mich wie 'ne Strandkanone. Donnerwetter, die Armee jewinnen! Denken Sie mal, wenn der Kaiſer daſteht, und ich ſtolperte die Stufen zum Pavillon hinauf, und denn jäbe er mir ſo'n jroßen Silberpott und ſagte zu mir: ‚Mein lieber Fit, ſo müſſen Sie auch vorm Feinde reiten!‘ Wiſſen Sie, dat wäre doch ſo, wie im Kriege das Eiſerne Kreuz. In dem verdammten Frieden kann man ſich ja 'n Bein ausreißen, und keener weiß, ob man wat kann oder nich.“

Da hatte er endlich ein Pferd, von dem man annehmen durfte, daß es nach ſeiner Form in der Armee zum mindeſten die allergrößten Chancen hätte.

Am Armeetage waren von uns immer einige in Berlin geweſen, aber diesmal, wo wir meinten, unſere Uniform in Front zu ſehen, war beinahe das ganze Offizierkorps verſammelt.

Ich ſehe es noch vor mir, wie der Proponent General von Rauch in der Mitte auf dem Geläuf ſtand und im großen Kreiſe die Pferde, es waren über ein Dutzend, um



Heute intereſſierte er ſich nur für Ochſen, Schafe und Schweine.

Digitized by Google

ihn herumgingen. Lauter bunte Uniformen, die weißen Mützen der Kürassiere, die Gold- und Silberschnüre der Husaren, die hellblauen Röcke der Dragoner, Ulanen dazwischen. Es war wie eine Auslese der deutschen Kavallerie.

Und zwischen den Tribünen und dem Geläuf an diesem prachtvollen Tage wieder eine Uniform an der anderen. Das wogte durcheinander, man hörte summen von all der Unterhaltung. Der Totalisator klapperte, ab und zu prustete einmal ein Pferd, auf den Tribünen drängte sich die Menge, und endlich zogen die Retter vorbei, indem sie vor dem Kaiserpavillon Honneur machten.

Der Ablauf zögerte sich eine Weile hin, dann gelang er, die Glocke klang, und das Feld kam sofort in schärfster Fahrt an den Tribünen vorüber. Es war ein wundervolles Bild, die schlanken, sehnigen Gestalten in den bunten Uniformen auf den im Haar glänzenden, muskelspielenden Pferden.

Fit lag mit seinem braunen Hengst ziemlich weit zurück. Das Tier pullte mächtig, aber er hielt es, wo er wollte. Es war seine Rettweise geworden, sich immer weit zurückzuhalten und erst im letzten Viertel des Rennens sich vorzuschieben. Er, der eine besondere Ausdrucksweise hatte, pflegte zu sagen:

„Kinder, rennt Euch nur die Köppe ab, det macht mir Verjniejen. Wenn Ihr ausjepumpt seid, fange ich erst an."

Oder er sagte:

„Italienischen Salat, nee! Wenn Ihr hinschmieren wollt, denn macht's alleene. Ich jondele nich mittenmang."

Am häufigsten pflegte er aber zu sagen, und das schärfste er den Jüngeren im Regiment ein, wenn sie ihn bei unseren kleinen lokalen Rennen um Rat fragten:

„Beim ersten Sprung liegen, det hat keenen Zweck. Vorsicht ist die Mutter der Porzellanfabriken. Aber die letzte Hürde, die jibt's nich. Wer da sachte reitet, kann keen Rennen jewinnen. Und wenn man ooch hinfliegt; een Jenick hat der Mensch nur."

Nach dem Grundsatz ritt auch Fit seine Armee; immer weiter schob er sich vor, und auf dreiviertel des Weges war schon die Spreu vom Weizen gesondert. Drei Pferde lagen nur vorn, er war dabei.

Nun kam die letzte Hürde. Ich sah, wie der eine Kürassier etwas verhielt, Fit aber setzte jetzt Dampf auf. Er überholte die beiden anderen und, wie gesagt, die letzte Hürde schien es für ihn nicht zu geben. Da klang aus der aufgeregten Zuschauermenge, während ein Murmeln hin- und herging und alle Operngläser sich dorthin richteten:

„Fit, Fit, Fit macht's!"

Im selben Augenblick ging aber eine noch größere Bewegung durch die Zuschauer, ein allgemeiner Schrei. Fit hatte sich überschlagen, und Pferd und Retter blieben regungslos liegen. Man sah es erst einen Augenblick später, denn eine Staubwolke verhinderte die Aussicht. Inzwischen kamen die beiden anderen über die Hürde, nahmen sie ohne Fehler und kämpften auf Tod und Leben die Grade hinunter durchs Ziel.

Ich habe nicht darauf geachtet, und so wird es vielen ergangen sein; ich stürmte nur mit manchen anderen die Tribüne hinab, und wir eilten, was wir konnten, zur Einlaufshürde. Eine der Flaggen war schon ausgerissen worden, man winkte hin und her. Das hieß soviel wie Tragbahre.

Der Hengst stand auf, und trabte, in die Trense tretend, langsam über den Rasen, lahm durch das behinderte Vorderbein. Er blies dabei mit den Nüstern, die voll Staub waren, und sah sich nach allen Seiten um, während die Satteldecken klappten.

Wir brachten Fit in das Krankenzimmer; er kam bald wieder zur Besinnung und sagte, während der Arzt ihn untersuchte, mit größter Sicherheit und Ruhe:

„Es ist das verfluchte linke Bein."

Dann gab er, während er ab und zu vor Schmerzen stöhnte, mit größter Geistesgegenwart Anordnungen:

„Madrigal ist in Frankfurt jenannt, suchen Ste nur einen guten Reiter. Und er soll auspassen, sie ist am Koppelrick schon 'mal ausjebrochen. Aber um Jotteswillen nich führen wollen."

Dann verlor er die Besinnung. — —

— — — — — — — — — —

Des armen Fit sehnlichster Wunsch ist nie erfüllt worden. Er hat die Armee nicht gewonnen. Er ist lahm geblieben. Er hat das Gut übernommen und merkwürdig, wenn auch drinnen all die Silbertöppe stehen und die Familie — denn inzwischen hat er sich verheiratet — Tee und Kaffee

aus Rennpreisen trinkt, so hat er doch gar kein Interesse mehr dafür.

Aber er ist ganz der Alte geblieben. Er hat keinen Sinn für Luxus, ist bedürfnislos und einfach, daß seine Frau ihn immer zwingen muß, 'mal einen neuen Anzug anzuziehen. Was er heute ist, ist er mit Leib und Seele: er kennt keinen Alkohol, keine Kneipe, nur die Landwirtschaft! Er hat nicht Kartenspielen gelernt, nichts Gedrucktes und Geschriebenes steht bei ihm, als ein paar Bücher über Drainage und Schafzucht. Und denken Sie 'mal: er zieht nicht einmal Pferde! Die Gegend eignet sich nicht dazu. Heute interessiert er sich nur für Ochsen, Schafe und Schweine.

In dem Menschen steckt eben gebundene Kraft und Tüchtigkeit. Man könnte ihn hin- und ansetzen, wo man wollte, er wäre mit Leib und Seele dabei und würde überall etwas leisten. Gott möge unserem Volke und unserer Armee viel solche Kerls schenken.

Als ich ihn später einmal wiedersah mit seinem krummen, steifgebliebenen Bein, und er mir seine Felder zeigte, brachte ich das Gespräch auf seine Rennzeit. Er wollte gar nichts davon wissen, sondern sagte in seiner drastischen Ausdrucksweise:

„Wissen Sie, ich hab jar keene Anlage zum Reiten jehabt, mit die kurzen Beene. Aber der Mensch muß wat leisten, und Skatkloppen und den Frauenzimmern nachloosen und sich besaufen, das verdirbt bloß die Rasse, soviel von Zucht versteh' ick ooch noch."

Ich fragte, ob er denn nicht gern wieder einmal in den Sattel steigen würde, denn ich meinte, solch eine Passion könnte doch nicht spurlos vorübergehen.

Er besann sich, er schien eigentlich keine Lust zu haben. Endlich sagte er, mit einem Strahlen über das ganze Gesicht:

„Ja, wenn ich die Armee 'mal jewinnen könnte!! Aber ich kriege bloß noch Preise für Zuchtbullen, und Majestät kann doch nich zu mir sagen: ‚Mein lieber Fit, den müssen Sie vorm Feinde reiten.'"

Das Birkenwäldchen.

Inmitten öder Heide träumt
Ein Birkenwäldchen, sumpfumsäumt;
Die stillen Wasser blinken,
Daraus die Wurzeln trinken.

Hier geht sobald kein Menschenfuß
Und klingt kein Sommervogelgruß,
Hier ist in ihrer Klause
Die Einsamkeit zu Hause.

Nur nächtens stellt bei Mondenschein
Ein Wispern sich und Flüstern ein,
Und weiße Schatten heben
Gespenstisch sich ins Leben.

Und Mittags, wenn die Sonne glüht,
Daß fast die Heide funken sprüht,
Scheint dort in kühlen Schauern
Ein Seltsames zu lauern.

Ein Jäger, den die Heideglut
Hintrieb, war einst dort eingeruht;
Ihm träumt' — er konnt's nicht sagen
Und starb in wenig Tagen.

Gustav Falke.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Es war im Anfang der achtziger Jahre, in der Zeit, als die naturalistische Bewegung, die in Frankreich, Rußland, Skandinavien sich bereits siegreich ausgebreitet hatte, auch nach Deutschland übergriff. Eines Vormittags saßen wir, mein Bruder und ich, eifrig bei der Arbeit. Da klopfte es, und herein trat ein schmächtiger Jüngling, dem ein malerisch umgeworfener Plaid, ein wilder Schlapphut genau so genial zu Gesicht standen, wie es die Sehnsucht des Trägers war. Auf die Frage: „Was wünscht Ihr? Was treibt Euch zu uns?“ führte der Jüngling mit beredter Zunge aus: „Sendbote bin ich der Magdeburger an die Brüder Hart. Wir haben in der Elbstadt einen Klub gebildet und mit freudiger Zustimmung Ihre kritischen Waffengänge gelesen. Was sie von der Erneuerung der Literatur verkünden, ist uns aus der Seele geschrieben. Zählen Sie auf uns als Mitkämpfer. Aber wir wollen noch mehr. Es genügt uns nicht, einzig und allein eine Literaturumwälzung anzustreben. Uns verlangt danach, die Welt umzustürzen. Wir wollen zu Felde ziehen gegen alles, was da ist, denn alles ist verrottet. Uns ekelt diese Welt.“ „Sehr brav,“ warf ich ein, „aber womit denken Sie alles, was da ist, umzustürzen?“ „Mit Broschüren natürlich, nach Art Ihrer Waffengänge ... Unser Programm ist fertig. Broschüre Eins richtet sich gegen Gott. Wir proklamieren seine Absetzung. Zwei geht gegen den Staat, gegen die Gesellschaft — da oben. Wir proklamieren die sofortige Revolution. Mit Drei aber — —“ Bis dahin hatte der Jüngling ziemlich gleichmütig, ohne sonderliche Erregung gesprochen. Jetzt aber glühten seine Augen auf, seine Stimme debte vor fanatischer Entrüstung. „Mit Drei aber wollen wir den Hauptschlag tun. Die ‚Wurzel‘ aller Verrottung ist die Schule. Da heißt es mit eisernem Besen auskehren. Die Tyrannei, den Despotismus, die Anmaßung der Lehrer, die dürfen und können wir länger nicht ertragen ...“ „Aha!“ rief mein Bruder, „Du bist erkannt, Horatio! Darf ich fragen, welche Klasse Sie drückt?“ „Ich bin Sekundaner ...“

Heute wird der inzwischen Gereifte, der gegenwärtig als Reichstagsabgeordneter im Rate der Nation sitzt, über seinen weiland Weltekel und weiland Fanatismus lächeln. Und mit ihm lächelt nicht nur das Alter, sondern auch die Jugend von heute. Damals aber in den achtziger Jahren war das Furioso besagten Jünglings typisch für die Empfindungsweise des jüngsten Deutschlands. Einer suchte den andern in Nihilismus und Pessimismus zu überbieten, und was an Versen und Dramen, an Skizzen und Novellen aus den „dustren Abgründen“ der revolutionären Seelen ans Tageslicht emporstieg, das troff und quoll über von Skepsis und Wüstheit, von Groll und Grimm. Mit Vorliebe schilderte man Exemplare der Menschengattung, die innerlich „zerfressen“ waren, die, mit vererbten Lastern und Leiden behaftet, ziellos durchs Leben schwankten, sich selbst und die Welt mit Hohn überschüttend. Lange genug waren Drama und Roman, soweit beide mit Naturalismus infiziert waren, ein Tummelplatz alles Schwächlichen und Krankhaften, Müden und Überreizten. Immer deutlicher jedoch macht sich seit einiger Zeit ein Umschwung bemerkbar. Ein neuer Geist kämpft siegreich gegen die Blasiertheit und Verzweiflung an, ein Geist des Lichten und Freudigen, neuer Zuversicht und neuer Gläubigkeit. Der Barometer der Literatur deutet auf zunehmende Klarheit und Wetterfestigkeit. In der Lyrik sind wieder einmal helle Friedensstimmungen, Licht- und Sonnenlieder an der Tagesordnung, und Roman und Drama wagen sich wieder zum „Glauben an das Leben“ zu bekennen, scheuen sich nicht länger, Siegernaturen zu zeichnen, die mit sich selbst, mit der Welt und dem Leben fertig werden, kraft- und talfreudige Kinder des Lichts. Erst jüngst habe ich an dieser Stelle zwei Romane angezeigt, die aus der neuen Glaubens- und Freudensstimmung herausgeboren sind: Frenssens „Jörn Uhl“ und Wilhelm Fischers „Freude am Licht“. Auch heute finde ich wieder ein paar, die ein ähnliches Gepräge tragen. In erster Reihe ist da Wilhelm von Polenz' neuestes Werk: „Wurzellocker“ (Berlin, Fontane & Co.) zu nennen. Der Roman gibt gleichsam das Programm der Entwickelung, wie sie sich vollzogen hat und gegenwärtig vollzieht. Im Mittelpunkt

steht der Schriftsteller Fritz Berting, der als waschechter Naturalist seine literarische Laufbahn beginnt. Seine Sehnsucht ist es, einen Roman zu schreiben, der rücksichtslos alle Abgründe, alle Niedrigkeiten und Häßlichkeiten des Lebens aufdeckt, der den Menschen als ein willenloses Objekt in der Hand des Schicksals, in seiner ganzen Abhängigkeit zeigt von Vererbung und Umgebung, von Dingen und Ereignissen. „Wir sind" — wie der junge Weltweise sich ausdrückt — „Sklaven der Sachen, in denen wir leben. Wie die Menschen essen, trinken, schlafen, davon hängt ab, wie sie denken, fühlen und handeln ... Hüllenlos müßte man sie sehen bei jeder Betätigung, in ihren primitiven Leidenschaften sie belauschen, wenn sie lieben und hassen, wenn sie hungrig sind, wenn sie sich voll gegessen haben und getrunken. Wie Neid, Eifersucht und Liebe abwechselnd sie gegeneinander und auseinander treiben, wie sie sich bald umarmen, bald einander belügen und betrügen und sich den Tod an den Hals wünschen. Durch all die heuchlerischen Hüllen müßte man hindurchblicken können, die sie Geselligkeit, Familie, Gesetz, Sitte zu nennen belieben." Ganz im Sinne des jüngsten Deutschlands gesprochen. Den Roman aber, wie er ihn ersehnt, schafft Berting nicht; er bringt es nur zu einem Ansatz, einem Probeversuch. Frühzeitig wendet er sich neuen Anschauungen zu, durch mancherlei Lebenserfahrungen und durch den Einfluß seines Freundes Lehmfink, des kernigen Schwaben, bestimmt. Zwei Sünden sind es, die Lehmfink den Jungen vorwirft, „zwei Todsünden: daß sie kein Verhältnis gefunden haben zur Religion, und das gleich schwere Verbrechen: daß sie dem Vaterlande kühl gegenüber stehen. Dadurch beweisen sie nicht — wie sie glauben mögen — geistige Überlegenheit, sondern Gedankenlosigkeit und Befangenheit in falschem Freisinn. Aus Religiösität und Heimatsliebe wird der Mensch der Zukunft seine Kräfte ziehen." Und an anderer Stelle kennzeichnet der Schwabe als dritte Sünde den Mangel an Persönlichkeit; nicht in der Hingabe an das äußere Objekt, das Milieu, sondern in der Ausgestaltung des Persönlichen liege der Keim aller großen Kunst. Eine Persönlichkeit aber bildet sich nur durch ständige Selbstzucht, und nicht im schroffen Gegensatz zum großen Volks- und Menschheitsganzen, sondern aus ihm heraus als Blüte und reife Frucht. Wie es scheint, denkt Polenz nicht daran, die Entwickelung unserer Literatur und Kultur nach jeder Richtung hin mit den Anschauungen Lehmfinks umgrenzt zu haben. Jedenfalls aber sieht er in ihnen bedeutungsvolle Richtpfeiler der Zukunft. Mit ihnen im wesentlichen Einklang steht, was Fritz Berting erlebt, was er mit und an dem Weibe, das in seinen Lehr- und Gärungsjahren seine Genossin ist, erlebt. Als er das Mädchen zu sich nimmt, bedeutet sie nicht viel mehr als ein Spielzeug für ihn, mit dem man tändelt, ohne es ernst zu nehmen. Nach und nach aber muß er erkennen, daß auch in dieser schlichten Natur ein Mensch steckt, der in seiner Art eine sittliche Größe darstellt, ein echtes Weib, dessen Liebes- und Opferfreudigkeit den Egoismus des Mannes beschämt. So wird ihr Tod das entscheidende Erlebnis für Fritz Berting. „Hier an diesem Lager, in ihrer Sterbestunde lernte er eine Liebe kennen, die ihm das Leben bisher versagt hatte; keine Begierde, keine Eigensucht gab es in dieser Liebe. Kein Hochmut trennte ihn mehr von ihr; der Unterschied des Standes, der Bildung war tief versunken. Das Kind aus dem Volke war im Angesicht des Todes ebenbürtig jeder Königin. Nur noch ihre Seele erblickte er, und die war angetan mit dem herrlichen Gewande des Mutes, der Treue und der Reinheit. Jetzt erst erkannte er sie. Sie war seine Geliebte gewesen; in der Sterbestunde wurde sie seine Braut." Am Todesbette des Weibes, das er, als es lebte, nicht genügend zu schätzen wußte, wird dem Manne bewußt, wie lächerlich klein, wie nichtig und eitel sein bisheriges Streben und Dichten war. Er hat etwas erlebt, etwas Alltägliches und doch ewig Großes; und dies Erlebnis scheidet ihn für immer von den anderen, denen die Kunst nur ein Spiel ist, das Leben nur ein Spektakelstück, aufgeführt zu ihrer besonderen Ergötzung. „Dabei ahnen sie nicht, daß sie mit dem Rücken sitzen gegen die Welt, daß das ernste große Leben, das Leben der Taten und der Erfahrungen sich weit, weit weg von ihnen abspielt, ohne sich im geringsten um sie zu bekümmern. Überall wollen sie nur Freude und ästhetischen Genuß, vom Leben genau so wie vom Weibe. Die Weiber erniedrigen sie sich zu Dirnen, und auch das Leben machen sie sich zur Dirne. Ihnen tief ins Auge zu blicken, besitzen sie nicht den Mut. Darum enthüllt ihnen weder das Weib seine Schönheit, noch das Leben seine Größe ... Berting wußte, daß es eine Zeit gegeben hatte, wo er nicht anders gewesen war als diese. Auch er war mit dem Gedanken ausgezogen, das Leben sei ein Fest, welches man nur zu genießen brauche. Aber es war mehr. Wert bekam das Leben erst, wenn es von seinem Träger gestaltet wurde."

Rein künstlerisch betrachtet, reicht der Roman nicht an frühere Schöpfungen des Dichters, weder an den „Büttnerbauer", noch an „Thekla Lüdekind" heran. Er enthält Stellen von großer Kraft und Wirkung, anziehende Schilderungen und feincharakteristische Züge. Aber der Held ist Literat. Und als Ganzes ertrinkt das Werk in endlosen Reden und Betrachtungen. Unter der Überfülle des Wortes kommt die Gestaltung nicht zu ihrem Recht. Wenn ich recht sehe, hat sich Polenz mit seinen Darlegungen selbst Klarheit über das, was not tut, verschaffen wollen. Der Roman ist in gewissem Sinne ein umfassendes Selbstgespräch. Er ist das ethisch-ästhetische Bekenntnis zu einer neuen Kunst, aber noch nicht selbst eine Tat aus dieser Kunst heraus. Eine Aufhäufung von Materialien zu einem künftigen Bau, aber nicht dieser Bau selbst.

Sollte das Werk eine zweite Auflage erleben, so beseitigt der Dichter hoffentlich einen Flüchtigkeitsfehler. Im zweiten Bande führt er ein Mädchen vor, das laut Seite 5 durch „starkes Schielen" entstellt erscheint. Auf Seite 137 hat sich der Pupillenfehler jählings in einen „Zungenfehler" verwandelt.

Eine ähnliche Tendenz wie „Wurzellocker"

Digitized by Google

verfolgt Ida Boy-Eds neueſter Roman: „Die ſäende Hand“ (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.). Auch er läuft auf eine Erziehung durchs Leben hinaus. Hier iſt es ein Weib, das durch herbe Erfahrungen gärende, unklare Anſchauungen überwinden lernt, das am Leben heranreifend und ſich entfaltend aus leidvollen Kämpfen ſchließlich als Siegerin hervorgeht. Ebba Herlingen erfährt in dem Zeitpunkt, wo die Erzählung anhebt, ein großes Glück. Ein Mann, den ſie im Stillen ſeit langem liebt, wirbt um ſie und verlobt ſich mit ihr. Über ihrem Glück aber vergißt Ebba keineswegs, daß ſie als Jungfrau des zwanzigſten Jahrhunderts die Pflicht hat, mit der modernen Frauenbewegung zu ſympathiſieren. Sie fühlt ſich „voll und ganz“ als Kind ihrer Zeit und quält daher beſtändig ihren Verlobten mit dem Wunſche, ſie vor der Verheiratung nach Berlin ziehen zu laſſen, auf daß ſie dort das Abiturientenexamen machen und einige Semeſter ſtudieren kann. Offenbar iſt Fräulein Ebba in dem ſeltſamen Wahne befangen, das Abiturientenexamen ſei eine Art Vergnügen. Dr. Alteneck jedoch, der Bräutigam, ſeines Zeichens Großinduſtrieller, hat für den Lieblingswunſch ſeiner Braut nicht das geringſte Verſtändnis. In ſeiner Mutter, der ſorgſam waltenden Hausfrau und perfekten Köchin, ſieht er ſein Frauenideal verkörpert. „Daß eine Frau über Haus und Küche hinaus noch ſtarke geiſtige Bedürfniſſe haben könne, war ihm eigentlich nie eingefallen.“ Ebba aber läßt nicht locker, ſie fühlt, daß ſie zu Großem berufen iſt, ſie will mit Gewalt ihrem künftigen Gatten als Geiſtesgenoſſin und als Mitſchöpferin auf allen Gebieten zur Seite ſtehen. Es kommt zu Erregungen, zu Zwiſtigkeiten, und ſchließlich ſchickt Dr. Alteneck dem ſtudienfrohen Mädchen den Verlobungsring zurück. Empört und ſchmerzbewegt zugleich reiſt Ebba ſofort nach Berlin ab. Bald aber merkt ſie, daß das Studieren nicht nur eine Luſt, ſondern auch eine Qual ſein kann und vor allem übermäßig viel Zeit in Anſpruch nimmt. Daß ſie nicht zu den Auserleſenen gehört, ſieht ſie ebenfalls zu ihrer Beſchämung nur zu ſchnell ein. Sie ſtrebt und „büffelt“, was ſie kann, doch um das zu erringen, was ſie erſehnt, dazu reicht bei ihr weder Kraft noch Begabung aus. Sie iſt genötigt, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, und ſtatt den Doktorhut zu gewinnen, muß ſie ſich begnügen, das Lehrerinnenexamen zu machen. Als geprüfte Lehrerin und geprüfter Menſch kehrt ſie in die Heimat zurück. Schwere Pflichten erwarten ſie, aber mit Tapferkeit und Freudigkeit erfüllt ſie alle; das Leben hat ihr Weſen geklärt, ihre Kraft geſtählt. Bei Gelegenheit eines ſchickſalſchweren Ereigniſſes ſehen Dr. Alteneck und Ebba ſich wieder. Auch er hat in der Zwiſchenzeit gelernt; er hat vor allem das Weſen des Weibes beſſer verſtehen gelernt. Beide erkennen, daß die alte Liebe noch immer lebendig in ihnen iſt, ihre Herzen finden ſich zueinander zurück. Demütig beſcheiden reicht ihm Ebba ihre „arme leere Hand“. Er aber küßt voll Ehrfurcht dieſe Hand, die „heilige, ſäende Hand des Weibes, die ohne Raſt und Ende Segen um ſich ſtreut“. Die Tendenz der Erzählung iſt durchſichtig klar; Ida Boy-Ed kämpft nach beiden Seiten hin gegen die Extreme an, gegen die Fanatiker der Frauenbewegung wie gegen die Verſtändnisloſigkeit, die dieſer Bewegung jede ernſthafte Berechtigung abſpricht. Es liegt nahe, daß ſie zur Durchführung der Tendenz Durchſchnittsmenſchen wählt, deren Streben und Ringen allerdings keine allzu tiefe Teilnahme zu erregen vermag. Vor allem der Mann, dieſer Dr. Alteneck, gemahnt zu ſehr an den typiſchen Romanhelden, wie er in den Tagen der Marlitt gebräuchlich war. Um ſo lebensvoller ſind verſchiedene der Nebenperſonen gehalten. In den Schilderungen, im Aufbau der Handlung, in der Sprache bewährt die Dichterin überall ihre alte Meiſterſchaft. Künſtleriſch aber bildet die Nebengeſchichte, die der Hauptgeſchichte gleichſam als Gegenſtück gegenüber geſtellt iſt, das eigentliche Glanzſtück des Romans. In der Frau Helene, dieſer rein äſthetiſchen Natur, die nur träumt und nicht denkt, nur genießt und nicht wirkt, die ihrer ganzen Anlage nach in ſtärkſtem Gegenſatz ſteht zu der arbeits- und tatenfrohen Ebba, hat die Dichterin eine ihrer eigenartigſten Geſtalten geſchaffen. Schade nur, daß ſie es für nötig hielt, das feine, zarte Bild durch moraliſierende Tendenz ein wenig zu trüben.

Weniger deutlich, als die Abſichten, die Ida Boy-Ed verfolgt, ſind die Empfindungen zu durchſchauen, aus denen heraus Viktor Blüthgen ſeinen Roman: „Die Spiritiſten“ (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.) geſchaffen hat. Was der Roman an Tatſachen und Geſchehniſſen vorführt, das läuft im allgemeinen auf eine Verſpottung des Spiritiſtenweſens hinaus. Im Vorwort aber erklärt Blüthgen: „Ich bin weit davon entfernt, dieſe heikle Frage, die wieder einmal ſo viel Staub aufwirbelt, in Romanform zum Austrag bringen zu wollen. Das iſt Sache der wiſſenſchaftlichen Kritik und der Philoſophie. Ich will nur mein Scherflein dazu beitragen, damit man im Publikum aufhört, Leute, die ſich ernſthaft mit dem Welträtſel beſchäftigen und die Erfahrungen des Occultismus dafür in Betracht ziehen zu ſollen glauben, einfach als Idioten anzuſprechen.“ Das iſt ebenſo verſtändig wie human gedacht. Nur ſehe ich nicht, daß die Perſonen des Romans, die mit dem Spiritismus Fühlung nehmen, durch ihre okkultiſtiſchen Erfahrungen irgendwo den Tiefen des „Welträtſels“ näher kommen. Im Gegenteil, was ſie erleben, das grenzt doch näher an die Welt des Idiotiſchen, als an die Welt des Transzendentalen. Hier und da ſcheint es, als ob der Dichter mit dem Leſer ein wenig Scherz treibe, und man ſieht nicht immer klar, wo die Satire anfängt und der Ernſt aufhört. So iſt es kaum möglich, in dem Schluß, der nach Art dilettantiſcher Unterhaltungsromane in zwanzig Zeilen über die weiteren Lebensſchickſale ſämtlicher Romanfiguren ſummariſchen Bericht erſtattet, etwas anderes zu ſehen, als Spott und Spaß; nur machen dann wieder die letzten Zeilen mit ihrem Pathos ſtutzig. Als Ganzes hat der Roman literariſch nicht die Bedeutung, die anderen Werken Blüthgens zukommt. Die Fabel iſt mit ſeiner Kunſt aufgebaut, ſie erfreut durch die Mannigfaltigkeit ihrer Züge, durch reizvolle, faſt dramatiſche Ver-

Digitized by Google

Herbstanfang. Nach dem Gemälde von A. Thamm-Dresden.

steickungen, durch leichte, spielerische Grazie. Aber sie erfaßt das Problem nirgends, weder dichteeisch nach geistig, in seiner Tiefe; in mystische, in Welträtselstimmungen versenkt sie den Leser nicht, ebensowenig in jene Natur- und Märchenpoesie, die in Wilhelm Bölsches Spiritistenroman „Die Mittagsgöttin" den Sinn gefangen nimmt. Im allgemeinen wirkt der Roman wie ein anmutiges, leichtgeschürztes Lustspiel, dem der neckische Geist Otto eine possenhafte Beimischung gibt. Das Personenverzeichnis des Lustspiels ist überaus reich. Nur drei von ihnen aber zeigen ein lebhafteres Interesse, mit dem Spiritismus nähere Fühlung zu gewinnen. Prinz Georg, der in allen Dingen herum dilettiert und auch den Saisschleier mit einem neugierigen Blick durchdringen möchte. Professor Laßberg-Budde, der Gelehrte, der von vornherein an die Sache skeptisch herantritt und sich durch die Erfahrungen, die er macht, in seinen Zweifeln nur bestärkt fühlt. Und als dritte Frau Paula, die Gattin des Professors, die allein das Okkultistische hingebend ernst nimmt, dafür aber auch in ihrem Seelenleben eine Zeitlang durch die Geisterwelt verhängnisvoll beeinflußt wird. Allerdings nur deshalb, weil sie durch die Bekanntschaft mit dem Prinzen seelisch auf Abwege gerät: das Dämonische, das sich ihr, wie sie meint, von außen her offenbart, steckt in ihr selbst; der Geist Otto ist gleichsam nur eine Verkörperung ihres unterbewußten Träumens und Sehnens. Rein dichterisch genommen sind diese drei Hauptpersonen weniger scharf ausgeprägt, weniger lebensvoll, als die Gestalten, die in zweiter Reihe stehen. Vor allem der niedliche Kobold von Peinzessin und die Schelmenfigur des Malers Kunneke. Das sind zwei echte Blüthgen, in denen sich sein liebenswürdiger Humor aufs anziehendste offenbart.

Das Lustspielhafte überwiegt auch in dem neuesten Erzählungsband, den August Sperl unter dem Titel: „So war es" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) in die Welt hinausschickt. Sperl hat in seiner Dichtung „Die Söhne des Herrn Budivoj" ein Werk geschaffen, dem ich unter den Geschichtsromanen der Neuzeit neben Flauberts „Salambo" den ersten Platz anweisen möchte. Auch sein neuester Band bringt Historisches, „Ernst und Scherz aus alter Zeit", aber gleichsam nur Abfälle vom Werktisch des Dichters, Kleinigkeiten, Genrebilder, in deren Einzelheiten freilich die feine Kunst, die Meisterhand des Dichters sich ebenso gut bewährt, wie in seinem Allerheiligenbilde. Der Scherz überwiegt, aber auch der Ernst kommt zu seinem Recht. Ein lyrisches Intermezzo eröffnet das Buch, lyrisch, weil es mehr Stimmung als Handlung gibt. Nur wie ein Momentbild steigt die Gestalt der jungen „Reynheit", die als Hexe vor dem Richter steht, vor den Augen des Lesers auf. Wie ein Leitmotiv klingt durch die kleine Erzählung das Wort „omnia ad dei gloriam". Es wäre aber sehr wünschenswert gewesen, wenn der Dichter dies Wort lebendig gemacht, wenn er dargetan hätte, wie nach seinem Empfinden auch Hexenwahn und Hexenreichterei zum Ruhme Gottes gedient haben könnten. Er begnügt sich mit dem Seufzer ex profundo: „Barmherziger großer Gott, der Du der Urquell der Liebe bist, laß mich nicht schwanken und nicht verzweifeln. Mit Blut ist die Erde gedüngt, und mit Blut ist die Geschichte der Menschen geschrieben. Furchtbare Dinge sind je und je geschehen und geschehen noch heute. Das Furchtbarste aber ist und war und wird sein allezeit, wenn sich Deine Geschöpfe verfolgen mit Wort oder Tat — im Wahne, Deiner Ehre zu dienen ..." Eine reinere Wirkung hinterläßt die Erzählung „Hochpreisliche Dekrete", die von den konfessionellen Kämpfen im achtzehnten Jahrhundert ein lebendiges Bild entwirft; es liegt etwas kernig Anregendes, Begeisterndes in der Mannhaftigkeit, mit der sich der wackere Pfarrherr Martin gegen die Ränke der Bureaukratie wehrt ... Einen fröhlichen Gegensatz zu diesem Ernst bildet das niedliche Scherzspiel „Der Faquin", in dem zierlich und anmutig beichtet wird, wie das Freifräulein Sabina ihr hilfloses Schwesterchen von einem albernen Freier befreit. Der Faquin, eine hölzerne Türlenfigur, kommt zu der Ehre, als Gespenst zu dienen und den alten Ekel zum Hause hinaus zu gruseln. Höhere Ansprüche, formell und inhaltlich, erhebt das Schlußstück „Narro", eine ergötzliche Hofgeschichte. Prinz Kasimir hat sich in Prinzessin Ulrike, die Schwester Sr. Durchlaucht, Stanislaus XXXII., verliebt. Fürst Stanislaus aber schwört, daß der Peinz, da seine Mutter vom gemeinen Adel war, nie sein Schwager werden solle, und dieser Schwur soll gelten, so lange ihm der Peinz nicht über den höchsteigenen Kopf hinwegspeinge. Das ist eine Aufgabe, die Herr Kasimir als Prinz nicht gut leisten kann. Aber vielleicht als Narr. Und in der Tat, er geht hin, maskiert sich mit der Narrengugl, gibt Sr. Durchlaucht allerlei bittere Wahrheiten zu kosten, erlöst ihn von einem frechen Schwindler, der den thumben Stanislaus ausbeutet, und gelangt schließlich auf die bequemste Weise zu dem ersehnten Überkopfsprung. Die Gugl fällt, und der Prinz erntet, was der Narr gesät. Ein Scherz, nur ein Scherz, aber auch in diesem Spiel steckt ein tieferer Sinn. Die Weisheit mag auch 'mal Narrenwege gehen, wenn sie ihr Ziel in der argen Welt erreichen will. Stil und Gefüge der Erzählung zeigen jene Grazie, die dergleichen Geschichten einzig ansteht; es schadet ihr aber auch nichts, daß sie mit allerlei Geistreichigkeit und sinnvoller Weisheit kräftig gewürzt ist. Ob aber die Sprache, die die Leutchen reden, nicht mehr im Geiste des achtzehnten als des sechzehnten Jahrhunderts gehalten ist? Zu entscheiden wage ich das nicht, aber es „bedünket mich so".

Der Campanile von San Marco in Venedig.

Von

Hermann Hesse.

I.

Bartolommeos Turm wird heut gekrönt,
Die Menge füllt den Platz, ihr Jubel tönt
Mit geller Lust in immer neuem Chor
Zur hohen, lichten Galerie empor.
Und brausend wird der Glocken Stimme laut.
Bartolommeo, der den Turm gebaut,
Geniesst der Höhe wundervolle Schau:
Den Platz, den Dom, die Stadt, und weithinein
Der Berge und des Meeres tiefes Blau
Und fernster Horizonte Silberschein.
Ihm füllt der Menge lautgewordene Lust
Mit hellem Siegerglück die starke Brust:
„Mein Turm ist fest, ist hoch, ist stark gebaut,
Ist fernsten Tagen noch und Stürmen anvertraut,
Und gleicht die Macht Venedigs seinen Mauern,
So muss sie Ewigkeiten überdauern."

II.

Ein Schwanken — Stöhnen — dann ein jäher Krach —
Und donnernd stürzt dem Kranz der Galerie'n
Der schwere Riesenhelm zermalmend nach.
Von Staub umwölbt, von scheuem Volk umschrie'n,
Umflirrt von wirrer Taubenflüge Sturm,
Neigt sich und geht zu Rast der alte Turm.
Die Tauben schwirren eine Weile fort
Und suchen anderwärts sich Sitz und Hort;
Das Volk beschaut, bestaunt, beklagt den Bau,
Und schweigt beklommen in der Trümmerschau.
Ein tiefes Grauen greift in jedes Herz;
Wie einem lieben Toten klagt der Schmerz
Der Menge dem gestürzten Riesen nach.
Er, der so stark von grossen Tagen sprach,
Liegt nun im Staub. Und jene goldene Zeit,
An die er mahnte, jene Zeit voll Glück
Und Ruhm und Glanz sank tiefer noch zurück
Ins Dämmerdunkel der Vergangenheit.
So fühlt das Volk. Wie eine Vogelschar
Die sturmzerstörten Horste scheu umkreist,
Irrt es erschrocken, klagend und verwaist
Um die Loggetta, die sein Liebling war.
Wie war sie zierlich, reich, von Kunst geschmückt,
Mit ihres Gitters anmutvoller Schranke,
Der eines Meisters leuchtender Gedanke
Das Siegel zarter Schönheit aufgedrückt!
Nun liegt sie öd', in Trümmer hingestreckt,
Ein quälend Bild, gebrochen und geschändet,
Von Schutt und Staub mitleidig zugedeckt.
Die Menge schaut und schweigt voll Schmerz und wendet
Sich zögernd weg zum nächsten Gotteshaus —
Dort bricht ihr Leid in laute Tränen aus.

Digitized by Google

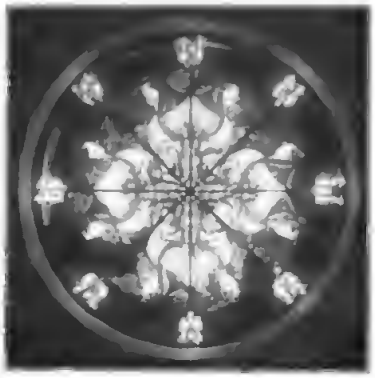
Illustrierte Rundschau.

„Folkwang" in Hagen in Westfalen. — Einzelheiten von der Turiner Kunstgewerbe-Ausstellung. — Keramische Arbeiten von der Jubiläums-Kunstausstellung in Karlsruhe. — Keramische Jagdstücke von Otto Vollrath. — Zu unsern Bildern.

Ein kunstliebender und kunstverständiger Bürger von Hagen in Westfalen hat den reichen Bürgern anderer deutscher Städte ein schönes Beispiel gegeben, das hoffentlich nicht ohne Nachfolge bleiben wird: er — Herr Karl Ernst Osthaus — errichtete seiner Vaterstadt aus eigenen Mitteln ein Museum; er gab seinen Mitbürgern aber nicht nur den Bau, er stellte ihnen auch den Inhalt, seine umfangreichen Sammlungen, zur Verfügung. „Folkwong" — Freyas Halle — nannte er das kürzlich eröffnete Museum. Der stattliche Bau wurde von Baurat Karl Gérard im Stil edler Spätrenaissance entworfen; die, was nicht genug zu loben ist, ganz einheitlich durchgeführte innere Einrichtung lag in den Händen van de

Das Folkwang-Museum zu Hagen i. W.

Veldes, der, hier vor eine große Aufgabe gestellt, sie in würdigster Weise löste; wir haben in diesen Heften die kräftige gesunde Art des belgischen Künstlers fast seit seinem ersten Auftreten an stets mit warmer Anerkennung verfolgt und freuen uns aufrichtig dieses seines bedeutsamen Erfolges. Vortrefflich ist gleich die, durch beide Stockwerke des Gebäudes gehende Halle mit ihrem kräftigen Licht, das sie durch eine mehrfarbige Rose in der Decke und mehrere Fenster — sämtlich von van de Velde dekoriert — empfängt; sie beherbergt ostasiatisches und europäisches Kunstgewerbe, letzteres mit Ausschluß des modernen. An sie schließt sich im Erdgeschoß ein großer Saal, der für wechselnde Ausstellungen bestimmt ist, eventuell auch als Atelier Verwendung finden soll, schließen sich weiter Räume mit Kunstwerken der Renoissance, des Barock und Rokoko an; unter ihnen, im lichten Kellergeschoß, befinden sich die umfassenden naturgeschichtlichen Sammlungen des Besitzers. Das schöne Treppenhaus enthält vor allem mustergültige orientalische Teppiche; das Obergeschoß selbst u. a. einen Gemäldesaal — mit einer trefflich wirkenden Wandbekleidung in graugrüner Seide, Türen aus grünem Ahorn und vier, in den Ecken angeordneten Marmorkaminen —, einen Musiksaal — mit feingetönten rosagelben Wänden, Türen und Möbel in Natureiche, die Bezüge rosabräunlicher Velvet, höchst reizvolles Oberlicht —, ferner ein Kupferstichkabinett und einen als Arbeitszimmer ausgestatteten Raum, dessen Schränke köstliche Spitzen, wertvolle keramische Arbeiten und moderne Ploketten bergen, endlich einen großen Kuppelsaal für Vorträge. Denn Herr Osthaus stellt



Oberlichtfenster im oberen Vestibül des Folkwang-Museum.

Unteres Vestibul des Folkwang-Museum.

Digitized by Google

Gemäldesaal des Folkwang-Museums.

nicht nur den Besuch der Sammlungen frei, er wünscht auch deren wirkliche Nutzbarmachung durch das Wort, durch verständnisvolle Führungen, durch ergänzende Schilderungen, die von Photographien, durch das Skioptikon ꝛc. unterstützt werden sollen. —

Von der großen internationalen Ausstellung zu Turin geben wir heute einige reizvolle Einzelheiten, die sich aus der Masse, fast möchte man sagen: dem Wust des Dargebotenen erfreulich herausheben. Da ist zunächst aus dem österreichischen Pavillon ein Innenraum, ausgeführt von einem jungen Künstler, Herrn Witzmann; was ihn uns bemerkenswert erscheinen läßt, ist eine gesunde, gefällige Durchführung unter freier Benutzung von Empire-Vorbildern, wie sie den Wiener Herren besonders geläufig sind. — Besondere Beachtung findet, in der schottischen Abteilung, das Zimmer des Ehepaars Mackintosh. Es ist das freilich kein Raum, den man mit dem deutschen Maßstab für Komfort und Behaglichkeit messen darf. Er zeigt aber doch eine höchst eigenartige Schönheit, wie sie der verschlossenen schottischen Art entspricht — etwas von stiller Poesie ruht auf ihm. Im ganzen Zimmer dominiert das Weiß, nur selten von Rostbraun oder Blaugrau unterbrochen; helles Licht und „Blumenstimmung“ sind hier zu wirksamen Motiven verwendet, überall, auf Tischchen und Hockern stehen Rosen; künstlerisch feine Applikationsarbeiten in präraffaelitischer Formensprache bilden einen besonderen Reiz des Raumes. — Originell ist das Kinderzimmer des Italieners Issel mit seinen lustigen,

Aufgang zum oberen Vestibul des Folkwang-Museums.

Musikzimmer des Folkwang-Museums.

einfachen Möbelformen, der hübschen Verwendung leicht stilisierter Blumenmotive; es beweist, daß die neueren Bestrebungen, schon in die empfänglichen Seelen unserer Kleinen und Kleinsten Kunstliebe zu versenken, auch in Italien Widerhall fanden; schade nur, beiläufig bemerkt, daß diese an sich so lobenswerten Bestrebungen oft bis zum Unfug ausarten, sobald sie nämlich von Leuten kultiviert werden, die von des Kindes Seele, vom kindlichen Verständnismaß keine

Digitized by Google

Ahnung haben. — Das ausgezeichnete Pariſer Möbelhaus „L'Art nouveau" ſtellte u. a. einen graziöſen Paravent aus. Das Gegenſtück zu ſeiner zierlichen und dabei etwas preziöſen Art mögen andere Pariſer Arbeiten bilden, die der „Maison Moderne", deren Leiter freilich ein Deutſcher, Herr Meyer-Gräfe, iſt; die Stücke werden unſeren mit der Formenſprache der neueren deutſchen Möbelkünſtler vertrauten Leſern wohl wenig Neues bieten. — Die Florentiner Arte ceramica hat ein Speiſezimmer ausgeſtellt, das zeigen mag, in welcher Richtung ſich in Italien der moderne Geſchmack zu entwickeln ſcheint. —

Von der Turiner Ausſtellung: Innenraum von Witzmann-Wien im Öſterreichiſchen Kiosk.

Auf der Karlsruher Jubiläumsausſtellung nimmt die Keramik einen ziemlich breiten Raum ein. Wir bringen von dieſen einige Arbeiten aus der Werkſtatt der unſeren älteren Leſern wohlbekannten Frau Schmidt-Pecht und ferner beſonders intereſſante Stücke des Karlsruher Kornhas. Dieſer verſucht mit gutem Erfolg die keramiſche Büſten- und Reliefplaſtik, wie ſie im italieniſchen Quattrocento in Blüte ſtand, wieder zu beleben, und noch dieſer Richtung verdienen ſeine Arbeiten die Aufmerkſamkeit und Ermunterung weiter Kreiſe. Das Materiol iſt eine Art „Steingut", weißlicher hart gebrannter Scherben mit teilweiſer Bemalung und lüſtergeflammter Gloſur. Auch in der Art du Feu iſt Kornhas zu Hauſe, wie man ſich aus den beiſtehenden Abbildungen überzeugen konn. Er führt ſowohl Majoliko-, wie Steinzeugarbeiten aus, und zwar eigenhändig, techniſch ſowohl wie künſtleriſch. Von den drei abgebildeten Vaſen zeigt die linke die von Bigot in die Mode gebrachten Doumeneindrücke, welche, zuerſt abſichtslos kom-

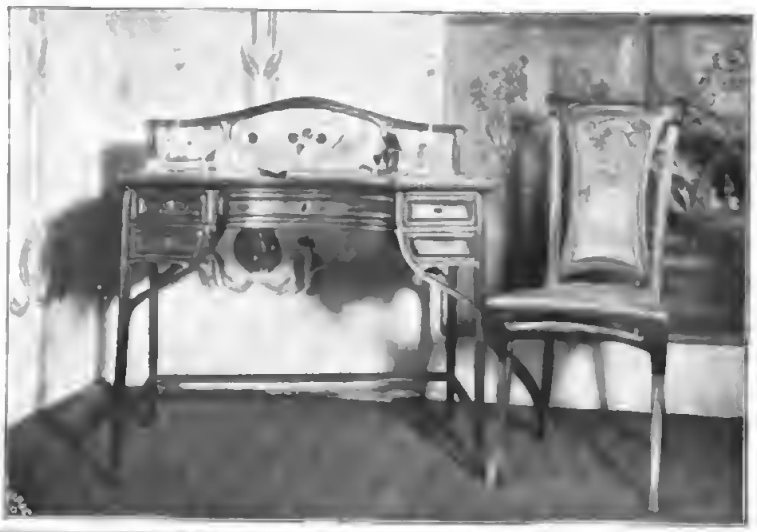
Von der Turiner Ausſtellung: Schottiſches Zimmer von Mackintoſh-Macdonald.

Von der Turiner Ausſtellung: Kinderzimmer von H. Iſſel.

mend, stehen gelassen wurden, dann aber absichtsvoll nachgebildet worden sind und nun zu einer Manier zu werden drohen. Erwähnt sei noch, daß Kornhas der keramischen praktischen Abteilung der Karlsruher Kunstgewerbeschule vorsteht. — Den Weidmännern unter unseren Lesern denken wir eine besondere kleine Freude zu bereiten — dies Heft erscheint ja ungefähr, wenn die Jagd aufgeht —, indem wir sie auf die keramischen Arbeiten der Firma Georg Schmider in Zell-Harmersbach (badischer Schwarzwald) aufmerksam machen. Es sind wirklich hübsche Sachen unter dieser, von Otto Vollrath entworfenen Kollektion für Jagdliebhaber, künstlerisch nicht zu verachten und lustig anzuschauen. —

Die Fortschritte der modernen Reproduktionsmethoden führten uns darauf hin, mehr als bisher den künstlerischen Farbendruck zu pflegen. Wohl verstanden: den künstlerischen! Denn unsere Hefte wollen und sollen keineswegs für den ungebildeten Geschmack, coûte qu'il coûte, ein Augenschmaus sein, wir wollen und dürfen nicht „farbig" werden, nur um durch Buntheit zu blenden. Aber wir werden in umfangreicherer Weise, als dies bis jetzt geschah, sowohl Gemälde, wie Studien moderner Meister, die sich dazu eignen, farbig wiedergeben (außer dem Titelbild, dem schönen Looschenschen Frauenkopf, diesmal ein Blatt von Ludwig v. Hofmann, zwischen S. 96 u. 97), und wir wollen solchen Artikeln, die stofflich zu einer farbigen Illustration anregen, den Schmuck der Farbe nicht vorenthalten; dies war z. B. bei dem Aufsatz

Von der Turiner Ausstellung: Wandschirm des Hauses „L'Art nouveau" in Paris.



Von der Turiner Ausstellung: Möbel von F. Landry der „Maison Moderne".

Von der Turiner Ausstellung: Speisezimmer der Arte ceramica, Florenz.

„Wand und Bild" in besonderem Maße der Fall. Daneben aber soll auch dem edleren Holzschnitt sein Recht nicht verkümmert werden. Was er heute noch zu bieten vermag, mag der feine Schnitt der Echtlerschen Kleopatra (zwischen S. 80 u. 81) und des Nonoschen Gemäldes „Ave Maria" (zwischen S. 21 u. 25) beweisen; beide Schnitte gingen aus dem Atelier von Fallscheer und Liederwald-München hervor. Die

Digitized by Google

Töpfereien von E. Schmidt-Pecht, Konstanz.

Fayencen von E. Schmidt-Pecht.

Wärme und Tiefe des Tones, die dem Holzschnitt eigen, machen ihn in wirklich guten Blättern immer noch zu einer wahrhaften Freude für das künstlerisch geschulte Auge. — Unsere meisten Einschaltbilder stammen von den großen Ausstellungen dieses Sommers. So erregt z. B. auf der Karlsruher Ausstellung der stimmungsreiche und originelle „Nixenteich“ von Julius Exter in München (zwischen S. 48 und 49) Aufsehen, im Münchener Glaspalast das Gemälde „Aus Ostfriesland“ von Prof. Ludwig Dettmann, dem jungen, unermüdlich fleißigen Direktor der Akademie zu Königsberg (zwischen S. 104 u. 105). In der Berliner Ausstellung erwarben wir die Skulptur „Das alte Lied“ von H. W. v. Glümer (zwischen S. 16 u. 17); aus dem Münchener Glaspalast den Pferdebändiger von Prof. Robert Pötzelberger, den unsere Leser hiermit wohl zuerst als Bildhauer kennen lernen, nachdem er uns bereits so manches schöne Bild gab (zwischen S. 64 u. 65). — Die berühmte Sammlung von Selbstbildnissen in den Florentiner Uffizien, vor der wohl so mancher unserer Leser bewundernd stand, ist neuerdings durch das Porträt von Anders Zorn bereichert worden (zwischen S. 8 u. 9). Dem gefeierten Maler — von Geburt bekanntlich ein Schwede, aber seit langen Jahren in Paris tätig — ein Meister besonders in der unvergleichlichen Frische seiner Auffassung und in seiner blendenden Kunst, Lichtreflexe der verschiedensten Art wiederzugeben, gebührte ein Platz in dieser Galerie. — Zwischen S. 120 u. 121 reproduzieren wir eine schöne Landschaft von A. Thaum-Dresden,

Vasen von R. Kornhas in Karlsruhe.

Keramik. Von R. Kornhas.

Digitized by Google

Moderne Jagdfayencen. Entworfen von Otto Vollrath, ausgeführt von Georg Schmider in Zell-Harmersbach.

einen Ausschnitt norddeutscher Natur — weite Ebene, im Hintergrund ein paar Gehöfte, links buschiger Wald, aus dem einige Birken mit weißleuchtenden Stämmen wirkungsvoll emporragen; sehr schön ist besonders auch die Wolkenbildung gemalt. — Aus der Reihe unserer illustrierten Artikel möchten wir noch die Illustration zu dem Gedicht Erzsibet Geddö hervorheben; sie stammt von dem Münchener Arpád Schmidhammer, dem bekannten Zeichner der Jugend, der hier die echte Balladenstimmung in seinen kernigen Zeichnungen ebenso vorzüglich getroffen hat, wie — er ist selbst ein geborener Ungar — die Eigenart seiner Landsleute. Die Illustrationen zu der kleinen Sportskizze „Fit" gab uns Professor Georg Koch, der, wie kaum ein zweiter deutscher Künstler, mit allem, was Turf und Sport heißt, verwachsen ist; man merkt es den flotten Zeichnungen förmlich an, wie der Stoff dem ausgezeichneten Künstler ‚lag'. — Aus der Reihe der kleinen, dem Text eingefügten Studien sei hier die packende Gestalt des Kiepenträgers von Professor Peter Janssen erwähnt, dessen Sonderausstellung im neuen Düsseldorfer Kunstpalast das allgemeine Interesse wieder auf den bedeutenden Meister lenkte (siehe Seite 4). Auch der charakteristische Kopf von Professor A. Kampf-Berlin (Seite 13), dem ehemaligen Meisterschüler Janssens, wird interessieren. Er ist, wenn wir recht unterrichtet sind, eine Studie zu dem Gemälde „Volkserhebung 1813", das die Berliner Nationalgalerie besitzt; mich mahnt der Kopf — ganz gewiß ist das aber nur eine seltsame Laune des Zufalls — in merkwürdiger Weise an die unvergeßlichen Züge von Theodor Fontane.

Teller mit Birkhahn. Entworfen von Otto Vollrath, ausgeführt von Georg Schmider in Zell-Harmersbach.

v. Sp.

Aschenschalen und Tintenfaß
Entworfen von Otto Vollrath, ausgeführt von Georg Schmider in Zell-Harmersbach.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Paulenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Parforcejagd. Gemälde von Professor Georg Koch-Berlin.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVII. Jahrgang 1902/1903. Heft 2, Oktober 1902.

Guido Reni.

Von

Dr. Oskar Fischel.

Mit drei Einschaltbildern und dreiundzwanzig Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

„Wieviel trägt es aus, in welche Zeit das Leben auch des besten Mannes fällt!“ In einer römischen Kirche stehen diese Worte auf dem Grabmal eines schlichten, von seiner Zeit verkannten Papstes; man könnte sie auch auf den Maler anwenden, dem die folgenden Seiten gelten. Guido Reni gehört von Geburt zu den beglücktesten Talenten, die das reiche Italien hervorgebracht hat. Bei seiner Gestaltungskraft, seiner Grazie, seinem Schönheitssinn hätte er, noch kaum achtzig Jahre früher geboren, mit den besten Namen der Hochrenaissance, mit Andrea del Sarto, Sodoma, ja selbst mit Raffael den Ruhm teilen dürfen. Aber so, gegen Ende des Jahrhunderts geboren, wird ihm das, was ihn früher auf die höchste Höhe gehoben hätte, sein Geburtsland Italien eine Fessel: zuviel ist hier des Glänzenden, Vollendeten geschaffen in der goldenen Zeit der Hochrenaissance, die eben erst vorübergerauscht war; wer danach in Italien geboren wurde, dem mußte aus der unmittelbaren Vergangenheit der Kunst immer wieder entgegentönen: „Weh dir, daß du ein Enkel bist.“ Vorüber ist die große Zeit für immer. Als Guido Reni am 4. November 1575 in Bologna geboren wurde, war Michelangelo schon 11 Jahre tot; Tizian stand im 98. Jahre, kurz vor seinem Tode; noch fünf Jahre lebte damals in Vicenza der letzte große Renaissance-Architekt Andrea Palladio, dessen Werke für die folgenden beiden Jahrhunderte eine unerschöpfliche Quelle der Anregung sein sollten.

In ungebrochener Kraft wirkte nur die venezianische Schule weiter, Paul Veronese hatte noch 13, Tintoretto fast noch 20 Jahre zu leben und zu arbeiten. Sie bieten in der Lagunenstadt das unerschütterte Beispiel einer glücklichen, lebenskräftigen, nationalen Schule, während im übrigen Italien fast ein halbes Jahrhundert vor ihnen die großen Meister ins Grab gesunken sind, die wenigen letzten wie kolossale Ruinen die schwächer und schwächer werdende Epigonenkunst überragend.

Wer verfolgt hat, wie die Kunst sich seit dem XV. Jahrhundert mit einer Art Naturnotwendigkeit entwickelt hat, wie auf die Aussaat in der Frührenaissance die Blüte und dann in der Hochrenaissance die Ernte kommt, wie jedes, auch das freiste Kunstwerk, auch die persönlichste Tat sich wie ein Glied in der großen Kette ausnimmt, wie Raffael, um nur den zu nennen, dem sich die eigene Zeit und die folgenden beugten, mit seiner vollendeten Harmonie den Schlußstein ge-

Abb. 1. Selbstporträt. Florenz, Uffizien.

wissermaßen sovieler Bemühungen bedeutet, der wird auch begreifen, daß die nach ihm kommen sollten und nur denselben Zielen folgten wie er, nichts Neues zu sagen hatten, daß auf jener Höhe nur eine weitere Wanderung nach neuen Zielen oder ein Abstieg möglich war. Und der Abstieg kam! Michelangelo hat ihn erlebt; sein eigenes Beispiel wurde der jüngeren Generation verderblich. Nur er hat es vermocht, die riesigen Leiber mit Leben zu erfüllen, so daß ihre kühnen Bewegungen glaubhaft wurden; nur der Schöpfer selbst konnte dieses Titanengeschlecht beleben. Es war nicht seine Schuld, daß seine Schöpferkraft die Jüngeren verblendete, es ihm gleich tun zu wollen. Bei ihnen wurden die gewaltigen Körper leer, und Gespreiztheit mußte für Leben gelten. Diese Nachfolger der Großen hatten einen schweren Stand. Für alles, was sie brauchten und wünschten, fanden sie fertige Formen vor, das überhob sie jedes eignen Denkens. Kein Wunder, daß sie nicht den Geist der Meister trafen, sondern nur das Äußere, was sich nicht zugleich mit dem Leben übertragen läßt: so wurden sie die Nachahmer fremden Könnens, einer fertigen Kunst, Manieristen.

„Die Maler," sagt Jakob Burckhardt, „sahen recht wohl, daß man an Michelangelo weniger das Große als die phantastische Willkür und ganz bestimmte Äußerlichkeiten bewunderte und machten ihm nun diese nach, wo es paßte und wo nicht. Ihre Malerei wird eine Darstellung von Effekten ohne Ursachen, von Bewegungen und Muskelanstrengungen ohne Notwendigkeit." Das Studium der Natur wurde vernachlässigt, weil man alles bei jenen Großen zu finden glaubte. In jedem Bilde kamen Figuren vor, die aussahen, als wären sie in Michelangelos, in Raffaels Werkstatt zu Hause. — Dabei berührt es ganz seltsam, zu sehen, wie dieselben Manieristen, denen jeder Zusammenhang mit der Natur verloren gegangen scheint, vortreffliche, ja glänzende Porträts malen; sie sind da gezwungen, vor der Natur stillzuhalten, und ihr großes Können läuft in der rechten Bahn. Auf dem andern Weg geriet die italienische Kunst in eine Sackgasse. Nur ein neues Sammeln aller Kräfte oder ein Bruch mit dem Alten konnten hier helfen. Von beiden Seiten sollte die Rettung kommen. Gleichzeitig treten zwei Künstlergruppen einander gegenüber: Naturalisten und Eklektiker.

Von Neapel, das bisher in der italienischen Kunstgeschichte nur immer die empfangende Rolle gespielt, hielt ebenso gewaltsam und rücksichtslos wie genial die Kunst des Michelangelo Amerighi da Caravaggio ihren Siegeszug. In seinem Gefolge war ein so bedeutender Meister wie der Spanier Ribera. Nichts mehr von anmutig lächelnden Madonnen, von schön drapierten Heiligen, von Figuren, die eines Raffael würdig sein sollten. Die Neapolitaner wollten lieber gar nicht, als nach fremder Façon selig werden. Man hat ihnen vorgeworfen, ihre heiligen Frauen und Männer stammten von der Straße oder aus Spitälern; dafür sind sie ehrlich in jeder Bewegung, und wenn die Leidenschaft über diese Gestalten kommt, so reißt sie wirklich fort. Ihre Bilder leben, während den anderen meist nur „lebende Bilder" gelingen.

Digitized by Google

Ganz anders die Eklektiker, zu denen Guido Reni gehört. Ihre Führer sind nicht Stürmer und Dränger wie jene, sondern ruhig ja kühl überlegende Männer, die dem weiteren Verfall der Kunst vorbeugen wollen, die Künstler zur Besinnung rufen, Maler, die nicht vergessen können und wollen, was die Zeit vor ihnen geleistet hat; die sich aber den großen Meistern auch nicht willenlos hinzugeben dachten, wie jene Manieristen. Denn wenn die italienische Kunst des XVII. Jahrhunderts auch von der Führerrolle zurückgetreten ist, von dem Glanz der niederländischen und spanischen Meister überstrahlt wird, so hat doch auch sie den neuen Geist des neuen Jahrhunderts mit jedem ihrer Werke betätigt, mag es der oder jener Richtung angehören. Das Jahrhundert, in dem Velazquez, Rembrandt, Ruysdael gemalt haben, ist das Jahrhundert der malerischen Entdeckungen, und strebte Italien nicht mehr allen anderen vor, so bleiben die Italiener doch auch nicht zurück. Naturalisten wie Eklektiker studieren beide auf ganz neue Art die Natur, die jetzt kein, auch gar kein Geheimnis mehr zu haben scheint, und nur äußerlich unterscheiden sie sich durch Maßlosigkeit oder Vornehmtun voneinander. Ihrer Zeit wurde der Gegensatz freilich noch fühlbarer und deutlicher durch wilde Reibereien unter den Malern beider Richtungen, die in der niemals sonderlich friedlichen Künstlergeschichte kaum ihresgleichen haben und auf dem scheinbar so harmlosen Boden der Kunst ein Echo des Kriegslärms zu geben scheinen, der damals die Welt erfüllte.

Den Naturalisten von Neapel also traten die Eklektiker von Bologna gegenüber, dem feurigen und in der Kunst ganz traditionslosen Süden der ruhigere und bildungsstolze Norden. Auch dieser Gegensatz der Temperamente hat sich — vielleicht mehr noch als der des künstlerischen Bekenntnisses — in jenen Kämpfen ausgetobt.

An den Namen des Caracci knüpft sich jene von den naturalistischen Neuerern so hart bestrittene Kunst. Ludovico Caracci war es, ein gebildeter spekulativer Kopf, der auf den Gedanken kam, die Kunst durch systematischen Unterricht zu lehren und ihre Leistungen zu verbessern. Seine beiden

Abb. 2. Weibliches Bildnis, die sogen. Beatrice Cenci.
Rom, Galerie Barberini.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Großvettern Agostino und Annibale unterstützten ihn darin. Alle drei außergewöhnliche Talente, gebildet an dem Besten, was die große Zeit hervorgebracht hatte und vom heiligen Eifer erfüllt, mit Rat und Tat die echte, einzig echte Kunst, die sie von jenen alten Manieristen verraten glaubten, wieder herzustellen.

Der Weg dazu mutet uns heute modern an, war aber für die Zeit unerhört neu. Bis dahin war der Betrieb der Kunst, der Entwickelungsgang des jungen Malers fast handwerksmäßig gewesen; er begann mit dem Farbenreiben und führte über die Mitarbeit an den Bildern des Lehrers zur Selbständigkeit. Jetzt wird die Ausbildung in ein System gebracht, ja nach theoretischen Gesichtspunkten geleitet.

Die Kunstschule, die jene drei begründeten, nannten sie die „Accademia degli Incamminati", zu deutsch: Akademie der auf den Weg — d. i. auf den rechten Weg — Gebrachten. Man darf sagen, daß alles, was in späteren Jahrhunderten bis heute den Namen Akademie trägt, nach diesen Grundsätzen gebildet wurde. Neben dem Zeichnen nach Gipsabgüssen der besten antiken Statuen wurde mit großer Sorgfalt nach dem lebenden Modell gezeichnet; diese Aktstudien bildeten den Angelpunkt der ganzen Richtung; auf ihrer Exaktheit, auf der Treue und der Kühnheit ihres Wahrheitsdranges beruhte der Wert und die Sicherheit der Schule. Dazu kamen als Vorbilder Stiche und Zeichnungen nach den bedeutendsten Werken der Renaissance. Und um all diese praktischen Studien noch fester zu gründen, wurde auch dem Wort in dem Lehrplan ein breiter Raum gegönnt. Theoretische Vorlesungen wiesen wieder und wieder auf die Vorteile systematischer Ausbildung, auf den Glanz bedeutender Vorbilder hin. Das gibt dieser Schule den negativen, pedantischen Zug in einer Zeit, die rundum in der Welt Künstler am Werk sah, deren Ruhm in der Tat, im Vorwärts- und nicht im Zurückschauen lag. Berühmt, mehr als es verdiente, ist das Sonett des Agostino Caracci geworden, worin er ein Rezept gibt zur Ausbildung eines guten Malers: die Zeichnung von der römischen Schule, Licht und Schatten verteilen wie die Venezianer, das Kolorit von den Lombarden, von Michelangelo den Zug zum Großartigen, Dämonischen, von

Abb. 3. Studie zu zwei Henkern in der Kreuzigung Petri.
Kreidezeichnung im Dresdener Kupferstichkabinett.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

Abb. 4. Der h. Andreas auf dem Wege zum Tode. Fresko in S. Gregorio magno, Rom.

Tizian den Naturalismus, das Beſte jedesmal von Correggio und Raffael, aber auch von Künſtlern, die uns heut kaum bekannt ſind, das, was ſie in ihrer Zeit auszeichnete. So geht es fort durch alle vierzehn Strophen eines Sonetts.

Freilich blieb dies Ragout aus Anderer Schmaus zum Glück nur Theorie; aber der Ehrgeiz, in irgend etwas den großen Meiſtern ähnlich zu werden, hinderte doch ewig und immer all die bedeutenden Talente, die ſich dieſer Richtung ergaben, an voller und ſelbſtbewußter Entfaltung ihrer Perſönlichkeit. Das hat ſelbſt der erfahren, deſſen Begabung ihn zum Größten berechtigt hatte, wenn er in eine andere Zeit oder ein anderes Land hineingeboren wäre, Guido Reni.

Er kam in der gelehrten und muſikaliſchen Stadt Bologna zur Welt. Aber als wollte das Geſchick ihn für die Unbill entſchädigen, daß es in jener Zeit die Wiege eines der größten Malertalente nicht an die Schelde oder Amſtel oder an den Guadalquivir ſtellte, ſo lieh es ihm in verſchwenderiſcher Fülle Gaben, die ihm ſein Leben lang den Weg zum Ruhm geebnet haben: ein engelhaft ſchönes Kind fand der Vater von einer Reiſe heimkehrend vor, und dieſes Erbteil der Mutter Junipera Pozzi blieb dem Maler bis ins Alter bewahrt. Noch aus einem ſpäten Selbſtporträt (Abb. 1) blickt uns ein alter Herr an, wie man ſie in Italien öfter mit Bewunderung ſieht: Erſcheinungen von einer Vornehmheit und einem Adel, die ſich im Norden faſt nur bei der alten Ariſtokratie finden, die aber im Süden als Beiſpiele einer aufs höchſte verfeinerten Raſſe faſt auf Schritt und Tritt unſer Staunen erregen. — Wie bei van Dyck haben Schönheit und Grazie im Leben wie in der Kunſt auch über ihn ſchützend ihre Hand gehalten, und wie jenem erwuchſen auch ihm aus dieſen alle Reize und alle Fehler ſeiner Werke.

Seine Laufbahn war glänzend und ohne Kämpfe. Im achten Jahre brachte ihn der Vater zu dem Niederländer Dionigio Calvaert in die Lehre; bei der Wahl ſeines Berufes kann er alſo kaum auf Widerſtand geſtoßen ſein. Sein erſter Lehrer, ein Antwerpener von Geburt, war in Italien zum Italiener, in der Schule der letzten bologneſiſchen Hochrenaiſſancekünſtler zum geſchickten Manieriſten geworden. Auf Guidos angeborenes Talent hat er nur die Wirkung des trefflich anleitenden Lehrers gehabt, aber in ſeinem Atelier, das ſich in dem ſchönen, mit zierlichen Kapitellen und Medaillons ge-

Digitized by Google

schmückten Renaissancepalast der Familie Bolognini befand, lernte der junge Künstler das breite Schaffen und die ungebundene, weil skrupellose Leichtigkeit kennen, deren jene Generation fähig war. Mehr als Calvaert ihm aus sich zu geben hatte, schöpfte sein werdendes Genie aus der unmittelbaren Anschauung der Renaissancekunst, die im Verein mit der herrlichen Natur, den anmutig bewaldeten Hügeln und Bergen, den Blicken über die weite Ebene oder endlose Gebirgsketten bis an den blauen Apkräftigen und kunstsinnigen Herrschergeschlechts der Bentivogli — von außen her die besten Kräfte herbeizuziehen oder sich wenigstens Werke von ihnen zu verschaffen. — So prangen die herrlichen Portale von S. Petronio im Schmuck der über alles lebendigen Reliefs des großen, zu wenig gekannten Sienesen Jacopo della Quercia, so leuchtete von einem Altar der kleinen Kirche S. Giovanni in Monte aus prachtvollem Renaissancerahmen Raffaels h. Cäcilie herab, das Bild, das aus Guido Renis Gedanken beim

Abb. 5. Gottvater und musizierende Engel. Fresko in einer Altarnische von S. Gregorio magno, Rom.

pennin Bologna zu einer der schönsten Städte Italiens macht. Die zierlichen und stolzen Paläste der Früh- und Hochrenaissance mit dem reichen Terrakottenschmuck, dem schönen Motiv der schattigen Säulengänge im unteren Geschoß, die rechts und links die Straßen begleiten, die reich ausgestatteten Kirchen können für sein empfängliches Auge nicht ohne Eindruck geblieben sein. Bologna hat selbst in jenen glücklichen Zeiten der italienischen Renaissance keine führenden Geister hervorgebracht, aber immer verstanden — oft unter der Leitung des Malen nie mehr ganz verschwinden konnte und von dem seine Kunst in Köpfen wie in ganzen Gestalten ein vielfaches Echo gibt. Weniger Eindruck mag ihm die schlichte Sanftmut und Zartheit der alten einheimischen Maler gemacht haben; von den stillen tränenerischen Madonnen und Heiligen in Francesco Francias schöngefärbten Heiligenbildern findet man bei ihm, der sich nie scheute, eine fertige Form für einen Gedanken von anderen zu übernehmen, niemals auch nur den leisesten Klang. Sanftmut und Einfachheit lag nicht mehr in der Zeit; und eigene

Digitized by Google

Wege, dem Zeitgeſchmack zum Trotz, gehen, lag nicht im Charakter der damaligen Maler Italiens, am wenigſten der Bologneſer Schule.

Raſch muß Guido alles, was es bei Calvaert zu lernen gab, an ſich geriſſen haben. In geradezu beängſtigender Frühreife — ſelbſt für einen ſchnell ſich entwickelnden Südländer — zeigte er in ſeinem dreizehnten Jahre ſolche Fertigkeiten, daß der routinierte Lehrer ihm unbedenklich die Aufſicht über die Arbeiten der Mitſchüler anvertraute.

Aber bald ſah ſich der alte Manieriſt von ſeinem hoffnungsvollſten Schüler getäuſcht. Der Glanz ſeiner traditionellen Schule verblaßte vor der neuen Zeit, und ſchon dem Geſtirn der Caracci mit ſeinem erborgten Licht hielt er nicht Stand.

Der Eifer, mit dem Calvaert in Wort und Tat gegen jene neue Kunſt kämpfte, konnte nicht hindern, daß aus ſeinen eigenen Reihen Überläufer erſtanden. Der noch nicht zwanzigjährige Guido erkannte das künſtleriſche und moraliſche Übergewicht der klug und gewiſſenhaft arbeitenden Akademie und ging zum Schmerz ſeines Lehrers in das Lager der Feinde über. Mit ihm ſchloß ſich den Caracci der drei Jahre jüngere Francesco Albani aus Calvaerts Werkſtatt an,

Abb. 6. Aurora. Fresko im Casino Rospigliosi, Rom.

Digitized by Google

eines der leichtesten und glücklichsten Talente unter den Eklektikern, dessen Amorettenreigen in blühenden Landschaften noch heute in italienischen Galerien zahlreichen Touristen und Touristinnen als besonders „süß" im Gedächtnis bleiben, länger als irgend ein ernstes Werk der großen Kunst. — Bei Guido und Albani fanden sie in der Werkstatt Ludovicos bereits den geistvollen und graziösen Domenichino vor, vielleicht das ursprünglichste Talent der ganzen Schule. Denn in seinen allerliebsten Nymphen Dianas lebt wirkliche Harmlosigkeit und naive Freude, die unter so vielen künstlich gestellten und theatralischen Bildern der Schule wahrhaft erquickend wirkt.

Das Jahr 1595 wird man als den Höhepunkt in Ludovico Caraccis Lehrtätigkeit bezeichnen dürfen: dreier solcher Schüler zugleich hat sich kaum ein Meister je rühmen können. Noch kurze Zeit hingen Guido die Eindrücke an, die er von den Manieristen mitgebracht. An Ludovico Caracci hatte er einen Lehrer und Meister, der starken jungen Talenten durch seine überlegte Kunst nur förderlich, nicht durch eine überragende Persönlichkeit gefährlich werden konnte. Die frisch im Aufsteigen begriffene Kraft war dem älteren Meister bei seinen großen Aufträgen willkommen. Aber aus den Werken, an denen Guido mithalf, leuchtet doch schon die Selbständigkeit hervor, die ihn seinem Meister überlegen machte; denn Ludovico konnte sich fast niemals ganz von Erinnerungen an Correggio und Parmeggianino befreien, denen er unendlich viel verdankte. Der Beifall, den die Arbeiten des jungen Meisters fanden — sogar Verse des damals hochgeschätzten Dichters Marini trugen sie ihm ein —, mag das Verhältnis zwischen Meister und Schüler nicht verbessert haben. Guido machte sich selbständig und trug schon im Jahre 1598 über Ludovico einen Sieg davon, als es sich um eine Konkurrenz für Fresken im Palazzo Publico handelte. Was er dort gemalt hat, ist leider zerstört; auch die Fresken im Palazzo Zani bald danach sind jedenfalls nicht mehr an Ort und Stelle, vielleicht an unbekannter Stätte in England aufbewahrt. Es mag ein großer Verlust sein: sie behandelten später von Guido immerhin selten gewählte mythologische Gegenstände, und auf sie gründete sich sein Ruf.

Den Anlaß zu jenen Fresken im Palazzo Publico hatte ein Besuch Papst Klemens' VIII. Aldobrandini gegeben. Vielleicht trug deren glänzende Ausführung dem Künstler eine Aufforderung ein, nach Rom zu kommen. Zwar ist ein solch vorübergehender Aufenthalt Guidos in der Stadt des Papstes nicht sicher zu erweisen, aber ein Umstand macht ihn wahrscheinlich, wenn auch nicht ganz fraglos. Das berühmte Bildnis der Beatrice Cenci müßte, wenn es seinen Namen mit Recht trägt, damals gemalt sein (Abb. 2).

Im Jahre 1599 stand die italienische Welt unter dem Eindruck eines erschütternden Prozesses. Eine vornehme junge Römerin hatte im Einverständnis mit ihren Brüdern den eigenen Vater ermorden lassen, weil ihre Schönheit vor seinen Nachstellungen nicht sicher war. Sie wurde hingerichtet, aber ihr Schicksal rief weit über den Bannkreis Roms hinaus leidenschaftlichste Teilnahme hervor. Noch vor wenigen Jahren konnte man die Geschichte so lebendig erzählen hören, fast wie von einem Zeitgenossen und Augenzeugen, bei dem alten Abramo am Palazzo Cenci, der die besten Carciofsi zuzubereiten verstand. Wie manchen Sonntagsreisenden hat er damit geködert — denn für die Zeit, wo es keine oder keine guten Carciofsi gab, hatte er jedenfalls die rührende Geschichte, und wie mancher arme Journalist hat daraus in der heimischen Zeitung ein Feuilleton, wo nicht gar eine Novelle gemacht! — Aber im Jahre 1599 rührte die Geschichte wirklich alle Gemüter, und mehr als eine Stimme aus der Zeit beschäftigt sich mit der ebenso bedauernswerten wie schönen Märtyrerin, den Einzelheiten ihres Prozesses, ja selbst ihrem Gang zur Hinrichtung. Und die einmal erregte Phantasie blieb haften an jenem so rätselhaft rührenden Frauenkopf von Guido in der Galerie Barberini, dem man seitdem mit empfindsamem Schauer in die Augen sieht. Wie hier sollen auch der armen Beatrice ein paar Strähnen ihres goldblonden Haares beim Gang zum Richtplatz gar rührend unter dem Kopftuch sich hervorgestohlen haben. Aber sonst beweist nichts, als der gute Wille und die Zähigkeit der Fremdenführer, daß zwischen jener lieblichen Römerin und diesem Bild Guidos die Fäden sich hin und her spinnen. Denn will man offen sein, so zeigen Vortrag und

Digitized by Google

Abb. 7. Ecce homo. Nach dem Gemälde von Guido Reni. Paris, Louvre.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Digitized by Google

Malweiſe eine Flüſſigkeit, die dem Meiſter erſt ſpäter eigen wurden. Immerhin iſt es möglich, daß ein ſtarker Eindruck von außen her ihn ſo tief ergriff, daß es ihn einmal über ſich ſelbſt hinaushob; und ganz perſönlich muß der Eindruck geweſen ſein, denn der Typus dieſes Kopfes kommt auch in ſeinen ſpäteren Werken wieder und wieder vor.

Mag nun dies rätſelhafte Bildnis jener armen Beatrice ähnlich ſein oder nicht, eine Ähnlichkeit hat es doch, nämlich mit jenem ſchönen Violinſpieler, der früher im Palazzo Sciarra war und allen alten Rompilgern ſchön genug erſchien, um als ein Werk Raffaels zu gelten. Mit dem ſcheint die ſogenannte Beatrice zu wetteifern: ſie blickt wie er den Beſchauer ſo träumeriſch melancholiſch über die herausgedrehte Schulter an und zeigt wie er die anmutige Wendung des Halſes. Hat Guido ſein Bild im Wettſtreit mit jenem herrlichen Porträt gemalt, ſo durfte man ſicher ſein, daß es in Rom entſtanden iſt, aber daß es Beatrice Cenci iſt, wird durch nichts bewieſen. Sicher iſt nur, daß alle edlen und empfindſamen Seelen, wenn ſie es nicht bloß für Menſchenſchickſal, ſondern auch für Kunſt ſind, von dem Bild einen tiefen Eindruck mitnehmen ſollten. Auch hier iſt Name Schall und Rauch. Wer aber den Verluſt jenes geliebten Namens nicht verwinden kann, für den brauchte nicht ein Meiſter wie Guido Reni am Werk geweſen zu ſein; ein Wachsfigurenkabinett mit Helden und Heldinnen der letzten Kriminalprozeſſe täte es für den auch.

Abb. 8. Der bethlehemitiſche Kindermord. Bologna, Pinakothek.

Im Leben dieſes ſchönen Malers der Schönheit und Anmut ſpielten ſeltſamerweiſe, wie man weiß, die Frauen keine Rolle. Nur ein Geſicht trifft man neben jener vermeintlichen Beatrice fortwährend in ſeinen Bildern an: das Antlitz der Niobe. Wenn Freunde und Schmeichler Guidos angeborenes Talent lobten, ſo pflegte er auszurufen: „Mit Mühe und Arbeit hab' ich mein Wiſſen und Können erworben. Das kommt niemandem im Schlaf. Jene vollkommenen

Ideale sind mir nicht im Traum und in der Verzückung offenbart worden — in den antiken Statuen liegen sie, die ich länger als acht Jahre nach allen Seiten hin studiert habe, um mir ihre wunderbare Harmonie anzueignen."

Die Niobe mag ihn in Rom gefesselt haben, oder unter den Gipsen, nach denen bei den Caracci die Antike studiert wurde, befand sich ein Abguß des berühmten Werks. Die Erinnerung an diesen Kopf hat ihn durch die meisten seiner Werke begleitet.

Was ihm sonst sein erster römischer Aufenthalt an Erfolgen eingebracht, wissen wir nicht. Für mehrere Jahre war er wieder in den alten Kreis nach Bologna zurückgekehrt, selbst die Beziehungen zu Ludovico Caracci hatten sich neu geknüpft. Mit Recht haben die Caracci etwas bedenklich auf den rasch wachsenden Ruhm Guidos gesehn: er „wußte zu viel," und Annibale warnte den Ludovico: „Du wirst noch einmal über ihn zu seufzen haben." Er ahnte, daß Guido sie einst überstrahlen sollte; und mehr als das: in der allgemeinen Schätzung hat er sie geradezu verdrängt: von den Caracci spricht heute kaum jemand, Guido hat viele Freunde und sein Name wirkt schon fast hypnotisierend auf viele Italienreisende.

Noch aber war das Zerwürfnis mit dem Lehrer nicht eingetreten, noch arbeiteten beide zusammen in dem Kloster von San Michele in Bosco auf dem anmutigen Hügel vor Bologna. Aber von Guidos Fresken dort ist so gut wie nichts erhalten.

Schon 1605 finden wir ihn wieder in Rom, mitten in einem Kunstleben, das nicht von den vergleichsweise harmlosen Kämpfen zweier Ateliers wie in Bologna beherrscht wurde, sondern wo die Gegensätze hart aufeinanderprallten.

Seit der Zeit, da Julius II. Raffael, Bramante und Michelangelo an sich gezogen, hat Rom kein so großartiges Kunstleben gesehen, wie jetzt unter Papst Paul V. Borghese. Was den Renaissancepäpsten kaum gelungen ist, mit allen Anstrengungen Rom äußerlich eine Physiognomie zu geben, das haben die Päpste des Barock erreicht. Sixtus V. Peretti (1585—1590) hat die ewige Stadt gleichsam „verdoppelt". Auf sein Geheiß erstand die Aqua Felice, jene gewaltige Nische mit der Gestalt des Moses, der brausende Wasser aus dem Felsen hervorruft, die spanische Treppe, der Lateransplatz; er stellte den antiken Obelisk auf den Petersplatz und ließ die Mark Aurels- und die Trajanssäule restaurieren. Paul V. aus dem Hause Borghese (1605—1621) hat dann die bedeutendsten italienischen Maler jener Zeit unter seinen Augen gehabt. Als Guido Reni dorthin kam, fand er Annibale Caracci im Palast der Farnese beschäftigt, eine lange Galerie auszumalen mit mythologischen Szenen, die fast das einzige sind, was wir von jenen Künstlern noch heute mit Freude genießen können. — Aber die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte doch damals das Treiben eines anderen Künstlers auf sich, des Naturalisten Caravaggio. Die aus dem Leben gegriffenen Typen, die um keine, auch die berühmteste und bewährteste Schablone bekümmerte Leidenschaft seiner Gestalten zog besonders das Volk an; aber wenn etwas für Caravaggio spricht, der damals und später so hart getadelt wurde, so ist es das: daß außer den von ihm in ihrem Ansehen bedrohten Caracci und den alten Manieristen keiner aus der jüngeren Generation, mochte ihn die Akademie noch so verschwenderisch mit den Kunstgriffen der älteren Malerei ausgestattet haben, sich seinem Einfluß hat entziehen können. Auch Guido hat damals in Rom eine Kreuzigung Petri gemalt, die bei Freund und Feind Schrecken erregte. Es ist das berühmte Bild in der Vatikanischen Galerie: der Heilige mit dem Kopf nach unten ans Kreuz geheftet von den rohesten Henkergestalten, eine Szene, auch in Farbe und Licht so schauerlich und leidenschaftlich, wie sie damals etwa nur dem Führer der Richtung, Caravaggio selbst gelingen mochte (Abb. 3). Merkwürdig war die Wirkung: Annibale Caracci war empört über diesen Abfall eines Bolognesers von der eben neu begründeten Kunst, der wilde Neapolitaner aber wollte es nicht ruhig hinnehmen, daß einer aus der feindlichen Schule mit seinen eigenen Mitteln Erfolge wie diesen einstrich, mit ihm rivalisierte. Mit der Klinge und nicht dem Pinsel wollte er ihm antworten und forderte Guido zum Duell heraus. Guido selbst blieb ruhiger: für Caravaggios Kunst war er voller Bewunderung, sich dafür zu schlagen, daran dachte er nicht, und — die einflußreichen Gönner und die großen Auftraggeber neigten sich nicht nach

Digitized by Google

Abb. 9. Die Beweinung Christi mit den Schutzpatronen von Bologna (Madonna della Pietà). Bologna, Pinakothek.

Digitized by Google

Abb. 10. Mater dolorosa. Berlin, Altes Museum.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

dieser Richtung. Er blieb bei dem Eklektizismus, für den seine korrekte Natur geschaffen war, und der Erfolg gab ihm recht — für seine eigene Zeit wenigstens; und Rom war der Schauplatz seiner ersten Triumphe in der großen Welt.

Keine Zeit hat höhere Ansprüche an die persönlichen Eigenschaften, das Auftreten der Künstler gestellt, als jene. Wie Rubens, van Dyck, Bernini, so verdankt auch Guido einen großen Teil seiner Erfolge, seiner Geltung bei vornehmen Gönnern der Sicherheit und Gehaltenheit seines Auftretens. — Mächtige Kardinäle wetteiferten, ihn zu fördern. Kardinal Scipio Borghese machte ihn zu seinem Famigliaren: ein festes Monatsgehalt, Quartiergeld, Wein, Brot und Holz wurden ihm gewährt, unbeschadet der Einzelhonorare für seine Bilder, die er selbst zu bestimmen hatte. Auf dieser sicheren Basis entfaltete sich nun allerdings sein Talent erstaunlich: seine glücklichsten Schöpfungen überhaupt gehören jener Zeit an.

So sehr die Kunst auch damals schon für die Andacht schaffen mußte, soviel große Altarbilder von den Malern verlangt wurden, die vornehmste Aufgabe war doch noch immer die Freskomalerei und in dem weiten Maßstab, den diese zuläßt und fordert, schuf Guido jetzt seine berühmtesten Werke; zuerst

Digitized by Google

Abb. 11. Die Madonna auf Wolken von Heiligen verehrt („Madonna del Rosario"). Bologna, Pinakothek.

Digitized by Google

in S. Gregorio magno das Breitbild des heiligen Andreas (Abb. 4). Auf dem Gang zum Richtplatz sinkt der Märtyrer anbetend in die Kniee, als er des Kreuzes ansichtig wird, an dem er sterben soll. Vom Hintergrund her blickt das Marterholz herüber und bringt Bewegung in die figurenreiche Gruppe. Der Hauptmoment nimmt genau die Mitte ein, um ihn fügen sich der vorwärtskommende und der abgehende Teil des Zuges, und als Statisten rahmen hübsche Frauengruppen das Ganze ein. So malt und komponiert jemand eine ernste Szene, der weiß, warum er gefällt und nicht denkt, sich den Beifall durch übertriebenen Ernst zu verscherzen. Alle Figuren sind zuerst und zuletzt damit beschäftigt, schön zu sein, und scheinen dabei ganz zu vergessen, daß sie noch etwas anderes darzustellen haben: darüber sind die wilden Henker, die rauhen Krieger wirklich zahm geworden, und ihre Teilnahmlosigkeit läßt auch den Heiligen selbst nicht zur Geltung kommen. Etwas weniger bolognesische Akademie und dafür etwas mehr neapolitanische Wildheit und der rührende Vorgang hätte den passendsten Kontrast. So ist's ein lebendes Bild mehr, ohne einheitlichen Zug, ohne den Zusammenhang inneren Lebens, nur mit einer Fülle rein äußerlich schöner Züge; alle Figuren sind äußerst korrekt gezeichnet und modelliert, die Gewänder vom Lendentuch bis zum Mantel tadellos gefaltet und gefältelt, ein glänzendes Beispiel nüchterner Akademiekunst, aus dem nur ab und zu so entzückend anmutige Gestalten, wie die Frau zur Linken mit dem Turban ausleuchten. Sie lassen dann bedauern, wieviel Mühe auf ein Werk verwendet ist, das schließlich doch gleichgültig läßt. Aber die Zeit hat anders geurteilt, und Guido verdankte dem heiligen Andreas seinen Ruhm. Für uns ist er doch heute immer der Maler der „Aurora", jenes herrlichen Deckenbildes im Gartenhaus des Palastes Rospigliosi zu Rom, das ihn einmal in seinem Leben den großen Malern der Hochrenaissance nahebringt (Abb. 6). Die „Aurora" ist nächst der Sixtini-

Abb. 12. David mit dem Haupte Goliaths. Paris, Louvre.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Digitized by Google

Abb. 13. Der Wettlauf der Atalante und des Hippomenes. Neapel, Museo nazionale.

ſchen Madonna vielleicht das populärſte Bild der italieniſchen Kunſt, und ihre Beliebtheit hat eine traurige Kehrſeite: wer das Original ſehen will, muß ſich durch eine Schar von Kopiſten und Kopien hindurchwinden, die den ganzen Saal erfüllen. Auch iſt ſie ſenkrecht über dem Kopf an der Decke nicht leicht zu betrachten. Aber all dieſe Mühe belohnt ſich. Nur einmal noch ſind olympiſche Weſen ſo leuchtend ſchön und doch ſo kraftvoll belebt worden: in Raffaels Pſychebildern in der Farneſina. Hier reißt alles den Beſchauer hin: die Schönheit der einzelnen Geſtalten vom ſtrahlenden Sonnengott ſelbſt bis zur in entzückendem Wirbel ſich voranſchwingenden Aurora, die dem Bild den Namen gegeben hat: die Bewegung, der alle Geſtalten folgen, die alle treibt, der Sturm der Roſſe und der eilende Reigenſchritt der Horen; und dazu kommt die Farbe: berauſchend bricht mit dem ſchönen Zug, von links her den Sonnengott umfließend, ein goldener Lichtſtrom gegen die Dunkelheit vor, und die Roſen, die Aurora ſtreut, fallen herab zu den nächtlich blauen Zügen der Landſchaft in der Tiefe. — Wie Raffaels Götter und Göttinnen, ſo unbeobachtet und friſch bewegen ſich dieſe Geſtalten und dem Lob ihrer Erfindung kann es keinen Eintrag thun, daß hin und wieder ein klaſſiſches Vorbild anklingt: der zurückgeworfene Kopf der Niobe dient dem Künſtler hier zweimal dazu, um ſeligſtes Schauen auszudrücken. Ganz zu äußerſt links blickt das Köpfchen heraus, das den Künſtler ſchon einmal gerührt hat; hier als Hore ſieht es etwas freudiger drein.

Guido Renis Gefühl für Anmut und Seelenſchönheit kam weiblichen und jugendlich zarten Geſtalten weit mehr zu Gute, als männlichen. Nächſt der Aurora beſtätigt das kein Werk mehr als jenes Engelkonzert in der Apſis einer Kapelle von S. Gregorio (Abb. 5): in einer jener anmutigen perſpektiviſchen Täuſchungen, die beſonders die Frührenaiſſance liebte, ſchwindet die dunkle Wölbung und über die allein übrigbleibende Baluſtrade mit ihrem Teppichbehang blicken Engel in die Kirche und ſenden ihre himmliſche Muſik hinunter, während Gottvater auf lichten Wolken ſich herabneigt. Auch

mit diesen strahlenden, von den Tönen ganz erfüllten Gestalten durfte Guido sich zu den größten Malern der goldenen Zeit zugesellen. Er trug die Schönheit — unabhängig von der Zeit, in der er geboren — unveräußerlich in sich. Aber freilich hat er nicht das Glück gehabt, sich auf diesen Höhen zu halten. Mit diesen Werken begann nun die ununterbrochene Kette glänzender Aufträge und Erfolge beim Papst und seiner Umgebung. Für Paul V. malte er die Palastkapelle im Quirinal, der Wohnung des Papstes aus, dann erhielt er den Auftrag, die päpstliche Grabkapelle in S. Maria Maggiore mit Fresken zu schmücken. Sein Selbstbewußtsein wuchs mit seinen Aufgaben: ein Streit mit dem päpstlichen Schatzmeister über das Honorar genügte, um ihn zum stärksten Affront gegen seinen Gönner zu treiben: er verließ plötzlich Rom und ging zurück nach Bologna. Man hat dabei an Michelangelos Flucht vor seinem Papst erinnert, mit Unrecht! Denn aus Guidos Verhalten spricht nur der Übermut des verwöhnten Virtuosen. Schon damals sah er auf hohe Bezahlung, und das Geld spielte in seinem Leben eine um so größere Rolle, als er leidenschaftlich und hoch spielte, die einzige Leidenschaft, die an ihm zu bemerken war. Aber mit kleinlicher Berechnung mochte er sich nicht abgeben; das konnte ihm selbst das Malen verleiden und damals gab es eine Zeit, wo er ernstlich daran gedacht hat, die Kunst aufzu-

Abb. 14. Der heilige Hieronymus. Wien, Galerie Liechtenstein.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

Abb. 15. Studien zu einem segnenden Christkind. Zeichnung von Guido Reni. Florenz, Uffizien.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Digitized by Google

Abb. 16. Der h. Joſeph mit dem Chriſtkind. Petersburg, Eremitage.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

geben und — ſeine Einnahmen lieber aus dem Handel mit den Kunſtwerken anderer zu ziehen. „Um wieviel bequemer iſt es von den Arbeiten anderer zu leben, als ſelbſt ſolche Arbeit zu machen“ — ſo ſprach er ſich offen aus.

Indeſſen wich dieſe Anwandelung bald dem Künſtler in ihm, und er ſoll dann Aufträge um jeden Preis angenommen und ſie in kühnem Vortrag ausgeführt haben. Nach dieſem immerhin kurzen Zwiſchenſpiel rief ihn der Papſt zurück, und ſeine Ankunft in Rom, bei der ihm Kardinäle und Fürſten ein Stück Weges entgegen kamen, glich durchaus nicht der eines launiſchen Künſtlers, dem man verzeihen müſſe. Der Papſt ſagte ſelbſt, Malern und Dichtern ſei alles geſtattet.

Damals ſtand Guido auf der Höhe des Lebens. Ungezählte Anekdoten berichten von den Huldigungen und Schmeicheleien, in

denen sich die Großen der Welt für ihn erschöpften. Ein Kardinal hielt ihm einmal das Seifenbecken beim Rasieren und war nicht wenig stolz, damit etwas ähnliches getan zu haben wie Karl V., als er Tizian den Pinsel aufhob. Der Papst hatte ihm einst erlaubt, in seiner Gegenwart den Hut aufzubehalten. Dieser übertriebene Personenkultus mit den Künstlern belohnte sich schlecht. Schon klagte man, sie nähmen sich zuviel heraus, und was Velazquez, der genialste und zugleich korrekteste Hofmaler der Zeit, damals aus Rom darüber nach

Abb. 17. Die Nähschule. Petersburg, Eremitage.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Hause schrieb, ist ungemein charakteristisch für die Verhältnisse dort und wirkt erfrischend als unbefangenes Urteil eines Zeitgenossen: „Die Maler werden hier mit Ritterkreuzen geschmückt, zuweilen einer mit mehreren hintereinander, Kardinäle heben ihre Kinder aus der Taufe, sie bauen sich Paläste.“ Man riet ihm indes, „nicht ihre Gesellschaft aufzusuchen. Sie würden zu sehr verwöhnt. Sie schienen zu erwarten, daß Päpste und Kardinäle bei ihnen antichambrierten, was auch manchmal der Fall sei. Den meisten sei am wohlsten in den Osterien, und manche seien ungenießbare Sonderlinge. Andere spritzten wie Kröten bei jeder Berührung ihre satirische Galle aus gegen alle lebenden Kollegen und oft auch gegen große Künstler der Vorzeit. Etliche seien durch Größenwahn oder weibische Empfindlichkeit unausstehlich. Als Paul V. dem Guido erlaubt hatte, den Hut aufzubehalten, prahlte er hernach, er würde es auch ohne die Erlaubnis in der Folge getan haben. Die Geschichte vermehrte noch meine Abneigung gegen diesen Spieler, der sich meiner Ansicht nach von allen seiner Schule am meisten von der gesunden Wahrheit entfernt hat, in der Farbe gewiß, aber auch im übrigen.“

So schlagend allerdings von einem Kunstgenossen, der sein Antipode war, ist er weder zu seiner Zeit noch später beurteilt worden. Noch war sein Ruhm in aller Munde, auch als er, wie er selbst sagte, der Intriguen müde, Rom den Rücken kehrte. Seit 1612 hat Guido seine Vaterstadt nie mehr für lange verlassen. Die großen Aufträge wußten ihn auch hier zu finden, und von Genua bis Neapel versorgte er die italienischen Kirchen mit jenen Altarbildern im riesigen

Abb. 18. Die Darbringung Christi im Tempel. Paris, Louvre.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Digitized by Google

Maßstabe, die damals für die pompös ausgestatteten Kirchen des Barockstils die gegebene Dekoration waren. Fresken malte er noch in Bologna, und einige solche Aufträge lockten ihn vorübergehend in die Fremde: nach Ravenna und sogar nach Neapel. Hier war es die Schatzkapelle (Cappella del Tesoro) im Dom, die schon lange ihres letzten Schmuckes harrte.

Die Ausmalung der Kuppel litt unter einer eigentümlichen Schwierigkeit. Die neapolitanischen Künstler waren der Ansicht, daß sie ihnen zukäme, und drohten jedem auswärtigen Maler mit Gift und Dolch. Guido wich schließlich der Gewalt; einer seiner Gehilfen soll schon ermordet worden sein, er wußte, was ihm bevorstand und ging nach Bologna zurück; den armen Domenichino, der ihm folgte, hat nach unzähligen Kränkungen in Neapel wirklich der Tod ereilt, wie man überzeugt war, durch Gift von seinen Feinden.

Die letzten zwanzig Jahres seines Lebens saß Guido als der berühmteste Mann Italiens in seiner Vaterstadt, deren Kunst er den Weltruf verschafft hatte. Nach hunderten belaufen sich die Arbeiten, die von seinem Atelier in die Welt gingen. Jede größere Galerie besitzt mehrere Stücke seiner Hand, am meisten der Louvre; auch Dresden hat zehn Werke. Er ist heut noch im Publikum, weniger bei Künstlern so beliebt wie zu seiner Zeit. Welche Verehrung er genoß, zeigte sich bei seinem Tode. Als er krank wurde, stritt man sich um die Ehre, ihn, der allein lebte, pflegen zu dürfen. Der Kardinallegat bot ihm seinen Palast an, man hielt in allen Kirchen der Stadt öffentliche Andachten für ihn, und sein Tod wurde als ein Gegenstand der Trauer für das gesamte Vaterland erachtet. Am 18. August 1642 ist er gestorben. In der vornehmsten Kirche von Bologna, in S. Domenico, die er selbst ausgeschmückt hatte, wurde ihm das Grab errichtet.

Guido Renis Schätzung hörte mit seinem

Abb. 19. Venus und Amor. Dresden, Galerie.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

Abb. 20. Der Erzengel Michael beſiegt den Satan. Rom, S. Michele.

Digitized by Google

Abb. 21. Bacchus. Florenz, Palazzo Pitti.

auf die schwer dekorierten Altäre paßten diese riesigen und stark bewegten Kompositionen der Himmelfahrt, oder der auf Wolken schwebenden Madonna mit verzückten Heiligen. Aller Ausdruck wird übersteigert, um nur ja der Wirkung auf die gläubige Menge sicher zu sein. So wollte es die Gegenreformation, die ungeheuren und glücklichen Anstrengungen der Kirche, ihre Macht neu zu befestigen und zu kräftigen. Wo dieser Geist aus Guidos und seiner Zeitgenossen Bildern spricht, da weht er uns erkältend an, diese repräsentative Frömmigkeit, dieser offizielle Ausdruck eines inneren heiligsten Gefühls ist uns heute mehr als gleichgültig, er

Tode nicht auf, wie man es heut so häufig findet und fast gewohnt ist; ja im XVIII. Jahrhundert hielt man seine Kunst höher, als die irgend eines anderen Meisters, Raffael nicht ausgenommen. Heut ist er noch der Liebling der großen Masse aller naiven Galeriebesucher, die ihn unbedenklich Rembrandt, überhaupt der gesamten nordischen Kunst vorziehen; aber Künstler und kunstgebildete Laien urteilen nicht viel anders über ihn, als es seinerzeit Velazquez getan. Dem modernen Maler erscheint heute aus der ganzen alten Kunst niemand größer als Velazquez und Rembrandt, die Maler der äußeren und der inneren Wahrheit. Vor einem so geschärften Blick muß vieles in Guidos Werken verblassen.

In seiner Zeit und seinem Vaterlande verlangte man starke Effekte von dem religiösen Maler, und er gab sie. In die damals mit allem architektonischen Prunk und goldener Pracht ausgestatteten Kirchen, verletzt uns, und keine rauschende Pracht des Aufbaues kann uns über diese innere Hohlheit täuschen.

Wie schön ist die Komposition in dem großen Altar der Madonna della Pietà (Abb. 9), der Schmerzensmutter, die zwischen Engeln an der Leiche des Sohnes klagt, mit den Schutzpatronen von Bologna, deren kleines Bild man mit dem der berühmten schiefen Türme in der Tiefe erblickt; wie schön für das Auge alle diese Gestalten, von dem herrlich gebildeten Leichnam bis zu dem schön fallenden Bischofsmantel des heiligen Petronius. — Aber innerlich ergreift uns das alles so wenig, wie die Andacht der Heiligen in dem Rosenkranzbild (Abb. 11), lauter schöne Gestalten, denen man aber über allem schwärmerischen Aufblick nicht glauben mag, daß sie auch innerlich von dem Gefühl durchbebt sind, dem sie Ausdruck geben sollen. Wie viel heiliger als dies feierlich segnende Christuskind berühren uns die anmutig

Digitized by Google

ſpielenden oder träumenden Kinder bei den Meiſtern der Renaiſſance. — Bei Guido ſind es immer Geſtalten, denen das, was ſie innerlich treiben ſollte, fehlt: der Charakter. In Guidos Kunſt vermißt man über aller Schönheit die Energie. Wie leer und kalt bei aller Bewegung ſind ſeine dramatiſchen Szenen, wie der Kindermord (Abb. 8). So wohlgeſittet laufen die ſchönen Mütter auseinander, ſo ordentlich haben ſich die Henker in das Geſchäft geteilt, ſo ſäuberlich und ohne alle Schrecken des Todes ſind die Kinderleichen hingelegt, daß man nicht begreift, warum alle Betroffenen den Mund zum Schreien offen haben, eine faſt lächerliche Gleichmäßigkeit im Effekt, die, als wäre ſie einſtudiert, ihre Wirkung völlig verfehlt. — Der Ausdruck bleibt überhaupt faſt immer gleich; er mutet an wie ein Echo zweier klaſſiſcher Vorbilder: Raffaels heilige Caecilie und die antike Niobe. Deren Kopfwendung hat er begriffen und unzählige Möglichkeiten gefunden, ſie zu verwerten. Für die Geſtalt der klagenden Schmerzensmutter (Abb. 10) war ſie ſchon wie geſchaffen, für den Ecce homo, den vielbewunderten und oft wiederholten dornengekrönten Chriſtuskopf überſetzte er ihn ins Männliche (Abb. 7).

Überall war ihm wie der ganzen Schule verhängnisvoll, daß er für alles, was er ausdrücken wollte, den Ausdruck ſchon irgendwo fertig vorfand: die ſchön drapierte Verſammlung von Heiligen, die auf Wolken freiſchwebenden himmliſchen Scharen. Manche ſeiner Bilder, wie die Kreuzigung Petri (vgl. Abb. 3), auch der David mit dem Haupte Goliaths im Louvre (Abb. 12), zeigen ſeine ſtarke Begabung für den Naturalismus, aber da er dafür nicht ſtark genug empfand, wäre es müßig zu fragen, was er dort erreicht hätte. Was ihm von Naturwahrheit blieb, das ſtört oft nur die auf Grazie und weiche Schönheit gedachten Werke, wie jener Wettlauf der Atalante (Abb. 13). Wie zierlich bewegt weiß die hübſche Läuferin nach dem rollenden Apfel zu haſchen und wie ſteif und ſo ganz nur Zug um Zug nachgemaltes Modell mit feſtgefrorenem Ausdruck iſt der Hippomenes.

Seinen alten Eremiten (Abb. 14) glaubt man nur das Alter, das er Falte für Falte wiedergibt, nicht die Wüſte und die harten ſeeliſchen Kämpfe. Selten packt eines dieſer Bilder den Beſchauer im Inneren; ſie ſind Typen für das, was wir heut akademiſch nennen, gut gezeichnet und oft auch gut gemalt. Aber alles kräftige Anfaſſen, alles

Abb. 22. Der heilige Sebaſtian. Genua, Palazzo Roſſo.

Digitized by Google

feste Auftreten, man möchte schon sagen das Männliche fehlt ihnen.

Wenn es wahr ist, daß Guido Weiberfeind war — man erzählte sich, ein Frauenhemd, das durch Zufall unter seine Wäsche geraten war, habe ihn einst in die größte Wut gebracht —, so hat sich die Weiblichkeit an ihm recht seltsam gerächt: sie stand ihm fördernd zur Seite, wenn es galt, weiche Schönheit, zarte seelische Stimmungen, gar zu gern anfassen möchte und der Chorknabe, der, halb noch Kind, diesem Spiel verträumt zuschaut. Für Kinder und ihr Treiben, überhaupt für solch zarte, leise sich äußernde Stimmungen (Abb. 15, 16) hatte er die größte Begabung, aber seine Zeit verlangte oft anderes von ihm. Sein Erzengel Michael (Abb. 20) hat etwas Bezauberndes, aber man glaubt ihm in seiner weichen Schönheit weder den Kampf, noch

Abb. 23. Die heilige Magdalena. Genua, Palazzo reale.

Anmut und Grazie zu malen, aber — sie ließ ihn auch nicht los, wenn er an Kraft und Leidenschaften dachte oder rühren und fortreißen wollte. Oft hat ihre Laune ihn bei demselben Werke gefördert und gehemmt: wie in der Atalante. In der Darbringung Christi im Tempel (Abb. 18) läßt sie ihn in den Hauptfiguren, die von der Heiligkeit des Vorgangs erschüttert sein sollten, im Stich. Nur das Kind ist reizend und die Nebenfiguren: das Knäblein, das vorn die Tauben dem unterworfenen Teufel seine Gefährlichkeit. — Ganz rein zeigt sich die Zartheit seiner Empfindung selten, aber dann ist er am stärksten, weil er dann ganz er selbst sein darf: die Aurora, die Madonna mit dem stehenden Kind (Abb. 24) sind wahre Triumphe aller Malerei, die „Nähschule" (Abb. 17) — doch wohl die heilige Jungfrau mit ihren Gespielinnen — ebenso lebendig wie schön, auch die Dresdener Venus (Abb. 19) edel, und der lachende Kinder-

Digitized by Google

Abb. 24. Die Madonna. Nach dem Gemälde von Guido Reni. Madrid, Prado.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Digitized by Google

Abb. 25. Kleopatra. Madrid.

kopf des kleinen Bachus sogar erfrischend keck (Abb. 21). Freilich hat ihn auch hier oft der Beifall der Zeit dazu gebracht, leer zu werden: seine beliebten Halbfiguren, jugendlich weiche Gestalten, rührend in ihren Leiden, ob nun der heilige Sebastian (Abb. 22) und Magdalena (Abb. 23) oder die antike Kleopatra (Abb. 25) sind wunderbar schön in der Form und doch unerträglich süßlich. All diesen inneren und äußeren Wandelungen entspricht seine Farbe: goldig klar und strahlend, dann wieder süß, kräftig in den Gegensätzen von Licht und Schatten, selbst gewollt roh, dann wieder von zartem Silberton und überzart bis zum Verblassen.

In der Brust dieses gefeierten Künstlers scheinen zwei Seelen gewohnt zu haben; ganz versteckt und nur schwer erkennbar sprechen sie aus seinen Werken, und im Leben hielt die Weltklugheit sie im Bann. Von seiner Kunst aus wird man sein Selbstporträt jetzt besser verstehen: er erscheint hier nobel und empfindlich, leicht verletzbar, von kleinen Widerwärtigkeiten angeekelt, aber weltklug. Nichts ist charakteristischer für ihn, als was Zeitgenossen von seiner Art Kontrakte zu machen, berichten: er beanspruchte hohe Honorare, von denen zu reden er selbst unter seiner Würde hielt. Aber durch andere ließ er darüber sehr weitläufige Verhandlungen führen. Die einzige Leidenschaft, die man an ihm kannte, war das Spiel, dessen Aufregungen er nicht entbehren konnte. Gewinne machten ihm kaum Eindruck, ja waren ihm zuwider, große Verluste haben ihn oft zur Arbeit getrieben. Bisweilen konnte er wieder unbekümmert um Lohn und Erwerb malen, nur sein Ideal im Auge.

Und über alle diese inneren Widersprüche breitet sich äußerlich der völlig

Abb. 26. Die Verkündigung. Paris, Louvre.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

überzeugende Schein jener ganz harmoniſchen Perſönlichkeit, der er ſeine Erfolge zum guten Teil verdankte. Dieſe „Grandezza" tritt im Leben und in der Kunſt immer da ein, wenn es ſonſt irgendwo fehlt, bei ihm ſo gut wie bei ſeiner ganzen Zeit. Es iſt das Italien der Barockzeit, der Gegenreformation, dem ſeine Kunſt Ausdruck gibt. Und von ihm und ſeiner Kunſt darf man ſagen, was ein italieniſcher Dichter ſeinem Vaterlande zugerufen hat:

„O wärſt du ſtärker oder minder ſchön!"

Freilich, in einer Zeit, die wie die unſere, eine ſo ganz andere Kunſt wünſcht und haben muß, Guido zu tadeln iſt leicht; aber auch im Kunſturteil iſt nichts dauernd, als der Wechſel. Und ſo ſehr ſchwankt die Anerkennung ſelbſt der größten Meiſter! So oft aber eine Zeit die abgeklärte Form des ſcheinbar mühſeligen vor auch ſeeliſch reicherem vorzieht, ſo oft wird auch Guidos Stern aufglänzen.

Sein Schönheitsſinn verhilft ihm zu ewiger Bedeutung.

Digitized by Google

Spuk.

Von

H. Fitger.

„Im Kasino Euer Liebesmahl
Soll ich teilen? Spart mir solche Qual,
Kameraden, schweren Fluches Last
Macht zum Spielverderber Euren Gast,
Und mir würzt die Hölle den Pokal.

Und nun drängt ihr mich mit Plagen, Fragen:
Wie und Was? — In Langensalzas Tagen
Hab' ich — schwarz und weiss war meine
Fahne, gelb und weiss war seine, —
Hab' ich meinen besten Freund erschlagen.

Ach und heut, — ob längst der Friede lacht —
Aus dem Massengrabe jener Schlacht,
Wo ich sei — daheim, — im Freundeskreise —
In der Liebsten Arm — auf lerner Reise —
Kommt er wieder jede Mitternacht;

Öffnet sacht die Tür und hebt
Von zerspellter Stirne, blutbeklebt
Den Verband; ich muss das Grauen
Nacht für Nacht der Wunde schauen,
Die kein Kalk, kein Berg von Sand begräbt.

Spottet; doch erspart mir Euer Mahl;
Wie in mein Gemach in Euren Saal
Würd' er treten um die zwölfte Stunde
Und enthüllen seines Schädels Wunde.
Spottet! — Doch ich stünd' am Marterpfahl."

Doch der Hauptmann bat, der Oberst bat;
Er gab nach und kam. Nun ging der Rat:
Ihn des kranken Wahns zu überführen,
Soll sich Einer als Gespenst maskieren,
Das bei Tafel ihm leibhaftig naht.

Und nach des erschlagnen Freunds Porträt
Machte der Theaterperrückier
Mir Frisur und Bart — ich lieh 'ne alte
Wellenuniform — die Schädelspalte
Rot geschminkt — so harrt' ich beim Portier.

Pfropfen knallten, Toast, Musikkapelle,
Es schlug zwölf, und ich trat auf die Schwelle,
Öffnete die Tür und — aufgeschaut:
Gleich wird tobendes Gelächter laut
Ob des Spuks in voller Gaslichtheile.

Doch statt Lachens gellt ein Todesschrei
Durch die Menge: „Herr Gott, steh mir bei!
Mitternacht! Da drüben — seht, die Tür
Tut sich auf — o seht, es kommt herfür!
Helft mir! Heute kommen ihrer zwei!"

Digitized by Google

Die Staatenbildungen befreiter Negersklaven.

Von Dr. Charpentier.

Als der Nibelungendichter Wilhelm Jordan noch als Lehrer wirkte, hat er einmal im Jahre 1846 eine Geschichte der Insel Hayti veröffentlicht. Er wollte darin, wie er in der Vorrede ausführte, den Nachweis liefern, „daß alle Formen des Menschentypus gleichermaßen befähigt sind, teilzunehmen an den höchsten Genüssen, mitzuwirken an den höchsten Leistungen unseres Geschlechts". Nach seiner Auffassung bewies die Geschichte der Negerrepubliken auf Hayti, daß selbst die verachtetste, ungebildetste, ja absichtlich verwahrloseste Rasse durch den Gedanken der Freiheit so begeistert werden könne, daß verschiedene Männer aus ihrer Mitte „den Rücken noch zernarbt von der Sklavenpeitsche" befähigt gewesen seien, aufzutreten „als begabte Feldherren und geniale Begründer einer neuen, völlig unvorbereiteten gesellschaftlichen Ordnung".

Heute bestehen drei unabhängige, von befreiten Negern begründete Staatswesen, zwei davon auf der Insel Hayti, eines in Westafrika. Die Welt hat die Entwickelung der beiden ersteren seit fast hundert Jahren, des letzteren seit siebzig Jahren beobachten können. Die damit gemachten Erfahrungen sind aber nicht derart, um heute jemand zu ähnlichen Ausdrücken des Enthusiasmus zu begeistern, wie ihn Jordan an den Tag gelegt hat. Wenn einst Menschenfreunde daran gedacht haben, noch weitere Teile der Welt mit befreiten Negern zu bevölkern und durch sie zur Entwickelung zu bringen, so erachtet heute jedermann diese Versuche als endgültig gescheitert und sieht in den vorhandenen sogenannten zivilisierten Negerstaaten nicht eine Errungenschaft der Kultur, sondern einen Fluch. Das von der Natur so reich ausgestattete Hayti vermag im Besitz der Neger zu keiner ruhigen und gedeihlichen Entwickelung zu kommen. Die beiden Republiken Santo Domingo und Hayti befinden sich in fortwährender Gärung. Eine Revolution löst hier die andere ab. Fremde Kaufleute sind ihres Besitzes, ja ihres Lebens nie sicher. Die jeweiligen Machthaber sehen in ihrer Stellung nur das Mittel sich in jeder Weise zu bereichern und Geld zu sammeln für die Tage, wo sie einem anderen Abenteurer weichen müssen. Ebenso schlimm oder noch schlimmer steht es in Liberia, wo die von Amerika eingeführten, vergleichsweise zivilisierten Neger nicht den geringsten erziehlichen Einfluß auf die stammverwandten Landeseingesessenen auszuüben vermocht haben, seit Jahrzehnten nur von Erpressungen und dem Ertrag des Verkaufs aller möglichen Rechte, Landgebiete 2c. leben und die denkbar schlimmste Mißwirtschaft führen.

Da die europäischen Mächte bei allen drei Negerstaaten alle Augenblicke zum Schutze ihrer Staatsangehörigen eingreifen müssen, wie eben gegenwärtig wieder in Hayti, und noch gar nicht abzusehen ist, was eigentlich mit diesen Ländern schließlich geschehen wird, verlohnt es, einen Blick auf ihre Geschichte zu werfen. Ihre Vergangenheit gestattet vielleicht einen Blick auf ihre Zukunft.

Zuerst ins Leben getreten ist die heutige Negerrepublik Hayti. Sie ist ein Erzeugnis der französischen Revolution. Hervorgegangen ist sie aus der seiner Zeit reichsten und blühendsten Kolonie Frankreichs, St. Domingue, die ihrerseits durch französische Seefahrer und Abenteurer im XVII. Jahrhundert in langen Kämpfen den Spaniern abgerungen war. Sie nahm den kleineren Teil der von Kolumbus zuerst kolonisierten Insel Santo Domingo ein, während der größere Teil den Spaniern verblieben war. Dank der im XVII. und XVIII. Jahrhundert sehr lohnenden Rohrzuckerindustrie war die französische Kolonie, wie man in A. Zimmermanns französischer Kolonialgeschichte des näheren nachlesen mag, zu hoher Blüte gediehen. Die ersten Adelsfamilien Frankreichs hatten dort ausgedehnten Grundbesitz erworben und entfalteten schrankenlosesten Luxus. Es beseelte die Pflanzer infolge ihres Reichtums ein starkes Selbstgefühl, welches sie nicht selten zu Widerstand gegen Anordnungen des Mutterlandes veranlaßte.

Als in Frankreich gegen Ende der Regierung Ludwigs XVI. die Stände zusammenberufen wurden, waren es denn auch zuerst die selbstbewußten Vertreter St. Domingues zu Paris, die eine Zuziehung von Abgeordneten dieser Kolonie forderten, während die anderen Kolonien es ruhig hingenommen hatten, daß man auf ihre Bevölkerung keine Rücksicht nahm. Die Pflanzer St. Domingues setzten ihre Forderung 1788 durch und bewirkten, daß im Folgejahr auch verschiedenen anderen Kolonien die Wahl von Vertretern zugebilligt wurde. Aber der Gang der Verhandlungen in den Ständen entsprach wenig den Wünschen und Ansichten der Pflanzer. Als in dem Parlament immer häufiger Anregungen wegen Ab-

schaffung der Negersklaverei erfolgten, fanden die Pflanzer es rätlicher, sich zurückzuziehen und zu versuchen, die Behandlung der kolonialen Fragen der Zuständigkeit des Parlaments zu entziehen. Von 1790 an, wa sie die Ernennung eines ganz in ihren Händen befindlichen kolonialen Ausschusses erreicht hatten, war es das Streben der westindischen Pflanzer, ihre Kolonien möglichst unabhängig vam Einfluß des Mutterlandes zu stellen. Man begann in St. Domingue eigene parlamentarische Versammlungen zu wählen, die französischen Beamten alles Einflusses zu berauben und nach eigenem Gefallen die Verhältnisse der Insel im Inneren wie nach außen zu gestalten. Insbesandere wurde gewaltsam jeder Versuch, die Lage der Negersklaven zu bessern, vereitelt.

Es ist kein Wunder, wenn das sehr energische französische Parlament jener Zeit in einem salchen Verhalten eine Auflehnung gegen seine Autarität erblickte und sich entschlossen zeigte, Unabhängigkeitsgelüsten entgegenzutreten. Es versuchte zunächst, die Pflanzer zu gewinnen, indem es die Pläne der Negerbefreiung u. dergl. fallen ließ und die Selbstverwaltungsrechte der Kolonie bedeutend erweiterte. Als das aber wenig half und die Selbständigkeitsgelüste der Pflanzer von St. Domingue immer unverkennbarer hervortraten, griff man zur Gewalt und sandte 1791 eine starke Flotte nach der Insel. Die Kalonie sallte damals zu einer Provinz Frankreichs gemacht und vollständig entsprechend organisiert werden. Um die Pflanzer mit der Maßnahme auszusöhnen, verbot man dafür bei schweren Strafen jede Aufreizung der Neger zum Aufruhr und wies alle Anträge auf Ausdehnung des Dekrets, betreffend die Menschenrechte, auf Schwarze ab.

Die selbstbewußten Pflanzer gewann das Parlament dadurch nicht und gleichzeitig verletzte es die freien Mulatten, welche sich wohl von französischen Beamten, aber nicht von den Pflanzern regieren lassen wollten. Die Mulatten erhoben gegen die bis dahin befolgte Politik Einspruch und setzten schließlich 1791 durch, daß das Parlament allen freien Farbigen Gleichstellung mit den Weißen zubilligte. Diese Maßnahme war das Signal zum Bürgerkriege in St. Domingue. Die Pflanzer widersetzten sich mit Gewalt der Gleichstellung der freieu Farbigen. Diese, die meist selbst auch Sklaven hielten, bewaffneten darauf ihre Neger, und es begannen blutige Kämpfe, die van den beiderseitigen Sklaven ausgefochten wurden. Die Kommissare des Parlaments kamen in die schwierigste Lage zwischen den kämpfeuden Parteien und außerdem zwischen den Wünschen der Kolonisten und denen des Mutterlandes. Und um der Verwirrung die Krone aufzusetzen, empörten sich nun noch Massen von Negersklaven gegen ihre Herren, ob es Weiße oder Farbige waren. Es blieb den Kommissaren schließlich nur übrig, zunächst die anmaßenden Pflanzer mit Hilfe der freien Farbigen zu unterwerfen, um dann zu versuchen, der aufständischen Sklaven Herr zu werden. Das letztere Ziel war mit Gewalt nicht zu erreichen, zumal seit Spanien 1793 in Krieg mit Frankreich verwickelt wurde und die Aufständischen unterstützte. Die Kammissare entschlossen sich daher am Ende zu einem verzweifelten Schritte und schafften am 29. August 1793 auf eigene Faust die Sklaverei in der Kolonie St. Domingue ab.

Die Hoffnung, damit die Aufständischen zu versöhnen und Herr der Lage zu werden, erfüllte sich nicht. Die Neger trauten den Kommissaren nicht und blieben unter Waffen, und die ihrer Habe beraubten Sklavenbesitzer jeder Rasse gerieten über das Dekret in solche Aufregung, daß sie die benachbarten Engländer um Hilfe anriefen und ihnen verschiedene Häfen übergaben. Binnen wenigen Wochen fiel die ganze West- und Südküste in Englands Hand, während das Innere sich den von dem Neger Toussaint-Louvertüre geführten aufständischen Sklaven ergab. Anfang 1794 war die Kolonie für Frankreich verloren! Toussaint ging daran, sie nach eigenem Gutdünken als ein Negerreich einzurichten und über das Eigentum der geflüchteten oder getöteten Pflanzer zu verfügen. Als 1796 eine neue französische Kommission mit verschiedenen Kriegsschiffen an der Küste erschien, um die Kolonie neu zu organisieren, hatten die Kommissare lediglich mit Toussaint zu rechnen, der ihren Wünschen nur, saweit es ihm paßte, entgegenkam.

Trotzdem machte Napoleon 1801 einen neuen Versuch, die Kolonie wieder in die Verfügung des Mutterlandes zu belommen. Er hatte Spanien zur Abtretung seines Anteils an der Insel gezwungen und wollte sie zum Mittelpunkt der französischen Stellung in Westindien machen. Kaum erfuhr das Toussaint, so rückte er mit seinen Truppen im spanischen Gebiete ein und veranlaßte die Spanier zur schleunigen Räumung der Insel. Im Namen Frankreichs erklärte er sich nun zum Gouverneur des ganzen Hayti, setzte eine gesetzgebende Versammlung an die Spitze der Regierung, verpachtete die verlassenen Pflanzungen, führte Arbeitszwang ein und ordnete die Handelsverhältnisse. Mit den wenigen an der Küste befindlichen Vertretern Frankreichs wußte er sich zu vertragen und dem Auslande gegenüber als Vertreter Frankreichs hinzustellen. — Unter dem Einflusse der geflüchteten, ihres Besitzes beraubten Pflanzer erachtete Napaleon diesen Stand der Dinge für unwürdig. Er fand es nötig, die Neger Frankreichs Herrschaft zu unterwerfen. Zwar beabsichtigte er nicht, hier wieder die Sklaverei einzuführen, wie er das bei den anderen Kalonien 1802 tat. Doch hielt er einen bestimmten Arbeitszwang und in dem ehemals spanischen Teil Haytis Aufrechterhaltung der dort rechtlich nicht abgeschafften Sklaverei für nötig. Sein Schwager, der General Leclerc, sallte an der Spitze von 20000 Mann nicht nur diese Anordnungen verwirklichen, sondern auch den zu mächtigen Taussaint unschädlich machen.

Der letztere Zweck der lostspieligen Expedition ist bald erreicht worden. Insolge der unter den Farbigen herrschenden Spaltungen gelang es Leclerc, Toussaints Macht zu brechen und sich seiner Person zu bemächtigen. Er ist 1803 in einer Festung im Jura als Gefangener gestarben. Die Hoffnung aber, damit der Erhebung der Schwarzen Herr geworden zu sein, erfüllte sich nicht. Wohl lonnte Leclerc einige Monate lang auf der Insel nach Belieben schalten, sie wieder in ähn-

licher Weise wie vor der Revolution einrichten und den Pflanzern ihr Eigentum zurückgeben, doch jede seiner Maßnahmen versetzte die Neger in neue Erregung und ließ die inneren Gegensätze verschwinden. Als man französischerseits gar wieder an neue Einführung der Sklaverei dachte, flammte neuer Aufstand auf. Leclerc erlag dem Fieber, seine Generale wurden Schritt für Schritt zurückgedrängt, und als 1803 wieder englische Flotten vor der Insel erschienen, war das Schicksal der teuren Expedition besiegelt und der einst französische Teil Haytis für Frankreich verloren. 1809 mußte es auch den bis dahin gehaltenen einst spanischen Teil räumen, und für die Entstehung der Negerrepubliken Hayti und Santo Domingo war die Bahn frei.

Die erstere trat 1804 ins Leben. Der einstige Mitkämpfer Toussaints, der ehemalige Sklave Dessalines, wurde von seinen Anhängern zum Generalgouverneur auf Lebenszeit gewählt und jeder Franzose in Hayti geächtet. Rücksichtslos wurde alles, was von französischen Bewohnern noch dort lebte, hingemordet. Dessalines' Herrlichkeit dauerte nicht lange. Er hatte auf eigene Faust sich den Kaisertitel beigelegt und eine Verwaltungsorganisation geschaffen. Damit erregte er bei seiner Umgebung soviel Mißmut, daß er 1805 von ihr ermordet wurde. An seine Stelle trat der ebenfalls von Toussaint geschulte General Christophe, aber mit sehr beschränkten Befugnissen unter einer von General Pétion entworfenen Verfassung. Kaum im Sattel, marschierte er gegen Port-au-Prince, wo der die Geschäfte leitende Senat saß, nahm es ein und proklamierte eine neue, ihm genehmere Verfassung. Die Folge war, daß der Senat ihn absetzte und den General Pétion zum Präsidenten wählte. Zwischen beiden Präsidenten begann langwieriger Krieg, und das unglückliche Land kam nicht zum Aufatmen. Als nun gar 1810 noch der früher in Hayti einflußreiche, bis dahin in Frankreich gefangene, Mulatte Rigaud auf der Insel erschien, wurden die Verhältnisse ganz unhaltbar. Um einem allgemeinen Bürgerkrieg vorzubeugen, entschloß sich Pétion damals in eine Teilung des Landes in vier Provinzen zu willigen. Außer den drei erwähnten Führern, die jeder einer Provinz vorstanden, hatte man noch einem Afrikaner Goman ein Gebiet eingeräumt.

Als Rigaud 1811 starb, schloß sich sein Gebiet an das Christophes an, der sich zum König proklamierte und Henry I. nannte. Trotz seiner Grausamkeit und Willkür übte er mehr Einfluß auf die Neger aus als Pétion. Einen 1814 von Frankreich gesandten Kommissar, der Wiederunterwerfung der Insel verlangte, ließ er erschießen und rüstete sich energisch gegen eine erwartete neue französische Expedition. Auf die Länge konnte er sich aber doch nicht halten. Als 1819 der im Vorjahr an Stelle des verstorbenen Pétion getretene Präsident Boyer gegen ihn zu Felde zog, verließen ihn seine Truppen, und er tötete sich selbst. Auch Gomans Herrschaft wurde damals ein Ende gemacht, und Boyer herrschte über ganz Hayti, wozu 1822 noch der spanische Teil der Insel trat.

Dieses spanische Gebiet war nach der Eroberung durch England Spanien zurückgegeben und wieder in der alten Weise organisiert worden. Während der ganzen Zeit bis 1821 war es aber nicht zur Ruhe gekommen. Alle Augenblicke regten sich irgendwo Unruhen. Man hat vierzehn kleine Aufstände gezählt, bis 1821 ein gewisser José Nuñez de Caceres mit einer kleinen Schar die spanische Besatzung übermannte und das Land als „Colombia" zur Republik erklärte. Die vorwiegend schwarze, großenteils aus Hayti stammende Bevölkerung brachte den Streitigkeiten der Spanier und Kreolen wenig Sympathie entgegen. Kaum hatte Caceres die Republik proklamiert, so wandten sie sich an Boyer und baten ihn um die Einverleibung in die haytianische Republik. Boyer entsprach der Bitte. Er marschierte 1822 gegen Santo Domingo und konnte, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, es seinem Staate zuschlagen.

Bei der Schwäche des damals mit seinen südamerikanischen Wirren vollbeschäftigten Spanien war ein ernstlicher Angriff von seiner Seite kaum zu fürchten. Und auf einen erneuten Versuch Frankreichs, seinen alten Besitz wiederzuerobern, brauchte man zu jener Zeit kaum noch Rücksicht zu nehmen, so sehr auch die ihrer Habe beraubten einstigen Pflanzer in Paris auf ein solches Abenteuer hindrängten. Boyer, dessen Vater ein weißer Schneider gewesen war und der lange in Frankreich gelebt hatte, wäre somit wohl in der Lage gewesen, alle Aufmerksamkeit der Regelung der inneren Verhältnisse und der Entwickelung der fruchtbaren Insel zu widmen. Doch eitel nnd schwach, wie der Präsident war, kam es ihm mehr auf Befriedigung seiner Prunksucht und seines Ehrgeizes an. Er wünschte vor allem eine formelle Anerkennung seiner Stellung durch die anderen Staaten und knüpfte zu diesem Zwecke seinerseits Verhandlungen mit der französischen Regierung an. Letztere ging darauf zunächst nicht ein. 1825 aber sandte sie eine starke Flotte nach Port-au-Prince und verhandelte, gestützt auf sie, über Entschädigung seiner beraubten Kolonisten. Schließlich erklärte es sich bereit, die Unabhängigkeit seiner früheren Kolonie gegen Zahlung einer Summe von 150 Millionen Franks in fünf Jahresraten anzuerkennen. Boyer war über dieses Abkommen hocherfreut, da nun auch England die Republik anerkannte, und ihr Bestand somit völkerrechtlich gewährleistet war. Er schloß bald darauf auch noch ein Konkordat mit Rom, wodurch dem Papst das Recht der Bestätigung der Bischöfe eingeräumt wurde.

Weniger befriedigt war indessen die Bevölkerung, welche es unmöglich fand, die hohe Schuld, deren Berechtigung sie nicht einsehen wollte, zu tragen, und welche mit Entrüstung das Erscheinen europäischer Agenten und Kaufleute ansah. Die Bewohner des einst spanischen Gebiets verweigerten jeden Beitrag zur Zahlung der französischen Schuld. Da nun Boyer überdies die Bevölkerung nicht zur Arbeit anzuhalten wußte und für Handel, Gewerbe und Landwirtschaft nichts tat, gerieten die Finanzen Haytis bald in unheilbare Verwirrung. Schon zu Anfang der 30er Jahre war die Insel bankerott und an Abtragung der Schuld war nicht zu denken. Wohl oder übel

mußte Frankreich 1838 in eine Herabsetzung seiner Forderung auf die Hälfte willigen und später noch weiter nachgeben. Trotzdem war die Schuld zu Ende der 60er Jahre noch nicht ganz getilgt. Außer dieser Schuld drückten die Regierung noch Anleihen, die sie bei französischen Firmen aufgenommen hatte und dergl. Umsonst ließ der Präsident eine Reihe von Gesetzen über Arbeitspflicht beschließen. Da er nicht genug für ihre Durchführung sorgte, geriet die Bevölkerung in immer größere Verwilderung. Als nun gar zu Anfang der 40er Jahre ein Erdbeben und Brände die Insel heimsuchten, entstand unter den tüchtigeren jüngeren Elementen der Bevölkerung solche Unzufriedenheit, daß sie sich 1843 erhoben und den Präsidenten zur Abdankung zwangen.

Die Folge der Revolution war der Abfall des früher spanischen Gebiets. Es proklamierte sich unter dem Namen Santo Domingo 1844 als freie Republik. In Hayti begann nun böseste Verwirrung. In kurzen Fristen folgte ein schwarzer General dem anderen als Präsident. Jeder versuchte umsonst Santo Domingo mit Gewalt zum Wiederanschluß zu zwingen. Die Verfassung wurde wiederholt geändert. Revolutionen waren an der Tagesordnung. 1847 wurde ein schwarzer Kapitän der Garde, Soulouque, zum Präsidenten gewählt. Die Minister, welche ihn ausgesucht, glaubten in dem unwissenden, rohen, fetischgläubigen Manne ein bequemes Werkzeug zu haben. Der neue Präsident stellte bald in Bezug auf Mißwirtschaft und Ausschreitungen alle Vorgänger in Schatten. 1849 veranstaltete er ein Gemetzel unter den ihm besonders verhaßten Mulatten, das ihm bei den Schwarzen neue Popularität verschaffte. Gestützt darauf, nahm er als Faustin I. die Kaiserwürde an. Er versuchte darauf einen neuen Handstreich gegen Santo Domingo. Dieser scheiterte und führte zu einer Intervention Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten, in deren Folge Faustin Verhandlungen anknüpfen mußte. Als sie aber erfolglos blieben, begann er 1855 einen neuen Feldzug, der mit einer schimpflichen Niederlage endete. Empört darüber tötete der „Kaiser" Dutzende von Offizieren und Beamten eigenhändig und erregte solche Erbitterung, daß eine Revolution 1858 ausbrach. Er versuchte sie niederzuschlagen, wurde aber von seinen Leuten verlassen und mußte nach Jamaika fliehen.

Sein Nachfolger versuchte umsonst die verwilderte Bevölkerung zu bändigen. Er sah sich gezwungen, die frühere Politik besonders gegenüber Santo Domingo fortzusetzen und das Geld statt für nützliche Aufgaben für nutzlose Expeditionen auszugeben. Die Lage wurde sehr unangenehm, als Santo Domingo, des Kampfes müde, sich 1861 wieder zur spanischen Kolonie erklärte. Spanien trat für letztere ein und verlangte wegen verschiedener Übergriffe durch ein Geschwader von Hayti 9 Millionen Mark Entschädigung. Nur durch Vermittelung des englischen Konsuls kam die Republik mit einer Zahlung von einer Million davon, und mußte sich verpflichten, nun Ruhe zu halten.

Dafür begannen nun die Umtriebe im Innern von neuem. Alle Augenblicke gab es Aufstände zu bekämpfen. Dazu kamen Schwierigkeiten aus dem Auslande wegen Ausschreitungen gegen Weiße, 1867 mußte auch des „Kaisers" Nachfolger nach Jamaika fliehen. — Inzwischen hatten die Bewohner von Santo Domingo sich gegen die von ihnen gerufenen Spanier empört und sie 1865 nach langen Kämpfen zur nochmaligen Räumung des Landes gezwungen. Die wiederhergestellte Republik schloß 1867 Frieden mit Hayti.

Beide Negerstaaten haben seitdem in friedlichen Beziehungen gestanden. Dafür sind sie mit Ausnahme kurzer Zeiträume fortwährend von Aufständen ehrgeiziger Politiker erschüttert worden. Die Präsidenten haben immer fliehen müssen oder gewaltsamen Tod gefunden. Ihre Geschichte dreht sich nicht um das Wohl der Bevölkerung, sondern um die Wünsche und Bedürfnisse einzelner Politiker. Die ganze Verwaltung ist verrottet. Für Erschließung und Bewirtschaftung der fruchtbarsten Gebiete geschieht nichts. Der fremde Handel wird belästigt und geschädigt, und alle Augenblicke muß ein oder der andere fremde Staat mit Gewalt für seine Untertanen eintreten. Es wird nicht eher Ruhe werden, bis die Vereinigten Staaten vielleicht es angezeigt finden, hier Ordnung zu schaffen.

Ebenso schlimm steht es mit dem jüngeren freien Negerstaat Liberia in Nordwestafrika. Er verdankt seine Bildung dem Wunsche amerikanischer Menschenfreunde, den dortigen befreiten Sklaven eine neue Heimat zu schaffen. Eine Privatgesellschaft ließ 1808 durch Agenten ein Gebiet in der Nähe Sierra Leones von den dortigen Eingeborenen kaufen und sandte dahin von 1820 an mehrere Schiffe mit Familien befreiter Neger. Man hatte gerechnet, daß den Leuten das afrikanische Klima ohne weiteres zusagen würde, fand aber, daß es unter ihnen ebenso große Opfer forderte wie unter Weißen. Es bedurfte großer Anstrengungen, ehe die schwarzen Kolonisten sich daran gewöhnten und heimisch wurden. 1824 wurde die Hauptstadt der Siedelung, zu Ehren des amerikanischen Präsidenten Monroe, Monrovia benannt und von 1827 an die Auswanderung freier Neger nach Liberia ermutigt. Die Kolonie zählte 1828 etwa 1200 eingewanderte Schwarze und dehnte sich weithin an der westafrikanischen Küste aus.

Die Verteilung des Gebiets wurde nach amerikanischem Muster geregelt und nichts versäumt, um es zu einer gedeihlichen Entwickelung zu bringen. Von 1831 an strömten ihm auch Neger aus Maryland, von 1835 aus Pennsilvanien, dank der Bemühungen neuerstandener Vereine, zu, und 1839 zählte man schon 4000 eingewanderte Schwarze. Es gab 20 Kirchen, 10 Schulen, 4 Druckereien und 2 Zeitungen. Infolge dieser günstigen Entwickelung gaben die Amerikaner der Kolonie 1839 eine der ihren nachgebildete freie Verfassung und dehnten ihr Gebiet immer weiter aus. Den Kolonisten waren bestimmte Arbeitsleistungen vorgeschrieben, wofür sie Lebensmittel erhielten. Die eigentliche Leitung der Geschäfte lag in den Händen weißer Agenten. Je mehr aber die Bevölkerung wuchs, um so unangenehmer wurde ihr die Bevormun-

dung und der Arbeitszwang. Auf der anderen Seite wurden die amerikanischen Gesellschaften der ewigen steigenden Ausgaben und Unannehmlichkeiten mit den Negern müde. Und als ein Versuch, einen Zolltarif einzuführen und damit die Kosten zu decken, am Einspruch Englands scheiterte und die Regierung der Union nichts tat, fand man es in Amerika besser, sich zurückzuziehen. 1847 erklärten die Amerikaner Liberia für unabhängig, ließen durch einen Kongreß eine entsprechende Verfassung aufstellen und beschränkten sich fortan auf Einführung neuer Kolonisten.

Die neue Republik wurde von England und bald auch von anderen Staaten anerkannt und schien sich zunächst gedeihlich entwickeln zu wollen. Sie dehnte ihr Gebiet nach allen Seiten aus und bekämpfte den Sklavenhandel. 1850 war ihr Gebiet von 300 000 Seelen bewohnt, und Landbau und Handel zeigten gute Entwickelung. Doch je loser die Bande zwischen Liberia und Nordamerika wurden, um so rascher ging es mit ersterem zurück. Die Eingewanderten hörten mit arbeiten auf, die Politik spielte die Hauptrolle, Willkür und Bestechlichkeit zeigten sich allenthalben. Dazu trat fühlbarer Geldmangel hervor. 1871 nahm Liberia eine Anleihe von 500 000 Dollars zum Kurse von 70 bei 7% Zinsen auf, die in 15 Jahren zurückgezahlt werden sollte. Von diesem Geld wurde das meiste unterschlagen, und Liberia begann nun in ernste Verlegenheiten zu kommen. Es wurde der Spielball von Betrügern und geriet ganz in die Hände selbstsüchtiger und ehrgeiziger Politiker. Seit die Amerikaner 1877 ihre Hand ganz davon zurückgezogen haben, herrschen hier Zustände, wenig besser als in Hayti. Frankreich und England haben es durch Grenzverträge des ganzen Hinterlandes und großer Strecken seiner Küste beraubt. Die eingewanderten Liberianer haben nichts getan, um die Eingeborenen zu erziehen und zur Arbeit heranzubilden. Die Fremden werden nach Kräften geschädigt und gequält, und mehr als einmal haben fremde Kriegsschiffe für sie eintreten müssen. Alles ist in Liberia käuflich, und die dortigen Machthaber genießen nirgendwo mehr Vertrauen. Kurz, die Republik ist das Spottbild eines Staatswesens geworden. Gegenwärtig ist sie ganz in den Händen englischer Minenspekulanten. Sie wäre längst von einem europäischen Staate annektiert, wenn nicht einer sie gegen den anderen schützte und man nicht Amerikas Einschreiten fürchtete. Über kurz oder lang wird aber Liberia doch irgend einer Kolonialmacht zur Beute fallen müssen.

Jedenfalls sind die hier wie in Hayti gemachten Erfahrungen ein Beweis für den gänzlichen Mangel staatsbildender und -erhaltender Begabung bei der von Sklaven stammenden Negerbevölkerung.

Spät.

Die Tür sprang auf. Ein rauher Zugwind kam,
Der mir das Herz aus bunten Träumen nahm.

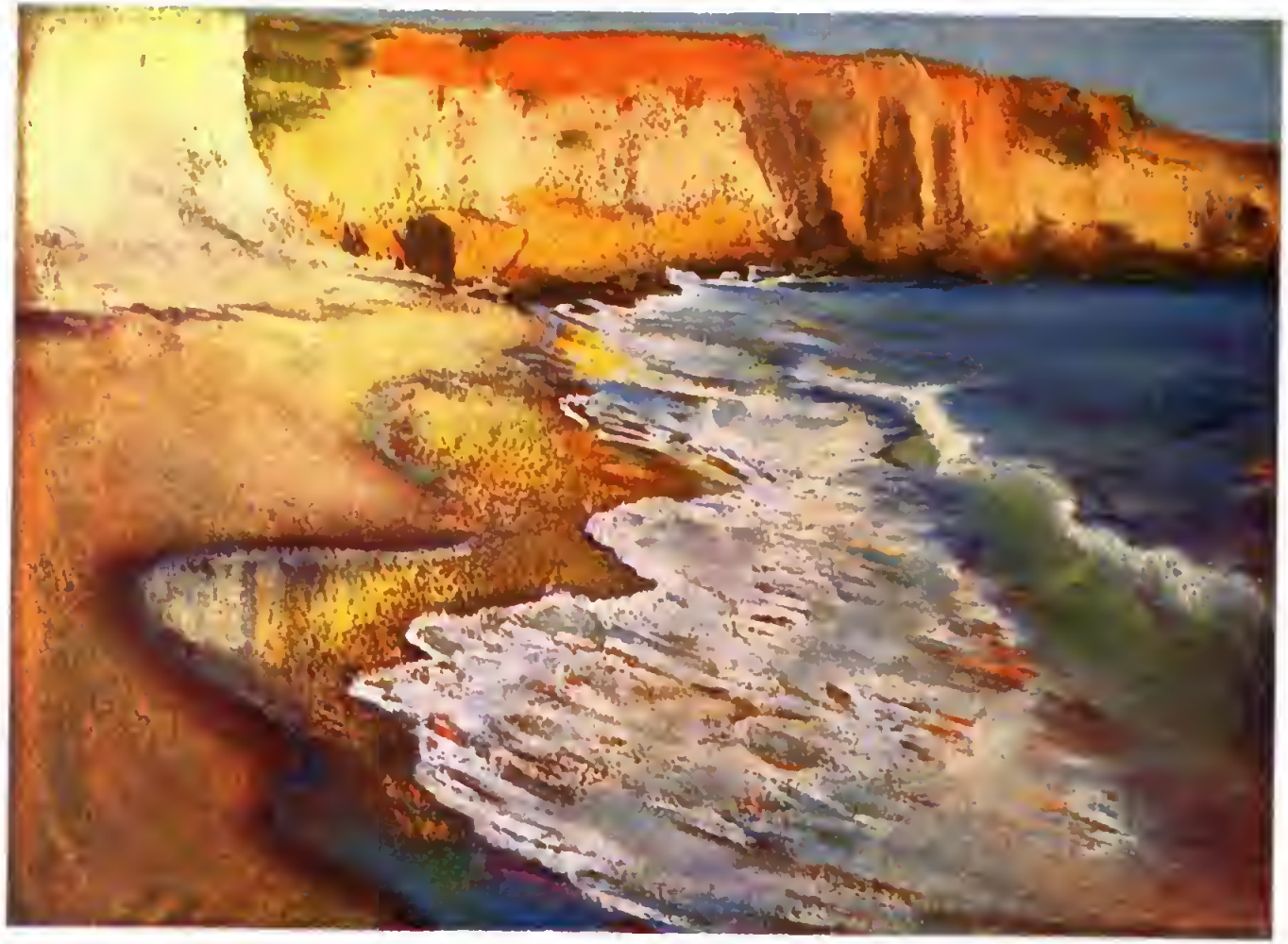
In Zukunftsbilder war ich tief versenkt,
In Glück und Ehr' sah ich mein Leben rollen,
Denn fleißig hatt' ich aus dem übervollen
Born meiner Hoffnung meinen Traum getränkt. —

Da klang die Tür. Ich fühlt' es um mich wehn
Und spürte Gäste, ohne sie zu sehn.

Die Wimper hob mir eine fremde Hand.
Statt blühnder Gärten sah in Angst und Grauen
Ich gelbe Nebel über Heiden brauen,
Die, unbebaut, ein früchteloses Land.

Es sprach ein Mund: Wie könnt' es anders sein?
Wer Träume sät, der erntet keine Thaten.
Den Traum der Nacht, dem Tage Pflug und Spaten,
Dann wirst du ernten, denn das Land ist dein.
Doch was du träumst, ein Wind, und es verweht ...
Ich weckte dich! — — —
Kühl überlief's mich wieder,
Die Uhrgewichte sanken dröhnend nieder
Und ich fuhr auf ... Es war schon furchtbar spät — — —

Georg Busse-Palma.



Porto d'Anzio. Pastell von Ludwig von Hofmann.

Digitized by Google

Onkel Saß.

Skizze von

Paul Oskar Höcker.

(Abdruck verboten.)

Eine Schönheit war der Rittmeister wahrhaftig nicht. Zu Pferde und von weitem, da ging er allenfalls noch an; obgleich man auch da immer das Gefühl hatte, daß irgend etwas in der Perspektive nicht recht stimmte. Aber in der Nähe wirkte seine Nase geradezu verblüffend. Spottvögel meinten, es sei wahrscheinlich überhaupt keine Nase, sondern das Modell einer überseeischen Klatschrose oder irgend einer in Mitteleuropa noch nicht eingebürgerten Knollenfrucht, die die Schöpfungsgeschichte in einem heiteren Zwischenakt eigens für den Rittmeister Saß reserviert hatte — um damit seinen Zeitgenossen des Daseins Ernst zu mildern.

Denn nichts ist so spaßhaft und lachlustreizend für den, der im Besitz eines normalen Gesichtserkers ist, als die deformierte Nase im Antlitz des lieben Nächsten.

Heinrich Saß hatte von Kindheit auf darunter zu leiden gehabt.

Als Junge z. B. hatte er nur seiner Nase halber für seine Altersgenossen immer so eine Art von Hanswurst abgeben sollen. Man schrieb einem, der eine so drollige Nase besaß, ohne weiteres eine starke vis comica zu. Hernach, als Pennäler, verliebte er sich gelegentlich mal in eine höhere Tochter, wie das so üblich ist. Er machte sogar Gedichte auf sie. Aber als das herauskam, fand man's unbeschreiblich komisch, obwohl Else (nehmen wir an, daß sie Else hieß) eine Glut und eine Sinnigkeit in den Versen hätte entdecken können, wie sie ihr hernach in ihrem ganzen Leben wohl nicht wieder geboten worden sein mochte.

Die betrüblichste Folge seines allzu charakteristischen Gesichtsschmuckes war die: als er als Avantageur ins Heer eintreten wollte, sträubte sich das erste halbe Dutzend Regimentskommandeure, bei denen er sich meldete, ganz energisch, ihn einzustellen.

Der siebente, der sich seiner erbarmte, hatte die Wahl nicht zu bereuen. Denn der Junker Saß ward ein schneidiger Reiter, ein kluger Offizier und ein vorzüglicher Kamerad.

Allmählich trug auch der erstaunliche Haarwuchs seines Schnurrbarts dazu bei, das Ungetüm von Nase zu paralysieren.

Dieser Schnurrbart war fuchsrot, mächtig, ein Witzbold meinte „überlebensgroß"; er lud vermittelst einer Anleihe beim Backenbart nach beiden Seiten hin so gewaltig aus, daß es Leute gab, denen, als sie den Reitersmann kennen lernten, thatsächlich der Schnurrbart noch mehr auffiel, als die Nase.

Saß hatte auch unbedingt etwas Martialisches durch seinen Schnurrbart bekommen.

Nur seine Augen paßten nicht recht dazu.

Es waren kleine, vergißmeinnichtblaue, fast wimperlose, gutmütige Äuglein. Eine ganze Seele lag darin.

Ich sage: eine Seele.

Denn — es muß nun endlich auch über Sassens innere Qualitäten gesprochen werden, für die seine Conpennäler, Fräulein Else und das erste halbe Dutzend Regimentskommandeure so gar kein Interesse gehabt hatten — er war, schlecht und recht gesagt, ein Juwel von einem Manne.

Sein Nasenmalheur hatte ihn auch keines-

wegs verbittert. Nur etwas früher, als seine Altersgenossen, hatte es ihn gereist. Es hatte ihn veranlaßt, beizeiten über mancherlei Nichtigkeiten im menschlichen Dasein nachzudenken und — sich selbst davon freizuhalten.

Er sparte auf diese Weise nicht nur Geld und Nerven, sondern auch fabelhaft viel Zeit. Und die benutzte er, um zu studieren, sich aufs Examen vorzubereiten, das er hernach glänzend bestand: er war der erste Leutnant im Regiment seit vielen Jahren, der zur Kriegsakademie kommandiert werden konnte; und er ward um anderthalb Jahr früher als seine Altersgenossen befördert. Das verdankte er in gewissem Sinne also doch lediglich seiner Nase.

Seitdem er beim Regiment stand, bewohnte er dasselbe kleine Quartier in der Schulstraße. Es war eine stille Gegend, die Wohnung selbst, zwei Zimmer und Zubehör im Erdgeschoß, recht altmodisch, aber gemütlich. Wenn er vom Frühdienst kam und sich davon überzeugt hatte, daß die Pferde gut besorgt waren, legte er sich gewöhnlich für ein Halbstündchen mit seiner enormen Meerschaumpfeife ins Fenster. Da kamen von links die Gymnasiasten, von rechts die höheren Töchter des Städtchens vorbei. Es war ein lebhaftes, fröhliches Bild, Sommers wie Winters. Amüsant war's für einen stillen Beobachter auch, die kleinen Schwärmereien zu verfolgen, die sich unter dem jungen Volk entwickelten. Da gedachte er der eigenen Jungensjahre — gedachte der angedichteten Else. Aber elend einsam fühlte er sich doch manchmal in seiner stillen Junggesellenbude.

Jeden Morgen knixte da seit einiger Zeit einer der kleinen weiblichen A-B-C-Schützen vor ihm, die seit Michaelis die höhere Töchterschule besuchten.

Es war ein pausbackiges Mädel von sieben Jahren in rotem Mäntelchen und rotem Hütchen. Sie sah von weitem aus, wie ein kleiner Fliegenpilz.

Einmal kam sie in Begleitung einer eleganten Dame vorbei. Da fuhr er rasch in die Höhe und grüßte verbindlich, denn er erkannte die Frau des Landrats.

Nun entsann er sich, wo er den Fliegenpilz kennen gelernt hatte: auf einem Gartenfest, das Landrats im Sommer kurz vor dem Manöver gegeben hatten. Es war ihre kleine Poldi.

Als Poldi von Druhsen das nächste Mal knixte, bekam sie von Saß eine kleine Tüte mit Bonbons zugeworfen, die sie in ihrem roten Schürzchen auffangen mußte. Er war auf einem Wohlthätigkeisbazar in den Besitz einer unendlichen Menge von Süßigkeiten gelangt, für die er bisher absolut keine Verwendung gehabt hatte.

Die Bonbons schienen übrigens recht schmackhaft zu sein, denn Poldi, die davon sicherlich ihren kleinen Kameradinnen zu kosten gegeben hatte, kam andern Tags links und rechts von zwei gleichgekleideten, auffallend ähnlichen Mädels flankiert vorbei. Alle drei knixten, als sie in die Höhe der Meerschaumpfeife kamen. Und lächelten verschämt-erwartungsvoll.

„Das sind wohl Deine Freundinnen, Poldi?" fragte er den Fliegenpilz.

„Ja, das sind die Zwillinge."

„O, die Zwillinge. — Kann euch denn die Lehrerin voneinander unterscheiden, ihr Zwillinge?"

Sie kicherten.

„Ja — ich könnt's nicht!" gestand er ihnen.

„Aber Onkel Saß," sagte Poldi wichtig, „das ist doch die Emmi und das die Luise."

„So, so. Hm. Woran erkennst Du denn aber die Emmi und die Luise?"

Sie sahen einander fragend an.

„Ja, weißt Du, Onkel Saß, die Luise, die könnt' ich ja auch nicht erkennen, aber die Emmi, weißt du, die kann nämlich so komische Gesichter schneiden — ja, und daran erkennt man sie immer."

„Na, Emmi, also gib Dich mir auch mal zu erkennen."

Eine kurze, helle Lachsalve. Und Emmi gab richtig eine Probe ihres Talents. Sie war freilich noch etwas zaghaft und Poldi erklärte, daß es manchmal ‚viel, viel toller' sei.

Heute bekamen sie alle drei Bonbons.

Natürlich sprach sich's in der IXb bald herum, welch generöse Bekanntschaft die Poldi von Druhsen besaß. Und auf dem Heimweg hatte sie fortan stets Begleitung. Manchmal kamen sie sogar, zu einer langen Kette eingehängt, acht oder neun Mädels hoch, die Straße daher. Mittags war Saß leider selten daheim. Größere Chancen hatten die, die früh einen Umweg nicht scheuten und beim Landratshaus auf Poldi warteten.

Nachdem er eines Morgens erklärt hatte,

daß sein Bonbonvorrat erschöpft sei, ließ die leidenschaftliche Schwärmerei für Poldi von Druhsen etwas nach. Schließlich trippelte der Fliegenpilz wieder allein zur Schule.

Aber bei der hübschen Gewohnheit war es geblieben, daß die kleinen Mädels ihn nun immer knixend begrüßten, wenn er sich am Fenster zeigte. Er kannte sie bald alle bei Namen und hatte mit vielen von ihnen oft ganz amüsante Gespräche. Die Jungens, die auf dem Weg zum Gymnasium die Schulstraße passierten, auch ältere Schwestern, die die jüngsten begleiteten, hielten es dann gleichfalls für erforderlich, dem freundlichen Offizier mit dem großen, grimmigen Schnurrbart und der majestätischen Meerschaumspitze Gutentag zu sagen. Das ging so jahrelang. Und als Heinrich Saß den zweiten Stern bekam, hieß er auch schon in den Mittelklassen der beiden Schulen ‚Onkel Saß'. Natürlich erhielt er die Freundschaft durch kleine Geschenke: Bonbons, Bildchen, Murmeln, Briefmarken und Schokoladencigarren. Die Beschaffung all dieser Kinderherrlichkeiten bildete mit der Zeit einen festen Posten in seinem Monatsetat.

Und seine väterliche Freundschaft entbehrte nicht des erziehlichen Moments.

„Das sag' ich aber Onkel Saß, weißt Du, und wir sagen ihm alle, daß wir nicht mehr mit Dir umgehn!"

Diese Androhung war einem kleinen Sünder oder einer kleinen Sünderin peinlicher als ein Anklatschen bei Mama oder in der Schule.

Wenn er die Schilderung der neuesten Greueltat von der stupsnasigen Bertha, dem wilden Thedi oder dem übermütigen Zwilling Emmi, der inzwischen ein drolliger Backfisch geworden war, hörte, so ward's ihm ja jedesmal äußerst schwer, eine finstere Grimasse zu schneiden. Aber er sprach dem kleinen Sünder doch in möglichst eindringlichem Tone ins Gewissen. Nur wenn eins der Jüngsten zu weinen anfing, dann schloß er rasch das Fenster. Denn wirklich traurig konnte er seine kleinen Freunde nicht sehen; das ging ihm zu nahe.

Einmal brachte ihn seine Allerweltsonkelschaft aber in eine verzweifelte Lage. Und das war grade bei der Anwesenheit des Divisionskommandeurs.

Man hatte zusammen mit der detachierten Schwadron eine Nachtübung gehabt. Unter schmetternden Fanfaren kehrten die Ulanen ins Städtchen zurück: der Divisionär und der Oberst sowie die Adjutanten ritten voraus und hinter dem Trompeterkorps kam als erste die Schwadron des Rittmeisters Saß.

Unglücklicherweise zog das Regiment durch die Schulstraße, die sonst vermieden wurde, — und unglücklicherweise war's kurz vor acht: die Trottoirs wimmelten von Schuljugend.

„Da ist Onkel Saß!" rief jubelnd ein Quintaner, der an einem Gartenzaun hochgeklettert war. — „Au, der Onkel Saß!" stimmten ein paar andere ein. Und rufend, lachend, jauchzend sprangen Jungens und Mädels rechts und links neben der Kolonne her. „Onkel Saß, ist das Dein Schimmel?" — „Onkel Saß, geht Ihr jetzt schon wieder nach Hause?" Und ein ganz Frecher rief: „Onkel Saß, hast Du Briefmarken mit? Au, Onkel Saß, aber ich hab' jetzt eine Neu-Guinea!"

„Schwerebrett, Ihr kleines Volk, wollt Ihr wohl aus dem Wege? Marsch in die Schule, Ihr Kroppzeug!"

Er ärgerte sich über die Respektlosigkeit, genierte sich vor den Mannschaften, die zu grinsen begannen, — und hatte gleichzeitig Angst, daß die Pferde scheuen, daß die ausgelassenen Rangen in die Kolonne hineingeraten könnten. Aber er vermochte sich vor den Ovationen nicht zu retten. Es ging so bis zur Kaserne.

Natürlich hatte es auch der General gesehen. Beim Liebesmahl ward der Rittmeister gewaltig geuzt — und von Stund an hieß er im ganzen Regiment ‚Onkel Saß', auch bei den Wachtmeistern und den Leuten.

Er nahm sich vor, nach dem Manöver auszuziehen. Aber als ihm die Jungens und Mädels am Morgen nach dem Einrücken seiner Schwadron Blumen ans Fenster brachten, rührte ihn das so, daß er in der Schulstraße wohnen blieb.

* * *

Inzwischen war der Rittmeister dem Schwabenalter nahgekommen. Aus dem ersten Jahrgang der kleinen Mädels waren junge Damen geworden, einer der wilden Bengels, die ihn seinerzeit hunderte von Bleisoldaten gekostet hatten, diente in seiner Schwadron als Einjähriger: Thedi von Loeben, der Forstassessor, ein rechter Nichtsnutz, den er

voraussichtlich nicht einmal befördern konnte wegen seiner Bummeleien. Die Freundschaft mit den übrigen hatte aber angehalten, und so sah sich ‚Onkel Saß' als fast achtunddreißigjähriger Rittmeister in eine Rolle gedrängt, die zu spielen er sich als blutjunger Leutnant (seiner unseligen Nase halber) niemals vermessen hätte: wo immer er in der Gesellschaft auftauchte, war er der maître de plaisir. ‚Onkel Saß' mußte die Kotillontouren arrangieren, er war der Regisseur der lebenden Bilder und der Liebhabervorstellungen, er hielt die Damentoaste, er verteilte die Bazarbuden auf den Wohltätigkeitsfesten. Das war ja ganz natürlich, denn er kannte die jungen Damen und die jungen Herren doch von klein auf; alle wandten sich an ihn um Rat — alle fügten sich aber auch seinen Entschlüssen. Und darum galt er den Müttern und Tanten des Städtchens bald als unantastbare Respektsperson. ‚Onkel Saß ist ja dabei!' — das genügte zu allseitiger Beruhigung, wenn sich's um eine Radeltour oder um eine Schlittschuhpartie handelte.

Natürlich hatte er auch seine erklärten Lieblinge.

Der kleine Fliegenpilz z. B. war ein zu famoses Mädel geworden.

Poldi hatte ein ‚polnisches' Köpfchen: braunes Ringellockenhaar und blaue Augen, schwarze Wimpern, dazu zarten Teint. Vielleicht wirkte ihr Gesicht noch etwas puppenhaft infolge der niedlichen Stupsnase. Aber ihre Augen hatten einen lieben, sinnigen Ausdruck, und das ganze kleine Fräulein war von einer herzerquickenden Frische und Natürlichkeit.

Saß bekam sie zufällig ein paarmal hintereinander auf Gesellschaften als Tischdame. Sie plauderte so herzig, so amüsant, daß er jedesmal wie neu auflebte. Man kam vom hundertsten ins tausendste. Es fiel ihm selbst allerhand Drolliges ein. Sie lachten beide manchmal Tränen bei solchen Erinnerungen. Über die Zwillinge — über die Bertha — über Thedi, den großen Schlingel . . .

Mitten drin überkam ihn aber einmal eine Verstimmung.

Er war geradezu erschrocken, als er sich überlegte: wie alt er doch selbst inzwischen geworden war — und daß die kluge, frische junge Dame, die da so appetitlich und gewinnend neben ihm saß, wirklich der drollige kleine Fliegenpilz sein sollte!

Was war nur in ihn gefahren? Warum kränkte ihn mit einemmal der mächtige Altersunterschied? War er denn etwa verliebt? Er, der Onkel Saß mit der schrecklichen Nase, in die niedliche kleine Poldi?

Solang er jung gewesen war, hatte er ans Heiraten nicht einmal zu denken gewagt, und jetzt, wo sich an seinen Schläfen bereits die ersten Schneeflocken des Alters hervorstahlen, jetzt wollte er seine Augen gleich so hoch erheben?!

‚Heinz, Heinz, altes Haus,' warnte er sich, ‚denk an die Else, denk an Deine Nase, Deine Jahre und — blamier' Dich nicht!'

Aber leugnen ließ sich's nicht mehr: er war bis über beide Ohren in den Fliegenpilz verliebt. Und seltsam: sie schien ihm gleichfalls ehrlich zugetan. Auch als er dann und wann ernster mit ihr sprach. Ja, es kam ihm neuerdings so vor, als suche sie seine Gesellschaft am meisten. Das machte ihn wieder irre an sich, an ihr — neue Hoffnungen, neue Wünsche zogen in seine Brust.

Auf einem Fest beim Landrat war's da einmal im Wintergarten.

Hier fand er's angenehm still und kühl. Im Ballsaal herrschte eine enorme Hitze.

Poldi kam erhitzt heraus. Ihre Wangen glühten. Sie tanzte immer so leidenschaftlich. Er hatte sie schon öfters gewarnt.

„Was ist das mit Ihnen, Fräulein Poldi? Sie sind ja wieder mal so unberechenbar heute?"

Sie seufzte tief auf. „Ach, ich bange mich so!"

„Sie, Fräulein Poldi? Wonach denn?"

„Mir ist's so schrecklich einsam zumute."

Sie sagte das sehr traurig. Er blickte melancholisch über das palmenbestandene Bassin hin, in dem ein Springbrunnen plätscherte.

„Sie denken wohl noch oft an Ihre arme Mama?

„Ja, oft. Ach, die Mutter ersetzt einem doch niemand."

„Und Ihr Vater? He? Der zählt gar nicht?"

„Er ist so alt."

Saß lächelte. „Na — kaum zwölf Jahr älter als ich."

Sie gab ihm rasch die Hand. „Sie

werden auch niemals so alt werden. Nein, Sie nicht. Weil — ja, wissen Sie, warum? — — weil Sie ein junges Herz haben."

Er hielt ihre Hand in der seinen fest. „Das ist lieb von Ihnen, Fräulein Poldi, daß Sie mir das sagen. Grad in der letzten Zeit, da kam mir's nämlich oft so vor, als ob ich das Recht auf Jugend verwirkt hätte."

„Liebster Herr Saß — ach, könnt' ich Ihnen doch nur gestehen . . ."

„Was denn, Fräulein Poldi?"

Sie kämpfte mit sich. In ihren Augen leuchtete es ganz seltsam. — „Warum haben Sie sich eigentlich nicht verheiratet, Onkel Saß?" fragte sie plötzlich.

Er lächelte verwirrt. „Wie kommen Sie darauf?"

„Sind Sie mir böse, daß ich so frage?"

„Gar nicht. Nur . . ."

Man hörte die Musik wieder spielen. Es war lauschig hier im Wintergarten unter den Palmen. Eine warme Glückseligkeit kam über den Rittmeister.

„Kennen Sie den Grund wirklich nicht, Fräulein Poldi?" fragte er zögernd. „Oder wollen Sie ihn nicht kennen?"

Sie sah ihn mit großem, ehrlichem Blick an und schüttelte den Kopf.

„Nun, Fräulein Poldi, ein Mann von meinem barbarisch wüsten Aussehen . . ."

„Ach, Onkel Saß, das?" Sie zuckte leicht die Achsel. „Das vergißt man doch. Ja, früher, als ich klein war — wissen Sie, als ich die ersten paarmal bei Ihnen vorüberkam — da hab' ich mich, offen gestanden, geradezu vor Ihnen gefürchtet. Vor Ihrem Schnurrbart und —" sie ward ein wenig rot — „und vor Ihrer großen Meerschaumpfeife. Aber dann waren Sie doch so lieb zu uns . . ."

„Und die Bonbons, wie?"

Sie lächelte. „Vielleicht auch. Aber die allein taten's nicht. Sie hatten ein Herz für uns. O, das fühlten wir wohl heraus. Schließlich haben wir ja alle für Sie so geschwärmt — das wissen Sie doch, nicht?

„Na ja, sehen Sie, das war also auch noch mit ein Grund dafür, daß ich ledig blieb," scherzte er. „Ich hatte für soviel fremde Mädels und Jungens zu sorgen, daß für mich selbst nichts übrig blieb."

„Vielleicht ist es gut so, lieber Herr Saß. Da hab' ich Sie jetzt auch noch. Doch einen Menschen. Ach, ich fühle mich oft so verlassen, so ratlos, so schutzlos, daß ich laut aufweinen möchte . . ."

„Poldi!" rief er erschrocken.

Sie hatte sich abgewandt, das Taschentuch vor die Augen pressend.

Mit unsicherer Stimme sprach er ihr zu.

„Liebe kleine Poldi! Glauben Sie, daß ich's gut mit Ihnen meine? Ja? Jetzt kann ich's Ihnen ja sagen: Sie sind mir schon von klein auf so — so ans Herz gewachsen! — Ich — ich . . . ich hab' Sie so lieb, Poldi . . ."

Schluchzend preßte sie den Kopf an seine Schulter.

Eine mächtige Rührung überkam ihn. Es waren ein paar selige Augenblicke für ihn.

So zart, so lieb, so duftig das ganze kleine Persönchen. Und so hilflos dabei.

Konnte er ihr noch mehr gestehen? durfte er's?

Das Glück sprengte ihm fast die Brust.

Er nahm ihren braunen Kopf, strich mit der zitternden Hand über ihr Haar, dann beugte er sich nieder und küßte sie leise auf die Stirn.

„Liebe kleine Poldi!" flüsterte er noch einmal.

Sie schrak zusammen, denn in der Nähe hörte man Schritte. Ein Tänzer kam, der sie nach dem Ballsaal holte.

* * *

In der folgenden Nacht schlief er kaum. Immerzu mußte er an Poldi denken.

Liebte sie ihn wieder?

Gab es wahrhaftig ein Weib, das über seine Häßlichkeit, sein Alter fortsah — das nur den ehrlichen Menschen mit dem jung gebliebenen Herzen in ihm suchte?

Aber was würde ihr Vater sagen — was würde das Regiment, was würde die Stadt sagen?

Eine zitternde Unruhe beherrschte ihn den ganzen nächsten Tag über.

Ein paarmal entdeckte er sich auch vor dem Spiegel, wo er sich gedankenvoll musterte. Da genierte er sich aber vor sich selbst.

Morgen war Sonntag. Am besten war's, er warf sich gleich um die Kirchzeit herum in Gala und trat beim alten Herrn von Druhsen an.

Während er so im Dämmer sinnend durch seine stille Wohnung schritt, hörte er plötzlich hastige Schritte im Hausflur — gleich darauf pochte es an seine Thür.

Er war wie vom Blitz gerührt, als er die Eintretende erkannte.

. . . Es war Poldi . . .

„Bscht, nicht böse sein — ach lieber, lieber, guter Freund — nein, halten Sie mir keine Strafpredigt . . . Ich weiß ja, daß ich das nicht sollte, nicht durfte . . ."

Er sah sich entsetzt im Zimmer um, schloß hastig die Thür zur Schlafstube und griff mit unsicherer Hand nach den Streichhölzern, um wenigstens die Lampe anzuzünden.

„Nein, lassen Sie — bitte, kein Licht machen —!"

„Poldi — Mädel! Wie konnten Sie nur! Wenn Sie jemand gesehen hätte! Sie ahnen ja gar nicht, was für thörichte Klatschereien das geben kann!"

„Es ist mir alles eins. Ich mußte zu Ihnen. Sie sollen mir helfen. Und Sie werden's. Ich weiß, daß Sie mich lieb haben. Ich hab' Sie ja auch so lieb. Sie werden mich nicht zu Grunde gehen lassen." Sie stieß das hastig, leidenschaftlich, fast trotzig hervor.

„Liebe, böse, wilde, kleine Poldi! Was fang' ich nur mit Ihnen an?"

„Kommen Sie. Bitte, bitte. Setzen Sie sich daher. Und ich setze mich Ihnen gegenüber. Und dann sag' ich Ihnen alles."

Es geschah wie sie's wünschte.

„Papa hat eine Partie für mich — das ist's," sagte sie erschöpft. „Ich hab's ja schon lang gemerkt — aber nie merken wollen . . ."

„Herr von Laub — der Divisionsadjutant?" entfuhr es ihm sofort in zitterndem Ton. Er wußte selbst nicht, wie er grade auf den kam.

Sie nickte. „Und ich — mag ihn doch nicht. Gestern abend aber — da hat er immer mit mir getanzt — und dann auch bei Tisch so seltsam gesprochen — und Papa sagte hernach . . . Ach, ich bin so unglücklich, so unglücklich!"

Sie preßte das Antlitz in die Hände, stützte die Ellenbogen auf ihre Knie und weinte.

Wie's ihn jetzt verlangte, sie emporzuheben, sie an sich zu reißen, sie zu küssen — sie gegen alle Welt zu verteidigen!

„Poldi," sagte er leise und bittend, „wollen Sie denn dulden, daß ich Ihnen helfe?"

Sie weinte immer erschütterter. „Sie sind doch der einzige, der mir helfen kann. Und wenn Sie mit Papa sprechen, dann — dann . . ."

Ein tiefer, tiefer, wohliger Seufzer kam aus seiner Brust.

Sie erhob den Kopf, blickte ihn mit ihren thränenverschleierten Augen verzweiflungsvoll bittend an. „Denn Sie wissen doch . . . Oder Sie haben doch gemerkt . . .?"

O, gemerkt hatte er schon so manches.

„Liebste Poldi," sagte er, stammelnd vor Erregung, „ich — ich hab' ja keinen sehnlicheren Wunsch, als Sie glücklich zu machen."

Da sprang sie auf und flog ihm mit einem schluchzenden oder jauchzenden Aufschrei an die Brust. Und eh' er sich's versah, hatte er einen Kuß von ihr, einen hastigen, heißen, leidenschaftlichen Kuß. In der nächsten Sekunde war sie wieder draußen — blitzschnell — und da fiel auch schon die Haustür ins Schloß.

Er blieb eine geraume Weile unbeweglich stehen — wie im Traum — wagte kaum zu atmen. Auf seinen Lippen fühlte er noch die ihren. Und es war so ein linder, frischer, weicher, berauschender Duft im Zimmer . . .

* * *

Er war so ergriffen von diesem Erlebnis, daß er beinahe das Kriegsspiel versäumt hätte, das abends im Kasino stattfinden sollte. Der Bursche erinnerte ihn noch in letzter Minute.

Nach dem Dienst — der ihm heute eine Qual war — nahm ihn der Oberstleutnant, der seit kurzem das Regiment führte, beiseite.

„Vorhin war Herr von Druhsen bei mir, der Landrat . . ."

Dem Rittmeister fuhr das so in die Knochen, daß der Vorgesetzte lächelnd die Hand auf seine Schulter legte.

„Bitte, bitte, lieber Saß, was halb Außerdienstliches. Er kam nicht als Kreistyrann, sondern als Haustyrann. Es handelt sich um seine Tochter. Na, Diskretion natürlich vorausgesetzt, lieber Rittmeister. Oder sind Sie bereits unterrichtet?"

„Teilweise, Herr Oberstleutnant." Saß machte noch immer ein dienstliches Gesicht. Er glaubte Poldis Besuch verraten.

„Also Fräulein von Druhsen hat einem

Kameraden — Name thut nichts zur Sache — einen Korb erteilt. Ziemlich schlankweg. Grund: es schwebt da schon seit längerer Zeit 'ne andere Geschichte. Von der der Landrat aber neuerdings nichts mehr wissen will."

Dem Rittmeister bildeten sich Kreise vor den Augen. Alles begann sich rund um ihn zu drehen. Er konnte kein Wort sagen. In fieberhafter Spannung wartete, lauschte er.

„Sie haben den jungen Mann in Ihrer Schwadron. Er ist der junge von Loeben. Sie wissen: der hätte Aussicht zu den Reitenden Feldjägern zu kommen; aber dazu wäre seine Qualifikation zum Reserveoffizier unumgänglich notwendig. Nun hat der Landrat erfahren, daß Loeben nicht befördert werden soll — na, und da meint er denn, ihn gleichfalls fallen lassen zu sollen. Er erbat von mir aber zuvor eine definitive Auskunft. Seiner Tochter wegen. Und da möcht' ich Sie denn fragen . . ."

Noch ein paar Sätze halbdienstlichen und privaten Inhalts — dann war der Rittmeister entlassen. Er verließ das Kasino ungesäumt.

Er lief durchs Städtchen, über die Promenade, vors Thor — dann strich er durch den Forst, trotzdem es stockdunkel war . . .

* * *

Die Herren vom Regiment hatten sich sehr darüber gewundert, daß Saß, der sich rar genug machte, heute abend an der offiziellen kameradschaftlichen Vereinigung nicht teilnahm. Als die Stimmung schon ziemlich vorgeschritten war — weit nach Mitternacht — stellte er sich aber doch noch ein. Und da war er der ausgelassensten einer. Schließlich wollte man von ihm eine Ulkrede hören. Er sträubte sich lange. Aber dann stieg er doch auf einen Stuhl und sprach. Ja, worüber hatte er doch nur gleich gesprochen? Richtig, über die Nasen. Über die Nasen i. a. — und seine eigene i. b. Die Herren wollten sich ausschütten vor Lachen. So aufgekratzt hatten sie den Rittmeister überhaupt noch nicht gesehen. Und es lag in vielem, was er sagte, eine so köstliche Selbstironie . . . Wer bis dahin noch geglaubt hatte, daß man Saß beleidigte, wenn man auf sein Monstrum von Riechorgan anspielte, der ward heute eines besseren belehrt. Er trug sein Mißgeschick mit wirklichem Humor. Mit lachendem — überwältigendem Humor!

* * *

Andern Tags beim Frühappell teilte der Wachtmeister dem Einjährig-Freiwilligen von Loeben mit, daß er um zwölf Uhr im Dienstanzug beim Herrn Schwadronschef anzutreten habe.

Klopfenden Herzens begab sich „Thedi" zur Wohnung des Rittmeisters.

Er war ein hübscher, flotter junger Mensch — im Augenblick aber ziemlich blaß.

„Na, treten Sie schon näher, von Loeben, und lassen Sie die Armesündermiene. Ich wette, daß Sie gestern wieder was ausgefressen haben. In Civil ausgewesen, he? Uebern Zapfen gestrichen?"

Der Einjährige schwieg.

„Einmal haben Sie schon vier Wochen zur Strafe dafür in der Kaserne quartiert — ein andermal haben Sie den Festurlaub entzogen bekommen — das nächste Mal müßten Sie in Arrest. Und das wäre doch ein Jammer, wie?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

Saß ging dröhnenden Schrittes auf und nieder. Er war sehr nervös und zündete sich jeden Augenblick aufs neue seine Meerschaumpfeife an — dieselbe, die „Thedi" kannte, seitdem er zur Schule ging. Sie glimmte nur matt, dann ging sie immer wieder aus. Plötzlich blieb er hart vor dem jungen Mann stehen und sah ihm scharf ins Gesicht.

„Potzschwerebrett, bei Ihnen handelt sich's doch um mehr als darum, bloß ein bißchen Sommerleutnant zu spielen. Wollen Sie sich denn Ihre ganze Karriere verpfuschen? Und mehr als das — Ihr ganzes Lebensglück? — Setzen Sie sich mal da ans Fenster, Loeben. Ja, auf den Fauteuil da. Und dann sehen Sie mir mal ins Auge. So. — Wissen Sie, Loeben, wer gestern auf dem Fauteuil gesessen hat? — Fräulein von Druhsen."

Der junge Soldat zuckte zusammen — verstört sah er seinen Vorgesetzten an.

„Ja. Fräulein Poldi. Die kennen Sie doch noch, wie? Von früher her? Wo Sie sie in den dummen Kinderschlachten da draußen auf der Schulstraße verteidigt haben, was? Ja, damals war der Thedi ein tapferer, ritterlicher, kleiner Bengel. He, ist das ganz aus Ihrem Gedächtnis verschwunden?"

„Nein, Herr Rittmeister.“

„Na also. Und jetzt kommt die kleine Poldi für ihn bitten. Wohl aus alter Dankbarkeit. Aber der Thedi verdient's gar nicht — denn es ist ein langer, großer, fahriger, bummliger Einjähriger aus dem Thedi geworden, der keinen Respekt vor dem königlichen Dienst hat.“

„Ach, Herr Rittmeister . . .“

Und der Thedi zeigte nun allerdings, wie wenig Soldatisches in ihm steckte. Er vergaß völlig, daß er doch längst nicht mehr der Schuljunge war, der seine Herzenskümmernisse dem ‚Onkel Saß‘ berichten durfte — und in einer langen, langen, ganz unmilitärischen Rede legte er los: er habe doch keine Ahnung davon gehabt, daß Fräulein Poldi ihm wirklich noch gut sei, denn da habe es mal eine Eifersucht zwischen ihnen gegeben — wegen Herrn von Laub — und da hätten sie sich verzankt und er sei zu dem ersten Winterball nicht eingeladen worden. Aber es habe ihn daheim nicht geduldet — er liebe Fräulein Poldi doch so wahnsinnig — und da sei er Hals über Kopf in Civil fortgelaufen, ins Landratshaus, um sie heimlich zu sprechen, wenn auch nur für eine Sekunde . . .

Sassens Pfeife ging immer wieder aus. Schließlich legte er sie weg.

„Hm. Ja. Und da sah Sie der Wachtmeister. — Und weil Sie die erste Strafe nun mal weghatten, glaubten Sie, es käme doch nicht mehr drauf an?“

„Ja,“ sagte Thedi trotzig, „es lag mir an meiner ganzen Karriere nichts mehr. Denn Poldi — Poldi sollte sich doch — mit Herrn von Laub verloben.“

Eine lange Pause.

„Nun will ich Ihnen mal was sagen, Loeben. Zu morgen wünscht das Regiment die Beförderungsvorschläge. Da sollen Sie meinethalben auch mit zum Gefreiten ernannt werden; damit Sie s. Zt. Offizier-Aspirant werden und ins Feldjäger-Corps kommen. Worauf sich der Landrat nun mal kapriziert. Ruhe, kein Wort. Und Sie werden künftighin Ihre Pflicht tun, hoff' ich. Als junger Bursch haben Sie für die kleine Poldi den Ritter gespielt. Nun denken Sie dran, daß Sie als Mann das Schicksal der großen Poldi an das Ihre geschmiedet haben. Alles, was Sie sich fortan im Leben zuschulden kommen lassen, trifft somit gleichzeitig Ihre Poldi. Seien Sie also ritterlich, Thedi, seien Sie ritterlich. Das hilft über vieles weg, glauben Sie mir's. Und nun mit Gott. Eskadron kehrt schwenkt — Trab!“

* * *

Der Rittmeister trat darauf einen längeren Urlaub an. Von der Bahn aus schickte er ein paar Blumen an den „Fliegenpilz“ mit einem kleinen Billet.

Das lautete folgendermaßen:

„Liebes Fräulein Poldi! Mit meinen Abschiedsgrüßen sende ich Ihnen im voraus meinen herzlichen Glückwunsch. Wenn ich zurückkehre, sind Sie wohl schon ‚Thedis‘ Braut — und ich will partout der allererste sein, der Ihnen dazu gratuliert. Behalten Sie mich in freundlichem Andenken. Ich werde Ihrer auch nicht so bald vergessen, liebes Fräulein Poldi. Sie sind nämlich, ganz im Vertrauen gesagt, das erste weibliche Lebewesen seit meiner guten Mutter, das mir trotz meiner barbarisch greulichen Nase einen Kuß gegeben hat. Es war ja dunkel im Zimmer. Und es war ein Kuß, der nicht dem Manne, sondern lediglich dem alten Vertrauten, dem väterlichen Freund aus der Schulstraße galt. Immerhin hat er unbändig glücklich gemacht

Ihren alten Onkel Saß.“

Belauschung.

Ginstergold und rote Heide;
Regungsloser Sommertag.
Jungfräulich im Sonntagskleide
Träumt der lichte Birkenschlag.

Keine harten Laute stören.
Alles dehnt sich klar und weit
Und Du kannst das Atmen hören
Schlafender Unendlichkeit.

Franz Evers.

Porto San Stefano. Pastell von Ludwig von Hofmann.

Digitized by Google

Dieses Buch
gehört der
Jüdischen Gemeinde
zu Berlin

Digitized by Google

Die Flucht des Prinzen von Preußen in den Märztagen 1848.

Von

Professor Dr. Wilhelm Oncken-Gießen.

(Abdruck verboten.)

3. Auf der Pfaueninsel. 22. März.

Über des Prinzen zweitägigen Aufenthalt auf der Pfaueninsel haben wir noch äußerst anziehende Aufzeichnungen, welche Frau Ida Beerend, geb. Fintelmann, in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau“ (herausgegeben von Dr. Friedrich Lange) im Jahrgang 1890, Nr. 62, 22. März, veröffentlicht hat.

Die Verfasserin war die Tochter des damaligen Hofgärtners Fintelmann, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht haben. Sie beginnt ihre „Erinnerung aus der Jugendzeit“ mit den Worten: „Auf der Pfaueninsel, diesem schönsten Fleckchen Erde des preußischen Staates, bin ich geboren. Mein Vater, der Königliche Hofgärtner Fintelmann, hielt sich für einen der glücklichsten Menschen: Hausdiener des Königs, gütige Vorgesetzte, im fürstlichen Besitz wohnen zu dürfen, immer und immer wieder hörten wir Kinder, wie uns ein gütiges Geschick bevorzugt hätte und wie schön es sei, sich mit Bewußtsein glücklich zu fühlen.“ Aus diesen Worten lacht dem Leser ein solcher Himmel von Freude an Leben und Natur entgegen, daß sie allein ausreichen, um jeden, der das entzückende Eiland in der Havel, Pfaueninsel genannt, den einstigen Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, noch nicht kennt, klar zu machen, daß das wirklich eine Insel der Seligen ist und daß der Hofgärtner, der hier mit dem Gefühl bewußten Glückes jeden Morgen aufstand und jeden Abend zur Ruhe ging, in der Tat der beneidenswerteste Mensch im ganzen „vormärzlichen“ Preußen war. Erst die Teuerung des Jahres 1847, sagt die Erzählerin, zusammen mit der Gewitterschwüle, die in der politischen Welt auch für Laien fühlbar ward, brachten Sorgen und Kümmernis auch über dieses glückerfüllte Haus, aber solange wie hier die Kinder mit den Eltern um die Wette mit Freuden sich aufs Sparen legten, war ein Erliegen im Kampfe mit der teueren Zeit nimmermehr zu fürchten.

Mit Sturm kam das Jahr 1848 heran. „Revolution in Paris, Revolution in Wien: nun hörten wir, daß ein Gleiches auch bei uns geschehen könnte. Am 18. März 1848 waren wir Schwestern zur Tanzstunde in Potsdam. Die Stunde wurde früher geschlossen, denn die Nachricht war gekommen, in Berlin sei die Revolution ausgebrochen. Als wir mit dieser Nachricht nach der Pfaueninsel zurückkehrten, sagte meine Mutter, die eine sehr fürsorgliche und umsichtige Hausfrau war: ‚Kinder, wir wohnen so einsam, die Fintelmänner waren immer ergebene Diener des Königshauses; flüchtet der König oder jemand anders aus der Königlichen Familie, sie kommen zu uns. Wir wollen uns einrichten, Flüchtlinge aufzunehmen.‘ Es wurde beschlossen, allabendlich vor dem Schlafengehen die Zimmer zu lüften und zu reinigen und gleich am anderen Morgen wurde zur Stadt geschickt, die notwendigen Vorräte, besonders an Fleisch, herbeizuschaffen. Der Fischkasten wurde gefüllt mit Fischen, Aalen, welche die vorüberfahrenden Fischer immer zum Kauf anboten. In der Nacht vom 21. zum 22. März, 10 Minuten vor 3 Uhr, erwache ich von dem Geräusch fallender Glasscherben und höre, wie meine Schwester, die neben mir schlief, sagte: ‚Ich kann ja nicht aufstehen, ich bin ja nicht angezogen.‘

‚Es gilt ein Menschenleben zu retten,‘

sagt eine Stimme durch die Scheibenöffnung. Ich springe schnell auf, öffne eine große Glasthür, schließe die Haustür auf, und sowie die sich öffnet, strömt mir der königliche Duft entgegen, und ich erkenne sofort Ihre Königliche Hoheit Frau Prinzeß von Preußen. Als ich äußerte: ‚Königliche Hoheit!' steht mein Vater neben mir, Frau Prinzeß streckt mir beide Hände entgegen, und mit einer Stimme, die mir im sechsundfünfzigsten Lebensjahre noch in den Ohren klingt, sagt sie: ‚Fintelmann, ich bringe das Teuerste, was ich besitze! Ist der Prinz von Preußen sicher in Ihrem Hause?'

Auf die Versicherung meines Vaters, daß er sein Leben für den Prinzen ließe, gehen Frau Prinzeß und er zur Landungsbrücke, an dessen Front eine Schaluppe hält.

Die hohe Gestalt des Prinzen von Preußen, in den bekannten grauen Tuchmantel gehüllt, erkenne ich deutlich im hellen Mondschein. Ich sehe, wie mein Vater sich tief vor dem Prinzen verneigt, der Prinz seine Hand nimmt, sehe viele Menschen, sehe wie ein Koffer nach dem andern auf die Landungsbrücke gestellt wird und ganz schnell ist der Kahn verschwunden. Der Königliche Fährmann Kluge, durch den unvermeidlichen Lärm wach geworden, kommt angelaufen. Der Prinz läßt ihn schwören, nichts von dem Geschehenen zu verraten. Mein Elternhaus betraten: der Prinz von Preußen, Frau Prinzeß, Gräfin Oriola, Fräulein v. Neindorf, Lakai Krug. Ich stand, in eine Ecke gedrückt, als mein Vater die Thür schließt und mir zuraunt: ‚Erwarte mich im gelben Zimmer' — es lag dem Kinderzimmer gegenüber — ‚ich habe mit Dir zu sprechen.' Das klang ernst, so feierlich, daß ich wie Espenlaub erzitterte. Die Sorge für die hohen Herrschaften übernahm meine Mutter im Verein mit Fräulein v. Neindorf und Lakai Krug; mein Vater brachte die beiden Artillerieoffiziere und zwei Gemeine ins Königliche Schloß, woselbst sie bis zum nächsten Tage verblieben und dann nach Spandau zurückkehrten. Sie hatten die Schaluppe von Spandau aus gefahren.

Dann kam mein Vater zu mir. Er sagte, ich sei durch Zufall Mitwisserin eines Geheimnisses geworden; ich sei noch ein Kind, aber alt genug, um einzusehen, welche Gefahr für den Prinzen heraufbeschworen werden könnte, wenn es bekannt würde, daß er in unserem Hause sei. Die Mägde dürften die Zimmer nicht betreten, nicht erfahren, wer bei uns sei: ich sollte mich schnell ankleiden und der Mutter zur Hand gehen.

Von dem Augenblicke an fühlte ich mich erwachsen, und unermüdlich besorgte ich die kleinen Hausarbeiten, die mir überwiesen wurden.

Der Prinz von Preußen bewohnte meines Vaters Zimmer und schlief auch daselbst auf dem Sopha. Das Entree wurde bis dreiviertel der Höhe mit Koffern ausgefüllt, in dem Wohnzimmer hielten sich die Damen tagsüber auf, im Kabinett daneben schlief Fräulein v. Neindorf, im Schlafzimmer meiner Eltern Frau Prinzeß und Gräfin Oriola. Mein Vater bezog die Speisekammer; auf dem Eierbrett lagen seine Schreibereien und wenn der Fieberanfall kam — er litt damals an Wechselfieber — dann saß er, so warm wie möglich zugedeckt da, bis der Schüttelfrost vorüber war.

Die Schaluppe wurde kurze Zeit, nachdem sie entladen war, in den Grund gebohrt; lange nachher holten sie die Mannschaften der beim Neuen Garten belegenen Marine-Station hervor.

Auf der Pfaueninsel wurde alles militärisch geordnet. Mein Vater erhielt morgens vom Prinzen das Losungswort, und wenn ein Ankömmling dieses genannt und eine Karte vorzeigte, auf der der Name: Herr v. Oelrichs stand, war der Eingang zum Prinzen von Preußen frei.

Das Äußere unseres Lebens blieb ganz wie gewöhnlich. Auf Befehl des Prinzen sollte vor allem nicht in die Stadt geschickt werden; das Einfachste wäre ausreichend. Einer der Artillerieoffiziere wollte sich am Morgen mit der Pistole in die Haustür stellen. Meine Mutter bedeutete ihm, daß alle, die kämen, unschuldige Milchkunden wären. Da gäbe es nichts totzuschießen. Meinem Vater gingen unausgesetzt die Meldungen der wachtstehenden Posten zu, die er dem Prinzen von Preußen zu überbringen hatte.

Der 22. März brach an, der Geburtstag des Prinzen von Preußen und wohl der traurigste, den er je erlebt. Krug war

der erste, der dem Prinzen seine von Tränen erstickten Wünsche darbrachte. Als er zurückkam, meldete er in all seiner Bekümmernis, daß Seine Königliche Hoheit ihn zum Kammerdiener ernannt habe. Mein Vater war so fassungslos, daß er sich nicht entschließen konnte, vor den Prinzen zu treten. Gräfin Oriola hatte sich ein helles Kleid von meiner Mutter erbeten. Sie wollte dem Prinzen nicht in Schwarz entgegentreten.

Der Kronprinz und Prinzeß Louise waren gekommen und viele, die ich nicht kannte.

Als ich am Morgen ins Wohnzimmer trat, um Holz in den Ofen zu legen, saß Frau Prinzeß — sie hatte ein blaues Damastkleid an — weinend auf dem Sofa. Ich habe sie nur weinend gesehen. Gräfin Oriola wechselte das nasse Taschentuch aus. Der Kronprinz stand oben gegen den runden Tisch gelehnt, den Kopf auf den Arm gestützt. Prinzeß Louise, jetzige Frau Großherzogin von Baden, im roischottisch karrierten Poplinkleid hatte einen Stuhl unter dem Klavier herausgezogen und saß darauf.

Als ich die Haustür mal wieder öffne, tritt mir Prinz Karl in einem unglaublich schäbigen Kostüme entgegen. Trotzdem erkenne ich ihn sofort. Hatte er mir doch oft Bonbons von der Königlichen Mittagstafel geschenkt, wenn die Majestäten auf der Pfaueninsel speisten. ‚Ich habe großen Hunger. Können Sie mir etwas zu essen geben, Ida?‘ Der Prinz war zu Fuß von Schloß Glienicke gekommen. ‚Jawohl, Königliche Hoheit, ich bringe sogleich etwas,‘ und der Prinz hatte bald den Teller geleert, den ich auf den Toilettentisch meiner Mutter gestellt hatte, weil sonst nirgends mehr ein Plätzchen frei war. Dann trat Prinz Karl ins Zimmer der Prinzeß von Preußen.

Das Mittagessen bestand an diesem Tage aus folgenden Gerichten: Kartoffelsuppe, Aal, Kalbsbraten, Pudding mit Obst-Sauce.

Dank der Fürsorge meiner Mutter konnte die Zahl und die Wahl der Gerichte der Bedeutung des Tages entsprechend gemacht werden. Es muß den hohen Herrschaften auch wohl gut geschmeckt haben, aber auch von rührender Aufmerksamkeit zeugt es, daß Frau Prinzeß später von Babelsberg aus um das Rezept dieses Puddings bitten ließ.

Des Prinzen Abreise nach England war noch auf denselben Abend festgesetzt. In meines Vaters Wagen sollte der Prinz bis Nauen fahren, unsere Pferde zurückkehren und Postpferde ihn nach Hamburg bringen. Kammerdiener Krug packte einige Eßvorräte zusammen, lehnte aber selbst das Mitnehmen eines Messers ab, da Seine Königliche Hoheit befohlen hätte, keinerlei Waffen mitzuführen.

Mit einer florettseidenen Decke vom Sofa meines Vaters deckte sich der Prinz im Wagen zu. Am Abend des 22. standen meine Eltern auf dem oberen Hausflur, als der Prinz und Frau Prinzeß sich verabschiedend die Treppe heruntergingen. Wieder stand der Mond hellleuchtend am Himmel. Die hohen Herrschaften bestiegen den Kahn und im Silberstreif des Mondes fuhren sie über die Havel. Immer und immer wieder hörten wir der Frau Prinzeß lautes Weinen und Schluchzen über das Wasser tönen.

Der Prinz trat die Reise nach England an. Frau Prinzeß fuhr nach Babelsberg, wo die hohe Frau den Sommer über unbehelligt wohnen blieb. Erst nach vier Monaten wurde es bei den Inselbewohnern bekannt, wer bei meinen Eltern gewohnt. Selbst der ausgebildete Spürsinn der Madame Friedrich, der oft beschriebenen Frau des Königlichen Maschinenmeisters auf der Pfaueninsel, hatte nichts in Erfahrung bringen können. Dann kam sie aber aiemlos zur Mutter, von ihr sich das Unglaubliche bestätigen zu lassen.“

Diesem Berichte der Tochter Fintelmanns sei noch eine Mitteilung angehängt, welche ein inzwischen gleichfalls heimgegangener Zeuge jener Tage, gelegentlich einer Festrede gemacht hat. Es ist Ernst Curtius, der damalige Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, der nachmals berühmte Altertumsforscher. Dieser hat sich unter den Besuchern des 22. März befunden, die der Familie Fintelmann nicht persönlich bekannt waren und deshalb in unserem Bericht nicht genannt sind. E. Curtius hat in seiner Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I. von 1888 eine politisch wichtige Äußerung mitgeteilt, welche der nachmalige

Köntg und Kaiser an jenem 22. März des Sturmjahres 1848 gethan hat: er fühle sich gedrungen, offen auszusprechen, daß er einer umfassenderen Beteiligung der Volksvertretung an den öffentlichen Angelegenheiten ntemals entgegengetreten wäre.*)

4. Auf der Landstraße von Perleberg nach Warnow. 23. März.

In Begleitung des Majors v. Oelrichs und des Kammerdieners Krug hatte der Prinz am Abend des 22. März die Pfaueninsel verlassen und war mit dem Fuhrwerk des getreuen Fintelmann noch in der Nacht bis Nauen gekommen, wo die Pferde des Hofgärtners mit Postpferden vertauscht, die Reise aber in demselben Wagen fortgesetzt wurde.**) Am Morgen des 23. früh war Perleberg erreicht, wo am Parchimer Thor bei dem Gastwirt Liede abgestiegen ward. Während hier das Frühstück bereitet und der Pferdewechsel vorgenommen wurde, beriet der Prinz mit Oelrichs über den Weg, der nun nach Ludwigslust eingeschlagen werden mußte. Den unstreitig nächsten und bequemsten von den drei Wegen, die hier in Betracht kamen, bot die Berlin-Hamburger Chaussee dar, die in fast gerader Richtung über Warnow (preußisch) und Grabow (mecklenburgisch) nach Ludwigslust führte. Der Prinz aber trug Bedenken, auf der Chaussee die Grenze zu überschreiten. Während dieser Beratung trat etn Postbote ins Zimmer; auf die Frage des Majors nach dem kürzesten Wege zur Grenze, antwortete dieser: „Unbedingt die Chaussee." „Wir wollen aber die Chaussee vermeiden," warf der Prinz dazwischen, worauf der Postbote sagte: „Dann müssen die Herren zurück" — weiter kam er nicht, denn der Prinz fiel thm in die Rede, indem er in scharfem, fast barschem Tone sagte: „Nein, ich will nicht zurück, ich will vorwärts." Da zuckte der Beamte die Achseln und ging schweigend aus dem Zimmer.

Inzwischen war es lebendig geworden vor dem Gasthause. Der Wagen des Prinzen war in der Nähe, seitwärts nach der Post zu, stehen geblieben und auf einer Reisetasche des Prinzen hatte ein Einwohner im Vorübergehen die Aufschrtft: „Prinz von Preußen" bemerkt. Bei den Perlebergern lief schon seit dem frühen Morgen merkwürdtgerweise ein Gerücht um, daß der Prinz heute durch die Stadt kommen und zwischen Perleberg und Warnow, dem preußischen Grenzdorf, aufgehoben werden solle. Dteses Gerüchtes hätte es gar nicht bedurft, um die Kunde, die der Entdecker jener Aufschrift, ein Baumeister St., mit großem Geschrei bekannt machte, wie ein Lauffeuer durch die Stadt zu jagen. Im Augenblick war der Wagen des Prinzen der Mittelpunkt einer lärmenden Menschenmenge, aus deren Mitte man die wohlbekannte Stimme eines verkommenen Barbiers heraus hörte und Reden vernahm wie die: „Das ist der Prinz von Preußen! Er hat in Berlin mit Kartätschen auf das Volk schteßen lassen. Tausende sind gemordet. Er will uns die Russen über den Hals bringen. Die Russen stehen schon vor Berlin. Man muß ihn — totschlagen."

Hter unterbrechen wir den Bericht des Pastor Behrens in Guhrau, um unsere Leser aufmerksam zu machen auf das Volksgerede: der Prinz wolle den Preußen die Russen über den Hals bringen und letztere ständen schon vor Berlin. Weshalb man den Prinzen so leidenschaftlich gehaßt hat, das ist ja bekannt: man haßte ihn als den „Kartätschenprinzen", der angeblich befohlen hatte, die Barrikaden des 18. März mit Kartätschen zusammen zu schießen, während er in Wahrheit seit seiner Enthebung vom Kommando über die Garden überhaupt keinen Befehl mehr erteilt hat und erteilen konnte, am allerwenigsten diesen. Was aber hat man von ihm gefürchtet? Die bewaffnete Gegenrevolution mit Hilfe der Garden einer- und der Russen andererseits, deren Beherrscher, der Kaiser Nikolaus, seine guten Dienste ja tn der Tat angeboten hatte. Der Kammerdiener hatte von diesen Rufen gerade genug gehört, um zu wissen, daß der Augenblick dringender Lebensgefahr und schleunigster Flucht gekommen war.

Der Prinz beschloß, mit dem Diener zu Fuß nach der Grenze voraus zu gehen

*) F. W. Oncken: Unser Heldenkaiser. 1897. S. 25.

**) Von hier an liegen dem Text überall die authentischen Mitteilungen zu Grunde, welche Pastor Ludwig Behrens in Guhrau im Jahr 1891 im „Daheim" Nr. 14 und 15 veröffentlicht hat unter der Überschrift: „Ein schwerer Tag im Leben Kaiser Wilhelms."

und dort den Major Oelrichs mit dem Wagen zu erwarten.

In seinen grauen Tuchmantel gehüllt, die einfache Reisemütze auf dem Haupt und ein schwarzweiß gewürfeltes Tuch um den Hals — so schritt des Prinzen hohe Gestalt unerkannt vorüber an der Volksversammlung, die kein Auge von der Reisetasche mit der Aufschrift „Prinz von Preußen", verwendete. In einiger Entfernung folgte der Diener Krug seinem Herrn nach.

Einen Kilometer mochten sie die Stadt hinter sich haben, als ihnen ein Bauer begegnete, der mit einfachem Fuhrwerk zur Stadt fuhr. Krug fragte den Bauer, ob er nicht umkehren und für ein gutes Stück Geld seinen Begleiter und ihn nach der mecklenburgischen Grenze fahren wolle. Der Bauer schüttelte den Kopf und die beiden Fremden gingen weiter ihres Weges, bis sie an ein Dorf kamen, dessen einzige Straße sie bequem übersehen konnten. Diese Straße aber vermieden sie, um auf einem Feldweg, der von links her in einem Bogen nach der Mitte des Dorfes führte, zu dem dort stehenden Kirchturm zu gelangen. — Hier angekommen, sahen sie sich, rechts von der Pfarrei und der Schule, der Kirche und dem Kirchhof und hinter der Kirche dem Rittergut Quitzow gegenüber, von dem auch das Dorf den Namen hatte.

Unter der Tür seines Wohnhauses stand der Besitzer des Rittergutes, der auf die Frage des größeren der beiden Fremden: „Wohnt hier der Prediger?" antwortete: „Nein, der Prediger wohnt hier nebenan. Aber Sie brauchen nicht zurückzukehren, wenn Sie zu ihm wollen. Unsere Gärten stoßen aneinander, und der Weg durch sie ist näher. Mein Stubenmädchen wird Sie führen."

Unter Führung des Stubenmädchens erreichten die Fremden den Zaun, der den Hinterhof des Rittergutes von dem Pfarrgarten trennte und die Vorrichtung, die daran angebracht war, um das Übersteigen des Zaunes zu erleichtern. Über diesen hinweg gelangten sie durch den Gemüsegarten in die Küche des sehr bescheidenen, mit Stroh bedachten Pfarrhauses, in der sie die Frau des Predigers antrafen. „Ist der Prediger zu Hause?" fragte der Prinz von Preußen. „Ja," sagte die junge Frau. „Ich werde Sie zu ihm führen."

Sie ging den beiden Fremden voraus in die Hausflur, öffnete zur Rechten das Studierzimmer ihres Mannes und bat die Herren freundlich, einzutreten.

Diese standen alsbald einem Manne von etwa vierzig Jahren gegenüber, der nicht wie ein Predtger, sondern wie ein Landwirt aussah, der eben zu seinen Leuten aufs Feld gehen will.

Es war der Prediger Behrens, der unter dem Eindruck der eben eingelaufenen Schreckensnachrichten aus Berlin auf einem Spaziergang in Gottes freier Natur sich Leib und Seele erfrischen wollte.

„Sind Sie der Prediger des Ortes?" sagte zu ihm der größere der beiden Fremden, nachdem er ihm scharf ins Auge gesehen, als ob er sein Innerstes durchbohren wollte.

„Ja, der bin ich," lautete die Antwort.

„So will ich mich Ihnen anvertrauen. Ich bin der Prinz von Preußen. Ich bin auf der Flucht und werde verfolgt. Bringen Sie mich so schnell als möglich über die Grenze nach Ludwigslust."

Sprachlos starrte der Prediger den Prinzen an. Er hatte ihn noch nie vorher, weder in Person noch im Bilde gesehen. Als er mit Mühe die Fassung wieder gewonnen hatte, warf er noch einen langen prüfenden Blick auf den Fremden und rief dann in schmerzlicher Bewegung aus: „Allmächtiger Gott! Bis dahin also mußte es kommen!"

Nachdem er sich gefaßt hatte, bat er den Prinzen Platz zu nehmen und sich vor dem Aufbruch nach der Grenze mit Speise und Trank zu stärken. Der Wagen sollte inzwischen bereit gemacht werden.

Aber der Prinz lehnte die Einladung ab. „Ich danke. Ich bin zwar in Perleberg um mein Frühstück gekommen. Allein man ist dort von meiner Anwesenheit unterrichtet. Nun tut nichts not als Eile, allergrößte Eile. Gibt es nicht noch einen anderen Weg, auf welchem wir die Grenze passieren können als die Chaussee?"

„Gewiß, Königliche Hoheit," war die Antwort, „allein es ist ein Landweg, der durch den Regen der letzten Tage in schlechtem Zustande sein wird."

„Lassen Sie uns dennoch den Landweg

wählen und ohne Verzug. Wir wollen vorausgehen. Der Wagen mag uns nachkommen."

„Wie Sie befehlen, Königliche Hoheit! Wollen Sie erlauben, daß ich vorher das Anspannen bestelle?"

Der Prinz stimmte zu, und der Prediger verließ auf wenige Augenblicke das Zimmer.

„Luise," sagte er mit erregter Stimme zu seiner Frau, „der Prinz von Preußen ist da. Wir wollen sofort nach Grabow fahren. Wir gehen voraus. Schicke uns schleunig den Wagen nach. An unserer Wiese kann uns der ‚alte Daniel' schon eingeholt haben. Schnell! Schnell! Aber sage keinem Menschen, wer der fremde Herr ist. Um Gottes willen! Hörst Du? — Keinem. Heute abend sollst Du alles erfahren."

Darauf kehrte der Prediger zum Prinzen von Preußen zurück, mit dem er alsbald das Haus verließ.

Der Kammerdiener Krug folgte ihm nach. Als die drei Männer auf der Dorfstraße angekommen waren, schlang der Prinz von Preußen seinen rechten Arm um den linken des Predigers und legte sein Haupt müde und schwer auf dessen Schulter. Kaum aber hatte man das Dorf im Rücken, als der Prinz die Erschöpfung, die ihn angewandelt, auch schon wieder überwunden hatte und in strammer Haltung und mit festen Schritten weiter ging.

An der Pfarrwiese, die etwa einen Kilometer vom Dorfe entfernt war, holte der alte Pfarrknecht Daniel Karl mit einem offenen Wagen die Herren ein. Der Prediger mußte neben dem Prinzen Platz nehmen, Krug saß vorne neben dem Knecht. Und in größter Eile ging nun die Fahrt der Grenze zu.

Der Prinz ergriff die Hand des Predigers, erzählte von den grausigen Vorgängen des 18. und 19. März und fragte verzweiflungsvoll: „Und was soll nun werden? Der Stein ist ins Rollen gekommen. Wann wird man ihn aufhalten?" Der Prediger wies tröstend auf den Allmächtigen hin, der Preußens Schutz und Schirm noch immer gewesen sei und es auch in dieser Prüfung nicht verlassen werde. Das werde schon die nächste Zukunft lehren. Daran zweifle er nicht. Das Volk sei nur verführt. Bald werde es wieder zur Besinnung kommen. Die Beamten seien ihrem König treu und ergeben. Hier in dieser Gegend könne sich der Prinz auf jeden Beamten verlassen. Dafür glaube er bürgen zu können.

„Wohl möglich," erwiderte der Prinz. „Allein, bevor die Guten zuwege kommen, können die Bösen schon viel getan haben, was nie wieder gut zu machen ist. Ja, die Armee, der Adel und zum großen Teile das Land, steht treu zu uns. Aber," seufzte er schmerzlich, „die Städte." Und nun klagte er über die Gesinnungen der großen Städte, besonders gegen ihn, den Prinzen. Ihm schiebe man alle Schuld zu. Ihn wolle man zum Sündenbock für alles machen. Er sei der Macht der Verhältnisse gewichen, nicht aus Furcht für sein Leben, sondern aus Besorgnis, daß man ihn als Geisel wider seinen Königlichen Bruder benutzen möchte. „Es ist wohl anzunehmen, daß die Aufrührer, wenn ich in ihre Gewalt fiele, diesen Umstand ausnutzen würden, dem König Rechte der Krone abzutrotzen. Das will ich vermeiden, und darum gehe ich ins Ausland."

Dies war die eine Gefahr, die der Prinz durch seine Flucht vom Vaterlande und von sich selber abgewendet hat. Es gab noch eine andere — schalten wir unsererseits hier ein —, der er gleichfalls nur auf diesem Wege entging. Sie lernen wir kennen, wenn wir lesen, was der Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen in seinen Aufzeichnungen aus diesen Märztagen erzählt. Er war damals Sekondeleutnant der Gardeartillerie, hatte am 18. den Barrikadensturm, am 19. März den Rückzug aus Berlin nach Potsdam mitgemacht und teilte mit allen Gardeoffizieren die schäumende Entrüstung über diese Schmach der Armee, über die Gefangenschaft in welcher der König in seinem eigenen Schlosse von den Berlinern festgehalten ward, aber auch die Hoffnungen, die sie auf das Eingreifen des Prinzen von Preußen setzten. Er sagt: „Es ist keiner Frage unterworfen, daß das Pflichtgefühl, das die sämtlichen Mitglieder der Königsfamilie beherrschte, das Vaterland vor großem Elend bewahrt hat. Denn wenn der Prinz von Preußen entgegengetreten wäre mit der Behauptung, der König sei unfrei, die Truppe hätte seinen Befehlen gehorcht. Die Bauern in

der Umgebung von Berlin rotteten sich bereits zusammen,*) um die Berliner zu züchtigen. Der Prinz von Preußen konnte die Rolle einer Katharina II. von Rußland spielen. Ein entsetzliches Gemetzel in Berlin wäre die Folge gewesen. Aber die Gesetzmäßigkeit in unserer Tronfolge wäre verletzt worden und neuen gewaltsamen Umwälzungen Tür und Tor geöffnet." („Aus meinem Leben" I [1897] S. 67—68.)

Inzwischen war man in die Nähe des Rittergutes Stavenow gekommen, welches zu den Gütern des Oberkonsistorialpräsidenten Grafen Voß gehörte, bei dem der Prediger Behrens in hohem Ansehen stand. Von der raschen Fahrt auf schlechtem Wege waren die jungen Pferde müde geworden, zu müde, als daß man ihnen die noch übrige Hälfte des Weges hätte zumuten können. Von dem Rechnungsführer des abwesenden Grafen Voß — der Gutsinspektor war in Grabow — erlangte der Prediger Behrens sofort die Bewilligung der frischen Pferde, die zur Fahrt nach Warnow nötig waren, und mit Genehmigung des Prinzen ward nun beschlossen, dem mit frischen Pferden bespannten Wagen des Prinzen sollte ein Leiterwagen vorausfahren, auf welchem der Prediger mit dem Rechnungsführer des Grafen Voß, Weiß mit Namen, sitzen sollten, um den Prinzen bei dem ersten Anzeichen einer Gefahr warnen zu können.

5. Grabow—Ludwigslust—Hamburg. 23. März.

In dieser Weise wurde am späten Nachmittag der Rest der gefährlichen Strecke Perleberg—Warnow zurückgelegt, die mecklenburgische Grenze überschritten und am späten Nachmittag die erste mecklenburgische Stadt Grabow glücklich erreicht.

Hier gelang es alsbald dem Kammerdiener Krug, den Gasthof zu ermitteln, in welchem der Major Oelrichs mit dem Wagen des Prinzen bereits angekommen war. Zu ihm begab sich jetzt der Prinz und beschloß, seinen früheren Wagen zur Weiterreise zu benutzen.

Noch auf dem Hof des Gasthofs ergriff er die Hand des Predigers mit großer Wärme und sagte: „Sie sind der letzte Preuße, der eingedenk seines Eides uns Treue gehalten hat. Empfangen Sie meinen warmen Dank. Ich hoffe bald und in besserer Zeit mein Vaterland wiederzusehen. Dann will ich an Sie denken."

„Königliche Hoheit," erwiderte der Prediger gerührt, „beschämen mich tief. Ich habe nichts getan als meine Pflicht. Aber wünschen Ew. Königliche Hoheit nicht vielleicht, Ihrer hohen Frau Gemahlin Nachricht zu geben? Es würde mir eine hohe Ehre sein, dieselbe persönlich überbringen zu dürfen."

„Ich danke Ihnen," erwiderte der Prinz. Ich habe gestern noch mit meiner Familie meinen Geburtstag gefeiert. Wir sind auseinander gestoben. Meine Frau weiß nicht, wo ich bin, und ich weiß nicht, wo meine Frau ist. Aber ich danke Ihnen."

Mit warmem Händedruck schied der Prinz tief bewegt.

Aber er war sehr im Irrtum, wenn er glaubte, er sei nunmehr, diesseits der mecklenburgischen Grenze, sicherer als er es jenseits derselben gewesen war. Grabow war durch das Gerücht, der Prinz von Preußen werde kommen, seit mehreren Stunden schon in ganz ähnlicher Aufregung wie am Morgen Perleberg.

Dort hatte der Major Oelrichs in dem Wagen des Prinzen nur deshalb ungefährdet abreisen können, weil unter dem Haufen lärmender Menschen, die dort die Reisetasche des Prinzen umstanden, Leute genug waren, die bei der Garde gedient hatten und deshalb bezeugen konnten, daß der fremde Herr, der da einstieg, der Prinz von Preußen nicht war. Die Stimmung, die er jetzt in Grabow vorfand, war durch aufregende Gerüchte und stundenlanges Warten womöglich noch gefährlicher geworden. Natürlich war er von den Grabowern sofort ins Gebet genommen worden mit Fragen nach dem Prinzen und auch mit der Frage, ob er das vielleicht gar selber sei, worauf er trocken erwidert hatte: „Nein, eine so hochgestellte Persönlichkeit bin ich nicht."

Eine halbe Stunde war vergangen, seit der Prinz von Preußen den Prediger verlassen hatte. Letzterer saß mit dem Rechnungsführer Weiß in dem Gasthof, in

*) Z. B. in Schönhausen und Nachbarschaft, vgl. Bismarck: Gedanken und Erinnerungen, I (1898) S. 20—21.

welchem am Morgen der gräflich Voßsche Gutsinspektor sein Fuhrwerk eingestellt hatte. Beide wollten eben nach der anstrengenden Fahrt sich mit Speise und Trank erquicken, als der Prediger bei einem Blick durchs Fenster den Kammerdiener Krug in vollem Lauf die Straße herabeilen und auf den Gasthof losstürzen sah.

„Herr Prediger," rief der Kammerdiener atemlos, „lassen Sie sofort anspannen. Um unseren Wagen ist ein Auflauf entstanden. Wir können nicht fort. Um Gotteswillen rasch! Die Gefahr ist größer als je!"

„Herr Rechnungsführer," wandte sich nun der Prediger rasch gefaßt an diesen, „wir nehmen die Pferde des Inspektors und legen sie vor meinen Wagen. Sie haben seit heute morgen gestanden und sind ausgeruht. Auf! Ans Werk!"

Sofort wurde angespannt, und der Kammerdiener fuhr mit dem Kutscher eilig davon. Es gelang ihm, den Prinzen und seinen Adjutanten unbemerkt aus dem Gasthof abzuholen und die Straße nach Ludwigslust zu gewinnen.

In rasender Fahrt ward Ludwigslust in kaum einer Stunde erreicht, vor der großherzoglichen Villa „Gustaviana" ließ der Prinz halten, stieg mit seinen Begleitern vom Wagen, ließ dem Kutscher mit den Worten: „Du hast gut gefahren, mein Sohn," ein reichliches Trinkgeld geben und trat in die Villa ein, die ihm wenigstens fürs erste sicheren Aufenthalt bot.

Mit der Gewißheit, daß der Prinz glücklich aus der Stadt entkommen war, schaute sich der Prediger nun noch einmal die tobende Masse an, die den auch hier wieder zurückgebliebenen Wagen des Prinzen umgab, und mit Grauen dachte er an das Gräßliche, was hier hätte geschehen können, als er sah, wie ein alter Bauer, dessen Sohn am 18. März auf den Barrikaden in Berlin gefallen war, mit der Heugabel an den Wagen herantrat, um den Kartätschenprinzen, den vermeintlichen Urheber seines Unglücks, zu erstechen.

Mit einem „Gott sei gelobt!" aus tiefstem Herzen verließ er am Abend die Stadt.

Durch das Erscheinen des Aufsatzes von Pastor Behrens in Guhrau (Nr. 14 und 15 des „Daheim" im Jahrgang 1891) wurde noch eine weitere Veröffentlichung veranlaßt, welche zur Enthüllung dieser bis dahin fast völlig dunkel gebliebenen Epoche im Leben unseres Heldenkaisers den letzten, abschließenden Beitrag lieferte. In Nr. 30 desselben Jahrgangs des „Daheim" erschien ein Aufsatz, in welchem der Amtssekretär E. Luther in Hagenau i. M., nach eigenen Erlebnissen über den letzten Teil der Flucht des Prinzen, nämlich seine Eisenbahnfahrt von Ludwigslust nach Hamburg zum erstenmal öffentlichen Aufschluß gab. Der Verfasser war Ende März 1848 mit anderen Hagenauern gewohnt, jeden Nachmittag gegen Abend auf den Bahnhof zu gehen, wenn der Zug von Berlin nach Hamburg durchkam, der die neuesten Nachrichten aus Berlin mitbrachte. Am 24. März*) begab es sich, daß vom fernen Walde ein Jagdwagen heraneilte und der Sekretär des Herzogs Gustav von Mecklenburg in größter Aufregung einen leeren Abteil erster Klasse „aber ohne Beleuchtung" für zwei Herren forderte, die dann auch den Jagdwagen verließen und den haltenden Zug bestiegen.

In dem einen der Herren erkannte der Freund des Verfassers, der Eisenbahnbaumeister Fritze, sofort den Prinzen von Preußen.

Die Nachricht, daß der Prinz auf dem Zuge sei, verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter den ausgestiegenen Reisenden des Zuges. Fritze, die Gefahr erkennend, entschloß sich sofort, mit dem Zuge zu fahren und bestieg den Direktionsabteil. Auf dem nächsten Bahnhof ging er in die Nähe des Abteils erster Klasse, an dem das Fenster heruntergelassen war und sagte ganz leise: „Wenn der Prinz von Preußen glaubt, unbemerkt nach Hamburg zu kommen, so irrt derselbe, denn das Zugpersonal und sämtliche Reisende des Zuges wissen von seiner Anwesenheit." Hastig wurde das Fenster erst hinaufgerissen, dann aber wieder heruntergelassen und gleichzeitig aus dem Fenster gefragt: „Wer sind Sie und was wollen Sie damit sagen?" Fritze antwortete: „Ich bin der Abteilungsingenieur Fritze und bin ein guter Preuße." Augenblicklich ward die Tür geöffnet und Fritze

*) Nach dem unten folgenden Dankbriefe des Prinzen von Preußen vom 23. März 1851, war das noch am Abend des 23. März und was folgt in der Nacht auf den 24.

Beethoven. Skulptur von Professor Franz Stuck-München.
Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.

aufgefordert, einzusteigen. Der Prinz von Preußen sagte: „Ja, ich bin hier; was wollen Sie mit Ihrer Warnung sagen?“

Fritze erwiderte, alle Bahnhöfe seien von Neugierigen überfüllt, die von den Reisenden erfahren würden, daß der Prinz auf dem Zuge sei; in Hamburg aber, wo der Bahnhof von Menschen überflutet und die Aufregung sehr groß sei, werde Anlaß zu ernsten Befürchtungen sein. „Was geben Sie dann für einen Rat?“ fragte der Prinz, und Fritze erwiderte: „Kurz vor dem Einfahren in den Bahnhof werde ich den Zug so langsam fahren lassen, daß Königliche Hoheit auf der entgegengesetzten Seite den Zug unbemerkt verlassen können.“ — „Das thue ich nicht,“ sagte darauf der Prinz. „Ich laufe nicht fort. Wenn Sie keinen anderen Rat wissen, dann biete ich die Stirn; auch werde ich auf dem Bahnhof erwartet.“ — „Nun,“ sagte Fritze, „dann verlassen Königliche Hoheit den Zug in Bergedorf und kommen mit zu dem einfachen Hotel, wo wir Ingenieure stets verkehren; ich werde die Leute des Zugpersonals auf ihren Dienst verpflichten zu schweigen und nur diejenigen, die Ew. Königliche Hoheit in Hamburg in Empfang nehmen wollen, hiervon benachrichtigen.“

Mit diesem Vorschlag einverstanden, bat der Prinz nur, seinem in demselben Zug fahrenden Diener Krug Bescheid zu sagen. Das geschah auch, aber mit Schwierigkeit, denn dieser war in irgend einer Wagenecke fest eingeschlafen; Fritze mußte seinen Namen in jeden Abteil hineinrufen, bis er endlich entdeckt und munter wurde. Unbemerkt verließen nun der Prinz, der Adjutant Oelrichs und der Diener Krug mit dem Baumeister den Bahnhof und kehrten unerkannt in dem Hotel zu Bergedorf ein, wo sie mit dem Ingenieur zu Abend speisten. „Der Prinz,“ erzählte Fritze, „äußerte sich bei Tische wiederholt mit Entrüstung und hart über die Ereignisse in Berlin und ganz besonders über den Befehl, die Truppen zurückzuziehen.“

Gegen Mitternacht legte sich der Prinz in einem Nebenzimmer zur Ruhe nieder und wurde gegen Morgen durch die Equipage der preußischen Gesandtschaft aus Hamburg abgeholt. Wie richtig aber hatte der Baumeister Fritze geurteilt! Kaum war der Zug in der Halle des Hamburger Bahnhofes eingefahren, als der Ruf erscholl: „Der Prinz von Preußen ist im Zuge.“ Dieser Ruf wurde von der Menschenmasse mit solchem Toben und Drängen aufgenommen, daß das Zugpersonal nur mit Hilfe der Polizei imstande war, der Thatsache Gehör zu verschaffen, daß der Prinz sich nicht im Zuge befand.

Am Tage darauf, am 24. März, schiffte sich der Prinz auf dem Dampfer John Bull nach London ein. Niemand auf dem Schiffe kannte ihn. Natürlich sprachen die Reisenden von nichts als Tagespolitik, insbesondere von dem letzten großen Ereignis derselben, der Flucht des Prinzen, über deren Gelingen oder Mißlingen noch niemand zu berichten wußte. Daß der Geächtete, wenn überhaupt etwas, nur schonungslose Urteile, ja sogar arge Schmähungen über sich selber hörte, verstand sich von selbst. Als die Reisenden in Hull ausgeschifft wurden, verließ er zuerst das Schiff. Da konnte sich's der Kapitän Corbei nicht versagen, den Reisenden, die so tapfer gewesen waren auf Kosten eines Wehrlosen, eine ganz ausgesuchte Überraschung zu bereiten. „Wissen Sie auch, meine Herrschaften,“ fragte er die auf Deck versammelten Reisenden, „wer der große Herr war, der eben an Land gegangen ist?“ „Nein,“ hieß es von allen Seiten. „Nun,“ fuhr er fort, „es war der Prinz von Preußen.“

Sprach's und wandte den überraschten und zum Teil tief beschämten Reisenden den Rücken zu.

6. Des Prinzen Dank.

Der oben benutzte Aufsatz der Frau Ida Beerend, geb. Fintelmann, schließt mit den Worten:

„Im Oktober desselben Jahres 1848 saß ich nähend am Fenster, als ich am jenseitigen Ufer einen königlichen Lakaien bemerke, der ein Paket im Arme hat. Meine Mutter sagte sogleich, heut ist der 18. Oktober, des Kronprinzen Geburtstag, gewiß kommt etwas für uns. Und richtig, so war es. Der Prinz von Preußen übersandte seine Bronzebüste mit einem eigenhändigen Brief, welcher lautete:

„Schloß Babelsberg, den 18. Okt. 48.

Die Bereitwilligkeit und Freundlichkeit, mit welcher Sie mich in jener unglücklichen Nacht aufnahmen und zwei Tage mit den

Meinigen beherbergten, wird nie aus meiner dankbaren Erinnerung verschwinden. Um diese Handlung bei Ihnen und den Ihrigen im Gedächtnis zu erhalten, sende ich Ihnen meine Büste, bei deren Anblick Sie sich erinnern mögen

Ihres dankbaren
Prinzen von Preußen.

An den Hofgärtner Herrn Fintelmann
in der Pfaueninsel."

Als Fintelmann um seine Versetzung in den Ruhestand einkam, wurde ihm nicht allein das volle Gehalt gelassen, auf Befehl des Königs wurde er auch von der vorgesetzten Behörde aufgefordert, etwaige Wünsche mit Bezug auf seinen ferneren Wohnsitz zu äußern. Fintelmann bat um die Gnade, sein Leben in einem königlichen Garten beschließen zu dürfen.

An demselben 18. Oktober 1848 dachte der Prinz auch des Pastors Behrens zu Quitzow bei Perleberg.

Er sandte ihm ein eigenhändiges Schreiben, welches lautete:

„Schloß Babelsberg, den 17. Okt. 1848.

Die Dankbarkeit an die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie mir am 23. März d. J. beistanden, wird nie in meinem Herzen erlöschen, und niemals werde ich den prüfenden Blick vergessen, mit welchem Sie mich ansahen, als ich ungekannt zu Ihnen ins Zimmer trat und Sie mir dennoch sofort Glauben schenkten, als ich mich nannte.

Die Erinnerung und das Andenken an Ihre That wünsche ich bei Ihnen zu erhalten und zu dem Ende sende ich Ihnen meine Büste, bei deren Anblick Sie sich erinnern mögen

Ihres dankbaren
Prinzen von Preußen.

An den Prediger Behrens
zu Quitzow bei Perleberg."

Bald wurde auch dem Prediger Behrens der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen. Und als der also Ausgezeichnete dem Prinzen seinen Dank aussprach, wurde ihm die Antwort zu teil: „Es war ja unsere Pflicht, Ihnen eine öffentliche Anerkennung zu geben."

Zur Taufe eines Sohnes, bei welchem der Prinz, auf Bitte des Predigers, die Patenstelle angenommen hatte, übersandte er dem Vater sein Bildnis mit der von ihm eigenhändig vollzogenen Unterschrift. In die linke Schleife dieser Unterschrift setzte er das Datum 23. 3. 48 und in die rechte Schleife das Datum 22. 3. 52.

Nachdem der Prediger Behrens am 24. Mai 1858 gestorben war, bestimmte der Prinz seiner Witwe eine lebenslängliche Pension von 300 Thalern aus seiner eigenen Privatschatulle, eine Summe, die der Familie als Beitrag zu den Erziehungskosten ihrer Kinder unschätzbare Dienste geleistet hat.

Schließlich erhielt auch der Baumeister Fritze († 1874 in Breslau) mit einem Andenken ein Dankschreiben, welches lautet:

„Coblenz, den 23. März 1851.

Wenngleich drei Jahre vergangen sind, so kommt doch Dankbarkeit nie zu spät. Als einen Beweis derselben empfangen Sie anliegend ein Andenken an den 23. März 1848, an welchem Tage in der Nacht zum 24. Sie mir Beweise Ihrer Anhänglichkeit, Teilnahme und wahren Patriotismus gaben, die ich nie vergessen kann! Ihrer Fürsorge verdanke ich es, daß an jenem verhängnisvollen Tage nicht noch Schlimmeres mir begegnete. Dafür Ihnen stets meine Dankbarkeit zu vergegenwärtigen, bitte ich die beigehende Medaille freundlich anzunehmen, damit auch spätere Glieder Ihrer Familie erfahren, was eines derselben für mich gethan.

Ihr Prinz von Preußen."

Altweibersommer.

Arm in Arm mit meinem Mädchen
Schweift' ich durch das Herbstgelände,
Und ein Netz von Sommerfädchen
Wob sich uns um Haupt und Hände.

Und die Holde schalt und grollte
Laut den lästigen Guirlanden;
Doch je mehr sie lösen wollte,
Desto mehr sie uns umwanden.

Lächelnd strich ich ihr die Wangen:
„Herzchen, laß Dich das nicht kränken!
Daß die Spinnen uns umschlangen,
War es anders auch zu denken?

Wo sich zwei in Zucht und Ehre
Froh im Glanz der Liebe sonnen,
Sind sie auch von einem Heere
Alter Weiber gleich umsponnen."

Fritz Erdner.

Seidelbast und Schneeglöckchen.

Die Blumen des Bauerngartens.

Von

Julius Stinde.

Mit zwölf Originalaquarellen von Fritz Reiss.

(Abdruck verboten.)

Wie ich ihn zu spüren vermeine, den Erdhauch des frisch umgegrabenen Landes, nun, da ich beginne, von den Blumen des Bauerngartens zu erzählen!

Wir Kinder hatten ein Stückchen Garten, das wir selbst bestellten. Deshalb weiß ich noch so genau Bescheid.

Wir mußten es ohne Hilfe umgraben und durften es dafür nach eigenem Gefallen herrichten, und damit unser Garten ein richtiger Garten wurde, wichen wir nicht von den Vorbildern ab, die wir bei den Bauern sahen und den kleinen Leuten. Was würden auch die Mägde gesagt haben und der Knecht, wenn wir es anders gemacht hätten?

„Gar keen Garen!“ hätten sie gesagt, und es wäre auch keiner gewesen.

Denn ein richtiger Garten hat einen Mittelweg, der ihn in zwei möglichst gleiche Teile trennt, und diesen Weg grenzen zwei Beete ab, die ebenso lang sind wie er. Darauf stehen Johannisbeersträuche und Stachelbeeren und die Blumen des Gartens. Das Land zu den Seiten gehört der Nützlichkeit: den Gemüsen, den Würzkräutern und den Kartoffeln. Und ein grüner Grasfleck muß sein: die Bleiche.

Am Ende des Mittelsteiges muß eine Laube stehen. Sie ist aus Hainbuchen gezogen, deren Geäste die besten lebenden Wände bildet, worin die Vögel nisten, Singvögel und auch wohl der Zaunkönig. In der Laube sind eine Bank und ein Tisch, einfach aus Pfählen und Brettern gezimmert, und davor ist mitunter ein rundes Blumenbeet angelegt.

Das Beet ist mit Buchsbaum eingefaßt und hegt die Seltenheiten des Gartens, die dort den Ehrenplatz haben. Da blüht schon ganz früh im März der Seidelbast, der schöne Strauch mit seinen rosafarbenen Blüten, den die Bauern Pfefferblume nennen, weil seine schwarzen Früchte scharf wie Pfeffer sind. Auch seine Rinde ist scharf und zieht, auf die Haut gelegt, Blasen wie das mit spanischer Fliege bereitete Pflaster. Einst spielte der Seidelbast in der Volksheilkunde eine hervorragende Rolle, denn er war zauberkräftig. Mit Seidelbast konnte man den Teufel binden. In ganz alter Zeit soll er dem Zio, dem nordischen Kriegsgotte, heilig gegolten haben, auf den er mit seinem Namen Ziland hinweist. Jetzt wird er nur noch als ein Überkommnis aus der Vergangenheit dort gehalten, wo die Gebräuche der Vorfahren nicht ganz dem modischen Wesen wichen, das sich überall breit macht, soweit die Lokomotive pfeift. Und noch weiter.

Für eine Hainbuchenlaube hatte unser Kindergarten keinen Raum, aber für eine Bohnenlaube reichte der Platz. Die baute der Knecht aus schmiegsamen Stangen, daß sie aussah wie das Gerüst eines Indianerwigwams. Die Bohnen pflanzten wir. Es waren das Prahlbohnen, die scharlach-

rot blühen und deshalb auch Feuerbohnen heißen. Prahlbohnen ist aber viel bezeichnender, denn die Blütentrauben prahlen mit ihrem Rot, als riefen sie auf die Landstraße hinaus: Seht, wie wir klettern, wie wir scheinen. Und das Rot der Blüten hebt sich so grell von dem hellen Grün des Laubes ab, als hätte einer der neugesonnenen Maler die Farbenzusammenstellung angegeben.

Derlei aber gefällt dem Bauern, und was da blüht, muß scheinen.

Für den Schmuck des Gartens gibt er die beiden Beete her, die den Hauptweg begleiten; mehr Land wäre überflüssig, und was darauf wächst, das darf kein Geld kosten. Für Sämereien wird so wenig wie möglich ausgegeben. Die Pflanzen aber, die sich für den Winter in ihre Wurzelgemächer zurückziehen und im Frühling ihr Geknospe der Sonne zuwenden — die Blütengeheimnisse an den lichten Tag zu bringen, von denen jedes ein Wunder ist, ein Wunder des Lebens und der Schönheit — die sind die rechten, denn sie kommen alljährlich wieder und sind dem Platze treu, auf dem sie stehen, wie der echte Bauer seiner heimatlichen Scholle.

Allfrühjährlich, an derselben Stelle, bohrt das Schneeglöckchen seine blaugrünen Blattspitzen durch die auftauende Erdkruste, und wo man es ungestört läßt, bringt es jungen Nachwuchs mit, der anderes Gekräut, das später wach wird, nicht aufkommen läßt. So behauptet das Schneeglöckchen als Frühaufsteher seinen Platz und macht sich breit, bis es der Bäuerin zu viel wird und sie ihm mit rücksichtslosem Grabscheit Bescheidenheit beibringt.

Allzuviel weißes Geblüm ist nicht Bauerngeschmack. Auch Gelb liebt er nicht. Darum müssen die Schlüsselblumen, womit die Beete zum Teil eingefaßt werden, rot sein, und rot müssen die Tulpen sein, wie es ja auch in dem Liede heißt, das die junge Dirn auf die Frage „Wohin?“ lustig zur Antwort gibt:

Nah Thymian un Majoran,
Wo all de hübschen Blomen stahn;
De roden plück ick af,
De gelen laat ick stahn.
Junggesellen küß' ick mal —
De Olen laat ick stahn.

Rote Blumen und junge Gesellen, die sind in der Wertschätzung einander ebenso gleich wie gelbe Blumen den Alten. Und draußen am Wege auf Wiesen und Feld blüht gelbes Zeug genug: Butterblumen, Kuhblumen und wie sie heißen mögen. Die

Bauernrose, Butterblume und Vergißmeinnicht.

Digitized by Google

Klee, Marbelblume und Stiefmütterchen.

Landbewohner haben für dieſe Wonnen des Botanikers nur einen Sammelnamen, und den verbietet die gute Lebensart hierher zu ſetzen. Er läßt an Kraft und Verachtung nichts zu wünſchen übrig.

Nur einige wenige gelbe Blumen werden im Bauerngarten geduldet. Da iſt zunächſt die gelbe Narziſſe, gemeiniglich Oſterblume und auch wohl Oſterlilie genannt, weil ihre Blütezeit häufig mit der Oſterzeit zuſammenfällt, während die echte Narziſſe, die weiße mit der feingekerbten, rotgeränderten Nebenkrone und dem köſtlichen Dufte, einige Wochen ſpäter blüht und folgerecht Pfingſtlilie heißt, obgleich ſie nicht zum Geſchlechte der Liliengewächſe gehört.

Ein anderes hübſches Gelbblümchen iſt der Goldknopf, die mit gefüllter Blume blühende kriechende Ranunkel, die im Garten geduldet wird, weil ſie doppelt blüht. Gefüllte Blumen kennt der Volksmund nicht, ſondern doppelte. Die einfache Ranunkel, die den Wieſen Goldſchimmer verleiht und der friſchen Grasbutter das leckere Tiefgelb, wird mit den Gelblingen verworfen, die kein Anrecht auf Gartenpflege haben. Wer geſchätzt werden will, muß etwas ſein. Und die Knopfblume iſt doppelt. Doppelt iſt auch das Garten-Maßlieb, von den Gebildeten Tauſendſchön genannt, von den Leuten aber Marbelblume. Marbelblume iſt aus Marienblume entſtanden. Einſt war das anmutige Wieſenblümchen der Freia, der nordiſchen Göttin der Liebe, geweiht, und noch heute iſt es als Gretchenblume das Orakel der Liebenden. Dann aber, als die alten Götter dem Chriſtentum wichen, gab das Volk der heiligen Jungfrau, was

Provinzrose, Immergrün, Ringelblume und Buchs.

es vorher an Holdem und Schönem der Freia gegeben hatte. Noch heißt das zur Marienblume erhobene Maß (mate — matte = Wiese)-lieb in Schlesien weiße Frauenblume. In England wird es Daisy genannt, entstanden aus Day's eye, und man muß gestehen, daß Tages-Auge ein hübscher Name für die kleinen gelben Sonnenscheiben mit den milchweißen Strahlen ist, die wie Sternlein aus dem Grün aufschauen. Altdeutsch hieß das Mardetblümchen auch Bridelsouge — Auge des Geliebten.

Aus Mardelblumen winden die Kinder Kränze, derart, daß sich Blume an Blume reiht, und setzen sie auf das Köpfchen. Nichts sieht lieblicher aus als so ein Mädel mit roten Lippen und blauen Augen, dessen Flachshaar ein Kränzlein schmückt, an dem sie beide Anteil haben, die milde Himmelskönigin und Freia, die Lebenslust Spendende.

Wenn die Frühlingsblumen verblüht sind, wird es auf den Bauernbeeten immer munterer. Die Bauernrose, die Päonie, breitet sich buschartig aus und entfaltet ihre purpurnen Blüten. Sie ist gefüllt und rot, kein Wunder, daß sie geschätzt wird. Außerdem zieht man in einigen Gegenden die Samenkörner der Päonie auf ein Band und hängt sie den Kindern als Zahnperlen um. Sie sind ferner gut gegen Hexen und vertreiben die Gicht. So sagt man wenigstens.

Um dieselbe Zeit etwa blühen Akelei blau, auch wohl röttich und bräunlich und weiß, und die blaue Iris — die blaue Gilgen —, die in alten Zeiten eine große Rolle bei den Frühjahrsfesten spielte. Mit den Festen geraten auch die alten symbolischen Beziehungen zwischen dem Menschen und der Pflanzenwelt in Vergessenheit. Man

hat mit Gewalt Sitten, Gebräuche und Feſte in der guten Abſicht unterdrückt, Aberglauben und Altväterlichkeit wegzuräumen, damit moderne Kultur Platz fände, aber leider ſchwand mit dem heimatlichen Weſen auch das Heimatsgefühl, und was die ſtädtiſche Kultur dafür als Erſatz brachte, war ſchlimmer Tauſch.

Wo ſind die Feſte geblieben, wie das Ringreiten im Pfingſten, das Hervorragendſte der Frühlingsfeiern? Die Burſche ritten auf den des Wettreitens ungewohnten Mähren, im raſchen Trabe ein über der Bahn an einem Seile hängendes eiſernes Ringlein mit einem pfriemenartigen Rapier zu treffen und zu gewinnen; die Dirnen beluſtigten ſich mit Topfſchlagen. Der Sieger beim Ringreiten tanzte den Ehrentanz mit dem Mädchen, das verbundenen Auges den Topf zertrümmerte, worunter ein lebender weißer Hahn ſaß.

Der weiße Hahn deutet weit zurück auf Zeiten, da den Feld ſchützenden Göttern noch Tieropfer gebracht wurden; das Ring- und Wettreiten aber führt noch weiter zurück und zwar auf die Götterſagen vom Kampfe des Lichts mit der Finſternis, des Frühlings mit dem Winter.

Dieſen Kampf verſinnbildlichten von jeher die Opferfeſtſpiele, ſo bei den Griechen, wie bei den Männern des Nordens. Um die Maizeit, wenn Pfingſten, das liebliche Feſt, gekommen iſt, dann hat die Sonne bereits geſiegt und als Beute bringt ſie den Sommer. Von der Hochzeit des Sonnengottes mit der Erdgöttin blieb nur noch der Ehrentanz der beiden, die bei den Spielen gewannen.

Zu weit ab würde der Verfolg der vielen mythologiſchen Fäden führen, die vom Pfingſtreiten und Topfſchlagen bis an Walhalls Pforten leiten, nur das muß er-

Goldlack, Syringe und Primel.

Ritterſporn, Mohn und Nelken.

wähnt werden, daß nicht nur der Hut des Siegers — der Königshut — breit mit Knittergold umwunden ward, ſondern daß auch die Blumenſträuße, die von den Schattjungfern gegen ein kleines Entgelt den Feſtteilnehmern gereicht wurden, mit Flittergold verziert ſein mußten. Keiner aber durfte ohne Strauß ſein.

Gold iſt das Symbol der Sonne. Der Bauernburſche mit dem knittergoldenen Hute iſt nicht mehr der einfache Sieger beim Ringreiten: er iſt der Darſteller der ſiegreichen Sonne, und die Blumenſträuße, an denen kleine Streifen ſymboliſchen Goldes blinken, ſind Zeichen, daß ein Sonnenfeſt gefeiert wird, von dem ſich keiner ausſchließen darf, damit des Lichtgeſtirnes Segen allen zu teil werde.

In dieſen Sträußen waren aus dem Bauerngarten Blumen und riechende Kräuter zuſammengetan. Eine mit Knittergoldſtreifen benähte rote Tulpe bildete die Mitte des Straußes, Marbelblume und Knopfblume waren unten, Goldlack zur Seite, Krauſeminze, Salbei, Lavendel und Eberraute zu oberſt. Die riechen wie eine ganze Apotheke, würzig und kräftig, zumal die Eberraute. In einigen Gärten wächſt auch die „breite Sophie“, ſonſt Frauenminze und Balſamkraut (Tanacetum balsamita L.) genannt; die duftete noch wunderbarer, als alle übrigen zuſammen. Der Goldlack iſt eine der köſtlichſten Blumen des Bauerngartens. Es heißt, daß er aus Italien zu uns kam, und das iſt wohl möglich, denn die alten Römer bekränzten ihre Weinkrüge und ſich ſelbſt damit und werden ihn mit über die Alpen genommen haben, als ſie Germanien verrömerten. Noch immer gedeiht er halbverwildert am Rhein und an der Moſel.

Wohin die römiſchen Krieger nicht kamen, da fanden ſich ſpäter die römiſchen Mönche ein, in deren

Geranium.

Schneeballen, Feuerlilien und Federnelken.

Klostergärten außer den wenigen Heilkräutern auch etliche Blumen gezogen wurden. Die einen gegen die Gebrechen der Leidenden, die anderen zum Schmucke der Altäre zu festlicher Zeit. Und aus den Mönchsgärten wanderten Kräuter und Blumen in den Bauerngarten über.

Das Veilchen der Volkslieder ist, wenn es nicht ausdrücklich Blauveilchen genannt wird, fast ausnahmslos der Goldlack, das Gelbveilchen. Wohl wurde das Blauveilchen von jeher als Frühlingsbote begrüßt, aber man pflückte es an den sonnigen Feldrainen, wo es wild wuchs. Das Gelbveilchen wurde dagegen als fremder Gast in Gartenpflege genommen; sein Duft und sein dankbares anhaltendes Blühen entschädigten für die wenig beliebte gelbe Farbe, die jedoch zuweilen in Braun wechselt. Diese Eigenschaft haben die Gärtner benutzt, Goldlack von dunkler Mahagonifarbe zu züchten und von vielen verwandten Schattierungen, denn diese Bauernblume ist wieder salonfähig geworden und mit ihr so manche andere, die für zu gewöhnlich galt, als daß sie gebildete Menschen erfreuen

dürfte. Seitdem die in England beliebte Vasenfassung von Blumen auch allmählich bei uns nachgeahmt wird, finden die als unmodern geschmähten Anerkennung und Beifall, weil sie zur Wirkung gelangen und sich dem Zimmerschmuck künstlerisch einordnen lassen. Eine Blumengattung stellt die Engländerin in die Vase oder doch nur Zusammengehöriges und nicht jenes bunte Durcheinander, das durch seine Unruhe sich vordrängt und keine Stimmung erzeugt, wie es als Blumenbouquet gang und gäbe war. Man verwechsele jedoch nicht einen Feldblumenstrauß, der in seiner Mannigfaltigkeit gewissermaßen eine Probe des blühenden Feldes in seiner natürlichen Harmonie darstellt, mit einem Gemisch von Weiß, Rot, Blau, Grün, Grau und Gelb, wie Gärtnerhände es zustande brachten und es statt in eine Salatschüssel in eine trichterförmige Manschette aus Papierspitzen taten.

Wie persönlich wirkt dagegen eine passende Vase, in die hochaufgeschossener blühender Mohn gestellt wurde oder der blaue Sturmhut. Oder die brandgelbe Feuerlilie. Die Kunsttöpfer verfertigen heut wieder allerlei Gefäße für Schnittblumen, und die Gärtner pflegen die Bauernblumen, die hineinpassen. Da gibt es bauchige Näpfe für die Tremseu, die farbigen Arten der Kornblumen, langhalsige Flaschen für Rittersporn, zierliche Fingergläser für Nelken, große Rundständer für brennende Liebe.

Die brennende Liebe kommt weit her, aus Kleinasien; Kreuzfahrer brachten sie aus dem heiligen Lande mit, und deshalb wird sie auch Jerusalemsblume genannt. Sie schießt hoch auf in dichtem Gestengel und trägt scharlachrote Blütenköpfe, die im Sonnenscheine feurig leuchten. Brennende Liebe zu dem Heiligtum, das in den Händen der Ungläubigen der Christenheit Schmach dünkte, trieb die Mannen des Abendlandes zur Palästinafahrt. Das Grab wurde nicht befreit; trotz des vergossenen Blutes, trotz kühnen Wagens und zäher Versuche geriet es wieder unter die Oberherrschaft der Moslemin. In den Bauerngärten aber blüht noch immer die brennende Liebe.

Der Orient hat den Gärten des Abendlandes viele Pflanzen geliefert, die vollkommen heimisch geworden sind. So die Tulpe, die Kaiserkrone, die wie die Syringe (spanischer Flieder) aus Persien stammt; die Jungfer im Grünen (Nigella damascena L.) von den Küsten des Mittelmeeres und die wohlriechende Reseda aus Nordafrika. Über das Schöne vergaßen jedoch die Pflanzensammler nicht das Nützliche; auch die Schalotte (Allium escalonicum L.) wird erst seit den Kreuzzügen in Deutschland angebaut und erinnert mit ihrem Namen an Askalon, das vielumstrittene, wo Gottfried von Bouillon siegreich das Schwert schwang, Balduin der Dritte die Mauer erstürmte, Richard Löwenherz die Sarazenen schlug. Man könnte mit den Blumen und Kräutern des Bauerngartens Weltgeschichte und Kulturgeschichte illustrieren, denn der Weg von ihrer Heimat ist oft der Weg der Völker, und ihre symbolische Bedeutung, so schwach sie auch mitunter nur noch erhalten blieb, raunt von alten Göttern und ältestem Glauben.

Weiße Lilie.

Die Rose des Bauerngartens ist die Zentifolie, die sogenannte Provinzrose, die den stolzen Prachtsorten in den vornehmen Gärten weichen mußte,

Hauswurz und Hängenelken.

von denen jedoch keine den Duft besitzt wie die volle, mattrote Rose aus der Provence. Ihr Platz ist auf dem buchsbaumumfaßten Rundbeete vor der Laube, wenn solches vorhanden; sonst steht sie auf den Rabatten des Hauptsteiges und wo möglich neben ihr die weiße Lilie.

Wenn die weiße Lilie sich öffnet, naht gemach die Zeit der Sommerwende. Bäume und Sträucher haben abgeblüht, das Laub färbt sich dunkler, da sein frisches Wachstum vorüber ist, Früchte beginnen zu reifen; die Natur zeigt die ersten Spuren des Alterns. Rein, schön und duftend ersteht die Lilie inmitten der Sommerwelke und des Blumensterbens. Deshalb mag sie wohl zur Grabblume erwählt sein, denn mit Vorliebe pflanzt der Bauer weiße Lilien auf die Gräber der Seinigen. Sie gilt als Sinnbild der Unschuld und Reinheit, und nie sah ich Rührenderes, als auf einem einfachen schwarzen Sarge nur einen einzigen Kranz aus weißen Lilien und Immergrün. Das Immergrün ist auch grün zur Winterszeit und deutet auf die Unsterblichkeit. In dem Sarge trugen die schwarzen Männer ein kaum erblühtes Mägdlein hinaus. Die Glocken läuteten. Der schlichte Kranz kündete von Unschuld und ewigem Leben.

Nach kundigen Wortforschern soll die

Feuerbohne und Sonnenblume.

Myrte zum Brautgrün wurde; im Laufe der Zeit aber ward er mehr und mehr ein Zeichen der Trauer. Ihm wohnen geheimnisvolle Kräfte inne. In der Christnacht um zwölf Uhr werden alle Wasser zu Wein, und alle Bäume verwandeln sich in Rosmarin. Einst war er dem Frô heilig, dem um die Winterwende wiederkehrenden Sonnenlichte. In der Julnacht, der kürzesten des Jahres, geschah die Wiedergeburt des Gottes, und darum wird in der Christnacht jedweder Baum ein von Frô gesegneter d. i. zum Rosmarin.

Nach der Lilienblüte melden sich die Spätblüher: die Sonnenblume und die Georgine. Sie schauen beide hoch über den Gartenzaun, ihnen hilft noch die Stockrose, die einfache schwefelgelbe oder braunrote. Den Zaun selbst überklettert die Kapuzinerkresse mit ihren leuchtenden Zipfelblumen, die so lustig aussehen, daß, wären sie nicht aus Peru herübergebracht, sie eigens hätten für den Bauerngarten erfunden werden müssen. Der Bauer nennt sie Nasturzikum und bleibt dabei, obgleich ihm in Wort und Schrift gesagt wird, daß Nasturtium Brunnenkresse ist, die mit dem Tropäolum nichts weiter gemein hat als den brennenden Geschmack. Er thut's aber nicht anders.

Und noch ein Brandgelb, ein unvertilgbares, wuchert auf den Beeten. Es gehört dem Gälgölken, der Ringelblume

Lilie aus dem Keltischen stammen und eigentlich Lilg, d. i. li-ealg, kleiner Schwan, heißen. In ihrem Kelche birgt sich eine Elfe. Elfen aber sind Seelen.

Darum sprießen auf dem Grabe unschuldig Erschlagener Lilien, und wo unglücklich Liebende ein gemeinsames Grab fanden, wachsen von selber Rosen und Lilien. Davon weiß das Volkslied gar viel.

Es stunde an kein Vierteljahr,
Eine Lilie wächst auf seinem Grabe,

schließt das Lied von dem Ritter und der Magd.

Im Süden ist der Rosmarin dem Landvolke unentbehrlich. Er war Symbol der Treue und daher Hochzeitsschmuck, bevor die

an, die sich selber wieder säet und nie weicht, wo sie Stand faßte. Sie heißt auch „Morgenrot und Abendrot“ und ist auf den Grabhügeln Armer oft das einzige Blumenopfer.

Den Erntekranz binden die Frauen aus Georginen, Astern, Getreideähren und Buchsbaum. Wo jedoch Unfriede zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer einreißt, wie jetzo der Bauer und das Gesinde sozialwissenschaftlich heißen, da schwinden mit dem Frieden auch die alten Gebräuche und der Erntekranz. Der Dreschflegel klappt nicht mehr auf der Diele — die Dreschmaschine brummt; das Butterfaß bollert nicht mehr — die Milch wird an die Genossenschaftsmeierei geliefert. Die Bleiche ist umgegraben, der Bauer kauft die Leinwand fertig, und vor seinem Hause hat er Rasen und Teppichbeete.

Vor den Fenstern die dicke Meerzwiebel ist altmodisch geworden, nur mitunter sieht man sie noch. Geblieben aber ist die Pelargonie und die Myrte. Denn wenn auch einst nur die Tochter des reichen Fugger sich eine Brautkrone aus Myrtenreisern gestatten konnte, heute würde nicht das ärmste Mädchen ohne Myrtenkranz zur Trauung gehen. So ändern sich die Sitten mit den Zeiten, und wenn die Blumen des Bauerngartens nicht so ausdauernd wären, so hartnäckig, so widerstandsfähig wie sie sind, wer weiß, ob nicht auch sie aus der Mode kämen? Und wehe dem, was unter Bauern aus der Mode kommt.

Stockrosen und Phlox.

Herbstmorgen.

Der Atem raucht vor meinem Mund,
Es dampfte Nebel aus dem Tal,
Die Häher kreischten fern im Grund,
Der Wald stand naß und herbsteskahl.

Der Brombeerstrauch mich häkelnd fing
Und neigte mir der Beeren Pracht,
Und in der Tanne Wimper hing
Die Träne noch der letzten Nacht.

Ein Silberschleier, glitzernd, weich,
Lag schimmernd überm Wiesenland,
Und Perlenschnüre waren reich
Ins dunkle Fichtengrün gespannt.

Der Nebel rieselte gelind,
Der Tag war grau und überwacht, —
Ich fröstelte im Morgenwind
Und habe an den Lenz gedacht!

Börries, Freiherr von Münchhausen.

Digitized by Google

Allein ich will!

Roman von

Frieda Frelin von Bülow.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Wenige Minuten später durchschritt Gunne, mit Sonnenhut, Reithandschuhen und Reitrock vorschriftsmäßig ausgerüstet, den Wirtschaftshof, wo die englischen Mastschweine sich in ihrer Umfriedigung sonnten, Hühner, Enten, Truthühner spazierten und Ackerpferde angeschirrt wurden.

Hier, auf dem Gutshof, war Gunne mit aller Welt vertraut, mit Menschen und Getier. Sie vertrug sich sogar mit Mamsell Lisolt, der Wirtschafterin, der sonst männiglich lieber aus dem Weg ging. Heute aber hatte es Gunne eilig, denn wenn sie nach Wüstenkaltheim und Dietenhausen wollte und doch zur Essenszeit wieder zu Hause sein, durfte sie keine Zeit verlieren.

Eigenhändig legte sie ihrem kleinen zottigen Bergpferd Sattel und Zaumzeug an und führte es aus dem Stall.

Gunne ritt seit ihrem achten Jahre, sie war daher gewandt und vollkommen sicher. Höllen hatte darauf gehalten, daß seine Töchter beizeiten lernten, ohne Hilfe auf ihre Pferdchen und herunter zu kommen. Aber er ließ sie auch nur auf niedrigen, ganz zuverlässigen Tieren reiten, und davon ging er nicht ab, so sehr auch Gunne sich danach sehnte, ihre Kunst auf seinem feurigen Hengst zu probieren.

Wenn der Weg stark bergab fiel, glitt Gunne aus dem Sattel und ging neben dem Pferdchen her. Im Gauatal trabte sie ununterbrochen. Aber erst beim steilen Anstieg zeigte Duglas, was er konnte. Gunne verließ dann oft die Fahrstraße und ritt irgend einen Rasensteilhang hinauf. Das Pferdchen kletterte wie eine Ziege.

Sie war seit Jahren nicht nach Wüstenkaltheim hinauf gekommen. Das letzte Mal war es bei der Einweihung des Gemeindehauses gewesen, einer Feier, die alles, „was ein bißchen 'was war", aus der Nachbarschaft dort zusammen geführt hatte. Sie war damals ein recht bubenhafter dummer Backfisch gewesen mit kurzen Kleidern und dicken Waden. Aber der graziösen Lies hatte alle Welt den Hof gemacht, wie sie sich ganz gut erinnerte, auch der gar nicht angenehme Wedich Dieters, der in seiner Rittmeisteruniform glänzte. Gunne dachte daran, daß sie damals ihre Schwester ganz beängstigt gefragt hatte: ‚Gefällt Dir denn der?' Und die Lies hatte lachend geantwortet: ‚Der? Der tut sich ja so lächerlich dick.' Aber nachher hatte sie sich mit ihm verlobt.

Nun lag das freundliche Gemeindehaus mit seinem Fachwerk und rotem Dach im hellen Frühlingssonnenschein vor ihr. Und überall grünte der Grund und schimmerten die Bäume und Büsche in den zarten Schleiern knospender Blätter. Alles war um mindestens vierzehn Tage zurück hier oben, aber dennoch: wie lieblich heute, wie heimlich und friedevoll!

Ob wohl das alte malerische Pfarrhaus noch auf seinem Fleck stand dort hinten in der Gauaschlucht? Es war wirklich romantisch und in der Gegend ordentlich verrufen, weil keiner es lange darin aushielt. Wenn man aber auch den dicken Roßwirt in Milsfels, Herrn Paulus Strut, darüber reden hörte, ... na! —

Sie hielt vor der Tür des Gemeindehauses und hieb mit der Reitgerte durch die Luft, daß es tönte, um sich zu melden.

„Ach! 'ne Frau auf'm Gaul!!" schrie ein Wüstenkaltheimer Bübchen voll Erstaunen.

In den kleinen ärmlichen Nachbarhäusern, die alle mit dem Giebel nach der Dorfgasse standen, öffneten sich Butzenfensterchen, und neugierige Hausmütter streckten

die Köpfe heraus. Aus dem Gemeindehaus trat ein stämmiges, junges Frauenzimmer.

„Guten Tag!“ rief Gunne. „Ist der Herr Pfarrer vielleicht hier?“

„Nee.“

„Ist er im Pfarrhaus?“

„Nee. Im Dorf.“

„So. Ihr seid wohl die Magd?“

„Ja, ich dien' bei der Schwester.“

„Sehi Ihr den Herrn Pfarrer bald?“

„Ja. Der kommt nachher zum Essen.“

„Ißt er immer hier im Gemeindehaus?“

„Ja. Im Pfarrhaus ist keine Magd. Nur das Baltiche und das kann nicht kochen.“

Die Magd, die ein hübsches frisches Gesicht hatte, lachte belustigt.

„Wer ist das Baltiche?“

„Einer, der hier nicht richtig ist,“ sagte die Magd, indem sie mit dem Finger auf die Stirn zeigte.

„Also sagi Eurem Herrn Pfarrer . . .“

Gunne berichtete kurz, daß die Schwester erst morgen zurückkommen werde und warum.

„So ein Kerl aber auch!“ meinte kopfschüttelnd die Magd.

Das Unglück des Martinhofbauern regte sie mehr auf als das Ausbleiben ihrer Herrin.

Ein unangenehm brenzlicher Geruch drang aus der Küche.

„Euer Essen brenni an,“ warnie Gunne.

„Ach, das macht weiter nichts.

„Aber Eure angebrannte Suppe wird dem Herrn Pfarrer nicht sehr gut schmecken, fürcht' ich.“

„Der fragt nicht viel, wie 'was schmeckt,“ sagte lächelnd und in vertraulichem Ton die Magd. „Unser Pfarr' ist so ein ganz feiner Stadtherr, aber was er ißt, da fragt er gar nicht nach. So einer ist das. Uns selber schmeckt's allemal erst, wenn er wieder fort ist.“

„Da wird er wohl nicht fett werden,“ bemerkte Gunne lachend. Ihr fiel ein, daß ihr Vetter Leonhart, der in Niederganschach Pfarrer war, einmal erzählt hatte, der neue Amtsbruder in Wüstenkaltheim sei ein ‚waschechter‘ Asket. Schade, daß sie ihn nicht zu sehen bekommen hatte! Es wäre lustig gewesen, zu Hause davon zu erzählen.

Die hübsche Magd hielt die Hand über die Augen und schaute in die sonnenflimmernde Dorfgasse hinein.

„Da kommt er grad,“ sagte sie.

Gunnes Pferdchen wollte weiter und scharrte mit dem Huf. Sie klopfte es schmeichelnd auf den Hals und redete ihm zu.

Nun wollte sie sich doch einmal den „Asketen“ ansehen, dessen finstere Miene seinen Tischgenossinnen den Appetit verdarb.

‚Die Besten schickt man eben nicht nach Wüstenkaltheim,‘ dachte sie.

Sie war lustig und übermütig, freute sich darauf, dem Zeloten ein kleines Entsetzen zu verschaffen durch ihre berittene Anwesenheit und hernach dem Vetter Leonhart ihr Erlebnis zu berichten. Der konnte so schön lachen. Überhaupt war er doch gar zu nett und seine Frau auch. Und was die beiden sich gern hatten nach ihrer zwölfjährigen Ehe! So 'was gab es gar nicht wieder.

Indessen näherte sich der Pfarrer von Wüstenkaltheim, in Haltung und Miene den Ausdruck der Unnahbarkeit.

‚Er ist hübsch —‘ dachte Gunne, ‚aber unangenehm! Hochmütig sieht er aus.‘

Ihre fröhliche Sicherheit, ihr naives Überlegenheitsgefühl kam ins Wanken.

Er sah auch so furchtbar fein aus in seinem langen schwarzen Rock, als käme er eben aus einer Hofgesellschaft! So gingen die Leute hier zu Lande nicht umher, — höchstens der Graf Dieters. Wo Gunne aber ein Überwiegen der äußeren Formen spürte, fühlte sie sich nicht zu Hause.

Sie mußte sich zusammennehmen, um sich ganz unbefangen zu zeigen.

„Guten Tag, Herr Pfarrer!“ rief sie munter. „Ich komme vom Martinshof. Sie wissen?“

Er nickte bejahend.

„Die Schwester Christine läßt Ihnen also sagen, sie hätte den Martin nach der Klinik bringen müssen und käme morgen zurück.“

Bacha hielt seinen etwas breitkrempigen Hut in der Hand. Er sah zu der Reiterin auf, aber obwohl er aufsehen mußte und sie herab, war in seiner Haltung und besonders in dem Ausdruck seines scharf geschnittenen Gesichts etwas so außergewöhnlich Stolzes und Strenges, daß Gunne in Verwirrung kam.

„Ich bin Gunne Höllen,“ sagte sie errötend.

Er verneigte sich fast unmerklich, ohne im geringsten Teilnahme zu verraten.

Gunne fühlte sich mit einemmal beleidigt.

„Adieu," sagte sie kühl und wandte ihr Pferdchen langsam.

Da sagte er mit einer ungemein weichen Stimme: „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein."

Sie wußte gar nicht, wie ihr wurde: als sei sie eben mißhandelt und gleich darauf geliebkost worden!

Sie wandte sich nicht zurück, sagte kein Wort mehr, sondern ritt in eigentümlicher Verwirrung davon.

Doch gar nicht weit vom Gemeindehaus begann der Weg schon steil abzufallen und sie glitt vom Pferd auf ihre Füße.

Da kamen rasche Schritte hinter ihr her. Erstaunt sah sie sich um: richtig! der Pfarrer kam ihr nachgeeilt! —

Was wollte er denn jetzt?!

„Kann ich Ihnen behilflich sein?" fragte er.

„Wozu?"

„Zum Aufsitzen."

Sie lachte. Gott sei Dank! jetzt war sie diese dumme Befangenheit los. „Bergein *gehe* ich immer," belehrte sie ihn.

„Aber dann? Wenn Sie unten sind?"

„Glauben Sie, ich käme nicht auf den Duglas, ohne daß mich einer in den Bügel höbe? Nein, so reiten wir Landmädchen nicht!"

Sie sah ihn voll an und lachte jenes aus der Tiefe wohligsten Lebensgefühls hervorquellende Lachen gesunder, kräftig sinnlicher Naturen.

„Dann bin ich freilich ganz überflüssig," sagte er mit einem sich selbst verspottenden Lächeln.

„Ja, — zum Glück."

„Ich gäbe vielleicht einen ganz passablen Reitknecht ab," sagte er in demselben spöttischen Ton.

Sie warf einen musternden Blick über seine nur mittelhohe, magere Gestalt.

„Ob Sie die nötige Kraft hätten?" meinte sie zweifelnd.

„Die Kraft zu was?"

„Mich in den Sattel zu heben z. B. Ich wiege bereits hundertundzwanzig Pfund."

„Wenn Sie mit einem Fuß im Bügel stehen, die Gabel fassen und sich im rechten Augenblick den rechten Schwung geben, was Sie als gute Reiterin natürlich tun, dann kommt auf mich nicht mehr viel von den hundertundzwanzig Pfund. Nicht wahr?"

„Sie reiten selbst?"

„Ein wenig. Für den Notfall eben ausreichend. Ich habe Reitunterricht genommen vor der Reise ins Heilige Land."

„Sie waren in Palästina?"

„Ja. Damals mit dem Kaiser."

„O! Das war doch wohl wunderschön!"

Er schwieg.

Sie fuhr auch gleich lebhaft fort: „Hier sollten Sie sich ein kleines Bergpferd halten wie mein's. Das ist für unsere Gegend das beste."

Er lächelte: „Und Stall und Stallknecht dazu? Und das Futter? Ach nein, gnädiges Fräulein, Sie machen sich von den Einkünften eines armen Landpfarrers offenbar keine ganz richtige Vorstellung."

Gunne errötete beschämt, aber sie dachte: ‚Warum sieht er so wenig wie ein »armer« Landpfarrer aus? Es ist *seine* Schuld, wenn man das vergißt!'

Zu ihm sagte sie: „Sie müssen doch jeden Sonntag erst hier predigen und dann gleich noch einmal unten in Dietenhausen. Ist das nicht schrecklich ermüdend?"

„Unser Amt soll ja kein Ruheposten sein," entgegnete er.

„Nun, und was kommt dabei heraus, wenn Sie sich krank machen?"

„Das Dasein des Landpfarrers ist erwiesenermaßen so ziemlich das gesundeste, was es gibt," entgegnete er. „Die Pfarrer haben die durchschnittlich längste Lebensdauer."

Sie sah ihn scheu von der Seite an. Das hatte wieder so spöttisch geklungen.

„Wenn nur nicht Wüstenkaltheim eine Ausnahme macht! Ihre Vorgänger haben es hier immer nicht lang ausgehalten."

„Glauben Sie, daß man den Armen, Hungernden, Frierenden aus Überzeugung sagen kann, daß ihr Darben, Hungern, Frieren nichts bedeute, wenn nur ihre Seele von Gott erfüllt werde, glauben Sie, daß man ihnen das sagen und sie davon überzeugen kann, wenn man sich selbst nichts abgehen läßt?!"

Gunne empfand den anderen Ton. Bis jetzt hatte er nur ganz obenhin geredet, in halb scherzendem Unterhaltungston. Eben war er ernst.

Sie schlug die Augen nieder und fand keine Antwort.

Er war, den Hut immer in der Hand

Sirocco. Liebhaberaufnahme von Dr. Ed. Arning-Hamburg.

haltend, langsam neben ihr hergegangen, und der Duglas naschte gemächlich von dem zarten Grün am Wegerand.

Jetzt blieb Vacha stehen.

„Haben Sie nochmals Dank, gnädiges Fräulein, und leben Sie wohl!“

Sie reichte ihm die Hand, die er etwas zögernd ergriff. Dabei sahen sie einander an. Der Ausdruck seiner Augen war dunkel und tief. Sie hatte nie einen ähnlichen Ausdruck gesehen. Er fesselte und ergriff sie mit fremdartiger Gewalt.

Er las das Befremden und die Verwirrung in ihrem freimütigen jungen Gesicht, doch für ihn war dergleichen nichts Neues.

So gingen sie auseinander.

Gunne befand sich in einem Zustand wunderlichster Benommenheit. Sie wußte selbst nicht, was ihr eigentlich war; aber sie mußte in fieberhafter Erregtheit immer wieder die letzte Viertelstunde durchdenken. Von dem Augenblick an, als sie, auf ihrem Pferdchen vorm Gemeindehaus haltend, dem Pfarrer entgegengeschaut hatte, den Kopf voll von Schelmerei, wiederholte sie sich in Gedanken jedes Wort, das er gesprochen und jedes, was sie gesprochen, und seinen Ton und seinen Gesichtsausdruck und seine Gesten. Sie konnte durchaus noch nicht davon loskommen.

Erst in der Kinderstube ihrer Schwester Lies wurde sie wieder sie selbst, herzte und küßte ihre kleinen Nichten voller Lust und tollte mit ihnen.

„Du Wilde!“ sagte die zierliche, elegante Lies. Sie fühlte sich in in ihrer zweiundzwanzigjährigen Mutterwürde der Schwester unendlich überlegen.

Gunne schwenkte die jauchzende Pussi hoch in Lüften.

„Also Du! Sag' bitte der kleinen guten Mama, ich käme übermorgen,“ sagte Lies. „Morgen und heute kann ich nicht, weil ich die Schneiderin habe. Und übermorgen paßt es mir gerade, weil hier eine Beerdigung stattfindet. Begräbnissen geh' ich gern aus dem Weg! Die Kirche ist uns so nah, daß man immer merken muß, was vorgeht!“

Gunne setzte plötzlich Pussi nieder und fragte lebhaft: „Wer hält das Begräbnis?“

„Unser neuer Pfarrer natürlich. Der Wüstenkaltheimer.“

„Denke Dir, von dem komme ich gerad'.“

Gunne hatte sich über Mukkis Schlafwägelchen gebeugt, denn sie fühlte mit Grauen, daß sie ganz rot geworden war.

Lies merkte davon nichts.

„Wie denn,“ fragte sie, „bist Du ihm begegnet?“

Gunne erzählte so kurz wie möglich von dem Ereignis auf dem Martinshof, und das Interesse für diesen Fall nahm für ein Weilchen beide Schwestern in Anspruch.

„Wie hat sich nur die Rose an einen K n e c h t wegwerfen können!“ rief Lies kopfschüttelnd.

„Sie hat ihn eben lieb,“ meinte Gunne voll Mitleid. „Sie ist jetzt zu bedauern! Denn nun ist natürlich kein Gedanke daran, daß sie ihn kriegt!“

„Das wäre auch das Allerschlimmste für sie,“ meinte Lies verständig. „Einen so jähzornigen, rohen Kerl, — denke doch! Es taugt nie etwas, unter seinem Stand zu heiraten.“

Gunne seufzte, ohne recht zu wissen warum. Irgend etwas bedrückte sie dunkel und schwer.

8.

Es regnete.

Auf der Landstraße im Gauatal schallte der Hufschlag zweier kurztrabender Wagenpferde. In dem hochrädrigen Wägelchen das sie zogen, saßen Gunne Höllen und Biensaam, beide in Regenmänteln.

Gunne hatte den Kandidaten verlockt, heute mit ihr nach Dietenhausen zum Begräbnis der alten Gret zu fahren, um den neuen Wüstenkaltheimer Pfarrer zu hören. Daß Lies mit den Babies kommen sollte, hinderte sie nicht. Vor wenig Tagen noch hätte sie jeden ausgelacht, der ihr von der Möglichkeit gesprochen haben würde, daß sie eine Fahrt durch den Regen zur Begräbnisfeier einer alten Idiotin dem Beisammensein mit ihren kleinen herzigen Lieblingen vorziehen könnte, dennoch verhielt es sich heute so. Seit vorgestern hatte sie immerfort an diese Gelegenheit, den Pfarrer von Wüstenkaltheim wieder zu sehen, denken müssen.

Eine seltsame Scheu verhinderte sie, von dem, was ihr den Sinn erfüllte, zu sprechen. Nicht einmal zu ihrem Vater konnte sie davon sprechen! Es schien zu absurd, dies plötzliche Besessensein von

einem ganz fremden Menschen. Wenn man ihren gegenwärtigen Geisteszustand bemerkte, meinte sie, müßte man sich entsetzen wie über einen Ausbruch von Irrsinn.

Es war etwas Widernatürliches für sie, das sie rasch zu überwinden hoffte.

Als sie vorgestern, nahe bei Dietenhausen, an den Struthöfer Hecken vorbeigeritten war, hatte die alte Lisebeth unweit des Weges Kräuter gesucht. Von der sagten die Dietenhäuser, sie sei eine Hexe.

Gunne erinnerte sich genau, daß sie einen Schauer des Widerwillens verspürt hatte, als die Alte mit ihrem zahnlosen Mund und spitzen borstigen Kinn, den roten Triesaugen und der Hängenase sich aufgerichtet hatte, um nach ihr, der Reiterin zu schauen.

Die Lisebeth hatte gefragt: ‚reitet sie 'nauf nach Wüstenkalt'm?' und sie hatte ‚ja' geantwortet. Aber das war gerade, wovor man sich hüten mußte, sagten die Leute! Man dürfte einer Hexe niemals mit „ja" oder „nein" antworten. Tat man es, so gewann sie Macht über einen.

Wenn die Lisebeth sie zur Strafe für den Widerwillen, den sie gefühlt und vielleicht in ihren Mienen verraten hatte, behext hätte?! —

„Glauben Sie an Hexerei?" fragte sie plötzlich ihren Begleiter, dessen Gedanken eben in den schönen Zeiten der Fürstbischöfe von Fulda und der mächtigen Grafen von Henneberg, die hier gehaust, weilten.

Biensaam sah sie erstaunt an. Nach einigem Besinnen antwortete er: „Ganz aus dem Nichts entsteht ein derartiger Volksglaube nicht; und er würde sich, wenn er nicht wesenstiefe Wurzeln hätte, sicherlich nicht durch viele Jahrhunderte erhalten."

Gunne wies mit dem Peitschenstiel (— sie kutschierte —) nach einer strohgedeckten altersschiefen Hütte, welche zwischen Niedergauschach und Dietenhausen an einem Weiher lag.

„Dort in dem kleinen Haus hat lange eine gewohnt, von der die Dietenhäuser behaupten, der ‚Hans', — so nennen sie bei uns den Teufel, sei nachts oftmals zu ihr gekommen und habe ihr Würste und Schinken in den Schornstein gehängt. Wie sie aber alt und häßlich geworden ist, hat er sie geprügelt, daß man ihr Geschrei bis Dietenhausen gehört hat. Und eines Tages hat man sie tot gefunden. Vor der haben sich die Leute immer sehr gefürchtet, weil sie mehr gekonnt hat als andere."

„So etwas müßte ganz anders erzählt werden," meinte Biensaam, den das Volkstümliche des Stoffes entzückte. „Sie sagen das so nüchtern, als erzählten sie irgend ein gleichgültiges Vorkommnis von gestern."

Gunne lachte. „Ja, mir fehlt die poetische Ader."

„So ist es immer!" seufzte er. „Der eine hat den Beutel, der andere hat das Geld. Wo bekommen Sie nur alle die Geschichten, die Sie immer wissen, her?"

„Das hört man eben so. Wissen Sie: die Niedergauschacher sagen: ‚abergläubisch wie 'ne Dietenhäuser'n'. Dafür spotten die Dietenhäuser: ‚du willst wohl 'nen Handel machen, wie die Gauschacher'. Nämlich, seit die Grusenauer den betrunken gemachten Niedergauschachern die Äcker abgelistet haben. Und dann sagen sie in den Gauadörfern: ‚die Wüstenkaltheimer Hungerwänste'. Das ist eigentlich doch schrecklich!"

Biensaam versank wieder in seine Träumerei. Gunne sah beglückt nach den blühenden Obstbäumen, nach dem tausendfältigen grünen drängenden Leben ringsum. Es erfrischte und beruhigte sie.

‚Verhext oder nicht,' dachte sie, ‚ich werde den Zauber brechen. Dies ist wie Fieber. Als ich die Masern hatte, rasten meine Gedanken auch wie durchgegangene Pferde in einer Richtung, die ich gar nicht wollte. Aber wenn ich ihn jetzt sehe und höre, wird alles wieder in Ordnung kommen. Und es ist auch hohe Zeit!'

Es war jedenfalls hohe Zeit, daß sie nach Dietenhausen kamen, wenn sie der Beerdigung der Gret noch beiwohnen wollten. Schon von Niedergauschach an hatten sie das helle Gebimmel der Dietenhäuser Glocke gehört.

Gunne übergab Wagen und Pferde dem nächsten Bauern und begab sich mit Biensaam eilends auf den Friedhof.

Die Kirche von Dietenhausen stammte aus katholischer Zeit und war im Jesuitenstil erbaut. Sie lag auf einer unmittelbar hinter der Parkinsel aufsteigenden Höhe, inmitten des Kirchhofs. Es war

ein lauschiger Platz. Oben schimmerte der lichtgrüne Buchenwald, unten rauschte die vom Schnee der Berge geschwollene Gaua und über ihre Fluten wölbten sich die breiten Wipfel alter Parkbäume.

Doch um das offene Grab standen keine Leidtragenden! Nur der Pfarrer, der Küster, die Träger und die Totengräber waren erschienen. Niemand hatte sich bewogen gefühlt, der Armenhausgret das Geleit zu geben.

Auch aus dem Schloß war niemand gekommen.

Bacha sah im Chorrock und Barett aus einiger Entfernung aus wie irgend ein Pfarrer im Ornat. Hinter der Amtstracht war das Persönliche verschwunden.

Gunne fühlte im ersten Augenblick eine Enttäuschung, die ihr weh tat. Im nächsten schon atmete sie auf, wie von einem Albdruck befreit. Sie fühlte sich plötzlich derart ernüchtert, daß ihr ihr Hiersein befremdlich schien. Wenn sie allein gewesen wäre, hätte sie sich vielleicht ganz leise wieder fortgestohlen. Das ging nun wegen Biensaam nicht gut an.

Jedenfalls wollte sie von Bacha nicht gesehen werden. Sie schlich sich die Hecke entlang, immer im Rücken des Pfarrers bleibend. Biensaam folgte ihr auf dem Fuß. Ihm war es stets angenehm, wenn andere für ihn die Initiative ergriffen in den kleinen Alltagsnotwendigkeiten, auf die er seine Gedanken einmal nicht richten mochte. —

Gunne fand einen Platz, wo sie gut hören konnte, ohne gesehen zu werden.

Auch Bacha hatte eben eine recht empfindliche Enttäuschung durchgemacht. Er hatte bestimmt erwartet, heute die Herrschaft vom Schloß und ihretwegen auch das halbe Dorf auf dem Kirchhof zu sehen. Es schien ihm so selbstverständlich, daß die vom Schloß begierig darauf waren, ihren neuen Pfarrer zu hören.

Und nun? Wo blieben sie? Wo war die Gemeine, die er hätte erschüttern können? Nicht eine einzige Seele hatte das Verlangen, sich von ihm erbauen zu lassen oder ihn kennen zu lernen, herbeigeführt!

Und nicht einer hatte es der Mühe wert geachtet, der Greisin, die mehr als siebzig Jahre unter ihnen gelebt hatte, eine Ehre zu erweisen! —

Aber nun wollte er doch reden! Nun erst recht. Mochten die Grabsteine dazu ihr Amen rufen. —

Alles was er neulich, am Sterbetag der alten Gret, von der Verherrlichung der Armut ersonnen hatte, wollte er jetzt an diesem verachteten Sarg aussprechen!

Schwer und wuchtig fielen seine Worte, wie Klage und Anklage.

Dennoch wollte ihm die Stimmung, die er brauchte, nicht kommen. Er bedurfte der Rückwirkung einer fortgerissenen Menge.

Und das quälte ihn. Er litt unter dieser Erkenntnis, und das Leidgefühl gab seiner Stimme einen Ausdruck tiefer Traurigkeit.

Er mußte mehrfach zwischen dem Sprechen husten.

Dabei fiel fort und fort ein leiser Regen. In den wie mit Nixenhaar umschleierten Trauereschen und Weiden sangen die Vögel laut. Aber auf den Höhen der fernen Waldberge lag Sonnenglanz wie ein Gotteslächeln.

Als der Pfarrer über dem in die Gruft versenkten Sarg das Vaterunser und den Segen gesprochen, blieb er, während Küster und Träger in scheuer Ergriffenheit ihres Weges gingen, mit gefalteten Händen an dem offenen Grabe stehen. Erst als er sich allein glaubte, wandte er sich um.

Er sah umher und blickte auf einmal in ein blasses, tränenüberströmtes Mädchengesicht.

Die gute kleine Gunne Höllen!!

Sofort ging er auf sie zu.

„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle," sagte Biensaam, der die Annäherung auf sich bezog, „mein Name ist Biensaam, Kandidat der Theologie."

Der Pfarrer reichte dem Kandidaten die Hand und wandte sich dann sogleich an Gunne.

„Sie waren hier?! Ich glaubte, niemand habe sich für die arme alte Frau herbemüht. Und Sie sind im Regen von weit her gekommen!"

„Wir sind gefahren," entgegnete Gunne. Ihr Mund zitterte ein wenig.

Er bemerkte ihre Ergriffenheit und freute sich daran.

Biensaam sagte enthusiastisch: „Wie köstlich muß es sein, so mitten im urgesun-

den, unverdorbenen Volk wirken zu dürfen, wie Sie!"

Vacha sah dem Kandidaten fragend in die Augen, aber Biensaam konnte diesen geraden Blick nicht erwidern. Denn er hatte die Schwäche, einen solchen Blick nicht aushalten zu können und sah deshalb meistens an denen, mit denen er sprach, vorbei ins Unbestimmte.

„Kennen Sie das ‚urgesunde' Volk aus der Nähe?" fragte Vacha.

„Einstweilen hauptsächlich aus Büchern und Schriften, — trefflichen Büchern und Schriften."

„Wenn Sie es einmal kennen lernen," sagte Vacha, „werden Sie statt unserer Altersschwächen bei ihm Kinderkrankheiten und Fehler finden, die Ihnen nicht besser gefallen werden."

„Kinderkrankheiten sind zu überwinden, Altersschwäche dagegen führt zum Tod," sagte Biensaam.

„Das ist freilich so." —

An der Kirchhoftür stand der gräflich Dietersche Wagen. Der Kutscher, der am Wagenschlag stand, grüßte und sagte zu dem Pfarrer: „Gräfliche Gnaden lassen sagen, sie würden sich freuen, Hochehrwürden gleich zu begrüßen. Hernach soll ich Hochehrwürden 'rauf nach Wüstenkaltheim fahren."

„Wie heißen Sie?" fragte Vacha den Galonierten.

„Lorenz, zu Befehl."

„Sind Sie hier aus dem Dorf?"

„Zu Befehl."

Gunne lachte. „Der Lorenz ist immer mit am Hof gewesen und sehr zivilisiert."

Vacha nahm durch einen lächelnden Blick von ihrer Bemerkung Notiz. Dann sagte er zu dem zivilisierten Lorenz:

„Ich lasse dem Herrn Grafen danken; muß aber einen Besuch im Armenhaus machen und werde zu Fuß nach Hause gehen."

Gunne erschrak. „Nehmen Sie wenigstens den Wagen an," bat sie mit halber Stimme. „Der Onkel Dieters ist etwas empfindlich. Er wird böse sein!"

„Weshalb sollte der Herr Graf böse sein?"

„Er liebt es nicht, wenn man seine Wünsche unberücksichtigt läßt."

Vacha lächelte. „Ja, das lieben wir alle nicht sehr. Und doch ist es notwendig, daß wir uns darein finden. — Ich empfehle mich Ihnen, gnädiges Fräulein."

„Kommen Sie mit!" bat Gunne leise. Ihre Augen baten lebhafter als der Mund.

Biensaam sekundierte.

„Lassen Sie uns im Salon doch noch bei einer guten Tasse Kaffee ein Stündchen der Unterhaltung widmen!" meinte er. „Hier im Regen ist es zu unbehaglich. Sie wissen doch sicherlich aus Erfahrung, welch seltener Hochgenuß uns auf dem Lande der Gedankenaustausch mit einem akademisch Gebildeten ist!"

Vacha maß den Kandidaten mit einem kritischen Blick.

Die letzte Äußerung mißfiel ihm, zumal in Gegenwart der jungen, liebenswürdigen Dame. Ein feinfühlender Mensch sagt dergleichen nicht.

Er antwortete indessen nur: „Ich habe zu tun."

Dann grüßte er und verschwand im Küsterhaus, wo er die Amtskleidung an- und abzulegen pflegte. —

Bald darauf durchschritt er in seinem langen schwarzen Rock und breitkrempigen Hut das kleine Dorf mit seinen alten Brückchen und malerischen, aber vernachlässigten Höfen.

Im Armenhaus tobte gerade der Erbschaftsstreit um die hinterlassene Habe der Gret. Diese bestand aus wenigen Wäsche- und Kleidungsstücken und dem Bettzeug. Auch ein Gesangbuch und eine Bibel hatte die Gret besessen, doch dieser Besitz erregte keine Begierde. Die Brücknern und die Schulze-Lisebeth hatten einander erst als Rivalinnen bekämpft, dann aber sich zu gemeinsamem Vorgehen gegen die Schwester Christine verbündet. Denn diese mußte unter den obwaltenden Umständen als der gefährlichste Gegner erachtet werden. Sie wollte die erwünschte Erbschaft nämlich mit Beschlag belegen, um sie für die nächste Bedürftige aufzuheben. Die Lisebeth und die Brücknern fanden aber, daß sie die berechtigten Erben seien, als der Verstorbenen uneigennützige Wohltäterinnen und Genossinnen. Sie hatten sich nach listiger, Dietenhäuser Art einen Operationsplan entworfen: die Schwester Christine wünschte, daß die Sachen zunächst gewaschen, bez. gelüftet und gesäubert würden. Das konn-

ten die Weiber nach Belieben verzögern unter dem Vorwand, für sich selbst zu tun zu haben. Sie wollten der Schwester, die ja nun selten kam, ausweichende Antworten geben und sie hinhalten, bis sie des Nachfragens müde wurde und die Sache vergaß.

Das alles hatte Bacha heute von der Schwester Christine, die den verbündeten Herrscherinnen des Armenhauses weit mehr in die Karten schaute, als diese ahnten, erfahren.

Er begriff, daß bei diesen Allerärmsten die Begierde nach in ihren Händen ruhendem herrenlosem Besitz, und wenn er noch so gering war, groß sein müßte. Ein vollständiger Winteranzug und ein Bett bedeutete für sie schon erhöhten Wohlstand.

Aber daß diese Weiber sich nur dann als der Gret nahestehend fühlten, wenn es eine Beute einzuheimsen gab, nicht aber, wenn es galt, der einsamen Alten die letzte Ehre zu erweisen, das empörte ihn. Wo sollte er den Hebel einsetzen, um solcher Gefühlsroheit beizukommen?! —

Während er in Wüstenkaltheim von Tag zu Tag an Boden gewann, konnte er in Dietenhausen nicht recht Fuß fassen. Seine Wüstenkaltheimer waren wohl durch bittere Armut verkümmert, aber sie waren im harten Kampf gegen die Not und gegen die rauhe Witterung ihrer Berghöhe ernst und der Verinnerlichung fähig geworden. Die Dietenhäuser dagegen krankten daran, daß sie es sich zu leicht machten. Fehlte es irgendwo, so wandte man sich an die Herrschaft vom Schloß und die gab mit vollen Händen, ohne Wahl und Einsicht. Das Dorf war klein, und das mühelose Sichhelfen, indem man sich vor der gräflichen Herrschaft als in Bedrängnis geraten hinstellte, hatte seinen Charakter verdorben.

Aus unserer Studienmappe:

Bildnis eines Schäfers.
Liebhaberaufnahme von Hauptmann Böhmer.

Auch fand es Bacha leichter, mit rohen Männern fertig zu werden, als mit rohen Weibern. Denn die Männer trugen ihre Roheit offen zur Schau und wurden grob, wenn er sie hart anließ, so daß er recht und schlecht mit ihnen ringen konnte. Die Weiber dagegen stellten sich demütig und fügsam und sagten zu allem „ja“. Aber sie ließen sich seine Mahnworte um die Ohren klingen und nahmen sie gar nicht wirklich auf. Und am allerschlimmsten waren darin die Alten.

Über diese Dinge sann er auf dem kurzen Weg nach dem Armenhaus, und keiner seiner Gedanken blieb bei Gunne und Biensaam, die ihm etwas sehnsüchtig nachblickten, zurück.

Aber während er dann der bösen, abschreckend häßlichen Lisebeth und der verschlagenen Brücknern mit herben Worten ins

Gewiſſen zu reden ſuchte, umſchwebte ihn das Bild des jungen Mädchens vom Friedhof als eine Viſion von Jugendreiz, Reinheit und Herzensgüte! —

9.

Unterdeſſen gingen Gunne und Bienſaam unter ihren Regenſchirmen nach dem Schloß.

Sie hatten nicht den nächſten Weg über die hintere Gaua durch den Park genommen, ſondern den Umweg durch die Dorfſtraße. In ſtillſchweigender Übereinſtimmung hatten ſie das getan, um vielleicht Bacha noch einmal zu ſehen, denn dieſer unzugängliche Herr, der ſo ſchön und beweglich geſprochen hatte, erfüllte noch beider Gedanken.

Wenn die arme Gunne vorher behext geweſen war, ſo war ſie es jetzt erſt recht. Sie bewunderte ihn! Sie ſehnte ſich nach ſeiner Nähe! Sie liebte ihn! Ja, ſie wußte plötzlich, daß ſie ihn liebte und daß es ganz unnütz ſei, zu widerſtreben.

O Gott, was war das für ein Erlebnis! — Von nun an mußte ihr ganzes Leben ein Weg ſein, der zu ihm führte, das fühlte ſie tief! Ihr Herz war wach geworden und hatte ſein Ziel gefunden. —

Zu denken, daß er nun ſchon ein halbes Jahr ſo nahe von ihr gelebt hatte, — und wie ahnungslos war ſie geweſen!! — In ihrem Kopf wirbelte es. —

„Ich will nur ſehn, ob Lies ſchon fort iſt und der Gabriele guten Tag ſagen," bemerkte ſie, als ſie über die Gauabrücke ſchritten.

Bienſaam fröſtelte ein wenig. „Wenn uns eine Taſſe Kaffee vorgeſetzt würde, das fände ich gar nicht übel," ſagte er.

„In der Dietersburg gibt's keinen Kaffee nachmittags, ſondern Fünf-Uhr-Tee."

Bienſaam ſchüttelte den Kopf: „Traurige Engländerei!"

Im Schloßhof war Lorenz beſchäftigt, die Pferde abzuſchirren.

„Iſt meine Schweſter ſchon fort?" fragte ihn Gunne.

„Die Frau Gräfin ſind gar nicht fort, nur Durchlaucht ſelbſt."

„So?!" rief Gunne erſtaunt.

„Ja, die Komteßchen waren heut nicht recht extra."

„Die Kinder!!"

Gunne vergaß in dieſem Augenblick Bacha. Sie ſtürzte durch die Pforte in den hallenartigen Flur und die Treppe hinauf nach der Kinderſtube, ohne an Bienſaam zu denken, den der Kammerdiener Karl in einen Salon führte.

Gunne fand ihre Schweſter in einem Zuſtand heller Verzweiflung. In Tränen aufgelöſt, ſaß die hübſche kleine Frau da, jammerte und erging ſich in zornigen Anklagen; das Unerhörte war geſchehen: auf den zartblonden Engelsköpfchen von Puſſi und Mukki hatten ſich Läuſe gefunden!

Geſtern abend war die ſchauerliche Entdeckung gemacht worden. Im ganzen Dorf ſprach man heute von nichts anderem.

Was war neben einem ſolchen Unfall das Begräbnis einer armen Frau?!

Man hatte geſeift und gebadet und geſalbt, ſo daß die feinen Löckchen nun ganz kläglich verſchmiert an den Köpfchen klebten.

„Und heut morgen waren doch wieder welche da!" jammerte Lies. „Es iſt gräßlich!"

„Aber Lies, zum Verzweifeln iſt das doch noch nicht!" mahnte Gunne. „Wie ich Dein Geſicht ſah, hab' ich gedacht, die Mukki ſei todkrank."

„Nein, ich finde das unerhört! Meine reizenden ſüßen Kinderchen, die immer wie aus dem Ei geſchält ſind und die ich ſo ſorgfältig hüte! Ich möchte gleich nach Berlin zurück mit ihnen! Ich haſſe dies widerliche Schmutzneſt!"

Mukki ſchlief friedlich in ihrem Wagenbettchen. Puſſi ſaß auf Gunnes Schoß und ſah ganz verſtört drein, ob des verzweifelten Gebarens der Mama und all der Wirtſchaft, die ſeit geſtern um ſie gemacht wurde. Sie ſeufzte und ſchmiegte das einbalſamierte klebrige Köpfchen an Gunnes Bruſt.

„Du mußt dich wirklich zuſammennehmen um des armen Kindes willen!" ſagte Gunne leiſe.

Lies ſtarrte mit den verweinten Augen auf Puſſi und wandte ſich gleich wieder heftig ab.

„Nein, ich kann ſie gar nicht ſehen!"

„Lies, ſei nicht kindiſch!"

„Ach, was weißt du denn von den Gefühlen einer Mutter, Gunne! Hab' erſt 'mal ſelbſt Kinder."

Die Kinderfrau miſchte ſich ein.

„Durchlaucht meinten, wir hätten's vom Gärtner-Matthis ſeinem Mädle, mit dem wir geſtern geſpielt haben."

„Ja, und nun denke bloß," fuhr Lies fort, „der Matthis war grenzenlos beleidigt! Sein Mädle hätte keine Lüs'. Ganz rabiat ist der Mensch gewesen, weil er denkt, das gereicht ihm im ganzen Dorf zur Schande. Heut morgen ist er nach Milsfeld mit seinem Mädle und hat sich wahr und wahrhaftig vom Doktor Philipp bescheinigen lassen, daß das Kind keine Läuse hätte. Nun frag' ich einen Menschen: wo haben sie meine Engelchen her?! Im Dorf sagen sie, es wär' ihnen angehext."

„Das is auch so, Frau Gräfin," sagte die Kinderfrau. „Wie sollt' es denn sonst möglich sein?"

„Unsinn! Es gibt keine Hexen."

„Hexen gibt's nicht, aber Lüs'macher gibt's," versicherte die Dietenhäuserin mit Ueberzeugung. „Da könn' Sie fragen, wen Sie wollen, Frau Gräfin."

Bei sich dachte die Kinderfrau, daß es allerdings auch Hexen gäbe, doch dürfe man das hier nicht sagen, da es die Herrschaft nun einmal durchaus nicht glauben wolle.

„Die Gabriele ist nach Eisenach gefahren, weil sie den dortigen Sachverständigen mehr traut, als den Milsfeldern," berichtete Lies. „Unterwegs wollte sie nach dem Klosterhof 'rauf, um der Mama Bescheid zu sagen. Die arme Mama erwartet uns ja."

„Ich wär' an Deiner Stelle ruhig so mit den Kindern hinübergefahren! Willst Du's nicht noch jetzt?"

„Unmöglich!" rief Lies ganz empört. „Glaubst Du, ich will meine Lieblinge den Eltern als eingesalbte Vogelscheuchen präsentieren?"

Gunne küßte Pussi auf das kirschrote Mündchen.

„Herzige Schätze sind sie doch auch so."

Der Diener Karl erschien in der Tür und meldete, daß das Teewasser koche.

Lies sprang auf, eilte vor den Spiegel, ordnete mit graziösen Armbewegungen ihr Haar etwas und betupfte das Gesicht mit dem Puderquästchen. Sie wischte und zupfte an den Falten und Spitzen ihres im modernisierten Empire gehaltenen Hauskleides aus geblümter Libertyseide, bis es ihr tadellos zu fallen schien.

Dann warf sie einen Blick auf die Schwester.

„Im Hut kannst du bleiben, wenn du willst. Das ist sogar das Korrekte beim Nachmittagtee. Aber den Regenmantel mußt du ablegen."

Gunne legte Mantel und Hut ab.

Lies sah an ihr herunter. „Lodenrock und Flanellhemdenbluse ist für den Salon eigentlich nicht das Richtige, — na, aber komm nur! Du zählst noch nicht für voll, kleine Gunne."

„Eigentlich wär's Zeit," meinte Gunne lachend. „Wenn man neunzehn ist!"

„Mit neunzehn hab' ich allerdings schon geheiratet," sagte Lies ein wenig selbstbewußt. „Aber das tut nichts. Für Dich findet sich auch noch einer. Nur solltest Du wirklich etwas mehr an deine Toilette denken."

Gunne lachte und sagte einen Thüringer Bauernmädchenvers:

„Willst Du mich nicht haben, wie ich auf der Miste steh',
Kriegst Du mich auch nicht, wie ich zum Tanze geh'."

„Sag' so 'was nur nicht, wenn der Schwiegerpapa dabei ist!" warnte Lies ganz ängstlich. „Und erwähne auch nichts von den Läusen. Wir haben dem Schwiegerpapa nur von Hautfriesel gesprochen."

Die Schwestern gingen Arm in Arm den Korridor entlang und die breite Steintreppe hinunter.

„Biensaam sitzt unten," sagte Gunne.

„Biensaam? Der Hauslehrer?! Gunne! . . . ."

Lies blieb stehen und sah die Schwester erschrocken an.

„Was denn?"

„Mit dem hast du doch nichts vor?!"

„Aber Lies! Jede alte Scharteke aus der Bibliothek interessiert den guten Biensaam hundertmal mehr als ich. Er schwärmt für Volkstümlichkeit und ist sonst ein Bücherwurm und ein Dichter."

„Was führt euch denn aber zusammen hierher? — heute!"

„Er wollte gern Euren neuen Pfarrer reden hören, und da fuhr ich mit, denn er kann nicht fahren, oder mag's wenigstens nicht."

„Nun, das nenne ich aber verwöhnen! Wenn der junge Herr spazieren fahren will, machst Du den Kutscher?"

Gunne errötete.

„Ich hatte eben Lust."

„Bist Du mit auf dem Kirchhof gewesen?"

„Ja.“

„Wie spricht denn der neue?“

„Gut.“

„Sieht er anständig aus?“

„Ja, — sehr.“

„Mein Genre von Vergnügungen wäre ein Begräbnis gerade nicht. Das muß ich sagen!“

Sie durchschritten den mit alten Rüstungen und kunstreichen alten Schränken und Truhen geschmückten unteren Flur und traten in das Bibliothekzimmer, wo ein Teetischchen mit allem modischen Luxus bereitet war.

Olivengrüne niedere Damastsessel umstanden den Tisch und den Kamin im Halbkreis. Das Parkett glänzte, zwischen den Fenstern hingen lange Pfeilerspiegel in schmalen Goldrahmen, im Kamin flammte ein Feuer aus Buchenklötzen. Mächtige altmodische Bücherschränke mit Glastüren nahmen die übrigen Wände ein.

Man roch die alten Bücher, die brennenden Holzscheite, aber auch feinen Duft von Tee, süßem Backwerk und allerhand Konfekt.

Karl, steif und korrekt, stand in seiner Hauslivree zum Servieren bereit.

Biensaam, der sich in diesen hochfeudalen Räumen nicht behaglich fühlte, hatte seine Zuflucht zu den Büchern genommen. Er las Titel, trat von einem Fuß auf den anderen und versuchte, seinen Geist zu den Gefilden hoher Ahnen emporzuschwingen, allein ihn störte die Gegenwart des korrekten Dieners, dessen stumme Kritik er fühlte.

Das Erscheinen der jungen Damen war ihm eine Erlösung. Alle blieben aber stehen, bis endlich ein anderer Diener von außen die Flügeltüren öffnete und der alte Graf eintrat.

Er war ein hagerer kleiner Greis mit strengem Gesicht, sehr sorgfältig frisiert und gekleidet.

Höflich und zeremoniell, doch nicht ohne eine kleine Beigabe kavaliermäßiger Galanterie begrüßte er Gunne.

„So oft man Dich wiedersieht, bist Du schöner aufgeblüht, du Maienröslein,“ scherzte er.

Gunne stellte den Kandidaten vor.

Auch diesem sagte der alte Herr ein paar artige Worte, wenn auch merklich kühler und gemessener. Biensaams mißglückte Verbeugung beleidigte des Grafen hofmännisch geschultes Auge, und er versetzte den unglücklichen Theologen sogleich auf eine recht niedrige Rangstufe. Dieser angemessen war die dem jungen Mann zugeteilte Behandlung.

Man nahm Platz. Lies goß in Vertretung der Hausfrau den Tee ein und machte es allerliebst. Sie hatte die zierlichsten Bewegungen und sah in ihrem Libertygewand wie ein elegantes Modebild aus. Von ihrem großen Jammer war nichts mehr zu bemerken.

Biensaam fühlte sich veranlaßt, etwas von der ungewöhnlichen Redekunst des neuen Pfarrers zu sagen.

Damit traf er es unglücklich.

Das Gesicht des alten Grafen wurde eisig. In dem leisen, stimmlosen Ton, in dem er stets sprach, sagte er: „Dieser Pfarrer Bacha scheint ein gänzlich unerzogener Mensch zu sein. Man wird nicht mit ihm verkehren können.“

Gunne wurde blaß und rot. Zum Glück achtete niemand darauf.

„Aber Herr Graf!“ rief Biensaam, „als Theologe, als Geistlicher, kann es ihm doch an Erziehung nicht fehlen.“

Der Graf blickte kalte Verachtung. Mit leisem Hohn sagte er: „Mein werter Herr Kandidat, ich fürchte beinahe, daß unsere Ansichten über gute Erziehung etwas auseinandergehen. Der Pfarrer Bacha hat einfach keinen Schimmer von dem, was Anstand und gute Sitte fordern. Er hat keine Lebensart.“

„Ich muß gestehen, lieber Papa,“ sagte Lies mit liebenswürdiger Schelmenmiene, „es würde mich beinah wundern, wenn man für die Pfarrstelle von Wüstenkaltheim noch einen Gentleman aussuchte nach alle den Erfahrungen.“

„Er ist aber ein Gentleman,“ sagte Gunne entschieden.

Der alte Herr wandte ihr langsam den Blick seiner kalten, hellblauen Augen zu.

„Mein Kind, es tut mir leid, Dich in Gegenwart von Zeugen daran erinnern zu müssen, daß ein junges Mädchen das Urteil alter Leute nicht zu berichtigen pflegt.“

Lies brachte rasch und geschickt die Unterhaltung in ein anderes, dem alten Herrn genehmeres Fahrwasser. Sie tippte einen kleinen scherzhaften Hofklatsch an, und der Graf fing an, Anekdoten zu erzählen, deren

Partie aus dem Parke zu Matzen bei Brixlegg.
Liebhaberaufnahme von Freifrau von Lipperheide.

Digitized by Google

etwas verfängliche Pointen freilich Gunne und Bienſaam nicht verſtanden, auch nicht verſtehen ſollten.

Gunne kannte die Eigenheiten des Onkels Dieters, aber ſie war doch froh, als ihr der Augenblick gekommen ſchien, den Wagen zu beſtellen. Graf Dieters wirkte immer etwas bedrückend, und je kleiner der Kreis war, deſto mehr machte ſich das fühlbar. Gunne ganz beſonders konnte die Dieterſche Art, das, was ihr unwichtig ſchien, wichtig und das Wichtige unwichtig zu nehmen, gar nicht leiden. Der alte Graf war auch ſo deſpotiſch! Niemand kam gegen ſein herriſches Weſen auf, als ihr Vater, meinte Gunne, und allenfalls die Gräfin Gabriele, die zwar fünfzig Jahre jünger war als er, an Herrſchſucht jedoch dem Alten gleichkam.

10.

Solang ſie durch das Dorf fuhr, ließ Gunne die Pferde Schritt gehen. Bienſaam achtete nicht darauf, denn der altertümliche Burghof des Schloſſes hatte ſeine Gedanken in die Romantik der Ritterzeit entführt, und er dichtete im ſtillen an einer neuen Ballade.

Da er außerordentlich viel Balladen kannte, viele ſogar ganz oder teilweiſe auswendig wußte, wimmelte es in ſeinem Kopf von Balladenwendungen, Stimmungen und Worten ſo ſehr, daß es ihn am Erfaſſen und Prägen eigener verhinderte. Allein das merkte er gar nicht. Er braute getroſt ſein Ragout aus der Väter Schmaus und glaubte, er könne es ganz ebenſo ſchön wie jene, die er ſo herzlich bewunderte.

Naturgemäß bewunderte er ſich ſelbſt am herzlichſten und hielt ſich für einen der treuen Schirmer, die in einer tief verdorbenen Zeit den Hort volksmäßiger deutſcher Dichtung in ſtarken Händen hochhalten. Daß alles Echte und Schöne noch immer unmittelbar aus der eigenen Zeit heraus geboren worden, ahnte er gar nicht.

Seine kurzſichtigen blauen Schwärmeraugen ſtrahlten, während ſie unentwegt nach den ſchweifenden Wolken blickten, und er machte ſich gar nichts daraus, daß ſein ſchwarzer Filzhut und Regenmantel immer mehr Regentropfen auf ſich ſammelten. Nur die feuchten Handſchuhe wurden ihm läſtig und er wiſchte ſie, ohne recht zu wiſſen, was er tat und warum, energiſch am Schnupftuch ab.

„Ziehen Sie die Handſchuhe doch aus,“ riet Gunne.

„Ach nein, ach nein . . .“ ſagte er haſtig ablehnend.

Er fürchtete, ſie könne ein Geſpräch anfangen.

Zu ſeinem Glück war Gunne ebenſowenig zur Unterhaltung geneigt, wie er.

Sie ſpähte die Fahrſtraße hinunter und nach allen Seiten, ob ſie noch irgendwo die ſchmale Geſtalt im langen, ſchwarzen Rock ſehen könne. Denn wer weiß, wie lang ‚ihn‘ ſein Seelſorgeramt, das er ſo ungemein ernſt zu nehmen ſchien, heute in Dietenhauſen aufhielt.

Aber ſie ſah ihn nirgends.

Ganz langſam ließ ſie die Pferde gehen, immer noch mit einer leiſen Hoffnung, bis ſie an der Straße, die nach Wüſtenkaltheim hinaufführte, vorüber war. Da ſeufzte ſie und ließ die Braunen antraben. Nun mußten ſie tüchtig laufen. Gunne wäre jetzt am liebſten meilenweit mit ihnen dahingeraſt, um die innere Unruhe zu betäuben. Leider ging das nicht, weil Bienſaam mit war, und auch deshalb nicht, weil die Mama ihr einen Auftrag für Aline Leonhart gegeben hatte.

„Wir müſſen einen Augenblick zu Leonharts,“ ſagte ſie, als ſie in Niedergaufchach nach dem Pfarrhaus einbog.

Bienſaam ſeufzte. Das hieß: aus Walhall auf die Erde niederfallen! Er liebte den Pfarrer Leonhart nicht, weil der ihn zu viel neckte. Auch die Pfarrerin mochte er nicht ſonderlich. Beide fand er zu nüchtern.

„Heut' regnet's aber Dukaten!“ rief ein alter Bauer dem ‚Kloſterfräulein‘ fröhlich zu.

Sie nickte. „Ja, ja. 's iſt ſchön!“

Der wildherzige Reiter in Bienſaams Ballade riß eben das ſich bäumende Schlachtroß herum und begeiſtert ſchilderte es der Dichter:

„mit eherner Stirn und mit eiſerner Fauſt
und im furchtloſen Auge ein Blitzen . . . .“

Da ſtand mit einem Ruck der Wagen am Pfarrhof ſtill.

Gunne ſagte: „Wollen Sie die Pferde halten, während ich hineingehe?“

„Nein!“ rief Bienſaam ganz entſetzt.

„Nein?!“

„Nein! Sie würden mir womöglich durchgehen. Das tu' ich nicht.“

„Wenn ſie unruhig werden, müſſen Sie

nur ein bißchen ſingen oder pfeifen," ſagte Gunne, „ſo:" ſie pfiff ein paar abwärts ſteigende Töne.

„Nein, darauf laß ich mich nicht ein, Fräulein Gunne! Unruhige Pferde hüten? Nein! Das können Sie nicht verlangen. Ich gehe lieber für Sie ins Pfarrhaus und richte Ihren Auftrag aus."

„Gut. Dann rufen Sie mir, bitte, 'mal die Aline heraus."

Bienſaam ſtieg ab und ging ins Haus. Im kleinen Flur begegneten ihm eintge jüngere Bauern, die aus dem Wohnzimmer kamen, deſſen Tür offen ſtand. Hier trat Bienſaam ein.

Der Pfarrer Leonhart ſtand zwiſchen dem Mitteltiſch und einem eiſernen Geldſchrank, im Begriff, Geld und Papiere vom Tiſch in den Schrank zu räumen.

‚Als ob man zu einem Bankbeamten käme!' dachte Bienſaam aufs unangenehmſte berührt.

„Entſchuldigen Sie," ſagte Leonhart, ohne ſich in ſeiner Tätigkeit zu unterbrechen, „ich wäre ſchon herausgekommen, wollte aber raſch erſt hier Ordnung ſchaffen. Wir haben eben Rechnungsbericht gehabt."

„Das iſt Ihre Darlehnskaſſe?"

„Jawohl." Leonhart ſtrahlte. „Wollen Sie 'mal einen Blick in mein Hauptbuch werfen, Herr Kandidat?"

Ganz ſtolz und beglückt ſchlug Leonhart das große Buch auf.

Bienſaam lächelte nachſichtig.

„Nein, Herr Pfarrer, davon verſtehe ich doch nichts. Und, offen geſtanden: ich wünſche auch gar nicht, es zu verſtehen! Geldſachen beſchmutzen die reinlichſten Hände. Wir ſollten dergleichen den Geſchäftsleuten überlaſſen, die einmal dazu da ſind."

Leonhart wurde rot vor Entrüſtung.

„Ja, den Geſchäftsleuten überlaſſen, unſere unwiſſenden Bauern mit Liſt und Wucher um den Boden unter ihren Füßen zu bringen! Das haben wir leider viel zu lang getan, Herr Kandidat!"

„Dennoch will es mir ſcheinen, als ſei es nicht Sache des Geiſtlichen, hier einzugreifen."

Leonhart lachte laut. „Ja, ja. Das erinnert mich an die Niedergauſchacherin, die kurz nach meinem Amtsantritt einmal zu meinem Onkel Höllen ſagte: ‚Unſer vor'ger Pfarr', das war ein Guter! Der hat ſich um gar nichts gekümmert.'"

Bienſaam lächelte.

„Übrigens ſitzt Fräulein Gunne draußen im Wagen und möchte ein paar Worte mit der Frau Pfarrer reden."

„So?!"

Leonhart, der behende eingeräumt hatte, ſchloß ſeinen geliebten feuerſicheren Geldſchrank ab und eilte in den Flur.

Die Hintertür des Flurs ſtand nach dem kleinen Hof auf und aus dem Höfchen führten Steinſtufen in den hügelanſteigenden Garten, in dem eine üppige Fülle von Frühlingsblumen leuchtete. Der köſtliche Brodem der vom warmen Regen durchfeuchteten Erde drang bis in das Haus.

„Aline!" rief der Pfarrer.

„Ja?" kam es aus einiger Entfernung zurück.

„Gunne iſt im Wagen hier. Komm doch raſch auf 'nen Augenblick."

Sie tauchte aus Blumen und Grün auf und kam ſogleich.

Aline Leonhart war eine große üppige Brünette, eine reiſe Schönheit mit vollem Geſicht, weichen Zügen und ſchwarzen ſammetartigen Augen, die ebenſo leicht finſter als ſchelmiſch blicken konnten.

Sie hatte den Kleiderrock über den kräftigen Hüften aufgeſteckt, wie eine Bäuerin, Holzpantinen an den Füßen und die Arme ſteif von ſich geſtreckt, um mit den feuchten, erdigen Händen ſich nicht zu beſchmutzen. Der Flanellunterrock war kurz, ſo daß ihre Füße bis über die Knöchel vorſchauten.

Ihre dunklen Augen begrüßten den Kandidaten lächelnd.

„Ich bin nämlich eben beim Pflanzen," ſagte ſie.

Ihre Stimme war außerordentlich angenehm: voll und weich und mit einem Kinderton.

Bienſaam hatte indeſſen weder für ihre reiſe Frauenſchönheit, noch für ihre kraftvolle Anmut Blick. Er ſah nur das Robuſte und Gewöhnliche.

Aline blieb bei dem fließenden Brunnen ſtehen und ließ den Waſſerſtrahl über ihre Hände ſpülen.

„Geh, Schnucki, bring' mir 'was zum Abtrocknen," ſagte ſie zu ihrem Mann.

‚Schnucki' eilte in drei Sprüngen die

Treppe hinan und kam ebenso rasch mit einem rauhen Handtuch zurück.

„Im Regen knieen Sie so am Boden und pflanzen?“ sagte Biensaam kopfschüttelnd zu der Pfarrerin.

Sie steckte ruhig den Rock von den Hüften los und strich ihn herunter.

„Natürlich, gerade! Das ist grad' das Beste zum Pflanzen!“ So gleichmäßig sacht durchfeuchtet kriegt man's ja mit keinem Gießen.“

„Da bin ich selbst!“ rief auf einmal Gunne. „Euer halbwüchsiger Nachbarsjunge hält die Pferde. Er sieht vertrauenswürdig aus. 'Tag, Albert. 'Tag, Aline. Also Du . . .“

Sie schlang den Arm um die runden Schultern der Pfarrerin und richtete ihren Auftrag aus, der eine Haushaltsangelegenheit betraf. Aline Leonhart war eine Hausfrau von Ruf. Gunne hatte vieles von ihr gelernt, und Natalie Höllen holte sich noch heute manchen Rat bei der Nichte.

Die Damen verschwanden in der Küche. Der Pfarrer und der Kandidat erwarteten sie im Wohnzimmer sitzend. Biensaam erzählte von der Grabrede, die er gehört.

„In diesem Vacha haben wir wieder einmal einen Priester von Gottes Gnaden, wie es scheint.“

Biensaam stützte einen Ellenbogen auf den Tisch und strich sich mit der schwarzbehandschuhten Hand über das gewellte, blonde, etwas zu lange Haar.

Leonhart saß ihm gegenüber mit vor sich auf dem Tisch ausgestreckten Armen und ineinander gelegten Händen.

„Mir gefällt der Pfarrer Vacha nicht sonderlich,“ sagte er bedächtig. „Er ist mir zu rabiat. Und dann gibt er mir auch zu viel auf äußerliche Form.“

„Man kann auch zu wenig darauf geben,“ bemerkte Biensaam. „Sollten Sie nicht zum Beispiel die Form, die doch nur sichtbar gewordene Emanation des Geistes ist, ein wenig unterschätzen?“

Leonhart zuckte mit den Achseln.

„Mir ist das Formenwesen einmal zuwider. Es schafft Wortchristen und Heuchler. Wir dienen doch wohl Gott am besten, wenn wir uns dankbar seiner Gaben freuen und unserem Nächsten die Wunden da verbinden, wo wir sie klaffen sehen.“

„Wo sehen Sie zum Beispiel Wunden klaffen?“ fragte Biensaam in blasiertem Ton und blinzelte der Zimmerdecke zu.

„Bei unseren Bauern sehe ich sie in der Unwissenheit, Denkfaulheit und daraus resultierenden Hilflosigkeit. Ich bemühe mich, die Leute auf ihren eigenen Füßen stehen und aus ihren eigenen Augen sehen zu lehren. Denn wozu hätte ihnen Gott sonst wohl eigene Füße und eigene Augen gegeben? Aide-toi, Dieu t'aidera. Das bete ich ihnen so lang vor, bis sie es begreifen. Erst wenn sie gelernt haben, ihren kleinen Besitz so zu bewirtschaften, daß er sie besser ernährt, wird der Boden für höhere Kultur gegeben sein.“

Biensaam schlug ein Bein über das andere, sah an Leonhart vorbei und sagte gelassen: „Das scheint mir aber doch der krasseste Materialismus?“

Leonhart hatte gelernt, sich im Zaume zu halten. Nur das Erröten verriet innere Erregtheit. Er errötete leicht, da er, wie Gunne, die äußerst zarte Haut der Rotblonden hatte.

Eben war er ziemlich aufgebracht, aber Biensaam merkte es ihm nicht an.

„Materialismus nennen Sie es, der Unwissenheit unseres Landvolks zu steuern?“

„Ja,“ sagte Biensaam. „Ich bin dagegen. Sollten wir auch noch unser biederes Bauernvolk mit Aufklärung verseuchen?“

Es war gut, daß die Damen eben wieder erschienen. Leonharts begleiteten Gunne und Biensaam an den Wagen.

Die Sonne brach plötzlich durch die Regenwolken und warf einen magischen Schimmer über die Landschaft.

„Seht, den Regenbogen!“ rief Aline.

Sie sahen ein paar Sekunden alle vier schweigend nach den in gelbgrünes Licht getauchten Bergen, über denen der herrlich zarte Farbenbogen sich wölbte.

11.

Vacha verhöhnte sich erbarmungslos mit seiner Täuschung betreffs der Begierde der gräflichen Familie nach seiner Bekanntschaft. Diese zur großen Welt gehörenden reichen Leute mit ihrem ausgedehnten Verwandten- und Bekanntenkreis kümmerten sich den Kuckuck um einen armen Dorfpfarrer, der dafür bezahlt wurde, daß er seines Amtes waltete! Aber auch ihn, den Pfarrer, durften sie nichts angehen, gar nichts. Er war

für diejenigen hier, die seiner bedurften, für die Armen und Elenden, nicht für die Unterhaltung derer, die genießend an den gedeckten Tafeln saßen. Keinen Gedanken hätte er daran verschwenden dürfen, ob diese Weltmenschen sich mit ihm beschäftigen würden oder nicht. Jetzt konnte er Gott danken, daß er für diese eitle Schwäche gleich den gebührenden Nasenstüber erhalten hatte.

‚Denn die Eitelkeit sitzt in der Seele, wie ein Bandwurm in den Gedärmen, als ein gefräßiger Parasit. Je mehr sie genährt wird, desto mehr verdrängt sie das eigentlich Echte und Wertvolle des inneren Menschen und in dem Maße, als sie wächst, nimmt der wahre Wert des Menschen ab. Es muß darum meine angelegentliche Sorge sein, nach dieser Seite hin streng zu fasten.‘

Er hatte seiner Lieblingssünde aus dem Weg gehen wollen, als er sich aus der Reichshauptstadt in diese Einöde schicken ließ; nun fand er, daß die Sünde dem Menschen nachläuft wie sein Schatten.

Das Begräbnis der Gret war am Donnerstag; da die Schwester Christine länger, als sie erwartet, in ihrem Mutterhaus zurückgehalten wurde, machte es sich der Pfarrer zur Pflicht, sie bei den Dorfkranken, so gut es ging, zu vertreten. Er machte dem einen eine Einpackung, ließ den anderen inhalieren 2c. Diese, Geschicklichkeit, Aufmerksamkeit und Übung erfordernden kleinen Dienstleistungen waren ihm sehr zuwider, doch es schien ihm, als bedürfe er einer Kasteiung.

Aus unserer Studienmappe:

Bildnis.
Liebhaberaufnahme von Philipp von Schoeller-Wien.

Seinen Dorfleuten machte er keinen Eindruck damit. Sie nahmen die kleinen Hilfeleistungen, an die sie durch die Schwester gewöhnt waren, gelassen hin, ohne etwas von der Überwindung, die sie ihm kosteten, oder der Erregung, die sie ihm schufen, zu ahnen.

Sie erwähnten wohl einmal rühmend: ‚Stolz ist er gar nicht, unser Pfarr'.‘ Allein seinen geistlichen Zuspruch bewerteten sie höher.

Als der Sonntag anbrach, fühlte er sich ermüdet, seelisch noch mehr als körperlich. Er entbehrte zuweilen recht fühlbar die hundertfachen Auf- und Anregungen des Großstadtlebens. Die Einsamkeit hat auch ihre Gefahr. Das immerwährende Durchkneten der eigenen Gedanken und Zergliedern der eigenen Empfindungen ist ein sich selbst

Aufzehren. Manchmal sanken seine Lebensgeister ganz in sich zusammen, wie ein Feuer, dem die Nahrung ausgeht. Sie wieder anzufachen, bedurfte es einer Anregung von außen. Er fühlte es wohl, aber wollte es nicht gern Wort haben, weil es ihm ein Zeichen innerer Leere deuchte, deren er sich schämte. Er sagte sich, daß es die weiche Frühlingsluft sei, die ihn so matt mache, und daß diese Mattigkeit rein physische Ursachen habe.

Aber die Predigt, die er in der Frühe seinen Wüstenkaltheimern hielt, fiel ihm schwer und erschien ihm selbst etwas lahm.

Dann ging er, wie an jedem Sonntag, hinunter nach Dietenhausen.

Als er die Kanzel betrat, bemerkte er, ohne hinzusehen, daß der gräfliche Stand besetzt war.

Die Nähe dieser Menschen, die ihr stolzes Herrentum noch im Gotteshaus zur Geltung brachten, die, durch eine Fensterwand vom Kirchenschiff getrennt, in fürstlicher Isoliertheit auf ihren wappengeschmückten Prunksesseln saßen, weckte in seiner Seele den Dämon hochmütigen Trotzes.

Er fühlte es und wollte darüber Herr werden, denn dies trotzige Aufbegehren zeigte ja nur, daß er doch immer noch jenen Herrschaftlichen in seinem Empfinden zu viel Bedeutung beimaß.

Während die Gemeinde noch das Ende des letzten Liederverses sang, — wobei die Orgel das Beste tat, — lag er mit der Stirn auf den gefalteten Händen in heißem Gebet.

‚Du allein, Du Gott allein, bist der Herr! Wirf mich in den Staub! Gib mir Demut vor Dir! Gib mir Demut!‘

Da wurde es still in ihm. Von dem ernsten Willen erfüllt, nicht durch rednerische Kunst zu glänzen, sprach er monoton, leise, verhalten. Immer wieder sah er zu seiner Rechten, hinter dem goldenen Gittergeranke der herrschaftlichen Fenster ein burgunderfarbenes Seidenkleid und einen großen Federhut. Und weil er sich beständig beargwöhnte, er könne sich von dem eitlen Wunsch, einen besonderen Eindruck zu machen, doch noch übertölpeln lassen, knebelte er sich gleichsam, zwang sich zur äußersten Schlichtheit in Worten, Gesten und Ausdruck, eine Schlichtheit, die nichts Wohltuendes hatte, weil sie ihm nicht natürlich war. Dabei war das, was er der Gemeinde sagte, herbe und streng. Er las ihr den Text darüber, daß auch nicht einer unter ihnen es der Mühe wert gehalten habe, mit der armen alten Dorfgenossin zu Grabe zu gehen. Und er sprach von der Gleichheit aller Menschen vor Gott.

Die harten Worte, so ohne jede Wärme und Leidenschaft geäußert, peinigten und verletzten.

Der alte Graf Dieters wäre am liebsten aufgestanden und davongegangen. Er fühlte sich direkt insultiert.

„Der Mensch ist ja greulich!“ sagte er in dem halblauten Flüstern, das er sich hier erlaubte, zu seiner Frau.

Sie regte sich nicht. Da ihr Mann es passend fand, in der Kirche halblaut zu sprechen, fand sie es unpassend. Sie war beständig in stummer Opposition.

Über den Pfarrer dachte sie: ‚Interessantes Exterieur, etwas steinern und steif allerdings. Ein Redner ist er nicht.‘

Im übrigen ließen sie seine Worte kalt.

Zwei ältere Verwandte saßen noch im herrschaftlichen Stand, außerdem eine Engländerin und der Graf Wedich, den die Dietenhäuser zum Unterschied von seinem Vater „der Herr Major“ nannten. Er war in Zivil.

Diese vier Personen dachten an etwas anderes, als an Bachas Predigt.

Nach der Predigt blieb Bacha wie gewöhnlich, in der Sakristei sitzen, bis die Gemeinde nach Hause gegangen war. Er war nicht in frommer Stimmung, trotz der eben geübten Selbstzucht, sondern in seinem Kopf spukten die weltlichsten Erinnerungen.

Er dachte an Gunne und die tiefe Ergriffenheit, die ihm zuletzt aus ihren freimütigen Zügen entgegengeblickt hatte. Dieses junge Mädchen konnte ihm eine Quelle höchsten Genießens werden, — wenn er wollte! Er hatte in den paar Jahren seines Wirkens in Berlin Frauenliebe gut kennen gelernt, denn er übte, wie er erfahren hatte, eine dämonische, ihm selbst unerklärliche Anziehungskraft auf Frauen aus, wenn er sich ein wenig mit ihnen beschäftigte. Aber er hatte es viel schwerer gefunden, die erweckten Leidenschaften nachher zu beschwichtigen und in Schranken zu halten, als sie hervorzurufen; darum war

er jetzt auf seiner Hut. Seine Macht über die Frauen hatte ihn vor Jahren in schwere Sünde verstrickt. Einmal war er zum Ehebrecher geworden, nicht weil er sinnlos liebte, sondern weil es ihn über alles Maß gereizt hatte, eine große und hochfahrende Dame sich völlig zu unterwerfen. Nachher freilich hatte er sich vor Gott und vor seinen geistlichen Vorgesetzten gedemütigt. Er kannte sich als einsamen Menschen, für ein Leben zu zweien nicht gemacht, also auch nicht für die Ehe. Darum durfte er als Nachfolger und Diener Christi mit Frauenliebe nichts zu schaffen haben. Und er war mehr als je entschlossen, dieser Versuchung aus dem Wege zu gehen. —

Auf allen Wegen und Wiesen lag breiter Sonnenschein, und das junge Laub warf seine Schattenkreise.

Heute ging Vacha vom Küsterhaus geradeswegs nach dem Schloß, um dort den schuldigen Antrittsbesuch zu machen. Es war ihm dabei wie einem, der zum Kampf mit einem Gegner von unbekannter Kraft auszieht.

Karl, der gräfliche Kammerdiener, führte ihn in den Saal, dessen feudale Herrlichkeit sogar der Schwester Christine jedesmal Eindruck machte. Vacha war für derartiges weit empfänglicher noch, nur bedrückte es ihn nicht, im Gegenteil; in diesen hohen, weiten, von alter Herren-Überlieferung geprägten Räumen fühlte er sich recht eigentlich zu Hause.

Ihm war von Kind an gewesen, als sei er ein Fürst und gehöre eigentlich in Schlösser.

‚Anlage zum Größenwahn,‘ hatten seine Schulkameraden gesagt.

Er selbst meinte: ‚Atavismus.‘ Denn erst als er längst erwachsen war, hatte er erfahren, daß die Vachas, — die übrigens mit ihm ausstarben, wenn er ohne Kinder blieb, — einem alten hessisch-fränkischen Dynastengeschlecht entstammten. —

Man ließ ihn warten.

‚Er mag ein wenig antichambrieren‘, sagte der Graf zu sich selbst. ‚Das lehrt ihm Bescheidenheit‘.

Aber wenn der alte Herr glaubte, der Pfarrer benutze die Wartezeit, um sich in der Bescheidenheit zu üben, irrte er sich.

Vacha interessierte sich momentan mehr für das Schloß als für seine Besitzer. Er ging an der Wand entlang, wie in einer Galerie und betrachtete die meist sehr unschönen Ahnenbilder. Ihm schienen diese Grafen und Gräfinnen Dieters durchweg viel Aufgeblasenheit und wenig Geist gehabt zu haben. Oder waren die Maler die Geistlosen gewesen?

Er fand sich vor der offenen Tür, die auf den Altan führte. Zu seinen Füßen lag die lichtgrüne Parkwiese. Das Beet mit den roten und gelben zerfaserten Tulpen flammte förmlich. Jenseits sah der barocke Kirchturm über die Parkbäume. Sonst: kein Dach, keine Mauer zu sehen. Eine wundervolle grüne Weltabgeschiedenheit!

Vacha merkte gar nicht, daß man ihn, mehr als höflich, warten ließ. So traumhaft wohl war ihm auf dieser Türschwelle zwischen dem stillen Saal und dem stillen Schloßgarten.

Da sagte eine trockene Stimme hinter ihm: „Ich habe also wirklich einmal die Ehre, Herr Pfarrer?“

Vacha, der sich rasch umwandte, sah sich dem steif und vornehm aussehenden, hageren kleinen Greis gegenüber.

Der Graf wies mit einer majestätischen Handbewegung nach einem Sessel und nahm selbst in einem anderen Sessel Platz. Er saß gerade, den Oberkörper leicht zurückgelehnt, die Hände über den Seitenlehnen, vom Scheitel bis zur Sohle der ‚Grandseigneur‘.

Der alte Herr imponierte Vacha.

Er hatte durchaus die Haltung eines Audienz erteilenden Fürsten, doch mit einer Kälte, die an Feindseligkeit streifte.

Vacha wartete fast neugierig auf das, was der Herr Graf gnädigst geruhen werde, ihm zu sagen.

„Apropos, ehe wir von anderen Dingen reden, mein verehrter Herr Pfarrer, möchte ich mir erlauben, Sie auf eins aufmerksam zu machen. Ich halte in meinem Dietenhausen unnachsichtlich auf die guten alten Sitten. Neuerungen liebe ich nicht. Und ich halte auch viel auf die äußere Form.“

„Ich auch,“ sagte Vacha.

Der Graf stutzte, doch fuhr er in seinem stimmlosen Ton fort, indem er über Vacha wegsah und mit dem rechten Fuß auf und nieder wippte.

„Auch in scheinbaren Äußerlichkeiten.

Jede Nachläſſigkeit in dieſer Richtung halte ich entſchieden für einen Fehler."

„Das verſtehe ich vollkommen."

„Es freut mich, daß wir hierin übereinſtimmen," ſagte der Graf ein wenig ſpöttiſch. „Sie werden mich alſo auch verſtehen, wenn ich Sie darauf aufmerkſam mache, daß der in Dietenhauſen, in meiner Kirche predigende Pfarrer nach alter Sitte, ſich, wenn er die Kanzel betritt, zuerſt gegen den herrſchaftlichen Stand hin, — wenn dieſer beſetzt iſt, natürlich, — verbeugt. Es iſt nur eine Form, — aber ich halte darauf."

Vacha ſah den Grafen groß an. „Auf der Kanzel?!" wiederholte er, als ob er ſeinen Ohren nicht traue.

„Ja."

Ein paar Sekunden blieb Vacha ſtumm. Dann ſagte er: „Sie haben eben doch wohl zu ſcherzen beliebt, Herr Graf?"

Eiſig entgegnete der Graf: „Mein Herr Pfarrer, ich wüßte in der Tat nicht, wie ich dazu kommen ſollte, mit Ihnen zu ſcherzen."

„Alſo dann müſſen Sie mir eine ernſte Antwort erlauben. In Gottes Haus gibt es nur einen Herrn."

„Wollen Sie mich alten Mann belehren?"

„Es ſcheint nötig."

Das war eine unerhörte Impertinenz! Was maßte ſich dieſer junge Menſch an?!

Der Graf erhob ſich. Die Hand, mit der er ſich auf die Lehne ſeines Seſſels ſtützte, zitterte heftig. Zornesröte färbte das eingefallene Geſicht.

„Belehren Sie Ihre Wüſtenkaltheimer, Herr Pfarrer! Das iſt Ihr Amt. In Dietenhauſen gilt mein Wille."

Vacha hatte ſich mit dem Grafen erhoben. Jetzt war er in ſeinem Element! Der Kampf! Der Kampf! Etwas in ſeinem Innern jauchzte förmlich.

„Hier in der Burg ſind Sie der Hausherr," ſagte er kalt, „in der Kirche bin ich es. Was Sie eben Sitte nannten, iſt eine aus würdeloſer Zeit ſtammende, allem religiöſen Gefühl hohnſprechende Unſitte. Es iſt mir völlig unverſtändlich, wie ein vornehmer Herr eine ſolche befürworten kann."

Der Graf war vor Wut ganz heiſer: „Ich erſuche Sie höflichſt, nicht ganz vergeſſen zu wollen, zu wem Sie ſprechen. Ich bin der Graf Dieters von Dietenhauſen und Wüſtenkaltheim."

Kerzengerade aufgerichtet ſtand der alte Ariſtokrat und warf ſich in die Bruſt.

„Wenn es daran ſein ſoll, ſich auf das Erbe eines alten Namens zu berufen, ſo darf ich erwähnen, daß ich in gerader Linie von den Vachas ſtamme, die, wie Ihnen bekannt ſein wird, in dieſer Landſchaft begütert waren, ehe der Name Dieters in irgend einer Urkunde zu finden war."

Der Graf ſah den Pfarrer in ſtarrem Staunen an.

„Von den heſſiſchen Vachas?!" ſtammelte er.

Warum antwortet er nicht ‚Das war?' dachte Vacha. Er hatte einen Augenblick das unmutige Gefühl des geſchickten Spielers, der ſeinen Gegenſpieler unerwartet ſchwach findet. Was wollte es heute bedeuten, daß er einem heruntergekommenen Adelsgeſchlecht angehörte, welches wohlgetan hatte, ſeine Titel niederzulegen, da es ſeit Generationen ohne Halm und Ar und ohne Geld und Macht war?! —

Aber auf den erzürnten alten Herrn hatte die Mitteilung wie ein Zauberwort gewirkt. Er änderte unbewußt Haltung, Ausdruck, Ton. Und er ſah den jungen Geiſtlichen an, als ob er ihn eigentlich eben erſt bemerke. Was ihm eben noch unerträgliche Anmaßung dünkte, ſah er plötzlich in einem anderen Licht, nämlich als Alt-Vachaſche Unbeugſamkeit. Natürlich ſagte er ſich auch, daß jeder Beliebige, der zufällig Vacha hieß, behaupten könne, daß er von jenen heſſiſch-fränkiſchen Dynaſten abſtamme; aber er ſah etwas in den Zügen, in der Haltung, in dem ganzen Auftreten des Pfarrers, was ihn ohne weiteres überzeugte. Und damit rückte Vacha für ihn in eine andere Kategorie.

‚Raſſe bleibt Raſſe!' dachte er achtungsvoll.

„Mein Urgroßvater legte ſchon den Adel ab," erklärte Vacha, „weil die Familie ganz verarmt war. Aber die Tradition ging nicht mit verloren."

„Und das edle Blut auch nicht," ſagte der alte Herr, wie zu ſich ſelbſt. „Ja, das edle Blut. Die Vachas haben ſich niemals unterordnen mögen."

„Meine Mutter war aus franzöſiſcher

Im Hafen. Aufnahme von Waldemar Litzenthaler-Berlin.

Digitized by Google

Hugenottenfamilie," sagte Vacha. „Es ist allerdings viel Unbezähmbarkeit und Stolz als Erbe in mein Blut gekommen. Doch dies soll nur eine Erklärung, — keine Rechtfertigung sein."

„Nun, mein lieber Vacha, lassen Sie uns noch einmal in aller Ruhe über den strittigen Punkt reden," sagte der Graf in fast herzlichem Ton.

Man setzte sich wieder, als wäre nichts Störendes vorgefallen.

„Was die Verbeugung vor der Gutsherrschaft anbelangt, so handelt es sich dabei ja um eine rein äußerliche Höflichkeitsform, die ich meiner Dorfleute wegen gewahrt wissen möchte. Sie begreifen doch gewiß die hohe Wichtigkeit der Aufrechterhaltung unserer Autorität. Lassen wir aber irgendwo die Schale fallen, so greift die Zersetzung bald auch an den Kern."

„Ich bin durchdrungen von der hohen Wichtigkeit der Autorität, die gar nicht stark genug durch feierliche Formen zum Ausdruck gebracht werden kann," sagte Vacha. „Aber eben darum ist es mir unmöglich, dem Diener meine Reverenz zu machen im Hause und vor dem Angesicht seines Herrn. Die dem Herrn gebührende ausschließliche Ehrerbietung verbietet dergleichen unbedingt. Dies ist der Standpunkt des christlichen Pfarrers. Aber auch die menschliche Autorität der Fürsten und Herren wird durch jede Abschwächung der der Majestät Gottes zukommenden Ehrerbietung Einbuße erleiden. Gerade im Interesse der menschlichen Gewalten ist es, die Gewalt Gottes allem anderen voranzustellen. Jedes Atom Ehrerbietung, das sie der göttlichen Majestät versagen, rauben sie sich selbst. Denn im Gottesgnadentum ruht ihr ganzes Recht, und die freiwillige, öffentliche Demütigung vor Gott bleibt immer ihre letzte Legitimation."

In dieser Tonart sprach Vacha eine ganze Weile. Als er schwieg, hatte er nicht nur den Meinungsstreit gewonnen, sondern den ganzen Grafen.

12.

Während Vacha im Rittersaal der Dietersburg beim alten Grafen saß, besuchte die Gräfin Gabriele ihre Dorfarmen. Sie sprach jeden ihr Begegnenden huldvoll an, und die Bauern fanden sie in ihrem langen, trichterförmig geschweiften burgunderroten Seidenkleid und dem gleichfarbigen breiten Federhut ausnehmend schön. Die Dietershäuser taten sich auf die Stattlichkeit ihrer Herrschaft etwas zu gute. So etwas gab's in der Umgegend sonst nicht.

Gabriele gefiel auch sich selbst in der Rolle der Landedelfrau. Man fühlte sich doch ungleich souveräner als in der Großstadt und Hofgesellschaft. Dort war sie *eine* große Dame, hier war sie *die* große Dame. Und sie fühlte in diesem Punkt wie Julius Cäsar.

Des neuen Pfarrers Ermahnungen zur Demut hatten sie nicht im geringsten beirrt. Sie hatte nie das Gefühl, als ginge sie die Predigt persönlich an. Der Pfarrer predigte, weil es seines Amtes war. Sie achtete höchstens darauf, ob er seine Sache gut oder weniger gut oder schlecht machte, und danach schätzte sie ihn mehr oder minder.

Der Neue hatte sie nicht zufrieden gestellt. Schöne Hände und ein interessanter Kopf taten es doch nicht allein, meinte sie. Und obwohl er so monoton sprach, war etwas Beunruhigendes, Nervenerregendes, geradezu Peinliches in seinen Worten gewesen, sie wußte nicht warum. Um ihr zuzusagen, hätte er gerade umgekehrt sprechen müssen: beredt, *ohne* zu erregen!

Sie wandelte nach dem Armenhaus, welches sie liebte, weil es ihre Gründung war. Wie idyllisch lag das kleine Haus da auf seiner Höhe, überragt von einigen Pappeln, deren spätknospende Blatthülle von fern wie ein rötlicher Schleier aussah. Und dieser Giebel mit dem altertümlichen Fachwerk und die Butzenscheiben der kleinen Fenster, die auch noch aus dem Mittelalter stammten! Von diesen netten Fensterchen aus konnte die alte Schulze-Lisebeth das tiefer liegende Dorf überschauen, bis zur Kirche mit ihrem verschnörkelten Giebel, über dem sich der Turm erhob. Da saß nun die Alte am Fensterplatz mit dem großgedruckten Gesangbuch vor sich und lauschte dem Sonntagsläuten. Konnte man sich etwas Friedevolleres wohl vorstellen?! Wirklich, sie hätte selbst an Stelle der Lisebeth sein mögen!

Sie trat in das Stübchen, in dem die Schulze-Lisebeth sich als Feiertagserquickung soeben einen kleinen Nordhäuser genehmigt hatte. Doch da die Alte durchs Fenster das

Nahen der Gräfin beobachten konnte, hatte sie die köstliche Flasche unter das Federbett gesteckt. Da war sie außer Sicht.

‚'s ist ja nur 'ne Magenmedizin,' dachte die Lisebeth, ‚und zwar die einzige, die 'was hilft; aber den Reichen darf man's beileibe nicht sehen lassen; die denken immer gleich, man arme Alte täte sich zuviel des Guten an.'

Stickige, übelriechende Luft schlug der Gräfin beim Öffnen der Tür entgegen, so daß ihr schlecht wurde.

„Guten Tag, Mutter Lisebeth! Ihr habt 'mal wieder zu lüften vergessen. Immer Fenster auf bei dem schönen Frühlingswetter! Luft erhält frisch."

Sie öffnete schleunigst eins der verquollenen Fensterchen, nicht ohne Beschwerlichkeit, denn es schien, als wolle der morsche Fensterrahmen dabei herausfallen.

„Hier muß 'mal der Meister Zimmermann helfen," bemerkte sie.

Die Lisebeth fror, aber sie wagte nicht, etwas zu sagen.

‚So 'ne starke junge Frau, die alle Tage Rindfleisch zu Mittag ißt,' dachte sie, ‚die hat freilich mehr Hitze im Blut, als unsereins.'

Sehnsüchtig streiften ihre Blicke das Federbett. 'Das wärmt wenigstens!' (Sie meinte nicht das Bett, sondern den Nordhäuser, der darunter lag.)

Beim Öffnen des Fensters hatte Gabriele ein Geraniumstöckchen beiseite stellen müssen.

„Ein prächtiges Geranium!" rühmte sie. „Das schöne Scharlachrot leuchtet von weitem."

„Da hätte Sie 'mal mein andres sehn sollen! Das hab' ich aber 'naus auf der Gret' ihr Grab gebracht. Man tut, was man kann, gell'?"

Die Gräfin war tief gerührt. Diese treue, alte Seele! Wirklich, man mußte in die Hütten der Ärmsten gehen, um noch echte, warmherzige Nächstenliebe zu finden! —

Die Lisebeth fing zu hüsteln und zu klagen und endlich verblümt um dies und das zu betteln an. Die Brücknern kam dazu und schmeichelte. Auch sie äußerte den einen und anderen Wunsch.

„Sie ist doch sonst so 'ne ordentliche Frau," sagte die Brücknern in vorstellendem Ton zu der Gräfin. Sie wollte etwas Schmeichelhaftes, Anerkennendes damit sagen.

Gabriele belustigte sich im stillen über diese Ausdrucksweise, aber glaubte alles und versprach alles.

Als sie fort war, dachten die Weiber, daß es doch ein reiner Segen sei, daß die Reichen so dumm seien! Wenn man mit ihnen umzugehen verstand, konnte man alles von ihnen haben. Da war die Schwester freilich anders. Der konnte man nicht leicht ein X für ein U machen!

An den neuen Pfarrer wagten sie sich nicht einmal in Gedanken, so fürchteten sie ihn.

Sowie die Gräfin außer Sicht war, wurde schleunigst das Fenster geschlossen und der Nordhäuser hervorgelangt zur Erwärmung. —

Im Schloß wurde an Wochentagen um sieben Uhr abends diniert und mittags nur ein Gabelfrühstück genommen. Aber Sonntags fand die Hauptmahlzeit der Dienerschaft und auch des Pfarrers wegen mittags statt.

Der alte Graf öffnete ein wenig die Tür zu dem Toilettenzimmer seiner Frau.

„Ma chère Gabriele," sagte er, „ich habe den Pfarrer Vacha gebeten, zu Tisch zu bleiben, wozu ich mir nachträglich Deine Genehmigung einholen möchte."

„All right," antwortete sie kühl, ohne ihre Überraschung merken zu lassen.

Ihr war es ganz gleichgültig, ob der Pfarrer an ihrem Tisch saß oder nicht. Aber daß ihr Mann so plötzlich anderen Sinnes geworden war, setzte sie in Erstaunen. Er pflegte sich im allgemeinen durch keine Macht der Überredung, durch kein Flehen und durch keine Gründe von dem abbringen zu lassen, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte. Und noch vor einer Stunde hatte er nachdrücklichst erklärt, daß jeder gesellschaftliche Verkehr mit diesem „ungeschliffenen und taktlosen" jungen Menschen „absolument impossible" sei. Eine neue Grille?! —

Sie hatte viel Erfahrung von beidem: seinem Starrsinn und seinen Grillen.

Das kleine Fürstenhaus, dem Gabriele entstammte, war sehr arm an irdischem Gut. Es konnte seinen Töchtern keine nennenswerte Mitgift geben, noch sie an fremde Höfe führen, um sie zu zeigen. Die Aussicht, eine standesgemäße Heirat zu machen, war für die an ihrem kleinen Hof einsam

aufwachsenden Prinzessinnen außerordentlich gering gewesen. Als die stolze und kühle Gabriele den alten Grafen Dieters, der ihr seine Huldigungen darbrachte, zu einer Werbung ermutigte und diese annahm, hatte sie es getan, um unabhängig zu werden und eine Rolle in der großen Welt spielen zu können. Von dem Charakter des alten Hofmanns hatte sie dabei keine Ahnung gehabt. Er war fein, ehrfurchtgebietend, korrekt und machte in der Gesellschaft eine gute Figur, das genügte ihr.

Aber dann, in der Ehe, lernte sie ihn kennen. Und wenn sie geglaubt hatte, ihn mit leichter Mühe beherrschen zu können, mußte sie bald einsehen, daß sie sich getäuscht hatte. Ihr harter Kopf prallte an einen noch härteren. Zwei Mühlsteine kamen da aneinander!

Anfangs war die Ehe ein heimlicher Machtkampf gewesen, erbittert von ihrer Seite, hartnäckig und kalt von der seinen. Nach außen war jedoch davon nichts gedrungen. Beide Ehegatten waren darin einig, die Form unter allen Umständen zu wahren.

Als keines das andere sich unterwerfen konnte, gaben sie den Kampf ebenso stillschweigend auf, wie er geführt worden war. Seitdem ging jedes von ihnen seinen Weg und überließ das andere sich selbst. Der Graf war mit seiner Gemahlin zufrieden insofern, als sie mit fanatischem Pflichteifer seinem Hauswesen vorstand und tadellos repräsentierte. Sie hatte überhaupt ein sehr entwickeltes Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl, was er zu schätzen wußte. Er konnte überzeugt sein, daß sie eher sterben würde, als sich einer ehelichen Untreue schuldig machen.

Sie aber, das junge, kraftvolle, schöne Weib, hatte bald angefangen, gegen den verknöcherten Alten an ihrer Seite heftige Abneigung, beinahe Haß zu empfinden.

Doch auch davon kam nichts an die Oberfläche. Sie gestand es sich selbst nicht einmal.

Sie war eben fünfundzwanzig Jahre alt geworden und schon sieben Jahre verheiratet. Ihr Stiefsohn Wedich war zehn Jahre, ihre verheiratete Stieftochter acht Jahre älter als sie. Die Ärzte sprachen dem alten Dieters trotz seiner Gicht ein hohes Lebensalter zu. Wenn er gut gepflegt würde, konnte er noch zehn, noch zwanzig Jahre leben. Auch sein Vater war ein hoher Neunziger geworden.

„Es kommt alles darauf an, daß auf seine Lebensweise und Diät mit Sorgfalt geachtet wird," hatte der Hofarzt zu Gabriele gesagt.

Und sie war entschlossen, ihre Pflicht auch hier im vollen Umfange zu tun.

13.

Der alte Graf erschien zum Diner stets in Frack und weißer Kravatte, Graf Wedich trug sein Zivil wie einer, der meist Uniform trägt, doch nichtsdestoweniger nach der letzten Mode. Die alten Damen und Gabriele rauschten in Seide, nur die englische Gesellschafterin trug ein schwarzes Wollenkleid. Die in weißen Kaschmir gekleidete Lies überstrahlte durch Grazie und jugendlichen Liebreiz alle, doch auch alle übrigen ordneten sich der vornehmen Eleganz des Gesamtbildes harmonisch ein. Die Eßzimmereinrichtung, die Tafel, die beiden Diener, ja, die Luft und Beleuchtung des Raumes, alles paßte zusammen.

Dieser Eindruck des Harmonischen berührte den hinter dem Grafen eintretenden Vacha stark und rief das instinktive Streben in ihm hervor, hier jede Eigenart, die störend wirken mußte, zu unterdrücken. Der Sinn für schöne Form, für Stilisierung, war sehr ausgeprägt in ihm.

Der alte Graf stellte ihn vor. Die Gräfin wies ihm den Platz zu ihrer Linken an.

Alle standen noch hinter ihren Stühlen und der alte Graf sagte mit seiner klanglosen Stimme: „Sie sprechen wohl das Tischgebet, Herr Pfarrer."

Vacha sprach mit klarer, ernster Stimme die Worte: „Aller Augen warten auf dich, Herr" ꝛc.

Dann setzte man sich.

Die Gräfin Gabriele hatte sofort gesehen, daß ihr Mann dem Pfarrer gewogen war. Sie fand aber, daß dieser zuviel Sicherheit an den Tag legte. Er benahm sich, als ob er alle Tage an herrschaftlichen Tafeln säße. ‚Entweder ist er dumm,' dachte sie, ‚oder er hat ein unerhörtes Selbstgefühl."

Gegen die naive Sicherheit der Dummheit hätte sie nichts einzuwenden gehabt, die sah sie an ihrer Umgebung recht gern. Aber

der Gedanke, daß dieser einfache Dorfpfarrer sich an ihrem Tisch ihr und den Ihren gleichstehend, womöglich gar noch überlegen fühlen könne, reizte sie. Größenwahn wollte sie in ihrer Nähe nicht dulden. Sie wollte ihm seinen Platz schon weisen.

Eine der alten Damen richtete das Wort an Vacha. Dabei strahlte ihr Gesicht Wohlwollen und milde Heiterkeit. Allein Vacha fühlte, daß dies sanfte Licht nicht aus der Tiefe kam, nicht der Reflex einer großen Natur war, sondern Salonmaske, die ganz mechanisch angelegt wurde, wie das Seidenkleid und die Staatshaube.

Die alte Dame, welche eine unvermählte Gräfin Dieters und Stiftsdame war, fragte: „Wie lange sind Sie denn nun schon in Wüstenkaltheim, Herr Pfarrer?"

„Seit Oktober vorigen Jahres, gnädigste Gräfin."

„Ist es nicht recht einsam da oben?"

„Nein. Das Dorf ist ziemlich groß."

„Haben Sie sich denn nun schon ein bißchen eingewöhnt?"

„O ja, danke."

Die Stiftsdame nahm darauf ihren Löffel, füllte ihn mit Suppe, setzte ihn an die Lippen und sog die Kraftbrühe schlürfend ein. Sie war alt und hochstehend genug, um sich dergleichen kleine Unmanieren unkritisiert gestatten zu dürfen.

„Sie haben uns heute eine schöne, erbauliche Predigt gehalten," sagte sie zwischen dem ersten und zweiten Löffel Suppe in süßem Ton.

„Ich war nicht recht in Stimmung," bemerkte Vacha beinahe verlegen; „ich war etwas müde."

„Das merkte man," sagte mit deutlicher Stimme, doch ohne sich ihm zuzuwenden, die Gräfin Gabriele.

Vacha sah sie überrascht an. War das Ehrlichkeit, oder war es eine absichtliche Unhöflichkeit? Der Ton ließ eher das letztere vermuten.

Er faßte sie jetzt erst genauer ins Auge. Wie kalt dies klassische Gesicht war! Und wie jung!

Die reizende kleine Frau in Weiß, ihm gegenüber, die, wie er wußte, eine Schwester seiner „Gunne Höllen" war, obgleich sie der gar nicht ähnlich sah, schien ihm zu Hilfe kommen zu wollen. Sie warf das graziöse Blondköpfchen zurück und sagte lebhaft: „Gott, es muß auch gräßlich sein, alle Sonntage eine Predigt halten zu müssen, und nun erst gar zwei!"

„Da fällt mir eine allerliebste Geschichte ein," sagte die andere alte Dame, die eine verwitwete Exzellenz war; und sie erzählte etwas ziemlich Langatmiges, ohne Witz und ohne Pointe.

Alles lauschte mit reger Teilnahme — scheinbar —, doch Vacha sah, daß keiner in Wirklichkeit aufmerksam war, daß vielmehr jeder innerlich gelangweilt das Ende der öden Erzählung herbeiwünschte. Dann lächelte und lachte man, so gut es gehen wollte. Dies erkünstelte Lächeln saß als eine Grimasse auf den Gesichtern, doch außer Vacha fiel es keinem auf. Diese Gesellschaftsmenschen waren so an ihre Höflichkeitsmaskerade gewöhnt, daß sie ihnen natürlich schien.

Die Gräfin Gabriele lächelte nicht. Ihr Gesicht blieb vollkommen regungslos. Dafür lachte sie ihr kurzes, unechtes Lachen.

Vacha aß indessen die Kraftbrühe und die feinen Markklößchen mit Hingebung. Es war lange her, daß ihm seine Küche den Gaumen gekitzelt hatte. Im stillen belachte er sich: ‚Der richtige Proletarier, der zu der reichen Leute Tisch geladen, in schweigender Gier ißt und über dem ungewohnten Genuß der Unterhaltung vergißt.'

Er entdeckte, daß ihn ein halbes Jahr Dorfeinsamkeit für eine allgemeine Salonunterhaltung bereits verdorben hatte. Dies Antippen gleichgültiger Gesprächsstoffe, dies oberflächliche Berühren der Dinge und rasche Überspringen auf andere, dieses Streben, alles zu vermeiden, was irgend Erregung hervorrufen konnte, das war kein wirkliches Gespräch, in dem man sich einander mitteilt, sondern die abgeblaßte Stilisierung eines Gesprächs. Das Wesentliche war hier die Form, das fein Abgetönte, Gemessene, Gemütsruhige.

Den Sinn dieser beherrschten, streng beschnittenen Äußerungsform begriff er genauer als irgend einer der Tafelrunde; aber er fühlte sich außer stande, mitzutun.

Wenn er Kinder ein Spiel spielen sah, bei dem sie bestimmte Worte und Bewegungen und Rhythmen nach Übereinkommen ausführten, berührte es ihn ganz ähnlich. Indem sich diese kleinen Leute selbstgegebenen Gesetzen unterordneten, schufen sie eine in

sich geschlossene Einheit, die sich Geltung erzwang. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, ein solches Spiel zu stören, aber mitspielen hätte er nicht können. —

Ein großer Lachs wurde serviert mit einer holländischen Buttersauce mit Krebsschwänzen. Man aß dies Gericht mit Fischbestecken, bei welchen auch die Messerklingen Silber waren.

„Bedienen Sie sich mit Wein, Herr Pfarrer," sagte der alte Graf. „Er steht vor Ihnen. Hier Mosel — Josephshöfer, hier ein leichter Bordeaux."

Vacha dankte bloß mit einer Kopfneigung.

Er dachte eben gerade an Karl und Lüders, die beiden aufwartenden Diener.

‚Wenn ich jetzt diese als Personen behandeln wollte, statt als dienstbare unpersönliche Wesen,' ging es ihm durch den Kopf, ‚so würde ich einen so groben Verstoß gegen den gesellschaftlichen Anstand machen, daß ich fürder hier ‹unmöglich› wäre.'

Graf Wedich griff mit der Weinflasche über den Tisch, um dem Pfarrer einzugießen.

„Gestatten Sie!"

„Danke. Ich trinke nicht Wein."

„Gar nicht?" tönte es im Chor.

„Gar nicht."

„Aus sanitären Gründen?" fragte Graf Wedich.

„Auch. Hauptsächlich aber des Beispiels wegen."

„Wie! Wer sieht Ihnen denn zu?"

„Ich verlange in dieser Richtung weitgehende Enthaltsamkeit von meinen Wüstenkaltheimern. Das kann ich nicht, wenn ich nicht mit dem Beispiel vorangehe."

‚Er spielt sich auf!' dachte die Gräfin Gabriele.

Ziemlich lebhaft entgegnete der alte Graf: „Das halte ich aber für ein verkehrtes Prinzip, mein teuerster Vacha! Ich kann und muß doch von meinen Dienern sehr viel verlangen, was ich ihnen gar nicht vormachen dürfte. Suum cuique."

„Herr Graf, Sie stehen anders zu Ihren Dienern, als ich zu meiner Gemeinde. Sie sind der Herr, ich bin der Hüter."

Aus unserer Studienmappe:

Straße in Genua. Liebhaberaufnahme von Graf Mirbach jun.

Der Gräfin Gabriele schien es höchste Zeit, die Zügel des Gesprächs den Händen dieses selbstsicheren jungen Mannes zu entreißen. Daß der Pfarrer an ihrem Tisch den Ton angeben sollte, das wäre doch noch schöner!

Sie richtete an ihren Mann eine weit abliegende Frage, die, wie sie wußte, ihn interessierte und die Verwandtschaftsangelegenheiten betraf. Damit kam man auf das unerschöpfliche Thema der verwandtschaftlichen Personalchronik. Alle Anwesenden, außer der Engländerin und Vacha, beteiligten sich lebhaft.

Als Vacha den diplomatischen Schachzug der Gräfin und seinen verblüffenden Erfolg wahrnahm, wunderte er sich ein wenig. Sie hatte ihn von Anfang an schlecht behandelt und jetzt ganz einfach ausgeschaltet. Niemand wandte sich mehr an ihn. Man sprach ruhig über ihn fort.

‚Ich mißfalle ihr aus irgend einem Grund,‘ sagte er zu sich selbst, ‚und darum läßt sie mich, der ich zum erstenmal ihr Gast bin, eine ziemlich törichte Rolle spielen. Wahrscheinlich will sie mir die Lust zum Wiederkommen nehmen. Ich glaube, wenn ich wolle, könnte ich sie hier, in ihrem eigenen Reich, aus dem Felde schlagen, aber — es lohnt nicht.‘

Die Übermüdung der letzten Tage machte sich wieder geltend. Er fühlte keine Federkraft und die Rolle des stummen Beobachters paßte ihm ganz gut.

Die Gräfin Gabriele dirigierte wie ein Feldherr, immer mit der gleichen, unbeweglichen Miene. Keinen Augenblick ließ sie sich gehen. Sie erteilte gleichsam das Wort und begrenzte die Gegenrede. Sie mäßigte oder ermunterte, brach ein Thema ab oder blieb dabei, ganz nach ihrem Gutachten.

Die anderen schienen sich dieses strammen Regiments gar nicht bewußt zu werden, aber sie ordneten sich ihm unwillkürlich ein.

Nur der alte Graf schien ihr Dirigieren zu bemerken. Er mochte es sehr genau kennen. Aber er ließ sie schalten und sank in sich selbst zusammen, schweigend und streng umherblickend, oder mit seiner trockenen Stimme dann und wann ein Wort einwerfend.

Auf einmal fand Gabriele, daß der Pfarrer nunmehr genügend in seine Schranken gewiesen sei und wandte sich an ihn.

Sie erzählte von ihren Schützlingen im Armenhaus und von ihrem Besuch.

„Meine braven alten Weiberchen führen da ein wirklich idyllisches Stillleben,“ sagte sie. „Die Lisebeth ist eine rührende Seele!“

Sie erzählte von dem Geranium, das auf der Gret' ihr Grab gekommen war.

„Nein, das ist ja reizend!“ rief die Stiftsdame entzückt.

„Ja, unter unseren Bauern ist noch einfältige Frömmigkeit,“ sagte Graf Wedich, der nie mit den Bauern zu tun gehabt hatte, außer beim Rekrutenausbilden. „Schafsköpfe sind sie ja allerdings; aber diese Dummheit ist sympathisch.“

„Wenn die Dietenhäuser nur mehr für das Lüften und Waschen sein wollten!“ sagte Frau Lies und dachte an ihre jüngste schauerliche Erfahrung. „Die Niedergaufschacher haben doch schon etwas mehr Ahnung von Hygiene.“

„Bleib mir mit Euren Niedergaufschachern weg,“ bemerkte der alte Graf ziemlich lebhaft. „Die moderne Aufklärung, die Dein guter Vetter Leonhart dort ausstreut, möchte ich in meinem Dorf nicht haben.“

Lies dachte etwas auffässig: ‚Lieber Läuse!‘ doch sie schwieg weislich.

Alle warteten jetzt auf eine Äußerung des Pfarrers von Wüstenkaltheim. Der hatte aber keine Lust, hier seine Ansicht über ihn so tief berührende Fragen abzugeben. Auch behagte es ihm nicht, nach dem Belieben der Gräfin Gabriele zu schweigen oder zu reden.

Es war nichts mehr aus ihm herauszuholen.

Zum Nachtisch wurden neben dem Konfekt und Früchten die Babies hereingereicht. Die sonntäglich geputzte Kinderfrau erschien strahlend mit Mukki im Spitzentragkleidchen auf dem Arm, und Pussi, deren weißes Spitzengewändchen von rosa Seidenbändern umflattert war, an der Hand. Die goldenen Lockenköpfchen waren nach Anwendung unzähliger Medikamente wieder ganz einwandfrei.

Ein allgemeines Entzücken, Scherzen und Kosen erhob sich um die Kleinen.

Vacha, der nur ‚Mukki‘ und ‚Pussi‘ hörte, fragte nach den Taufnamen und erfuhr, daß ‚Pussi‘ eigentlich Maria Anna hieß und ‚Mukki‘ Natalie.

In Gedanken verglich er die reizenden,

wohlgenährten und wohlgepflegten Kinder mit den mageren, dürftigen und oft so grausig scharf und alt aussehenden Dorfkindern von Wüstenkaltheim.

Der Amtsbruder in Niedergauschach sah die Grundbedingung für die geistige Hebung der Leute in einer Aufbesserung der materiellen Lage. Hatte er nicht doch recht?

Wie herrlich entfalteten sich hier in sorgsamer Hut und Pflege die Menschenknöspleín! Und seine armen Wüstenkaltheimer verkümmerten schon im Keim!

Aber was half's? Die Armut war offenbar nicht aus der Welt zu schaffen. Darum mußte sie geadelt und geheiligt werden. Das hatte Christus aus seinem göttlichen Erkennen heraus getan, und das allein war die Aufgabe seiner Knechte.

Was hatte er nur unter diesen gemästeten Genußmenschen zu suchen? — Gar nichts.

Er verabschiedete sich, sobald es der Anstand erlaubte.

14.

Der lange Mai-Nachmittag lag vor Gunne Höllen wie ein Festgeschenk. Er gehörte ihr ganz. Der Vater war gleich nach Tisch nach Milsfeld gefahren, wo er Termin auf dem Landratsamt hatte. Abends blieb er noch zum Kegelklub im Gasthaus zum Roß, dessen Wirt, Paulus Struth, einmal Pfarrer in Wüstenkaltheim gewesen war. Im Roß kamen die Spitzen der Milsfelder Aristokratie und die Herren der Nachbargüter des öfteren gemütlich zusammen, delektierten sich an der berühmten Kochkunst der Frau Struth, ehemals „Schön-Rosel" genannt, tranken das gute Bier aus dem Keller des Ehren-Paulus, kegelten und kannegießerten. Heinrich Höllen war zwar gewöhnlich einer der ersten, die sich auf den Heimweg begaben, dennoch kam er von den Kegelabenden selten vor elf Uhr nach Hause.

Natalie wollte nach Dietenhausen zum Fünfuhrtee und vorher noch zu Leonharts. Gunne war sicher, daß man in der Dietersburg die Mama, die sich so leicht erbitten ließ, nötigen würde, zum Essen zu bleiben.

Gunne stand in der sogenannten Plättstube, in welcher alle Weißwäscheangelegenheiten abgemacht wurden, an dem großen Tisch und schnitt Knabenhemden zu. Damit hatte sie schon am Vormittag zu tun gehabt. Die Brüder in Dresden brauchten soviel neues Zeug! Sie wuchsen so rasch aus allem heraus!

Gunne hatte von Aline Leonhart das Zuschneiden ordentlich gelernt. Nähen durfte sie aber nicht viel, das litt der Vater nicht, weil er nicht wollte, daß sie stundenlang gebückt saß. Das bucklige Riekchen Greiner in Niedergauschach mußte das Nähen besorgen.

Gunne arbeitete flink und gut. Sie hatte sichere, anmutige Bewegungen, vergriff sich fast nie. Und obwohl sie ganz ruhig schaffte, ohne Eile, brauchte sie zu allem weniger Zeit und Anstrengung als die Mama, die sich abäscherte und ein Stück Zeug zehnmal in die Hand nehmen konnte, ehe sie genau wußte, was sie eigentlich damit wollte.

Vor dem Haus stand die Halbkutsche, und die Braunen scharrten schon ungeduldig mit den Hufen. Die Mama konnte wieder einmal nicht fertig werden. Adam, der Kutscher und Diener zugleich war, saß ergebungsvoll auf seinem Bock. Er wußte: bei der Frau Baronin dauert's allemal 'ne Weile.

Natalie wußte, daß ihr Mann es gar nicht liebte, wenn sie die Pferde warten ließ, und sie hätte es gern vermieden, aber es glückte einmal nicht. Immer im letzten Augenblick fiel ihr etwas ein, was sie vergessen hatte. Erst war's das Taschentuch, dann das Portemonnaie, welches sie zwar selten brauchte, aber doch bei sich haben wollte. Eben wurde sie unschlüssig, ob sie nicht statt des Sonnenschirms den Regenschirm nehmen müsse. Es konnte zu regnen anfangen. Aber der Sonnenschirm paßte zu ihrer resedafarbenen Frühjahrstoilette und zu ihrem Hut.

Ratlos stand sie im Flur.

„Wenn ich nur wüßte ..."

Gunnes große Schere fuhr mit scharfem Schnitt durch die von Eiweißappretur glatte, glänzende Leinwand. Sie schnitt an dem papiernen Schnittmuster entlang, dessen braune Fläche die gespreizten Finger ihrer linken Hand niederhielten.

Sie hörte die Mama seufzen.

„Kann ich Dir 'was helfen, Muttchen?" rief sie.

„Ach nein doch. Wenn ich jetzt nur wüßte ..."

„Was?"

„Ob man den Sonnenſchirm riskiert, oder ob man den Regenſchirm nimmt.“

„Nimm beide, Muttchen. Du haſt ja den Wagen.“

„Da haſt Du eigentlich recht.“

Nach einem Weilchen erſchien Natalie noch einmal im Plättzimmer.

„Sieh doch nur 'mal eben, ob mein Hut ganz gerade ſitzt!“

„Ja, er ſitzt. Hat denn die Lore nicht beim Anziehen geholfen?“

(Die Lore war Nataliens Jungfer.)

„Ja, gewiß. Aber der Hilmar iſt immer ſo ſchrecklich wild. Er hat mich ſo ſtürmiſch umarmt beim Adieuſagen.“

Das hellgrünſeidene Kapottehütchen, mit Heliotrop garniert, welches ein zartes Kunſtwerk und Nataliens Viſitenhut war, hatte in der Tat die Neigung, auf die Seite zu rutſchen. Aber eben ſaß es richtig.

„Du wirſt doch ſicher heute fertig, Gunne, daß die Kätterlies es noch dem Riekchen hinunterbringen kann?“

„Jawohl, Mama.“

„Und die Riekchen ſoll doch nur ja recht ſchnell machen!“

„Kaſpar und Lucifer ſcharren mächtig, Muttchen! Sie rufen Dich.“

„Ach Gott, ja doch, gleich, gleich! Nur dränge mich nicht, Kind! Du weißt, das kann ich nicht vertragen. Sowie ich anfange, mich abzuhetzen, iſt alles aus!“

Mit einem ganz hilfloſen Ausdruck ließ ſich Natalie auf den nächſten Stuhl ſinken.

„Adam!“ rief Gunne, „fahr ein paarmal um den Raſen herum. Die Frau Baronin iſt noch nicht ſo weit.“

Das beruhigte Natalie.

„Alſo hör', Gunne: Daß die Kinder richtig zu Bett kommen, wenn ich länger fortbleiben ſollte. Man muß da ein bißchen hinter Octavie her ſein. Käthchen um acht, Hilmar ſpäteſtens um neun.“

„Ja.“

„Wenn ich bis halb acht nicht zurück bin, eßt ihr. Du weißt ja Beſcheid. Aber vergiß nicht, dem Herrn Bienſaam Bier aus dem Keller herauf holen zu laſſen. Wirſt Du an alles denken?“

„Ja, Muttchen.“

„Aber auch gewiß?“

„Ganz gewiß.“

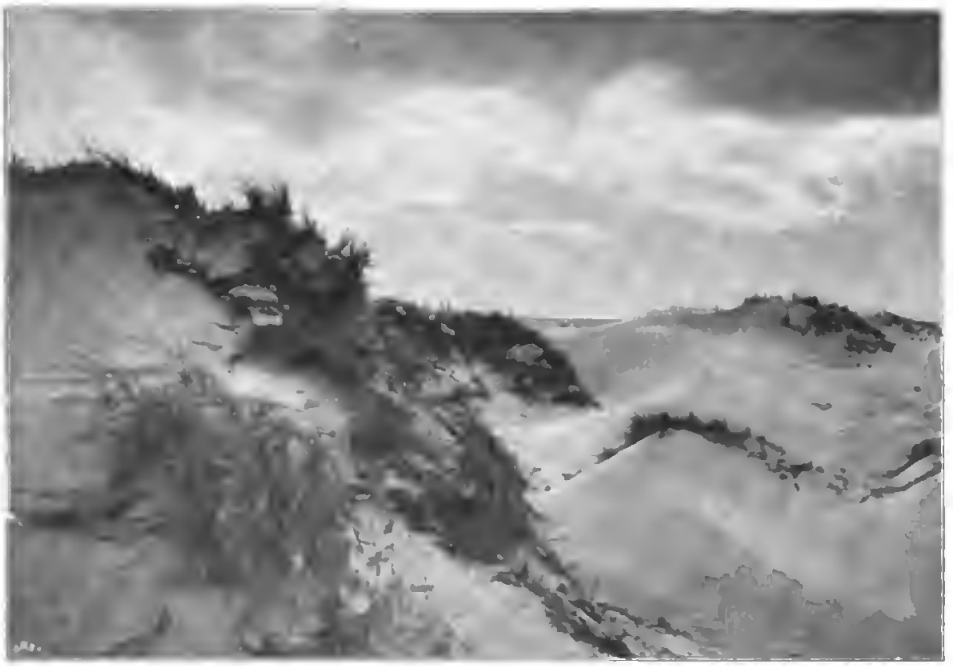
Endlich — zum Finale gab's noch eine

Aus unſerer Studienmappe:

Auf der Paßhöhe. Aufnahme von E. Terſchak in St. Ulrich.

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:



Dünen auf Fanö. Aufnahme von Hofphotograph W. Treesen in Flensburg.

kleine Szene mit Käthchen, die gern mitgenommen werden wollte — fuhr die Mama wirklich davon.

Gunne, die mit ihrer Schneiderei fast fertig war, beeilte sich.

Käthchen weinte kläglich. Die Mama hatte ihr neulich in Aussicht gestellt, sie dürfe mit zu Mukki und Pussi. Nun fühlte sie sich verraten und enttäuscht. Es war ein großer Schmerz.

Aber Gunne wußte Trost.

„Wenn Du ordentlich tüchtig laufen willst, nehme ich Dich nachher auf einen wunderschönen Spaziergang mit. Aber es ist weit."

Das Kind trocknete rasch seine Tränen.

„Ich will sehr tüchtig laufen, Gunne!"

„Wir wollen Maischwämme suchen. Ja?"

„O ja! Maischwämme! Die such' ich so gern!"

Gunne hatte eine Forschungsreise vor, auf die sie seit langem brannte. Allerdings wäre sie lieber allein gegangen, weil sie den Weg nicht kannte und weil es möglicherweise etwas weit war. Aber die Kinder wären zu unglücklich gewesen. Bienfaam und Octavie, die Genfer Bonne, hatten es beide nicht verstanden, die Herzen ihrer Zöglinge ganz zu gewinnen. Gunne war immer die beste.

Die Kinder waren kräftig und gut zu Fuß. Man durfte ihnen schon etwas zumuten. —

Wenn man vom Klosterhof an dem Martinshof vorüber etwa noch eine Viertelstunde anstieg und sich an der alten Grenzmarke, die „der Stillstand" hieß, links wandte, kam man an den sogenannten Teufelsäckern vorbei und dann über eine breite Fläche, die mit Heidekraut und Wacholder bestanden war, endlich auf ein wüstes Hochplateau „das hohe Moor".

Wenn man sich immer links hielt, an der Waldlisiere hin, kam man, wie Gunne vom Hörensagen wußte, auf einen Weg, der steil bergab durch den Dieterschen Forst nach Dietenhausen hinunter führte. Sie kannte ein Stück dieses reizenden Waldwegs vom Tal aus, denn in seinem unteren Teil führte er nach einem Rindenhaus, bei dem die Dietersburger kleine Waldfeste feierten. Und immer hatte sie gewünscht, einmal vom

hohen Moor aus Dietenhausen zu erreichen. Ermüdete der Weg die Kinder zu sehr, so blieb die Möglichkeit, sie mit der Mama im Wagen heimzuschicken. Doch das nur für den schlimmsten Fall.

Die Maiensonne lachte, doch schwammen Wolkenstreifen in dem Blau.

Gunne setzte den breitrandigen Strohhut auf, streifte die waschledernen Handschuhe über die Finger und ergriff einen Henkelkorb.

So ausgerüstet, klopfte sie an Biensaams Zimmertür und öffnete auf sein ‚Herein', blieb jedoch auf der Schwelle stehen.

Dichtes bläuliches Gewölk quoll ihr entgegen. Biensaam rauchte auf seinem Zimmer stark, weshalb alles, was ihm zugehörte, sowie er selbst stets nach Tabak roch. Er hatte aus seiner Studentenzeit her die Gewohnheit der langen Pfeife beibehalten.

Eben saß er am Schreibtisch, die Feder in der Hand, vor sich beschriebene Papierblätter. Sein etwas langes lockiges Blondhaar stand ihm wirr um die Stirn, denn er pflegte beim Dichten mit den Fingern der linken Hand sich ins Haar zu fassen. Wenn er nicht gerade schrieb, tat er es sogar mit beiden Händen. Seine unklaren hellblaugrauen Augen blickten geistesabwesend an Gunne vorbei. Er arbeitete eben an einem Drama, dessen Held der Burggraf Friedrich von Hohenzollern war. Sein Geist hielt sich gerade bei Konstanz auf, bei Huß, Siegismund im Scharlachwams und dem Hohenzollern-Friedrich. Es war nicht so leicht, von diesen erlauchten Herren schnurstracks nach Klostergauschach und Gunne Höllen in das unerträglich nüchterne zwanzigste Jahrhundert zurückzukehren.

Er sah das junge Mädchen, ohne recht zu erfassen, was er sah.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Biensaam, daß ich die Kinder auf einen langen Spaziergang mitnehme. Wir werden kaum vor sechs Uhr zurückkommen — eher später."

Er erfaßte doch, daß sie ihm eben eine höchst erwünschte Mitteilung gemacht habe. Das bedeutete auf Stunden unbedingte Sicherheit vorm Gestörtwerden.

Freudig nickte er ihr zu. „Sehr schön, sehr schön. Ist mir sehr angenehm."

„Wenn Sie uns begleiten wollen?" meinte Gunne schelmisch.

Er wehrte entsetzt ab.

„Unmöglich!"

Die frische, heitere Gunne mit ihren zarten Farben, dem Nixenhaar und den lachenden dunklen Augen war, wie sie da im Türrahmen stand, ein Bild, dazu angetan, Männerherzen zu berücken. Allein für Biensaams übersichtige Augen hätte ebensogut die Schulze-Lisebeth da stehen können. Ihm schwebten nur Idealgestalten von Ritterfrauen aus dem fünfzehnten Jahrhundert vor.

15.

Fröhlichen Herzens wanderte Gunne mit den kleinen Geschwistern, dem Jagdhund Tell und der Teckelhündin Mucke bergan. Käthchen ging an ihrer Hand, Hilmar, seine Botanisiertrommel über der Schulter, suchte nach auskriechenden Maikäfern. Käthchen pflückte Schlüsselblumen, die einen süßen Honigtropfen an jedem Blütenkelchlein halten. Davon wollte sie morgen ihren Puppen goldenen Tee kochen.

Gunne schlenkerte ihren Henkelkorb hin und her, trällerte und lachte ohne Grund aus lauter herzlichem Wohlbehagen, und die Kinder lachten mit. Auch Tell und Mucke waren ganz ausgelassen vor Daseinsfreude.

Auf den breiten Rasenwegen, die die hochgelegenen Äcker Klostergauschachs durchschnitten, zeigten sich im Gras große Ringe oder Halbkreise von dunklerer Farbe. Sie hießen im Volk Hexenringe und auf ihnen sproßten die wohlschmeckenden Maischwämme. Allein obwohl man schon in der Mitte des Mai war, fand Gunne noch keine Maischwämme und Hilmar keine Maikäfer. Auf dieser Höhe war der Frühling um vierzehn Tage zurück.

Aber Gunne erzählte so schön, daß Hilmar seine Enttäuschung vergaß.

„Seht, dort sind schon die Teufelsäcker."

„Warum heißen sie denn Teufelsäcker?"

„Weil die einmal vor langer Zeit, als der Klosterhof noch ein Mönchskloster war, ein Klosterbruder dem Teufel verkauft hat."

„Was hat der dafür bezahlt?!"

„Der hat einen Beutel voll Geld bezahlt, der niemals leer wurde."

„Ist das wahr?"

„Es ist eine alte Sage. Niemand weiß genau, wie es wirklich gewesen ist."

„Was hat denn der Teufel mit seinen Äckern dann gemacht?" fragte Hilmar.

„Er hat die Pflanzen da gepflanzt, die ihm am besten gefallen: Disteln und Dorngestrüpp. Seht, sie sind heut noch voll davon. Und sonst wächst nichts darauf. Aber daß früher von den Klosterbrüdern dort gepflügt worden ist, sieht man noch an den Furchen."

Hilmar lief ein Stück in die Teufelsäcker hinein. „Ja, man sieht es ganz deutlich!" rief er wichtig.

„Was ist denn aus dem Beutel, der nie leer wurde, zuletzt geworden?" fragte er zurückkehrend.

„Der Mönch hat später bereut und Buße getan, und den Beutel hat er verbrannt."

„Hat der liebe Gott dem Mönch verziehen?" fragte Käthchen besorgt.

„Ja. Wer ernsthaft bereut, dem verzeiht der liebe Gott immer."

Jetzt waren sie ganz auf der Höhe und schauten weit ins Land. Die Luft war hier oben wunderbar rein und leicht, gewürzt von dem Atem der ausgedehnten Waldungen auf den Hängen.

Hier wurde gerastet. Man lagerte sich auf dem trockenen Moosboden und packte die mitgenommenen Musbrote aus. Alle drei aßen mit Behagen.

Die Kinder nannten stolz die Ortschaften, die sie im Tal erkannten.

„Wie Spielsächelchen, so klein!" rief Käthchen.

„Auf dem Detterskopf sitzt gerade oben ein weißes Wölkchen!" sagte Hilmar.

„Wie ein Federbusch," meinte Käthchen.

„Nein, wie Rauch aus einem Schlot," fand Hilmar.

„Das ist die Gräfin Karoline, die ihre Klöße kocht," wußte Gunne. „Dort hat 'mal ihre Burg gestanden, und jetzt ist sie im Berg verzaubert. Manchmal kocht sie Klöße oder Kaffee; dann sieht man das Rauchwölkchen überm Gipfel. Die Leute sagen: Wenn die Gräfin Karoline Klöße kocht, regnet's bald."

„Ist das wahr?"

„Die alten Dietenhäuser sagen es. Die Niedergauschacher sagen aber:

‚Hat der Detters 'n Dunst wie'n Butterfaß,
So macht er den Bauern den Buckel naß.'"

Sehr ergötzt wiederholten die Kinder den Vers.

Käthchen beobachtete ein Tierlein, welches über Halme eilte, wie über grüne Hängebrücken.

„Käferlein, bleib doch einmal stehen," bat sie lieblich, „daß ich Dein schönes Kleid besehen kann."

Hilmar, der auf dem Bauch lag, bemerkte: „Das ist kein Käfer, sondern 'ne Blattwanze."

„Ich nenne es aber doch lieber Käferchen," meinte Käthchen treuherzig. „Wenn ich ‚Wänzlein' zu ihm sagte, würde es vielleicht traurig sein."

Gunne dachte träumerisch: ‚Wie im Himmel ist es hier!'

Auch die Hunde lagen wohlig ruhend.

Gunne hatte die Knie hochgezogen und umfaßte sie mit den Händen. Dabei überlegte sie ernsthaft.

Seit sie vor Jahren beim Umhertollen ihre Konfirmationsuhr verloren hatte, besaß sie keine Uhr. Aber dem Stand der Sonne nach mußte es zwischen vier und fünf sein. Weiter als bis zu dem Steinwall auf der Kammhöhe, der eine alte Gebietsgrenze war und „der Stillstand" hieß, war sie nie gekommen. Die Hälfte der vorgesetzten drei Stunden hatten sie vermutlich schon verbraucht, und was vor ihnen lag, war unbekannter Weg.

Ihre Vernunft sagte: Umkehren! Allein die Lust, das Unbekannte endlich zu erforschen, siegte über die mahnende Stimme.

‚Was kann denn Schlimmes werden?' beredete sie sich selbst. ‚Eine halbe Stunde etwa auf dem Moor, dann immer bergab. Und sind die Kinder sehr müde, so packen wir sie in Dietenhausen in den Wagen.'

Sie spornte die Geschwister zum Weitergehen an. „Wir sind jetzt richtige Entdeckungsreisende müßt Ihr wissen!"

Die Kinder ergriffen den Gedanken beglückt, besonders Hilmar.

Die Thüringer Berge im Norden und die Heimatberge und das Gauatal tauchten hinter ihnen unter. Dafür tat sich eine neue, fremde Fernsicht im Süden auf.

Der Boden wurde jetzt bald schlüpfrig, bald schwammig. Gerade vor ihnen stieg er etwas und versperrte jede Aussicht nach Osten.

Gunne dachte: ‚Gleich, auf der Erhebung vor uns, werden wir den Weg nach Dietenhausen sehen.'

Hatten sie dann die Höhe erreicht, so

lag ganz dieſelbe wüſte Heidemoorfläche vor ihnen, mit einer neuen Bodenwelle den Blick verſperrend.

Das dehnte ſich ja ins Unendliche!

Gunne faßte an jede Hand eins der Kinder und beſchleunigte den Schritt.

„Sind wir bald zu Haus?“ fragte Käthchen. „Ich bin ſo müde!“

„Nachher geht's gleich bergab,“ tröſtete Gunne, „da ſollſt Du 'mal ſehen: wir fliegen nur ſo.“

Sie fing an Märchen zu erzählen. Das verkürzte den Kindern den Weg und beſchäftigte ihre Gedanken.

Aber während ſie erzählte, wurde ihr immer beklommener zu Mute. War das hohe Moor wirklich, wie die Leute ſagten, verhext? Es blieb immer ganz dasſelbe, als ob ſie nicht von der Stelle rückten!

Der Weg, der durch Wagenſpuren anfangs kenntlich geweſen, hatte ſich verloren. Es war wohl nur ein Heuweg geweſen.

Wenn ſie ſich dem Waldrand, den ſie zur Linken wußte, zu nähern ſuchte, gerieten ſie auf ſo ſumpfiges Land, daß das Waſſer ihnen über die Füße ſpritzte. Hilmar freute ſich daran. Aber Gunne fand es gar nicht ſpaßhaft. Sie fühlte, daß die Zeit verſtrich, und jetzt geriet ſie in ernſte Beſorgnis.

‚Lieber Gott, was hab' ich da angerichtet!‘ dachte ſie.

Sollte ſie noch jetzt umkehren? Aber ſie mußten ſchon weiter von Kloſtergauſchach ſein, als von Dietenhauſen. Viel weiter.

„Ich bin müde,“ ſagte Käthchen kläglich.

„Ich auch,“ kam es mißmutig von Hilmars Seite.

„Hilmar, Du?! Du großer tapferer Mann wirſt doch nicht auf dem Marſche ſchlapp werden?“

„Sind wir noch nicht bald da?“

„Jetzt müſſen wir bald da ſein.“

Sie nahm Käthchen auf den Arm. Das Kind war ſchwer. Gunne mußte es von Zeit zu Zeit niederſetzen, weil ihr der Atem flog und die Kniee zitterten.

„Sind wir denn noch immer nicht bald da?“ fragte nach einer Weile wieder Hilmar. Er war verdrießlich.

Gunne wandte ſich an ſein Ehrgefühl.

„Hilmar! Sei ein Mann! Hilf mir dadurch, daß Du Dich ſtramm hältſt. Der Weg iſt viel weiter, als ich geglaubt habe, aber durch müſſen wir nun. Wie Blücher, weißt Du: vorwärts.“

Und ſie erzählte von Blüchers Marſch auf Waterloo.

Hilmar nahm ſich heldenhaft zuſammen.

Aber nach einer weiteren Viertelſtunde angeſtrengten Marſches brach er plötzlich in lautes Weinen aus.

„Ich . . . ich kann nun nicht weiter.“

Er warf ſich auf den Boden.

Gunne hätte mit heulen mögen. Ihr Herz ſchlug zum Springen. Was hatte ſie getan?! — Mitten auf dieſem entſetzlich öden Bergmoor, welches kein Ende zu haben ſchien und weg- und ſteg- und ausſichtslos war mit den todmüden Kindern! Was ſollte ſie anfangen?!

Ein Glück, daß die Tage wenigſtens lang waren! Sie zwang ſich äußere Gelaſſenheit ab.

„Heul' nicht, Hil. Wir ruhen uns ein bißchen aus. Dann geht's wieder.“

Sie konnte ſelbſt nicht weiter, ſetzte ſich auf den Boden und nahm Käthchens Köpfchen auf ihren Schoß.

Die Hunde ſetzten ſich ernſthaft daneben.

„Kommt, Kinder, dies iſt ein Abenteuer! Wer Abenteuer beſtehen will, muß tapfer ſein. Schade, daß wir die ganzen Musbrote am Stillſtand aufgegeſſen haben!“

„Eſſen möcht' ich gar nicht,“ erklärte Hilmar, „aber ſo'n furchtbaren Durſt hab' ich!“

„Es geht uns eben ganz wie den Wüſtenreiſenden,“ ſagte Gunne. „Jetzt erproben wir, was wir aushalten können.“

Sie hatte die Arme eng um das halb ſchlafende Schweſterchen gelegt, denn es fing an, recht empfindlich kalt zu werden. Dabei ſpähte ſie nach allen Seiten. Welche Einöde! Kein Baum, kein Haus, kein Weg, kein lebendes Weſen zu ſehen! Nur dort in einiger Entfernung etwas geradliniges Schwarzes: das muß ein Torfbruch ſein.

Die Sonne näherte ſich dem Horizont. Gunne fühlte ſich jetzt bereits als todeswürdige Verbrecherin. Hilmar lag auf dem Rücken und rührte ſich nicht. Keines ſprach mehr.

Endlich fragte Gunne in zuredendem Ton: „Wird's jetzt wieder gehn, Hil?“

Und jetzt hörte Hilmar zum erſtenmal Angſt aus ihrer Stimme.

Da ſtellte ſich der brave kleine Burſche unbekümmert, um ſie zu beruhigen.

Aus unserer Studienmappe:

Bauernhaus von Dievenow. Liebhaberaufnahme von R. Quase.

„Ja, jetzt kann ich noch ganz weit laufen!“

Gunne hätte ihn küssen mögen.

„Da wollen wir aber los. Mit Hurra!“

„Hurra!“ brüllte Hilmar so schneidig er konnte.

Eine Weile ging's ganz gut. Sie sangen die ganze lange Marlborough-Romanze ab, wie sie's von Octavie gelernt.

„Malbruk s'en va't'en guerre
Vive la rose! :|:
Je n' sais quand 'reviendra, —
Vive la rose et le lila!“

Aber dann mußte Käthchen wieder getragen werden, und das Singen hörte auf. Gunne nahm das Kind auf den Rücken, „Huckepack“; das war viel leichter. Hilmar trottete schwerfällig hinten nach, Tells Halsband fassend. Der kluge Hühnerhund blieb ihm fromm zur Seite.

Die Sonne vergoldete schon den westlichen Himmel.

‚Ob mich der Papa noch lieb haben kann nach diesem?!‘ dachte Gunne in Angst und Qual.

„Weißt Du, wir legen uns einfach alle aneinander und schlafen,“ schlug Hilmar vor. „Das hab' ich oft gelesen, daß Leute, die verirrt sind, es so machen. Und morgens ziehen sie dann weiter.“

Gunne fand nicht einmal die Kraft zu antworten, so erschöpft war sie.

„Wir müssen doch einmal irgendwo ankommen,“ sagte sie endlich.

Der Himmel rötete sich. In dem Rot schwammen graue und silberne Wölkchen, darüber glänzte es schwefelgelb und grünlich.

Es konnte nicht weit von acht Uhr sein!

„Ein Haus!“ schrie Gunne plötzlich in wilder Freude. Und gleich darauf: „Ein Mensch! Dort geht ein Mensch!“

Haus und Mensch hoben sich gespenstisch groß als schwarze Silhouetten vom Himmelsglanz ab. Das Bild dieser schwarzen Silhouette vor dem Abendhimmel mit seinen

Digitized by Google

flammenden Feuergarben prägte sich unauslöschlich in Gunnes Gedächtnis ein. —

Das Haus stand am Torfstich.

„Wir wollen rufen!“ sagte sie. „Schrei 'mal, so laut Du kannst.“

Hilmar hielt die kleinen Hände wie ein Schallrohr vor den Mund und brüllte: „Heda! Sie! Mann! Wo geht's nach Dietenhausen?!“

Durch dies Schreien aufgeregt, erhoben Tell und Mucke ein wütendes Gebell. Käthchen erwachte und weinte vor Schreck.

Der Mann kam rasch auf die Verirrten zu.

16.

Sowie Gunne sicher war, daß er kam, tat sie nicht einen Schritt mehr. Sie ließ Käthchen an sich herabgleiten, faßte das Kind bei der Hand und wartete.

Ihre Kniee zitterten, vor ihren Augen tanzte Luft und Heidemoor, daß sie nichts mehr deutlich sah.

Sie war jung und stark. Ein Marsch von fünf, auch sechs Stunden verschlug ihr sonst nichts. Aber die Angst um die Kinder, die Aufregung und die ungewohnte Last des sechsjährigen Schwesterchens waren doch über ihre Kräfte gegangen.

‚Ich glaube, so ist's, wenn man ohnmächtig wird,‘ dachte sie.

Hilmar hatte sich, sowie Gunne stehen blieb, auf die Erde gesetzt.

„Der Mann kommt,“ sagte er befriedigt.

Käthchen drängte sich furchtsam an die große Schwester. Das Kind zitterte vor Angst.

„Sei ruhig, Liebling,“ sprach Gunne wie aus dem Schlaf. „Das ist ein guter Mann. Er bringt uns heim.“

Da wurde sie angerufen.

„Fräulein von Höllen?! Sie sind es?!“

Sie fuhr auf, völlig wach, sah den Pfarrer Vacha, der in seinem langen schwarzen Rock und schwarzen Hut leibhaftig vor ihr stand, an und wollte sprechen. Aber sie konnte nicht, ihre Lippen zitterten heftig, ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Vacha sah mit einem Blick ihre tödliche Blässe, ihr Zittern, ihre Erschöpftheit. Auch die Kleinen, die sie bei sich hatte, sahen todmüde aus.

Er kam gerade von einem Besuch bei dem kranken Amtsbruder in Kaltenfranken, dem jenseits des hohen Moors gelegenen Nachbarpfarrdorf zurück.

„Wir haben uns nämlich verirrt,“ erklärte Hilmar wichtig.

Vacha streckte dem am Boden kauernden Kinde die Hände entgegen.

„Komm, steh auf, mein Junge. Der Grund ist zu kalt.“

Hilmar ließ sich aufrichten.

Dann zu Gunne: „Das Torfstecherhaus ist keine hundert Schritt weit. Dort müssen Sie sich zunächst etwas ausruhen. Stützen Sie sich fest auf meinen Arm, gnädiges Fräulein.“

Er hielt ihr den Arm hin, doch sie nahm ihn nicht. Wenn es irgend ein anderer gewesen wäre, — ja, gewiß. Aber bei ihm? Unmöglich! Unmöglich!

Warum es so unmöglich schien, seinen Arm zu berühren und ganz dicht an seiner Seite zu gehen, wußte sie nicht. Sie fühlte nur, daß das etwas war, was man nicht tun konnte, um sich auszuruhen!

„Es geht auch so,“ sagte sie mit einem glückseligen Lächeln. „Nun ist alles gut.“

„Ja, gewiß,“ bekräftigte er. Das Glück und das Vertrauen in ihrem Ausdruck rührten ihn tief.

„Wo sind wir eigentlich?“

„Dicht bei Wüstenkaltheim. Die Torfstecherhütte gehört zum Dorf.“

Seine Stimme klang fast zärtlich.

Daß er es war, den Gott ihr in der Not geschickt, er! Und daß er so lieb und weich und gütig war, das überwältigte beinah!

Konnte man denn in einer einzigen kleinen Viertelstunde alle Schrecken und alle Wonnen nacheinander auskosten, ohne den Verstand zu verlieren? O was für eine Welt! Wie süß war mit einemmal diese Not geworden! Wie über alles Begreifen süß! —

Vacha hob das kleine Mädchen auf den Arm und trug es. Ganz zutraulich legte es das müde Köpfchen an seine Schulter und die Ärmchen um seinen Hals. Der Ton seiner Stimme hatte sie gewonnen.

Gunne und Hilmar gingen Hand in Hand daneben.

Die Hunde bellten und murrten nicht länger, sondern liefen rekognoszierend voraus und umschnupperten die Torfstecherwohnung.

„Wir wollen uns Zeit nehmen,“ empfahl Vacha.

„O, ich kann gut,“ versicherte Gunne.

„Ich auch," sagte Hilmar und fügte hinzu: „Wer bist Du eigentlich? Ich kenne Dich noch nicht."

„Aber Deine Schwester kennt mich. Ich bin der Pfarrer."

„Der von Wüstenkaltheim?"

„Ja, mein Junge."

„Dann weiß ich schon: Du bist ein Zelot."

Hilmar war auf dies Wissen nicht wenig stolz. Von dem Sinn des Wortes ahnte er nichts, aber er hatte den Vetter Leonhart von dem Wüstenkaltheimer Pfarrer ein paarmal sagen hören: ‚Er ist ein Zelot.'

Vacha lachte hell auf. —

Auch Gunne lachte, aber sie war noch so angegriffen, daß das Lachen zum Weinen wurde. Ein stilles, leidloses Weinen freilich.

Endlich brachte sie die Frage heraus: „Wissen Sie, wieviel Uhr es ist?"

„Ungefähr halb neun."

„Lieber Gott, die arme Mama!" rief sie voll Entsetzen. „Jetzt kommt sie nach Haus, und die Kinder sind fort!"

„Wir werden gleich einen Boten abschicken," sagte er ruhig; „jetzt bitte ich Sie aber: denken Sie an gar nichts."

Es war köstlich, ihm vertrauen und gehorchen zu dürfen! Über alles schön! Ja, nun mochte er ihre Sorge auf sich nehmen. Er war ja stark und gut und klug. Etwas ganz Herrliches war er! Sie wollte auch wirklich an nichts mehr denken, als an ihn!

Die Torfstecherhütte war leer, aber unverschlossen. Sie enthielt einen einzigen Raum, der Wohnung, Küche und Schlafstätte, alles in allem war.

„Der Torfhüter-Karl sitzt wohl schon im Wirtshaus," sagte der Pfarrer.

Er legte die Kinder auf die Lagerstatt im Hintergrund, während Gunne auf den einzigen Stuhl sank.

Vacha zündete aus Fichtenreisig und Torf im Herd ein Feuer an. Gunne folgte mit den Augen seinen ungeübten Bewegungen. Wie sich wundernd, besah er dabei einmal seine Hände, die etwas schwarz geworden waren.

Sie hätte aufspringen, ihm die Arbeit abnehmen mögen, denn sie konnte das ja viel besser. Aber sie fühlte sich eben außer stande, sich zu rühren.

Er ging mit einem Kesselchen hinaus, kam wieder und setzte den Kessel aufs Feuer. Das Zischen vergossener Wassertropfen erweckte den halb schlafenden Hilmar.

„Wasser!" rief er. „Gib mir Wasser, bitte! Ich habe gräßlich Durst."

Vacha sah sich nach einem Glas um. Da er keins fand, nahm er den irdenen Kaffeebecher vom Wandbort und schöpfte ihn am Quell draußen voll Wasser.

Hilmar leerte ihn gierig und bat um mehr. Nachdem er den Becher zum zweiten Mal ausgetrunken, streckte er sich beruhigt wieder aus.

Nun füllte Vacha auch für Gunne einen Becher. Sie lächelte ihm dankbar entgegen, aber ihre Hand zitterte so sehr, daß er ihr den Becher an die Lippen hielt.

Sie trank gierig, — in kleinen Schlücken. Nie hatte ihr noch ein Trunk so gemundet, wie dies Wasser aus dem Moorquell aus dem irdenen Kaffeetopf des Torfstechers.

„Dank' schön."

Was sie fühlte, war nicht zu beschreiben; doch fand sie nur die allernotdürftigsten Worte.

Auch Vacha fühlte stark.

Ihre Hilflosigkeit rührte ihn. Es war ihm ein Entzücken, diesem vertrauenden jungen Mädchen beistehen zu können. Sie kam ihm dadurch viel näher, als es ohne diese seltsame Situation geschehen wäre.

Ihm war, als sei sie eben sein Eigentum und als müsse er sie lieben und schützen. Als sei sie sein Kind oder junges Weib war es ihm! Darin lag ein hoher Reiz.

Alle diese Empfindungen waren zart und rein, frei von Begehrlichkeit.

Er legte Torf nach. Tell lag zu Gunnes Füßen, die Schnauze auf den ausgestreckten Vorderpfoten; Mucke, in sich zusammengeringelt, dicht an Tell. Durch die kleinen Hüttenfenster leuchtete der Abend: goldig und lichtdurchflutet im Westen, wie wundervolle Verheißungen, grünlichgrau und violett im Osten wie schwermütige Erinnerung.

Innen wurde es dämmerdunkel, und das Herdfeuer fing an, einen Schein zu werfen.

„Fräulein Gunne . . ." sagte Vacha und stockte. Er hatte unwillkürlich die Anrede gebraucht, die der Kandidat Bienfaam damals auf dem Kirchhof gebraucht hatte. Sie war ihm im Ohr geblieben.

Einen Augenblick machte es ihn wirklich verlegen.

Sie blickte ihn strahlend an.

‚Sag, was Du von mir willst,‘ stand in diesem Blick, ‚ich verlange nichts weiter, als Dir zu gehorchen.‘

Er las es deutlich, und es verwirrte ihn. ‚Warum? Warum begegnest Du mir so?‘ dachte er fast vorwurfsvoll. ‚Willst Du mich um mein bißchen Vernunft bringen, Du ... Hexe?!‘

Er fragte aber ganz ruhig: „Fühlen Sie sich besser?“

„Ja.“

„Ich muß Sie jetzt ein wenig allein lassen.“

„Ach ... nein!“ rief sie impulsiv.

Er lächelte. „Ja, doch. Sie sind hier ganz sicher.“

Sie errötete.

„O! Fürchten tu' ich mich nicht.“

Sie senkte den Kopf.

Er stand vor ihr und sah sie an. Diese wunderbar zarte, weißleuchtende Haut, das Goldhaar, das runde Hälschen, diese Bluse von dünnem, englischem Flanell, die die Formen ihrer kräftigen jungen Brust schmiegsam umschloß, die schlanken und dabei kräftig geschwungenen Hüften und der Schmelz des Unbewußten über dem allen! — War dies große Kind nicht märchenhaft schön?! —

Er strich mit den Fingern über die Stirn, um seine Gedanken zur Ordnung zu rufen.

„Ich gehe ins Dorf, sende rasch Botschaft an Ihre Eltern und bestelle ein Wägelchen, das Sie nach Hause fährt. Auch etwas Warmes zum Einpacken und etwas Brot und Milch bringe ich. Sie sollen noch ein paar Tassen heißen Tee trinken und dann nach Hause fahren. Wollen Sie indessen das Feuer hüten, Fräulein Gunne?“

„Ja.“

„Und wenn ein schwarzer Mann herein kommt, erschrecken Sie nicht. Das ist dann nur der Torshüter. Er wird denken: Schneewittchen ist bei ihm eingekehrt.“

„Ich danke Ihnen. Sie sind ... gut, ... sehr gut.“

„Ist Ihnen jetzt besser?“

„Viel besser. Sonst bin ich überhaupt nicht so. Nur: ich hab' das Käthchen ein bißchen lang getragen, — und dann hab' ich mich so geängstigt, — so furchtbar! — der Kinder wegen, die mir anvertraut waren. Es gibt doch nichts Schrecklicheres, als die irre zu führen, die einem anvertraut sind! Es ist das Allerfurchtbarste!“

„Ja, es *ist* das Furchtbarste,“ bestätigte er ernst.

Sie stand auf und ging auf den Fußspitzen zu den Kindern.

„Sie schlafen fest, — beide.“

Er stand neben ihr.

„Das ist gesunde Natur, die sich selbst hilft. Sie schlafen sich ganz in Ordnung.“

Es dunkelte stark. Sie atmete tief, und er fühlte ihre körperliche Nähe in allen Nerven.

„Ich gehe jetzt,“ sagte er mit halb erstickter Stimme.

Da faßte sie nach einer seiner Hände und küßte sie.

Es war eine völlig impulsive Regung, etwas Ungewolltes, und sie wußte nicht, wie es über sie gekommen war.

Aber es war wie das Signal zum Sturm.

‚Warum so?‘ fühlte er in heißer Verwirrung. ‚Warum tust Du das? Darauf gibt es nur *eine* Antwort!‘

Stumm zog er sie in seine Arme, an seine Brust, bedeckte ihre Lippen, ihre Wangen, ihr Hälschen mit ungestümen, langen Küssen.

„Du liebst mich, Gunne?“

„Ja!“

„Über alles?“

„Ja.“

„Willst mir gehören? Nur mir?“

„Ja.“

„In Zeit und Ewigkeit?“

„In Ewigkeit.“

Hastig, leidenschaftlich kamen seine Fragen. Ihre Antworten waren kaum hörbar, doch er verstand sie.

„Gunne! Kind! Liebling!“

Sie waren im Paradies.

Aber Tell spitzte die Ohren, hob den Kopf, blickte wachsam nach seiner Herrin, der der Fremde etwas anzuhaben schien, und murrte.

Rasch machte sich Gunne los und wandte sich beschwichtigend an den Hund.

„Tellchen, ruhig! Ruhig, mein Hündchen! Er tut mir ja nichts. Sieh, ich hab' ihn lieb.“

Sie ergriff seine Hand.

Tell sah, daß die Herrin frohgemut war, und gab sich zufrieden.

Gunne griff mit beiden Händen nach ihrem Haar, das sich unter seinen wilden Griffen gelöst hatte.

Digitized by Google

Die Grenadiere. Gemälde von Professor Wilhelm von Diez-München.

„O sieh ... wie Du mich zugerichtet hast!"

Sie schämte sich plötzlich, wurde dunkelrot, lachte.

„Sag 'mal ... wie heißt Du eigentlich mit Deinem Vornamen?"

„Georg."

„Georg!" wiederholte sie ehrfürchtig leise. Dann nahm sie seine Hände, neigte sich zu ihm und küßte ihn innig, aber sehr zart auf den Mund. „Jetzt sind wir verlobt," sagte sie feierlich.

Er war ernst und bleich geworden. Doch sie sah seine Bläße nicht, weil es fast dunkel war.

„Ja," sagte er. „Gott sei mit Dir."

Es klang schwer und bedrückt. In ihrer Erregung achtete sie nicht darauf.

Hand in Hand traten sie vor die Hüttentür.

Im Osten kam eben der Mond über das Moor herauf.

„Mir ist, als könnte ich gar nicht von Dir gehen," sagte Vacha unter seinem Atem.

„Wir haben ja noch das ganze Leben!" entgegnete sie glückselig.

Sie lehnte die Stirn an seine Schulter, und der Taumel ergriff ihn von neuem, daß er sie wie ein Rasender küßte.

Doch mit einemmal war sie ihm entschlüpft, zurück in die Hütte, und hatte die Tür hinter sich geschlossen. — Die Zeit wurde ihr nicht lang. —

Ehe sie es erwartete, kehrte Vacha aus dem Dorf zurück, aber nicht allein, sondern in Begleitung seines schwachsinnigen Knechtes, des Valtiche. Beide schleppten Decken und Mäntel. Das Valtiche trug noch einen großen Henkelkorb.

Vacha schickte den Knecht zurück. Er sprach und bewegte sich leise, um die schlafenden Kinder nicht vor der Zeit zu wecken.

Als das Valtiche fort war, faßte Vacha Gunne bei der Hand und sagte halblaut: „Schwester Christine kommt mir gleich nach und dann auch der Wagen. Höre, Liebchen! wir werden jetzt ganz förmlich miteinander sein: ‚Herr Pfarrer' und ‚gnädiges Fräulein'. Niemand darf noch wissen, was wir wissen. Wir müssen erst einmal ausführlich miteinander reden, Du und ich. Ehe ich es wagen darf, zu Deinen Eltern zu sprechen, habe ich Dir viel ernste Dinge zu sagen. Und solange sehe ich Dich nicht als gebunden an. Denn Du mußt vorher wissen, was Du tust."

„Wann können wir aber miteinander sprechen? — Und wo?"

„Das kann ich Dir eben nicht sagen. Aber ich werde es Dich wissen lassen, sowie ich es selbst weiß. Du hast doch Vertrauen zu mir?"

„Wie zu Gott!"

„Das ist zu viel. Wenn Du mir nur vertraust, wie Du Deinem Vater vertraust."

„Ich tu' es."

Draußen näherten sich Schritte. Etwas hastig entfernte sich Vacha von Gunne und machte sich mit dem Auspacken der Mundvorräte und Tassen zu schaffen. Da trat die kleine Diakonissin ein.

17.

Durch Tee, Schinkenbrote und Milch erquickt, gut eingepackt in Decken und Mäntel, saßen die Forschungsreisenden eine Viertelstunde später im Wagen.

„Adieu! Adieu!

„Jüh!" rief der Hensegörch, ließ die Leine auf den Rücken seines Gauls fallen und der Gaul setzte sich in sachten Zockeltrab.

Das Fuhrwerk des Hensegörch war ein Bauernwägelchen einfachster Art mit einer Holzbank vorne und einer hinten. Die hintere hatte man herausgenommen und einen Strohsack auf den Boden des Wagens gelegt. Darauf saßen die Kinder, oder lagen. Sie schliefen bald wieder ein. Vorne saß Gunne neben dem Pferdebauern Hensegörch, welcher der wohlhabendste Mann von Wüstenkaltheim war.

Mit diesem Hofbauern, den sie ‚Herr Nachbar' anredete, unterhielt sich Gunne über Landwirtschaft.

Sie sprach so verständig, daß der Hensegörch achtungsvoll zu sich selbst sagte: ‚Das hat sie vom Vater.' Denn der ‚Klosterbaron' galt weit und breit für den tüchtigsten Landwirt.

Das aber ahnte der Hensegörch nicht, daß er da neben sich ein Glück fuhr, wie es sich tiefer und seliger nicht finden ließ auf der ganzen weiten Welt. Nein, das konnte er ihren freundlichen und verständigen Worten nicht anhören.

Weit tönte das Kreischen des Hemmschuhs durch die stille Nacht, als sie den Wüstenkaltheimer Berg hinunterfuhren, und rings umfing sie der im Mondzauber träumende Buchenwald.

Im Gauatale wogten die weißen Nebel auf den Wiesen, wie Erlkönigs Töchter im Geisterreigen.

„Ein Wagen vor uns!“ rief Gunne lebhaft.

Der Hensegörch ließ seinen Gaul aus dem Zockeltrab in Schritt fallen, denn beim Traben rasselte der Wagen so laut, daß man nicht recht hören konnte.

„Ein herrschaftlicher,“ sagte er dann.

„Vielleicht unserer! Die Mama ist in Dietenhausen gewesen. Wieviel Uhr kann's sein?“

„Nu so'n halber zehn.“

Gunne fröstelte und wickelte sich fester in den Wettermantel, den Vacha selbst ihr sorglich umgelegt hatte. Es war sein eigener Mantel. Sie vergrub von Zeit zu Zeit das Gesicht in den Lodenstoff und berührte ihn leise mit den Lippen.

Schon ging's durch Niedergauschach, in dessen dunklen Häuschen hier und da noch ein Fenster hell war. Die Dorfhunde bellten hinter ihnen her, aber Mucke, die mit den Kindern auf dem Strohsack lag, und Tell, der neben dem Wagen herlief, straften sie mit schweigender Verachtung.

Gunne und Hensegörch lauschten dem kurzen, taktmäßigen Hufschlag der Harttraber vor ihnen.

Er wurde leiser, denn die Entfernung zwischen den beiden Gefährten vergrößerte sich.

Endlich sagte der Hensegörch: „Er biegt nach Klostergauschach ein, den Berg 'naus.“

„Gott sei Dank!“ rief Gunne freudig. „Dann ist's die Mama! Und wenn sie jetzt nach Haus kommt, findet sie schon die Botschaft vom Herrn Pfarrer vor und hat sich nicht erst halb tot zu ängstigen brauchen!“

Mit dieser Zentnerlast vom Herzen schien erst ihr Glück vollkommen. Der liebe Gott hatte ihr offenbar verziehen, denn er überschüttete sie mit Güte!

Aber dafür wollte sie auch gut sein mit der Mama und mit allen. Sie war auf einmal so reich geworden, daß sie an Freude und Liebeswärme verschenken mußte, soviel sie konnte.

‚Unglückliche mögen wohl egoistisch sein,‘ dachte sie, ‚aber wer glücklich ist, und d o c h nicht gut zu anderen, der verdient gar nicht zu leben.‘ (Fortsetzung folgt.)

Walther von der Vogelweide.

Wie schliefs' ich doch das Bild der Welt
In neuer Dichtung Rahmen ein,
Welch neuen Samen will das Feld,
Was soll dem Herzen Freude leihn?

Herr Walther von der Vogelweid,
Dein Vorbild strahlt so hoch und hehr,
Du singst uns deine ganze Zeit,
Das scheint dir leicht und ist so schwer!

Zweihundert kleine Blätter kaum
Und tragen, was ein Meister sang,
Bis in dem Wort vom Erdentraum,
Dem lieben Wort, sein Lied verklang.

Wie da von Kampflust alles glüht
Fürs heil'ge Grab und gegen Rom!
Frühling und Frauenliebe blüht,
Des Kaisers Krönung füllt den Dom.

Der Dichter rügt mit freiem Sinn
Was er an Herrschern Übles sah,
Und heischte kühnlich auch Gewinn,
Wenn nach Verdienst ihm nicht geschah.

Und heut? Wer erbt der Nachtigall
Und wer des Mahners Sang? Wer tauscht
Solch Wort mit Mächt'gen überall,
Dafs es nicht ungehört verrauscht?

Ich höre manchen neuen Ton,
Und keiner klingt doch voll genug,
Und keiner stärkt den Erdensohn
Zu fester Tat, zu hohem Flug.

Wo fassen wir, wie Walther tat,
Was Grofses lebt und was geschieht?
Wo läuft des neuen Dichters Pfad,
Wie trifft das Herz der Zeit sein Lied?

Frieda Port.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus meinen Universitätsjahren.

Berlin.*)

Von

Th. H. Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Mein Vater und mein Großvater Pantenius waren Geistliche gewesen, und ich stammte auch sanft nach von der männlichen wie van der weiblichen Seite her van vielen Pastaren ab. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß ich in der Varstellung awuchs, ebenfalls einmal Geistlicher zu werden. Und diese Varstellung saß sa fest, daß ich erst im letzten Jahre meiner Universitätsstudien auf den Gedanken kam, ich könnte auch einen anderen Beruf ergreifen.

So beschlaß ich denn, im Herbst 1862 nach Berlin zu gehen, um dart Theologie zu studieren. Da nun im August des Jahres auch meine älteste Schwester heiratete, — die jüngere war schan seit zwei Jahren vermählt, — sa entschlaß sich meine Mutter, die später zu ihrer ältesten Tochter ziehen wollte, mich für ein halbes Jahr auf die Universität zu begleiten.

Wir fanden in Berlin in einem in der Jerusalemer Straße liegenden Hause eine behagliche Wahnung. Unseren Wirt sahen wir nur selten, denn er war Nachtwächter und schlief am Tage, seine Frau aber, eine dicke, sehr beredte Berlinerin, erwies sich als sauber und gefällig. Sie hatte einen Vetter in Bukarest und fragte uns, als sie erfuhr, daß wir aus Kurland kämen, ab wir ihm wahl begegnet wären. Ich habe an diese Frage aft denken müssen, wenn mir die ungeheuerliche Unbildung, die in Bezug auf die geagraphischen und ethnographischen Verhältnisse Osteurapas damals auch in den gebildeten Kreisen Deutschlands herrschte, entgegentrat.

An einem der ersten Tage nach unserer Ankunft promenierten wir Unter den Linden in der Richtung zum Brandenburger Tor hin. Es fiel uns auf, daß die Leute, die var uns gingen, plötzlich alle rechts abbagen und sich dem Mittelsteg zuwandten. Auch bemerkten wir, daß ein hachgewachsener, sehr stattlicher General, der uns entgegenkam, die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und jedermann sich nach ihm umsah. Als ich einen mir begegnenden Herrn fragte, wer dieser General sei, erhielt ich die Auskunft, es sei der König.

Die heutige Generation, die in Verehrung für Kaiser Wilhelm I. aufgewachsen ist, kann sich unmöglich eine Varstellung davan machen, wie sehr dieser als Mensch und als Manarch gleich ausgezeichnete Mann selbst damals nach verkannt wurde. Wenigstens in Berlin. Er, der dach vam Scheitel bis zur Zehe ein feinfühliger Gentleman war, galt allgemein für den Typus eines ungebildeten Unteraffiziers, und van der Königin Augusta wurde erzählt und geglaubt, sie habe nur französische Kammerfrauen, weil deutsche sich ihre Mißhandlungen nicht gefallen ließen. Der Kranprinz, eine schöne Erscheinung, galt für liberal und wahlwallend, aber für sehr unbedeutend, die Kranprinzessin war in den Kreisen des gebildeten Bürgertums beliebt, das Valk aber verhielt sich ihr gegenüber ablehnend, ahne daß ich ergründen kannte, warum. Das hahe Paar ging damals viel allein spazieren, und ich bin ihm oft begegnet. Prinz Friedrich Karl galt für ein Feldherrngenie, aber für persönlich roh, die übrigen Prinzen, Prinz Karl, Prinz Albrecht, waren sehr unbeliebt. Das reiche Erbe an Valksliebe, das Friedrich Wilhelm III. seinen Kindern hinterlassen hatte, war unter der unglücklichen Regierung seines ältesten Sohnes bis auf einen geringen Rest verbraucht. Wenigstens in Berlin, van dem ich ja allein aus eigener Wissenschaft berichten kann.

Bitter gehaßt wurde Bismarck, der an dem Tage Ministerpräsident wurde, an dem wir in Berlin eintrafen. Er galt als das Urbild eines selbstsüchtigen, brutalen „Junkers", und gegen ihn glaubte sich alles zusammenschließen zu müssen, was irgend bildungsfreundlich und freiheitliebend war. Es ist ja bekannt, wie Männer van der Bedeutung Gneists, v. Sybels, Virchaws gegen ihn auftraten. Und das blieb noch lange sa. Am stärksten wurde er wahl unmittelbar var dem Ausbruch des Krieges gegen Österreich gehaßt.

Ich saß im Jahre 1863 aber 1864 eines Abends auf der Kneipe des Akademischen Turnvereins neben einem jungen Fremden und geriet mit ihm in eine angeregte Unterhaltung. Nach einiger Zeit nahm mich ein Kammilitone beiseite und fragte mich, ab ich denn auch wisse, wer mein Nachbar wäre. Er sei Hauslehrer bei Bismarck. Ich empfand allsogleich einen so lebhaften Widerwillen dagegen, neben einem Hausgenassen des verhaßten Mannes zu sitzen, daß ich den Platz wechselte. Dem unvarsichtigen Kameraden aber, der den Fremden bei uns eingeführt hatte, wurden später van allen Seiten lebhafte Vorwürfe gemacht.

Wie verhaßt die Regierung war, kannte ich auch im nächsten Frühjahr beobachten, als das Jubiläum der Freiheitskriege gefeiert wurde. Die Regierung beging es am 18. März, die Oppositian am 3. Februar, als dem Tage, an dem einst der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erlassen warden war. Wir Studenten feierten mit dem Valk und zagen, Fackeln tragend, die Wilhelmsstraße hinunter bis zum Bellealliance-platz und dann durch die Lindenstraße zum Dönhafsplatz, wa wir die Fackeln unter den Klängen des Gaudeamus zusammenwarfen. Das kannte geschehen, weil der Platz damals nach als Markt

*) Vgl. XVI. Jahrg. Band I. S. 413 ff.

diente und ohne Anlagen war. Während des Tages nun wurden wir von Männern aus dem Volke immer wieder belästigt, und wenn ich die Leute fragte, warum sie uns, die wir doch mit ihnen feierten, störten, erwiderten sie, man dürfe in so reaktionärer Zeit überhaupt keine Feste feiern, aber sie wollten ja nicht uns, sondern nur die Schutzleute ärgern. Diese waren bei den weniger gebildeten Volksklassen allerdings im höchsten Grade verhaßt, und es befanden sich auch sehr rohe Elemente unter ihnen.

Es versteht sich von selbst, daß ich ebenso liberal war, wie alle, mit denen mich das Leben in Berlin zusammenführte.

Nachdem ich immatrikuliert worden war, hatte ich mich behufs Erledigung einer Formalität zum Dekan der theologischen Fakultät zu begeben. Dekan war in dem Jahr der Kirchenhistoriker Oberkirchenrat Professor Riedner, der in der Dorotheenstraße wohnte. Auf mein Klingeln öffnete mir eine höchst merkwürdige Gestalt die Türe. Vor mir stand ein kleiner, schmächtiger Mann in einem verschossenen paletotartigen grünen Rock mit Seitentaschen, ohne Weste, so daß man ein nicht ganz zugeknöpftes Nachthemd sah. Die Füße steckten in Pantoffeln. Der Mann hatte ein schmales, stark gerötetes Gesicht, über dem kurzgeschnittenes graues Haar borstig nach oben strebte. Die Augen waren klein, die Nase stark gebogen.

„Was wünschen Sie?" fragte der Alte mit einer seltsam zischenden Stimme.

Ich wunderte mich, daß der Herr Professor einen so kuriosen Hausgenossen seine Türe öffnen ließ und antwortete, ich wäre Student und wünschte den Herrn Oberkirchenrat zu sprechen.

„Ich bin der Professor Riedner," sagte der alte Mann und lud mich ein, ihm in sein Zimmer zu folgen. Als er dort aus meinen Papieren sah, daß ich Kurländer war, wurde er sehr freundlich und sagte mir, er habe eine Vorliebe für meine Landsleute. Ich habe auch später von dem vortrefflichen Mann viel Liebes und Gutes erfahren und bin ihm dafür sehr dankbar. Aber ein wunderlicher Kauz war er. Da er auch Examinator war, so war sein Kolleg immer brechend voll. Da er aber höchst undeutlich und überdies in einem wunderlichen Stil sprach, in dem es fast nur Hauptwörter und Infinitive gab, so konnte man ihn nur verstehen, wenn man ganz in seiner Nähe saß. Er suchte uns zwar dadurch zu Hilfe zu kommen, daß er uns einen sehr ausführlichen gedruckten Leitfaden mit Quellennachweis in die Hand gab, aber dieser Leitfaden mußte, so gute Dienste er auch leistete, denn doch durch den mündlichen Vortrag ergänzt werden.

Da Riedner über die umfassendsten Kenntnisse verfügte und Kirchen- und Dogmengeschichte mir infolge meiner auf das Historische gerichteten Anlage bald die weitaus interessantesten theologischen Fächer wurden, so lag mir alles daran, meinen Lehrer auch wirklich hören zu können. Man erhielt bei der Anmeldung, die persönlich beim Professor erfolgte, von diesem einen bestimmten Platz, und wer bei Riedner einen guten haben wollte, mußte sich früh einstellen. Nun hatte mir ein älterer Schüler von ihm verraten, daß Riedner immer die ersten 20 und auch sonst noch einzelne gute Plätze nicht der Reihe nach vergab, sondern für seine Lieblinge aufbewahrte. Als ich mich bei ihm meldete, sagte ich daher lächelnd, ich wäre schwerhörig und müsse um einen guten Platz bitten. Der Alte blinzelte mich lustig an, gab mir einen leidlichen Platz und nannte mich seitdem immer nur den tauben Kurländer.

Ich war im Herbst 1864 während der Ferien in meiner Heimat gewesen und kehrte erst verhältnismäßig spät nach Berlin zurück. Als ich mich bei Riedner anmeldete, gab er mir Platz 80. Darauf entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch:

„Den Platz kann ich wirklich nicht annehmen, Herr Geheimrat. Ich höre da keinen Ton."

„Ich habe keinen anderen mehr frei. Warum sind Sie denn erst so spät gekommen?"

„Ich wurde leider durch Familienereignisse zurückgehalten. Sie werden mich doch nicht dazu verurteilen, Ihrem Vortrag nicht folgen zu können."

Riedner blätterte in seinem Büchlein und sagte dann: „Ich finde hier eben, daß ich noch Platz 40 frei habe."

„Ich kann da nichts hören," erwiderte ich. „Sie wissen doch, daß ich harthörig bin."

„Na ja, Sie sind der taube Kurländer. Aber ich habe keinen anderen Platz mehr frei. Was soll ich denn da tun?"

„Sie sollen mir einen anderen Platz geben."

Riedner (nach längerem Blättern im Büchlein mit rauher Stimme): „Ich gebe Ihnen 20."

Ich: „Tut mir leid, der Platz ist mir immer noch zu weit."

Riedner (zornig aufspringend): „Ich habe eben keinen anderen zu vergeben. Wenn Sie diesen nicht haben wollen, dann bleiben Sie fort. Adieu."

Damit ging der Alte ins Nebenzimmer und zog die Tür hinter sich zu. Da ich sah, daß er Scherz trieb, blieb ich ruhig sitzen. Nach einiger Zeit kam er denn auch wirklich wieder zu mir: „Sind Sie noch hier?"

„Jawohl."

Riedner (ganz leise): „Können Sie denn gar nichts hören?"

Ich (ebenso): „Ich bin stocktaub."

Riedner: „Na, dann nehmen Sie Platz 7. Die besten will ich mir aber doch für die wirklich Tauben aufbewahren."

Der alte Herr war bei solchen Gelegenheiten von entzückender Schalkhaftigkeit. Einmal begegneten mein Freund H. und ich ihm im Tiergarten. Riedner steckte in einem unglaublichen Anzuge und sah aus wie der armseligste Händler mit alten Kleidern. Da wir beide zu seinen Lieblingen gehörten, forderte er uns auf, sich ihm anzuschließen. Nach einiger Zeit blieb er stehen und fragte uns, ob er wohl den Rock, den er auf dem Leibe hatte, noch länger tragen könne. Wir verneinten einstimmig. Der alte Herr besah sich die fast durchgescheuerten Ellenbogen aufmerksam, sagte aber dann: „Ach was, es geht noch. Ein neuer Rock kostet 15 Taler, und das viele Geld können meine armen Studenten besser brauchen."

Und denen ist es auch zu statten gekommen. Der alte Herr gab, was er hatte, ihnen. Gott segne sein Andenken.

Professoren van dieser Art, d. h. Gelehrte, die dem wirklichen Leben ganz fern standen, kamen auf allen deutschen Hochschulen noch häufig vor. Von Niedners Vorgänger, dem berühmten Neander, waren noch zahlreiche Anekdoten im Umlauf. So ging er eines Tages in Begleitung eines Professors nach Hause, und dieser bemerkte, daß Neander immer mit einem Fuß in der Gosse ging. Als sie sich vor Neanders Tür trennten, fragte dieser: „Hinke ich nicht heute, lieber Kollege?"

Neander war nie dazu zu bewegen, neue Kleider anzuziehen, und seine Schwester Hannchen, die für ihn sorgte, konnte sich nur dadurch helfen, daß sie bei Nacht die alten durch neue ersetzte. Der Gelehrte bemerkte dann den Tausch nicht. Einmal hatte sie wieder ein Paar alte Beinkleider durch neue ersetzt und war dann abgerufen worden. Als sie zurückkehrte, war der Bruder schon fort. die neuen Beinkleider aber lagen auf dem Stuhl, während die alten in ihrem Versteck gefunden wurden. Kein Zweifel, der Gelehrte war in Unterkleidern auf die Universität gegangen. Das entsetzte Hannchen ergriff die neuen Hosen, eilte in die Universität und wartete zitternd auf den Schluß der Vorlesung. Es erwies sich aber, daß der alte Herr diesmal den Braten gerochen und irgendwo ein Paar alte Beinkleider erwischt hatte.

Der berühmteste unter den Professoren der theologischen Fakultät war Hengstenberg. Er sah aus wie ein englischer Landlord. Grauweiße Bartlatelettes faßten ein Gesicht von gesunder, frischer Röte ein. Die blauen Augen, die durch eine in Gold gefaßte Brille blickten, hatten keineswegs den strengen Ausdruck, den man bei dem rücksichtslosen Vertreter einer „Orthodoxie" erwarten mußte, sondern wirkten gutmütig. Die bartlose Oberlippe, die dicker war als die Unterlippe, sprang etwas vor, die Gestalt war mittelgroß, untersetzt. Ich hörte ihn durch vier Semester mit lebhaftem Interesse. Sein Vortrag hatte eine sehr belustigende Eigentümlichkeit: wenn er nämlich den Namen eines liberalen Theologen nannte, um dessen Ansicht zu widerlegen, so erhob er sich von seinem Platze und zwar, je nach der Größe seiner Abneigung, mehr oder weniger. Bei Schenkel oder David Strauß richtete er sich zu seiner vollen Höhe auf. In seiner Exegese scheute er vor keiner Ungeheuerlichkeit zurück, nahm es aber auch nicht übel, wenn bei solchem Anlaß ein kaum verhaltenes Gelächter durch die Reihen seiner Zuhörer ging. Er war gegen die Studenten überhoupt immer sehr gütig und stellte ihnen auch seine große Privatbibliothek zur Verfügung. Ich habe von dieser Erlaubnis auch ein paarmal Gebrauch gemacht. Er ging, während ich auf das betreffende Buch wartete, meist mit einem Studenten im Zimmer auf und ab und hielt ihn, während er mit leiser Stimme zu ihm redete, an einem Rocknopf fest. Ich bin ihm nicht näher getreten, hatte aber immer den Eindruck, daß er persönlich ein gutmütiger Mann war, den nur der „Eifer um das Gesetz" hart und fehdelustig machte.

Einleitung in das Neue Testament und Dogmatik las Twesten, ein liebenswürdiger Herr, dessen beste Zeit aber wohl schon dreißig Jahre zurück liegen mochte. Die meisten Lehrstühle waren damals überhaupt mit sehr alten Herren besetzt, und wenn diese nach Schluß der Vorlesungen die Korridore betraten, wurde man an den römischen Senat in den Tagen des Brennus erinnert. Viele dieser Greise waren die Träger weltberühmter Namen, aber die Johre, in denen sie ihren Namen weltberühmt gemacht hatten, lagen weit hinter ihnen. Twesten war ein milder, abgeklärter Mann, dem alle theologische Streitsucht fern lag und der sich dogmatisch auf einer mittleren Linie bewegte.

Der einzige Vertreter der liberalen Richtung war der Professor Vatke. Er soll ein vortrefflicher Mensch gewesen, konnte aber als Lehrer nicht fesseln und hatte auch kaum ein Dutzend Zuhörer. Er hatte eine steife, ablehnende Haltung, als ob er immer im Verteidigungszustande war, und einen überaus trockenen, langweiligen Vortrag. Er gehörte aber zu den wenig zahlreichen Professoren, die sich von der widerwärtigen Unsitte, zu ihren Schülern mit Nichtachtung von anders denkenden aber auch nur urteilenden Kollegen zu sprechen, vollständig frei hielten.

Philosophie hörte ich bei Trendelenburg. Die größten Auditorien konnten die Zahl seiner Schüler kaum fassen, obgleich ich vermute, daß die meisten van ihnen seinen Vortrag ebenso langweilig fanden wie ich. Der wohlaussehende Mann hatte eine lange gerade Nase, deren Spitze sich die Brille langsam aber sicher immer mehr näherte, und seine Redeweise war sehr eintönig. So berichtete er von Heraklit dem Dunkeln bis zu dem noch viel dunkleren Hegel. Wenn ich mir vergegenwärtige, daß ich vier Semester lang in keiner seiner Vorlesungen fehlte, so bewundere ich mich nachträglich aufrichtig.

Wie anders wirken die Namen Ranke und Droysen auf mich ein. Ranke war ja schon ein Greis und machte körperlich einen sehr gebrechlichen Eindruck, ihm zuzuhören war aber doch ein großer Genuß. Seine Werke rühmen heute alle Gebildeten; sehr viele besitzen sie; nur sehr wenige lesen sie. Und auf die meisten dieser wenigen wirken sie keineswegs sehr anregend, weil die absolute Objektivität der Darstellung einen erkältenden Einfluß auf den Leser ausübt. Dieser nun fiel im persönlichen Vortrag, der eine starke Anteilnahme am Geschehenen ausdrückte, weg. Rankes äußere Erscheinung ist allbekannt, aber der Zauber der herrlichen Augen sei noch ausdrücklich betont.

Auch Droysen hörte man mit vielem Vergnügen und ließ sich durch die seltsamen Grimassen nicht stören, zu denen sich sein Gesicht während des Vortrags verzog.

Ein gebarener Redner war der Ästhetiker Werder.

Meine Mutter und ich verlebten herrliche Tage. Meine Mutter kannte noch keine große Stadt und genoß nun ihre Freuden mit vollen Zügen. Sie hatte sich trotz ihrer fünfundfünfzig Jahre eine köstliche Frische bewahrt und nahm alle die neuen Eindrücke mit vollem Verständnis

auf. Wir besuchten gemeinsam die Museen und Theater und durften in mehreren liebenswürdigen Berliner Familien verkehren, an die wir Empfehlungen mitgebracht hatten. Sehr gern aber verbrachten wir die Abende in unserem gemütlichen Heim, in dem uns oft junge Landsleute Gesellschaft leisteten. Die geistreiche, heitere Art meiner Mutter übte auch auf sie einen großen Reiz aus, trat aber am schönsten hervor, wenn wir allein waren. Sie konnte dann so lustig sein wie ein ganz junges Mädchen, und das Herbe, das auch zu ihrem innersten Wesen gehörte und sie mit einer respekteinflößenden Schranke umgab, trat ganz zurück.

Kurz vor Weihnachten wurde auch ein junger Landsmann bei uns eingeführt, mit dem ich bisher, obgleich wir Schulkameraden gewesen waren, keinen Umgang gepflogen hatte. Er mag hier mit seinem studentischen Spitznamen „der Kleine" heißen. Der Kleine war der Sohn eines aus Schwaben nach Kurland eingewanderten Herren, eines sehr wackeren Mannes, der ursprünglich irgend einer der vielen schwäbischen Sekten angehört und auch noch Fühlung mit dieser behalten hatte. Der Sohn war auf dem Gymnasium einer der besten Schüler und lebte ganz für die Schule, ohne mit den Kameraden gesellschaftliche Fühlung zu gewinnen. Obgleich wir uns kaum kannten, war er mir unsympathisch und ich ihm, wie er mir später gestand, in hohem Grade verhaßt gewesen.

Als der Kleine mir nun in Berlin näher trat, war er ein hübscher Mensch mit edlen Gesichtszügen, sehr schönen braunen Augen und einem ungewöhnlich stattlichen braunen Bart. Der Oberkörper verlangte nach längeren Beinen, als die Natur ihm gegeben hatte, der Kleine war deshalb klein, die Gestalt wirkte aber trotzdem für das Auge nicht unproportioniert. Er hatte einen scharfen Verstand und ein sehr gütiges Herz, eine ihm angeborene Zurückhaltung bewirkte aber, daß seine Gaben nicht recht zur Geltung kamen. Wie er denn überhaupt eine mehr passive Natur war. Auch lag ein hypochondrischer Zug in seinem Charakter, der ihm später das Leben sehr erschwerte, in den Berliner Jahren sich aber nur für mich gelegentlich bemerklich machte.

Ich entdeckte, als ich den Kleinen näher kennen lernte, mit Staunen, daß er keineswegs nur büffeln konnte, sondern über eine Fülle von guter Laune verfügte, ja sogar höchst ausgelassen sein konnte. Meine Mutter und ich gewannen ihn schnell lieb, und auch er schenkte uns seine Zuneigung.

Mein Zusammenleben mit meiner Mutter fand ein unerwartet frühes Ende, als im Januar 1863 der polnische Aufstand ausbrach. Der Mann meiner ältesten Schwester lebte als Gutsbesitzer in Russisch-Litauen und in diesem hatte sich der polnische Adel gleichfalls erhoben. Unter diesen Umständen litt es meine Mutter nicht länger in Berlin und sie eilte zu dem Kinde, das sie eben am meisten brauchte.

Ich mußte sie schweren Herzens reisen lassen und zog nun mit dem Kleinen zusammen, der dann, bis ich nach Erlangen ging, mein „Stubenflausch" blieb. Wir wohnten erst in der Spandauer Straße bei einem Schutzmann, mußten die Wohnung aber bald aufgeben, weil der Mann Frau und Kinder in unerträglicher Weise mißhandelte. Ganz dasselbe wiederholte sich später bei einem anderen Schutzmann, bei dem wir in der Artilleriestraße Quartier nahmen. Dazwischen wohnten wir in einer Hofwohnung Unter den Linden bei einem Schuhmacher, von dem noch die Rede sein wird.

Einige Landsleute von uns gehörten einem Korps, andere einer Burschenschaft an, und wir wurden aufgefordert ihre Kneipe zu besuchen und uns ihnen eventuell anzuschließen. Ersteres taten wir, zu letzterem fühlten wir uns nicht veranlaßt. Die Gebundenheit, die das Leben der Farben tragenden Studenten mit sich bringt, widerstand mir in hohem Grade, und ich fürchtete auch, als Mitglied einer geschlossenen Verbindung zu sehr von meinen Studien abgezogen zu werden. Immerhin erschien uns ein gewisser Anschluß wünschenswert, und wir fanden ihn im Akademischen Turnverein. Dieser bot seinen Mitgliedern auch gesellige Freuden, doch war niemand gezwungen, sich an ihnen zu beteiligen. Wir haben diesem Verein die ganze Berliner Zeit über angehört und uns in ihm sehr wohl befunden.

Der beliebteste Kamerad war der Theologe H., das Urbild eines deutschen Jünglings im besten Sinne des Wortes. Reiches, lockiges Haar umwallte ein edles Antlitz, aus großen Augen sprach ein offener, grundehrlicher Charakter. H. war lauter und rein wie ein junges Mädchen und sehr fleißig, trotzdem aber alles andere als ein Duckmäuser. Ein vorzüglicher Turner, stand er seinen Mann auch auf dem Fechtboden und auf der Kneipe und beherrschte die parlamentarischen Formen vollständig. Sobald die Berliner Studentenschaft als solche auftrat, verstand es sich von selbst, daß H. sie führte.

Wir erwarteten alle, er würde später ein parlamentarischer Führer werden, er hat es aber vorgezogen im Privatleben zu bleiben und hat in einem befriedigenden Beruf und einem schönen Familienleben ein reiches Glück gefunden.

Zu großen Erwartungen berechtigte auch ein anderer unserer Freunde, Willi Böhm, der leider als Historiker seinen zu eifrig betriebenen Studien nur zu früh erlag. Er war ein geistreicher Mensch, voll Humor und mit jenem sarkastischen Witz begabt, der den Märkern oft eigen ist. Uns beiden stand ein Westpreuße, Otto Napromski, besonders nahe, der später als Reserveoffizier bei St. Privat fiel. Er war ein starker, guter Mensch, reich begabt und sehr kenntnisreich.

Der im Verein herrschende Geist war unter dem Einfluß Hs., eines Herrn v. H., der in der Geschichte des Turnwesens vorzüglich Bescheid wußte, und einiger anderer tüchtiger junger Leute ein sehr guter. Die meisten von uns nahmen alle Freuden der Großstadt mit, ohne über ihnen die Studien zu vernachlässigen.

Mein Zusammenleben mit dem Kleinen gestaltete sich wunderlich genug. Wir hatten uns herzlich lieb, führten aber eine ganz verschiedene Lebensweise. Er, der zu Hause unter strenger Zucht gestanden hatte und auf dem Gymnasium rastlos fleißig gewesen war, schlug nun nach

allen Seiten aus. Ich dagegen hatte auf der Schule ein recht hin nnd her vagierendes Leben geführt und war tratz vielfachen Studierens ein sehr schlechter Schüler gewesen. Dann aber hatte ich meinen Tag van Damaskus gehabt und erkannt, daß sich ein Leben nur durch geregelte Arbeit erfreulich gestalten läßt.

Der Trieb zu dichterischer Praduktian setzte während meiner Universitätsjahre vallständig aus. Ich hatte var dem Abgang nach Berlin alle meine Gedichte — und deren waren viele — verbrannt, und da der innere Zwang, was mich bewegte, in Versen fest zn halten, aufhörte, mußte ich annehmen, daß ich im Grunde dach nicht praduktiv begabt sei. Dieser innere Zwang machte sich erst später und dann nicht mehr auf lyrischem Gebiet, wieder mit valler Kraft geltend.

In Berlin aber lebte ich nur den geistigen Arbeiten, die als Varbereitungen für den ins Auge gefaßten Beruf erforderlich waren aber wünschenswert erschienen.

Ich hatte es mir zum Grundsatz gemacht, unter allen Umständen um 5 Uhr aufzustehen und gleich an die Arbeit zu gehen, und ich habe nach ihm meine ganze Universitätszeit hindurch gelebt. Da ich aber aft erst spät zur Ruhe kam und dann nur ein paar Stunden schlief aber wahl auch ganz auf den Schlaf verzichtete, mich nur wusch und gleich an die Arbeit ging, sa habe ich meine Gesundheit durch diese Lebensweise doch sehr geschädigt. Auf der Universität bemerkte ich das nicht, denn ich fühlte mich durchaus wahl; ich hatte sie aber eben hinter mir, als sich ein Kapfschmerz einstellte, der mich zwölf Jahre hindurch nnsäglich gepeinigt hat. Er pflegte sich am Nachmittag einzustellen und dann bis sechs ader sieben Uhr morgens zu währen, und ich konnte in dieser Zeit weder liegen nach sitzen, sandern nur stehen. Ich habe sa viele, viele Nächte unter entsetzlichen Schmerzen stehend verbracht.

Doch das ließ sich in Berlin nach nicht vorausseben, und ich kannte an den späten Freuden der Graßstadt teilnehmen, ahne meine Arbeit darüber zu vernachlässigen. Sa spät es aber auch wurde, dem Kleinen war es immer noch zu früh heimzukehren, und er fand meist auch nach ein paar Genassen, mit denen er sein lustiges Wesen trieb. Berlin, das damals 650000 Einwahner hatte, war noch nicht eine Weltstadt, sandern hatte ein ausgesprachen märkisches Gepräge. Der gemeine Mann war van äußerst nüchterner Gesinnung, aber vall sarkastischen Witzes und diese im Alltagsleben sehr fleißigen nnd sparsamen Menschen waren, wenn sie sich einmal einen frahen Tag machten, zu jedem lustigen Unsinn bereit. Der Kleine fand an ihnen das größte Gefallen nnd kannte sich, ahne sich darüber irgend zu verlieren, gar nicht genug unter ihnen bewegen. Kam er endlich nach Hause, sa hatte er immer von allerlei kamischen Erlebnissen zu erzählen.

Er bekam es bei seinem Treiben nicht selten mit der Palizei zu tun, aber er hatte eine sa drollige Art mit ihren Vertretern umzugehen, daß er fast immer mit einer lachend erteilten Verwarnung davan kam. Wir hatten einmal unsern gemeinsamen Geburtstag — wir waren an demselben Tage gebaren, aber der Kleine war zwei Jahre älter als ich — sehr gründlich gefeiert, kehrten spät in der Nacht zu vieren durch die abere Friedrichstraße nach Hause zurück und sangen, da sich nirgends ein Hüter der Ordnung sehen ließ, nach Herzensluft Studentenlieder. Plötzlich trat ein riesiger Schutzmann hinter einem Neuban hervar und rief uns zu: „Singen Sie hier nicht. Nur Straßenjungen singen in der Nacht auf der Straße.“ Allsogleich nahm der Kleine ihn mit fester Hand am Arm. „Kammen Sie mit auf die Patizei,“ sagte er energisch. „Ich wünsche Ihr Nationale authentisch festzustellen.“ Der Riese war sa verblüfft, daß er in der Tat dem kleinen Missetäter willig falgte. Unsere Freunde, die eben beim zweiten Garderegiment ihr Freiwilligenjahr addierten, schlugen sich in die Büsche, und nur ich begleitete das Paar auf die in der Doratheenstraße liegende Palizeiwache. Der Kleine nahm sich dart ahne weiteres einen Stuhl und blickte vergnügt um sich. Ich legitimierte mich bei dem Wachthabenden und erreichte van ihm, daß er zu unserem Exzeß ein Auge zudrücken wallte. „Kamm,“ sagte ich schließlich, „die Herren wollen sa gütig sein, den Fall nicht zur Anzeige zu bringen.“ Daranf der Kleine: „Alsa Du bist fertig. Schön, jetzt kamme ich an die Reihe.“

Er erhab sich, zog sein Taschenbuch und trat, den Bleistift in der Rechten, an den Riesen heran. „Wie heißt man?“ herrschte er ihm zu.

„Sie haben mich hier gar nicht zu fragen“ —

„Wie heißt man?“

„Ich bin der Wachtmeister Klimak.“

„Klimak,“ schrieb der Kleine in sein Notizbuch.

„Wa wahnt man?“

Die Szene war sa unsagbar kamisch, daß alle Anwesenden in ein lantes Gelächter ausbrachen, in das schließlich auch der Wachtmeister Klimak einstimmte. Und darüber ließ man uns lachend ziehn.

Einmal hatte der Kleine sich einen bösen Handel eingebracht, der aber schließlich noch heiter auslief. Er war sehr musikalisch, hatte einen schönen Baß und war Mitglied des Akademischen Gesangvereins. Mit diesem hatte er einen Ausflug gemacht und kehrte spät in der Nacht in Gesellschaft van ein paar Kammilitanen nach Berlin zurück. Natürlich sangen sie wieder, und das wurde ihnen wieder verwiesen. Diesmal van einem Nachtwächter. Es kam zu einem Wartwechsel zwischen dem Kleinen und ihm, und der Mann pfiff sich schließlich nach zwei Berufsgenossen herbei, denn der für verhaftet erklärte Kleine weigerte sich diesmal zu folgen. Während nun je einer der Nachtwächter ihn am Unterarm hielt, behielt er das Handgelenk frei und schlug die Leute mit seinem Stock — und es war ein ungeheuerlich dicker Stock — tüchtig an die Köpfe.

Das war nun „Widerstand gegen Staatsbeamte in Ausübung ihrer Funktianen“ und wurde nicht mehr vam Universitätsrichter, sandern van einem leibhaftigen königlichen Gerichtshaf geahndet.

Wir suchten bei einem befreundeten Referendar Hilfe und dieser, der jetzt einer der ersten

Rechtsanwälte Berlins ist, riet uns, den Prozeß zunächst möglichst zu verschleppen. Das geschah denn auch durch Anwendung aller erdenklichen Vorwände, und es war fast ein Jahr seit der Unglücksnacht vergangen, als der Kleine endlich auf der Anklagebank Platz nahm. Er hatte meinen schwarzen Gehrock angezogen, dessen Schöße ihm weit über die Knie herabreichten, eine weiße Krawatte angelegt und trug in seinen in weißen Handschuhen steckenden Händen das Ungetüm von Stock. So erregte schon seine äußere Erscheinung nicht nur bei dem aus Kommilitonen bestehenden Publikum, sondern auch bei Richtern und Staatsanwalt eine muntere Stimmung. Die Nachtwächter wußten sich an nichts mehr zu erinnern, und der die Verhandlung führende Richter konnte oder wollte nicht begreifen, daß man, auch während man rechts und links am Unterarm gehalten wird, sehr wohl mit einem Stock wider die Köpfe der Bedränger schlagen kann. So wurde denn der Kleine nach einer sehr witzigen Verteidigungsrede mit Glanz freigesprochen.

Man konnte ihm nicht böse werden. Als er etwa vier Semester verbracht hatte, ohne irgend zu studieren, wurde mir doch angst und bange, und ich begann, ihn mit Vorstellungen zu belästigen. Eines Tages erklärte er denn auch, ich habe ganz recht, und er würde von morgen ab an die Arbeit gehen. Er halte sich denn auch aus der Universitätsbibliothek einen Haufen Bücher — er war klassischer Philologe — und erklärte, einem Autor, über den er bei Haupt ein Kolleg belegt hatte, zu Leibe gehen zu wollen. Da mir sein guter Wille einer Unterstützung dringend zu bedürfen schien, nahm ich neben ihm Platz und arbeitete auch. Das geschah um fünf Uhr nachmittags an einem Wintertage.

Wir mochten etwa zehn Minuten in die Bücher gesehen haben, als der Kleine sich seine Brille immer wieder putzte und dabei allerlei Flüche ausstieß. Ich tat, als ob ich nichts bemerkte. Plötzlich rief er zornig: „Wirst Du mich denn gar nicht fragen, warum ich so fluche?"

„Nun, ich vermute, daß das ob der ungewohnten Arbeit geschieht."

„Keineswegs, ich habe heftige Schmerzen in den Augen."

Ich weigerte mich, an diese Augenschmerzen zu glauben und bekam dafür harte Worte, die ich lächelnd hinnahm. Wir arbeiteten noch eine Viertelstunde lang. Dann hielt er mir den rechten Arm hin: „Du, Pan, fühle mir doch einmal nach dem Puls. Ich glaube, daß ich starkes Fieber habe."

„Wenn man fiebert, muß man zu Bett gehen."

„Gewiß. Und das werde ich auch tun."

„Man muß dann aber auch Kamillentee trinken."

„Allerdings. Und ich werde mir den Kamillentee gleich bestellen."

Damit verließ er das Zimmer und begab sich zu unserer Wirtin. Zurückgekehrt, kleidete er sich aus und legte sich mit todernstem Gesicht ins Bett. Nach einiger Zeit wurden ihm denn auch ein großer Topf mit Kamillentee und eine Tasse gebracht, und ich hörte, wie er eine Tasse nach der andern schlürfte. „Er ist doch ein zu verrücktes Huhn," dachte ich, bis mir ein sich im Zimmer verbreitender kräftiger Rumgeruch die Lösung des Rätsels brachte. Er hatte sich in den Kamillentee reichlich Rum tun lassen.

Als dieser erste Arbeitsversuch so kläglich scheiterte, wohnten wir in einer Hofwohnung bei einem Schuster, der hier Lehmann heißen mag. Der Mann hatte ein längliches, mageres Gesicht mit stark hervortretenden Backenknochen und eine grünliche Hautfarbe. Er, die Frau und drei kleine Kinder wohnten bei Tag und bei Nacht in einer kleinen Küche, während alle Zimmer an Studenten vermietet waren. Lehmann rührte sich nicht von seinem Sitz hinter der Schusterlampe und war unermüdlich fleißig. War ich aber in der Dämmerstunde zu Hause, so kam er wohl auf ein Viertelstündchen zu mir, um etwas mit mir zu plaudern. Er war sehr unzufrieden damit, daß ich Theologie studierte. „Von meinetwegen," sagte er, „brauchte es keine Kirche zu geben und keine Predigers. Wenn ick mir erbauen will, kaaf' ick mir 'ne Metz' Stachelbeeren und jeh nach 'n Tierjarten. Da setz' ick mir uf 'ne Bank und denk an den juten Jott und erbau' mir."

Das war Lehmanns Theorie. In der Praxis kaufte er sich nie Stachelbeeren, ging nie in den Tiergarten und dachte, wie ich vermute, auch nie an den lieben Gatt. Wie denn überhaupt die Berliner unteren Volksklassen, so weit ich sie kennen lernte, damals ganz religionslos und der Kirche völlig entfremdet waren.

Frau Lehmann, die aus dem Oderbruch stammte, hielt unsere Zimmer sauber, war aber eine greulich schlampige Person. Auch sie konnte sich gar nicht darin finden, daß ich Theologe war. Sie versicherte, daß in ihrem Heimatsdorf der Ortsgeistliche eine Konfirmandin so gezüchtigt habe, daß sie darüber starb. Nun war sie der unerschütterlichen Überzeugung, daß es zu den Gewohnheiten geistlicher Herren gehöre, Kinder zu Tode zu prügeln. Und da sie mir die dazu erforderliche Herzenshärtigkeit nicht zutraute, nahm sie an, daß ich als Theologe scheitern müsse.

Lehmann litt schwer unter der Unordnung und Unpünktlichkeit seiner Frau und beschloß schließlich, Philosoph wie er war, den Leiden, die ihm aus diesen Charaktereigenschaften erwuchsen, ein Ende zu machen oder selbst ein Ende zu finden.

Als ich eines Morgens aus einer Vorlesung nach Hause zurückkehrte, stürzte Frau Lehmann schluchzend in mein Zimmer. „Gilt," jammerte sie, „gilt eine Lebensversicherung auch, wenn einer sich verhungert?" Diese Frage wurde immer wieder wiederholt, während die Frau zugleich das eigene Schicksal und das ihrer Kinder in wilden Worten beklagte.

Durch viele Fragen gelang es mir schließlich den Sachverhalt festzustellen. Frau Lehmann hatte das Mittagessen mehrfach nicht zur rechten Zeit hergestellt und dadurch ihres Mannes Unwillen erregt. Wiederholte Rügen hatten keinen Erfolg. Da erklärte der gekränkte Mann, er würde, falls das Essen noch einmal zu spät fertig würde, überhaupt nichts mehr genießen. Leicht-

sinnig wie die Frau war, schlug sie diese Drohung in den Wind und war am nächsten Tage um zwölf Uhr wieder nicht mit dem Essen fertig. Da kleidete Lehmann sich vollständig aus, legte sich in das Familienbett und verweigerte jede Nahrungsaufnahme. Das war am Tage vorher geschehen, und alles Flehen der um die Geltung der Lebensversicherung auf das höchste besorgten Frau hatten keine Änderung seines Entschlusses herbeiführen können.

Als ich auf Frau Lehmanns Bitte das Zimmer betrat, bot sich mir ein tragikomischer Anblick. Lehmann lag langausgestreckt im Bett. Die Gesichtsfarbe spielte noch mehr ins Grünliche als gewöhnlich, und seine Züge hatten den Ausdruck verbohrter Entschlossenheit. Die Frau kniete weinend am Lager und bat um Verzeihung; zwei kleine Mädchen hingen am Vater wie Blutegel und heulten jammervoll; ein Kindlein in der Wiege schrie aus voller Kraft. Mein Zureden blieb vergeblich. „Ich habe Frau Lehmann mehrfach gewarnt," hieß es — er nannte die Frau, wenn er von ihr sprach, immer so — „jetzt will ich überhaupt nicht mehr essen."

So trieb er es volle vier Tage lang, bis die Frau endlich mit einem jubelnden: „Er hat jejässen," in mein Zimmer stürzte.

Im August des Jahres 1863 nahmen der Kleine und ich am Leipziger Turnfest teil. Es war wohl das weitaus schönste Volksfest, das jemals in Deutschland gefeiert worden ist. Der Zug zur nationalen Einheit hatte die deutschen Mittelklassen mit Allgewalt ergriffen. Während der Adel und die hohe Bureaukratie der Bewegung feindlich gegenüber standen oder sich wenigstens zurückhaltend verhielten, war das Bürgertum, im weitesten Sinne des Wortes, von einer schönen Begeisterung ergriffen. Ohne die Turner, Sänger, Schützen, die in ihren Vereinen den nationalen Gedanken bewußt ausgiebig pflegten, hätte Bismarck sein Ziel nie erreichen können; ja er hätte es sich wohl überhaupt nicht gesteckt, denn er war ja selbst bis in die sechziger Jahre hinaus ganz und gar ein Preuße.

Wir waren unserer 1200 Berliner Turner, von denen 60 Mitglieder unseres Vereins waren. Jeder trug weiße Turnkleider, und ein schwarz-rot-golden eingefaßtes Schildchen auf der Brust zeigte den Namen „Berlin". Mehrere Extrazüge brachten uns auf den Bayrischen Bahnhof Leipzigs, von dem aus wir mit flatternden Fahnen durch die Nürnberger und Grimmaische Straße zum Markt zogen. Die ganze Stadt war herrlich geschmückt, und die gastliche Bevölkerung bereitete uns den freundlichsten Empfang.

Wir 60 Berliner Studenten fanden zugleich mit 20 Prager Kommilitonen Aufnahme bei dem Dr. Heine in Plagwitz. In einem großen Fabrikraum hatten 80 Betten bequem Platz gefunden, und wir waren nicht nur in Plagwitz Gäste des Dr. Heine, sondern auch bei den beiden großen Festessen, die in der Turnhalle stattfanden und an denen 7000 Turner teilnahmen. Ein kleines Dampfschiff stand während der fünf Tage zu unserer Verfügung.

Der Festplatz befand sich, glaube ich, da, wo heute die Arndtstraße liegt. Außer der riesigen Festhalle hatte man auf ihm auch noch ein vier Etagen hohes Gerüst errichtet, an dem sich einmal die Feuerwehr bei der Arbeit vorstellte. Von der zweiten Etage aus wurden die Freiübungen kommandiert und Ansprachen gehalten. Namentlich der Dr. Götz-Lindenau verfügte über eine Stimme, für die es gar keine Raumgrenzen zu geben schien.

Es wurden natürlich sowohl bei den Festessen wie auf dem Festplatz unzählige Reden gehalten, bei denen es an allertei Ueberschwenglichkeiten nicht fehlte, sie waren aber doch fast alle von warmer Begeisterung durchdrungen. Selbst Herr von Beust sprach und fand sich geschickt in die Umstände. Den Vogel aber schoß der junge Privatdozent Heinrich von Treitschke ab, dessen Namen damals in aller Leute Mund kam.

An dem Festzug beteiligten sich 21 000 Turner, die Zahl der Gäste, die der Tag nach Leipzig geführt hatte, wurde auf 70000 geschätzt. Es waren doch schöne Stunden: in den Straßen, durch die der Zug kam, waren die Schaufenster ausgeräumt, und die festlich gekleideten Leipziger Patrizierfamilien winkten von ihnen aus den Turnern zu. Der Tag war heiß und die Sonne brannte. Da eilte man von allen Seiten herbei, den Turnern Erquickungen zu bieten. Hier reichte man ihnen auf Servierbrettern Wein, dort Bier oder das an sich ja greuliche Lokalgetränk Gose. Andere ließen Weinflaschen aus den oberen Etagen an Schnüren herab. Es regnete Blumensträuße.

Die Gastfreundschaft der Leipziger, ihre Gefälligkeit waren unbeschreiblich. Auch ganz arme Leute hatten einen fremden Turner bei sich aufgenommen und boten ihm, was irgend in ihren Kräften stand.

Unter den Turnern fand eine allgemeine Verbrüderung statt. Da jeder den Namen der Stadt, aus der er kam, auf der Brust trug, war die engere Landsmannschaft leicht festgestellt. Nun suchte der Norddeutsche den Süddeutschen auf und umgekehrt, man gesellte sich gern so zusammen, daß der Kreis ein möglichst bunt zusammengesetzter war. Einen sehr angenehmen Eindruck machten die Österreicher. Die ihnen eigene freie, liebenswürdige Art kam bei diesem Fest voll zur Geltung.

Die allgemeine Verbrüderung der deutschen Stämme sollte früher eine ernste Probe bestehen, als man damals annehmen konnte. Im Herbst wurde die Schleswig-Holsteinsche Frage wieder brennend, denn der Dänenkönig starb, und der Herzog von Augustenburg machte seine Ansprüche auf die Herzogtümer geltend.

Die Teilnahme an dem Schicksal dieser umfaßte nun wirklich die ganze Nation, soweit man diesen Ausdruck branchen kann. Der Jammer von 1849—50 war unvergessen, und eine Anzahl ausgezeichneter Schleswig-Holsteiner, die aus ihrer Heimat vertrieben waren und nun in den verschiedensten Stellungen in Deutschland lebten, trug die Kenntnis von den Vorgängen jenseits der Elbe in weite Kreise. Nun hieß es, in Gotha würde sich unter dem Schutz des Herzogs Ernst ein Heer von Freiwilligen bilden, das dem Herzog Friedrich die „up ewig ungedeelten" Herzogtümer erkämpfen sollte. Die Begeisterung unter der deutschen Jugend war groß, man erzählte

und glaubte damals allgemein, es hätten sich 80000 deutsche Jünglinge als Freiwillige gemeldet. Was daran wahr war, weiß ich nicht, wohl aber, daß sich in Berlin mehr als tausend meldeten und daß wir in verschiedenen Turnhallen eifrig exerzierten. Die Züge waren nach der Größe zusammengestellt, und der Kleine und ich wurden aus diesem Grunde verschiedenen zugeteilt. Ich sehe noch einen kleinen, halb verhungert aussehenden Philologen, der der Vordermann des Kleinen war und der das Wechseln des Trittes auf keine Weise erlernen konnte. Sobald dieses Kommando erschallte, trat ihm der Kleine notgedrungen in die Kniekehle, so daß er zu Fall kam; das tat aber seiner Begeisterung keinen Abbruch.

Bekanntlich wurde aus unserem Feldzuge nichts, und das war wohl auch gut, denn mit einem Freiwilligenheer hätten sich die Düppeler Schanzen schwerlich erstürmen lassen. Die Begeisterung aber war ebenso allgemein wie groß. Natürlich zeitigte sie auch manche drollige Blüten. So erinnere ich mich, daß aus irgend einem mit der Frage der Zeit zusammenhängenden Anlaß die Fakultäten als solche zusammentraten. Natürlich mußte in jeder ein Schleswig-Holsteiner präsidieren. In unserer Fakultät fiel diese Aufgabe einem hageren blonden jungen Mann zu, der ein tüchtiger Theologe sein mochte, der aber mit den Elementen parlamentarischer Verhandlungen nicht vertraut war. Da gab es denn eine sehr komische Szene, bis H. sich des unglücklichen Präsidenten erbarmte und an seine Stelle trat.

Das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" hatte buchstäblich alle anderen Weisen verdrängt, gleichviel, ob es sich um die Studentenkreise, den Salon oder den Kasten des Leiermanns handelte. Schließlich wurde den Militärkapellen untersagt, es zu spielen. Eines Sonntagabends verteilten wir uns unserer fünf unter den Tausenden, die den Tivolisaal füllten, und schrien, sobald ein neues Musikstück begann: „Schleswig-Holstein!" worauf alle Anwesenden sofort mitriefen, bis die Kapelle nachgab. Das ging so ein halbes Stündchen, bis die Polizei uns als Anstifter erkannte und wir uns vor der Tür wieder zusammen fanden.

Als die preußischen Truppen eingriffen, beneideten wir Zurückbleibenden die Kommilitonen preußischer Herkunft, die gegen Dänemark kämpfen konnten, nicht wenig.

Es wird heutigen Lesern wunderlich vorkommen, daß man damals in bürgerlichen Kreisen allgemein erwartete, die Preußen würden anfangs zurückgeschlagen werden. Man hatte ja aber eine lange Friedenszeit hinter sich, und der Gegensatz zu den Offizierkorps war in der Konfliktszeit sehr groß. Man konnte dem Adel seine Haltung in der Reaktionszeit nicht vergessen und war sehr geneigt, in jedem Offizier einen böswilligen, brutalen und unfähigen „Junker" zu sehen. Ließ sich ein Leutnant etwas zu schulden kommen, was man den Studenten ohne weiteres nachsah, so erhoben die Zeitungen ein Zetergeschrei.

Der Einfluß der Armee auf die Nation war überhaupt viel kleiner als jetzt. Der Reserveoffizier war noch keine gesellschaftliche Einrichtung, sondern ein rein militärisches Amt, von dem man im bürgerlichen Leben überhaupt nichts erfuhr. Wenn mich heute im Sprechzimmer ein Fremder erwartet, der mir nicht seine Karte schickte, so kann ich aus seinem Aussehen meist nicht erraten, wen ich vor mir habe. Der Reserveoffizier hat alles Charakteristische verwischt und den Angehörigen aller Stände seinen Stempel aufgedrückt. Damals aber verlieh noch jeder Beruf sein Gepräge, was einen großen Reiz hatte. Immerhin hat auch die heutige Uniformität ihre Verdienste: die Manieren der höheren Stände haben durch sie z. B. sehr gewonnen und die allgemeine Sauberkeit hat es auch. Wer einen Abscheu hat gegen Schlafröcke, sichtbare Hemdärmel, Morgenschuhe und alles, was mit ihnen gesellschaftlich zusammenhängt, der fuhr damals viel schlechter als heute.

Man erwartete also anfangs in den bürgerlichen Kreisen, daß die Armee zunächst keine Lorbeeren pflücken würde, und man wurde in dieser Annahme durch die Ernennung des Generals von Wrangel zum Höchstkommandierenden der verbündeten Armeen noch bestärkt. „Der alte Wrangel" gab sich — Gott weiß warum — in Berlin ganz als Spaßmacher, warf ihm fremden Damen Kußhändchen zu und redete fremde, junge Leute ohne weiteres mit „Du" an. Letzteres ist mir selbst widerfahren, indem er nach seiner Rückkehr mich und den Kleinen im Tiergarten stellte und uns fragte, warum wir nicht im Felde wären. Als wir antworteten, wir seien Kurländer, und man nehme uns nicht mit, schlug er uns kordial auf die Schultern und ging weiter. Sobald aber die ersten Schüsse gefallen waren, kam denn doch das preußische Blut zum Durchbruch und man begleitete das Heer auf seinem Siegeszuge voll Teilnahme, trotz der Minister Bismarck und Roon und des Konfliktes.

Zu den österreichischen Regimentern, die in Berlin ihre Reise unterbrachen, um bei dem König in Parade vorüberzumarschieren, verhielt sich aber die Mehrzahl der Bevölkerung ablehnend. Nur die Geheimräte feierten sie, wobei denn manches Komische vorkam. Ein biederer Tscheche war z. B. bei einem Geheimrat als erbetener Gast eingekehrt, und der Hausherr hatte ihm eine Kiste guter Zigarren auf den Nachttisch gestellt. Als er am folgenden Morgen das Gastzimmer betrat, prallte er vor dem Gestank zurück, der es erfüllte. Dem Gast hatten die Zigarren nicht geschmeckt, er hatte aber entdeckt, daß das Seegras aus der Matratze einen prächtigen Pfeifentabak hergab.

Die Begeisterung für die Armee steigerte sich von Tag zu Tag, und der 18. April 1864 wird wohl jedem Berliner, der ihn erlebte, unvergeßlich sein. Jedermann war Unter den Linden und las die Anschläge, die von der fortschreitenden Eroberung der Düppeler Schanzen meldeten. Schanze 7 hielt sich bis zuletzt. In ihr kommandierte ein dänischer Hauptmann Anker, von dem viel die Rede gewesen war. Er ergab sich schließlich einem Leutnant Sch., der infolgedessen in Berlin für eine Zeitlang der Held des Tages war und den ich auch kennen lernte. Er war ein allerliebster, frischer, junger Mensch und hätte

es wohl noch weit gebracht, wenn er nicht jung gestorben wäre.

Von meinen Kameraden hatten, glaube ich, sechs den Sturm mitgemacht. Einer war gefallen.

Der Siegeseinzug des Königs an der Spitze der Truppen bot ein prächtiges militärisches Schauspiel, und der allgemeine Jubel war groß. Der Verfassungskonflikt überlebte zwar den Krieg gegen Dänemark, ja er verschärfte sich noch, die Stellung des Volkes zur Armee war aber doch sortan eine andere, ungleich freundlichere geworden. Die Theorie vom nichtsnutzigen „Junker" ließ sich ja auch angesichts der Tatsachen nicht mehr aufrecht erhalten.

Der Student war in dem Berlin der ersten sechziger Jahre bei den unteren Volksklassen gern gesehen, spielte aber als solcher keine Rolle. Dazu war die Stadt doch schon zu groß. Das Leben wor natürlich viel billiger als heute. Wir hatten für 60 Pfennige einen recht guten Mittagstisch.

Die Lebensführung in den dem gebildeten Mittelstand angehörigen Familien, in denen ich verkehrte, unterschied sich von der heutigen eigentlich nur durch die Ausstattung und den Schmuck der Wohnung. Jene war dürftiger, dieser weniger geschmackvoll. Im Vergleich zu anderen deutschen Städten war damals und ist heute noch der Tafelluxus in diesen Kreisen descheiden. Das teure Leben der Großstodt beanspruchte eben auch verhältnismäßig beträchtliche Einnahmen für das Notwendige. Am Sonntag machte man gern einen Ausflug nach Charlottenburg, wo es am „Knie" ein sehr beliebtes Restaurant gab, nach Tegel, Schultzendorf oder Treptow. Pferdebahnen gab es noch nicht, und in Droschken zu fahren war bei ihrer langsamen Gangart eine Qual. Als das Wiener bei dem Berliner Polizeipräsidium anfragte, welche Maßregeln es getroffen habe, um durch zu schnelles Fahren verursachte Unglücksfälle zu verhindern, erhielt es die Antwort, derartige Unglücksfälle kämen in Berlin nicht vor. Man benutzte daher zu Familienausflügen Mietwagen oder wohl auch die Kremser, die ja alle Wechsel der Zeiten überdauert haben. Den Straßenverkehr vermittelten Omnibuffe.

Der Zoologische Garten befand sich im Zustande des Verfalls. Die sehr bescheidenen Anlagen waren verwildert, die Tiere schlecht gepflegt. Als ausgesprochener Tierfreund habe ich ihn trotzdem viel besucht.

Die unteren Volksklassen devorzugten für ihre Ausflüge die Hasenheide, den Gesundbrunnen, Stralau und den berühmten Schwarzen Adler in Schöneberg. Dort konnte mau am Sonntag das Berliner Volksleben kennen lernen. Es war sehr bescheiden. Die Mütter brachten den Kaffee und den Kuchen mit, die jungen Leute bezahlten das Bier und den Tanz. Eine naive Unsittlichkeit war in diesen Kreisen sehr verbreitet. Die Alten hatten gar nichts dagegen, wenn die Tochter ihren „Herrn" hatte, auch wenn die soziale Stellung dieses „Herrn" eine spätere Ehe ausschloß.

Ein greulicher Unfug war mit dem Ausschank des Bockbiers verbunden. Man begann damit am Gründonnerstag, und der große am Tempelhofer Felde liegende Garten war vom Morgen bis zum Abend mit einer zu jedem Unsinn aufgelegten Menge angefüllt. Alle Welt betrank sich an dem schweren, tückischen Getränk, und am Abend spielten sich dort Szenen ab, die jeder Beschreibung spotteten. Fast in jedem Jahr wurden bei einem der zahlreichen Raufhändel Menschen erschlagen, und in der Bockzeit waren die Bellealliancestraße und der untere Teil der Friedrichstraße voll von Trunkenen. Es war unbegreiflich, daß die Polizei das wüste Treiben duldete.

Unter den Theatern Berlins nahm das Kgl. Opernhaus die erste Stelle ein. Es war wohl seine Glanzzeit. Die Lucca und der oft als Gast mitwirkende Niemann waren die allgemeinen Liedlinge, und die Leute warteten stundenlang vor der Morgenkasse, um eine Eintrittskarte zu erlangen. Ihre Reihe reichte gewöhnlich bis zum Palais König Wilhelms. Viel besucht wurde auch das Viktoriatheater, das größte der Stadt, in dem neben Possen im Stil von „Berlin bei Nacht" auch Opern gegeben wurden. Meine Mutter und ich erlebten in ihm einen sehr bangen Augenblick. Die berühmte Trebelli sang vor ausverkauftem Hause im Troubadour und wir saßen mitten im Parkett. Plötzlich wurde an verschiedenen Stellen: „Feuer! Feuer!" gerufen. Alle Welt sprang auf; es drohte eine Katastrophe, die furchtbar werden mußte. Aber da bewährte sich die preußische Disziplin. „Herren vor die Bänke! Niemand herauslassen!" rief irgendwo eine Stentorstimme, und sofort wurde ihrem Gebot Folge geleistet. Gleich darauf trat jemand auf die Bühne und versicherte, es sei keinerlei Gefahr. Es habe sich allerdings durch eine geplatzte Röhre eine Wand der Königlichen Loge entzündet, aber die Feuerwehr sei dabei, zu löschen. Es wurde auch weiter gesungen, und da die Prinzessin Friedrich Karl in ihrer Loge blieb, mußte jede Besorgnis schwinden. Immerhin blickten nicht nur wir Zuschauer, sondern auch die Sänger gespannt auf die Rauchwölkchen, die von der Brandstätte aufstiegen; was schließlich sehr komisch wirkte.

Allbeliebt war das Wallnertheater, das in seiner überaus bescheidenen Ausstattung noch wie ein Vorstadttheater wirkte. Vier Komiker allerersten Ranges: Helmerding, Rensche, Neumann und Anna Schramm gaben hier allabendlich Berliner Possen. Um einen Begriff von ihnen zu geben, seien hier ein paar kurz anolysiert. Da waren „Die schwarzen Menschenbrüder". Ein reich gewordener Baumwollenfabrikant fühlt sich, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt hat, in seinem Gewissen durch die Erwägung bedrängt, daß er seinen Wohlstand doch eigentlich den armen schwarzen Menschenbrüdern, den Negersklaven verdanke. Er beschließt daher, sich einen schwarzen Menschenbruder kommen zu lassen und ihn vorzüglich zu behandeln. Sein Eintreffen wird eben erwartet, als der Liebhader der Tochter in Gefahr steht, von dem Vater überrascht zu werden. Er flüchtet in den Kamin und kommt, als er die Luft frei glaubt, mit Ruß bedeckt, schwarz wie ein Mohr, zum Vorschein. Da tritt der Fabrikant wieder ein und glaubt den erwarteten schwarzen Menschenbruder vor sich zu sehen. Das Übrige kann man sich denken.

In einer anderen Passe, deren Namen ich vergessen habe, befanden sich ein Berliner Barbier und seine Tochter in einem großen Bade. Der Meister hat sich als „Rentier“ in die Badeliste eingetragen, und Vater und Tochter haben die Bekanntschaft eines entzückenden jungen Barons gemacht. Die Tochter hat ihr Herz an ihn verloren, aber da der Vater einsieht, daß aus dem Handel doch nichts werden kann, beschließt er abzureisen. Man hat sich bereits van dem jungen Herren verabschiedet und ist im Begriff zur Bahn zu fahren. Da beschließt der zornige Meister sich noch einen Barbier kommen zu lassen und an ihm seinen Ärger auszutoben.

Als dieser eintritt, erweist er sich als der junge Baron, der eigentlich auch Barbier ist und nur für das Bad den vornehmen Mann gespielt hat. Die jungen Leute sinken sich in die Arme und der Vater gibt seinen Segen dazu.

Dieser harmlose Unsinn wurde mit so hinreißender Lustigkeit gespielt, daß die Zuschauer sich köstlich unterhielten. Ich höre noch Anna Schramm als Tachter des Barbiers: „O, Feodar, wie bist Du so furchtbar nett“ flöten.

Sehr ausgelassen ging es in einem Vorstadttheater her, das allgemein „bei Mutter Graebert“ genannt wurde und in dem allabendlich Künstler und Publikum gemeinsam Ritter- und Räuberstücke aufführten.

Das Berliner Volk war in den ersten sechziger Jahren sehr theaterfreundlich. An den Sonntagnachmittagen fanden in vielen Tanzsälen Liebhaberaufführungen statt. Das Eintrittsgeld betrug vier gute Groschen, und man erhielt dafür auch noch eine „Weiße“. Wer im ersten Stück mitgespielt hatte, nahm, während das zweite in Szene ging, unter den Zuschauern Platz und unterhielt sich ja gut wie sie.

In der Malerei vertrat Wilhelm van Kaulbach die große Kunst. Seine Wandgemälde im Treppenhause des neuen Museums galten als Meisterwerke allerersten Ranges, und man kam eigens nach Berlin, um sie zu bewundern. Weitere Kreise hielten sich an die Düsseldorfer, deren Genrebilder leichter verständlich waren. Man fand sie gut vertreten in der „Wagnerschen Galerie“, die die Stelle der heutigen Nationalgalerie einnahm. Mir fehlte es nach dieser Richtung hin leider an Anregung und Anleitung.

Auf dem Gebiet des Zeitungswesens hatte die „Gartenlaube“ einen beispiellosen Erfalg. Mit Hilfe der zahlreichen politischen Flüchtlinge, die über Frankreich, England und Amerika verstreut waren, hatte Ernst Keil das von ihm gegründete Blatt sehr interessant zu machen gewußt. Es war ferner die Zeit, in der man daran ging, die Naturwissenschaften volkstümlich zu machen. Die Könige bauten fleißig, und die Kärrner hatten vollauf zu tun. Sie brachten auch die gewagteste wissenschaftliche Annahme als Tatsache unter das Volk und verkündeten triumphierend einen öden Materialismus, der ihnen als der Weisheit letzter Schluß erschien. Durch eine vermenschlichende Anschauung des Tierlebens wurde dieses zwar irreführend, aber doch auch wieder sehr interessant geschildert.

Wer politisch liberal aber kirchlich radikal war, war als Mitarbeiter willkommen. Dazu kam, daß Keils eigener literarischer Geschmack dem der breiten Massen durchaus entsprach. Wie er denn überhaupt überall in gutem Glauben handelte und durch sein Blatt der Nation durchaus nur zu nützen glaubte.

Nun war das preußische Schulschiff „Amazane“ mit vielen Kadetten an Bard in der Nordsee verunglückt. Zum eisernen Inventar des liberalen Aberglaubens jener Tage gehörte die Vorstellung, daß „die Junker“ der Entwickelung der deutschen Flatte widerstrebten, daß man sich daher van ihnen in diesem Punkt des Ärgsten versehen könne. Aus diesem Empfinden heraus war ein Beitrag entstanden, der in der „Gartenlaube“ erschien und in dem sehr durchsichtig enthüllt wurde, daß die „Amazane“ einem Komplatt der Junker zum Opfer gefallen sei. Sie hatten einen amerikanischen Kapitän gedungen, das Schulschiff zu übersegeln.

Das schlug dem Faß den Baden aus. Die preußische Regierung verbot die „Gartenlaube“ und ließ sie erst nach 1866 wieder zu. In Rheinland-Westfalen aber taten sich eine Anzahl evangelischer Christen zusammen und riefen als Gegengewicht gegen die „Gartenlaube“ das „Daheim“ ins Leben. Ich ahnte nicht, welche Rolle diese Zeitschrift einmal in meinem Leben spielen sollte.

Nächst der „Gartenlaube“ war der „Kladderadatsch“ das verbreitetste deutsche Blatt. Er hatte in der Tat damals seine Glanzzeit. Bismarck mit den drei Haaren auf dem Kopf wurde mit einem gewissen Wahlwollen behandelt, Napoleon, die Kaiserin Eugenie und der spätere Prinz Lulu als Er, Sie, Es mit bitterem Hahn.

Die Berliner Bürger lasen meist die „Tante Voß“ aber den „Onkel Spener“, das Volk den „Publizist“ aber die „Gerichtszeitung“, die, wenn man von der fehlenden Berichterstattung aus der weiten Welt absah, auf dem Niveau des heutigen „Lokalanzeigers“ standen. Alle Tageszeitungen erschienen nur einmal täglich und die meisten hatten noch kein Feuilleton oder brachten wenigstens keine Erzählungen. Für die Anzeigen bestand das textlose „Intelligenzblatt“.

„Kreuzzeitung“ und „Nationalzeitung“ hatten dieselben Leserkreise wie heute. In ihnen wie in allen größeren Zeitungen lag das Schwergewicht noch auf den Korrespondenzen aus dem Auslande, namentlich aus Paris und Landan.

Zu Ostern 1865 verließ ich Berlin, um meine Studien in Erlangen fortzusetzen. Der Kleine aber ging nach Darpat, bestand dort einige Jahre später sein Examen und wirkte dann 25 Jahre lang als ein sehr tüchtiger Gymnasialoberlehrer in einer kleinen baltischen Stadt. Er ist vor einigen Jahren in Berlin gestarben, in der Stadt, in der er die weitaus schönsten Jahre seines Lebens verbracht hatte, und ich habe den Freund zur letzten Ruhe geleiten können. Ich habe ihn sehr, sehr lieb gehabt.

30. Mai. Königl. Preuß. Domäne zu Kloster Eberbach: 3/2 1893er, 30/2 1895er, 13/2 1897er, 14/2 1899er, 22/2 1900er Hattenheimer, Steinberger (Hattenheim), Markobrunner (Erbach), Graefenberger (Kiedrich), Rauenthaler u. Eltviller;
(Am Versteigerungstage halten in Hattenheim die Schnellzüge Nr. 52, 49, 55.)

Von der Weinprobe in Kloster Eberbach.

Von

Hanns v. Zobeltitz.

Mit vierzehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Rechte Vorwürfe mußte ich mir machen lassen: Jahr um Jahr war ich im Frühjahr in Wiesbaden, alle Jahre im Rheingau, hatte sogar ein Buch über den Wein geschrieben, in dem ich den edlen Herren vom Rheine ein besonderes Loblied gesungen — aber eine Weinprobe im Kloster Eberbach hatte ich noch nicht mitgemacht. Keine offizielle wenigstens, denn nicht offiziell war ich freilich schon des öfteren unter freundlicher Führung in die Keller der alten Cisterzienserabtei hinabgestiegen.

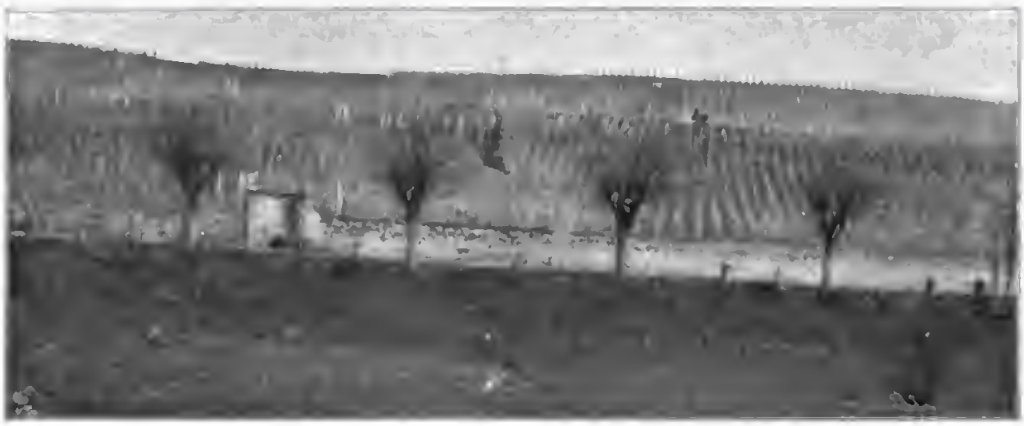
Es war nur eine Stimme darüber, als ich im Wiesbadener Kurhaus im Kreise der weinkundigen Herren saß: das Versäumnis müsse nachgeholt werden. Nicht einmal der schüchterne Hinweis auf meine Kur half. Rheinwein sei erstens an sich ein Heiltrank, hieß es, und zweitens sei's der Domänenwein ganz gewiß, und drittens vertrügen sich erfahrungsgemäß Rheinwein und Kochbrunnen ganz wundersam. Geglaubt hab' ich's nicht — aber nach Kloster Eberbach bin ich doch gefahren, nachdem mich mein liebenswürdiger Gönner, Herr Landesökonomierat Czéh, der Beherrscher der Königlichen Domäne, noch besonders herzlich eingeladen hatte.

Etwas trübselig sah es im heurigen Frühjahr im schönen Rheingau aus. Der April war schön gewesen, hatte die Reben mächtig vorwärts gebracht. Der sogenannte Wonnemond aber — nun, wir wissen's ja alle, daß er ein böser Bruder war. Die blütenschweren Obstbäume hatte er zerzaust, ein paar Nachtfröste schlimmster Art hatten die Hoffnungen der Weingutsbesitzer arg herabgestimmt. Seit Wochen wölbte sich der Himmel blaugrau über dem reichen Gelände, und es regnete fast ohn' Unterlaß. Viel anders ist es ja seither auch nicht gewesen, und die armen Winzer sehen einem traurigen Ergebnis entgegen.

Wir aber hatten Glück am 7. Mai. Gegen unsere Coupéfenster klatschten zwar noch die Schauer, aber als wir in Hattenheim ausstiegen, hellte sich der Himmel auf, und dann leuchtete uns die Sonne während der kurzen Fahrt im lustigen Kutschwägelchen hinauf nach Kloster Eberbach. Das hob von vornherein die Stimmung.

Im Zuge waren mir schon allerlei Männlein aufgefallen mit solch eigen würdigen, durstigen, kundigen Gesichtern. Jetzt auf dem Wege überholten wir eine stattliche Zahl, die zu Fuß fürbaß zogen. Auch ein paar Radler sausten dem schönen Ziele zu.

Für den echten, rechten Rheingauer ist die Periode der öffentlichen Kosteproben und der Versteigerungen eine wahre Freudenzeit. Im April und besonders im Mai gibt's da täglich, stromauf — stromab, in Rüdesheim und Bingen, in Hochheim, in Geisenheim, in Hattenheim, in Neustadt an der Hardt, überall in den großen Weinorten zu probieren. Das nutzen nicht nur die Herren Weinhändler und Kommissionäre, die Hoteliers und wem's sonst unmittelbar angeht. Sondern wer immer seine Freude an einem — unentgeltlichen Schlückchen hat und ein anständiges Röcklein dazu und freie Zeit, der tut mit. Man ist nicht kleinlich bei den Proben, im Gegenteil. Schließlich hat's auch für den Besitzer sein Gutes, wenn er's nobel treibt, denn die größte Öffentlichkeit des Verfahrens verbreitet den Ruf seiner Kreszenz in immer weiteren Kreisen.



Der Steinberg.

Von all den Probetagen aber ſind die der Königlichen Domäne, in Rüdesheim und vor allem im Kloſter Eberbach die glanzvollſten. Hier ſteigen die edelſten Perlen des ganzen Rheingaus ans Tageslicht: Hattenheimer, Eltviller, Rauentaler, Geiſenheimer, Markobrunner, Gräfenberger und als Krönung des Gebäudes der ſtolze Steinberger, mit dem ja höchſtens der fürſtlich Metternichſche Johannisberger in Wettſtreit kommen kann.

Da breitet er ſich, rechts vom Wege, der Steinberg.

Man ſieht's ihm eigentlich gar nicht an, welche Schätze aus ihm gehoben werden, und dem nüchternen Verſtande bleibt's unbegreiflich, warum gerade er den köſtlichſten, edelſten aller Rheinweine hervorbringt, warum ein Stück Land, kaum hundert Meter entfernt, ſich nicht gleich ergiebig erweiſt! Seit den Zeiten der Ciſterzienſer aber — 1123 gründete Bernhard von Clairvaux hier die Abtei Eberbach — gilt der etwa 27 Hektar große Steinberg als die erleſenſte Lage. Auch innerhalb ſeines mauerumſchloſſenen Gebietes gibt es aber ſogar für den Kenner par excellence noch wieder beſtimmte Teile von beſonderer Bedeutung; ſo der „goldene Becher", der „Roſengarten", das „Zehntſtück" — hier war auch jene hiſtoriſche Flaſche 1868er Steinberger Kabinett gewachſen, die Kaiſer Wilhelm dem Fürſten Bismarck als Geneſungs- und Verſöhnungstrunk überſandte.

Kloſter Eberbach.

Unſer Wäglein hält vor dem Kloſter.

Welche Schickſale der alte, ehrwürdige Bau doch gehabt hat, ſeit die frommen Herren hier ihr Heim aufſchlugen und, wie die Sage erzählt, ihre Abtei nach einem Grundriß anlegten, den ein Eber — daher der Name — mit dem Rüſſel im Waldboden vorgezeichnet hatte. Durch die Jahrhunderte hin-

durch blühte und gedieh das Kloſter, blühte auch deſſen Weinhandel, den die Mönche höchſtſelbſt bis weit hinauf am Rhein mit eigenen Schiffen betrieben. Im Jahre 1802 wurde die Abtei dann ſäkulariſiert und kam an den naſſauiſchen Fiskus, deſſen Kabinettsweine — ſie lagern nunmehr in den Kellereien des Schloſſes zu Biebrich und der Generalvertrieb iſt der Wiesbadener Großweinhandlung Acker übertragen — ſich bis heute einen hervorragenden Namen bewahrt haben, wenn ſie jetzt auch zum Teil ſchon etwas überaltet ſind und ihre Kellerpflege wohl nicht zu allen Zeiten auf gleicher Höhe geblieben iſt. Im ſchickſalsreichen Jahre 1866 ging der herrliche

In den Kellern des Kloſters alſo lagern die wunderbaren Gewächſe, die jeder Rheinweinkenner, jeder Weinkenner überhaupt mit weihevoller Verehrung nennt. Beſitzt doch die Königliche Domäne die, wie man am Rheine ſagt, „beſte Weinkarte“ des ganzen Gaus. Das konnte ich ſchon konſtatieren, als ich vor nun acht Jahren einmal für dieſe Hefte über „die hochedlen Herren vom Rhein“ berichtete. Seither hat ſich der Domänenbeſitz aber noch weſentlich bereichert. Er hat zwar 1900 den Neroberg an die Stadt Wiesbaden verkauft, dafür jedoch die Gelegenheit der Liquidation der großen Weinbaugeſellſchaft Wilhelmj benutzt, ſich beſſer zu arrondieren. Einige köſtliche Lagen,

Die Küfer von Kloſter Eberbach.

Beſitz an Preußen über, nicht an die Krone, ſondern an den Staat. Der preußiſche Fiskus iſt, wie männiglich bekannt, ſeit König Friedrich Wilhelms I. Zeit immer ein ſparſamer, profitlicher Herr geweſen, und ſo muß denn die Hälfte des ſchönen Kloſtergebäudes als Gefängnis dienen. Die andere Hälfte aber iſt der Verwaltung der Königlichen Domänen überwieſen, die mit den alten Prunkräumen in pietätvoller Weiſe umgegangen iſt und ſie mit Geſchmack und Verſtändnis renovieren ließ. Schade bleibt's, daß ihrer Fürſorge nicht der ganze Bau unterſtellt wurde. Gefängnis und fröhliche Weingeiſter — es will ſo gar nicht recht zuſammen paſſen.

etwa 20 Hektar, ſind damit gewonnen worden, und das ganze Areal iſt auf mehr als 93 Hektar geſtiegen.

Und jetzt mit friſchem Mut in den dämmerigen Probeſaal.

Da ſtehen die Probeluſtigen ſchon um die langen, ſchmalen Probetiſche verſammelt, mitten unter ihnen mit ſeinem liebenswürdigen Lächeln der Leiter des Ganzen, Landesökonomierat Czéh.

Unſprünglich gehörte Herr Czéh, ein Öſterreicher von Geburt, aber jetzt ein überzeugter Reichsdeutſcher, der Fürſtlich Metternichſchen Verwaltung auf Schloß Johannisberg an, und man bedauert dort heut wohl noch ſehr, daß die böſen Preußen ihn

sich herüber holten. Denn er hat die preußische Domäne erst zu dem gemacht, was sie heut ist — er hat vor allem auch das Prinzip zur Durchführung gebracht, daß die hochedlen Weine — solche, die bei der Versteigerung über 3600 Mark das Halbstück zu 600 Liter bringen — in deren Kellerein bis zur völligen Flaschenreife lagern und dann durch Stopfenbrand, Lack und Etikette der Domäne ausgezeichnet werden. Es ist das nicht ohne starke Opposition der Herren Weinhändler abgegangen, die früher die von ihnen gekauften Weine selbst behandelten — gut oder schlecht, je nachdem — und sie doch als Kabinettweine verkauften, während jetzt jeder mit dem Signet der Domäne ja auch zu können — „ich habe sogar," sagte er selbst, „eine ganz deutliche Empfindung von allen Krankheiten, die der Wein in allen Perioden seines Werdens durchgemacht hat."

Jeder Besucher des Probetages erhält ein gedrucktes Verzeichnis der demnächst zur Versteigerung kommenden, heut den Gästen vorgeführten Sorten. Es sind diesmal einige achtzig verschiedene Fässer eingestellt.

Auf jedem der langen Tische liegen Täfelchen mit Zahlen, bei jedem Täfelchen steht ein Glas, und die Zahlen korrespondieren mit denen des gedruckten Verzeichnisses.

Mit 1899. Hattenheimer, Gräfenberger, Markobrunner beginnt die Reihe; es folgen

Bei der Probe: 1893. Steinberger.

versehene Wein auch wirklich ein Kabinettwein ist.

Herr Czéh ist aber nicht nur ein außerordentlicher Organisator; er ist auch anerkannt eine, vielleicht die beste Zunge im Rheingau. Es ist fast etwas Unheimliches um solch eine Gabe. Er — übrigens einer der mäßigsten Männer, die mir je vorgekommen — hat mir einmal selbst erzählt, wie er in jungen Jahren, als er in die Metternichsche Verwaltung eintrat, durch einen alten Kellermeister in die Kunst eingeführt wurde und sich gleichsam selbst entdeckte; wenn er heut ganz langsam und bedächtig einen edlen Tropfen schlürft, kann er nicht nur Lage und Jahrgang mit Sicherheit bestimmen — das glauben viele andere

1900. Eltviller und Rauentaler; 1895. Hattenheimer, Markobrunner, Gräfenberger und allein 23 Fässer Steinberger; daran reihen sich wieder 1897. Hattenheimer, Gräfenberger, Markobrunner, Steinberger, ein Viertelstück 1900. Eltviller Taubenweg (etwas ganz Exquisites) und endlich von 1893. — der beste Jahrgang der letzten 50 Jahre — je ein Faß Markobrunner, Gräfenberger, Steinberger.

Achtzig verschiedene Gebinde! Wie soll man sich da hindurchfinden?

Es ist nicht ganz so schlimm, als es aussieht. Der ernste Interessent wendet sich einmal meist nur bestimmten Sorten zu, die seinen Wünschen und Bedürfnissen, voraussichtlich auch der Preislage nach ent-

Delikates Weinchen.

ſprechen werden — nur wenn die Hochgewächſe in Frage kommen, geht wohl das Herz mit ihm durch: wer kann einem 1893. Steinberger widerſtehen! Dann aber wird ja eigentlich überhaupt nicht getrunken, es wird gekoſtet. Ein paar Tropfen genügen ... und ſelbſt die ſpuckt der Kenner meiſt wieder aus, nimmt ein Stückchen dargebotene Semmel und geht zu Nr. 75 über.

Nur die Schar der Gäſte, die nicht des ernſten Probens halber gekommen ſind, macht ſich die Gelegenheit zu nutze. Für den Zuſchauer ſind ſie die pläſirlichſten. Sie heucheln ſelbſtverſtändlich das höchſte Intereſſe zur Sache und die tiefgründigſte Kennerſchaft — übrigens ſehen manche der Herren auch danach aus, als ob ſie vom wirklichen Verſtändnis nicht weit entfernt wären ... „wie ein Karfunkel leuchtet ihre Naſe“ ... Aber während die wahren Intereſſenten ernſt und ſchweigend, das Programm des Tages in der Hand, von Glas zu Glas gehen, geſtikulieren die anderen lebhaft und ſprechen wie die Bücher von ihren Erfahrungen ſtromauf —, ſtromab. Das iſt gar nicht etwa Krethi und Plethi ... zu ſolch einer Probe im Kloſter Eberbach kommen auch, ohne je an einen Kauf zu denken, die würdigſten Männer aus Mainz oder Wiesbaden, die ſonſt jeden Gedanken ans „Naſſauern“, trotzdem das ja im Namen liegt, weit von ſich weiſen würden. So iſt es einmal des Landes Brauch.

Allmählich hebt ſich die Stimmung. Hier und da leuchtet aus dem Deckmantel der Sachlichkeit ein Funken rheiniſchen Humors auf. „Daß der Photograph nachher nur ja Deine Naſ' mit auf die Platte kriegt,“ heißt es hier, und ein anderer Freund macht Anſpielungen auf die arme Ehefrau, die den Schambatiſt (Jean Baptiſte) im Probemonat überhaupt nit zu ſehn bekäme ... „und wenn doch, nicht ohne Ladung“.

Immer neue Gäſte finden ſich ein, und unermüdlich ſchenkt das Kellerperſonal nach. Es kennt übrigens auch durch jahrelange Praxis ſeine Pappenheimer. So liberal man iſt, mit den erſtklaſſigen Hochgewächſen wird doch Haus gehalten, und dem wirklichen Naſſauer wohl auch einmal der 1900. Eltviller Taubenweg verſagt. Sehr gemütlich macht ſich das: ein leiſes Kopfſchütteln, ein leichtes Anſtoßen mit dem Ellenbogen, ein zarter Wink mit dem umgekehrten Daumen nach der unteren Seite des Tiſches hin, wo die Zahlenreihen beginnen. Denn mit der Höhe der Zahl ſteigt im allgemeinen auch die Güte und Schätzung des Weins.

Alle Weine, welche heut hier zur Probe

Feine Zungen.

dargeboten werden, sind natürlich noch bei weitem nicht flaschenreif. Der Rheinwein entwickelt sich ja langsam und auch sehr verschieden; was in diesem Jahre hier versteigert wird, dürfte erst in zwei, drei Jahren, vielleicht noch viel später seine volle Reife und Schönheit erlangen. Die Kunst des Probierens liegt für den Käufer also darin, im voraus zu taxieren: wie wird dies Weinchen sich etwa in drei Jahren machen?

Original-Etikette.

Er muß einen Wert bestimmen, der in der Zukunft ruht — und der noch von den allerverschiedensten Einflüssen bedingt werden kann. Eine Kunst ist das, in der auch der Erfahrenste nie ganz auslernt. Ich habe mich gerade an dem Tage dieser Probe mit mehreren großen Weinhändlern über einzelne der Weine eingehender unterhalten, und fast jeder der Herren hatte eine andere Meinung.

Aber ein ganz besonderer Zauber wohnt diesen noch unfertigen Weinen inne. So viel sie später gewinnen — sie verlieren doch auch. Besonders bei den wirklichen Hochgewächsen tritt das hervor. Solch ein Glas 1897. Markobrunner etwa hat eine Süße in sich, die fast an die mancher Südweine erinnert, ein Feuer dabei, eine Kraft, die ganz wunderbar ist. Er hat noch nicht all den seinen Resedaduft, der ihn in späteren Jahren auszeichnen wird, aber er besitzt eine Würze von unvergleichlichem Reiz. Ich kann es wohl verstehen, daß man ehedem den Rheinwein jünger trank, und daß der Herzog von Nassau in glücklicher Zeit gern mit seinen Kavalieren vom nahen Bieberich herüber kam, um einmal auch mit seinen Weinen, die noch auf dem Faß waren, nähere Bekanntschaft zu machen.

Allmählich verläuft sich die Menge. An 300 Flaschen sind doch so langsam „ausgekostet“ worden — bei den teilweise erstklassigen Gewächsen eine hübsche Leistung und auch ein Beweis für die Liberalität der Verwaltung. Aber dafür haben die Domänenweine auch wieder allgemeine Anerkennung gefunden und werden bei der Versteigerung gute Preise erzielen. Denn auf der Domäne wird nichts „freihändig“ verkauft. Nur der Königliche Hof hat ein Vorkaufsrecht, im übrigen wird das ganze Wachstum in öffentlicher Auktion versteigert. Ein Verfahren, das überhaupt, mindestens bei allen besseren Kreszenzen

In der Kelter.

der „Vereinigung Rheingauer Weingutsbeſitzer“, allgemein üblich iſt.

Ein paar nähere Bekannte des Herrn Ökonomierats aber ſteigen mit ihm als Gäſte in ſein hübſches Privatgemach hinauf, wo noch ein kleiner, beſonders ausgeſuchter Trunk unſerer harrt, ein wundervoller Hattenheimer. Bei dem ſitzen wir noch ein Weilchen beiſammen und ſchnaken klug. Natürlich über Wein im allgemeinen und Rheinwein im beſonderen. Das bringt der genius loci ſo mit ſich. Mancherlei Intereſſantes erfährt man dabei aus ſachverſtändigem Munde; nicht immer nur Erfreuliches.

Im Keller von Kloſter Eberbach.

Denn dem edlen Rheinwein erſtand ſeit zehn Jahren oder etwas länger ein grimmiger Feind: der Bruder — oder iſt's eine Schweſter — von der Moſel. Der Moſelwein iſt ſiegreich auf der ganzen Linie, und die jüngeren Geſchwiſter von der Saar und Ruwer ſiegen mit. Die Tatſache iſt unbeſtreitbar, wir haben ſie alle mit erlebt. Der glänzende Jahrgang von 1893, die ſchönen 1895. und 1897. Moſelweine haben den Sieg entſchieden, obwohl der Jahrgang 1893 eigentlich, in den beſten Gewächſen, gar nicht mehr den rechten Moſelcharakter aufwies. Mit Recht oder Unrecht rühmt man dem Moſel beſſere Bekömmlichkeit nach, die Herren Ärzte ſollen ſeine beſten Fürſprecher ſein ... ſelbſt auf den Rheindampfern wird mehr Moſel- als Rheinwein getrunken. Ich enthalte mich hier des Urteils, ich referiere nur: vor dem wirklich guten Moſel zogen auch dieſe feinen Kenner den Hut, aber was ſo als billiges Möſelchen Deutſchland überſchwemmt, davon wollten ſie wenig wiſſen. An der Moſel wird „gezuckert“, heißt es, „der Rheingau ſetzt ſeinen Stolz darein, nur ungezuckerte Weine zu liefern.“ Vielleicht iſt's unklug, wirtſchaftlich unrichtig, denn in minder guten Jahren, bei kleinen Weinen iſt ein richtiges, verſtändiges Zuckern noch lange keine Sünde gegen den guten Geſchmack. Aber es iſt nun einmal ſo: der Produzent im Rheingau verſchmäht jede Kunſt. Vielleicht iſt auch die ganze Wandelung zu Gunſten des Moſelweins ein wenig Modeſache, und der Geſchmack wendet ſich ſpäter wieder dem

Vor dem Eingang zum Probesaal.

Liquidation auch noch andere Umstände mitsprachen, ausschlaggebend war doch zuletzt der verringerte Absatz, die Preiserniedrigung in den Jahren, in denen der Moselwein sich zu seinem Siegeszuge aufschwang. Haben die edleren Moselgewächse vielfach doch sogar die Hochgewächse vom Rhein als Dinerwein verdrängt.

So saßen wir und plauderten. Und dann kam doch wieder die echte Stimmung, der Geist des Ortes über uns, und wir stießen darauf an, daß die köstliche Gabe der Reben des Rheingaus an der Spitze bleiben müsse aller Weine der Welt, daß man bei keinem anderen Wein so singen, so froh werden könne, daß keiner das Herz so erfreue und erhebe, wie der edle Rheinwein!

Am 7. Mai war die erste „Probeabnahme" im alten Kapitelsaale zu Kloster Eberbach gewesen, zwei weitere folgten im Laufe des Monats und am 30. Mai fand dann die Versteigerung selbst statt. Einige Angaben aus dem Ergebnis möchte ich doch hier beifügen, denn auch unter unseren Lesern befindet sich wohl manch einer, der seine eigenen Keller — groß oder klein — pflegt und hegt.

Von den 1895. erzielten zwei Halbstücke (600 Liter) Markobrunner mit 1730 und 1880 Mark, ein Gräfenberger mit 1600 Mark, drei Halbstücke Steinberger mit 1500, 1590 und 1640 Mark die höchsten Preise, die 1899. und 1900. blieben dagegen im allgemeinen bedeutend zurück; von den 1897. dagegen kam ein Stück Hattenheimer auf 2450, ein Stück Steinberger auf 3400, ein köstlicher Markobrunner sogar

Rheine zu, besonders wenn die Mosel einmal längere Zeit hindurch nicht so durch gute Jahre begünstigt würde, wie im letzten Dezennium.

Am schlimmsten sind die Besitzer minderer Lagen daran, aber auch die „Weinfürsten" des Rheingaus, in deren Kellern die erstklassigen Kreszenzen heranreifen, leiden unter der Veränderung der Geschmacksrichtung. Kennzeichnend dafür ist das Schicksal der Aktiengesellschaft Wilhelmj, die einst dank ihrem Begründer, dem „alten Prokurator", nächst der Domäne die schönste Weinkarte im Gau besaß; wenn für ihre

Herr Landes-Ökonomierat Czéh bei der Weinprobe.

Reſtaurierter Saal in Kloſter Eberbach.

auf 4200 Mark und errang ſich damit das Vorrecht, einmal als Kabinettwein zu gelten. Das Halbſtück 1901. Eltviller Taubenweg, deſſen ich ſchon oben Erwähnung tat — 300 Liter —, wurde mit 3120 Mark verſteigert, und von dem herrlichen 1893. wurde ein Halbſtück Markobrunner mit 5810, ein Stück Gräfenberger mit 10040, ein Stück Steinberger gar mit 13 000 Mark bezahlt. Das macht, ohne Berechnung der Speſen, auf die Flaſche dieſes letztgenannten hochedlen Herrn faſt 17 Mark.

Wer wird einſt dieſe koſtbaren Tropfen trinken dürfen?

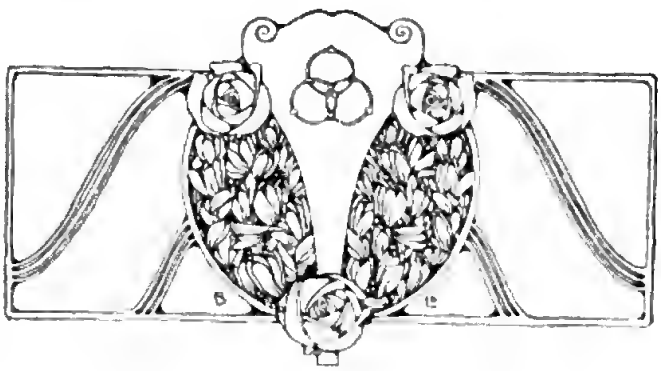
Aus dem Geſchäftszimmer des Landes-Ökonomierates Ehlh in Kloſter Eberbach.

Hochzeit im Herbst.

Von

Hans Benzmann.

Graublaue Wolken,
Tief hängend am Himmel,
Vom Sturme geschleppt —
Rotbraune Blätter
Taumelnd müde
In regenfeuchten, windbewegten Lüften.
Schrilles, dünnes Läuten
Vom roten Kirchlein
Auf nebelumschwomm'ner,
Weisgrauer Höhe —
Freudiges Menschenbewegen
Und Kindergetümmel im Städtchen.
Karossen durchjagen
Die gelbbraunen Straßen;
Auf dem silbernen Zaumzeug
Glänzt wie flockiger Schnee der Schaum.
Mädchen staunen und flüstern
Und wandern eilig zur Kirche.
Die Menge harrt
Vor dem teppichbelegten,
Tannengeschmückten Wege.
Kleine Mädchen,
Wie Blüten rosig,
In lichten, duftigen Kleidern,
Trippeln daher
Und streuen Blumen,
Goldlack und Astern,
Spätrosen und Tulpen ....
Und nun die Braut:
Am Arm des Geliebten,
Im weißen Kleide,
In grünen Myrten,
Zaghaft und ernst,
Ein Heiligenbild,
Eine selige Seele.
Stille umher,
So feierlich still,
Als ginge der Heiland,
Der Hirte der Herzen,
Der Zaubrer von Kana,
Geladen zur Hochzeit,
Inmitten der Menge, —
Als neigten sich alle,
Die Alltagsseelen,
Die lauten, geschwätzigen,
Sorgenvollen,
Im stillen Gebete
Der keuschen Unschuld,
Der himmlischen Schönheit,
Dem Sakramente der heiligen Ehe ...
Schrilles, dünnes Läuten
Vom roten Kirchlein ....
Goldgelbes Blätterfallen — —
Vergehen und Werden,
Blühen und Reifen ....
O du heiliges,
Unbegreifliches,
Tiefes Mysterium der Weisheit! — —



Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Eine Sommernacht am Malde-Fjord. Es hat elf geſchlagen. Im Weſten geht die Sonne zu Rüſte, vom Ozean rauſchend bewillkommt. Wie in Blütenüberfülle, ſo farbenbunt erſchimmert der Bergkranz, der den Fjord im Süden und Oſten und Weſten umrankt. Gipfel an Gipfel in unendlichem Gewirr, alle Fernen erfüllend, und doch das Ganze ein klar gegliederter, harmoniſcher Aufbau von Türmen und Kuppeln, von Spitzen und Zacken, von Säulen und Bogen. Und all die Felſen und Firnen durchglüht vom Abendlicht; Schneefeldee breiten ſich hin wie Roſengärten, düſtere Klippen verwandeln ſich in goldgleißende Minarets', jeder Abhang, jede Schlucht blüht auf in märchenhaften Farben, in Purpur oder Violett, in lichtem Blau, in ſeidigem Grün. Drunten aber am Fuße der Bergwelt ruht die kryſtallene See, ſchillernd von Türkis und Amethyſt.

Dies Molde iſt ja ein Erdenwinkel, wohin man die ganze Dichterſchaft verſetzen möchte. Den einen Teil, daß er im Anblick dieſer Landſchaftsdichtung ehrfürchtig verſtumme und ſchamhaft aller eigenen Dichterei für ewig entſage. Den anderen Teil, daß ſeine Seele ſich weite ab ſo viel Glanz und Schönheit, daß er wetteifernd mit der Natur nur noch auf das Große, Lichte, Beſeligende ſein Schaffen gerichtet halte. Ein berückender Gedanke. Was würde nicht alles an Dramen und Romanen ungeſchrieben bleiben, wenn jener Wunſch ſich verwirklichte. Wie würde ſie zuſammenſchmelzen, die Herrlichkeit der Modernen, die ja in allem möglichen ihren Urſprung hat, in Dunſt und Unrat, in Nacht und Nebel, nur nicht in Licht und Sonne. Hier und da, an einzelnen Stellen nimmt die literariſche Temperatur ſeit kurzem zu, der Himmel klärt ſich auf, und das Barometer der Literatur zeigt ſteigende Tendenz. Im allgemeinen aber, in der Zone des Durchſchnittsſchaffens, bildet trübes Wettee und aſchgraue Bewölkung noch immer die Tagesregel. Seltſam berührt es, daß unter den Erzählern gerade die Frauen eine beſondere Vorliebe für das Greuliche und Düſtere offenbaren, ein weitgehendes Intereſſe für ſoziale Nachtgebiete und ſeeliſche Abnarmitäten. Prüde Zurückhaltung iſt der letzte Vorwurf, den man den Jüngerinnen der Moderne machen kann. Schon marſchieren ſie an der Spitze der Eraberer, die neue Gebiete des Lebens und der Seele für die Literatur zu entdecken ſuchen. Den kühnſten dieſer Pfadfinderinnen zu folgen, dazu iſt hier nicht der Ort; ich begnüge mich gern mit einem Blick auf das Treiben derjenigen, die den Radikalen gegenüber als Maderados, als Gemäßigte gelten können. Dieſen Gemäßigten verdanken wir als Neueſtes eine Errungenſchaft, die im Sinne unſerer literariſchen Entwickelung nicht hoch genug veranſchlagt werden kann. Ihnen iſt es endlich gelungen, der übernervöſen, hyſteriſchen Frau unſerer Tage im Roman die gleiche zentrale Stellung zu erabern, die ſie im Leben ſeit langem einnimmt. Bisher hatte der Ehemann, dem eine hyſteriſche Frau beſchieden war, allein das Glück, die Stimmungen, Erregungen, Seligkeiten und Verzweiflungen einer für die Welt zu zart geſchaffenen Seele in jeder Phaſe zu genießen und auszukoſten. Jetzt können ſich Tauſende jeden Augenblick den gleichen Genuß verſchaffen; wem die Wirklichkeit jene Miterregungen verſagte, dem iſt im Zuſammenleben mit der hyſteriſchen Romanheldin ein durchaus annehmbarer Erſatz geboten. Bei einiger Anlage wird er durch die literariſch fixierte Nervoſität ebenſo infiziert und angeſteckt werden, wie durch die lebendig wirkliche; kaum daß er die zwanzigſte Buchſeite hinter ſich hat, werden ihm alle Gegenſtände zittrig und wacklig erſcheinen, nach der dreißigſten wird er trampeln und ſchreien, nach der vierzigſten wird er Krampfanfälle bekommen und die Romanheldin, ich wollte ſagen den Roman jählings in irgend eine Ecke befördern. Es lohnt ſich, einen Verſuch zu machen. In ziemlich vollendeter Weiſe bietet die Erzählerin, die unter dem Namen Richard Nardmann ſchreibt, den Typus der Hyſteriſchen in einem Buche, das ſie unter dem Titel „Ein Kamteſſenroman“ (Berlin, Fontane & Ca.) veröffentlicht hat. Kamteſſe Gracy iſt ein geſundes und friſches Mädel, ſolange ſie ehelos ihr Daſein verbringt. Der heißgeliebte Mann aber, den ſie heiratet, Conte Doria, Botſchafter Seiner Majeſtät des Königs von Italien, bringt ſie nahe an den Abgrund des Verderbens. Graf Daria hat in ſeiner Jugend die Genüſſe, die ihm Stand, Reichtum und einnehmendes Äußere verſchaffen, allzu gründlich ausgekoſtet. Als dauernder Gewinn iſt ihm nichts geblieben, als eine krankhafte Nervoſität und ein ebenſo krankhaftes Mißtrauen dem Weibe und weiblicher Tugend gegenüber. So ausgeſtattet, macht ee ſeinem eigenen Weibe mit der Zeit das Leben zur Hölle, er martert ſie

mit seiner Ruhelasigkeit und seiner Eifersucht so lange, bis sie selbst nervös, überreizt, neurasthenisch wird und schließlich auf Jahre hin dem Wahnsinn verfällt. Ihre Hysterie äußert sich zunächst „in einer beständigen Vibration und schmerzhaften Spannung der Nerven". Wie ein bleierner Druck lastet es auf ihrem Gehirn, und sie geht öfters „herum wie gedankenlos". Ihre Nächte sind ohne Schlaf oder mit wahnwitzig verwarrenen Träumen erfüllt. Täglich steigert sich die Empfindlichkeit aller ihrer Gefühle bis ins unerträgliche; ein fortwährender jäher Stimmungswechsel peinigt sie. „Dieses unmotivierte Lachen manchmal, dieses unvermittelte Weinen, Jauchzen, Melancholischsein, — — diese Rückenschmerzen, Kopfweh, plötzlich kommend, plötzlich verschwindend." Mit der Zeit stellen sich Krämpfe ein, Sinnestäuschungen, Halluzinationen aller Art. Seltsame Farben, Gerüche, Töne, Stimmen dringen auf sie ein. Es ist ihr, als lebe sie „in einer unendlichen, märchenhaften Bläue, in einer Welt von Düften — Orgel-, Harfenklängen — traumhaft verklingenden, singenden, flüsternden Stimmen, — — immer ein Raunen, Raunen, Raunen — — hahahahahahahahahah! wie süß — unglaublicher, fabelhafter Zustand für ganze Stunden". — Sehnsüchtig träumt sie „von einem Jüngling, dessen Herz und Seele rein, der nicht weiß, was die Welt, die Liebe ist, heruntergestiegen von einem blauen Berge, den noch nie der Fuß eines sündigen Menschen betreten". Dieser Jüngling hat durchsichtig blaue Haare, glänzend wie Glasfäden, und während sie in einer von elektrisch blauem Lichte durchleuchteten Grotte zu sitzen vermeint, schreitet der Jüngling am Meeresufer entlang und singt eine himmlische Melodie: la, la — la — lalala — la, la, lala. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die Unglückliche an der Hand dieses blauhaarigen Jünglings sicher und unaufhaltsam ins Land des Wahnsinns hinübergleitet. In Verzweiflung über das, was er angerichtet, verabschiedet sich der Cante mittelst einer Kugel vom jammervollen Diesseits. Komtesse Gracy aber kann nach ein paar Jahren das Asyl, in dem sie Unterschlupf gefunden, als gerettet verlassen. Sie kehrt zurück in die Welt, in der man hysterisch wird, nur weiß sie nicht, wozu sie noch leben, wie sie ihrem Dasein künftig einen Sinn geben soll. „Was nun? Was nun? . . . Das Gebetbuch? . . . Was? . . . der Zufall, dieser große Regent, wird entscheiden . . . Ziellos, planlos . . . Vorsehung? Wo blieb sie bis heute? . . . Ziellos, planlos . . . Das ist das große Fazit all meines Wallens, Leidens, Grübelns. Das Letzte — das große Nichts." — Und um dieses Nichts willen vierhundert Romanseiten! Rein ästhetisch betrachtet, umspannt der Roman, der in Tagebuchform gehalten ist und in verschiedener Hinsicht von den Memoiren der Marie Bashkirtseff beeinflußt erscheint, ein nicht geringes Maß an feinsinniger Beobachtung und Charakteristik, vor allem an satirischer Gesellschaftsschilderung. Aber den Vorzügen stehen bedenkliche Schwächen gegenüber; die Sucht nach Übertreibung in erster Reihe; in der Sprache, im Stil wechselt Schlichtheit allzuoft mit krampfhafter Manier; der Versuch, die Paroxysmen der Hysterie sprachlich zu fixieren, treibt hier und da ins unfreiwillig Komische. Geistig führt der Roman in die Tage des ödesten Pessimismus und Materialismus zurück; überall sieht die Erzählerin nur Fäulnis, Siechtum, Zerfall, nirgends ein befreiender, erhebender Zug, nirgends ein Ausblick auf irgend welche Erlösung. Oberflächlich betrachtet, scheint sich die Tendenz der Erzählung einzig und allein gegen die oberen Klassen zu richten, gegen die Männer der Aristokratie, die, wenn „sie jung heiraten, übermütig und unersättlich und infolgedessen beständig treulos sind, heiraten sie aber später, übersättigt und ausgesogen sind". Nebenbei aber wird auch den unteren Klassen das Zeugnis ausgestellt, daß sie in gleicher Weise dem Ruine verfallen müssen. Im Arbeiterstande „verkümmern Weiber und Kinder, weil der Mann nichts zu essen hat, bei uns, den Vornehmen, verkümmern Weiber und Kinder, weil der Mann zu viel zu essen hat. Kaviar und Austern, Kognak, viel Kognak und Champagner. Not und Überfluß — beide fressen gerne Rückenmark, und am Schlusse kommt alles auf eins heraus . . ." Freilich, so mag die Welt aussehen, vom Sehwinkel der Hysterie aus betrachtet, aber daß es ein Genuß sein soll, eine Anregung, eine Förderung, sich mit neurasthenischen Misanthropen über Gott und Welt zu unterhalten, — ob nun im Leben oder im Roman, — das ist inständig zu bezweifeln. Formell zerfällt das Buch in zwei Teile, die nur in lockerem Zusammenhang stehen. Nur die zweite Hälfte des Tagebuches berichtet von der eigenen Ehe der Heldin. Die erste Hälfte schreibt Komtesse Gracy als vierzehnjähriger Backfisch, und sie findet keinen passenderen Gegenstand, als die Ehe ihrer Eltern, eine Ehe, die gleichfalls nichts weniger als vorbildlich erscheint. Der Ton, den die Vierzehnjährige anschlägt, ihre Denk- und Betrachtungsweise nimmt sich recht lebenstreu und wirklichkeitshaft aus; Sprache freilich und Satzbau erscheinen nicht überall kindlich genug. Alles in allem ein Buch, das in Einzelheiten ein nicht unbeträchtliches Können verrät; der Himmel aber gebe, daß diese Kunst, die auf weiter nichts hinausläuft, als den Leser trübsinnig und nervös zu machen, keine weitere Lebenskraft entwickle.

Ein ähnliches Thema wie Richard Nordmann, aber in wesentlich anderem Stil und anderer Durchführung, behandelt Marie zur Megede in ihrem Roman „Das Licht" (Berlin, Fontane & Co.). Auch hier ist die Heldin eine Aristokratin, die an ihrer Ehe seelisch und körperlich zu Grunde geht. Esther-Marie von Barnim wächst in einem Kreise von Verwandten auf, dem jeder Sinn für höhere und feinere Lebensinteressen abgeht. Die junge Maid aber ist die geistige Erbin ihres frühverstorbenen Vaters; schon früh zeigt sie ein nachdenkliches Wesen und ernsteres Streben, obwohl sie nichts weniger als eine Duckmäuserin und Spielverderberin ist. Während eines Aufenthaltes in Ostpreußen lernt sie einen reichen Grundbesitzer, den Freiherrn von Marburg kennen, und da er durch Gesinnung und Gemüt gegen die anderen sehr unbedeutenden Mannsleute, mit denen sie in Berührung

Rückkehr der Islandfischer. Gemälde von A. Demarest.

kommt, vorteilhaft absticht, so läßt sie ihn als er um sie wirbt, nicht unerhört. Es ist keine Leidenschaft, die ihr das Jawort abnötigt, wohl aber erhofft sie von seiner vornehmen Art und nebenbei auch von seinem Reichtum ein Leben voll Licht und Helle, wie sie es ersehnt. Nur zu bald jedoch fühlt sie sich bitter enttäuscht. Die Empfindungen, die ihr Gatte für sie hegt, wurzeln noch weniger tief, als ihre eigenen für ihn. Er hat Esther-Marie im Grunde nur geheiratet, weil er die von allen Seiten umworbene gefeierte Schönheit keinem anderen gönnte; seinem weiblichen Ideal, dem Ideal einer frischen robusten Hausfrau, entspricht die feinorganisierte junge Dame mit ihren leichterregten Nerven und geistigen Ansprüchen durchaus nicht. Beide Gatten gehen nebeneinander her, sich mit jedem Tage mehr entfremdend; ernsteren Konflikten aber weichen beide sorgfältig aus, keiner macht sich recht klar, wie locker die Grundlage dieser Ehe ist. Klarheit gewinnt die junge Frau ihrerseits erst dann, als sie einen jungen Mann kennen lernt, der, Leutnant und Künstler zugleich, alles in sich vereinigt, ein weiblich Herz zu bezaubern. Mit ihm kann sie schwärmen, debattieren, philosophieren, mit ihm gemeinsam all die idealen Genüsse auskosten, die sie Jahre hindurch entbehrt hat. Es ist natürlich, daß diese geistige Verbindung in kurzer Frist sich zu einer Herzensneigung vertieft. Lange jedoch sträubt sich die junge Frau, auch nur in Gedanken die Konsequenzen ihrer Neigung zu ziehen. Sie ist zu gut er- und gezogen, um sich von irgend welcher Leidenschaft jäh überrumpeln zu lassen, lieber duldet sie, quält sich mit ihren Nerven und wird „kühl und dürr". Auf die Dauer freilich erträgt sie die Halbheit nicht, es kommt schließlich auch für sie die Stunde, in der ihr Gefühl über ihren Verstand die Obmacht gewinnt. Und sie entschließt sich, aber ohne Entschiedenheit und mit wehem Herzen, ihrer Liebe alles zu opfern: Behagen und Reichtum, Ruf und Achtung. Nur eine Macht erhebt sich im letzten Augenblick und stößt all ihr Wollen und Entschließen wieder um: die Mutterliebe. Aber da muß sie die Erfahrung machen, die herbste von allen, daß ihre Kinder, die ganz dem Vater nachgeartet sind, gar kein Verlangen nach der Mutter haben, sondern auf ihre Nähe und Fürsorge gern und leicht verzichten. Auch das letzte Licht, das ihr zu leuchten schien, erweist sich als Irrlicht. Und in Verzweiflung stöhnt die Einsame: O mein Gott, ist denn kein Ausweg — kein Ausweg? Das weitere Suchen wird ihr erspart. Sie stürzt in einer Sandschlucht ab, mit dem Kopf trifft sie auf einen Baumstamm und zieht sich eine Verletzung der Wirbelsäule zu, die den sofortigen Tod herbeiführt ... Ein Unglücksfall, der dem Roman ein Ende macht, aber nichts weniger als eine künstlerische, innerliche Lösung des Konflikts in sich schließt. Derartige pseudotragische Schlußwendungen sind bei Dramatikern und Erzählern gleich beliebt, gerade wegen ihrer Nichtssagenheit. Sie befreien den Verfasser von der Notwendigkeit, es mit der Durchschnittsmenge der Leser zu verderben. Würde er als Lösung des Konflikts den freiwilligen Tod des Helden oder der Heldin wählen, so erzürnte er alle frommen Gemüter, denen der Selbstmord unterschiedlos und rein an sich ein Frevel ist. Ebenso stößt er an, wenn er den Kampf zwischen Leidenschaft und Treubruch klipp und klar zu Gunsten der Leidenschaft entscheidet; tut er es aber nicht, sucht er nach einem Kompromiß, so verstimmt er wiederum die Leute, die auf den modernen Individualismus sans phrase et sans bornes eingeschworen sind. Aus dieser Notlage gibt es keinen einfacheren Ausweg, als den Zufallstod des Helden; da verdirbt man es nur mit ihr, der man getrost alles bieten darf, mit der Kunst. Im vorliegenden Fall hat der jähe Abschluß um so weniger zu bedeuten, als man die Heldin ohne viel Bedauern vom Schauplatz abtreten sieht; sie ist eine zu passive Natur, zu halt- und gehaltlos, um ein tieferes Interesse gewinnen zu können. Ihre Kunst zeigt die Verfasserin weit weniger in der Darstellung inneren Seelenlebens, als in der Schilderung des ostpreußischen Gesellschaftstreibens. Zwei Drittel des Romans handeln von Bällen, Picknicks, Hochzeitsfesten und sonstigen Vergnügungen; über all dem Schmausen und Zechen kommt man nicht recht dazu, die nervösen Leiden der Heldin so recht von Herzen mit zu empfinden. Das ist aber zweifellos, daß die Schilderungen in ihrer lebendigen Frische ein bedeutendes Erzählungstalent offenbaren; ebenso bekundet sich in der Zeichnung der einzelnen Gestalten, aus denen sich die Gesellschaftsmasse zusammensetzt, ein durchaus ernst zu nehmendes Können. Im Geistigen ist der Grundton, den Marie zur Megede anschlägt, nicht ganz so bitter, nicht ganz so schrill, wie bei Richard Nordmann; aber auch sie kommt über die bloße Negation nicht hinaus, auch bei ihr ist der Weisheit letzter Schluß: „Es ist alles Irrlicht." Stilistisch und in ihrer Technik unterscheiden sich die beiden Erzählerinnen um so gründlicher; bei Marie zur Megede überwiegt das rein Epische, sie erzählt im allgemeinen mit breiter Behaglichkeit, nur hier und da kommt das lyrische Element kräftig zum Durchbruch. Richard Nordmann schreibt impressionistischer, seine Weise hat einen stark dramatischen Zug.

Einen fast schroffen Gegensatz zu dem Typus der krankhaft nervösen Frauen, wie ihn die beiden weiblichen Erzähler zu gestalten suchen, bildet die Heldin des neuesten Romans aus der Feder Karl von Perfalls, der im gleichen Verlage erschienen ist: „Loras Sommerfrische." Sie ist zu allem eher beanlagt, als zur Hysterie, diese lebensfreudige und lebenskräftige, geistig und leiblich gleich gut gebaute Lora Klein. In der Sommerfrische macht sie, die sittsame Lehrerin, die bisher ziemlich einsam durchs Leben gegangen und auf dem Liebesgebiet ganz unbewandert ist, böse Erfahrungen mit der Zudringlichkeit der Männer. Sie würde ihren Ruf nur durch die Flucht retten können, wenn sie nicht in dem wackeren Gymnasialdirektor Wölflein einen energischen Beschützer fände. In regem Verkehr mit dem edlen Manne, der seine fünfzig Jahre noch rüstig und unschwer trägt, nimmt Lora zu ebenso an Weisheit wie an Sicherheit des Auftretens. Aber sie erfährt auch, daß der gelehrte Herr gleich anderen Menschenkindern eine tüchtige Last an

Sorge und Bekümmernis zu tragen hat. Als Hauptlast eine unglückliche Ehe. Mitleid auf ihrer, neuerwachende Sinnlichkeit auf seiner Seite machen das Verhältnis zwischen beiden von Tag zu Tag inniger, wärmer und — bedenklicher. Schließlich geht dem weisen Manne das Herz mit dem Kopfe durch, und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als Scheidung von seiner Frau und eine neue Ehe mit der Geliebten. Selbstverständlich wird er von der Gesellschaft in Acht und Bann getan, und das Amt, mit dem er sich verwachsen fühlte, sieht er sich genötigt, aufzugeben. Nur eine Zeitlang tröstet ihn sein junges Glück über den Verlust. Auf die Dauer verträgt der an seine Gebundenheit gewöhnte Mann die Freiheit nicht. Während seine Frau sich immer reicher entfaltet, — sie entdeckt plötzlich poetisches Talent in sich und ringt sich zur gefeierten Schriftstellerin empor, versinkt der Mann immer tiefer in Unlust, Schlappheit und Lebensüberdruß. Zu guter- oder zuböserletzt ergibt er sich dem Alkohol, um seinen Jammer zu betäuben. Die Frau lernt den einst ehrfürchtig Bewunderten verachten und sucht außer der Ehe das Glück, das ihr der Deklassierte nicht mehr bieten kann. Dabei erlebt sie freilich eine herbe Enttäuschung, und sie würde zusammenbrechen, wenn sie nicht an ihrer Pflegetochter einen Halt fände. Diese kleine Heilige tröstet die Mutter mit den recht anmaßlichen Worten: „Dir wird vergeben um meinetwillen." Ein Schlußwort, das für den Augenblick Effekt macht, im Grunde aber den innersten Sinn des Romans einfach umstößt, denn wie diese Lora Klein angelegt ist, müßte ihr Leben unbedingt auf Selbsterlösung hinauslaufen, nicht auf Fürsprache und Fürbitte von anderer Seite. Im übrigen ist es bezeichnend, daß es ein Mann ist, der diese Geschichte von der Überlegenheit des Weibes geschrieben hat, während die Erzählerinnen Nordmann und Megede sich das schwache, hilflose Weib zur Heldin erküren. Der erste Teil des Romans atmet überall die Frische und Verve, die man bei Karl von Perfall gewohnt ist. Er hat eine lebhafte Neigung für das sinnliche Element, seine Weise gemahnt mehr an Rubens, als an Bottiecelli. Nur der erste Teil ist aber auch einheitlich und organisch aufgebaut. Der zweite dagegen mit allerlei Nebenwerk überlastet, mit soviel Handlung, mit soviel romanhaften Effekten bepackt, daß die seelische Entwickelung darüber zu kurz kommt. Infolgedessen macht das Werk, das so kräftig und lebensvoll anhebt, als Ganzes den Eindruck des Zusammengestoppelten und hier und da auch des Gemachten und Konstruierten. Das gilt sowohl von der Episode des Genfer Millionärs, wie von der Geschichte der Pflegetochter Anastasia. Ein so echter Perfall die Lora Klein ist, so unecht nimmt sich die junge Heilige aus.

Schwerer noch als dieser Perfallsche Roman lassen sich die Bücher zweier anderer Dichter von Ruf mit einem kurzen, prägnanten Wort charakterisieren. Otto Ernst, der Verfasser des Lustspiels „Jugend von heute", sowie Georg Freiherr von Ompteda haben jeder eine Novellensammlung veröffentlicht, die Geschichten von sehr verschiedenartigem Gepräge und Gehalt unter einer Marke zusammenfaßt. Und in beiden Fällen ist die Gesamtmarke nicht sonderlich bezeichnend, sie deckt sich nur mit einem geringen Bruchteil des Inhalts. Otto Ernst ist Niedersachse. Eine gewisse Derbheit ist ihm eigen, etwas Ungezwungenes und Burschikoses und zum Teil auch Bauernhaftes; im großen Ganzen geht er auf sehr klare und bestimmte Wirkungen aus, er liebt das Tendenziöse und Lehrhafte, und wo es sein muß, offenbart er eine kräftige Kampflust. Fast stets aber erscheint das Lehrhafte durch einen Beisatz echter Stimmungspoesie und die Tendenz durch sastigen Humor gemildert, einen echt plattdeutschen Humor, der überall mit behaglicher Satire durchsetzt ist. Deutlicher, als in seinen Dramen, die meist etwas kahl und dürftig erscheinen, treten seine Vorzüge in seinen Plaudereien, Skizzen und Novellen zu Tage. Hier liebt er es, den Gang der Handlung durch breitgesponnene Landschaftsschilderungen zu unterbrechen. Schilderungen, die in ihrer Detailmalerei und ihrem idyllischen Behagen an die Weise des alten Johann Heinrich Voß, des Dichters der „Luise", erinnern. Fünf solcher Geschichten sind in dem Bande „Kartäuser-Geschichten" (Leipzig, L. Staackmann) vereinigt. Am ansprechendsten wirkt die schlichte Erzählung von der stillen, einsamen Dienstmagd Anna Menzel, der sich ein einziges Mal im Leben der Traum vom Glücke zu verwirklichen scheint, die aber dann bitter enttäuscht in den Tod getrieben wird. Und daneben als Gegenstück die fröhliche Humoreske von der Kunstreise nach Humpeldorf, in der berichtet wird, wie ein paar Geistesmenschen mit Diplomatie und Schläue über die Philister obsiegen.

Inhaltsreicher und als Ganzes literarisch bedeutender ist Omptedas Sammlung „Das schönere Geschlecht" (Berlin, Fontane & Co.). Einzelne Stücke freilich können nur als künstlerischer Abfall gelten, als flüchtige Minutenbrenner. Zum Teil würde man sie gern vermissen; eine Nichtigkeit, wie die vom Verschwundenen Bräutigam, hätte der Dichter getrost in irgend einem Zeitungsfeuilleton verstäuben lassen dürfen. Anderes erscheint allzu konstruiert. So die Geschichte von dem Sergeanten Mischke, die fast nüchtern systematisch den Nachweis erbringt, wie verhängnisvoll der kleinste Schritt vom gewohnten Wege, wie verderbenbringend ein einziges Glas Alkohol wirken kann. Mäßigkeitsvereine könnten die Geschichte als Musterbeispiel zur Warnung an die Jugend verwerten. In den übrigen Erzählungen aber, vor allem in „Mutter", „Lebensgefährtinnen", „Heimkehr" offenbart sich das große Können Omptedas ebenso überzeugend, wie in den hervorragendsten seiner Romane. Ein ergreifendes Bild, diese Mutter, die nichts anderes denkt, als ihren Sohn, die das Höchste von ihm erwartet und jahrzehntelang, während er in der Ferne weilt, nur von ihm träumt, für ihn sorgt, alles, was sie erwirbt, ihm opfert und hingibt. Und eines Tages kehrt der inbrünstig Erwartete in der Tat zurück, aber als ein Verkommener und Verlumpter. Trotzdem versagt die Mutterliebe nicht. Er aber verlangt nichts als Geld von der Greisin, und als sie nichts mehr zu geben hat, mißhandelt er die Ärmste aufs brutalste.

Ebenſo packend wirkt die Geſchichte von dem Zuchthäusler, der, als er die Freiheit zurückerlangt, nur noch die eine Sehnſucht hat, in der alten Heimat eine friedliche Unterkunft zu finden. Gehetzt aber wie ein toller Hund, wird er wirklich toll und bricht ſchließlich wie ein wildes Tier los gegen die Satten, die ohne Barmherzigkeit ſind. Das Haupt- und Kernſtück des Buches aber ſehe ich in der Erzählung von den beiden alten Jungfern, die vereint miteinander durchs Leben gehen, doch zu grimmigen Feindinnen werden, als Amor verſpätet bei ihnen Beſuch macht und der Kampf um den Mann ſie gegeneinander hetzt. Das groteske Gemälde gemahnt in Stimmung, Kolorit und Charakteriſtik an die beſten Werke der Altniederländer, und es iſt ebenſo minutiös und lebenſtrotzend durchgeführt. Wie aber kommt Ompteda zu der Bosheit, zu dem Titel „Das ſchönere Geſchlecht?“ Das „andere“, oder meinethalben das „beſſere“, „ſtärkere“ Geſchlecht hätte für die Idas, Henrietten, Auguſten der Sammlung unbedingt genügt.

Roſen.

Von

Hans Hoffmann.

Die Roſen, Kinder, in der Gartenecke,
Schaut immer ſie mit frommen Augen an:
Schößlinge ſind's von alten, guten Stämmen,
Die einſt in meines Vaters Garten wuchſen,
Als ſelbſt ich jung war. Meine Kindheit war
Von ihrem Glanz umblüht, manch lieb Erinnern
Lebt ſtill in mir, das weich ihr Duft umfließt.
Und immer rufen jetzt die Roſenkinder,
Die weit verpflanzten, manchen goldnen Tag
Zurück mir, manches träumeriſche Wunder.
Und wenn auch ihr dereinſt ins Weite pilgert,
Im Kampf der Welt ein neues Heil zu ſuchen,
So nehme jedes einen Schößling mit,
Pfleg' ihn in Treue, daß er wachſ' und blühe
Und ihn auch fern ein treu Gedenken nähre,
Wenn einſt das Glück euch eigne Blumen ſtreut,
Wenn Leid und Sorgen euren Weg umdüſtern,
An dieſe Roſenzeiten eurer Kindheit.
O möchten alſo dieſe frommen Blumen,
Sich ſtill vermehrend wie ihr ſelber wohl,
Treu von Geſchlecht ſich zu Geſchlechtern erben
Als leuchtend Sinnbild ruhig reinen Glücks.
Die Roſen deuten Segen, deuten Liebe.

Illustrierte Rundschau.

Bronzen von Franz Stuck. — Skulpturen von Medarda Rassa. — Sandmodell von Eugen Börmel. Kunstgewerbliches von der Turiner Ausstellung. — Nadelarbeiten. — Zu unsern Bildern.

Im Kunstsalon von Keller & Reiner zu Berlin ist eine kleine Kollektivausstellung von Stuckschen Bronzen veranstaltet worden, die uns den Münchener Meister in interessanter und übersichtlicher Weise als Plastiker zeigt. Daß der geniale Maler auch auf diesem Gebiet sich versucht, kann bei den plastisch gesehenen und dargestellten Figuren seiner Bilder nicht überraschen; weit eher, daß er nicht, seinem Zuge ins Monumentale folgend, Bildwerke größerer Art zu schaffen bestrebt ist. Wir sehen nur kleine Statuetten von ihm, die indessen doch groß in der Auffassung und in der Linie sind, von jenem echt antiken Geist beseelt, der sich ja in Stucks ganzer künstlerischer Persönlichkeit so stark widerspiegelt. Außer den nebenstehenden Statuetten „Der Athlet", „Die Amazone" und „Verwundeter Centaur" bringen wir noch als Einschaltbild die „Beethoven-Maske" zw. S. 176 u. 177. Auf die Wiedergabe seiner bekannten „Tänzerin", die als eines der gelungensten seiner plastischen Werke gilt und natürlich auch jetzt in der erwähnten Ausstellung nicht fehlt, verzichten wir diesmal, weil wir sie erst unlängst hier repraduziert haben.

Der Athlet. Bronze von Franz Stuck.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

Einer der interessantesten modernen Bildhauer ist ohne Zweifel der Italiener Medarda Rassa, der indessen künstlerisch zu den Franzosen gehört, wie er denn auch in Paris seinen Wohnsitz genommen hat. Er ist der echte Impressionist der Plastik, der aber nicht nur im Freilicht zu sehen gelernt hat, sondern der es auch zu einer ganz erstaunlichen, verwegenen Technik darin gebracht hat, unmittelbar unter dem Eindruck des eben Geschauten ohne Skizzen und sonstige Hilfsmittel sozusagen plastisch zu gestalten. Die drei hier gezeigten Proben seiner eigenartigen Kunst spiegeln getreu deren ausgeprägten Charakter: Eine verblüffende Realistik, die mit packender Wahrheit schildert und das Leben unmittelbar wiederspiegelt, keine Konzession an das Technische, an das Material seiner Kunst-

Amazone. Bronze von Franz Stuck.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

Verwundeter Centaur. Bronze von Franz Stuck.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

Szene aus einem Omnibus.
Skulptur von Medardo Rosso.

übung, das sich vielmehr eine souveräne, etwas gewalttätige Behandlung gefallen lassen muß. Es kommt dem Künstler eben nicht sowohl darauf an, Linien darzustellen, wie das Spiel des Lichts auch in der Plastik interessant zum Ausdruck zu bringen.

Einer Künstlerlaune pflegt der bekannte Berliner Bildhauer Eugen Börmel gern nachzugeben, wenn er sich allsommerlich am Nordseestrand in Norderney erholt. Da läßt seine Hand

Der Kranke.
Skulptur von Medardo Rosso.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

aus dem angefeuchteten Seesand allerlei wundersame, originelle Bildungen der Plastik erstehen, wie gesagt, Kinder einer künstlerischen Augenblickslaune, die aber doch die Hand eines Meisters verraten und das Bedauern aufkommen lassen, daß sie bloß für den Augenblick geboren sind. Unsere Wiedergabe eines seiner Sandmodelle „Mutter Elbe" veranschaulicht diese interessanten Bildhauer-Capriccios.

Von der Turiner Ausstellung bringen wir diesmal noch, in Ergänzung unserer früheren Darstellungen, eine Reihe von Einzelobjekten kunstgewerblicher Art. Der norwegische Künstler H. St. Lerche ist ein Kosmopolit und ein Vielseitiger. In Düsseldorf geboren und der Rasse nach Skandinavier, hat er lange Zeit in Paris und Italien gelebt. In Rom ist auch jetzt sein Atelier und dort hat er auch die feine und so ausdrucksvolle Bronzefigur des Papstes geschaffen, die wir reproduzieren. Es ist das einzige uns bekannte Bildwerk Leo XIII.,

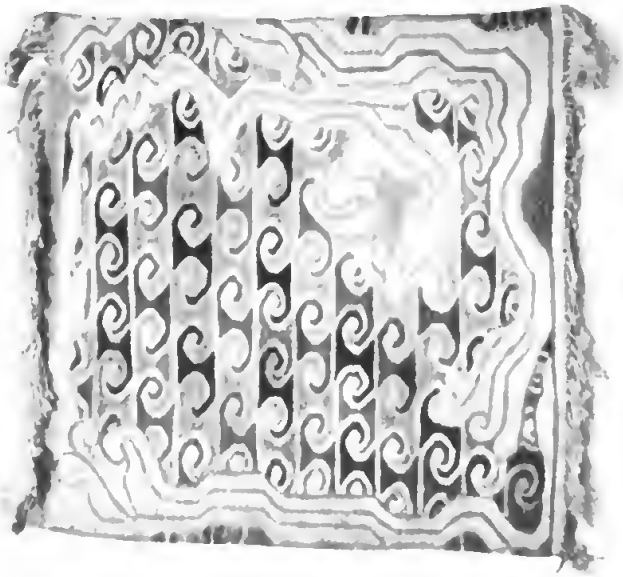
Herrenbildnis.
Skulptur von Medardo Rosso.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

das sein Greisentum, seine Schwäche und doch noch zugleich sein Leben und Wachsein mit allen Nerven veranschaulicht. Herr Lerche ist aber nicht nur Bildniskünstler. Seine Fayencen der künstlerischsten Art — jedes dieser Objekte existiert nur in einem Exemplar — gehören zu den feinsten Werken der Zeit. Man sehe sich die groteske Figur

Mutter Elbe mit ihren Opfern.
Sandmodell aus Norderney von Eugen Börmel.

Von der Turiner Ausstellung: Der Papst.
Von H. St. Lerche.

des „Affen“ an und man wird ebensosehr die komische Kraft als die künstlerische Eigenart bewundern. Eine Landsmännin Lerches ist Frau Frieda Hansen, deren „Bildwebereien“ verdienten Ruf haben. Wir bringen von ihr einen geschmackvoll entworfenen Norwegischen Teppich.



Von der Turiner Ausstellung: Norwegischer Teppich.
Von Frieda Hansen.

In eine gänzlich andere Anschauungswelt führen die Werke Tiffanys. Man unterscheidet die Werke Louis C. Tiffanys, des Glaskünstlers und Jüngeren, von den Silber- und Goldarbeiten, die aus der Aktiengesellschaft Tiffany & Cie. hervorgehen, deren Leiter der im letzten Jahre verstorbene alte Herr Tiffany (Vater), der erste Juwelier Amerikas, war. Die Gold- und Silberarbeiten prägen den ganzen Reichtum und die Sucht, den Reichtum zu zeigen, aus, diese Eigenschaft, die einmal amerikanischer Kultur entspricht. Gold, Platin, Edelsteine sind in den abfonderlichsten Mischungen und Verbindungen zu unerhört kostbaren Werken vereinigt. Die Gläser des Sohnes streben nach den intimeren künstlerischen Reizen der Farben. In den letzten Jahren ist die Emailkunst noch höher gediehen, und wundersam konzentrierte Töne, blendend-metallischer Glanz und steter schillernder

Von der Turiner Ausstellung: Glasfenster von Louis C. Tiffany.

Wechsel der Nuancen sind die Eigenschaften, die das Tiffanysche Glas weit über alle europäische Versuche der Glaskunst stellen. Die Glasfenster, aus dem berühmten Favrile-glas hergestellt, flimmern im Lichte, freuen durch Glanz,

Von der Turiner Ausstellung:
Ein Affe. Von H. St. Lerche.

Helligkeit und bringen mancherlei Sujets — Modernes und Historisches, Heiliges und Profanes.

Unter den Werken der Kleinkunst fallen auf der Turiner Ausstellung noch auf Bronzen und Fayencen moderner Art, wie sie das Pariser Haus „La Maison Moderne“ von den verschiedensten Künstlern ausstellt, einige Werke junger Österreicher, so eine graziöse Gürtelschnalle von Otto Prutscher und Keramiken der Florentiner Arte della Ceramica, die sich wohltuend von mancherlei schlechten unterscheiden, die die allzu industrielle italienische Keramikindustrie in den Ausstellungshallen aufhäufte.

Von der Turiner Ausstellung: Schmucksachen von Otto Prutscher.

Von der Turiner Ausstellung: Fayencen der „Arte della Ceramica“ in Florenz.

Von der Turiner Ausstellung: Moderne Fayencen der „Maison Moderne“ in Paris.

Nach der auf das Natürliche und Zweckmäßige zurückgreifenden Ästhetik unseres modernen Kunstgewerbes ist das einfachste, lineare Teppichmuster das beste; denn Blumen mit Füßen zu treten, würde unästhetisch sein. Die Ornamentik der persischen Teppiche ist darnach durchaus zureichend, und diejenige der modernen französischen Teppiche, welche vollständige Gemälde bieten, geschmacklos. Dagegen dürfen z. B. bei der Tischdecke, beim Möbelbezug und Sofakissen Blumen- und Pflanzenmuster gewählt werden und zwar wird man gut tun, solche vegetative Formen zu nehmen, welche auch in der Natur und im Leben wesentlich ornamental, nicht aber plastisch wirken. Die Längerschen Entwürfe ent-

Von der Turiner Ausstellung: Beleuchtungskörper von Tiffany & Cie. in New York.

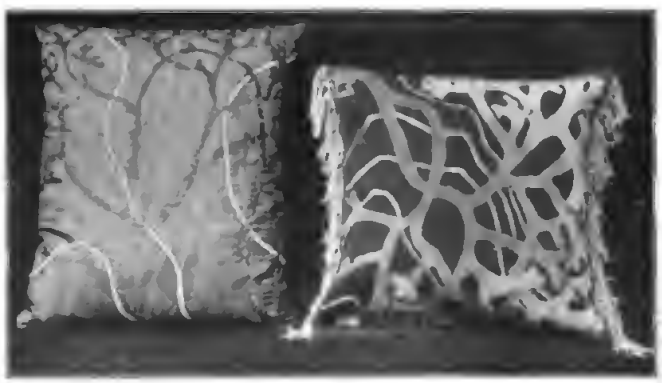
Von der Turiner Ausstellung: Gold- und Silberschmiedearbeiten von Tiffany & Cie. in New York.

Bordure. Entworfen von Leopold Bauer.

sprechen denn auch ganz diesen Forderungen, desgleichen diejenigen des Architekten Leop. Bauer in Wien. Gerade das Wiener Kunstgewerbe leistet ja auf diesem Gebiete Bedeutendes. Prof. Max Läuger in Karlsruhe hat für seidene Sofakissen besonders schöne Entwürfe geschaffen, von denen wir einige im Bilde vorführen; in seiner Frau hat er eine leistungsfähige Gehilfin gefunden. Sie ist es, welche die hier abgebildeten Entwürfe ausgeführt hat.

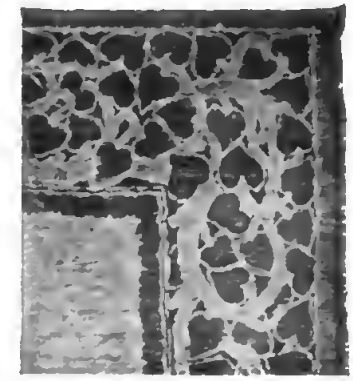
Kissen. Entworfen und ausgeführt von M. Läuger und Frau.

Unser Titelbild „Parforcejagd" zeigt Prof. Georg Koch in seinem vollen Können. Die Darstellung des Landschaftlichen, des bunten Herbstwaldes, aus dem einem förmlich die frische, nervenanspannende Morgenluft entgegenweht und zum schorfen Jagdgalopp einladet, ist ebenso meisterlich, wie die Behandlung des Figürlichen, die voll kraftvollen Lebens ist. Die gesunde Farbenfreudigkeit des Originals kommt auch auf unserer Reproduktion voll zur Geltung. — Von farbigen Bildern bringen wir diesmal noch zwei Landschaften Ludwig v. Hofmanns, die beide südliche Motive behandeln. Von gleicher, fein abgetönter Stimmung ist die Darstellung des brandenden Meeres bei „Porto d'Anzio" (zw. S. 160 u. 161) wie auf dem interessanten Ausschnitt des Hafenlebens in Porto San Stefano (zw. S. 168 u. 169).



Kissen. Entworfen und ausgeführt von M. Läuger und Frau.

In seinen „Grenadieren" (zw. S. 224 u. 225) stellt Prof. W. v. Diez im kleinen, aber doch mit packender Wirkung die fürchterlichen Schicksale der großen Armee dar, deren jämmerliche Reste in erbarmungswürdigem Zustand den Schneefeldern Rußlands und den Knuten seiner Kosaken entronnen sind. Eine sprechende Illustration zu Pierre Loti, wenn natürlich auch in freier künstlerischer Schöpfung, gibt A. Desmarest mit seinem Bilde „Rückkehr der Islandfischer" (zw. S. 248 u. 249), das namentlich durch den Gegensatz der aufgeregt den heimkehrenden Familienvätern entgegendrängenden Frauen und Kindern zu der phlegmatischen Ruhe der Männer und der stumpfen Gleichgültigkeit des Alters belebt ist, das sein Hoffen und Freuen wohl längst in den Wogen der See begraben hat.



Eckenornament einer Decke. Entworfen und ausgeführt von M. Läuger und Frau.

Wie früher schon, wenden wir auch diesmal unser besonderes Interesse der künstlerisch auffassenden Photographie zu, indem wir von Amateuren wie Berufsphotographen eine größere Anzahl vortrefflicher Aufnahmen hier reproduzieren.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W. Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Nach einem kolorierten Kupferdruck

(Reproduziert nach der Publikation der Reichsdruckerei zu Berlin. Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin.)

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVII. Jahrgang 1902/1903. Heft 3, November 1902.

Allein ich will!

Roman von

Frieda Freiin von Bülow.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Als der Bollerwagen des Hensegörch am Herrenhaus des Klosterhofs vorfuhr, sah man fast alle Fenster erleuchtet. Das ganze Haus war noch in Aufregung.

Da der Mond schien, konnte man auf dem glattgerechten Kiesplatz vor dem Haus die frischen Wagen- und Hufspuren bemerken; die Kutsche war schon nach dem Wirtschaftshof gefahren.

Die Tür zur Eingangshalle stand offen.

„Da kommen sie!“ hörte man eine frische junge Männerstimme rufen. Gunne horchte verwundert auf. Das war doch nicht Biensaam?

Schon stürzten sie herbei: Biensaam und ein anderer. Gunne blieb nicht lange in Ungewißheit.

Der andere stand bereits neben ihr, und an der raschen, federnden Art seiner Bewegungen erkannte sie ihn sogleich: es war ein Vetter dritten Grades, der zuweilen von seinem im Bayerischen gelegenen Gut Ingelfingen nach dem Klosterhof herüber geritten kam.

Er streckte beide Hände nach ihr aus, um ihr vom Wagen herabzuhelfen und sagte mit lustiger Herzlichkeit: „Grüß Dich Gott, Gunne! Du machst ja schöne Geschichten!“

„Ach, Max!“ rief sie aus ihrer Glückseligkeit heraus aufjubelnd.

Diese jauchzende Begrüßung überraschte und entzückte den Vetter.

Er hatte erwartet, eine übermüde, kleinlaute Sünderin zu bewillkommnen und hatte ihr durch fröhliche Neckerei über die erste peinliche Situation hinüberhelfen wollen.

Und nun zeigte sie statt dessen die hellste Freude, als sei nicht nur alles in Ordnung, sondern sogar ganz herrlich!

Es machte ihm einen so starken Eindruck, daß er, der die wilde Gunne bisher als halben Backfisch angesehen und in sehr gleichmütig-verwandtschaftlicher Weise ihrer gedacht hatte, mit einemmal auf den Einfall kam: ‚Dies Mädchen will ich zur Frau.‘

Sie ahnte davon natürlich nichts, ebensowenig wie er etwas von dem ahnte, was sie beseligte.

Auch Biensaam trat an den Wagen.

„Sie haben uns schön Angst gemacht, Fräulein Gunne!“ rief er vorwurfsvoll. „Auf so etwas konnte man doch unmöglich gefaßt sein.“

„Ja, wir haben uns verirrt, richtig wie im Märchen,“ antwortete Gunne strahlend. „Und nun sind wir wohlbehalten daheim.“

Der Vetter Max hob Gunne vom Wagen, doch Biensaam fuhr klagend fort:

„Ich hätte mitgehen sollen! Dann wäre so etwas gewiß nicht passiert. Seit zwei

Stunden mache ich mir die bittersten Vorwürfe. Aber wer hätte auch so etwas ahnen können!"

Nun kam auch Natalie gelaufen und hinter ihr das ganze Haus: Adam, Octavie, die Jungfer Lore, die Köchin Emma und das Hausmädchen Christine.

Die Mama war in Gemütsbewegung. „Meine arme, arme Gunne! Ihr armen, armen Kinder!" rief sie kläglich.

Gunne umarmte die Mutter mit ungewohnter Wärme. „Muttchen! Süßes, goldenes Muttchen! Wir sind ja alle kreuzfidel. Die Kinder nur schläfrig."

Natalie machte sich halb lachend, halb weinend los. „Ach Gunne, Du Wirbelwind! Ich glaube, Du wirst nie ein erwachsener vernünftiger Mensch. — Mein armer kleiner Hilmar!"

Diesen hatte Adam aus Decken und Plaids geschält und vom Wagen herunter gehoben. Er rieb sich die Augen und gähnte.

„Müde bin ich gar nicht!" erklärte er. „Aber was wir erlebt haben, Muttchen!!"

„Er war ein kleiner Held," sagte Gunne.

Käthchen wurde gar nicht ganz wach. Die Bonne trug sie ins Haus und brachte sie gleich zu Bett.

Der Hensegörch hatte schmunzelnd in das Treiben geschaut. Nun wandte sich die Baronin an ihn.

„Ich bin Ihnen so sehr dankbar, lieber Nachbar. Mein Mann kommt nächstens zu Ihnen, um sich erkenntlich zu zeigen."

„Macht nichts, Klosterbaronin. Hab's gern getan."

Natalie wußte, daß sie hier dem Bauern weder Geld geben, noch anbieten durfte. Er nahm das Fahrgeld zwar recht gern, aber man mußte es ihm ins Haus bringen.

Gunne schüttelte dem Hensegörch die Hand, legte den Arm um die Mutter und wollte sie ins Haus führen. Da fragte Natalie: „Was hast Du denn für einen Mantel umhängen?"

„Ach, der Mantel!" rief Gunne. „Hensegörch!"

Sie eilte an den Wagen, schlüpfte aus dem Mantel und übergab ihn dem Bauern.

„Es ist dem Herrn Pfarrer seiner," sagte sie halblaut. „Sagen Sie ihm noch meinen Dank — sehr herzlichen Dank! nicht wahr?"

Der Hensegörch fuhr ab.

Im Eßzimmer, welches hinter der Eingangshalle im Erdgeschoß lag, stand seit einigen Stunden der Tisch gedeckt. Ein Feuer aus Buchenknüppeln brannte im Kamin. In der Unruhe des Wartens hatte die Dienerschaft alles aufs beste zum Empfang der Verlorenen vorbereitet.

Man setzte sich um den langen, erleuchteten, mit Teegeschirr und kalter Küche besetzten Tisch. Nur Hilmar war schlafen gegangen.

„Wie kommt denn auf einmal der Max hierher?!" fragte Gunne fröhlich.

„Bin halt da," gab er scherzend zurück.

Aber Biensaam hatte sich noch lange nicht die Galle von der Leber geredet.

„Wie man sich in seiner nächsten Heimat so verlaufen kann," meinte er verdrießlich, „das ist mir einfach rätselhaft! Frauen haben eben gar keinen Ortssinn."

„Ich glaubte, wir müßten auf den Dietenhäuser Weg kommen."

„Das hohe Moor vermeidet man am besten ganz," sagte der Vetter, der jenseits des Hochplateaus zu Hause war. „Eigentlich betreten es nur die Wildheuer und Torfstecher. Wer es nicht genau kennt, verirrt sich rettungslos, weil man keinen Weg und kein Abzeichen sieht. Und die Entfernungen sind viel größer, als man meint. Übrigens ist es auch nicht einmal ungefährlich; es gibt Stellen, wo man einfach versinkt."

„Die unfesten Stellen erkenne ich immer am Pflanzenwuchs," versicherte Gunne.

„Und wenn's dunkel wird?"

Die Mama ängstigte und graulte sich nachträglich.

„Gunne! Gunne! Wenn man denkt, was alles hätte passieren können!"

„Aber es ist nicht."

Gunne war ganz verhärtet! Sie trank ihren Tee und biß mit den regelmäßig gewachsenen, gesunden Zähnchen mit außerordentlichem Appetit in die Wurstbrötchen, von denen sie sich eins nach dem anderen langte. Sie konnte sich unmöglich reumütig stellen! Der liebe Gott hatte sie ja doch gradeswegs in ihr Glück geführt.

„Wäre ich nur mitgegangen!" seufzte Biensaam wieder.

Gunne schaute ihn spitzbübisch an. „Nun, was wäre dann gewesen, Herr Biensaam?"

„Dann hätten wir uns eben nicht verirrt."

Gunne schwieg sinnend.

‚Verirrt schon,' dachte sie, ‚denn er weiß ja nie, wo er geht und läßt mich immer führen. Aber das andere wäre freilich anders gekommen, — im Torfstecherhaus. O Gott, wie glücklich bin ich, daß Bienfaam nicht mit war!'

Der Vetter betrachtete sie und staunte, wie sie mit einemmal so weiblich aussah und so voller Liebreiz. So hatte sie ihm sonst nie gefallen! Sie war ganz einfach zum Verlieben heute abend!

Man saß noch plaudernd zusammen, bis der Vater in seinem hochrädrigen Jagdwägelchen, das er selbst fuhr, aus Milsfeld zurückkehrte.

18.

Als Gunne und die Kinder im Wagen des Henfegörch fortgefahren waren, blieb Bacha vor der Tür des Torfstecherhäuschens regungslos stehen und lauschte in die silberne Maiennacht hinaus, dem sich entfernenden Wagenrasseln nach.

Innen war die Schwester Christine hurtig am Werk, Geschirr und Vorräte wieder einzupacken. Der Torfhüter, den man aus der Schenke geholt hatte, half ihr. Beide waren noch ganz voll von dem seltenen Besuch. Solang die Hütte stand in ihrer unwirtlichen Mooreinsamkeit, hatte sie solche Gäste noch nicht beherbergt.

„Na, Hüter, das habt Ihr Euch wohl nicht träumen lassen?"

„Dem jungen Herrchen hat's aber 'schmeckt," lachte der Torfhüter.

„Aber das kleine Fräulein hat nur schlafen mögen."

„Und das große Fräulein ... nee ... zu schön hat's geschaut! Wie's da gesessen hat, wie'n gemalter Engel so weiß, und Haar wie Gold."

„Und ein liebes Fräulein ist sie, — gar nicht ein bißchen stolz. Na, schlaft gut, Hüter. Träumt 'was Schönes. Ich darf unsern Herrn Pfarr' nicht länger warten lassen."

„Gut' Nacht auch, Schwester."

Mit dem großen Henkelkorb am Arm trat sie aus der Hütte.

Bacha wandte sich nach ihr um. Er war befangen, doch das konnte sie nicht merken.

„Ist das eine Nacht!" schwärmte die Schwester Christine, „man muß an das Lied denken:

‚Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen ...'

Das Lied hab' ich immer zu schön gefunden! Wissen Sie, wie's hernach kommt:

‚Schlummernd lagen Wief' und Hain,
Jeder Pfad verlassen,
Niemand, als der Mondenschein,
Wachte auf der Straßen.'

Das fällt mir allemal ein in so 'ner Nacht, wie heut. Ich weiß nicht: jetzt dichten die Leute gar nicht mehr so schön."

Sie war in gehobener, freudig bewegter Stimmung. Die Abwechslung, die das kleine Erlebnis in die Einförmigkeit ihrer Tage gebracht hatte, war wohltuend gewesen.

„Ja, es ist schön," sagte Bacha und nahm ihr den Korb ab. „Den trage ich."

Er dachte: ‚Wie fröhlich sie ist! Sie kann eben mit sich zufrieden sein und hat ein gutes Gewissen. Aber ich? Der Maienzauber, der ihr alte Lieder in die Erinnerung bringt, hat mich Nichtswürdigen um Besinnung und Selbstbeherrschung gebracht! Was habe ich getan?! — Und nun ist es geschehen.' —

Die Schwester Christine plauderte munter fort: „Nein, so 'nen Weg! Um halb drei wären sie von zu Hause fort, sagte die Fräul'n von Höllen, und um halb neun sind sie beim Hüter seinem Haus gewesen. Das macht" — sie zählte an den Fingern — „halb vier, halb fünf, halb sechs, halb sieben, halb acht, halb neun, ganze sechs Stunden! Und der Moorboden, wo man alle Augenblick' bis über die Knöchel einsinkt und dazu noch das kleine Mädchen zu schleppen! So 'ne verdrehte Idee aber auch: Uebers hohe Moor! Das hab' ich doch mein' Tag nicht gehört."

Es störte sie nicht, daß Bacha stumm blieb. Das war sie von ihm gewohnt. Wenn sie Lust hatte, zu plaudern, hielt sie auch Monologe. Er hörte ja zu.

Immer wieder ging sie in der Erinnerung die letzte halbe Stunde durch.

Bei einer der ersten Dorfhütten blieb sie jedoch seufzend stehen.

Der romantische Mainachttraum war nun für sie am Ende. Schon rief wieder die Amtspflicht.

„Ich muß noch 'mal zu Kohlhasens

'rein. Die Martha hat vorhin einen kleinen Jungen gekriegt."

„Wieder ein uneheliches Kind!" sagte er unmutig.

„Unehelich oder nicht," meinte die Schwester gelassen, „geboren ist's nu 'mal."

„Jawohl — mit Schmerzen und Gefahr. Das ist für das arme junge Weib Sühne genug. Ich würde denken: mehr als genug; doch das weiß Gott ja besser. Aber der Schaf-Berndt, der gewissenlose Kerl ..."

„Kommen Sie noch nach dem Gemeindehaus 'rüber, Herr Pfarrer, zum Abendessen?"

„Nein, — danke. Ich hab' beim Hüter vorhin etwas gegessen. Das genügt."

„Viel war's nicht, Herr Pfarrer!"

„Aber genug."

„Na, dann also: gut' Nacht."

Sie gähnte. Schon stellte sich die Abendmüdigkeit bei ihr ein.

Bacha blieb stehen, bis sie die kleine altersschwarze Haustür hinter sich geschlossen hatte.

‚Sie ist so müde,' dachte er gerührt, ‚und hat niemals Ruhe.'

Plötzlich mußte er daran denken, daß ihm der Amtsbruder Leonhart neulich die Schwester Christine zur Frau vorgeschlagen hatte. Und er hatte so schroff jeden Gedanken an das Heiraten abgelehnt. Es war sein Ernst gewesen.

Und nun war er mit einemmal verlobt!

Er konnte eben nicht klar denken; zu mächtig wirkte noch Gunnes Zauber in ihm nach. Welche Wonne hatte er gekostet! Ein süßes Gift! — Wie ein Trunksüchtiger nach seinem Alkohol lechzt, so lechzte er noch jetzt danach, das entzückende Mädchen ans Herz zu drücken und zu küssen. Er kämpfte gegen diesen Taumel, den er als etwas höchst Unwürdiges empfand, aber immer wieder übermannte es ihn.

Die kleinen dunklen Giebel der Dorfstraße hoben sich scharf umrissen vom mondhellen Himmel, sahen ernst und steinern, fast großartig aus in ihrer Finsterkeit. Am Tag zeigten sie ihre Armseligkeit um so deutlicher.

Er bog von der Dorfstraße ab. Das Pfarrhaus lag einsam in einer Schlucht, die der junge Gaubach durchfloß, es war dieselbe Schlucht, in der zwanzig Minuten talabwärts auch die Eschenmühle lag.

Die Pfarre war ein altes Haus mit gedunkeltem hohem Ziegeldach.

Ein Brunnen stand davor. Aus dem bemoosten Brunnenrohr fiel der Wasserstrahl plätschernd und im Mondlicht blinkend in einen steinernen Trog. Der Abfluß bildete einen Ententümpel.

Es war malerisch, das alte Haus, aber gar verfallen. In den vielen Jahren, die das Dorf ohne einen Pfarrer gewesen war, hatte es den Bauern als Futterboden gedient. Der Schwamm saß in den Dielen. In Küche und Keller tummelten sich die Ratten. Die Mäuse trieben in allen Zimmern ihr Wesen, so daß der Kater, den das Baltiche hielt, nicht über sie Herr wurde. In den Mauerspalten hausten Fledermäuse.

Aber die Mauern waren größtenteils massiv. Sie konnten noch einige hundert Jahre halten. Und das Dach, durch welches zuweilen Regen und Schnee eindrangen, ließ sich immer wieder ausbessern. Die Innenräume waren ziemlich groß und hoch, wie bei alten Landhäusern. Das Wenige, was Bacha für sich beanspruchte, ließ er in Stand halten. Ihm genügte die Pfarrwohnung.

Aber wenn er sich eine Frau in das verfallene Rattennest dachte?! Die liebreizende Gunne?! — Er schüttelte den Kopf.

Nur jetzt nicht denken! Er wollte, er konnte noch nicht. Er wollte lieber die Augen schließen und weiter träumen, — von eines goldhaarigen Mägdleins weißer Haut und roten Lippen! — Aber ungerufen verdrängte ein anderes Erinnerungsbild die goldenen Haarwellen und roten Lippen. Er sah sich wieder in der Stube des Pfarrers Retzlob in Kaltenfranken. Auf dessen bleichem eingefallenen Gesicht mit dem abgezirkelten Rot über den Backenknochen, hatte der Ausdruck banger Sorge gelegen. Er hatte gehustet und gehustet. Und die Kinder hatten im Haus lärmend herumgetobt: ihrer sechs, das jüngste noch im Säuglingsalter, das älteste achtjährig. Bacha hatte dem leidenden Amtsbruder aufs wärmste und beredteste zugesprochen. Der war auch für sich ganz ergeben. „Wenn nur mein armes Weib nicht allein bliebe und die Kleinen nicht vaterlos würden!" hatte er geseufzt.

Die Pfarrerin Frau Retzlob war schlecht und nachlässig gekleidet. Sie sah abgearbeitet

Aus unserer Bildermappe:

Nach einem kolorierten Kupferdruck von J. R. Smith.
(Reproduziert nach der Publikation der Reichsdruckerei zu Berlin. Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin.)

aus, mehr als irgend eine Magd. In diesen Zustand von Übermüdung und Sorgengequältheit kamen eigentlich nur die Hausmütter. Die Augen der mageren Frau irrten ruhelos umher, als ob sie beständig in Angst sei, irgendwo irgend etwas vergessen zu haben. Wenn man zu ihr sprach, hörte sie kaum zu. Die Pfarrstelle in Kaltenfranken war schlecht besoldet, weil die Gemeinde sehr arm war. Und was für ein Leben führte diese Pfarrersfrau? Zusammen mit der einzigen Magd wusch, scheuerte, nähte, kochte und flickte sie, hütete sechs wilde Kinder und pflegte den kranken Mann. Das ging weit über die Kräfte der armen Frau. Ein Geist öden Unbehagens herrschte in dem Pfarrhaus. —

Gunne freilich war nicht arm, und ihr Vater würde sie ganz sicherlich nicht darben lassen. Damit gerieten aber er und sein Haus in direkte Abhängigkeit von dieser herrschaftlichen Familie. Er würde sich um Gunnes willen — und ihrer Eltern wegen — zu einem gewissen behaglichen Wohlleben

bequemen müssen. Mitten in seiner darbenden Gemeinde! —

Er dachte an ein anderes Nachbar-Pfarrhaus, das Niedergauschacher. Leonharts lebten ja in sehr glücklicher Ehe, hatten eine ziemlich gut dotierte Stelle, dazu etwas eigenes Vermögen und keine Kinder. Das Ehepaar wurde immer runder und rosiger und materieller. Das war auch nicht der Geist, den er in seinem Haus ertragen würde. Nein, das Wohlleben von Niedergauschach gefährdete des Menschen göttliches Teil noch mehr als die Not in Kaltenfranken.

Alle diese Vorstellungen peinigten ihn.

Er öffnete die morsche Tür seines Hauses. Das Haus war menschenleer, denn das Valtiche hielt sich nur tagsüber da auf.

Das Valtiche war einer der Dorfarmen, ein schwachsinniger, aber freundlich heiterer Mensch, der als einziger Erbe das Insitzrecht auf einem der Höfe besaß. Das Valtiche war überall wohl gelitten und hatte sich, bis Vacha ihn beschäftigte, ohne Mühe durchgefüttert, indem er „zu Spill" ging, d. h. die Dorfgenossen auf ein Schwätzchen besuchte. Jeder gab ihm gern einen Bissen oder einen warmen Schluck Kaffee, und das Valtiche half dafür hie und da Hand anlegen. Jetzt war er aber zum Pfarrknecht erhoben und erhielt seine Mahlzeiten im Gemeindehaus.

Vacha machte heute seine Nachttoilette nicht mit der gewöhnlichen Sorgfalt. Ungewaschen kroch er in sein Bett, ohne erst Licht zu machen. Der Mondschein genügte.

Doch so sehr er sich nach dem Schlaf sehnte, der wollte nicht kommen.

Nur immer deutlicher empfand er die Sinnlosigkeit seines Tuns im Torfstecherhäuschen und dessen Folgen. Er liebte das junge Mädchen gar nicht tief, denn er kannte es ja gar nicht. Eine rein sinnliche Leidenschaft hatte ihn gepackt und überrumpelt. Und nun war sein Leben aus der frei gewählten Bahn gerissen und angekettet. Das war nicht gut, sondern furchtbar! Immer unfreier fühlte er sich werden, immer drohender stand die Zukunft vor ihm. Er hätte die größten Opfer bringen mögen, um sich seine Freiheit zurückzuerkaufen! Aber nur ein einziges Wesen konnte ihm die verlorene wiedergeben: Gunne.

Und sie, die ihm vertraute, wie sie Gott vertraute, durfte er nie auch nur ahnen lassen, daß er sich danach sehnte, das Geschehene ungeschehen zu machen.

19.

Am anderen Morgen ging Gunne, wie immer, lang vor der gemeinsamen Frühstücksstunde, von Tell und Mucke begleitet, über den Hof. Da rief sie der Vater vom Fenster seines Wohnzimmers aus.

„Komm 'mal ein bißchen herauf, Kind."

Sie folgte schleunigst.

Des Vaters Zimmer war für das ganze Haus eine Art Allerheiligstes. Alle kleinen Alltagsnörgeleien und Sorgen machten vor seiner Tür halt. Es betrat auch selten jemand dies Zimmer ohne Höllens besondere Erlaubnis. Diesen Respekt forderte er nicht, aber er war da.

Übrigens zog sich auch der Hausherr selbst nur dann in sein Zimmer zurück, wenn er ungestört mit sich allein bleiben wollte. Gewöhnlich war er im Freien oder in den Familienwohnräumen, meist auf den Füßen, immer für jedermann zu haben.

Er stand noch am Fenster, als Gunne eintrat, erwiderte ihren innigen Guten-Morgenkuß und hieß sie auf den Divan niedersitzen.

„Nun erzähl' 'mal, Kind! Wie war das eigentlich gestern?"

Gunne fing an ganz treuherzig zu berichten. Sie erzählte unbefangen, bis zu der Begegnung am Torfstecherhaus. Da wurde der Bericht ungenau und lückenhaft. Sie gedachte des Pfarrers nur beiläufig, verweilte nachdrücklicher bei der Schwester Christine. Daß sie zuerst mit Vacha allein gewesen und was sich dabei zugetragen, überging sie gänzlich mit Stillschweigen. Aber sie hatte keine Übung im Verheimlichen. Sie sprach hastig, stockend, wurde rot und konnte den Vater nicht mehr ansehen, sondern spielte mit den Chenillefransen einer Sofadecke.

Höllen beobachtete sie staunend. Was war denn da geschehen und hatte den klaren Spiegel ihrer Seele so befremdlich getrübt? Was konnte es sein, wenn nicht ein Mann?! — Sie war neunzehnjährig!

Dieser Pfarrer?! . . .

„Bist Du sonst noch mit jemand zusammengekommen?" fragte er.

„Der Torfhüter, das Valtiche, welches der Pfarrknecht ist, und der Hensegörch, der mich fuhr. Sonst niemand."

„Wie heißt doch der Wüstenkaltheimer Pfarrer?“ frug Höllen scheinbar gleichgültig.

„Bacha,“ sagte Gunne leise. Es war etwas wie scheue Ehrerbietung in ihrem Ton.

„Jawohl, richtig. Sag' 'mal, hat er Dir gefallen?“

Gunnes Herz klopfte bei dieser Frage, daß sie es bis in die Kehle fühlte. Hätte sie nur sagen dürfen: ‚Besser als alles in der Welt!‘ Aber es war ihr, als dürfe sie nichts von ihrer Liebe verraten, um nicht auch das zu verraten, was „er“ noch verschwiegen haben wollte. Dem Vater das, was sie doch ganz erfüllte, zu verheimlichen, war sehr schwer, aber seit sie Bachas Braut war, hielt sie es für das Allernotwendigste, *seinen* Wünschen nachzukommen.

Sie antwortete nur: „Ja.“ Es klang gedrückt und sehr verhalten. Immer hielt sie den Blick gesenkt und spielte mit den Chenillefransen, die sie durcheinander knüpfte. Dabei wechselte Röte und Blässe auf ihrer durchsichtigen Gesichtshaut.

Immer ernster, besorgter betrachtete sie der Vater. Aber er fragte anscheinend gleichmütig weiter: „Wie ist er eigentlich?“

„Er ist ... ich weiß nicht ... ich kann ihn nicht gut beschreiben, Papa.“

„Albert Leonhart mag ihn *nicht* sehr.“

„Er kennt ihn eben gar nicht,“ sagte Gunne lebhaft.

„Nun, und Du? Kennst *Du* ihn denn?“

Gunne blieb hierauf die Antwort schuldig.

Er war beinah überzeugt, daß sie sich in diesen jungen Dorfpfarrer verliebt hatte, bewußt oder unbewußt, — und vielleicht nicht erst gestern. Als er jetzt zurückdachte, fiel ihm manches auf. Es hatte möglicherweise schon mit jenem Botenritt nach Wüstenkaltheim angefangen, denn kurz darauf war sie mit dem guten Bienfaam nach Dietenhausen gefahren, um denselben Bacha eine Grabrede halten zu hören. Dergleichen war ihr sonst nie in den Sinn gekommen.

Dieser kleine Hunger-Pfarrer!

Es ging ihm grimmig nahe. Er liebte Gunne von allen seinen Kindern am innigsten. Die drei Söhne waren Jungen, als solche sprachen sie weniger unmittelbar an sein Gefühl. Und von den Töchtern war Lies zu sehr der Mutter nachgeartet, sie war stets oberflächlich gewesen, — naiv egoistisch. Und das kleine Käthchen war so zart, daß man kaum anders konnte, als es verwöhnen. An Gunne hatte er aber immer ernste Anforderungen gestellt. Sie war gesund und stark wie er. Eine rechte Vaterstochter war sie. Er erkannte in ihr die eigenen Wesenszüge, ins Weibliche übersetzt.

Und er fürchtete jetzt, daß sie die erste Liebe, deren Gegenstand oft etwas ganz Zufälliges ist, so endgültig ernst nehmen könne, wie er selbst es seinerzeit getan.

Daß er diesen unseligen Menschen auch nicht einmal vom Sehen kannte! —

Da er so lange schwieg, blickte Gunne auf und fragte in ihrem treuherzigsten Kinderton: „Bist Du mir böse, Papa?“

„Nun freilich. Hast Du Dir schon klar gemacht, daß Du gestern gewissenlos leichtfertig gehandelt hast?“

„Ich weiß es!“

Sie sah ganz demütig aus, aber gar nicht, als ob sie bereue.

Er fuhr mit seiner Strafpredigt fort.

„Für sich allein kann der Mensch wohl auch 'mal ins Ungewisse hineinstürmen. Das ist keine Sünde. Wenn aber andere Deiner Obhut anvertraut sind, müssen Deine Privatgelüste schweigen.“

Sie spielte nicht mehr mit den Quasten und sah nicht mehr in Verwirrung vor sich nieder. Auf dem Divan, der mitten im Zimmer stand, saß sie in aufrechter Haltung, die Hände im Schoß gefaltet, und blickte ganz gerade aus. Auf dem jungen Gesicht lag ein tiefer, feierlicher Ernst.

Er hatte eben sagen wollen: ‚Du bist doch noch ein rechtes Kind.‘ Doch brachte er es nicht über die Lippen. Er sah deutlich: sie hatte aufgehört, das fröhlich unbekümmerte Kind zu sein. —

Bald darauf vereinigte die Hausglocke alle zum Frühstück im Eßzimmer. Der Vetter Max, ein stets gern gesehener Gast, vergrößerte heute den Familienkreis.

Graf Max Gereuth war dadurch, daß sein elterliches Gut Ingelfingen nur etwa fünf Stunden Wagenfahrt von Klostergauschach entfernt lag (jenseits der bayerischen Grenze), von jeher häufig im Hause der Verwandten gewesen. Er hatte immer die reizende Cousine Lies bevorzugt und ihr in harmloser Weise den Hof gemacht, was Lies sehr gern sah. Er war ein liebenswürdiger, heiterer Mensch, den alle gern hatten, selbst Bienfaam. Aber während er heute am Frühstückstisch in seiner ungezwun-

Aus unserer Bildermappe:

Nach einem kolorierten Kupferdruck.
(Reproduziert nach der Publikation der Reichsdruckerei zu Berlin. Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin.)

genen Weise plauderte, wobei er sich meist an Onkel und Tante wendete und auch an Bienfaam, weilte der Blick seiner blauen treuherzigen Augen mit einem konzentrierten Ausdruck auf Gunne.

Die hatte er sonst geneckt und gehänselt, wie sie auch ihn. Das konnte er auf einmal nicht mehr. Aber er hätte ihr auch nicht oberflächliche Komplimente machen können, wie er es bei Lies zu tun pflegte.

Seit sie ihm gestern abend vom Wagen aus ihr glückseliges „Ach, Max!“ entgegengejubelt hatte, beschäftigten sich seine Gedanken so angelegentlich mit ihr, daß es ihn fast in seiner Unbefangenheit störte.

Wie gestern, trug sie zu dem dunklen Lodenrock eine zartfarbige gestreifte Hemdenbluse von englischem Flanell. Um den Hals, unter dem Umlegkragen der Bluse hatte sie statt einer Kravatte ein farbiges Seidenschnürchen geschlungen mit flockigen Quäftchen.

Sonst hatte Max Gereuth, der ein eleganter Flügeladjutant gewesen war, an Gunne die geradlinige in der Taille ein-

Aus unserer Bildermappe:

ALMERIA.

Not only here the Beams of Beauty shine
But all the Virtues power the Ray divine

Nach einem kolorierten Kupferdruck.
(Reproduziert nach der Publikation der Reichsdruckerei zu Berlin. Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin.)

geengte Korsettfigur vermißt. Heute öffneten sich auf einmal seine Augen für die ungleich anmutigeren Linien des unverkünstelten weiblichen Wuchses.

Aber die Schönheit, die bei Gunne doch nur in Gesundheit, Farben und Jugendschmelz bestand, war, das fühlte er deutlich, das Unwesentlichste an ihr. Was ihn entzückte, lag tiefer.

Er hatte vor kurzem den Militärdienst quittiert, um seinem kränkelnden alten Vater die Verwaltung Ingelfingens abzunehmen. Nun konnte er eine Frau gut brauchen, hatte auch schon an diese und jene gedacht, ohne gerade eine starke Neigung zu fühlen.

Seit gestern abend stand es bei ihm fest, daß er Gunne in Ingelfingen haben wollte und keine andere.

Gunne merkte nichts. Sie war sehr still, weil sie immer an Vacha dachte. — —

„Höre, Natchen," sagte Höllen, als er später mit seiner Frau allein war, „es wäre mir lieb, wenn die Gunne in der nächsten Zeit recht viel zu tun beläme. Es

Digitized by Google

muß aber etwas sein, was ihre Gedanken beschäftigt und was sie freut."

„Wie kommst Du bloß auf so 'was?!" meinte Natalie. „Die Gunne ist wirklich fleißig. Soll sie den ganzen Tag arbeiten? Gestern hat sie für Werner und Dietrich ein ganzes Dutzend Hemden zugeschnitten."

Höllen fühlte Unbehagen und sogar ein wenig Verdruß. Eine ernste Angelegenheit mit Natalie zu erörtern, war fast unmöglich. Jetzt fühlte sie sich gekränkt, weil er einen besonderen Wunsch aussprach, ohne ihn zu begründen. Und eigentlich war sie ja im Recht. Hätte er ihr aber etwas von seinen Besorgnissen mitgeteilt, so würde er sie in eine gar nicht zu beschwichtigende Aufregung versetzt haben, durch die sie sich selbst und das ganze Haus nutzlos gequält haben würde. Denn der Wille und die Kraft, über ihre Empfindungen zu herrschen, fehlten ihr.

„Ich finde es überhaupt auch ganz unrichtig," fuhr sie fort, „daß die Arbeit immer angenehm sein soll. Ich finde es im Prinzip unrichtig. Denn wo bleibt dabei das sittliche Moment der Pflicht? Das ist doch aber gerade der erzieherische Wert der Arbeit."

Natalie selbst arbeitete fast nie. Aber sie las viel, auch ernste Bücher, besonders moralisierender Richtung, Bücher, die Bienfaam ihr gab. Wenn ihr die Richtung im allgemeinen zusagte, nahm sie das Einzelne kritiklos hin und machte es sich in oberflächlicher Weise zu eigen, bis irgend etwas Neues die letzte Errungenschaft verdrängte. Aber sie fühlte sich als belesene, denkende Frau und trachtete bisweilen danach, ihren Mann, der sie in seinem Männerdünkel offenbar weit unterschätzte, von ihrer geistigen Höhe zu überzeugen. Er hatte ja wohl mehr Energie und Kraft, aber in religiösen, ethischen und ästhetischen Fragen glaubte sie sich ihm an Bildung überlegen, in welchem Glauben der Kandidat, der weit mehr verständnisvolles Entgegenkommen bei ihr fand, als bei dem Baron, sie bestärkte.

„Es kommt nur auf den Ernst an, meine Liebe," entgegnete Höllen auf ihre Bemerkungen über den sittlichen Wert der Arbeit. Er sah dabei etwas zerstreut aus.

„Ich wundere mich, daß ich mir überhaupt noch Mühe gebe, zu Dir zu reden," sagte Natalie empfindlich. „Die Gunne kann das Dümmste sagen, und Du horchst darauf, wie auf einen Orakelspruch. Aber wenn ich spreche, gibst Du Dir gar nicht mehr die Mühe, zuzuhören!"

„Komm, Natchen," sagte er gutmütig und freundlich, „wir wollen Deine Ansicht eingehend untersuchen, wenn Du willst."

Sie wandte sich mit Tränen in den Augen ab.

„Wenn ich will? Du solltest wollen, aber nicht so gnädig herablassend wie aus Mitleid! Dein Mitleid brauch' ich nicht. Dafür bin ich mir denn doch zu gut."

Sie lief ihm fort.

Wenn sie erst gekränkt war, hatte sie nicht mehr die Ruhe, ihre Gedanken klar ausdrücken zu können; das wußte sie. ‚Aber auch er hätte es wissen sollen,' meinte sie grollend.

So endeten die Unterredungen zwischen Heinrich Höllen und Natalie gewöhnlich.

20.

Natalie Höllen liebte es, ihrem Mann zu widersprechen, um sich als selbständig urteilend zu zeigen. Hinterher tat sie jedoch fast immer, was er wollte.

„Gunne," sagte sie an diesem Tag zu ihrer Tochter, „Du bist jetzt eine erwachsene junge Dame, und wir müssen darauf gefaßt sein, daß über kurz oder lang einer kommt und um Dich anhält."

Natalie hatte nämlich gleichfalls eine interessante Beobachtung gemacht, nicht an Gunne, aber an dem Neffen von Ingelfingen.

Gunne wurde bei dieser unerwarteten mütterlichen Ansprache rot bis unter die Haarwurzeln, bis über beide kleine Ohren, bis herunter zum Hals.

„Ich wollte, Du könntest Dir endlich abgewöhnen, bei jeder Gelegenheit rot zu werden!" sagte Natalie. „Es sieht so täppisch aus."

Ich ärgere mich selbst genug darüber, aber kann's nicht ändern!"

„Nun, ich habe mir gedacht," fuhr Natalie fort, „daß es Dir nützlich sein könnte, etwas Selbständigkeit im Leiten eines großen Haushalts zu erlangen. Und darum will ich, daß Du von morgen ab den Haushalt allein übernimmst."

„O Mama, wie schön!"

Gunne war längst die ausführende Kraft im Hause gewesen, die mit der Köchin über-

legte, welches Menü der Mama in Rücksicht auf die Reste und Vorräte der Speisekammer zu unterbreiten sei, die mit der Jungfer die Ausbesserwäsche verwaltete, die das Hausmädchen beaufsichtigte ꝛc.

Aber sie hatte bis heute jeden Schlüssel einzeln aus Mamas Schlüsselkorb holen müssen und ihn wieder hineinlegen, sie hatte bei jeder ihrer Verfügungen erst Mamas Genehmigung einholen müssen; die Ausgaben für Kolonialwaren hatte sie in Mamas dickes Haushaltsbuch eingetragen, aber nur gleichsam als Sekretär an Mamas kleinem Schreibttischchen und in Mamas Beisein. So hatte sie bisher nur die Mühen gehabt ohne Bestimmungsrecht und ohne Verantwortung. Nataliens Einfall brachte ihr also nur Vereinfachung und das Bewußtsein der Verantwortlichkeit, welches für jedes tüchtige Menschenkind ein Ansporn ist, sein Bestes zu tun.

Gunne besaß seit gestern freilich noch einen anderen, sehr starken Ansporn, doch das war ihr Geheimnis.

Am Abend dieses Tages übergab die Mutter ihr feierlich drei Dinge: den Schlüsselkorb, das Haushaltsbuch, auf dessen erstem Blatt „Mit Gott" gedruckt stand, und die Wirtschaftskasse. Stolz und glücklich trug Gunne diese Abzeichen der neuen Amtswürde auf ihr Giebelstübchen. Sie nahm auf der Treppe zwei Stufen auf einmal und trällerte halblaut vor sich hin aus dem Volkslied:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als die heimliche Liebe (dies dreimal gesungen)
Von der niemand nichts weiß."

Sie war sehr glücklich, aber auch sehr unruhig. Denn sie erwartete eigentlich zu jeder Stunde eine Botschaft von Vacha, der doch mit ihr sprechen wollte, ehe er mit den Eltern sprach.

Es regnete. Die gespenstische Gräfin Karoline vom Detterskopf hatte mit ihrem Klößekochen richtig prophezeit.

Und Gunne sagte sich: ‚Er wird das Regenwetter erst vorübergehen lassen.'

Aber sie sehnte sich nach ihm, wie sie nie geglaubt hätte, daß man sich sehnen könnte.

Am nächsten Tag regnete es noch anhaltender.

Natalie bemerkte mit allerlei Hintergedanken, daß Max Gereuth trotzdem nicht ans Abreisen dachte. Ihr war bei Regenwetter das Landleben immer recht reizlos erschienen, und für einen jungen Mann, der absolut nichts zu tun hatte, mußte es ja erst recht öde sein. Aber er spielte mit Biensaam Billard, ging im Regen die Klostergauschacher Felder ab, neckte die Kinder, sprach davon, bei Leonharts und in der Dietersburg Besuch zu machen und blieb. Dabei folgten seine Blicke jeder Bewegung Gunnens.

Natalie konnte ihre Entdeckung nicht bei sich behalten, sondern überraschte ihren Gatten damit. Dieser hatte wirklich nichts bemerkt; aber was sie gesehen zu haben meinte, erschien ihm natürlich und wahrscheinlich genug. Er glaubte ihr.

„Siehst Du, das sage ich immer: wir Frauen haben ein viel feineres Gefühl für das, was in der Luft liegt, als ihr Männer."

Sie triumphierte. Nicht gerade über die Aussicht, Gunne gut zu verheiraten, denn über die Zukunft ihrer Kinder machte sie sich keine Sorge, — aber daß sie etwas herausgefunden hatte, was ihrem Mann entgangen war.

„Du siehst, Heinrich, ich bin wirklich nicht ganz so dumm, wie Du immer denkst."

„Denke ich das denn immer?"

„Ja leider!"

Er machte ein sehr ernsthaftes Gesicht, bedenklich und sorgenvoll. Wenn Max Gereuth jetzt wirklich ernste Absichten auf Gunne hatte, komplizierte sich die Sache ja noch.

„Wem der Teufel ein Ei in die Wirtschaft legen will," sagte er mit Galgenhumor, „dem gibt er eine schöne Tochter'!"

„Du versündigst dich, Heinrich! Erstens ist Deine kostbare Gunne wirklich nicht schön. Die Lies ist hübsch und die Käte wird wahrscheinlich sehr hübsch. Aber die Gunne? Nein, die sieht Dir schon viel zu ähnlich. Und dann: kannst Du Dir einen besseren Mann für die Gunne wünschen, als den Max Gereuth?"

Höllen seufzte. „Nein, der wär' mir schon ganz recht."

„Gott sei Dank, daß Du wenigstens soviel zugibst. Ich glaubte schon, in Deiner Verblendung für die Gunne wäre Dir keiner gut genug. Denke doch: Ingelfingen, wie reizend nah!"

„Aber lieber Schatz, soweit sind wir noch lange nicht. Wir wollen lieber nicht die Eier loben, ehe sie gelegt sind." —

Aus unserer Bildermappe:

Nach einem kolorierten Kupferdruck.
(Reproduziert nach der Publikation der Reichsdruckerei zu Berlin. Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin.)

Gunnes jubelndes Glücksgefühl wich allmählich einer Beklemmung, die sie vergeblich zu besiegen suchte. Sie vertraute „ihm" ja blind, warum nur wartete er so lange?

Es war am vierzehnten Mai gewesen, als sie den Gang über das hohe Moor gemacht. Heute stand der einundzwanzigste im Kalender. Dazwischen lagen sechs ganze Tage, allerdings Regentage. Heute endlich lachte wieder die Sonne.

Sie stand, mit der großen blauen Küchenschürze über dem Anzug, im Gewölbe und gab der Köchin von Vorräten heraus, was zum Mittagessen nötig war.

Das ganze Herrenhaus war mit dicken, weitläufigen Tonnengewölben untermauert, die noch von dem alten Kloster übrig geblieben waren. Das einfache Landhaus, das sich jetzt über ihnen erhob, war erst am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts

gebaut worden. Aber sämtliche Wirtschaftsräume lagen in den uralten klösterlichen Kellern.

Auf einmal hörte Gunne in der Halle eine helle Frauenstimme:

„Ist die Fräul'n von Höllen zu Hause?"

Sie ließ den Vorratsschrank offen, nahm sich nicht einmal Zeit, die tiefe Schüssel, die sie eben mit Reis füllen wollte, aus der Hand zu setzen, sondern sprang mit samt der Schüssel die breite steinerne Wendeltreppe nach der Halle hinauf.

„Schwester Christine!" jubelte sie.

Die schmächtige Diakonissin in dem dunkelgestreiften Leinenanzug war ihr ein Bote des Lichts.

„Ja, Fräulein Gunne, ich sollte Sie doch mitnehmen, wenn ich wieder 'mal nach dem Martinshof ginge. Das mußt' ich doch neulich versprechen. Nicht? Na, und Versprechen macht Schulden."

„Ja, ja, Sie Engel! Meine liebe Heilige!"

Gunne legte in ihrer stürmischen Weise den Arm um die Taille der Schwester und zog sie schwatzend und lachend die Treppe hinab in ihr unterirdisches Reich.

„Mögen Sie Buttermilch? Die Mamsell hat eben einen großen Krug ganz frischer geschickt, glatt wie Sahne."

„Nu, warum nicht? Heiß macht's ja immer, den Berg 'nauf zu laufen."

Gunne goß die dickflüssige glatte Milch in ein Glas. Und während die Schwester geruhsam das erquickende Getränk genoß, sah sie sich in dem Gewölbe um.

Da stand der Milchschrank mit seinen luft- und lichtdurchlässigen Türen, da schwebten frei von der Decke herab durchlochte Bretter mit weißen Handläschen, da standen Tönnchen mit Reis, Gries, Graupen ꝛc., da war das Mehlfaß, das Mussaß und das Sirupfaß; da hing im Nebengewölbe der Fliegenschrank, in dem die Bratenreste und dergleichen aufgehoben wurden, da war der Eisschrank für das rohe Fleisch und ein Hauklotz mit scharfem Beil darauf, der aussah, als seien in der guten alten Zeit die mißliebigen Leute darauf geköpft worden.

Auf einem rein gescheuerten großen Tisch von rohem Holz standen allerlei Maschinchen: eine Fleischhackmaschine, eine Brotschneidemaschine, eine Zuckerzerkleinerungsmaschine ꝛc.

Gunne zeigte und erläuterte. Sie führte die Schwester durch eine kleine gotische Seitenpforte in die Äpfelkammer, wo auf strohbedeckten Latten die Daueräpfel lagen, einer schön neben dem anderen, Borsdorfer mit Warzen und schrumplige graue Reinetten, und ihr Duft erfüllte den Raum.

Zuletzt kamen Bier- und Weinkeller.

Alles das war wohlgeordnet, sauber gehalten und reichlich. Der Schwester Christine deuchte es, als wandle sie in einem Schlaraffenland.

Köstlich! Köstlich! Wenn sie nur ein Hundertstel von diesen herrlichen Einrichtungen und Vorräten gehabt hätte in ihrer armseligen kleinen Wüstenkaltheimer Hauswirtschaft, wo sie froh sein mußte, wenn ihr die Bauern zum Entgelt für ihre Dienste 'mal eine Schlachtschüssel, 'mal ein Brot schenkten!

„Wie geht's denn dem Herrn Pfarrer?" fragte Gunne endlich, ohne die Schwester dabei ansehen zu können.

„Danke; dem geht's ja ganz ordentlich. Er läßt schön grüßen und morgen wollte er nachmittags Leonharts in Niedergauschach 'mal besuchen, und wenn's ging, wollt' er nachher noch nach dem Klosterhof 'nauf, um zu fragen, wie den jungen Herrschaften die Extratour neulich bekommen wär'."

Die Schwester sagte es, wie man etwas Nebensächliches und Gleichgültiges erzählt. Sie hatte offenbar keine Ahnung.

Gunne beeilte sich mit dem, was sie noch zu tun hatte, und lief dann rasch nach Hut und Handschuhen, um die Schwester nach dem Martinshof zu begleiten. Auf dem Weg war sie aber fast so einsilbig, wie der Pfarrer Bacha, und ließ die Schwester plaudern.

Gunne überlegte indessen ernstlich.

Sollte sie ihn ruhig hier erwarten? Es wäre das Schicklichste gewesen. Aber ihr schien, als habe er ihr nicht umsonst Botschaft von dem Besuch bei Leonharts geschickt. Wenn sie ihm bis zu Leonharts entgegenkam, konnten sie vielleicht nachher zusammen den Weg nach dem Klosterhof hinauf machen, und das war die allerbeste Gelegenheit zu der ernsten Aussprache, die er haben wollte. Ja, sicherlich dachte er es sich so!

Und so mußte es gemacht werden.

Gunne war ja zu froh, das Wiedersehen etwas verfrühen und das Zusammensein etwas verlängern zu können!

21.

Das Dorf Niedergauschach besaß keine Gutsherrschaft. Die Höllens konnten als solche nicht gelten, obwohl sie da eingepfarrt waren; denn die drei Hofschaften, der Klosterhof, der Martinshof und der Dietrichshof, bildeten unter dem Namen Klostergauschach eine Ortschaft für sich.

Dennoch war Pfarrer Leonhart in seinem Dorf nicht Alleinherrscher, sondern mußte das Regiment mit einem mächtigen Widersacher teilen. Dieser Mitregent hieß Zacharias Krypf und war der Schulmeister und Kantor.

Zacharias Krypf vertrat dem fortschrittlich gesinnten Pfarrer gegenüber das streng konservative Prinzip. Der fünfunddreißigjährige Leonhart, der seit elf Jahren das Pfarramt in Niedergauschach verwaltete, war für den Kantor Krypf heute noch ein unerfahrener Neuling. Denn er, Krypf, unterwies die Niedergauschacher Jugend seit nunmehr vierzig Jahren, so daß er die Gewohnheit angenommen hatte, denen, die seinen Unwillen erregten, stets, neben den eigenen Sünden, auch noch die Sünden des Vaters und Großvaters, der Mutter und Großmutter vorzurücken, eine Angewohnheit, die den grimmen, alttestamentlichen Spruch von den Sünden, die an den Kindern heimgesucht werden sollen bis ins dritte und vierte Glied, recht buchstäblich wahr machte.

Der Kantor Krypf hatte schon den Amtsvorgänger Leonharts kommen und gehen sehen, denselben, von dem die Bäuerin gesagt hatte: „Das war ein tüchtiger Pfarrer! Der hat sich um gar nichts gekümmert.“ Aber auch mit ihm, der sich um gar nichts kümmerte, hatte sich Krypf nicht stellen können. Und nun gar dieser reformationswütige Leonhart!

„Nepotismus! Nepotismus!“ pflegte er gern zu sagen. Es freute ihn dabei, daß niemand seine gelehrten Brocken verstand.

Manchmal ließ sich der alte Dorftyrann aber auch herab, in einfachem Deutsch zu sagen: „Wenn der Pfarr' nicht dem Kloster-baron sein Andergeschwisterkindsvetter wär', nachher ging ihm manches nicht so durch.“

Krypf war gewohnt und fand es als das einzig Richtige, die dummen Bauern so weit als irgend möglich zu bevormunden. Er hörte nie auf, sich als ihr Schulmeister zu fühlen.

Dagegen war Leonharts ganzes Streben darauf gerichtet, seine Bauern zu eigenem Denken zu erziehen, sie geistig selbständiger, unabhängiger zu machen.

Krypf glaubte an das Erziehungssystem von Zuckerbrot und Peitsche, Leonhart an die überzeugende Kraft der Vernunft.

Des Kantors Anhang im Dorf war der Kopfzahl nach erheblich stärker als der des Pfarrers, denn tatsächlich verstanden die meisten noch Zuckerbrot und Peitsche besser als vernünftige Vorhaltungen. Doch die es mit dem Pfarrer hielten, waren die Tüchtigsten.

So ergrimmt war der Alte über den pietätlosen Neuerer, der Sparkassen gründete und Konsumvereine und Volksbüchereien, der gesellige Abende einrichtete und die Leute im Winter Komödien spielen ließ, daß er beständig unter den Dorfgenossen hetzte und dadurch dem Pfarrer seine Aufgabe nach Kräften erschwerte.

Dennoch hatte es Albert Leonhart mit einem erheblichen Aufwand von christlicher Langmut durchgesetzt, daß man wenigstens äußerlich in leidlich friedfertigen Beziehungen blieb. —

Als Gunne am Mittwoch Nachmittag im Pfarrhaus anlangte, fand sie Albert und Aline Leonhart in Gesellschaft des alten Kantors vorm Bienenhaus stehen.

Leonhart und Krypf hatten nämlich eine gemeinsame Passion: die Imkerei.

Aber selbst auf diesem anscheinend so friedsamen Gebiete wiederholte sich die große Gegnerschaft. Der Kantor, als eingeschworener Dzierzonianer, war Anhänger der alten Schule und glaubte an das Dreiwesensystem, während Leonhart ein Schüler des in der Imkerwelt berühmten Bienenpfarrers Gerstung von Osmannstädt war und an dessen Lehre vom Einwesensystem glaubte.

So ging es selbst hier nicht ohne Meinungsstreit und von Krypfs Seite nicht ohne Erbitterung ab.

Leonhart hatte sich ein Bienenhaus nach den neuesten Erfindungen und Verbesserungen bauen lassen.

Krypfs Bienen wohnten in Strohkörben auf dem Kirchhof. Den Friedhof mit seinen Gräbern fand Leonhart nicht den geeigneten Ort, um Bienenzucht zu treiben, aber der Kantor pochte auf ein altes Recht, und der junge Pfarrer mochte den Alten nicht gar zu sehr erbittern. So ließ er's bestehen.

Heute nun hatte es sich zugetragen, daß zur Mittagsstunde, als die Sonne am heißesten vom Himmel schien, eins der „Völker" Leonharts ausgeschwärmt war. Das war Ende Mai etwas Ungewöhnliches. Krypf, zu dem das Gerücht mit der bekannten Lauffeuergeschwindigkeit gedrungen war, hatte seinen Ohren nicht trauen wollen. In seinem grauen Lüsterhausröckchen, das faltige Sammetkäppchen auf den langen grauen Locken, die lange Pfeife in der Hand, war er nach dem Pfarrgarten hinüber gewandelt, um sich mit eigenen Augen vom Tatverhalt zu überzeugen. Und es verhielt sich wirklich so.

Der Schwarm hatte sich am Ast eines nahen Birnbaumes festgesetzt und Leonhart hatte ihn abstreifen und in eine seiner Kunstwohnungen einsetzen können.

„Selbst die Immen haben bei ‚dem' etwas Vorwitziges!" ärgerte sich der Kantor. Im stillen hoffte er, daß der Schwarm sich in dem Kunstwabengehäuse nicht gefallen möchte. Einstweilen freilich schien er sich recht wohl zu fühlen.

Sie standen außen vor den Fluglöchern, vor denen die Bienen mit Summen und Sausen spielten, als Gunne dazu kam.

„Grüß Sie Gott, Fräulein Gunnchen!" sagte der Kantor, der Lies und Gunne im Klavierspiel unterrichtet hatte und den „Klosterfräuleins", trotz Leonharts, gut war.

Gunne erwiderte den Händedruck des alten Lehrers herzlich.

„Wie geht's, Herr Kantor?"

„Ja, was soll ich sagen? Man wird alt. Aber . . ." — hier streifte ein grimmiger Seitenblick den Pfarrer — „ich sehe gottlob doch noch immer meinen Mann. Diejenigen, die vielleicht mit Händereiben zu sich sagen: ‚der alte Kantor hat bald abgewirtschaftet', die sind auf'm Holzweg. Die werden sich noch wundern."

Leonhart legte seinem Erzfeind friedlich die Hand auf die Schulter: „Kommen Sie, Herr Kantor, wir wollen uns doch 'mal die Völker von innen besehen."

Doch das war dem Alten besonders verhaßt: diese vorwitzige Topfguckerei in die geheimen Werkstätten des Schöpfers aller Dinge! Bei seinen braven Bienenkörben geschah so 'was nicht. Es wäre auch freilich unmöglich gewesen.

„Die Kantern wartet daheim mit dem Kaffee," sagte er, „also Gott befohlen!"

Mit diesem schönen, aber hier nicht ganz von Herzen kommenden Gruß zog er ab. Leonhart gab ihm höflich das Geleit bis zur Haustür.

Als der Pfarrer zurückkehrte, lachte er voll Schelmerei, sprang wie ein übermütiger Junge und sang nach der Weise eines bekannten Gassenhauers halblaut einen Spottvers, den der große Jungimker Gerstung selbst seinen Widersachern in den Mund gelegt:

„Strömt herbei, ihr Imkerscharen,
Heut' wird Gerstung hingericht'!" ꝛc. —

Dann schlüpften alle durch das niedere Türchen in das Innere des Bienenpalastes. Aline tat ein paar Stückchen morsches Holz in das Räuchermaschinchen, zündete sie an und blies den Rauch in die Bienenbehausung, deren Deckel Albert abgehoben hatte. Vorsichtig und ruhig hob der Pfarrer eine der in Rahmen steckenden Kunstwaben nach der anderen heraus. Die drei steckten eifrig die Köpfe zusammen und prüften die schon bebauten Zellen auf ihren Inhalt. Schon kündeten mehrfach „bedeckelte" Zellen das Vorhandensein von Brut an. Schon wogen einzelne Waben schwer von Honig.

So eifrig waren sie bei dieser Untersuchung, daß Gunne im Augenblick wirklich nicht an Vacha dachte.

Da rief Aline: „Nein, aber so 'was!"

An der offenen Bienenhaustür stand Vacha. Gunne wurde nacheinander rot und blaß. Zum Glück achteten Leonharts eben nicht auf sie. Sie begrüßten den seltenen Gast mit Händedrücken.

Aline blitzte ihn freilich aus den schwarzen Schelmenaugen ein wenig spöttisch an.

„Was hat den Einsiedler denn dazu vermocht, 'mal herunter unter uns alltägliche Leute zu kommen?"

Vacha lächelte liebenswürdig und sagte mit einem ganz flüchtigen Blick auf Gunne: „Der Zug des Herzens, Frau Pfarrer."

„Erlauben Sie, daß ich Sie meiner Cousine, Gunne Höllen, vorstelle," begann Leonhart.

Vacha ließ ihn nicht zu Ende kommen.

„Wir kennen uns schon," sagte er und tauschte auch mit Gunne einen Händedruck aus.

„Ja," sagte Gunne. Und dann erzählte sie von ihren beiden romantischen Besuchen in Wüstenkaltheim. Sie erzählte fast kind-

lich einfach, und die Art, wie sie sich selbst erwähnte, zeigte, daß sie ungewöhnlich wenig Eitelkeit besaß.

Vacha beobachtete sie genau. Sie gefiel ihm, und ihr Wesen war ihm sympathisch, wie das erste Mal. Aber er war heute ganz kühl, ganz unverliebt, so daß er die Szene im Torfstecherhäuschen kaum noch begriff. Eben, wie sie neben Leonhart stand, fiel die Familienähnlichkeit der beiden auf. Sie hatten das gleiche goldrote Haar und die gleiche weiße und zarte Haut. Auch in ihrer gesunden Kraft und dem kindlich heiteren Wesen glichen sie einander. Beide waren stämmig mit breitem Brustkasten und runden Schultern. Die Neigung zur Beleibtheit, die sich bei Leonhart bereits in einem kleinen Ansatz zum Prälatenbäuchlein bemerkbar machte, konnte aus Gunne, wenn sie in die Jahre kam, eine recht umfangreiche Dame werden lassen. Er sah sie wie in einer Vision um zwanzig Jahre älter!

Von dieser kühlen Musterung ließ sich Gunne natürlich nichts träumen. Sie vermied es, Vacha anzusehen, weil sie fürchtete, ihre Gemütsbewegung zu verraten. Aber seine Gegenwart erfüllte sie mit unnennbarem Glück.

Man durchwanderte den hügeligen Pfarrgarten. Aline, unter deren glücklicher Hand und still schauendem Blick alles wunderbar gedieh, zeigte stolz ihre Frühlingsbeete, ihre blühenden Edelobstbäumchen.

Vacha, der „überspannte Zelot", und Leonhart, der „platte Rationalist", mit welchen Beiworten einer den andern gelegentlich bezeichnete, vertrugen sich heute einmal sehr gut. —

Während dann Gunne der Pfarrerin bei der Herrichtung eines gastlichen Kaffeetisches half, unternahmen die Herren einen Gang durch das Dorf; denn den Pfarrer Leonhart verlangte danach, dem eisernden Wüstenkaltheimer auch einmal zu zeigen, was er letzthin für seine Gemeinde getan hatte.

22.

Vor dem Dorf auf einer der Gauawiesen stand ein neugebauter Schuppen und in diesem wohnte eine funkelnagelneue Dreschmaschine mit Petroleummotor, die Leonhart auf Gemeinderechnung für gemeinsame Benutzung der Bauern angeschafft hatte. Die Anschaffung, die der Gemeinde zunächst eine Schuld aufbürdete, war nicht ohne harten Kampf gegen die Partei Krypf durchgesetzt worden.

Etwas weiter in den Bergen stand eine zweite Schöpfung des Pfarrers: ein Gemeinde-Kalkofen.

„Sehen Sie, gemeinsames Vorgehen ist alles," sagte Leonhart mit herzlichem Behagen. „Die Leute brauchen wirklich nicht zu hungern, oder in Schulden zu geraten, bis der Wucherjude ihr letztes bißchen Land an sich gebracht hat, wie es hier der Fall gewesen. Sie müssen nur angeleitet werden, ihre Gemeindewirtschaft rationell zu betreiben. Nun, und meine Niedergauschacher sind nicht ungelehrig."

Vacha schaute, hörte und schwieg. Seine Gedanken mochte er eben nicht laut werden lassen. Er dachte aber: ‚Habt ihr nur keine Augen dafür, daß ihr mit eurer Sorge um die Angelegenheiten dieser Welt die christliche Lehre für bankerott erklärt? Daß ihr mit vier Pferden und im Galopp auf den breiten Landstraßen eures Rationalismus aus der Kirche heraus fahrt?! Der Geist Christi kommt nicht mit Dreschmaschinen, Kalköfen und Darlehnskassen.'

Aber er schwieg, denn er wollte jetzt nicht streiten. Ihm war, als müsse er seine ganze Kraft und Sammlung für die Unterredung mit Gunne aufbewahren.

Und das war vielleicht nur der Anfang! Vielleicht mußte er die Schwäche einer kleinen Stunde nun mit einer lebenslangen verdoppelten Anspannung aller seiner Kräfte bezahlen.

Während der Amtsbruder ihm mit Hingebung vorrechnete, wie bald sich die Dreschmaschine voraussichtlich bezahlt gemacht haben würde, dachte Vacha: ‚Es war die Dämmerung — und der Mondschein — und die Müdigkeit, die ihr diese unendliche Weichheit gab! — denen erlag ich.'

Aber Leonhart begnügte sich auf die Länge nicht mit Monologen. Ging der Vacha von selbst nicht aus sich heraus, nun, so wußte er ihn schon zu fassen.

„Ist es übrigens wahr," fragte er, als sie heimwärts schlenderten, „daß Sie Ihre jungen Burschen, wenn ein Kind in Aussicht ist, nötigen, das Mädchen gleich zu ehelichen? Man erzählt es."

„Ja, sicherlich. Wundert Sie das? Das ist ganz einfach Pflicht."

Herzogin von Teschen. Nach einem kolorierten Kupferdruck

(Reproduziert nach der Publikation der Reichsdruckerei zu Berlin. Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin.)

„Ja, ja, gewiß. Ich kanzel' meine auch gehörig ab, den Burschen, wie das Mädel. Natürlich soll die Liederlichkeit nicht sein. Aber man macht ein Unrecht mit einer Torheit nicht gut. Wenn Sie aus diesen vielfach recht unreifen Sündern, die gar noch nicht im stande sind, eine Familie zu erhalten, Eheleute machen, dann züchten Sie direkt Proletariat. Diese jungen Taugenichtse haben nichts und sind nichts und setzen einen Haufen Kinder in die Welt, die sie nicht einmal ernähren, geschweige denn erziehen können."

„Glauben Sie denn, daß die Kinder schwerer zu versorgen sind, wenn der Vater mit helfen muß, als wenn es die Mutter allein tut?"

Leonhart, der sich nicht ganz richtig verstanden fühlte, setzte nochmals die wirtschaftliche Gefahr der zu früh und ohne soliden materiellen Boden geschlossenen Ehen auseinander.

„Die menschliche Schwachheit werden wir leider niemals austilgen," schloß er.

„Aber wir werden sie bis aufs Blut bekämpfen," sagte Vacha hart.

Leonhart schüttelte den Kopf. ‚Menschenfresser!' dachte er.

Er ahnte freilich nicht, daß Vachas eifernder Grimm eben gegen sich selbst gerichtet war.

Leonhart, der so jung aus Neigung geheiratet hatte, in seiner Ehe volle Befriedigung gefunden hatte und obendrein mit einem sehr ausgeglichenen, ruhigen Temperament gesegnet war, wußte nichts von den Kämpfen und Anfechtungen, die in Vachas nervös reizbarem und leidenschaftlichem Naturell lagen. —

Die Stimmung wurde jedoch wieder eine friedfertig-heitere, als man zu viert um Frau Alinens Kaffeetisch in der Rosenlaube saß.

Gunne hatte das Gleichgewicht zurückgewonnen. Aus ihren goldbraunen Augen leuchtete tiefes Glück, aber das hinderte sie nicht, auch vergnügt zu sein. Sie neckte sich schlagfertig keck mit ihrem Vetter herum.

Vacha beobachtete sie mit einigem Erstaunen. Dieser Ton war ihm fremd und er wußte nichts damit anzufangen. Was sollte er, der in allem den furchtbaren Ernst fühlte, mit lachendem Übermut?

Er sagte sich, daß sie unter seiner Leitung diesen Übermut nicht lange behalten würde.

Auf einmal kam etwas Langes, Schwankes unsicheren Schrittes den Gartenweg hinaufgetänzelt: — Biensaam!

Noch nie war Gunne über den Anblick eines Menschen so erschrocken gewesen. Sie verfärbte sich. Was sollte nun aus dem wichtigen Gespräch mit „ihm" werden?!

Während Leonharts den neuen Ankömmling begrüßten, warf sie einen Blick banger Frage auf Vacha. Er antwortete mit einem ruhigen und zuversichtlichen Lächeln, welches zu sagen schien: Fürchte nichts, der soll uns nicht hindern.

Sie war sofort beruhigt.

„Je mehr Gäste, desto lieber," sagte Aline mit Hausfrauenstolz. „Wie manche so schwerfällig sein können, daß sie sich vor jedem ungebetenen Besucher erschrecken, wie z. B. die Pfarrerin Retzlob von Kaltenfranken, das versteh' ich nun gar nicht."

„Die Pfarrerin Retzlob hat aber einen kranken Mann und sechs Kinder," wandte Vacha ein.

„Wenn a'ch. Sie hat die sechs Kinder doch nicht auf einmal gekriegt."

Aline dachte: ‚Hätt' ich nur sechse, ich wollt' euch schon zeigen."

Albert Leonhart drohte mit dem Finger und mahnte freundlich: „Kindchen, Kindchen! Sollen wir Pharisäer sein?"

„Na, ich sag' nur, was wahr ist, Schnucki," meinte Frau Aline unbekümmert und ging in ihrer ruhig fraulichen Art, um für den Kandidaten eine Tasse zu holen.

Biensaam setzte sich auf einen der Gartenstühle, lehnte sich zurück, streichelte mit der linken Hand sein keimendes Kinnbärtchen und schaute aus seinen kurzsichtigen und unklaren blauen Augen nach Vacha hin.

Vachas langer seiner schwarzer Lutherrock und sein edel geformter, interessanter Kopf hatten auch für Biensaam etwas Bestechendes. Leonhart, der in Lodenrock und Wadenstrümpfen herumstieg und mit Vorliebe über Tische sprang (denn er war ein gewandter Turner), entsprach zu wenig dem Biensaamschen Idealbild eines Geistlichen. Leider nur schien Vacha, der dem Bild entsprach, eben jetzt so in sich gekehrt und streng abweisend, daß Biensaam, der wahrlich nicht an Schüchternheit litt, nicht recht wagte, ihn anzureden.

Gunne fragte nach Hilmar und Käthchen.

„Die Kinder sind mit der Frau Ba-

ronin in den Wald hinaus, mich aber zog es mehr noch als an die Brust der Natur an das Herz mitfühlender Freunde."

„Das ist recht, Herr Kandidat," sagte Leonhart, „und hübsch, daß Sie dabei an uns dachten."

Biensaam hätte wahrheitsgemäß antworten können: ‚Ja, weil ich leider nicht die Wahl habe.' Allein er sagte pathetisch: „Der deutsche Mann hat ein tiefes Bedürfnis nach Natur und Freundschaft."

„Nur der deutsche?" fragte Vacha mit einiger Ironie.

„Er vor allen anderen!"

„Woher wissen Sie das?"

„Das fühle ich hier!" rief Biensaam und schlug sich vor die Brust.

„Aber Nichtdeutsche fühlen das vielleicht auch hier." Vacha ahmte Biensaams Geste nach. „Ich für mein Teil glaube nicht an eine nationale Besonderheit in diesem Fall. Sollte da nicht etwas angenehme Selbsttäuschung, — um nicht zu sagen Selbstbeweihräucherung, vorliegen?"

Biensaam verzog das Gesicht, als habe er unversehens etwas sehr schlecht Schmeckendes auf die Zunge bekommen, und erhob klagend beide Hände.

„O weh! O weh! O weh!" rief er in einzelnen kleinen Ausschreien.

Dieser Entsetzensausbruch sah sich so komisch an, daß Vacha, Leonhart und Gunne in Lachen ausbrachen. Sie lachten so herzlich, daß Biensaam mitlachen mußte.

Aber Vacha gedachte dem Kandidaten, dem es offenbar wieder nach „dem Gedankenaustausch mit einem akademisch Gebildeten" gelüstete, noch mehr Grauen einzuflößen. Denn ihm selbst lag heute weniger als nichts an einem längeren Gedankenaustausch mit Biensaam.

„Wissen Sie, mein lieber Herr Kandidat," sagte er, „es gibt ja gar nichts Geist- und Geschmackloseres, als das Schwelgen in nationalen Phrasen, wenn man mitten unter seinen Landsleuten im eigenen Lande ist und von keinem Gegner angegriffen. Darin stimmen Sie mir sicherlich bei. Das ist die Löwenhaut, nach der der Esel langt, um sich zu drapieren. Beweisen wir doch unseren Wert durch das, was wir sind und was wir leisten, und überlassen wir es anderen, uns zu rühmen."

„Wenn's die anderen aber nicht tun?" meinte Biensaam.

Vacha lächelte fein. „Dann können wir vielleicht auch ohne Lob bestehen."

„Und über Deutschlands Herrlichkeit, über die hohen Tugenden unseres Volkes sollen wir schweigen, als müßten wir uns ihrer schämen? Wie?"

„Ja, wie der anständige Mensch über die eigenen Tugenden schweigt. Betätigen sollen wir sie. Und verlangt's uns danach, Tugend zu preisen, so wollen wir diese doch erst einmal bei unseren Nebenmenschen zu sehen und anzuerkennen suchen. Welcher unter euch kann Gott lieben und den Nächsten hassen? Welcher kann seinen Nächsten gering schätzen und sein Volk rühmen? Eines ist Phrase."

Biensaam schüttelte wehmütig den Kopf.

„O, Herr Pfarrer Vacha!" sagte er betrübt, aber entschieden, „das tut mir leid; — sehr, sehr leid."

„Was tut Ihnen so leid?"

„Diese vaterlandslose Gesinnung bei Ihnen zu entdecken. Ja, das ist wirklich sehr schade."

‚Jetzt hat er genug von mir,' dachte Vacha befriedigt.

Leonhart suchte zu vermitteln.

„Die Vaterlandsliebe ist doch nicht so selbstverständlich, wie die Ichliebe. Sie muß deshalb auch gepflegt werden. Wie soll sie das Volk plötzlich zu Opfermut und Heroismus begeistern, wenn es sich ihrer nie bewußt worden ist?"

„Das Echte ist eben da und wird im Fall der Not auflohen, wie Himmelsfeuer," sagte Vacha zu Leonhart, und sah ihn mit weit geöffneten, groß und streng blickenden Augen an. „Übrigens meinetwegen pflegt an Vaterlandsliebe, was ihr wollt, — wenn ihr könnt! Aber wenn ihr damit erreicht, daß die, die euch hören, sich eo ipso für treu, bieder, fromm und stark halten und dies bei jeder Gelegenheit der Welt verkünden, dann habt ihr mit eurer Pflege einem Unkraut zum Wachstum verholfen."

Lebhaft, ja ziemlich erregt zog sich das Gespräch noch eine Weile hin, und zwar zwischen Leonhart und Vacha, — allenfalls warf Aline 'mal ein Wort ein. Biensaam öffnete zwar oft den Mund, um etwas Pathetisches beizutragen, allein er kam immer zu spät, denn bei den beiden Pfarrern folgten Rede und Gegenrede Schlag auf Schlag.

Gunne lauschte andächtig.

Die Pfarrmagd Mile endete die Diskussion, indem sie mit der Meldung kam, die Mädchen wären da.

Die „Mädchen" waren der heurige Konfirmandinnenjahrgang, dem die Pfarrerin Unterricht in der Gärtnerei erteilte.

Die pflichteifrige Aline machte sich sogleich auf, und die anderen begleiteten sie.

Mit der Gefolgschaft von zehn mageren Dorfbackfischchen, die mit den glatt angestrichenen Scheiteln und festgedrehten Zopfnestern im Nacken überaus sittsam, aber nicht gerade sinnbetörend anzusehen waren, ging es nach dem Stückchen in Gartenbeete geteiltes Ackerland, das die Gemeinde auf Veranlassung des Pfarrers zu diesem Zweck hergegeben hatte.

Dann überließ man die Gärtnerinnen ihrem Jäten und Pflanzen und machte sich auf den Heimweg.

„Gehen Sie ein Stück mit nach Klostergauschach herauf," sagte Vacha leise zu Leonhart, „und unterhalten Sie den Biensaam. Ich möchte nämlich noch mit Ihrer Cousine ein neulich unterbrochenes ernstes Gespräch beenden. Sie nehmen wohl mit dem Herrn Kandidaten die Tête, ja?"

Er sagte es bestimmend und dabei so unbefangen, daß Leonhart nie und nimmer auf den wirklichen Charakter dieses „ernsten Gesprächs" gekommen wäre. Dieser dachte an eine Unterredung seelsorgerischer Natur und freute sich im stillen schon, daß Vachas Überspanntheiten bei der gesunden heiteren Gunne nichts ausrichten würden.

Im übrigen war er gern gefällig und übernahm mit seinen langen Schritten an Biensaams Seite die Führung.

23.

Vacha begann sofort: „Was ich Ihnen heute zu sagen habe, ist sehr ernst."

„Dir," verbesserte Gunne in zärtlich bittendem Ton.

„Dir," wiederholte er nachgiebig. „Aber vielleicht ist es das letzte Mal, daß wir einander so anreden dürfen."

Gunne machte eine Bewegung des Schreckens.

„Ja," fuhr er ruhig fort, „die Entscheidung darüber liegt nur bei Dir. Bei Dir allein. Neulich haben wir uns beide von unserem starken Gefühle überrumpeln lassen, ohne uns der Schwere des Schrittes und seiner Tragweite ganz bewußt zu sein. Für Dich, die Du ein junges Mädchen bist, war das ganz in der Ordnung. Von mir war es ein großes Unrecht."

Wieder machte Gunne eine unwillkürlich abwehrende Bewegung.

Er fuhr fort: „Ja, es war ein großes Unrecht, — besonders an Dir. Du glaubst, mich lieb zu haben und kennst mich gar nicht. Du wußtest nicht, was Du tatst, als Du Dich mir so einfach versprachst. Ich aber wußte es und hätte es bedenken müssen, ehe ich Dich an mich riß, mein armes Kind."

„Ich begreife nicht . . ." fing Gunne an.

„Du wirst begreifen, Liebste, wenn Du mich anhörst."

Aber Gunne konnte jetzt nicht schweigen. „Warum machst Du ein Unrecht aus unserem Glück, das so schön und natürlich ist?! Warum dürfen wir uns nicht aneinander freuen, wie alle anderen?"

„Wie alle anderen, — die eben einfach ihren niedrigen Leidenschaften und Trieben folgen! Die nach Christi Lehre leben, sollen eben nicht tun, was alle anderen tun, nicht dem Irdischen nachjagen, wie ‚alle anderen', sondern dem Heil der Seele."

„Aber das Liebhaben schadet der Seele doch nichts? — Gewiß nicht!"

„Das hängt ganz von der Art des Liebhabens ab. Wenn das Liebhaben darin besteht, daß wir dem geliebten Menschen wahrhaft dienen und ihm helfen, daß uns sein Wohl so nahe liegt als das eigene, dann ist es ganz gewiß etwas Heilsames und Köstliches. Wenn es uns aber dahin führt, Lust und Genuß zu suchen, wenn ..."

Er brach kurz ab.

Gunne senkte den Kopf. Eine so tiefe Niedergeschlagenheit überfiel sie, daß sie hätte tot sein mögen.

Er fuhr fort: „Versteh mich, Kind: nur ich habe gesündigt, nicht Du. Ich habe einer Schwäche nachgegeben, ohne zu bedenken, daß ich mit den schwerwiegenden Folgen nicht mich nur belastete, sondern auch Dich."

„Willst Du mich los sein?" fragte Gunne schroff. „Sag's nur."

Auf eine so grobe Frage war er nicht gefaßt gewesen. Sie machte ihn bestürzt, und er fühlte in diesem Augenblick nur das

eine: ‚Jetzt nicht merken lassen, daß ich «ja» sagen möchte!‘ Nein, das wollte er nicht. Es wäre zu kränkend für sie, zu erniedrigend für ihn selbst gewesen.

Er sagte darum im Ton eines sanften, aber ernsten Vorwurfs: „Gunne!“

„Ja ... hast Du mich denn eigentlich lieb?“ fragte sie im Ton vorwurfsvollen Zweifels.

„Du fragst?!“

„Muß ich nicht zweifeln, wenn Du so redest? So fühlt man doch nicht, wenn man liebt.“

Er lächelte überlegen. „Siehst Du, mit Deinem: ‚man tut‘ und ‚man fühlt‘ wirst Du bei mir nicht auskommen. Ich bin nicht ‚man‘, sondern ‚ich‘. ‚Man‘ macht vieles anders als ich. Und das ist es gerade, was ich Dir sage: Du glaubst mich zu lieben, aber Du kennst mich gar nicht. Darum stellst Du Dir das Leben an meiner Seite wahrscheinlich ganz anders vor, als es werden muß. Ich bin nicht für Behagen und Freude gemacht, wie Dein Vetter. Ich habe Tag für Tag einen schweren Kampf gegen das Niedrige, Böse in meiner Natur zu kämpfen, dem ich unterliegen würde, wenn ich nicht fort und fort bis an die Zähne in Waffen steckte. Kannst Du Dir das denken?“

„Ich muß es wohl, da Du es sagst; aber begreifen tu ich es nicht. Du bist ja viel besser und frömmer als andere Menschen.“

„Nichts von alledem, Liebste, — nur vielleicht wachsamer. Das einzige Gute an mir ist, daß ich gegen die Sünde in mir ankämpfe.“

„Aber was ist denn das für Sünde?!“

„Ihr Name ist: Trägheit, Eitelkeit, Genußsucht, Überhebung, Ehrsucht, Lust zur Macht. Genügt das nicht?“

Gunne überlegte ein wenig. Dann sagte sie: „Davon hat wohl jeder Mensch sein Teil.“

„Das entschuldigt den einzelnen nicht.“

„Aber man ... die Menschen meine ich, sind deshalb doch ganz vergnügt.“

„In vielen ist das Böse weniger stark als in mir, weil sie selbst weniger stark sind, als ich. Andere finden sich auf oberflächliche Weise mit dem unchristlichen Wesen ab. Noch andere sind sich dessen kaum bewußt. Über andere will ich gar nicht richten. Aber ich für mein Teil bin mit allerlei Kräften ausgerüstet worden und unterscheide scharf. Bei mir heißt es darum: entweder — oder. Ich kann siegen oder untergehen in dem Streit, — ihm ausweichen kann ich nicht.“

Gunne atmete tief aus beklommenem Herzen. Sie sagte: „Vielleicht fürchtest Du, ich könnte Dich in diesem Streit stören?“

„Nein, Gunne, darin kann mich niemand stören, — ich würde es keinem Menschen gestatten, keinem — auch meiner Frau nicht. Nur: Du mußt wissen, was Du auf Dich nimmst. Es ist kein leichtes Leben, was ich Dir zu bieten habe. Kein Wohlleben! Meine Frau muß eine gegen sich harte, tapfere Mitkämpferin sein. Sie muß entsagen und entbehren. Sie muß ein Leben der Selbstentäußerung, der Armut wählen. Ich würde tausendmal Leiden über Dich bringen und kein anderes Glück für Dich haben, als das, was im Überwinden selbst liegt.“

Gunne sah ihn groß und offen an. „Wenn Du mich lieb hast? — Gerne!“

Der Freimut und die tiefe, warme Zärtlichkeit in ihrem Ausdruck waren so bezwingend, daß sie wie ein Feuer auf ihn übersprangen.

Da war mit einemmal wieder die Erregung und das heiße Begehren nach ihr! Er hätte sie am liebsten, wie neulich, an sich gerissen und mit Küssen fast erstickt.

Doch heute beherrschte er sich. Er hätte sich auch beherrscht, wenn sie nicht auf der Waldstraße gegangen wären, mit Leonhart und Bienfaam um hundert Schritt voran.

Gunne ahnte nicht, was in ihm vorging, während er eben schwieg und mit gesenkter Stirn neben ihr herging.

Sie versuchte, sich das Asketenleben, von dem er sprach, mit recht schwarzen Farben auszumalen; aber es wollte nicht schreckhaft wirken. Mit ihm, bei ihm, für ihn! Nein, davor konnte sie sich wirklich nicht fürchten! Ihr graute nur vor einem: dem Weiterleben *ohne* ihn.

„Dies alles hast Du ja nicht gewußt, liebe, süße Gunne,“ sagte er jetzt mit weicher Stimme. „Du konntest es nicht wissen. Als Du mir versprachst, mir zu gehören, wußtest Du nicht, was das heißen wollte. Darum soll Dich Dein Wort nicht binden. Ich gebe es Dir zurück. Heirate einen anderen, der Dir ein freundlicheres Los bereitet — und werde glücklich.“

Gunne schüttelte den Kopf. Als er ihr unter den Hut sah, bemerkte er, daß ihre Augen voll Tränen standen.

Da kam es ihm stark zum Bewußtsein, wie sehr es in seiner Hand lag, dies herrliche junge Wesen zu quälen oder zu beglücken.

Und gleichzeitig fühlte er, daß er es doch schmerzlich und bitter empfinden würde, wenn sie dem ihr eben erteilten Rat folgen wollte.

Dies süße Geschöpf einem anderen überlassen müssen?! — Daß ein anderer diese wunderbar roten Lippen küssen sollte?! Ein anderer diesen alabasterweißen Leib umschlingen?! —

„Nein!“ sagte er plötzlich hart.

Sie schaute fragend auf.

„Nein, ich will nicht von Dir lassen, Gunne, wenn Du trotz alledem mein Weib sein willst.“

Sie lächelte ihn unter Tränen glückselig an.

„Ich will Dir gehorsam sein, wie eine Magd! Nur hab' mich lieb!“

„Gunne ... wären wir nicht auf der Landstraße! Du solltest fühlen, daß ich Dich liebe! — Mein Herz! Mein Märchenkind! Mein süßes Glück!“

Er mußte wenigstens in leidenschaftlichen Worten liebkosen.

Seine Stimme bebte vor Erregung. Ganz neue Empfindungen wachten in ihm auf: das stolze Glück freiwillig übernommener Verantwortung für ein anderes Leben. Er zweifelte in diesem Augenblick nicht daran, daß er die Kraft haben werde,

Aus unserer Bildermappe:

Nach einem Kupferdruck.
(Reproduziert nach der Publikation der Reichsdruckerei zu Berlin. Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin.)

nicht nur sein eigenes, sondern auch dieses Weibes Leben so gestalten zu können, wie er es wollte.

So ward also das Verlöbnis besiegelt.

24.

Leonhart war allein umgekehrt.

In Maienpracht und Abendfrieden lag Klostergauschach, welches Vacha eben, in Begleitung Gunnes und Biensaams, zum ersten Male betrat.

Vom Wirtschaftshof her tönten die Stimmen des Getiers: das aufgeregte scharfe Schnattern der von der Hut heimkehrenden Gänse, das tiefe behäbige „Naad, naad, naad" der Watschel-Enten, das einzelne Aufblöken einer unzufriedenen Kuh und das vielstimmige „Mäh" der Schafe.

Aber die Hofgebäude mit ihren weißbeworfenen Fachwerkwänden und roten Ziegeldächern schimmerten nur ein wenig durch das grüne Maienlaub des Gartens.

Garten und Herrenhaus waren im Zopfstil: beschnittene Buchsbaumhecken und Urnen, geschweifte Brücken über die den Garten durchfließende Hundsbach, die einen Forellenteich speiste. Hohes Schilf umkränzte diesen Teich, und in seiner Mitte befand sich ein Inselchen, auf dem, wiederum genau in der Mitte, eine steinerne Gedächtnisurne unter einer Trauerweide stand.

Der Garten mit seinen grotesken Anlagen lag für die vom Tal Kommenden zur Linken; zur Rechten, etwas höher, das Herrenhaus. Dieses machte einen sehr freundlichen Eindruck mit seiner hellen Fassade, den grüngestrichenen Türen und Fensterläden, dem verschnörkelten Frontispize über dem steinernen Balkon, dem hohen und gebrochenen Ziegeldach mit seinen Ochsenaugenfensterchen.

Zahlreiche niedere Steintreppchen geleiteten von einer der Bergterrassen zur anderen.

Die breiten, behaglich schönen Anlagen und die herrliche Lage der Ansiedelung erinnerten an das einstmalige reiche Kloster.

Die abendliche Sonne überflutete eben das Ganze mit rötlich warmem Licht, verlieh allem die günstigste Beleuchtung.

Der Anblick wirkte unerwartet stark auf Vacha. Daß dies Gunnes Heim war, machte sie ihm zu etwas Neuem. Der Lebensplan, den er eben für sie entworfen hatte und der ihm eben noch das Natürliche und einzig Richtige erschienen war, kam ihm angesichts dieses entzückenden Klosterhofs weit weniger natürlich und weniger einfach durchzuführen vor.

An einem Gartentisch, nahe dem Haus, saßen Natalie und die Kinder beim Putzen der heute gefundenen Maischwämme. Doch eben kam aus dem Haus die Bonne, um die kleinen Leute zu ihrem Abendbrot zu rufen.

Natalie blickte nach den Nahenden. Sie erkannte gleich Gunne und Biensaam, aber der dritte? Das war doch nicht der Max? Nein, der war ja auch zu Pferd nach Dietenhausen. Wer konnte es denn aber sonst sein?!

Sie fuhr Hilmar, der sich wie jeden Abend, wenn nicht gerade der Vater dabei war, gegen das Ins-Haus-geholt-werden auflehnte, unsanft an, so daß der Junge verblüfft abtrollte.

Dann ging sie, von staunender Neugier getrieben, den Ankömmlingen entgegen.

Bei diesen war die Unterhaltung, seit Leonhart sich von ihnen getrennt hatte, kaum weitergeführt worden. Vacha war stark mit seinen Gedanken beschäftigt; Gunne störte das „Sie", mit dem sie ihn in Biensaams Gegenwart wieder anreden mußte, sie vermied darum das Anreden lieber ganz. Und Biensaam hatte sich eben, Leonhart gegenüber, so abfällig über Vachas „Gesinnungslosigkeit" geäußert, daß er jetzt nicht gleich einen unbefangenen Ton fand.

„Die Baronin?" fragte Vacha, als er Natalie auf sich zukommen sah.

„Ja," antworteten Gunne und Biensaam einstimmig.

Wie wenig, — wie gar nicht glich sie ihrer Tochter! Diese schmächtige, zarte Brünette mit den tief umschatteten großen Augen und dem Ausdruck einer konventionellen Liebenswürdigkeit in den schlaffen Zügen! Sie lächelte eben das bekannte gesellschaftliche Begrüßungslächeln der Damen, voll unechter Herzlichkeit und unechter freudiger Überraschtheit.

„Mama, der Herr Pfarrer Vacha, — von Wüstenkaltheim," sagte Gunne.

Jetzt aber freute sich Natalie wirklich. Ihr Lächeln wurde noch um einige Grade verbindlicher.

Vacha verneigte sich weltmännisch und sagte etwas zur Entschuldigung der unbesuchsmäßig späten Stunde seines Kommens.

„Ach, mein lieber Herr Pfarrer," sagte Natalie sentimental, „wir sind Ihnen ja so unendlich zu Dank verpflichtet! Was wäre neulich aus unseren armen Kindern geworden, ohne Ihre gütige Hilfe! Mein Mann wollte sich immer selbst bei Ihnen bedanken, aber er hat jetzt so viel Arbeit auf den Feldern, daß er zu nichts kommt. Wie ein echter Samariter haben Sie an den Kindern gehandelt; ja, recht wahrhaft christlich!"

‚Recht wahrhaft christlich!' höhnte sich Vacha im stillen aus.

Diese Baronin, seine zukünftige Schwiegermama, schien die überschwengliche und frömmelnde Redeweise zu haben, die er von einigen seiner Berliner Verehrerinnen her so gut kannte.

Er lächelte und entgegnete: „Wenn christlich handeln immer so selbstverständlich und angenehm wäre, dann gäbe es lauter musterhafte Christen, Frau Baronin."

Die großen Augen der kleinen Frau blickten schwärmerisch zu ihm auf: „O, ich weiß mehr von Ihnen, als Sie denken. Ich weiß, daß man Sie hoch verehren muß!"

Natalie war in der Tat entzückt, den jungen Geistlichen kennen zu lernen, von dem das Gerücht ging, daß er wie ein Heiliger lebe. Ihr Gemüt und ihre Phantasie dürsteten nach einem derartigen Gegenstand hingebender Bewunderung. Sie wollte anbeten können, wie es im Grunde aller Frauen tiefstes Bedürfnis ist. Nun entsprach auch im Äußeren dieser Vacha allem, was sie sich von einem edlen Priester erträumte. Schon sah sie sich im Geist als gläubige Lieblingsjüngerin zu seinen Füßen sitzen. Ihr Gefühl und ihre Phantasie würden schwelgen! Ein neues Leben konnte dieser Mann ihr bringen! —

Aber Gunne kam mit der Frage nach dem Vater dazwischen.

„Der ist in Viehhandel-Angelegenheiten auf dem Hof. Er verkauft Schweine, glaub' ich."

„Ich will ihm sagen, daß . . ."

Gunne vollendete den Satz nicht. Sie warf den breitkrempigen Strohhut einfach auf den Rasenplatz, an dem man stand, und rannte wie der Wind davon.

„Sie ist noch das reine Kind," sagte Natalie entschuldigend. „Ich fürchte, sie wird nie zu einem erwachsenen, verständigen Menschen werden."

„Ja?" meinte Vacha zerstreut.

Biensaam war im Haus verschwunden, Gunne fort. Er fand sich mit der Baronin allein. Warum konnte er nicht sein Anliegen der Mutter ebensogut vortragen, wie dem in Viehhändel vertieften Vater? —

Natalie hatte mit ihrem interessanten Gast jetzt an dem Gartentisch Platz genommen, auf dem noch die Abfälle der geputzten Maischwämme lagen.

Sie sprach seufzend von der Lauheit der meisten Männer in religiösen Dingen.

Vacha hörte, gegen seine Gewohnheit, kaum zu.

„Frau Baronin," sagte er, als sie eine Pause machte, „ich komme mit einer sehr großen Bitte."

‚Ach,' dachte Natalie, ‚jetzt will er Geld für seine Armen! Das ist die Schattenseite von den pastörlichen Freundschaften.'

Sie seufzte heimlich ein wenig, denn Bargeld ist auf kleinen Landgütern ein kostbarer Artikel.

Aber wenn auch die kluge kleine Superintendentenfrau aus Milsfeld gesagt hatte, wer nicht betteln könne, dürfe nicht Pfarrer werden, verstand Vacha gerade diese Kunst nicht.

Er sagte zu Nataliens unbeschreiblichem Erstaunen: „Ich bitte Sie, mir Ihre Tochter Gunne zur Frau geben zu wollen."

Natalie war mehr als erstaunt, — sie war erschüttert! Und ihre erste, stärkste Empfindung war bittere Enttäuschung.

Sie hatte sich als verständnisvolle, geistesverwandte Freundin gefühlt und herrlichstes Erleben von dieser Freundschaft erträumt, und nun fiel sie so brutal aus den Wolken! Er war ein ganz gewöhnlicher Mann, der sich in ein kindisches junges Ding verliebte und nach Seelenverwandtschaft nichts frug!

Gunne! Auch er zog Gunne vor. Und warum? Einfach weil sie jung war. Nur darum. Er kannte sie ja kaum.

Sie war so fassungslos, daß sie sich zurücklehnte und beide Hände vor die Augen legte. So blieb sie regungslos.

„Ich verstehe Ihr Erstaunen," sagte Vacha sanft und ernst. „Wir haben uns ja nur dreimal gesehen. Aber das Empfinden, daß wir uns liebten, überfiel uns ganz jäh."

Daß wir uns liebten?! —

Natalie blickte verstört zu ihm auf. Wie edel er aussah! Wie geistig! Natürlich mußte man diesen Mann lieben und für ihn schwärmen. Aber paßte denn Gunne zu ihm? Die hausbackene, wilde, lustige Gunne? — O welcher Irrtum!

„Ich kann Ihnen leider keine bejahende Antwort geben, mein verehrtester Herr Pfarrer, so hoch ich die Ehre, die Sie uns, und besonders meinem dummen kleinen Mädchen, durch Ihren Antrag erweisen, schätze," sagte Natalie in etwas geheimnisvollem Ton. „Die Schwierigkeit liegt darin, daß wir einem uns sehr lieben Bewerber um Gunnes Hand bereits unser Einverständnis zu erkennen gegeben haben."

Natalie war plötzlich ganz durchdrungen von der Notwendigkeit, Gunne mit Max Gereuth zu verheiraten.

„Weiß Gunne dies?" fragte Vacha.

„Nein ... und ich bitte Sie auch, es ihr gegenüber nicht zu erwähnen. Sie ist noch so unbefangen, das gute Ding."

„Ja, das ist nun schlimm," meinte Vacha ruhig; „da bin ich allerdings recht störend dazwischen gekommen. Sie werden nun nicht umhin können, jenem begreiflich zu machen, daß ein anderer ihm zuvorgekommen ist."

„Ich weiß nicht, ob das so einfach sein wird," meinte Natalie zögernd, „und dann, mein lieber Herr Pfarrer, wenn ich ganz offen sein soll: der andere paßt, wie ich glaube, viel besser zu Gunne."

„Als ich?"

„Ja, und besonders auch sie paßt entschieden besser zur Gutsherrin als zur Pfarrfrau. Gunne ist ein liebes, gutes Kind, aber durch und durch nüchtern. Ihr Sinn geht auf das Reale. Das hat sie von ihrem Vater, dem sie überhaupt von allen meinen Kindern am meisten gleicht."

Vacha dachte, daß die Baronin wohl recht habe, wenn sie glaube, daß Gunne sich besser zur Gutsherrin eigne, als zu seiner Frau, — mehr noch als sie ahnte. Aber daran war nun nichts mehr zu ändern. „In diesem Fall steht wohl die letzte Entscheidung bei Gunne," sagte er, „und sie hat entschieden."

Natalie seufzte tief und preßte ihr stets nach Heliotrop duftendes Battisttüchlein gegen die Augen.

„Ich weiß, daß ich ein armer, bürgerlicher Landpfarrer bin," fuhr Vacha fort, „der seiner Frau keine sehr behagliche Existenz schaffen kann. Wenn ich es aber könnte, würde ich es nicht einmal wollen. Meine Frau muß viel zu entbehren willens sein. Das alles habe ich meiner lieben Gunne zu bedenken gegeben. Sie will es trotzdem mit mir wagen."

Natalie weinte ein wenig. Dann seufzte sie: „Ach, Herr Pfarrer, das Los einer Mutter ist hart! — All die Schmerzen, die Mühen, Sorgen und Nöte, bis man so ein Kind glücklich groß hat, und dann muß man es hingeben!"

Ihm schien in dieser Auffassung so viel Egoismus und so viel Undankbarkeit zu liegen, daß er staunte. Diese Frau hatte die Stirn, sich über ihr Los zu beklagen!

Er sah sie mit tiefem Ernst an und sprach ihr von anderen Müttern, die er kannte, von seinen armen Wüstenkaltheimerinnen, die bis zum äußersten Verbrauch ihrer Kräfte arbeiteten ohne ihre Kleinen vor Siechtum und Verkümmerung bewahren zu können.

Er sprach eindringlich leise und fand so ergreifende Worte, daß Nataliens schwache Nerven nicht stand hielten. Die ohnehin schmerzlich erregte Frau brach in ein krampfartiges Schluchzen aus.

Sie bemitleidete im Grunde freilich am leidenschaftlichsten sich selbst, weil sie sich ungeliebt, ungeschätzt und vernachlässigt fühlte.

„Mein Mann kommt gleich!" stieß sie mühsam hervor und eilte ins Haus, um sich in der Zurückgezogenheit ihrer Privatgemächer zu fassen und zu erholen. —

Vacha ging auf und nieder, betrachtete das Glashaus, das mit dem Herrenhaus verbunden war und die sauber geharkten langen Rabatten, die die Rasenplätze einfaßten. Die Ziersträucher waren zum Teil noch in Tannenzweige verpackt, denn hier in den Bergen kam der Sommer gar spät.

Ein alter Gärtner mit freundlichem Gesicht, der den Fußboden harkte, erklärte ungefragt, daß übermorgen, am Pfingstsonnabend, die Blumen aus dem Glashaus herauskämen.

„Und dann müss' Se 'mal wiederkomm', Herr Pfarr', — dann is's gar schön hier!"

Er sagte es mit dem Stolz des lange zum Haus Gehörenden.

„Kennen Sie mich?" fragte Vacha.

Painted by [illegible]

MRS C O S W A Y.

Published by V. and R Green Newman Street, Oxford Street. London Sept.r 1st 1787.

Nach einem Kupferdruck.
(Reproduziert nach der Publikation der Reichsdruckerei zu Berlin. Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin.)

Digitized by Google

„Ei freilich! Den Pfarr' von Wüſtenkalk'm werd mer doch kenn'?"

Vacha lächelte liebenswürdig. Es ſchmeichelte ihm ſogar ein wenig, daß er ſchon ſo „volkstümlich" war.

Endlich kam Gunne zurück, aber allein.

„Ich bin dem Papa überall nachgelaufen," berichtete ſie lebhaft. „Überall war er g'rad eben geweſen. Und nun iſt er mit dem Gruſenauer noch 'mal fort! Mit ihm und dem Zeidler."

„Wer iſt der Zeidler und wer der Gruſenauer? Du nennſt ſie, als ob ich ſie alle kennen müſſe."

„Der Direktor von der Aktiengeſellſchaft Gruſenau und unſer Brunnen-Mann. Sie legen nämlich eine neue Waſſerleitung nach Gruſenau hinunter. Wollen wir ihnen nach? Ich weiß ungefähr, wo man ſie finden wird."

Sie war voll frohen Eifers, roſig, ſtrahlend, — ſo verändert gegen die ſtille, ernſte Gunne von vorhin!

Ein Vöglein, das, nachdem es ſich unterm Regenſchauer geduckt, die Tropfen vom Gefieder ſchüttelt und nicht mehr an den Regen denkt.

‚Nicht nur ich bin es, der ſie ergreift', dachte er, ‚alles wirkt auf ſie und packt ſie. So viel Leben ſteckt in ihr!'

Sie war ihm noch nie ſo wahrhaft liebenswert erſchienen, als eben.

Und er fühlte zugleich den Dämon ſeines eigenen Naturells, der ihn zwang, was er liebte, zu quälen. Er hätte ſie warnen mögen: ‚Nimm Dich vor mir in acht! Meine Liebe tut nicht wohl.' Aber ſie hätte ihn weder verſtanden, noch ihm geglaubt

„Ich habe keine Zeit mehr, Gunne," ſagte er nur; „mein Weg iſt weit."

„Ach bleib doch noch! Bitte, bitte! Erwarte noch den Papa! Du kannſt ja ..."

Sie verſtummte erſchrocken vor ſeinem Blick, in dem etwas Unerbittliches lag.

„Verſuche nie, mich umzuſtimmen," ſagte er ſanft, „es führt zu nichts."

„Und was Du dem Papa ſagen wollteſt?" frug ſie ſchüchtern.

„Ich habe es Deiner Mutter geſagt."

„Der Mama?!"

Sie ſagte es ſo erſtaunt, machte ein ſo verdutztes Geſicht, als habe er etwas noch gar nicht Dageweſenes geſagt oder getan.

„Ja, gewiß. Wundert es Dich ſo? Ich ſehe das Erſtaunliche daran nicht."

„Nein ... nur ..."

Sie errötete verwirrt, wußte nicht, was ſie ihm ſagen ſollte.

„Was denkſt Du? Sprich doch offen, liebſte Gunne. Du mußt mir nun ganz bedingungslos vertrauen."

Sie nahm ſich zuſammen. „Bei uns iſt es ſo, mußt Du wiſſen: alles Wichtige wird zuerſt nur mit dem Papa beſprochen, weil er alles richtig verſteht. Und er bringt es nachher der Mama in der Weiſe bei, in der ſie es am beſten verträgt. Sie iſt nämlich ein bißchen ſehr zart und alles greift ſie an."

„So iſt das?" meinte er intereſſiert. „Ja, dann habe ich die Methode Eures Hauſes allerdings unwiſſentlich durchbrochen. Ich vermute aber, daß Deine Mutter mehr verträgt, als Ihr glaubt."

„Was ſagte ſie denn?!" fragte Gunne geſpannt.

„Sie hat ſehr geweint über die Ausſicht, Dich hergeben zu müſſen."

„Das gute liebe Muttchen!"

„Und ferner hat ſie gemeint, Du paßteſt beſſer zur Gutsherrin, als zur Pfarrfrau. Und da hat ſie wohl recht."

„Du ſollſt ſehen, daß ich eine gute, einfache Pfarrfrau ſein werde!" verſicherte ſie mit Überzeugung.

„Möchteſt Du, ich wäre ein vornehmer Gutsherr?"

„Nein!" rief ſie entſchieden. „Gar nicht möchte ich das. Dann wärſt Du ja nicht Du!"

„Das iſt richtig."

„Ich werde die Mama oft beſuchen von Wüſtenkaltheim aus. Mein Pferdchen Duglas darf ich doch mitnehmen? Es iſt ſehr lieb."

„Nein," ſagte er ganz ſchroff. Es war ihm ärgerlich, daß ſeine ernſten Auseinanderſetzungen über die Lebensweiſe, die er von ſeiner Frau verlangen müſſe, ſo geringes Verſtändnis bei ihr gefunden zu haben ſchienen.

„Ich fürchte, Gunne, Du machſt Dir immer noch einen unrichtigen Begriff von dem, was Deiner wartet."

Sie bat zärtlich: „Sei nicht böſe, Lieber! Ich dachte ja nur, der Duglas würde uns ſehr nützlich ſein, als Zeiterſparnis."

„Wir werden kaum Touren machen. Und Du mußt Dich auch an den Gedanken

gewöhnen, daß Deine Besuche in Klostergauschach ziemlich selten sein werden."

„Wie Du willst," sagte sie ruhig.

Während dieses Zwiegespräch waren sie langsam nebeneinander über den Vorplatz gegangen nach der Waldstraße.

Sie zeigte ihm einen schmalen Richtweg durch den Tann und eilte ihm etwas voraus. Denn sie wollte einen ungestörten Abschied haben. Er hatte sie heute noch nicht ein einziges Mal geküßt!

Hier, im dichten Tann, war man endlich allein!

„Wann kommst Du wieder?" fragte sie flehend.

„Bald. So bald ich kann. Pfingstsonntag wahrscheinlich. Aber wenn ich einmal länger ausbleibe, darfst Du Dich nicht darum sorgen. Du weißt: ich habe ernste Pflichten, die allem vorangehen müssen."

„Ja."

Sie blickte aus treuen Augen zu ihm auf, mit einem ihr eigentümlichen Ausdruck, der in hohem Maße beides: kindlich und weiblich war. Es überwältigte ihn. Stumm zog er sie in seine Arme und küßte ihre wundervollen roten Lippen mit durstigem Verlangen. Aber dann, auf einmal, stieß er sie mit Heftigkeit von sich und lief davon, als sei er auf der Flucht vor seinem schlimmsten Feind.

25.

Gunne stand und drückte beide Hände gegen ihre Brust. Ihr Herz klopfte rasch und heftig.

Die letzten Augenblicke hatten jeden Wolkenschatten des heutigen Tages verscheucht. Konnte es im Paradies eine größere Seligkeit geben, als das, was sie eben wieder in seinen Armen empfunden hatte? Unmöglich!

Sie fühlte, daß sie ihn über alles Verstehen liebte! Daß sie tausendmal lieber mit ihm betteln, frieren und hungern wollte, als mit einem anderen in Herrlichkeit und Freuden leben.

Daß er sie eben fast brutal von sich gestoßen hatte, beunruhigte sie gar nicht. Sie begriff, daß auch er eben wie von Sinnen gewesen war und daß er ein rasches Ende hatte machen müssen.

Was verschlug es, wenn er von Liebesluft nichts wissen wollte, so lang er doch die allerhöchste Lust gab und nahm?

Gunne hielt nicht viel von Theorien.

Langsam ging sie zurück auf die Waldstraße, die nach Hause führte. Sie fand das Leben herrlich und liebte alle Menschen und die ganze wundervolle Gotteswelt.

Hinter ihr kam im gemächlichen Bergantritt ein Reiter.

Da, wo die Waldstraße in den Klosterhof einmündete, blieb sie wartend stehen, denn sie sagte sich, daß der Reiter jedenfalls kein anderer war, als der Vetter Max.

Dieser kam auch wirklich von Dietenhausen zurück und sprang, als er sie erreichte, vom Pferd. Er gab dem Tier ein paar freundschaftliche Handschläge auf den glänzenden Hals, unter dessen seidigem Fell man die Muskeln spielen sah, und faßte es an der rechten Trensenkette, hart unterm Kinn.

Es war Höllens Rapphengst Alibaba, den er heute einmal probiert hatte.

„Der Onkel Heinrich reitet zu wenig," sagte er zu Gunne, „er ist ein bißchen bequem geworden. Ich an Eurer Stelle würde hier in den Bergen mehr reiten und weniger fahren. Der Alibaba war anfangs arg stallmutig. Ihn stach der Haber. Ich hab ihn müde machen müssen, eh' er verständig wurde."

Dann erzählte er lachend, wie eitel Lies' als Mama sei und wie herzig ihre Kinderchen. Er berichtete von Pussis drolligen Sprechkünsten und von Lies' felsenfester Überzeugung, daß das Kind ein Wunder an Begabung sei.

Plötzlich jedoch verstummte er, betroffen durch Gunnes Gesichtsausdruck.

Was war das nur für ein stilles Freuen und Leuchten an ihr, — etwas so Warmes, Heimliches, Wonnigliches! Ihm wurde ganz seltsam zu Sinn.

Er sah nach ein paar Waldmaiglöckchen in ihrer Hand.

„Gunne, — ich möchte diese Blumen haben."

„Ja, gern;" sie reichte ihm die Maiglöckchen.

Aber ihr „ja gern" klang zu bereitwillig und der begleitende Blick war zu unbefangen.

‚Wenn sie liebt,' dachte er, ‚weiß sie's noch nicht?'

Er dankte und widerstand mannhaft der Versuchung, Blumen und Händchen zusammen an die Lippen zu führen.

‚Es wäre verfrüht,‘ dachte er.

Um von etwas recht Gleichgültigem zu sprechen, erzählte er: „Ich bin eben einem jungen Geistlichen begegnet, den ich anderswo für einen katholischen aus vornehmem Hause gehalten haben würde. Die habt Ihr hier aber gar nicht. Oder doch?“

„O ja,“ sagte Gunne mit abgewandtem Gesicht, „gleich hinter dem Dietrichshof, an der hessischen Grenze fangen ja die katholischen Dörfer an. Die sind nur noch ärmer und hinterwäldlicher als unsere und haben gewiß keine vornehmen Herren unter ihren Pfarrern. — Du bist dem Pfarrer von Wüstenkaltheim begegnet, der vorhin Herrn Biensaam und mich herausbegleitet hat.“

„Was gar!“ rief Gereuth überrascht. „Derselbe, der neulich so lieb für Euch gesorgt hat?“

„Ja.“

„Schau, schau! So ein feiner Herr ist das?!“

„Weil er immer in Berlin gewesen ist,“ sagte Gunne als Erklärung. „Dort sind sie so.“

Gereuth lächelte spitzbübisch: „Was muß der pexiert haben, daß sie ihn von Berlin nach Wüstenkaltheim verbannt haben!“

Gunne war über diesen Argwohn ebenso entsetzt als überrascht. Aber sie standen vor der Haustür. —

Eine Viertelstunde später saßen alle um den Eßtisch. Die grünen Fensterläden schlossen das späte Dämmerlicht aus, und die Hängelampe leuchtete traulich.

Heinrich Höllen gewahrte bei einem raschen Überblick dieses: Natalie sah verweint und aufgeregt aus, Gunne dagegen ganz verklärt. Max Gereuth schien benommen und Biensaam verschnupft.

„Nun, wie habt Ihr Euch heute nachmittag unterhalten, Kinder?“ frug er in seinem behaglichen Ton.

Natalie erklärte geheimnisvoll feierlich: „Ich habe Dir nachher eine Mitteilung zu machen, Heinrich.“

Gunne machte sich sehr angelegentlich mit dem Auffüllen der dicken Milch zu schaffen, dennoch wurde sie rot, und der Vater sah es.

„Bei Leonharts trafen wir heute den Pfarrer Bacha von Wüstenkaltheim,“ erzählte Biensaam.

„Dieser Pfarrer ist ja schon beinah ein Gigerl!“ rief Gereuth.

„Ich finde sein Äußeres durchaus würdig,“ widersprach Biensaam. „Leider huldigt auch er jenem farblosen Kosmopolitismus, der so verderblich, so verabscheuenswert ist!“

„Und was sagst Du, Gunne?“ fragte Höllen.

„Ich? ... nichts.“

„Das ist nicht viel.“

Die Mama seufzte vernehmlich.

Höllen hatte keine rechte Ruhe zum Essen heute. Er zog sich bald in sein Zimmer zurück, wohin Natalie ihm folgte.

Er setzte sie sorglich in den bequemsten Lehnsessel, schob ihr ein Kissen in den Rücken und eins unter die Füße. Über ihre Knie breitete er die Decke mit den Chenillefransen.

„So Natchen, nun leg’ los.“

„Er hat um sie angehalten!“ rief Natalie mit Emphase.

„Wer, um wen?“ fragte er barsch.

Er wußte es. Die Frage war eine Selbsttäuschung, ein instinktives Haschen nach irgend einer Möglichkeit, an die er doch nicht glaubte.

„Der Pfarrer Bacha um Gunne.“

„Was sagtest Du?“

„Ja, was sollte ich sagen, Heinrich? Wenn sie sich lieben?“ —

„Also sie lieben sich? ... Gunne liebt ihn?“

„Er sagt es wenigstens, und man darf wohl annehmen, daß ein Geistlicher die Wahrheit spricht.“

„Aber Gunne? Was sagt Gunne?“

„Ja, denk’ nur, die hab’ ich noch gar nicht sprechen können. Es regte mich so furchtbar auf, daß ich einen Weinkrampf bekam und ganz elend wurde. Sieh nur, wie mir noch jetzt die Hände zittern!“

Höllen achtete aber nicht auf das Zittern ihrer kleinen Hände. Er ging erregt auf und nieder.

„Wir kennen den Mann ja gar nicht, Natchen!“

„Ja eben! Und der Max wäre so sehr viel besser für Gunne.“

„Warum glaubst Du das?“

„Weil dieser Pfarrer ein religiöser Schwärmer ist, — sehr edel, aber ein Asket. Nichts für unsere lustige Gunne.“

„Das ist Dein eigener Eindruck?“

„Ja, allerdings. Glaubst Du, ich müsse mir fremder Leute Eindrücke borgen? An

Menſchenkenntnis nehme ich es noch mit Dir auf, lieber Heinrich."

„Gewiß, Natchen. Sag' mir nur weiter, was Du von dem Mann hältſt."

(Er konnte nicht ohne etwas Bitterkeit von „dem Mann" reden.)

„Ich halte ihn für einen Fanatiker. Er wird die Gunne unglücklich machen und ſie ihn. Du ſollſt ſehen."

wiſſen. Jedenfalls wollen wir erſt einmal Gunne hören." —

Gunne wurde gerufen. Man hörte ſie die Treppe hinaufſtürmen.

Nun riß ſie die Tür auf, ſtürzte ins Zimmer und ohne weiteres an den Hals des Vaters.

„Ja, Papa! Ja, Papa!" flüſterte ſie haſtig und bittend, — wie ein verzogenes Kind, welches entſchloſſen iſt, ſeinen Willen

Aus unſerer Bildermappe:

Nach einem Kupferdruck.
(Reproduziert nach der Publikation der Reichsdruckerei zu Berlin. Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin.)

Er ſeufzte.

„Einſtweilen ſind wir noch nicht ſo weit."

„Haſt Du nicht das Recht, Deine Erlaubnis zu verweigern, bis Gunne mündig iſt? Da wären doch wenigſtens anderthalb Jahre gewonnen! Sie wird im Herbſt erſt zwanzig."

„Ja, das formale Recht dazu habe ich, — ob das moraliſche? kann ich noch nicht

zu haben, im Guten am liebſten, aber wenn es ſo nicht geht, auch durch Trotz.

„Gunne! Gunne!" rief Natalie ſeufzend. „Wenn Du wenigſtens die Tür hinter Dir zumachen wollteſt!"

Gunne beeilte ſich, das Verſäumte nachzuholen. Sie begriff jetzt erſt, daß auch die Mutter im Zimmer war und nicht übergangen werden wollte.

Nun kauerte sie vor Natalie nieder und küßte deren magere und nervöse kleine Hände.

„Liebes, süßes Mutti! Sei gut!“

Nataliens Finger strichen in matter Liebkosung über den rotgoldenen Krauskopf.

„Ich will ja nur Dein Glück, Kind,“ seufzte sie; „aber mir ist so sehr bange!“

„Meine liebe Gunne,“ sagte der Vater so ruhig, wie er konnte, „glaubst Du wirklich nach zwei, drei kurzen Begegnungen diesen fremden Mann zu kennen?“

„Ich weiß nur, daß ich ihn lieb habe, Papa!“

„So lieb hast Du ihn in aller Eile gewonnen, daß Du Dein Elternhaus, — uns alle, verlassen möchtest, um ihn in sein wahrscheinlich rechtentbehrungsreiches, mühevolles Leben zu folgen?“

„Ich würde mich für ihn töten,“ sagte Gunne mit lebhafter Entschiedenheit.

Trotz aller Sorge mußte Höllen lächeln. Ihm ging durch den Sinn, daß Lies' oder Kätchen in gleicher Ekstase ganz gewiß gesagt haben würden: „Ich würde für ihn sterben.“

Es war in ihr ein solcher Überschuß an Lebensenergie! Darum schien es ihm kaum möglich, daß ihr Naturell mit dem eines Asketen übereinstimmen könne, dessen wesentliches Trachten aufs Entsagen gerichtet, mithin eine Lebensverneinung war. —

Als Natalie und Gunne ihn verlassen hatten, setzte sich Höllen an den Schreibtisch, nahm einen seiner großen Briefbogen und schrieb an den Pfarrer Vacha, daß er ihn übermorgen, am Freitag nachmittag, im Pfarrhaus zu Wüstenkaltheim aufsuchen werde.

Dann saß er, den kuvertierten Brief in der Hand, sah auf das „Hochehrwürden“ der Adresse und suchte sich aus den paar Äußerungen Nataliens, Leonharts, Biensaams und Max Gereuths etwas wie ein Bild dieses hochehrwürdigen Herrn zu machen, der seiner Gunne so gefährlich geworden war.

Das Bild, das sich aus diesen paar Zügen gewinnen ließ, war kein ihm sympathisches, gar nicht, — und er fürchtete sich davor, es am Freitag bestätigt zu finden: ein eitler, stutzerhafter, fanatischer Priester! Daß Gunne ihn ganz anders sah, war kein Gegenbeweis. Er wußte, auch aus eigener Erfahrung, — daß Liebe blind macht.

Aber er, der eifersüchtig über Gunne Wachende, würde für die Schwächen dieses Pfaffen desto schärfere Augen haben! Leider, — denn was konnte er tun?

Selbst wenn es ihm gelingen sollte, dem von seiner Liebe geblendeten Kind über dies und das die Augen zu öffnen, — was wäre damit gewonnen?

Ein Frost auf ihr Maienglück, — weiter nichts. —

Plötzlich warf er, ärgerlich über seine Verzagtheit, den Brief auf den Schreibtisch und stand auf. Er trat an das geöffnete Fenster.

Draußen lag der Mondschein auf Wegen und Rasenplätzen. Die Baummassen standen schwarz und regungslos. Jeder Gegenstand warf einen deutlichen Schatten. Die kleinen Fälle der Hundsbach rauschten monoton. Er hörte ein Flüstern irgendwo, und vom Fischreich her quakte der Chor der Frösche.

Aus einzelnen Fenstern des Hauses fiel der rötliche Schein des Lampenlichts.

Er bog sich hinaus. Ja, auch im Giebel über ihm, wo Gunne ihr Reich hatte, waren die Fenster hell.

Wie groß war dieser Weltfrieden!

Sollte er selbst so klein sein?! Was für ein schwächliches Bangen und Sorgen war das eben gewesen! Wußte er nicht, daß seine Gunne an Leib und Seele kräftig war? Wenn ihr Kämpfe bevorstanden, mußte sie eben kämpfen.

Hatte er sich nicht oft und oft gesagt, daß der Kampf das Stahlbad der Seele ist? Und daß man denen, die man liebt, einen schlechten Dienst leistet, wenn man sie vor jedem rauhen Wind behütet? —

Er wußte nicht, wie lang er so stand, in die Nacht schaute und sich besann.

Als er endlich seine Stearinkerze anzündete und die Schreibtischlampe löschte, um zu Bett zu gehen, hatte er sein Gleichgewicht zurückgewonnen.

26.

Es war Freitag.

Vacha hatte wenig gegessen; nun steckte er seine Serviette in den holzgeschnitzten Serviettenring und sah nach der Uhr.

Die Schwester Christine schüttelte den Kopf. Es wurde alle Tage schlimmer mit seiner Unrast und mit seiner Appetitlosigkeit. Sie hatte extra, um es ihm recht lecker zu machen, das ganze Stück zartrosa

Speck, das die Henſegörch-Bäuerin ihr als Entgelt für das Maſſieren gebracht hatte, mit dem Sauerkraut gekocht. Und beides: Speck und Kraut waren delikat. Aber ob er je ein Wort des Lobes für ihre mühſam zuſammengebrachten Gerichte hatte? Nein, ein angenehmer Koſtgänger war er nicht, obwohl er freilich nie klagte.

„Na, Herr Pfarrer, nicht noch'n Häppchen?"

Lockend hielt ſie ihm ein auf die ſtählerne Gabel geſpicktes Stück Speck hin. „Er kommt ja von der Henſegörchen, und bei der geht wirklich alles ganz ſauber zu."

Roſe, die Magd, ſaß als dritte an dem weißgeſcheuerten Tannenholztiſch. Sie war vor Vachas Zeit der Schweſter Tiſchgenoſſin geweſen, und er hatte daran nichts ändern wollen. Aber ſie wagte in des Pfarrers Gegenwart nicht ungefragt zu ſprechen, kaum zuzulangen. Bei ihr begann das Eſſen meiſt erſt, wenn der ſteife Vacha das Gemeindehaus verließ.

Da er ihrer Aufmunterung nicht folgte, legte auch die Schweſter Chriſtine Gabel und Meſſer aus der Hand.

Vacha warf einen Blick auf ſeine Tiſchgenoſſinnen, die mit geſenkten Mienen daſaßen und die Hände im Schoß gefaltet hielten.

Da ſprach er das Dankgebet und ging mit flüchtigem Gruß davon.

„Heut iſt er 'mal wieder ganz in höheren Regionen, unſer Herr Pfarrer," ſagte die Schweſter Chriſtine halblaut vor ſich hin.

Darauf begann ſie hurtig von neuem zuzulangen, und auch die Roſe ließ ſich nicht nötigen. Speck und Kraut kamen noch zu ihrem Recht.

Vacha aber ging mit gefurchter Stirn die ſonnige Dorfgaſſe hinauf. Er fühlte eine fatale Nervoſität in Erwartung ſeines zukünftigen Schwiegervaters.

In ſeinem Schlafzimmer angelangt, ſpülte er ſich den Mund mit aromatiſchem Mundwaſſer aus und wuſch ſich die Hände mit reichlicher Benutzung einer feinen Veilchenſeife.

Er bemerkte ein Fleckchen auf ſeiner weißen ſteifen Handmanſchette, welches ihn veranlaßte, ein friſches Hemd anzulegen.

Auch ſeinem Haar und ſeinen Fingernägeln widmete er Aufmerkſamkeit, und zuletzt bürſtete er ſich von oben bis unten ab. Vor der Körperpflege, der Toilette, machte ſein Aſketentum Halt.

Eine tadelloſe äußere Erſcheinung war ihm tiefſtes Bedürfnis. Nur das Bewußtſein vollkommener äußerlicher Korrektheit gab ihm den „Kindern der Welt" gegenüber diejenige Sicherheit und Freiheit, die er brauchte, um ſo auftreten zu können, wie er wollte.

Da! Schritte auf der Treppe!

Vachas ſchönes Geſicht verzog ſich für einen Augenblick zu einer nervöſen Grimaſſe. Seine Stirn legte ſich in krauſe Falten, die Brauen ſenkten ſich tief, der Mund öffnete ſich, die Unterlippe zog ſich ſchief nach unten. Dabei war ſein Blick geſpanntes Aufhorchen.

Schon?! — Nein, — es waren Dorfleute.

Mit ihnen gleichzeitig, durch die andere Tür, betrat er ſein Arbeitszimmer.

Es waren zwei von den Wüſtenkaltheimer Holzſchnitzern, hagere Geſtalten von hohem Wuchs mit ſcharfen, bleichen, aber raſſigen Geſichtern. Beide waren engbrüſtig vom beſtändigen Gebücktſitzen, die Schultern nach vorn geneigt, die Rücken gekrümmt.

Der eine huſtete mit hohlem, raſſelndem Geräuſch.

Sie beklagten ſich über den Händler, der ihnen die Ware abnahm. Der handelte jedesmal vom Preis herunter, und wenn ſie ihm ſagten, ſie könnten's nicht um weniger ſchaffen, dann ſpräche er, es gäbe genug andere, die es billiger machten.

Überſchuß an Warenangebot und deshalb Hungerlöhnung! Es war immer das gleiche, hoffnungsloſe Elend.

Vacha ſtand mit dem Rücken gegen ſeinen Schreibtiſch gelehnt, hörte mit tiefſter, ernſteſter Anteilnahme zu und ſagte dann:

„Ich kann Euch weder höhere Preiſe, noch reichlichere Ernährung ſchaffen. Ich kann's nicht. Nur das kann ich Euch ſagen, daß, ſo wahr ich hier vor Euch ſtehe, Euch droben im Buch des Ewigen jedes Leid, das Ihr ergebungsvoll getragen habt, jeder Seufzer, jede Entbehrung, jeder Hungertag gutgeſchrieben und zugerechnet wird. Es ſteht in der Schrift: Die mit Tränen ſäen, werden mit Freuden ernten! Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden, und bringen ihre Garben."

Der Blick, die Stimme des Pfarrers hatten etwas Zwingendes.

Auch waren die Männer für den Zauber, der in solchen Momenten von Vacha ausging, nicht unempfänglich.

Dennoch senkten sie die Köpfe in stummer Enttäuschung. Die ewige Seligkeit lag so fern, und noch keiner war zurückgekehrt, um ihr tatsächliches Dasein zu bezeugen. Aber die Not und der Hunger waren nah und wirklich.

Sie fühlten wohl, daß man zu Gott und zu der Bibel halten müsse, um nicht ganz zu verzagen, aber einen lebendigen Glauben hatte keiner von ihnen. Was sie erlebten, stimmte gar zu wenig mit dem, was die Kirche von Gottes Güte und Gerechtigkeit lehrte.

Vacha las in ihren Seelen. Blieb doch selbst dem gelehrtesten und tiefsten Denker das Walten Gottes ein unergründliches Mysterium, wie viel mehr diesen geistig Armen!

„Ihr glaubt mir nicht?" sagte er weich und leise. „Könnt ich Euch erkennen lassen, was ich weiß! Wüßtet Ihr, wie ich es weiß, daß Ihr Gottes Adel seid! Die tapferen Leidträger, das sind Gottes Edle, seine Ritterschaft. Es ist so: die Armut führt den Menschen in das Reich des Geistes, aber das Wohlleben läßt ihn in die Materie sinken. Das Glück macht stumpf, das Unglück führt zum Zusammenraffen unserer innersten edelsten Kräfte. Wer ruht, rostet; wer schafft, wächst; wer kämpft, erstarkt. Wir alle sollen Kämpfer sein: die einen gegen die Sünde, die anderen gegen Mutlosigkeit. Und was ein rechter Kämpfer ist, der geht dem Tod entgegen, dem Tod in jeder Gestalt. — Aber die Waffen wegwerfen? — Nein! Anders und Gottschalk, liebe Brüder in Christo, — laßt uns nicht vor Abend müde werden! Gott weiß, was er uns auferlegt, und zählt unsere Seufzer, glaubt es mir! Sehe ich aus, wie einer, der daherschwatzt, was er selbst nicht glaubt?"

„Nein, Pfarr'. Er meint's gut," sagte Anders ergriffen.

„Gott selbst liebt Euch! Er liebt Euch, sonst hätte er Euch nicht für seine höchsten Prüfungen erlesen. Er macht's denen leicht, die er zu Kleinem bestimmte, — Euch legt er Schweres auf, weil er Euch den Siegespreis des Überwinders zugedacht, — weil er Euch dieses edelsten Preises würdig fand. Glaubt es, und Ihr werdet es fühlen! Und neue Kräfte werden Euch wachsen, von denen Ihr nichts geträumt habt! Ihr werdet als heimliche Fürsten einhergehen und siegen! Ja, jetzt lächelt Ihr; meint: der Pfarr' faselt. Nein, Anders und Gottschalk, was ich Euch gesagt habe, ist so buchstäblich wahr, wie daß hier ein Tisch steht und hier ein Stuhl. Es ist der Wille Gottes, der in Euch wirkt und außer Euch. Das vergeßt doch nicht! Es ist uns tausendmal wichtiger, als das Brot, das wir aus Roggenmehl backen. Glaubt mir und Ihr werdet erleben!"

Die Männer waren erschüttert.

„Ja, ja!"

„Ja, Pfarr'."

Wie Eisklumpen an heißen Sonnenstrahlen war ihre Sorgenlast vor seiner Begeisterung zu etwas Unscheinbarem zusammengeschmolzen. Sie fühlten sich über die Not des Alltags und über sich selbst hinausgehoben. In ihren erst so matten Augen war ein Leuchten.

Als sie sich zum Gehen wandten und Vacha ihnen mit den Augen folgte, sah er eine mächtige Männergestalt in der offenen Tür stehen. Der Freiherr von Höllen!

Die Holzschnitzer grüßten, und Höllen machte ihnen den Weg frei. Hinter ihnen wollte er die Türe schließen, aber Vacha bat: „Einen Augenblick noch!" und eilte den Männern nach.

Draußen sagte er zu ihnen: „Vergeßt auch nicht, daß für den, der Hunger hat, ein Stück Brot oder ein Schluck Milch im Gemeindehaus allezeit zu finden ist."

27.

Mit einem warmen Blick drückte Höllen dem zurückkehrenden Pfarrer die Hand; denn was er eben angehört und gesehen hatte, hatte sein Herz im Sturm erobert.

Nein, seine Gunne war nicht blind gewesen!

Vacha fand sich nicht sogleich zurecht. Er hatte sich in eine solche Exaltation hineingearbeitet, sich so leidenschaftlich angestrengt, überzeugend zu wirken, daß er jetzt wie im Fieber war. Seine Augen strahlten, eine feine Röte überzog sein Gesicht, welches äußerst belebt war.

Zur Freiheit. Bronze von Hugo Kaufmann-München.
(Münchener Secession 1902.)

Schon aber ließ die Spannkraft nach, und die Erschöpfung, die jeder derartigen Exaltation folgt, setzte ein. Das kam ihm für die Unterredung, die er mit Gunnes Vater zu führen hatte, ungelegen.

Eins war ihm bei der Begrüßung sofort deutlich geworden: das kalte und stolze Wesen, das er den ‚Großen dieser Welt' gegenüber anzulegen pflegte, paßte für diesen Mann nicht.

Er nahm des Barons Hut, legte ihn zur Seite und wies einladend auf ein altes schäbiges Ledersofa, welches Paulus Strut, als er die Roßwirtstochter freite und nach Milsfeld zog, dem Pfarrhaus hinterlassen hatte.

Höllen setzte sich, und das Sofa krachte unter ihm.

„Ich will Ihnen gestehen," begann er, freundlich lächelnd, „daß ich nicht mit allzu liebevollen Gefühlen für Sie hierher gekommen bin. Es ist für mich nicht unbedingt erfreulich gewesen, zu erfahren, daß ich mein allerkostbarstes Besitztum einem Fremden überlassen soll. Können Sie mir das nachfühlen?"

„O sehr gut!"

Vacha, der wieder vor seinem Schreibtisch stand, mit dem Rücken gegen dessen Kante lehnend, hatte alle Farbe verloren. Das warme Rot, das ihn noch eben so jung und lebensvoll erscheinen ließ, war rasch verblaßt, so rasch, wie roter Abendsonnenschimmer von Bergspitzen. — Um Augen, Nase und Mund erschienen scharfe Linien.

„Soviel Besitz, soviel Angriffspunkte," fuhr er fort, da der Freiherr ihn schweigend anschaute; „nur der Mensch ist frei, der gar nichts hat. Nicht wahr?"

„Ja, mein verehrter Herr Pfarrer, wenn Sie aber hiervon so überzeugt sind? . . "

Es zuckte um Vachas Brauen. Er senkte den Kopf.

„Sie haben recht, Herr Baron. Ich habe mich in der Tat vor Ihnen zu verantworten."

Höllen beobachtete ihn mit höchstem Interesse. Der junge Mann schien ihm eine so markante und dabei anziehende Persönlichkeit, daß er sich wunderte, hiervon so wenig gehört zu haben. Leonhart nannte ihn einen Zeloten, Biensaam entrüstete sich über seine ‚Gesinnungslosigkeit', Natalie über seinen Fanatismus und Gabriele Dieters über seinen Eigendünkel. Sie urteilten so und so, aber wer hatte ihn darauf vorbereitet, einen ganz ungewöhnlich fesselnden und sympathischen Menschen zu finden? Waren die Leute blind? Oder gingen solche Vachas zu Dutzenden umher?

Gunne allein schien ihm hier die richtige Empfindung zu haben.

Vacha blickte auf und sprach weiter: „Ja, ich weiß, daß ich nicht der Mann bin, den Sie für Ihre Tochter ausgesucht haben würden. Ich selbst hätte es auch nicht getan."

Höllen lachte auf.

„Aber, mein Lieber, Sie haben es doch getan."

„Ja . . . aber nicht als Vater."

„Und warum würden Sie sie sich nicht ausgesucht haben?"

„Auf Grund meiner genauen Bekanntschaft mit mir selbst. Ich bin kein guter Mensch."

„So?"

„Nein; ich bin nicht gut, — aber von leidenschaftlichem Verlangen erfüllt, es zu sein. Wenn ich nicht gut sein kann, will ich wenigstens Gutes tun."

„Mehr wird kaum einer von sich sagen können."

„Es klingt so. In Wahrheit steht es leider schlimm genug um mich. Ich bin nicht dazu geschaffen, Glück zu genießen und glücklich zu machen. Denn was anderen harmloser Genuß ist, wird bei mir zu einer Leidenschaft. Das ist immer so gewesen: sobald ich nach einem Vergnügen griff, wurde es zur Gier. Darum hat mein Leben eine Kette freiwilliger Entsagung werden müssen. Eines nach dem anderen gab ich auf, um mich selbst zu retten. Die Bestie in mir ist zu stark. Sie würde das Edle in mir erwürgen, wenn ich sie nicht mit Gewalt und Härte niederhielte."

„Sie sind zuviel allein, mein lieber Freund," sagte der Freiherr väterlich. „Nicht nur die Welt hat Gefahren, sondern auch die Einsamkeit. Sie grübeln zuviel, wie mir scheint."

Vacha lächelte leise. „Dazu bleibt mir doch nicht soviel Zeit, wie Sie vielleicht denken. Glauben Sie nicht, daß ich meine Tage mit Selbstkritik und Selbstbespiegelung verbringe, weil ich jetzt vor Ihnen so spreche.

Ich muß Sie aber doch, so gut ich kann, mit dem zukünftigen Gatten Ihrer Tochter bekannt machen. Nicht wahr?"

Höllen nickte.

„Ich bin nicht eigentlich arm," fuhr Vacha fort, „aber ich will und muß in größter Einfachheit leben. Nur der eigene freie Verzicht auf die durch Geld zu erlangenden Annehmlichkeiten des Lebens gibt mir die Berechtigung, meinen armen Gemeindekindern den Wert und den Adel ihrer Armut vorzuhalten. Und das muß ich tun, da ich nicht sehe, wie ihnen sonst zu helfen ist."

„Einigen Toilettenluxus scheinen Sie sich aber zu erlauben," meinte Höllen mit einem lächelnden Blick über den Anzug des Pfarrers.

„Ja, allerdings. Aber das ist ein Luxus, den meine Wüstenkaltheimer gar nicht als solchen empfinden. Daß ihr Pfarrer anständig und würdig einhergeht, ist ihnen beinah so wichtig wie ihm selbst."

„Und den Augen ein Wohlgefallen!" rief Höllen mit heiterer Miene. Dann, ernst werdend, fragte er: „Leben Ihre Eltern noch?"

„Nein, sie starben beide, als ich ein Kind war. Ich bin auf dem Land bei einer Großtante aufgewachsen, die mich nach Schulpforta schickte. Sie lebt auch nicht mehr."

„Sie sind Hilfsprediger in Berlin gewesen, ehe Sie hierher kamen?"

„Ja." Vacha nannte die Kirche.

„Und was führte Sie in unsere etwas unwirtlichen Berge?"

„Ich bin vor den Versuchungen, Ehren, Eitelkeiten und Oberflächlichkeiten der sogenannten Welt geflohen; denn ich fühlte, daß ich sie nur lieben oder hassen konnte. Im ersteren Fall hätten sie mich zu ihrem Sklaven gemacht."

„Und man ließ Sie ruhig ziehen?"

Vacha lachte. „O, wie gern! Ich bin nicht bequem im Verkehr, — und ich fürchte ... davon wird Gunne bald etwas zu sagen wissen!"

„Das schadet nichts. Wenn Sie das Kind nur recht von Herzen lieb haben. Das aber müssen Sie, Vacha!"

Vacha senkte den Kopf.

„Ich hatte nicht vor, mich zu verheiraten," sagte er, „es schien mir bei meiner Richtung und Lebensweise eigentlich nicht richtig. Da kam Gunne und warf Vernunft und Vorsätze einfach über den Haufen. Wir ..."

Er brach ab.

„Nun?"

„Kurz und gut: ich habe mich nicht beherrschen können und fand, daß meine Leidenschaft erwidert wurde. Nachher erst erwog ich die Konsequenzen und erschrak ob ihrer Schwere. Ich habe Gunne gefragt, ob sie denn willens sei, ein Leben der Entbehrung, ein ernstes, einförmiges Leben im Dienst der Armen auf sich zu nehmen. Sie erklärte sich ohne weiteres bereit."

Heinrich Höllen hatte sich erhoben und ging im Zimmer auf und nieder. Was ihm der junge Pfarrer da erzählte, beunruhigte ihn doch.

„Wenn ich Sie recht verstanden habe, lieber Vacha, haben Sie sich durch eine Aufwallung Ihres heißen Blutes einfach überrumpeln lassen und möchten im Grunde lieber *nicht* heiraten."

„Nein, Herr Baron," entgegnete Vacha etwas hitzig, „ich *liebe* Gunne und ich *will* sie heiraten."

„Ihre *Liebe* ... mein lieber Pfarrer? ... Mir scheint: Sie lieben sich selbst und Ihr Seelenheil viel zu angelegentlich, um noch sehr viel Liebe für einen anderen Menschen übrig zu haben."

Vacha verfärbte sich.

„Wenn es so wäre, — kann ich es ändern?" —

„Wahrscheinlich nicht. Mir aber ist in diesem Fall nun eben nicht Ihre Liebe zu Gunne das Bestimmende, sondern Gunnes Liebe zu Ihnen."

„Ganz gewiß. Gunnes Empfindungen sind auch für *mich* das Bestimmende."

Höllen seufzte. Er war traurig geworden.

„Sie haben mich jetzt beinah davon überzeugt," sagte er, „daß Sie wirklich nicht der Mann sind, den ich meiner Tochter wünschen möchte; denn Sie haben sich in eine Gedankenwelt eingesponnen, die Sie stark isoliert. Ist es nicht so?"

„Ich werde Gunne in meine Welt hineinzuziehen suchen."

„Das gelingt Ihnen vielleicht, weil Sie eine starke Persönlichkeit sind und weil Gunne Sie schwärmerisch liebt. Aber es kann auch *nicht* gelingen."

„Es wird gelingen."

Höllen lächelte etwas melancholisch. „Sie sind Ihrer Sache sehr sicher, weil das arme Kind im Fieber seiner ersten, heißen Liebe in Ihrer Hand wachsweich ist. Trotzdem ist sie ein Charakter, wie Sie vielleicht mit der Zeit herausfinden werden. — Noch eins: Sind Sie gesund?"

„Ja."

„Haben Sie irgend welche Verpflichtungen? Schulden?"

„Nein."

„Sehr schön!"

„Bei einem Pfarrer doch wohl selbstverständlich!"

„Wie man will. In Berlin sagt man: es gibt so—ne und so—ne. Mein braver Freund Paulus Strut zum Exempel ..."

„Ist Gastwirt zum Roß!" rief ärgerlich lachend Vacha. „Was haben wir mit dem zu schaffen?"

„Nun ja. Ich bitte Sie jetzt um dieses: Lassen Sie uns mit der Veröffentlichung der Verlobung warten bis zum Herbst. Sie sollen sich erst etwas näher kennen lernen. Ist Gunne Anfang Oktober noch derselben Meinung wie heute, dann wollen wir es offiziell machen, und dann kann im nächsten Mai die Hochzeit gefeiert werden. Ist Ihnen das recht?"

„Wir fügen uns gern."

Er sprach bereits auch für Gunne! Ganz seltsam berührte es den Freiherrn, fast wie ein Übergriff, obwohl Vacha eben sanft und demütig aussah. Und doch: was aus diesen Augen sprach, war nicht natürliche Warmherzigkeit und Güte, es war etwas sehr Widerspruchsvolles und Kompliziertes. Ja, er hatte wohl recht gehabt, als er vorhin bekannte: „Ich bin nicht gut." —

Weil Höllen stumm blieb, blickte Vacha auf und wiederholte: „Ich füge mich Ihrem Wunsch."

„Ich danke Ihnen. Und Sie werden es auch verstehen, wenn ich wünsche, daß Sie Gunne nur bei uns oder bei den Verwandten in Dietenhausen und Niedergauschach sehen."

Vacha neigte zustimmend den Kopf.

„Wir erwarten Sie zunächst am Sonntag — übermorgen."

Wieder bejahte Vacha stumm.

Höllen war am Fenster stehen geblieben. In dem knorrigen Holunder draußen sang ein Vogel aus voller Kehle. Unten fegte das Baltiche mit einem Reisigbesen den Platz vor dem Haus; er nahm sich sichtlich Zeit bei seiner Arbeit. Der kleine Wasserstrahl fiel plätschernd aus dem Brunnenrohr in den Trog, und der Gauabach stürzte rauschend über das Gestein. Sonst herrschte in diesem versteckten Winkel eine Stille, als sei der Weltgeist in tiefen Schlaf versunken.

Und hier sollte die lebensfrohe Gunne ihre besten Jahre verbringen?! —

Nun, wenn es ihr bestimmt war, würde sie es auch ertragen.

Obwohl ihn der junge Pfarrer so entschieden anzog, verabschiedete Höllen sich doch mit einem recht sorgenvollen Herzen.

Auf dem Heimweg sprach er im Gemeindehaus vor und lud die Schwester Christine zum Pfingstsonntag ein.

28.

Natalie Höllen hatte eine Vorliebe für das Hören sowohl, wie für das Mitteilen erregender Neuigkeiten, denn die Gemütsbewegung, die sie dabei empfand oder andere empfinden sah, verursachte ihr ein angenehmes Prickeln der Nerven.

Nachdem ihr Mann von Wüstenkaltheim zurückgekehrt war, als er alles fest gemacht hatte, benutzte sie das erste Alleinsein mit Max Gereuth, um ihm, voll zur Schau getragener Betrübnis und Sorge, Gunnes schlimmen Streich mitzuteilen.

„Er wurde weiß, wie eine Kalkwand," erzählte sie nachher ihrem Mann.

Gunne strahlte an diesem Abend wie lauter Sonne, denn der Vater hatte in warmen, sehr anerkennenden Worten von Vacha gesprochen — ganz anders als die anderen!

Der Vetter Max sah den Glanz in ihren Zügen, sie aber beachtete seinen verbissenen Grimm nicht, merkte ihn gar nicht.

Am anderen Morgen ritt Max Gereuth fort. Er mußte mit einemmal notwendig nach Ingelfingen zurück.

Froh und herzlich, wie sie ihn begrüßt hatte, reichte ihm Gunne die Hand zum Lebewohl.

Diese Herzlichkeit und lachende Freude, die ihn so irregeführt hatte, als er kam, brachte ihn jetzt ganz aus der Fassung. Er haßte sie plötzlich.

„Du schaust einen so arg lieb an, daß man auf wunder was für Gedanken kommt," raunte er ihr zornig zu, „und dabei denkst Du an einen ganz anderen. Weißt Du, was das ist? Schlecht ist's."

Gunne sah ihn sprachlos an.

Sie hätte sich gern verteidigt, aber alle kamen dazu, um Abschied zu nehmen.

So ritt er fort.

Gunne hatte aber an diesem Pfingstsonnabend so viel im Haus zu beaufsichtigen, daß ihr kaum Zeit blieb, an Vacha zu denken, viel weniger noch an den Vetter.

Berge von Kuchen wurden gebacken und mußten in den Backofen: Rosinenkuchen, Butterkuchen, Quarkkuchen, Streußelkuchen und Napfkuchen. Dazu allgemeines Blankscheuern und Reinmachen. Endlich der Ausputz des Herrenhauses, aller Gutsgebäude, der Wagen und Maschinen mit jungem Birkenlaub.

Und das Näh-Riekchen brachte die fertigen Hemden, die Flick-Karline Ausbesserwäsche, die Schneider-Lore neue Kleider fürs Hausgesinde. Alle wollten noch vorm Fest abgelohnt werden.

Kaum daß sie im Bett lag, war Gunne an diesem Abend auch schon eingeschlafen.

Am Pfingstsonntag, um die Mittagsstunde, kamen Vacha und die Schwester Christine in der Klostergauschacher Halbchaise gefahren, die der Baron ihnen geschickt hatte.

Vacha war anfangs steif und kühl, obwohl er in einem Familienkreis saß, in dem es weder steif noch förmlich zuging, denn der Geist, der hier herrschte, war Höllens Geist.

Schwester Christine schwatzte desto frischer von der Leber weg. Ihr war sehr behaglich unter den Klosterhofleuten.

Nach Tisch bat Gunne Vacha, sie in den Garten zu begleiten.

Die Kinder umdrängten sie und wollten mit. Höllen rief sie zu sich.

„Heut' sollt Ihr mal Papas Gäste sein, meine kleinen Leute!"

Das war nun freilich etwas ganz Wundervolles!

Der Vater nahm sie mit in sein Zimmer und zeigte ihnen Bilder in großen Büchern, die für die Kinder der Inbegriff des Geheimnisvoll-Herrlichen waren.

Auch die anderen verzogen sich still.

Natalie, die nach Tisch ein oder zwei Stündchen ruhen mußte, veranlaßte die Schwester Christine, sich ebenfalls etwas auszustrecken, und sie tat es gern.

Biensaam schlenderte in den Wald, um, auf dem sonnenheißen Tannennadelboden liegend, über den Fortgang seines Dramas nachzudenken, in dem er zu seiner Pein einen toten Punkt erreicht hatte.

So blieben die Verlobten für sich.

(Fortsetzung folgt.)

Sturmwind.

Ich kenne Dich, Sturmwind! Ich sah Dich im Lenze.
Gell schriest Du durchs Land, und das Morsche zerbrach.
Hoch flogen die raschelnden Totenkränze,
Der Lebenden Trauer, die flog ihnen nach.
Du brachtest den Frühling, Du Ungestümer!
Der Erde die Blüten, die Liebe für mich.
Und meine Altäre und Heiligtümer,
Sturmwind Erwecker, sie feierten Dich. —

Ich kenne Dich, Sturmwind! Früh traf ich Dich wieder.
Da bog vor Dir alles die zitternde Knie.
Die blühendsten Gärten, Du brachest sie nieder.
Die blühendsten Herzen, die starben wie sie!
Mir würgtest Du alles, Du Ungestümer!
Ich flehte und fluchte. Nichts liessest Du mir.
Selbst meine Altäre und Heiligtümer,
Sturmwind Verwüster, erbebten vor Dir. —

Ich kenne Dich, Sturmwind! Du kommst auch zum dritten.
Öd ist dann die Erde und kalt ist mein Grab.
Dann kommst Du auf milchiger Wolke geritten
Und schüttelst die wärmenden Flocken herab.
Dann bist Du so milde, Du Ungestümer!
Du schützt meinen Schlummer und schliesst meine Tür. —
Es leiern Altäre und Heiligtümer,
Sturmwind Bestatter, Dich heut' schon dafür! .....

Georg Busse-Palma.

Sommerabend am Strande von Scheveningen. Nach dem Gemälde von H. W. Mesdag-Haag.
(Münchener Jahres-Ausstellung, Glaspalast, 1902.

Deutsche Regisseure.

Von

Percy Howard.

Mit 21 Abbildungen nach Originalaufnahmen von Hans Franke & Co. in Berlin und anderen.

(Abdruck verboten.)

Die Regie ist die Hauptsache! — Doch nein! Es gibt sogar Leute, die kühnlich sagen, die Hauptsache sei der Titel eines Stückes. Zum Beispiel Dumas der Ältere war dieser Ansicht; aber er hat sich in der Zugkraft eines Titels oft genug gewaltig getäuscht. Dann giebt es andere, die der Meinung sind, die Hauptsache sei immer die Darstellung. Nun ist es sicher, daß eine brillante Darstellung selbst ein schlechtes Stück über Wasser halten und daß ein unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit sich bewegendes Spiel das beste Drama verhunzen kann. Aber die Hauptsache bleibt doch immer das Stück selbst; dann freilich kommt sofort die Regie, die mit der Darstellung Hand in Hand geht, die das „Ensemble" schafft und noch etwas von ungeheurer Wichtigkeit: die Stimmung. Die Stimmung ist wirklich zuweilen alles. Sie hilft über mancherlei Schwächen der Dramatik und Darstellung fort, und wenn ein unglückseliger Zufall sie einmal jäh unterbricht, kann der ganze Akt verloren sein. Wie oft hat man das nicht erlebt! Ein katarrhalischer Zuschauer, der in eine tragische Scene hineinniest, oder der fallende falsche Zopf der Heldin bei einem erschütternden Geständnis, oder ein platzender Lampencylinder auf der Bühne — das sind die schlimmsten solcher Zufälle noch nicht.

Ja, die Stimmung tut viel — und sie mit allen Mitteln der Inscenierungskunst hervorzuzaubern, so daß das Publikum vom Aufrollen des Vorhangs an in ihrem Bann steht, das ist in erster Linie Sache der Regie. Über die Regie ist namentlich in den letzten Jahren sehr viel geschrieben worden. Der neue Stil in der darstellenden Kunst, der im Grunde genommen nichts als eine stärkere Betonung der alten Weisheit ist: „Kunst und Natur sei eines nur", hat auch die Regie in lange verlassene Wege zurückgewiesen. Naturgemäß sind die Aufgaben eines Regisseurs bei den einzelnen Bühnen sehr verschieden. Bald hat er die eingereichten Manuskripte gemeinsam mit dem Dramaturgen zu prüfen und der Direktion die zur Aufführung geeigneten vorzuschlagen; bald hat er sich nur um die Besetzung zu kümmern, hat zuweilen auch ein gewichtiges Wort bei den Engagements neuer Kräfte und der Entlassung minderwertiger mitzusprechen. Bei manchen Bühnen ist der leitende Direktor sein eigner Regisseur; bei anderen, bei größeren Instituten immer, existieren für Oper, Operette, das große Drama, das Konversationsstück und das Lustspiel besondere Regisseure. Gewöhnlich hat der Regisseur die aufzuführenden Stücke „einzurichten", d. h. für die Bühne zuzustutzen. Infolgedessen wird er früher oder später der erbittertste Feind des Autors, der eine Streichung oder eine Scenenveränderung niemals verzeiht. Denn gefällt das Stück mit seinen Kürzungen und Umstellungen, so schwört der Autor, daß der Beifall bei unverändertem Original noch hundertfach stärker gewesen sein würde — und fällt es durch, so sind selbstverständlich allein die Blaustiftätigkeit und das vollendete Banausentum des Regisseurs daran Schuld. Damit will ich nicht sagen, daß es inner-

Abb. 1. Oberregisseur Max Grube. Aufnahme von J. C. Schaarwächter.

halb des deutschen Theaterreichs unter den Regisseuren nicht auch tatsächlich vereinzelte Banausen gebe; aber im allgemeinen ist der Blaustift der Regie, den sich sogar unsere Klassiker gefallen lassen müssen, außerordentlich segenbringend. Litterarisch gebildete Direktoren nehmen die Einrichtung der Stücke häufig selbst vor; immer aber fällt der Regie die Inscenierung zu. Diese Inszenesetzung beschränkt sich nicht allein auf den äußeren Schauplatz des Dramas: auf die Ausstattung

Kapellmeister Gustav Steffens. Dr. Paul Lindau. Oberregisseur Regisseur G. Schefranel.
Bureauchef O. Graul. A. Halm. Schauspieler A. Wehrlin.

Abb. 2. Regiesitzung des Berliner Theaters.

der Bühne in ihren Hunderten von Einzelheiten, auf die Beleuchtung und die Ausführung der sogenannten Regiebemerkungen, sondern vor allem auch auf die Schaffung des Ensembles, auf die schlagkräftige einheitliche Wirkung des Zusammenspiels, die nur dann erreicht werden kann, wenn jeder Teil sich willig dem Ganzen unterordnet. Der Regisseur ist also die schöpferische Kraft, die das Chaos ordnet; er ist der Geist über den Wassern des Bühnenbildes.

Wir bringen in den Illustrationen der nächsten Seiten die Porträts einer Reihe der bekanntesten deutschen Regisseure. Nicht aller; mancher fehlt — man möge uns nicht böse sein. An Vollständigkeit, wie ein Theaterblatt sie in diesem Falle für nötig halten würde, lag uns nichts, sondern nur an einem charakteristischen Gesamtbilde.

In Berlin lag die Regiekunst lange im argen. Noch in den siebziger Jahren, zu einer Zeit, da die Meininger bereits begannen, Schule zu machen, sah es auf den

Bühnen der Hauptstadt des neuen Deutschen Reichs bejammernswert aus. Im Königlichen Schauspielhause herrschte der Geist Hülsens. Es fällt mir nicht ein, die unleugbaren Verdienste des Herrn von Hülsen schmälern zu wollen, der nach Küstners Rücktritt die Hoftheater in einer unglaublichen Verfassung vorfand und alle Hände voll zu tun hatte, nur einigermaßen Ordnung zu schaffen. Spreche ich von dem Hülsenschen Geiste, so will ich damit einen gewissen büreaukratischen, gern am Pedantischen haften bleibenden

Konſervatismus bezeichnen, der ſich im Verwaltungsdienſte außerordentlich bewährte, der Entwickelung des Bühnenlebens aber zweifellos hemmend im Wege ſtand. Hülſen war ein Mann der alten Ordnung, doch kein Neuerer, und in ſeiner Gegnerſchaft zu der „Meiningerei“ unterſtützte ihn vor allem der Direktor des Schauſpiels, deſſen Name hier nicht genannt zu werden braucht, weil er ein Unglücklicher war, der aber bis zu ſeinem Tode der gewichtigſte Stein des Anſtoßes im Werdegange unſerer Hoftheater geweſen iſt. Vielleicht wäre es auch unter dem Grafen Hochberg nicht ſo raſch beſſer geworden, hätte das neugegründete Deutſche Theater des klugen und umſichtigen L'Arronge nicht eine gefährliche Konkurrenz heraufbeſchworen. Deetz trat ab und nach ihm Anton Anno und nach dieſem Otto Devrient. Anno war in dem Dreiblatt noch der geſchickteſte Regiſſeur; Devrient hatte aus Oldenburg und Karlsruhe nur einen provinziellen Schematismus mitgebracht. 1890 wurde Max Grube (Abb. 1) engagiert, kein Theaterkind, doch ein tüchtiger Schauſpieler, dem ſeine Lehrzeit zu Meiningen gewaltig genützt hatte. Zwei Jahre nach ſeinem Berliner Engagement fand er eines Tages ſeine Ernennung zum Oberregiſſeur des Königlichen Schauſpielhauſes auf ſeinem

Abb. 3. Dr. Otto Brahm, Direktor des Deutſchen Theaters zu Berlin. (Aufnahme von Wilhelm Fechner, Berlin.)

Dramaturg Dr. E. Welisch. Bureauchef L. Arnold.
Oberregiſſeur Fr. Witte-Wild. Dr. Max Halbe. Oberregiſſeur W. Peters.
Direktor O. Neumann-Hofer.

Abb. 4. Regieſitzung des Leſſing-Theaters zu Berlin.

Schreibtische vor. Von diesem Tage ab begann der künstlerische Aufstieg unserer Hofbühne. Freilich: von dem Programm, das sich Grube entworfen, mußte mancherlei gestrichen werden. Nicht alle seine Pläne und Hoffnungen ließen sich verwirklichen: vor allem gelang es ihm nicht, auch den Dichtern des jungen Deutschlands auf die Dauer die Pforten des Schauspielhauses offen zu halten. Es mußten tausend Rücksichten genommen werden, nach rechts und nach links und mehr nach oben denn nach unten. Aber wenigstens nach einer Richtung hin hatte

Oberregisseur Carl Schönfeld. Direktor Max Pütz. Direktor Paul Martin.
Abb. 5. Regiesitzung im Neuen Theater zu Berlin.

Grube freies Feld: man ließ ihm völlig die Regie. Das war schon viel. Das ganze Können seiner Inscenierungskunst zeigte er bereits bei Wildenbruchs „Neuem Herrn". Es war der erste Triumph, den er feiern konnte. Ihm folgte eine stolze Reihe weiterer glänzender Erfolge: der „Don Carlos", „Cäsar", „Coriolan", Hebbels Nibelungencyklus, der uns erst in Grubes wundersam stimmungsvoller Inscenierung in voller Größe entgegentrat, die Dramen Grillparzers, Shakespeares Tragödien und viele viele andere. In der That, Grube ist ein Meister der Regie. Er hat die Vorzüge und Schwächen der Meininger kennen gelernt; er hütet sich immer vor dem Zuviel und gibt nie mehr, als zur harmonischen Abrundung des Bühnenbildes notwendig ist. Das aber versteht er; er ist ein wahrhaft genialer Künstler. Eine jüngere gewandte Kraft ist ihm in den letzten Jahren in der Person des Herrn Droescher zur Seite gestellt worden, der besonders das moderne Konversationsstück mit vielem Geschmack zu inscenieren weiß, jetzt aber die Opernregie übernehmen wird. An seine Stelle tritt beim Schauspielhause eine andere bewährte Regiekraft, Herr L. Adler. Dabei möge bemerkt werden, daß auch Graf Hochberg einmal einen vollgültigen Beweis seiner Regiekunst gegeben hat: er setzte vor einer Reihe von Jahren den „Wallenstein" selbständig und mit großem technischen Geschick in Scene.

Von den Privatbühnen der Reichshauptstadt möge zunächst das aus Großkopfs alter Walhalla erwachsene Berliner Theater genannt werden. Barnays zehnjährige Herrschaft schuf auf dem Gebiete der Regie unendlich viel Gutes; „Demetrius", „Cäsar" und „Die Braut von Messina" waren

glanzvolle Leistungen. Auch vielerlei aus der Direktionszeit des Intendanten Prasch verdient hier Erwähnung, vor allem seine mustergültige, lange nicht genug anerkannte Inszenierung der beiden Faust-Teile. Seit zwei Jahren ist nun Paul Lindau an die Spitze des Berliner Theaters getreten. Der liebenswürdige Plauderer ist in unserer Gesellschaft seit drei Decennien eine wohlbekannte Erscheinung; seine Romane und seine Essaysammlungen sind in alle Welt gegangen, seine Bühnenstücke beherrschen das Repertoire. Als Theaterleiter versuchte er sich zuerst in Meiningen, dessen Hofe er immer nahe stand. Er fand da kein leicht zu beackerndes Feld, nachdem die auserwählte Künstlertruppe des Herzogs Georg in alle Winde zerstoben war. Aber sein reger Geist und seine Bühnenroutine halfen ihm über die Anfangsschwierigkeiten fort; fast verschollene Werke Grabbes und Immermanns erfüllte er mit neuem Leben, und daneben öffnete er auch bereitwillig den Jüngeren, die ihm einst die Pfeile seiner Kritik, in Gift getränkt, zurückschossen, die Türen der berühmten Hofbühne. Abbildung 2 zeigt Lindau in seinem behaglichen Bibliothekzimmer im Vorderhause des Berliner Theaters bei einer Regiesitzung, der u. a. auch der Dirigent der Bühnenmusik, der Büreauchef und Lustspielregisseur und die Schauspieler Halm und Wehrlin beiwohnen. Daß Lindau ein feiner und geistreicher Kopf ist, ist bekannt; daß er zugleich auch ein vorzüglicher Regisseur ist, hat er in seiner zweijährigen Tätigkeit bei uns bewiesen. Zu den ersten Schöpfungen, denen seine bühnenkundige Hand in dem Theater in der Charlottenstraße Gestaltung gab, gehörten Grillparzers „Libussa", Wildenbruchs „Harald" und Kleists „Amphitryon". Auch Wilbrandt hat ihm für die Inszenierung der „Viola" viel zu danken; ohne die ausgezeichnete Regie hätte das partienweise hochpoetische, im ganzen aber doch recht bizarre und absonderliche Phantasiestück kaum den Theatererfolg gefunden, der zu verzeichnen war. Eine ganz hervorragende Leistung aber war besonders die Inszenierung des „Prinzen von Homburg" und ein Meisterstück die der beiden Teile von Björnsons „Über unsre Kraft". Daß uns das Große und ewig Bleibende in dieser widerspruchsvollen, den Widerspruch herausfordernden

Abb. 7. Dr. Paul Schlenther,
Direktor des K. K. Hofburgtheaters zu Wien.
(Aufnahme von Charles Scolik in Wien.)

Abb. 6. Graf K. v. Seebach,
Generaldirektor des Königl. Hoftheaters zu Dresden.

Regisseur Ed. Pochmann. Oberregisseur Paul Flaishar.
Direktor Franz Bittong. Direktor Max Bachur.

Abb. 8. Regiesitzung des Thaliatheaters zu Hamburg.

Dichtung so leuchtend vor Augen gerückt wurde, war nicht zum wenigsten Lindaus Verdienst. Neben Lindau waltet Alfred Halm am Berliner Theater als Regisseur, ein höchst begabter junger Schauspieler, der schon als Leiter des Breslauer Sommertheaters gezeigt hat, wie verständnisvoll er moderne Stücke zu inscenieren versteht und der hier u. a. in seiner Bühnenbearbeitung der „Lustigen Weiber von Windsor" einen vollen Erfolg auch als Regisseur davontrug.

Das Deutsche Theater ist bekanntlich eine Schöpfung L'Arronges. Was dieser vielgewandte und energische Theatermann in den zehn Jahren seiner Direktionsführung geleistet hat, braucht hier nicht des Näheren erörtert zu werden. Als er seine Bühne an Dr. Otto Brahm (Abb. 3) abgab, wußte man, daß ein anderer Geist Einzug halten würde. Als Kritiker wie als Mitdirektor der „Freien Bühne" hatte sich Dr. Brahm auf die Seite des neuentdeckten „konsequenten Realismus" gestellt und wurde sein eifrigster Verfechter und Vertheidiger. Dem Deutschen Theater gab er die Prägung der neuen Richtung, die auch mit dem überlieferten Stil der Darstellung brach. Es war anfänglich mehr Gährung als Klärung; aber der Most wurde zum Wein, und mancher Keim trieb Blüten und Frucht. Auf das klassische Repertoir, das L'Arronge bevorzugt hatte, verzichtete Brahm endgültig ganz und hielt sich in der Hauptsache an die moderne Produktion und zwar jener kleineren Gruppe Schaffender, die sich um Gerhart Hauptmann geschart und mit ihm alle litterarischen Entwickelungsstadien durchlebt hatte. So ist denn unter Brahm das Repertoir des Deutschen Theaters ein in gewissem Sinne beschränkteres geworden als unter seinem Vorgänger. Aber dem klugen und feinsinnigen Leiter muß zugestanden werden, daß er innerhalb der Grenzen des von ihm gewählten Gebiets etwas ganz Ausgezeichnetes und geradezu Vorbildliches geschaffen hat. Kaum eine andere deutsche Bühne verfügt für die moderne dramatische Produktion über ein so mustergültiges Ensemble. Die Dramen Ibsens, Hauptmanns, Schnitzlers, Hartlebens, Dreyers, Hirschfelds,

gelegentlich auch solche von Sudermann, Fulda, Halbe u. a. fanden hier die denkbar feinste schauspielerische Ausgestaltung. In Herrn Lessing gewann Dr. Brahm einen Regisseur, der speziell in der sorgfältigen Ausarbeitung des Zuständlichen und des Zusammenspiels vollendet Künstlerisches leistet. Ich will nicht auf Einzelheiten eingehen; auch die Gegner Brahms müssen anerkennen, daß diesem intelligenten Manne unvergeßliche Verdienste gebühren. Der neue Stil der Schauspielkunst ging vom Deutschen Theater aus. Zwar konnte der Bruch mit der heiligen Konvention nicht ohne Irrungen und ohne mancherlei falsch gezogene Konsequenzen vor sich gehen; aber schon das radikale Aufräumen mit der hohlen Maniriertheit der alten Schule ist eine Tat, die Dr. Brahm und den Seinen nicht hoch genug angerechnet werden kann. Von 1904 ab wird Lindau an Stelle Brahms treten; wer dann das verwaiste Berliner Theater übernimmt, steht noch nicht fest. Vermutlich wird auch Brahm eine neue Direktion übernehmen.

Das Lessing-Theater hat Oskar Blumenthal als „Theater der Lebenden" im Gegensatz zu Barnays Berliner „Theater der Verstorbenen" geschaffen. „Theater der Lebenden" ist es auch in der Hauptsache geblieben, denn die meisten Versuche, auf dieser, Lessings Namen tragender Bühne das klassische Repertoire einzuführen, scheiterten kläglich. Unter Blumenthal waren Anno und Meery tüchtige Regisseure. Aber auch Blumenthal selber hat manches Stück in Scene gesetzt: ich entsinne mich, daß er in Braceos graziös-frecher Komödie „Untreu" alle Feinheiten, die die Regie erforderten, mit kluger Hand zur Geltung zu bringen verstand. Als Blumenthal direktionsmüde geworden, nahm Otto Neumann-Hofer ihm das Szepter aus der Hand. Wie Lindau, Brahm Raphael Löwenfeld, Wolzogen, Schlenther, Bukowicz, gehört auch Neumann-Hofer zu den Schriftstellern und Journalisten, die die Feder mit dem Direktionsstab vertauscht haben. Da er Kritiker gewesen war, so hatte

Oberregisseur Alb. Goldberg. Siegfr. Wagner (auf Besuch gelegentlich der „Herzog Wildfang"-Aufführung). Kapellmstr. B. Porst. Dir. Geh. R. Max Stägemann. Kapellmstr. Hagel. Regisseur Unger. Dramaturg Karl Crome Schwiening. Musikdirektor Krauie. Kapellmstr. Alb. Gorter. Kapellmstr. Gustav Meyer.

Abb. 9. Eine Regiesitzung im Stadttheater zu Leipzig anläßlich der Aufführung des „Herzog Wildfang" von Siegfried Wagner.

er anfänglich mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen; aber er war mutig genug, sie zu überwinden. Abbildung 4 zeigt ihn neben Max Halbe, dem Dichter der „Jugend“ (wie er wahrscheinlich noch genannt werden wird, wenn er auch fünfzig weitere Stücke vollendet), im Direktionszimmer des Lessing-Theaters bei einer Regiesitzung für „Haus Rosenhagen“. Im Hintergrunde sehen wir den Dramaturgen der Bühne und den Büreauvorsteher, neben Neumann-Hofer den Oberregisseur Witte-Wild und neben Halbe am Tische das kluge Schauspielergesicht des Regisseurs Peters. Willy Peters gehört noch nicht seit langem dem Lessing-Theater an; wir haben ihn an mancher Berliner Bühne getroffen, ehe er hier festen Fuß faßte und sich namentlich in modernen Stücken als umsichtiger, verständiger und sehr gewandter Regisseur einführte. Eine längere Bühnenerfahrung hat Fritz Witte-Wild hinter sich. In Breslau, wo er lange das Lobe-Theater leitete, gedenkt man noch heute seiner gern; seine „Weber“-Inscenierung stand der des Deutschen Theaters nicht nach. In Sehrings Theater des Westens und in Teplitz fand seine reife Theaterkenntnis wenig fruchtbringenden Boden, bis es Neumann-Hofer gelang, den vielerfahrenen Mann für seine Bühne zu engagieren. Witte-Wild verbindet mit der Praxis der alten Schule einen sicheren Blick für den neuen Stil, ohne je in die Extreme der modernen Regiekunst zu verfallen, die ein undeutliches Sprechen und ein Spiel mit dem Rücken gegen das Publikum für absolute Notwendigkeiten halten.

Das Neue Theater am Schiffbauerdamm hat in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Bestehens schon ziemlich oft die Leitung gewechselt. Im letzten Kampfe zwischen Sigmund Lautenburg und Nuscha Butze-Beermann ist Frau Nuscha die Siegerin geblieben. Nuscha Butze wurde von Barnay bei Begründung des Berliner Theaters zu uns herübergezogen. Sie beendete ihre Lehrzeit in Wien und war jahrelang der gefeierte Liebling der Wiesbadener. In

Kapellmstr. A. Hertz. Opernregisseur H. Kirchner. Kapellmste. Jul. Prüwer.
Direktor Dr. Th. Loewe. Schauspielregisseur Julius Riebt. Dramaturg Maxim. Schlesinger.
Schauspielregisseur Th. Steinae. Opernregisseur Theod. Habelmann.

Abb. 10. Regiesitzung der Vereinigten Breslauer Stadttheater.

Bureauvorstand Jul. Rennert. Oberregisseure des Schauspiels Carl Dalmonico. Ballettmeister Rob. Köller.
Obermaschinenmstr. Alb. Rosenberg. Kapellmsts. W. Mühldorfer. Musikdirektor W. Stack.
Oberregisseure der Oper Alois Hofmann. Direktor J. Hofmann. Kapellmstr. Prof. A. Kleffel.

Abb. 11. Regiesitzung des Stadttheaters zu Köln.

Berlin trat sie nach meiner Erinnerung zum ersten Male in Oldens effektvollem, wenn auch nach der psychologischen Seite hin etwas dürftig ausgestattetem Drama „Ilse" auf und errang auch hier rauschenden Beifall. Später gehörte sie kurze Zeit hindurch dem Lessing-Theater an und ging dann auf Gastspielreisen, bis sie 1898 das direktionslos gewordene Neue Theater übernahm und damit Berlin den ersten weiblichen Bühnenleiter gab. Nuscha Butzes reifes schauspielerisches Können ist oft genug gewürdigt worden; seinem innersten Wesen nach ist es in der Hauptsache eine warmblütige Gefühlskunst, die auch den Humor zu Recht kommen läßt. Mit Beginn der neuen Saison schied sie aus der Direktion des Neuen Theaters aus, die nunmehr völlig in die Hände ihres bisherigen Mitdirektors, Herrn Paul Martin, überging. In seinem Kollegen, Herrn M. Pütz, hat sich Direktor Martin einen vortrefflichen geschäftlichen Leiter und in Herrn Carl Schönfeld einen Oberregisseur gesichert (Abb. 5), der mit großer schauspielerischer Gestaltungskraft einen feinen Blick für die Ausarbeitung des Szenenbildes verbindet. Die Bühne soll auch unter der neuen Direktion nach den bisherigen künstlerischen Prinzipien weitergeführt werden. Wie man hört, wird Frau Nuscha-Butze sich wieder gänzlich der Darstellung widmen und wahrscheinlich in den Verband des Königlichen Schauspielhauses treten.

Schauen wir nach Wien hinüber. Mit der eigentümlichen Theaterintrigue, der Dr. Paul Schlenther (Abb. 7) in letzter Stunde seine Berufung an die Spitze der Hofburgbühne verdankte, haben wir hier nichts zu tun. Schlenther war ein tüchtiger, gescheiter, selbst geistreicher, wenn auch durch seine Vorliebe für die Schule Ibsens und die Anhängerschaft Hauptmanns etwas einseitig gewordener Kritiker, als er Berlin verließ. Er fand in Wien vorläufig nur eine kleine Clique, die sich mit propagandistischer Begeisterung auf seine Seite stellte.

Hofkapellmstr. Krzyzanowski. Generalintendant von Bignau. Opernreg. Wieden.
Schauspielregisseur Weiser. Kapellmstr. Richard. Lustspielregisseur Grube.
Abb. 12. Regiesitzung am Hoftheater zu Weimar.

Die Allgemeinheit stand ihm teils fremd, teils direkt feindlich gegenüber. Aber Schlenther ist nicht nur ein kluger Kopf, sondern auch ein stahlharter und wetterfester Ostpreuße. Er „fraß sich durch", wie er selbst gelegentlich einmal äußerte — und heute hat er auch mit den Gegnern von damals seinen Frieden gemacht und sitzt fest im Sattel. Die Fehler und Verstöße jeder neuen Herrschaft sind glücklich überwunden, wie das Defizit des ersten Jahres; selbst die erbittertsten ehemaligen Feinde müssen neidlos anerkennen, daß aus dem gern räsonnierenden, vielfach befangenen Berliner Kritiker ein weit ausschauender, in mancher Beziehung genial wirkender Theaterleiter geworden ist. Auch auf die Regie war er von günstigem Einfluß und zwar in erster Linie insofern, als er das Virtuosentum, das an der Burg — trotz lebhaften Bestreitens — zuweilen immer noch überstark hervortrat, zu Gunsten eines einheitlichen Zusammenspiels zurückzudämmen wußte. Schlenther gehörte jahrelang zum Vorstand der Berliner Freien Bühne, und bei dieser Gelegenheit hat er sich vielfach mit der Inscenierung moderner Stimmungsdramen beschäftigt. Das kam ihm als Direktor zu statten. Eine ganze Reihe von Schauspielen Hauptmanns, Hirschfelds, Dreyers, Schnitzlers, Hartlebens u. a. standen unter dem Zeichen einer glänzenden Regie; aber auch klassische Dramen wie „Lear", „Jungfrau", „Richard III.", „Prinz von Homburg" und die „Oresteia" kamen unter Schlenthers Leitung zu einer tadellos abgetönten Aufführung.

Es gab eine Zeit — damals war der alte Mauriee noch lebensfreudig —, da galt die Hamburger Schauspielerbühne für das „Burgtheater Norddeutschlands". Die Tradition hat sich nicht halten können. Pollini vereinigte das Stadttheater mit der Thaliabühne und dem Altonaer Theater; sein Herz gehörte in der Hauptsache aber der Oper. So war es auch unter seinen Nachfolgern, der Direktion Bittong-Bachur, und blieb so, bis Baron Berger als Konkurrent auf den Kampfplatz trat. Jetzt besann sich das Thalia-Theater auf seine große Vergangenheit. Franz Bittong (Abb. 8) war ursprünglich Kaufmann, gehört nun-

mehr aber seit über zwei Decennien dem Hamburger Kunstleben an. Er war zuerst Oberregisseur des Thalia-, später des Stadttheaters, und es war eine kluge Taktik Pollinis, sich diese ausgezeichnete Kraft für immer zu sichern, wie es schließlich auch die glücklichste Wahl war, die die Hamburger Stadtväter treffen konnten, als sie ihm nach Pollinis Tode die Leitung der vereinigten Theater überließen. Bittong ist als Opern-, wie als Schauspielregisseur gleich hervorvorragend und ist eine erstaunliche Arbeitskraft. Dieser rastlose Mensch verdoppelt gewissermaßen die Zeit; er wohnt einer Opernprobe bei, hilft ein Lustspiel im Thalia- und ein Drama im Altonaer Stadttheater einstudieren, erledigt zwischendurch seine Büreaugeschäfte, vergißt nie seinen Stammtisch, diktiert Dutzende von Briefen und dichtet auch noch Weihnachtsmärchen — und ist dabei immer von derselben entgegenkommenden Liebenswürdigkeit gegen jedermann. Im Stadttheater ist Siegfried Jelenko sein Adjutant, der unter Barnay und Prasch auch in Berlin mancherlei Beweise seines Regietalents ablegen konnte, und im Thalia-Theater stehen ihm als Regisseure die Herren Flashar und Pochmann zur Seite, deren Porträts der Leser gleichfalls auf unserem Bilde findet. Dem Verdienste Paul Flashars ist es zuzuschreiben, daß die Thaliabühne allgemach ihren guten alten Ruf zurückgewinnt. Sie ist in der Hauptsache freilich der heiteren Muse gewidmet, wagt sich indessen auch an größere Aufgaben heran und brachte beispielsweise eine ausgezeichnete „Weber"-Aufführung heraus. Der Mitdirektor Bittongs, Max Bachur, entstammt ebenfalls einem Kaufmannshause und war längere Zeit Direktionssekretär Theodor Lobes, bis Pollini ihn gelegentlich eines Gastspiels seiner Hamburger Truppe in Berlin an sich fesselte. Er hat den geschäftlichen Teil der Theaterleitung in den Händen.

Auf dem Bilde (Abb. 9), das uns nach Leipzig führt, wohnen wir der Abwechslung halber einmal einer Opern-Regiesitzung bei, einer von denen etwa, die Siegfried Wagners „Herzog Wildfang" vorange-

Oberregisseur A. Wolf. Generalintendant Freiherr v. Ledebur.
Hofkapellmeister Herm. Zumpe. Opern-Oberregisseur Herm. Gura.

Abb. 13. Regiesitzung am Hoftheater zu Schwerin.

gangen sind. Denn Jung-Siegfried thront an der Spitze des Tisches, mit etwas gesträubtem Haar, als sorge er sich um das Schicksal seines neuesten Werkes; vielleicht trägt auch nur der Photograph die Schuld an dieser mißlungenen Frisur. Rechts neben Wagner steht Direktor Stägemann, der seit fast zwanzig Jahren unausgesetzt glättendes Öl in die zuweilen, vielleicht in Erinnerung an die Sturmzeit unter Laube, Haase, Förster, Strantz, noch immer hochgehenden Wogen des Leipziger Theaterlebens gießt. Stägemann versteht das. Er ist ein Mann der Formen, der Kompromisse, des savoir faire. Aber er ist unstreitbar auch einer unserer gewandtesten Theaterleiter, dem nur ein einziger Vorwurf zu machen ist: daß er sich allzu sehr gegen die moderne Richtung abschließt. Manche sagen freilich: Leipzig wolle das so, insonderheit der hehre Litteraturpapst an der Pleiße, Rudolph von Gottschall; andere behaupten das Gegenteil. Übrigens ist Geheimrat Stägemann in den letzten Jahren auch der Moderne gegenüber zuvorkommender geworden. Sein Lieblingskind ist die Oper. Während Herr Adler ihn bisher in der Regie des Schauspiels unterstützte, besitzt er für die Oper eine ganze Reihe hilfseifriger Adjutanten, die unser Bild porträtähnlich wiedergibt: die Kapellmeister Porst, Gorter und Hagel und den Musikdirektor Krause, sowie die Regisseure Albert Goldberg und Unger. Speciell der Oberregisseur Goldberg ist eine ganz hervorragende Kraft, ein Mann von nie ermüdender Arbeitslust und seinem Verständnis für die scenische Ausgestaltung musikalischer Bühnenwerke. Als Dramaturgen sehen wir Herrn Carl Crome-Schwiening auf unserer Abbildung, der der Mehrzahl unserer Leser durch seine liebenswürdigen, humordurchtränkten Erzählungen bekannt sein dürfte.

Ähnlich wie in Leipzig und Hamburg, so ist auch in Breslau, nachdem Witte-Wild die Direktion des Lobe-Theaters niedergelegt hatte, das Theaterwesen monopolisiert worden. Die drei großen Bühnen befinden sich seit Jahren in einer Hand, unter der energischen Leitung des Direktors

Generalmusikdirektor Fritz Steinbach. Orchesterdiener Koch. Hofrat Paul Richard. Theaterdiener Arnold. Konzertmeister Wendling. Musikdirektor Mühlfeld.

Abb. 14. Regiesitzung des Meininger Hoftheaters.

Generalmusikdir. F. Mottl. Oberreg. M. Schön. Generalintend. Dr. Bürklin. Direktor Hofkapellmstr. A. Lorenz. Hoftheatermaler A. Wolf. Gard.-Insp. H. Schilling. Ökon. Hancke. Rat Leop. Ruppert. Regisseur Dr. Eugen Kilian.

Abb. 15. Regiesitzung des Großherzogl. Hoftheaters zu Karlsruhe.

Dr. Theodor Löwe (Abb. 10). Irre ich nicht, so begann Dr. Löwe seine Breslauer Laufbahn als Sekretär des Stadttheaters; aber die Stadt tat gut daran, den bühnenkundigen Mann an die Spitze ihres Kunstinstituts zu berufen, das übrigens vor einigen Jahren in dem Dramaturgen Maximilian Schlesinger auch seinen Geschichtsschreiber gefunden hat. Das Stadttheater ist die Stätte des musikalischen Dramas, das hier nur selten vom klassischen Schauspiel abgelöst wird; das Lobe-Theater ist die Novitätenbühne für die moderne Produktion, während das Thalia-Theater vorwiegend der harmlosen Muse gehört. Wie in den meisten großen Provinzstädten, so dominiert auch in Breslau die Oper. Das Lobe-Theater, auf dem früher eine rastlose Tätigkeit entwickelt wurde und das häufig die Dramen unserer lebenden Autoren in Erstaufführungen brachte, ist etwas in das Hintertreffen geschoben worden. Dafür hat Dr. Löwe die Oper, die ehemals nach Repertoire und Personal auch den Anspruchsloseren wenig genügen konnte, in den zehn Jahren seiner Direktionstätigkeit auf glänzende Höhe erhoben. Das ging naturgemäß nicht ohne Sorgen und Schwierigkeiten mancherlei Art ab; auch ein gewisser spekulativer Blick war dazu nötig — aber die Hauptsache bleibt der glückliche Erfolg. Anfänglich fand er eine überaus wirksame Unterstützung in seinem ersten Dirigenten Weintraub, den später eine ebenso tüchtige Kraft, Kapellmeister Julius Prüwer ersetzte, neben dem auch noch der Kapellmeister Hertz genannt zu werden verdient. Als Oberregisseur wirkt Theodor Habelmann, den die Theaterbesucher der siebziger Jahre noch als stimmbegabten lyrischen Tenor in Erinnerung haben werden: ein Regisseur großen Stils, der in amerikanischer Schule namentlich die Herausarbeitung kräftiger scenischer Wirkungen erlernt hat. Eine tüchtige Hilfskraft ist ihm in Herrn Hugo Kirchner erwachsen.

In Köln a. Rh. (Abb. 11) hat es das Schauspiel von jeher nicht allzu leicht ge-

Sekr. Bömly. Kapellmstr. Wolfram. Intendant Jensen. Oberregisseur Krähmer.
Maschineriedirektor Rudolph. Kapellmstr. Dr. Rottenberg. Regisseur Korschön.

Abb. 16. Regiesitzung der Oper zu Frankfurt a. M.

habt. Es gab hier wie in anderen rheinischen Städten immer zahlreiche Elemente, die von der modernen Produktion nichts wissen wollten, so daß Direktor Julius Hofmann häufig in die Notlage kam, eine geschickte Diplomatie vorwalten lassen zu müssen. Erst in jüngster Zeit hat man sich den Neuheiten der Schauspielbühne gegenüber weniger spröde verhalten. In Carl Dalmonico hat das Kölner Stadttheater einen Regisseur gewonnen, auf den es in Wahrheit stolz sein kann. Ich erinnere mich noch mit Freuden einer Aufführung der Wallenstein-Trilogie, der ich zu Köln beiwohnen konnte: selten habe ich eine vollendetere Gesamtwirkung, eine bis in die kleinsten Details abgetönte und abgerundete Darstellung gesehen. In der Bearbeitung von Calderons „Wundertätigem Magus", dem einst Immermann zum Bühnenleben verhalf, erwies sich Dalmonico gleichzeitig als ein geschickter Dramaturg. Ganz auf der Höhe steht auch in Köln die Oper. In dem Oberregisseur Alois Hofmann, den Kapellmeistern Professor Arno Kleffel und Wilhelm Mühldorfer und dem Obermaschinenmeister Rosenberg besitzt Direktor Hofmann freilich auch eine erlesene Schar erstklassiger Kräfte, die ihm die Arbeit erleichtern helfen. Die noch auf unserm Bilde wiedergegebenen Herren Musikdirektor Stark und Ballettmeister Köller sind inzwischen aus dem Verbande des Theaters ausgeschieden und haben anderweitige Engagements angenommen. Im Gegensatz zum Schauspiel bringt die Oper vielfach Original-Premièren — mir fallen zwei ein: Goldmarks „Kriegsgefangen" und Lazarus' „Mandranika" — und ist auch eifrig am Werke, halb verschollene Tonschöpfungen (wie Schumanns „Genoveva") zu neuem Leben zu erwecken. Neben Breslau ist wohl Köln diejenige Provinzbühne, auf der Richard Wagner am vollkommensten zur Darstellung gelangt.

In Weimar (Abb. 12) ist man nicht immer den Spuren Goethes gefolgt. Generalintendant von Vignau hat viel kämpfen müssen. Wenn das Weimarer Schauspiel in den letzten Jahren einen verheißungsvollen Aufschwung genommen hat, so ist das nicht zum wenigsten den Verdiensten des Oberregisseurs und vortrefflichen Charakterspielers Karl Weiser zuzurechnen. Savits und Brock waren seine Vorgänger, zwei eminent tüchtige Kräfte; aber an schöpferischem Geiste überragt Weiser sie dennoch. Vielleicht daß ihm auch sein poetisches Vermögen zu Hilfe kommt; sicher aber hat Meiningen ihm zahlreiche Anregungen gegeben. Die Regieleistungen Weisers, dem in Herrn Grube eine kongeniale Kraft zur Seite steht, sind unübertrefflich, obwohl nicht geleugnet werden kann, daß er dann und wann in der Heraushebung sinnfälliger Nüanceen zuweilen befremdend wirkt. Meisterstücke sind seine Inscenierungen Schillerscher Dramen und seine Einrichtungen von Tragödien Shakespeares und Grillparzers; ich selbst sah einmal die „Hermannsschlacht" unter seiner Leitung mit einem mustergültigen Ensemble. Viel Gutes schafft die Weimarer Oper unter ihren Kapellmeistern Krzyzanowsky und Richard und der Regie Wiedeys. Zahlreiche neue Werke kamen hier zur ersten Aufführung; ich nenne nur R. Strauß' „Guntram", Scharwenkas „Mataswintha", Kleemanns „Klosterschüler"; Weingartner hatte hier an seinem „Genesius" mehr Freude als in Berlin; vollendet war die Inscenierung der Gluckschen „Iphigenia" in der Bearbeitung von Richard Strauß.

Das Schweriner Hoftheater (Abb. 13) ist in der glücklichen Lage, in seinem Intendanten Baron Ledebur einen Mann von reifer künstlerischer Intelligenz und großem Können zu besitzen. Wir haben die Schweriner Oper auch einmal in Berlin hören können, damals, als sie Schillings „Ingwelde" auf unserer Hofbühne mit großem Erfolge zur Aufführung brachte. Leider verliert Schwerin gerade zur Zeit, da ich diese Zeilen niederschreibe, seine bedeutendste

J. Schlar. Joseph Lauff. G. v. Hülsen.

Abb. 17. Konferenz beim Intendanten von Hülsen in Wiesbaden.

Kraft: den Hofkapellmeister Hermann Zumpe, der nach München berufen wurde und den Paul Prill aus Nürnberg ersetzen soll. Es mag nicht zu viel gesagt sein, wenn man Zumpe nachrühmt, es gebe seit Bülows Tode keinen zweiten, der so in die „Geheimnisse der Partitur" einzudringen verstehe als er. In Schwerin besaß er in Hermann Gura einen Regisseur, der mit großer Feinfühligkeit Hand in Hand mit ihm ging. Neben der Oper spielt das Schauspiel wenn auch keine verschwindende,

Intendant v. Possart.
Generalmusikdir. Zumpe. Obermaschinenmstr. Lautenschläger.

Abb. 18. Die Leiter des Prinzregenten-Theaters zu München.

so doch immer nur eine geringere Rolle, obschon Oberregisseur A. Wolf sich mit warmem Eifer speciell der Pflege des klassischen Dramas annimmt und von Zeit zu Zeit gern auch einmal jüngeren, viel versprechenden Talenten Obdach gewährt.

Unvergeßlich wird den Berliner Theaterfreunden der Frühling 1874 sein, da die Meininger mit ihrer Julius Cäsar-Aufführung im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater der jungen Reichshauptstadt zeigten, welcher Abstand zwischen dieser Provinz-

Regisseur Bosit. Int. v. Possart. Ober-Reg. Fuchs. Hofkapellmstr. Stavenhagen.
Reg. Hofschausp. Schneider. Regisseur Müller. Hofkapellmstr. Röhr.
Ober-Reg. Savits. Hofkapellmstr. Fischer.

Abb. 19. Regiesitzung des Hoftheaters zu München.

bühne und unsrer reich fundierten Hofbühne herrschte. Dieser Frühling war zugleich ein neuer Lenz für das deutsche Theaterwesen: ein fürstlicher Mäcen rief ihn wach, dem man vierundzwanzig Jahre später an der Stätte, die seines Geistes Odem am kräftigsten gespürt, eine bisher beispiellos gebliebene Huldigung darbringen durfte. Das war am 13. März 1898, einem Sonntag, an dem zur Vorfeier der silbernen Hochzeit des Herzogs Georg in Meiningen eine Aufführung des „Kaufmann von Venedig" stattfand, bei der die berühmtesten der „alten Meininger" sich aus aller Welt zusammengefunden hatten und Künstler wie Barnay, Fitger und die Wilbrandt-Baudius in Statistenrollen mitwirkten. Vieles ist in Meiningen anders geworden; das „Mekka der Bühnenkunst" ist es heute nicht mehr. Aber den befruchtenden Segen der Meininger spürt man auf allen Bühnen Deutschlands und auch jenseits des Reichs, und ein leuchtender Stern im Theaterleben wird Meiningen immer bleiben. Die beiden feindlichen Richtungen jeder Kunst: die realistische und die idealistische, klangen hier zum ersten Male, zu voller Harmonie sich verschmelzend, ineinander. Schon unter Chronegk und Lindau hatte man die Bedeutung des jetzigen Intendanzrats Richard erkannt, der gegenwärtig die Meininger Bühne leitet und dessen glänzendes Regietalent ich erst vor kurzem bei einem Besuche in der freundlichen Herzogsstadt bei Gelegenheit einer „Makkabäer"-Aufführung bewundern konnte. Die Abbildung 14 zeigt ihn in der Umgebung seiner Getreuen: des Meisters Steinbach, der als Generalmusikdirektor fungiert, und der Kapellmeister Wendling und Mühlfeld.

Kapellmstr. Horack. Dir. C. Schmederer. Reg. Graselli. Reg. Haas. Reg. Neuert.
Kapellmstr. Steinböck. Reg. Große. Sekr. Ritter.
Die. J. Gg. Stollberg. Oberreg. E. Raabe.

Abb. 20. Regiesitzung des Münchener Schauspielhauses.

Ruhmreich ist auch die Theatergeschichte Karlsruhes. Mit der Eröffnung des neuen Bühnenbaues im Jahre 1853 und der gleichzeitigen Direktionsübernahme Eduard

Devrients beginnt für Karlsruhe die Zeit rauschender Erfolge. Hermann Levi, der früh Verstorbene, erfüllte mit seinem Genie das Orchester und half Wagner Bahn brechen, und sein Nachfolger, der Generalmusikdirektor Felix Mottl (Abb. 15), vollendete das Werk. Im Anschluß an die Stilideen Bayreuths eröffnete sich in Karlsruhe eine neue Musikära, vorbildlich in mancher Beziehung. Wie Gustav zu Putlitz, so hat auch der kunstsinnige General-Intendant Dr. Albert Bürklin Mottl freie Hand gelassen; im Verein mit dem umsichtigen Opernregisseur Mathias Schön und den Kapellmeistern Lorentz und Wolf schuf er dem musikalischen Leben Karlsruhes eine ungeahnte Blüte. Neben Wagner, Gluck und Mozart kamen auch unbekannte Werke hier zur ersten Verlebendigung; ich erinnere nur an Berlioz' „Trojaner" und Schuberts „Häuslichen Krieg". Das Schauspiel hat sich erst in den letzten Jahren zu einem, dem Höhenfluge der Oper einigermaßen entsprechenden Aufschwung aufraffen können. Unter der Direktion von Oswald Hancke wurde auch die neue Produktion mehr berücksichtigt, während der außerordentlich tüchtige Oberregisseur Dr. Eugen Kilian für vortreffliche Neueinrichtungen klassischer Dramen, wie „Was Ihr wollt", „Kaufmann" und „Götz", Sorge trug.

Für Frankfurt a. M. (Abb. 16) bereitete der Beginn des neuen Jahrhunderts eine Reorganisation der gesamten Theaterverhältnisse. An Stelle Otto Devrients war 1879 Emil Claar als Intendant getreten. Die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen er anfänglich zu kämpfen hatte, waren groß; aber er besiegte sie. Unter Claar entfaltete sich in erster Linie die Oper; auch hier blieb das Schauspiel Stiefkind. Äußere Verhältnisse trugen wohl mehr daran schuld als der Geschmack des Intendanten. Das klassische Drama geriet wenigstens nicht völlig in den Hintergrund; um so mehr leider das moderne. Die Notwendigkeit, Oper und Schauspiel unter je eine besondere Leitung zu stellen, wurde immer dringender und führte zu dem Engagement des Direktionsrats Paul Jensen, dessen schätzenswerte Kraft sich bereits am Dresdner Hoftheater bewährt hatte und dem die Oper übertragen wurde, während Intendant Claar die unumschränkte Leitung des Schauspiels erhielt. Über die neue Entwickelung der Dinge ein abschließendes Urteil zu fällen, wäre verfrüht. Gewiß ist aber, daß nur auf diesem Wege einer praktischen Arbeitsteilung die Frankfurter Theaterfrage, an der die Bevölkerung den innigsten Anteil nimmt, in glücklicher Weise gelöst werden konnte.

Von Frankfurt a. M. aus ist ein Abstecher nach dem schönen Wiesbaden (Abb. 17) leicht. Dort hatte sich im Herbst 1893 der bisherige Leiter des Königlichen Theaters, Geheimrat Adelon, in aller Stille verabschiedet und dem neuen Intendanten, Kammerherrn Georg von Hülsen, das Feld geräumt: einem Hofmann und Militär und zugleich einem für alles Schöne und Edle in der Kunst begeisterten Mann, dem es vorbehalten sein sollte, die Wiesbadener Bühne, um die sich bisher kein Mensch gekümmert, zu einer Sehenswürdigkeit auszugestalten. In das neue Haus hielt auch ein neuer Geist seinen Einzug. Nicht nur die jährlichen Festspiele in Gegenwart des Kaisers locken die Fremden in Scharen in das Theater; neben dem Reiz der Sensation übt vor allem der künstlerische Nimbus, der das Gebotene umweht, seinen Einfluß aus. Das berühmte Weltbad besitzt nunmehr ein Theater, auf das die Augen der ganzen deutschen Kunstwelt sich richten. Schon die unermüdliche Arbeitskraft Hülsens, der die Oberregie von Oper und Schauspiel selbständig führt, verdient Bewunderung. Die scenischen und dekorativen Arrangements der Festspiele sind von so harmonischer Schönheit, daß auch die prinzipiell feindselige Kritik sich beugen und anerkennen muß, was des Rühmens wert ist. Neben Josef Lauffs kraftvollen brandenburgischen Dramen, deren Entstehung bekanntlich auf die Initiative des Kaisers zurückzuführen ist, bilden Wagners Opern und solche von Weber, Mozart und Lortzing, zum Teil in neuer Bearbeitung und Einrichtung von Kapellmeister Schlar, die Hauptanziehungskraft der Festspiele. Doch auch außerhalb dieser festlichen Zeit arbeitet das Wiesbadener Theater ununterbrochen an seiner Vervollkommnung, zum Heile für die Kunst und für die Stadt, die in Herrn von Hülsen einen Mitbürger gewonnen, dem sie alle Ursache hat, dankbar zu sein.

Auf sausendem Flügelrad der Phantasie

Schauſp. Ermarth †. Schauſp. H. Rodius. Robert, Sekretär.
Hofſchauſp. Konr. Dreher, Direktor.

Abb. 21. Regieſitzung des K. Dreher-Enſembles.

kommen wir nach München. Abbildung 18 ſtellt das Trio dar, das Iſar-Athen auch in theatraliſcher Beziehung zum Range einer erſten Kunſtſtadt erhoben hat: den General-Intendanten von Poſſart, den Obermaſchinenmeiſter Lautenſchläger und dem Kapellmeiſter Zumpe. Von letzterem wurde ſchon geſprochen: Schwerin trauert um ihn. Lautenſchläger hat in der Theaterwelt einen ſo bekannten Namen, wie der berühmteſte Tenor; er, der Erfinder der drehbaren Bühne, iſt wohl der genialſte Bühnentechniker, den wir je beſeſſen haben. In Babo, Küſtner, Dingelſtedt und Perfall hatte München vortreffliche Theaterleiter, aber keiner von ihnen beſaß den weiten Blick und auch, geſtehen wir es offen, das Spekulationsglück Poſſarts. Dem letzteren dankt das neue Prinzregenten-Theater ſein Entſtehen. Eine Regieſitzung der vereinigten Königlichen Bühnen zeigt uns Abbildung 19: Poſſart in der Mitte mit den Kapellmeiſtern Stavenhagen, Fiſcher und Röhr und dem Oberregiſſeur Fuchs, dabei die Schauſpielregiſſeure Savits und Schneider und den Hofſchauſpieler Baſil. Das iſt eine Garde, mit der man Schlachten gewinnen kann. Inſonderheit Savits, eine feinfühlige Künſtlernatur und ein Mann von reichem Wiſſen, ſorgt dafür, daß das Schauſpiel allmählich aus der ihm auch hier zu teil gewordenen Vernachläſſigung emporgehoben wird, um in dem Kampfe mit der Konkurrenz ſiegreich zu bleiben. Denn an Konkurrenz fehlt es in München nicht. Direktor Meßthaler und der unglückliche Drach hatten den Verſuch, mit der Münchener Hofbühne zu rivaliſieren, freilich büßen müſſen; aber glücklicher als ſie waren die Herren J. G. Stollberg und C. Schmederer (Abb. 20), die das Münchener Schauſpielhaus vor nahem Ruin zu retten verſtanden. Das neue Gebäude in der Maximilianſtraße iſt die Zufluchtſtätte des modernen Dramas geworden, dem die Hofbühne, gaſtfreundlich gegen Blumenthal

und Schönthan, noch immer gern die Tore verschließt. Neben dem trefflichen Direktor Stollberg teilen sich die Herren Neuert, Grafelli und Haas in die Regie; als Kapellmeister zeigt unser Bild die Herren Steinböck und Horack, als Sekretär fungiert Herr Ritter, eine gewandte Kraft aus Pollinis Schule.

Eine gewisse Sonderstellung im Münchener Theaterleben nimmt der Hofschauspieler Konrad Dreher (Abb. 21) ein, der die Hofpaursche Idee der Münchener Bauernspiele in origineller Weise in seinem Schlierseer Theater neu aufgenommen und erweitert hat. Mit gutem Verständnis wählte Dreher das Ensemble aus; Handwerker, Bauern und Bäuerinnen, Holzknechte und Kellnermädel sind die Darsteller, unter denen sich nur zwei Schauspieler von Beruf befinden, die Herren Enuarch und Robius, die zugleich Mitglieder des Regiekollegiums sind. Populär wie einst Hofpaurs „Münchener" sind auch die „Schlierseer" mit ihren Bauernkomödien geworden — das beweisen allein schon die zahlreichen Nachahmungen. Leider ist neben Anzengruber noch kein neuer Dramatiker des Bauernlebens erstanden, der so tief zu greifen und so zu gestalten verstanden hätte, wie der große Österreicher.

„Gott grüß' die Kunst!" — mit diesem Spruche wollen wir unsere bunte Revue beschließen.

Verblasste Farben.

Von

Camill Hoffmann.

Ich liebe des Herbstes leuchtende Stunden;
Sie tragen die Farben verblasster Seiden,
In die sich so schön alle Träume kleiden,
Sie lächeln und bluten an heimlichen Wunden.

Ich liebe den sonnigen Ort am Hügel;
Da hör' ich manchmal das Waldhorn klingen
Und sich zu müdem Fluge schwingen
Das Mittags breite schimmernde Flügel.

Da seh' ich die Ebene rings sich regen —
Wohl wie ein Garten voll goldener Zweige
Von Bienen summt bis zur Tagesneige —
Und drüben die Stadt, am Fluss gelegen.

Wann macht das Leben dort eine Pause!
Ich glaube, hinter den ernsten Mauern
Wohnt nur der Sehnsucht vergebliches Trauern
Und ein Geheimnis in jedem Hause. —

So bringt mir noch in dem kurzen Glücke
Gedanken voll Ahnung die sterbende Sonne!
Das ist des Herbstes wehmütige Wonne,
Das sind des Abschieds Augenblicke.

Ich liebe den schweren Sinn dieser Tage!
Es wiegt sich ein Träumen über den Fülten
In silbernen Tönen, in silbernen Düften ...
Das Leben ist dunkel wie eine Sage. —

Am Wielandstein. Nach dem Gemälde von Max Rossmann-Frankfurt a. M.
(Münchener Jahres-Ausstellung, Glaspalast, 1902.)

Das verwunschene Dorf.

Von

Ludwig von Ploetz.

(Abdruck verboten.)

Das geschah alles, während der Weinert Karle im Zuchthaus seine drei Jahre „abmachte", wie er sich auszudrücken pflegte.

Wie er in das große rote Haus im fernen Lande kam? Er hatte sich ein helles Feuer zum Wärmen gemacht. Nur daß er das getan hatte mitten im heißen Juli, wo für Wärme schon gesorgt ist. Zudem tat er das nicht in seinem Stübchen im Armenhause, sondern draußen im Gemeindewalde, und außerdem wollte er auch gar nicht sich selbst einheizen, sondern der Gemeinde zur Strafe dafür, daß sie nicht besser im Armenhause für ihn sorgten.

Aber der Herr Gemeindevorsteher verstand keinen Spaß, und als der Wald mit dem schönen Holz, das in drei Jahren schlagbar war, niederbrannte, kam der Herr Gendarm angeritten und sorgte dafür, daß der Weinert Karle an einen Ort gelangte, wo ihm die Lust zum Feueranmachen verging.

Die alte Hanne mit dem krummen Buckel hatte ihn verraten, die hatte ihn hineingehen sehen in den Wald mit der Schachtel Schwefelhölzer in der Hand.

Dabei war die seine erste Liebe gewesen, damals, als sie noch die junge Hanne war und noch gerade ging, wie ein Licht, und dralle, weiche Arme hatte, daß es eine Lust war, hineinzukneifen beim Erntekranz.

Also damals, als der Weinert Karle im Zuchthause saß, erschienen plötzlich hohe Herren aus Berlin auf der roten Heide, auf der gerade das Kraut blühte, und es hieß: all das Land, soweit das Auge reicht, und noch viel weiter, die ganze rote meilenweite Heide ist dem Herrn Baron vom Staat abgekauft worden.

Ein neuer Schießplatz soll da angelegt werden, und schon im Frühjahr wird die Artillerie kommen und mit scharfen Geschossen über die Heide donnern, daß es nur so kracht und dröhnt.

Ja, aber was sollte dann aus dem Dorfe werden, das mitten in der Heide lag? Das ging doch nicht, daß ihnen die Artillerie einfach zur Übung die Dächer niederknallte.

Bald kam ein Schreiben vom Herrn Landrat, daß die Bauern ihre Liegenschaften, Haus, Stall, Acker und Wiese dem Staat zu verkaufen hätten. Das ganze Dorf, wie es da lag und stand, wollte der Staat erwerben.

Aber die Bauern dachten gar nicht daran, zu verkaufen, den alten Besitz, den Vater bewirtschaftet hatte und den Großvater bewirtschaftet hatte. I der tausend, was für Dummheiten verlangte man denn eigentlich von ihnen? Einfach so ihr Häusel verlassen? Ne, ne.

Vor allem — daran hatte noch gar nicht einmal einer gedacht — was sollte dann aus dem Kirchhof werden? Sollte man nun die Toten allein ruhen lassen mit den weißen Kreuzen auf den Gräbern und den vielen schönen Sprüchen, die auf den Grabsteinen standen?

Das war doch unerhört, was die Obrigkeit von ihnen verlangte.

Darauf kam ein zweites Schreiben, man müsse sich endlich entschließen und keine Winkelzüge machen, man habe endlich bereit zu sein. Der Staat würde jedem sein Anwesen gut bezahlen.

Aber wieder schrieben die Bauern, daß sie gar nicht dran dächten, zu verkaufen.

Da kam denn der Herr Landrat mit seinen beiden braunen ungarischen Juckern selbst angefahren und schalt und machte ihnen klar, daß sie verkaufen müßten, das Staatsinteresse verlange es, weil das Dorf innerhalb der Schußlinie läge. Und wenn

Digitized by Google

sie nicht freiwillig bereit wären, dann würden sie einfach zwangsweise enteignet werden.

„Was wird dann mit unserm Dorf geschehen?“ fragte der Hankert Andreas.

„Das wird allmählich von der Artillerie niedergeschossen werden.“

Du lieber Himmel, wenn so etwas einem so alten guten Dorfe passieren kann.

„Herr Landrat, und dabei sollen unsere Toten ruhig schlafen, wenn die Kanonenkugeln über den Kirchhof hinweg sausen?“

Darauf wußte der Landrat im Augenblicke nichts zu erwidern, aber Pastor Winkelmann kam gerade in seinem Einspänner den Weg daher gefahren. Den holte er sich zur Hilfe heran.

Der Pastor stand ihm denn auch redlich bei.

„Ja, liebe Leute, was hilft's? Gegen das, was die Obrigkeit will, kann niemand ankämpfen. Ich verstehe wohl, daß es Euch schwer wird, Euer angestammtes Gut zu verlassen. Wie oft habt Ihr in dem kleinen Kirchlein heilige Gelübde abgelegt und meine Predigt vernommen. Und Eure Häuser, Eure Ställe sind sie Euch nicht wie Freunde geworden, haben sie nicht fast teil genommen an den Ereignissen Eures Lebens? An jener Wand stand das Bett, in dem Euer Vater in Demut verstarb, an jenem Pfosten lehnte die Wiege, aus der Euch Euer ältestes Knäblein entgegenlallte. Und erst Euer Acker, sprach er nicht jeden Morgen mit süßen Lauten zu Euch, wie nur die Heimaterde zu sprechen vermag?“

Wie der Pastor so redete, wurde den Bauern das Herz erst recht schwer, und der Reichelt Wilhelm, der ein weiches Gemüt hatte, fing einfach an zu flennen.

Der Hankert Andreas blieb bei seiner Ansicht. „Herr Pastor, was sollen denn unsere Toten von uns denken, wie sollen denn die in Frieden schlafen können, wenn über die Gräber die Kanonenkugeln sausen werden.“

„Lieber Hankert, Euer Dorf stand in sittlicher Beziehung immer groß da“ (dabei saß gerade der Weinert Karl wegen Brandstiftung im Zuchthaus), „unsere Toten haben ein gutes Gewissen, so werden sie sanft ruhen, auch wenn Schlachtgetümmel und große Unruhe über ihnen laut werden sollte.“

Was half den Bauern alles? Sie mußten verkaufen, ob sie wollten oder nicht, und jeder bekam für seinen Hof einen anständigen Preis, mit dem sie ganz zufrieden sein konnten.

Zu Antoni sollte alles geräumt werden, dann trafen die Arbeiter ein, um die Schießlinien durch das Holz zu schlagen und die Ziele zu bauen.

So mancher hatte bereits von dem schweren Geld, das er erhalten hatte, einen neuen Hof in der Nachbarschaft gekauft, es war ja damals gerade die Zeit, in der Bauernhöfe wohlfeil waren.

Am letzten Tage kamen sie alle noch einmal zusammen, und da gab es noch eine freudige Überraschung. Die Gemeindekasse wurde geteilt und — niemand hatte das erwartet — auf jedes Gemeindemitglied kamen vierzehn Mark.

Das konnte man gut brauchen für das Abschiedsfest, das heute im Kirch- und Gerichtskretscham gefeiert werden sollte.

Das sollte noch einmal lustig da zugehen. Heißa.

Von diesem Feste soll nicht erst groß erzählt werden. Viele fanden sich da, deren Beine unerhörterweise nicht mehr ihren Dienst versehen wollten, obgleich die doch sonst immer noch ganz brauchbar gewesen waren. Und viele umarmten sich da voller Rührung und schworen sich ein treues Gedenken in der Fremde, obwohl sie, solange sie noch Hof an Hof wohnten, bittere Feinde gewesen waren und sich nichts als Schlechtes und Niederträchtiges zugefügt hatten.

Auf dem Feste stammelte der Herr Gemeindevorsteher, der doch nun von morgen ab nicht mehr Gemeindevorsteher war, zur alten Hanne: „Weeßte, Hanne, weeß d'r Weinert Karle au a was?“

„Nu, ich wer ihm itzt do nischte schreib'n,“ antwortete die schnippisch.

„Nu schreib' ihm do,“ drängte der.

„Ne ne, ich schreib' an so a Leite nischt,“ blieb die alte bucklige Hanne standhaft und verzog ihr Mündchen, das einst von den Burschen für sehr niedlich gehalten wurde, jetzt aber schief und runzlig war.

Darauf ging der Gemeindevorsteher zum Hankert Andreas und sagte: „Schreib' Do dem Weinert Karle, was hier alles passiert ist.“

Aber der wandte sich kurz ab: „Ne, an Zuchthäuslera schreib' ich nischt.“

Auch nicht einmal der Reichelt Wilhelm,

der doch sonst ein weiches Gemüt hatte, fand sich bereit, zu schreiben.

Da meinte der Gemeindevorsteher ärgerlich: „Dann muß ich amoal ihm mitteilen, was a itz aus unserm Dorf gewurda ist.“

Am nächsten Morgen zogen sie aus mit Mann und Maus und Kind und Kegel. Ein langer lärmender Zug. Die Räder knarrten, die Männer fluchten und die Weiber heulten.

Ihnen war in der Herrgottsfrühe allen der Kopf schwer gewesen von dem vielen Apfelwein und Leutebier, jetzt, wo es nun wirklich zum Abschied vom guten alten Dorf kam, wurde ihnen auch das Herz schwer.

Das Vieh brüllte, wie es aus den Ställen geführt wurde, als fühle es, um was es sich eigentlich handelte.

Da schritten sie nun dahin. Von Pferden gezogen voran die Wagen mit dem Hausrat und den Futtervorräten. Dann trotteten die Kühe hinterher, dumm und schwerfällig, hundertundzwanzig an der Zahl — ein so stolzes Dorf war es gewesen —, bald nach rechts, bald nach links schauend, mit großen Kuhaugen, bald stehen bleibend, anstatt brav hinter den Wagen her geradeaus zu schreiten. Ihnen folgte der blonde Hansl mit seiner Schafherde, zweihundertundzehn Stück von guter Art, die in musterhafter Ordnung geführt wurden. Ihr Blöken übertönte das Quietschen und Grunzen der Schweine, die wohlgenährt hinter ihnen her zottelten. Die waren nicht viel verständiger als die Kühe und machten ihrem Hirten viel zu schaffen. Viel besser benahmen sich die Gänse, die in aufrechter Haltung in Reih und Glied fast wie ein Regiment Soldaten einherstolzierten.

Das schwarzhaarige Lieschen hatte aber auch einen Stecken in der Faust, der sehr lang war und sehr weit reichte.

Zum Schluß kam das übrige Geschmeiß, die Hühner und die Enten.

Die Enten hatten es gar zu schwer mit ihren kurzen Beinchen, sie liefen sich fast die Lunge aus dem Leibe heraus und schimpften unaufhörlich: „Nicht so doll da vorne, komm'n nich mit. Nicht so doll da vorne, komm'n nich mit.“

Hinter dem Zuge her pfiff der Wind, trieb den Schreitenden die Staubwolken ins Genick und heulte lachend: „Macht, daß Ihr fortkommt, Bauernpack, ich will einmal mit Lust das Dorf durchblasen, ohne daß mich jemand hindern soll.“

So lag es denn nun da, still und verlassen, wie ein verwunschenes Dorf. Keine menschliche Stimme mehr über den Gassen, kein Brüllen des Viehes mehr.

Nur der Wind brauste daher, rüttelte an den Fenstern, zerbrach die Scheiben und fuhr durch die Stuben, die kahl und öde standen, verlassen und vergessen.

Ein Einziger blieb zurück. Das war der schwarze Pix, des Gemeindevorstehers alter Kater. Der leckte mit seiner schmalen roten Zunge seine schmalen Katzenlippen und sah den anderen nach: ‚Der Herr Gemeindevorsteher denkt wohl, ich komme mit. Ne, ne. Wenn der Kerl unser Haus verläßt, als ob das gar nichts wäre, so verlasse ich es noch lange nicht. Ich bleibe hier und ich sterbe hier.‘

Selbstverständlich hatte der Gemeindevorsteher vergessen, daß er sich verpflichtet hatte, dem Weinert Karle zu schreiben, was aus dem Dorfe geworden war.

‚D' ahle Hanne wird a schreiba,‘ dachte er.

Und wiederum die alte Hanne sagte sich: ‚Der Herr Gemeindevorsteher wird schreiba.‘

Indessen saß der Weinert Karle friedlich in seiner Zelle und klebte Tüten; er hatte wohl nun schon soviel Tüten geklebt, daß er sämtliche Kolonialwarenhandlungen Deutschlands damit reichlich hätte versorgen können.

Zu anderer Gefängnisarbeit war er nämlich nicht gescheit genug.

Wie oft wanderten seine Gedanken dabei hinaus ins Dorf.

Diese Gedankenwanderungen waren aber verschiedener Art.

Wenn er nicht genug zu essen bekommen hatte, malte er sich mit grimmigem Zorn den Tag seiner Heimkehr aus. Zuerst wollte er der alten Hanne das Genick umdrehen, weil die ihn verraten hatte. Danach wollte er dem ganzen Dorf den roten Hahn aufs Dach setzen, daß die Flammen nur so lustig loderten. Mit dem Gehöft des Gemeindevorstehers wollte er den Anfang machen.

Wenn er dagegen satt geworden war und die Sonne blinzelte freundlich von oben in seinen Kerker hinein, dann war er friedlicher gestimmt. Dann schmunzelte

es um seinen alten breiten runzligen Mund, und seine Nase schnupperte. Ihm war es, als empfände er wieder den alten vertrauten Duft des Heidekrauts, obwohl der Geruch, der in seine Zelle drang, in Wirklichkeit vom Gefängnishof herauf kam und von einem Haufen widriger Küchenabfälle stammte.

Im Geiste sah er das Dorf vor sich. Auf der Straße fuhren die Bauern Mist mit Hott und Hüh, die Hunde kläfften, und die Bauernkinder prügelten sich. Hinten am letzten Hause aber saß er auf der Bank vor dem Armenhause zusammen mit der alten krummen Hanne, und beide sahen in die untergehende Sonne und waren sich gut wie einst vor langer, langer Zeit.

Dabei lag in Wirklichkeit das Dorf verlassen und öde. Nur der schwarze Pix saß lauernd auf dem Straßendamm und fing Mäuse.

Je näher der Tag herankam, an welchem Weinert Karle seine drei Jahre „abgemacht" haben würde, um so friedlicher wurden seine Gedankenwanderungen.

Zuletzt dachte er an seinen schwarzen Vorsatz, das Dorf einzuäschern und die Hanne umzubringen, nur noch, wenn ihn der Wärter ganz ausnahmsweise schlecht behandelt hatte.

An demselben Tage, an dem die Artillerie mit ihren Geschützen auf den neuen Schießplatz ausrückte, um nach den neuen Scheiben zu schießen und nebenbei auch das leere Dorf, das ihnen nur im Wege stand, niederzuknallen, zog auch Weinert Karle aus dem großen roten Gebäude, in dem er während dreier Jahre so wohl geborgen war, hinaus auf die Heide.

Das war ein feierlicher Abschied. Der Herr Direktor ließ ihn kommen, gab ihm seine Papiere wieder und hielt ihm eine würdige Ansprache, in der er ihn ermahnte, das neue Leben unter den Menschen sich anders zu gestalten als das bisherige. Dabei war der Karle bereits eisgrau und wackelte mit dem Kopf, und im übrigen war längst Hopfen und Malz an ihm verloren. Auch der Wärter gab ihm gute Lehren mit.

Aber weiter gaben sie ihm nichts mit, und er wär' so gern im nächsten Gasthaus eingekehrt, denn in den drei Jahren hatte er sich einen ganz ansehnlichen Durst aufgespart.

Um dieselbe Zeit geschah es, daß auch die alte Hanne sich dessen erinnerte, daß der Weinert Karle mit dem Zuchthaus fertig sein mußte.

Für die waren gute Tage gekommen, sie hatte Unterkunft hinten in Klein-Ellguth beim Grafen gefunden. Es war ja damals die Zeit, wo Mangel an Leuten war. Dort hielt sie das Regiment über Hühner und Enten, streute Futter und schucherte das Vieh aus dem Korn, wenn es ins Feld gelaufen war. Das konnte sie noch allenfalls verrichten, zu anderem war sie zu schwach und zunzlig.

Und noch etwas kam hinzu. Da sie doch Gemeindearme gewesen war im alten Dorf, schickten die Bauern, die nun verstreut saßen in anderen Dörfern, statt Kost und Armenhaus ihr baren Zins. Das müßte so sein, hatte der Herr Landrat gesagt.

Fünfzehn Pfennige bekam sie auf den Tag.

Da sie nun so reich und im Wohlstand war, wurde ihr Herz weicher, und sie ertappte sich oft dabei wie sie an den Weinert Karle dachte.

Oft dachte sie an ihn, wenn sie die Enten aus dem Korn schucherte mit dem langen Stecken und dem ewigen „Juch, juch" und wenn sie sich abends in ihr Strohbett legte, das auf dem Boden des Hühnerstalles stand, immer dachte sie da an ihn.

Wie ihr jetzt in den Sinn kam, daß ihr alter Freund im Zuchthaus saß und nun entlassen werden sollte und womöglich gar nicht wußte, daß das gute alte Dorf verlassen war und jeden Tag niedergeschossen werden sollte, erfaßte sie die Angst.

Da nahm sie ihren langen Stecken, mit dem sie sonst die Enten regiert hatte, brach die Spitze ab, so daß ein guter Handstock entstand, und ging in das Nachbardorf Groß-Rosen, wo der Gemeindevorsteher sich einen Bauerhof gekauft hatte.

Der Herr Gemeindevorsteher — das heißt das Amt hatte er im neuen Dorfe nicht mehr — saß in Hemdsärmeln vor der Tür und wog Roggensamen in der Hand.

„Wie steht's a itze, Hanne?" fragte der ruhig. Die mußte erst ein wenig verschnaufen, das war doch immerhin ein stattlicher Marsch für ihre alten Tage.

„Weeß der Weinert Karle was a itze aus unserm Dorf gewurda ist?"

Dabei tippte sie ernst und feierlich mit dem runzligen Zeigefinger vor sich.

Der Gemeindevorsteher fuhr zusammen:

„Hol's der Teixel, Du wollt'st doch schreiba?"

Aber die alte Hanne wußte genau, was ausgemacht war, und ließ sich nicht irre machen.

„Du host gesagt, Du wollst schreiba."

„Woas red' so'n Frauvolk zusamme! Du wollt'st schreiba!"

Wenn der Gemeindevorsteher feindlich wurde, dann wurde sie's erst recht. Das war doch noch schöner. So ein Verhalten. Das war doch unerhört, wie so einer mit einem so ehrlichen, braven Manne umging. In ihrer Phantasie erschien der Karle alsbald als Unschuldslamm, das man gar nicht genug schützen konnte vor solcher Niedertracht. Nicht einmal geschrieben hatte man ihm. Der Gemeindevorsteher gab nicht nach, und die alte Hanne gab nicht zu, jeder meinte der andere habe die Schuld.

„Wann kommt'r denn 'raus?" fragte sie endlich.

„Heute, heute!" schrie der aufgeregt.

Du lieber Himmel! Heute schon. Da war keine Zeit zu verlieren. Da war er am Ende schon unterwegs und saß schon im verlassenen Dorf und war rein dumm darüber, daß niemand da war.

Zum Glück kam Löb Mosessohn vorüber mit seinem Planwagen, der Wolle kaufen wollte in Verbischdorf. Von da war es nur noch eine kurze Strecke Wegs zum verlassenen Dorf.

Löb Mosessohn war ein freundlicher Mann und nahm die alte Hanne mit. —

Rüstig schritt der Weinert Karle mit seinem Handstock vorwärts, und bereits am Spätnachmittage langte er auf der Heide an.

Wie wunderschön dieser Heideduft war! er sog ihn freudig erregt ein.

Ein Trupp Artillerie zog an ihm vorüber. Wo kamen denn die her? Es gab doch sonst keine Kanoniere in der Gegend.

Kopfschüttelnd sah er ihnen nach.

„Wo kemma die a her?"

Aber jetzt bog da etwas Bekanntes von der Landstraße herein. Hoho. Freudig schwenkte er seine Mütze und warf erregt seine Arme durch die Luft.

Der erste Bekannte.

Auf seinem dicken blaßbraunen Gaule kam in stolzer Haltung, die Schuppenkette unterm Kinn, die Büchse in der Hand, der Herr Gendarm angeritten, den sie in der Gegend den „strammen Hans" nannten.

Schon von weitem rief ihm der Karle entgegen:

„Toag Hans, Du bist aber amoal jung geblieba."

Der Gendarm sah den Wanderer erstaunt von der Seite an. Endlich erkannte er ihn.

„Jessas, haben se Dich 'rausgelassen? Ich duchte mer, se wern Dich noch a wing da behalten, weil's da so scheen ist."

Weinert legte den Finger an die Nase und machte ein verschmitztes Gesicht:

„Weeßte Hans, es war da zu scheen. Se meinten, man dürfte's ni zu lange a so gutt haben, man kennte sonst iebermittig wern."

„Da werden sie Euch wohl jeden Tag Schweindelbraten vorgesetzt haben," spottete der Gendarm.

Weinert Karle verzog die Nase:

„Schweindelbraten? Woas denkste Hans. Entenbratel gab's jeden Tag zu Mittigissa on Sonntags Fasan on Rusinkakuchen."

„Nu und egal weg Bier dazu," knurgelte fröhlich der stramme Hans.

„Ne ne, Hans, Bier ist for Schandarms gutt genug; wir haben itz immer a Schlampanschner gesoffa."

Der Gendarm legte die Hand auf die Kruppe seines Pferdes, das unruhig wurde.

„Du willst wohl ins Dorf?"

„Nu wohin denn suste. Natürlich will ich a heeme."

„Morgen mußt Du aber 'raus sein aus'm Dorf."

Weinert Karle wurde ganz erregt:

„So, wer sagt das? Du hoast m'r ni merr viel zu sagen, Hans. Aus'm Dorf kannst Du mi ni a so leicht jagen lassen."

„Im Dorf haste nischte mehr zu suchen. Wenn Du morgen nicht aus'm Dorf 'raus bist, hol ich d' Artillerie."

Weinert Karle lachte einfach laut los: „So das wer ja no a scheener, die wer'n groade kemma, wenn Du willst."

Der Gendarm gab seinem Gaul Schenkeldruck und rief noch im Davontraben: „Wenn Du morgen nicht fort bist, laß ich Dich durch d' Artillerie 'rausschießen."

Laut schimpfte Karle hinter ihm her: „So a Schafskupp. Mich sull a niemand mehr so leichte aus 'm Dorf fortschicken. Ich hab' meine Strafa ehrlich abgemacht on kann nu a dableiben in der Heemat. So a ahles Kamehl, so a ahler Uchsa."

Wie er die ersten Dächer des Dorfes sah, begann sein Herz fast einen Freudesprung zu machen.

Breitbeinig stellte er sich auf den Weg, steckte seinen Handstock vor sich in den Sand und hielt die Hände hohl gegen den Mund:

„Griß Gott, Heemat, derr Karle kemmt heeme."

Und noch einmal rief er fröhlich: „Banda verdammtichte. Itze poßt amoal uff: der Karle kemmt."

Es fiel ihm auf, daß niemand auf dem Felde war.

„Was ist das fir a Wirtschaft. Macht man a so früh schon Feierabend?"

Er schwang seinen Stecken und schallt: „Ihr seid woll hie faul gewurda in dene drei Jahren. Ich wer Euch amoal a wing zeigen, woas sich gehört, Banda!"

Mit Hurrageschrei bog er in die Dorfstraße ein. Aber was war das? Niemand antwortete ihm. Alles so seltsam still.

Sonst gab es doch Hunde genug, die jedem Wanderer kläffend zwischen die Beine fuhren.

Wo war denn das Gesindel heute?

Er stellte sich mitten auf den Steindamm und schrie aufs neue jubelnd und jauchzend sein Hurra:

„Kemmt's au daher, Banda, der Karle ist heeme!"

Aber niemand antwortete ihm.

Wo waren die Hühner, die sonst über der Straße gackerten, die Schweine, die in den Gossen grunzten?

Alles still.

„'s werd a Tanz im Kretscham sei, do sind se olle beisamm'," sagte er sich zagend und schritt aufs Gasthaus zu.

Er stieg die paar Stufen hinauf und schrie:

„Wirtschaft kemmt her, der Karle ist hie!"

Wie er sich umsah, war die Schenkstube leer. Kein Tisch, kein Stuhl, kein Schrank. Nur an den Wänden hingen noch ein paar alte zerschlissene Plakate von Schnapsfabriken.

Da soll doch gleich der Teixel! Die Sache begann ihm Spaß zu machen.

„Ich wer' esach zum Herrn Gemeindevorsteher gehn und mi beschwer'n. Dos muß ma do a sagen, dos ist kein Empfang für mich. So was poßt sich ni."

Seine Hand war unsicher wie er beim Gemeindevorsteher anklopfte. Niemand rief: „Herein."

Schließlich wagte er es trotzdem einzutreten, bescheiden und demütig wie er immer war, wenn er zu dem hohen Herrn mit einem ergebenen Anliegen kam.

Ein Gemeindevorsteher war nicht da. Er schritt durch die Gemächer immer in bescheidener Haltung, als erwartete er noch immer, daß jener jeden Augenblick hereintreten könnte.

Auch hier alles öde und leer.

Er wollte zur alten Hanne eilen und die fragen, was das alles für ein Unsinn wäre. Sollte der Gemeindevorsteher ausgepfändet sein? Das war doch sonst der reichste Bauer im Ort. Und auch der Kretschamwirt hatte doch immer ein gutes Geschäft gemacht.

Mit raschen Schritten ging er an das Ende des Dorfes, dort, wo mit dem schiefen, verfallenden Dach das Armenhaus lag und davor die Bank, auf der er so oft im Geist mit der alten, krummen Hanne zusammen gesessen hatte.

Die Bank war noch da. Aber die Hanne war nicht da.

Er rief unermüdlich ihren Namen. Aber sie dachte gar nicht daran herauszukommen und ihn mit freundlichem Lächeln in ihr gemeinsames Heim zu führen.

Wieder eilte er ins Dorf zurück, stellte sich auf den Steindamm und rieb sich die Stirne, von der ihm der Schweiß heruntertrieb.

Er glaubte die große Stille fast zu fühlen wie etwas Körperliches. Nicht einmal die Uhr schlug vom Kirchturm herab.

Es gab keine andere Lösung: das Dorf war verhext.

Und plötzlich fühlte er sich von einer unsichtbaren Hand berührt und schrie auf.

Wie er sich umsah, stand schnurrend der schwarze Pix neben ihm und rieb den Buckel vergnügt an seinem Bein.

„Jesus Maria, der schwarze Pix!"

Freudig nahm er den alten häßlichen

Kater auf seinen Arm und streichelte ihn unaufhörlich. Ruhig ließ es sich das Tier gefallen, leckte mit seiner schmalen Zunge seine schmalen Lippen, schnurrte und blinzelte ihn mit seinen runden, wechselnden Katzenaugen an.

„Pix, woas ist nu mit'm Dorf los, was hoaben se mit'm Dorf gemoacht?"

Doch der schwarze Pix stellte sich dumm und sagte ihm nichts.

Der Abend sank. Die scheidende Sonne warf rote Lichter auf die Fensterscheiben, daß sie aufglühten, als brenne drinnen in den Stuben rotes Schadenfeuer.

Ihm war feierlich ums Herz. So hatte er oft den Abend im Dorf gesehen. Nur das Vieh fehlte, das brüllend von der Weide heimkehrte, die Menschen, die müde vom Tagewerk auf den Bänken vor den Häusern saßen.

Vor allem aber fehlten die Glocken, die mit ernstem Klange die Abendluft erfüllten.

Tiefer sank der Tag. Die Nacht kam hernieder. Am schwarzen Himmel blinkten die Sterne auf.

Wie er so dastand mitten auf der Dorfstraße mit dem alten häßlichen schwarzen Kater auf dem Arm, die Stirn in Falten legte, mit den Augen vor sich in das Dunkel glotzte, das immer dichter wurde, und nicht mehr ein noch aus wußte, kam stärker und stärker ein ungeheueres Gefühl der Verlassenheit über ihn, das ihn zu Boden zu zerren schien.

Da schrie er in seiner Angst nach der Hanne, daß der alte Pix schier erschrak.

Wenn sie doch jetzt bei ihm wäre. Es sollte ja alles vergeben sein. Er wollte ihr sagen, wie gut er ihr wäre, wie sein ständiges Schelten und Kommandieren nie böse gemeint gewesen sei, wie er im Zuchthaus so oft an sie gedacht habe. Das alles wollte er ihr sagen.

Die Dorfstraße herunter kam eine schwarze Gestalt, sie war eher krumm wie gerade und schritt nur langsam, mit dem langen Stocke durch das Dunkel tastend, vorwärts.

Das Herz stand dem Weinert Karle still. Pix hob den Kopf und schüttelte die Ohren.

„Bist Du's?" klang es leise.

„Gewiß ak, ich bin's," scholl es zurück.

Zitternd faßte er ihre Hand. Pix sauste mit kühnem Sprunge zur Erde.

„Sie haben das Dorf verkeeft, en Schießplatz kemmt hin."

Nur langsam verstand er:

„Das ganze gute Dorf verkeest?"

Wie er ihre warme Hand in der seinen fühlte, fragte er besorgt:

„Sie hoaben Di ne etwa uf de Stroaße gesetzt, sie haben do für Di gesurgt? Suste mechte man do sprechen ..."

Wie er zornig den Stock erhob, fiel sie verschämt ein:

„Mir ist's zum Gutten gewurda, Karle."

„Wo biste denn nu?"

„Ich bin Hühnermagd in Ellguth. Und a Stickel Geld zahlt die alte Gemeinde derzu."

„Das wird a Neppes sein, was de Banda zoahlt."

„Ne ne Karle, sein sufzehn Pfenn'ge forn Tag."

Da erschrak er vor solchem Reichtum und schalt nicht mehr.

Aber sie schalt dafür.

„Sie hätten Dir ack schreiba kenna, daß des Dorf verkeeft ist, so Lumpa verdemmta, so ane besuffena Bauernbanda, so ane ... ane ..."

Sie tat ganz so, als wären die Bauern allein schuld, als hätte sie nicht auch ganz gut schreiben können. Und dabei war sie doch dazu aufgefordert worden.

„Derr Gemeindevorsteher hat nu a Hof in Groß-Rosen. Heute bekam i angst um Di und ging hin zu ihm on hab gefroagt, ob De was weeßt. Ober das Pack hotte drauf vergessa. Da bin ich selber gekumma, um Dir zu sagen, daß das Dorf verkeeft ist."

Weinert war so gerührt, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Er griff nach ihrer runzeligen, unsauberen Hand und küßte sie.

„Du hoast a weit'n, mühseeligan Weg gehobt."

„Weit woar er schun," gab sie zu. Daß sie einen guten Teil auf dem Planwagen Löb Mosessohns mitgenommen war, verschwieg sie gern. Es ist so schön, bedauert zu werden wegen gehabter Mühen.

Langsam schritten die beiden Alten vorwärts, Arm in Arm gehakt. Mit ihrem langen Stocke tastete Hanne nach den Steinen.

Hinter ihnen ſchritt Pix.

Nach dem Armenhauſe wollten ſie, der alten Stätte.

Endlich meinte Weinert:

„Ich hob' amoal im Leben ane greeßte Dummheet gemoacht.“

„Na woas denn, woas denn?“ fragte ſie freundlich.

„So an Uchſa, der ich war, daß ich vor — ſein ja nun ſechzig Jahre her — daß ich nicht Huxt mit Dir gemoacht hab'. Aber mich mußt derr Teixel reiten, weil Du ane Tagelöhnerstochter woarſt on ich an Bauerſohn, ducht' ich, Du wärſt zu ſchlecht for mi.“

„Laß doch, Karle,“ wehrte ſie.

Aber da wurde er grimmig und hob die Hände in ſeiner Verzweiflung.

„Ich war zu ſchlecht für Di, ſo wurd a Schuh daraus. Hätt' ich Di genumma, Haus on Hof hätt' ich ni verſoffa. — Mei Glick wär's geweſen.“

Wie ſie nun weiter ihn beruhigte und ſeine Hand tätſchelte und ſagte: „Laß doch, Karle“, begann er unter Lachen und Weinen, indes es in ſeinen Mundwinkeln ſchelmiſch zuckte.

„Ich weeß noch goar ni emal, ob Du mi ack genumma hätt'ſt. Du woarſt doch ſo gar a hiſch Madel damoals.“

Da war es, als ſtiegen ſechzig Jahre aus dem Meer der Zeit wieder herauf, als ſchritten da nicht zwei alte Schiffbrüchige des Lebens, ſondern zwei junge blühende Menſchenkinder, denen die Flächen der Welt voll Hoffnung und voll Glück entgegenblickten.

Sie drückten ſich beide dicht aneinander und ſchienen das Dunkel, das um ſie lag, nicht mehr zu fühlen.

So kamen ſie ans Armenhaus.

„Ich hoab mir geducht, Du kemmſt morgen mit nach Ellguth,“ meinte Hanne. „'s iſt jetzt gutte Zeit for Arbeet, ſind ſo viele vom Land in de Fabriken geganga. Arbeet im Schafſtall gibt's am Ende no für alte Leite. Morgen in der Früh gehn wir los.“

Nach Ellguth, dahin wollte Weinert ſchon mit. Nur dieſe Nacht blieben ſie noch im verwunſchenen Dorf. Es war hier zwar ein ſchlechtes Quartier im leeren Hauſe. Kein Bett, kein Stroh war zu haben, auch nicht die geringſte Speiſe war da.

So legten ſie ſich auf die blanke Diele nieder, und kaum lagen ſie da, ſo waren ſie auch ſchon eingeſchlafen, ſo müde waren ſie beide.

Der ſchwarze Pix aber dachte:

‚Ich hab' jetzt lang genug auf harten Dielen geſchlafen, ich will auch 'mal 'was Weiches haben‘ und legte ſich mitten zwiſchen die beiden.

Am frühen Morgen zog die Artillerie aus, um zur Übung ein wenig auf das Dorf zu ſchießen.

Der Hauptmann, der hoch zu Pferde ſaß, hob befehlend die weißbehandſchuhte Hand.

„Auf das kleine ſtrohbedeckte Haus am Ende des Dorfes iſt zunächſt zu zielen.“

Der Leutnant, der breitbeinig neben ihm ſtand und das Fernglas vors Auge hielt, ſagte:

„Es iſt das Armenhaus.“

Dann ſchritt er zu den Geſchützen und gab das Kommando:

„Mit Granaten geladen.“

Ueber dem Dorfe ſchwebte eine weiße Wolke und plötzlich fielen plärrend und pfeifend die Geſchoſſe vom Himmel.

Eine Granate traf das Armenhaus und warf den beiden Schlummernden die halbe Zimmerdecke vor die Füße.

Entſetzt ſprang der ſchwarze Pix auf.

Aber gleich darnach ſchwebte aufs neue eine weiße Wolke über dem Dorf, und ein Geſchoßſplitter fiel dem Weinert Karle mitten auf die Bruſt.

Entſetzt arbeitete die alte Hanne durch das Balkengewirr ſich empor und rang die Hände:

„Steh auf, Karle, lieber lieber Karle, ſteh auf; ſe ſchießa das Dorf zuſamm'n.“

Aber der Karle ſtand nicht auf.

Nahendes Alter.

Die letzten Aſtern ſind verwaſchen.
Schon ſtäubt der Schnee aufs Stoppelfeld.
So zog das Jahr mit flügelraſchen,
Geſchäft'gen Schritten durch die Welt.

Die Liebe kam und ging für immer,
Und mit ihr ſchied das tiefſte Leid.
Im Oſten ſäumt ein roter Schimmer
Die bleiche Stirn der Ewigkeit.

Julius Havemann.

Altwasser im Winter. Nach dem Gemälde von Hans von Hayek Dachau.
(Münchener Secession 1902.)

Abb. 1. Die Fontana dei quattro Fiumi von Bernini auf der Piazza Navona in Rom.

Schöne Brunnen.

Von

Fritz von Ostini.

Mit zwei Einschaltbildern und fünfundzwanzig Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Nur von einigen der berühmtesten schönen Brunnen soll hier in Wort und Bild gehandelt werden — wer die Geschichte der schönen Brunnen schreiben wollte, der müßte ein gar gewaltiges Werk unternehmen, für das die Arbeitskraft eines Menschenlebens gerade ausreichte. Denn es ist von jeher eine Lieblingsaufgabe der Bildner- und Baukunst gewesen, der Schönheit des lebendigen Wassers, ob es nun als blitzender Springquell aufsteigt, ob es als bescheidener, lebenspendender Strahl aus dem Rohr rinnt, oder in schäumenden Kaskaden niederrauscht, eine künstlerische Fassung zu geben. Es ist nicht die mannigfaltige, blinkende Herrlichkeit des Wassers allein, die den Bildner in diesen Aufgaben reizt: es ist auch der unendliche Zauber, der in dem Problem liegt mit der toten Kunstform Bewegung und Leben zu einen, mit dem ganzen Kunstwerk zu allen Sinnen des Menschen zu sprechen, nicht zum Auge allein. Dazu gibt es auf keinem Gebiet der Künste ein wandlungsfähigeres Problem, als dies, keins, das der Entfaltung üppigster Formenpracht so weiten Spielraum böte und auch wieder die intimsten schlichtesten Wirkungen gestattete. Der Brunnen bringt Leben und freundliche Stimmung in jedes Milieu, in prunkende Gärten, in lauschige Hofwinkel; mit stolzen Denkmälern vereinigt, verdoppelt er ihre Pracht; in der Sommersglut leiht er den Steinwüsten der Großstädte wenigstens den Eindruck erfrischender Kühle; in grüne Garteneinsamkeit zaubert ein Brunnen mit schwatzendem, plätscherndem Wasser wahre

Abb. 2. Die Fontana del Tritone auf der Piazza Barberini in Rom.

Märchenwunder. Und unendlich mannigfaltig ist die Art und Weise, wie der Bildhauer und Baukünstler das lebendige Wasser mit seinem Kunstwerk aus Stein und Erz vereinigen kann, unerschöpfliche Variationen erschließen sich seiner Einbildungskraft, und unerschöpflich ist auch die dekorative Wandlungsfähigkeit des beweglichen Elementes selbst, das glänzende Spiegel, steil aufschießende Säulen, zerstäubenden Gischt, Sträuße feiner Strahlen, Krystallglocken, lärmende, schwer niederfallende Massen oder breite, leicht herabwallende Schleier und wieder hundertfältige Mischungen von dem allen zusammen bildet, wie man es nur haben will. So ist es kein Wunder, daß in den Kulturländern seit dem Altertum unendlich viel Schönes von Brunnen 'erstanden ist. Im Süden wohl am meisten; denn der wirkliche, wie der suggestive Wert öffentlicher Brunnen ist dort auch am größten. Plinius hat zu seiner Zeit im kaiserlichen Rom dreihundert Springbrunnen gezählt, es hat also wohl in der ewigen Stadt damals jedes Plätzchen von irgendwelcher Bedeutung seine Fontäne gehabt. Nur spärliche Reste erzählen von aller dieser lebendigen Pracht — eine Welt von Kunst und Schönheit ist mit ihr verschwunden. Aber noch immer ist Rom die Stadt der schönen Brunnen, denn mit der Renaissance begann auch wieder die Vorliebe für diesen vornehmsten Schmuck öffentlicher Plätze, und im Barockstil, in den Arbeiten Berninis, dieses Brunnenkünstlers *κατ' ἐξοχήν* hat sie wohl ihren Gipfelpunkt erreicht. Auch von den schönen, bescheideneren Brunnenanlagen der Frührenaissance ist in Rom nicht mehr allzuviel erhalten, und das Erhaltene vielfach schon zur Ruine geworden. Giacomo de la Porta, der geniale Architekt, der unter Michelangelo gearbeitet hat und die Kuppel von Sankt Peter vollendet haben soll, war als Brunnenbaumeister der erste Mann seiner Zeit und hat, vielleicht direkt unter Michelangelos Einfluß, zum guten Teil jene Typen von Schalen- und Nischenbrunnen geschaffen, die der üppigeren Phantasie der Barockzeit zur Grundlage für ihre glanzvollen Schöpfungen wurden. Von de la Porta stammen die Entwürfe zu der groß-

Abb. 3. Brunnen der Villa d'Este in Tivoli.

artigen Fontänenanlage der Villa Aldobrandini, und ihm wird auch der Entwurf der schönen Fontana delle Tartarughe zugeschrieben; Hans Mackowski, der Verfasser einer prächtig zusammenfassenden Studie über römische Brunnen, glaubt allerdings den Autor der letztgenannten Fontäne in dem Florentiner Taddeo Landini suchen zu müssen. Brunnenspecialisten zu della Portas Zeit waren die Brüder Domenico und Giovanni Fontana — nomen et omen! — die Schöpfer des geistvoll erfundenen Moses-

Abb. 4. Die Fontana di Trevi zu Rom.

brunnens auf der Piazza San Bernardo und der majestätischen Fontana del Aqua Paola auf dem Janiculus. Fast in noch reicherem Maße wie die beiden Fontana besaß deren Nachfolger und Neffe, der lombardische Baumeister Carlo Maderna die Gabe zu dekorativer Verwertung des Wassers in seinen vielfältigen Brunnenbauten. Sowohl in der Verbindung mit schlichter monumentaler Architektur, wie in den beiden Brunnen vor der Peterskirche, als in seinen phantastischen und derb naturalistischen Grottenbrunnen der päpstlichen Gärten wußte er das Spiel des Wassers unendlich reich zu gestalten, oft in kühnster Massenentfaltung, wie in der Fontana dello Scoglio, dem Klippenbrunnen, wo das Wasser von allen Seiten über wild zusammengeworfene Felstrümmer niederstürzt, oder in der Fontana della Pioggia, wo es gar zu einem Regenguß umgestaltet ist. Eine wunderbare Vereinigung von Kunst und Natur stellen die Wasserkünste im Garten der Villa d'Este in Tivoli dar (Abb. 3). Zu dem vielen Wundersamen, was der einsame Garten dieses verlassenen Dornröschenschlosses sein Eigen nennt, fügt das Brausen der Kaskaden und Fontänen zwischen dem strotzenden Epheugrün und den Riesensäulen der alten Cypressen ein Wunder mehr, das Rauschen des Wassers wird zur Stimme der Einsamkeit, die einem machtvoll ans Herz greifen kann. In vielen verlassenen Gärten und Palästen wiederholt sich dem Reisenden das Gefühl, als wäre in den schwatzenden und rauschenden, murmelnden Wassern eine Stimme aus vergangener Zeit lebendig geworden, indes alles andere seit Jahrhunderten entschlief.

Abb. 5. Weihwasserbrunnen in der Peterskirche zu Rom.

Römische Villen sind ganz besonders reich an solchen alten Brunnen, und einer der schönsten und malerischsten von ihnen ist die Fontana dei Cavalli Marini im Park der Villa Borghese, gleich nobel in ihrem plastischen Schmuck, wie in den Verhältnissen der Schalen, aus welchen das Wasser in das breite flache Becken niederrieselt.

Lorenzo Bernini, dieser Künstler, in dem sich der ganze Begriff des Barock verkörpert zu haben scheint, hat der ewigen Stadt ein paar großartige Brunnen gegeben. Dazu gehört vor allem die Fontana del Tritone auf der Piazza Barberini, ein Kunstwerk, in dem das Prinzip des rein architektonischen Schalenbrunnens in wild bewegtes Leben umgewandelt ist (Abb. 2). Aus dem breiten Bassin steigt der Sockel auf, den vier drollige Delphine bilden, die mit ihren Schwänzen statt der Schale zwei gerieste Riesenmuscheln tragen. Zwischen diesen kniet ein phantastisch gestalteter Triton und läßt aus einer Schneckenmuschel, in die er bläst, einen senkrechten Strahl nach oben steigen. Die Silhouette der einfachen Gruppe ist wunderbar malerisch, ihre Form seltsam reich und üppig. Kaum minder originell ist Berninis „Barcaccia" auf dem Spanischen Platz. Hier ist das Brunnenmotiv von der Gestalt einer Barke genommen, die, phantastisch gestaltet, in einem flachen Becken versinkt. Das Ganze strebt wenig in die Höhe, auf dekorative Wirkungen durch das Wasser hat der Künstler dieses Mal fast vollkommen verzichtet. In ganz anderer Weise wandte Maderna in seinem Brunnen „La Galera" im Vatikan das Motiv des Schiffes an. Hier schwimmt ein flottes Segelschiff

Abb. 6 Blick vom Mosesbrunnen (auf dem Monte Pincio) auf die Peterskirche.

Abb. 7. Der Neptunbrunnen auf dem Signoriaplatz in Florenz.

auf tiefer dunkler Flut. Vielleicht der barockſte Brunnen Berninis, ein Prachtſtück, das auf pittoresk aufgebauten natürlichen Felsblöcken einen ägyptiſchen Obelisken trägt, iſt die Fontana dei quattro Fiumi, der Brunnen der vier Ströme, auf der Piazza Navona (Abb. 1). Die allegoriſchen Geſtalten der Donau, des Nil, des Ganges und des Rio de La Plata lagern auf Vorſprüngen der naturaliſtiſchen, mit Pflanzenwerk geſchmückten Felſengruppe, und unter ihrem Sitz rauſchen glänzende Waſſerbänder nieder in das runde Becken. Schlank und leicht, faſt ſelber wie ein verſteinerter Springquell ſteigt der kühne Aufbau in die Höhe, trotz der tollen Bewegung im einzelnen durch geſchickten Ausgleich der Maſſen doch ruhig und feſt erſcheinend als Ganzes. Auf dem gleichen Platze erhebt ſich die Fontana del Moro, deren ſtattliche Mittelfigur jedenfalls nach dem Entwurf des Meiſters von Mari gearbeitet iſt. Die vier waſſerſpeienden Tritonen und „Maſcheroni“ ſind von verſchiedenen Bildhauern und ſpäter nach den alten Originalen von Amici kopiert. Eine ganze Reihe römiſcher Wand- und Gartenbrunnen wird noch auf Bernini zurückgeführt, und unter den Entwürfen und Skizzen dieſes nie raſtenden Künſtlers finden ſich in Menge ſolche für Fontänen und Waſſerkünſte aller Art; vom Reichtum ſeiner Ideen haben in der folgenden Zeit ganze Generationen gezehrt.

Der ſtolzeſte und berühmteſte Brunnen Roms, bei deſſen Namens Klang ſchon die Herzen aller Italienfahrer in echter oder affektierter Bewegung höher ſchlagen, iſt die Fontana Trevi (Abb. 4). Man kennt die ſentimentale Sage von dem Trunk aus dieſem Born, der ein unſtillbares Heimweh nach Rom in die Seele zaubern ſoll. — Wie viel deutſche Künſtler, Hochzeitsreiſende und Spießbürger, wie die Frau Wilhelmine Buchholz, haben dieſen Trunk ſchon getan! Es mag ja was an dem liebenswürdigen Aberglauben

Abb. 8. Der Neptunbrunnen zu Bologna.

Abb. 9. Brunnen des Pietro Tacca auf der Piazza dell' Annunziata zu Florenz.

mund das Wort Trevi machte. Die Hauptgruppe des Brunnens, mit der pompöſen Neptungruppe und der muſtergültigen dekorativen Anordnung der Waſſerſchleier gibt unſer Bild aufs ſchärfſte wieder. Von der ſtolzen Triumphbogenarchitektur auf der Faſſade des Palazzo Poli, dem dies Werk angegliedert iſt, iſt freilich nur ein Teil zu ſehen.

Römiſche Brunnen! Man wird nicht fertig mit dieſem Kapitel. Da ſind noch ſo viele Eck- und Wandbrunnen und Ziehbrunnen in ſtillen Kloſterhöfen und Taufbrunnen und Becken in den ungezählten Kirchen der Siebenhügelſtadt, da ſind die wunderbaren Weihbrunnbecken im Peters-Dom mit ihren pausbäckigen Engeln (Abb. 5), da iſt, ein Werk moderner Zeit, der Moſesbrunnen auf dem Monte Pincio, vor dem ſich im Laubgewölbe ein ſo wunderſamer Blick nach Sankt Peter hinüber öffnet (Abb. 6). Vor Jahr und Tag erſt wurde auf der Piazza Termini der alte Brunnen mit neuen Koloſſalgruppen aus Bronze von dem Bildhauer Mario Rutelli aus Palermo geſchmückt mit Okeaniden, die ſich mit Meer- und Flußunge-

ſein; wer das Wunderwerk im Sonnenglanze, oder gar im blauen Mondlicht hat liegen ſehen, dem mag die Erinnerung daran, wie an manche andere Herrlichkeit des alten Rom lange nicht aus der Seele ſchwinden. Die Fontana Trevi hat eine lange und umſtändliche Geſchichte, mit der auch Berninis Name vielfach verknüpft iſt. Sicher hat er Entwürfe dafür gezeichnet, und Fraschetti kommt in ſeinem pompöſen Werke „Il Bernini" zu dem beſtimmten Schluſſe, daß „ſowohl der Geſamtentwurf als die dekorative Ausgeſtaltung der Fontana Trevi im einzelnen das Werk Gian Lorenzo Berninis" ſei. Ausgeführt hat den Brunnen aber Nicolò Salvi (geboren 1699, geſtorben 1751). Die Arbeit begann unter Benedikt XIII. 1728 und wurde 1762 von Salvis Nachfolger vollendet. Das Waſſer, das aus der Fontana Trevi rauſcht, iſt die ſagenumwobene Aqua virgo, die des Auguſtus Schwiegerſohn Agrippa ſchon nach Rom geleitet. Pius IV. erbaute ſchon einen Brunnen für dieſe Aqua virgo, und da ſich das Waſſer aus drei Mündungen in das Baſſin ergoß, erhielt er den Namen „Trivio", woraus der Volks-

Abb. 10. Brunnen im Hofe des Dogenpalaſtes zu Venedig.

heuern herumbalgen. Der junge Italiener erwies sich in der Gestaltung dieser kühn bewegten Gruppen als nicht unwürdiger Enkel Berninis — aber seltsamerweise erregte gerade dieser Brunnen die Entrüstung gewisser Kreise, eine Entrüstung, die doch so viel anderen nackten Gestalten im bilderreichen Rom gegenüber schwieg. Der Gemeinderat konnte sich zur Enthüllung des angefeindeten Brunnens nicht entschließen — da entschloß sich die erregte Menge selbst dazu, riß die Bretterhüllen mit Gewalt bis 1604) — sind auch ein paar von den Gruppen in der, von Säulen, Balustraden, von Vasen und plastischen Figuren so überaus reich belebten Brunnenanlage im Giardino Boboli, der Okeanos mit den drei Stromgöttern, der 1576 und die Badenden, von Faunen belauscht, die 1585 vollendet wurden. Von den grünen Mauern dieses selten schönen Gartens hebt sich das Marmorwerk dieser Anlagen, die schon sehr stark barocke Züge aufweisen, wunderbar ab. Strenger noch in seinen Formen ist des Giambolon welt-

Abb. 11. Der Neptunsbrunnen in Triest.

nieder und gab das schöne Werk den Blicken des Publikums frei.

Auch Florenz ist an Brunnen nicht arm. Sein berühmtester ist wohl die große Fontana di Nettuno auf dem Signoria-Platz (Abb. 7). Der langweilige und riesenhafte Marmorneptun in der Mitte des Brunnens hat das Werk aber gewiß nicht berühmt gemacht, sondern die flotten lebensvollen Bronzefiguren, welche die Beckenschale zieren und dem Giovanni da Bologna zugeschrieben sind. Von diesem genialen Flamen — er hieß eigentlich Jean Boulogne aus Douay (1524 berühmter Neptunsbrunnen in Bologna, auch Fonte del Gigante geheißen (Abb. 8). Dieser mächtige Riese mit dem Dreizack ist schon ein anderer Kerl, als der steife Wassergott des Ammannati in Florenz, und wunderbar edel baut sich der Sockel auf mit seinen lustigen Putten und den vier Wasserfrauen, welche die Strahlen aus ihren Brüsten pressen. Einer der phantasiereichsten Meister des frühen Barock ist der um 1650 verstorbene Pietro Tacca, und sein köstlicher Brunnen auf der Piazza dell' Annunziata in Florenz mag uns heute ganz besonders

interessieren, weil in ihm mit unübertrefflicher Meisterschaft ein Problem gelöst ist, um das sich die Zierkünstler von heute so sehr plagen: aus Naturformen wieder dekorative Formen zu entwickeln, die nichts mehr von unmittelbarer Naturwiedergabe an sich tragen (Abb. 9). Da werden die muschelartigen Brunnenschalen auf der einen Seite selbst wieder zu grotesken Sectieren, aus deren Mäulern der Strahl rinnt, so daß Schale und Wasserspeier zu einem werden. Und diese wunderlichen Geschöpfe, halb Fische, halb Tritonen mit Flossenflügeln und Schlangenschwänzen! Charakteristisch ist, daß derselbe Taeca als Tierbildhauer dann wieder einen vollendeten Realismus zeigt, wie etwa ein guter japanischer Meister! Man sieht da, wie eben der, welcher die Natur am besten kennt, auch am leichtesten imstande ist, freie Formen zu erfinden! — Ein kleiner Brunnen von Weltruf ist des Andrea del Verrocchio zierliches Werk, der Knabe mit dem Fisch im Hofe des Palazzo Vecchio, ein Figürchen von so ausgelassenem frohem Uebermut, wie im Quattrocento wohl nicht viele entstanden sind. Eine bestimmte italienische Brunnenform, auf die oft viel Kunst verwendet wurde, sind die Pozzi, Ziehbrunnen, wie sie in hunderten oft recht malerischen Formen existieren und heute, nebenbei gesagt als Objekte einer schwunghaft betriebenen Fälscherindustrie massenweise ins Ausland wandern. An Schönheit der Zeichnung und Ausführung wird wohl keiner den ehernen Brunnen im Dogenpalast zu Venedig übertreffen, der hier nachgebildet ist (Abb. 10). Sehr oft dienen den Italienern heute noch antike Fragmente, namentlich ausgehöhlte Säulenkapitäle als Pozzi.

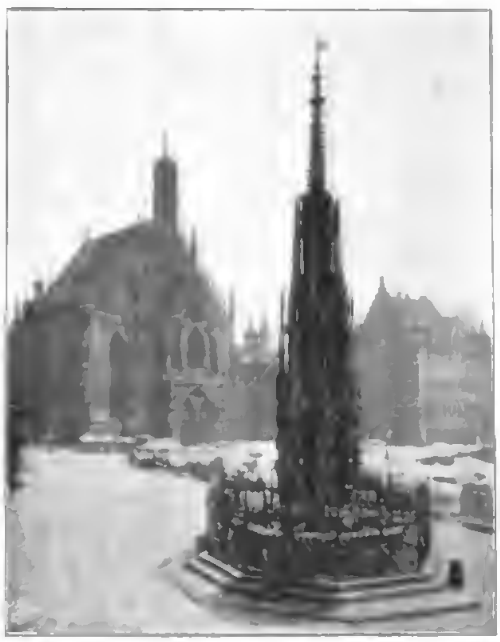


Abb. 12. Der „Schöne Brunnen" auf dem Markt zu Nürnberg.

Auf dem herrlichen Domplatz zu Trient — wir rücken allgemach immer weiter nach Norden — erhebt sich unter anderen Kunstdenkmälern aus allen Jahrhunderten ein schöner Renaissancebrunnen mit einem Neptun als Krönung und allerhand Putten, Delphinen, Hippokampen und Centauren als Wasserspeiern (Abb. 11). Die Architektur des Brunnens, der mit dem von Bologna etwa gleichalterig sein dürfte, ist sehr mannigfaltig gegliedert, um den Schaft, der die hochgelegte obere Schale mit dem Neptun trägt, ordnen sich Muscheln und Schalen malerisch an und auch das untere Bassin mit vier gekerbten muschelartigen Vorsprüngen ist von ungewöhnlich reicher Gestalt. — Der Geist des Barock in seiner Üppigkeit und Phantastik beherrscht wieder vollkommen die bekannte monumentale Pferdeschwemme in Salzburg: ein Nischenbrunnen mit einem Neptun, überragt von einem prächtig geschwungenen Giebel, der das fürstbischöfliche Wappen trägt und die Inschrift „Leopoldus Princeps me exstruxit." Einen Hintergrund ohnegleichen hat das eigenartige Bauwerk in dem Berg mit der Veste Hohensalzburg (Einschaltbild zw. S. 328 u. 329). Daß das schöne Wien auch aus alter und neuer Zeit seine schönen Brunnen hat, versteht sich wohl von selbst. Verhältnismäßig einfach, aber von gar edlen und lieblichen Formen ist der Brunnen von Raphael Donner auf dem Neuen Markt, der in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts von der Gemeinde aufgestellt wurde. Die Mittelgruppe in dem ziemlich schlichten Brunnenbecken ist eine Gestalt der „Vorsehung" umgeben von Putten mit Fischen. Am Rande lagern allegorische Figuren der Flüsse Ybbs, Traun, Enns und March. Einen Typus für sich bildet der 1869 durch den Bildhauer Meixner errichtete Albrechtsbrunnen

Die Pferdeschwemme in Salzburg. Nach einer Photographie.

auf dem Albrechtsplatze. Er besteht aus einer Art von Eckterrasse, deren Marmorwände nach der Straße zu elf, durch Pilaster getrennte Nischen aufweisen. In der größeren und reicheren Mittelnische steht die Gruppe des Danubius mit der Vindabona als eigentlicher Brunnen, in den anderen Nischen sind Allegorien der Flüsse Theiß, Raab, Enns, Traun, Inn, Save, March, Salzach, Muer und Drau aufgestellt. Zu den bekanntesten Brunnenfiguren der Kaiserstadt zählt auch das anmutige „Donauweibchen“ im Stadtpark.

Abb. 13. Gänsemännchen-Brunnen von Pankraz Labenwolf in Nürnberg.

Süddeutschland hat der schönen Brunnen die schwere Menge, und nicht der wenigst bekannte ist „Der schöne Brunnen“ im alten Nürnberg auf dem Markt, den Meister Heinrich „der Balier“ unter Stadtbaumeister Pfintzing von 1385—1396 erbaut hat und der zu Beginn des XIX. Jahrhunderts umfassende Restaurierung erfuhr (Abb. 12). Die Gotik hat nicht viel so Zierliches geschaffen wie diese schlank aufstrebende, sich immer mehr und mehr verjüngende Spitzsäule mit ihren Türmchen und Figuren, ja der ganz schmucke Bau,

Abb. 14. Der Perseusbrunnen von Benvenuto Cellini in der Loggia de' Lanzi zu Florenz.

Abb. 15. Der Perseusbrunnen im Grottenhöfchen der Münchener Residenz von Peter Candid.
(Aufnahme von Ferd. Finsterlin in München.)

auf den die Stadt des Albrecht Dürer von jeher mit Fug und Recht beſonders ſtolz war, könnte füglich als eine Art von Kryſtalliſationsform der Gotik überhaupt gelten, ein ewiges Muſterbild für das himmelanſtrebende, in der größten Zierlichkeit feſt und im üppigſten Formenreichtum klar erſcheinende Weſen dieſes Stils. Noch ein anderer Nürnberger Brunnen iſt wohl bekannt: das Gänſemännlein von Pankraz Labenwolf, dem 1563 geſtorbenen Schüler Peter Viſchers (Abb. 13); vom gleichen Meiſter iſt auch der Brunnen im Rathaushofe. München und Augsburg danken ihre ſchönſten alten Brunnen dem Peter Candid, Pietro Candido, der eigentlich Peter de Witte hieß und um das Jahr 1558 in Flandern geboren wurde. In dem vielſeitigen Künſtler iſt der Geiſt der italieniſchen Spätrenaiſſance nach Deutſchland gekommen, und der Einfluß des Giovanni da Bologna und anderer z. B. des Adriaen de Vries und des Cellini läßt ſich in ſeinen Werken gar wohl verfolgen. Es iſt bekannt, — daß es unbekannt iſt, was von den plaſtiſchen Werken, die ſeinen Namen tragen, wirklich auch von ihm geformt wurde und was von ſeinem Freunde und Atelier-genoſſen, dem Gießer Hanns Krumper. Jedenfalls war Candid der Mann der Ideen, und ſo darf er auch als der Meiſter der drei ſchönen Brunnen gelten, die ihm zuge-

Abb. 16. Der Wittelsbacher-Brunnen der Münchener Reſidenz von Peter Candid.

ſchrieben ſind, des Perſeusbrunnens im Grottenhöfchen der Münchener Reſidenz, des Wittelsbacher Brunnens im Brunnenhofe des gleichen Baues und des Auguſtusbrunnens in Augsburg. Dokumentariſch aber iſt ſeine Urheberſchaft für alle drei Brunnen nicht feſtgeſtellt. Der Perſeus im Brunnenhöfchen iſt wohl in bewußter Anlehnung an Benvenuto Cellinis Werk in der Loggia de' Lanzi entſtanden, nur iſt das Münchener Bildwerk ſchon ein gut Teil barocker als ſein Florentiner

Urbild, und ſtatt der unbefangenen Nacktheit der italieniſchen Statue hat der Perſeus Candids den konventionellen Panzer der Götter und Helden jener Zeiten an (Abb. 14 u. 15). Meiſterhaft iſt die Gruppe mit der becherförmigen Brunnenſchale zu einem Geſamtbild voll Anmut vereinigt (Abb. 16). Das unbeſchreiblich ſchöne Piedeſtal von Cellinis Werk hat Peter Candid hier nicht mit verwendet, aber vielleicht hat es einen gewiſſen Einfluß geübt auf die Geſtaltung des Sockels in jenem anderen Brunnen, der die Statue Ottos von Wittelsbach trägt. Dieſe Figur iſt freilich nicht das ſchönſte am Wittelsbacher Brunnen, ſondern die Geſtalten der Elemente, namentlich der „Erde“ und die köſtlichen Putten mit den Ungeheuern zeigen am glänzendſten die Kunſt des vlämiſchen Meiſters. Ob der Brunnen übrigens urſprünglich ſo aufgeſtellt wurde, wie er jetzt ſteht, erſcheint mir mehr als fraglich; wenn nicht einſt ein äußeres, flaches Becken noch vorhanden war, dann müſſen einzelne Waſſerſpeier ihre Strahlen direkt aufs Pflaſter des Hofes geworfen haben. Vielleicht haben überhaupt urſprünglich nicht

Abb. 17. Der Fiſchbrunnen von Konrad Knoll auf dem Marienplatz zu München.

Abb. 18 Der Wittelsbacher-Brunnen von Adolf Hildebrand auf dem Maximiliansplatz zu München. (Aufnahme von Ferd. Finſterlin in München.)

Abb. 19. Der Neptunbrunnen auf dem Schloßplatz zu Berlin von Reinhold Begas.

alle dieſe Figuren zu einem Werke gehört. Der Auguſtusbrunnen vor dem Augsburger Rathaus mit ſeiner viel klareren Anordnung der Gruppen ſpricht auch für die Annahme, daß ein Candid unmöglich ſeine Figuren ſo wenig zweckbewußt zuſammengeſtellt haben kann. Außerhalb der Reſidenz hat München keine künſtleriſchen Brunnen aus alter Zeit mehr. Die ſchönen, reichen Brunnenanlagen in Nymphenburg und Schleißheim ſind verſchwunden, oder ihres Figurenſchmuckes beraubt. Aber aus neuerer Zeit ſteht manches bedeutende Werk auf Münchens Plätzen. Im Jahre 1865, einer ſonſt recht dürren und unerfreulichen Kunſtepoche, hat Konrad Knoll den Fiſchbrunnen auf dem Marienplatz errichtet, ein anmutiges und gedankenreiches Bildwerk, in dem etwas vom Geiſte Moriz von Schwinds lebendig iſt (Abb. 17). Der Brunnen iſt der Erinnerung an die alte Sitte des „Metzgerſprungs“ gewidmet. Oben ein ſchlanker Handwerksgeſell, der mit erhobenem Becher ein Vivat auszubringen ſcheint, darunter, von Fichtenzweigen überſchattet, muſizierende Knaben, und um das obere Becken Gruppen von Metzgerlehrlingen in der bekannten hiſtoriſchen Tracht des Metzgerſprungs. Das liebenswürdige Werk iſt aus mehr als einem Grunde eine hiſtoriſche Denkwürdigkeit: auch durch die für jene Zeit typiſche Verbindung gotiſierender Architekturformen mit verhältnismäßig realiſtiſcher Plaſtik. Ganze Stadtteile Münchens zeugen noch von König Max' II. verunglücktem, aber intereſſanten Verſuch, in jener Art auf der Baſis der Gotik einen Zeitſtil zu ſchaffen. Das bedeutendſte neuzeitliche Brunnenwerk in München iſt Adolf Hildebrands Wittelsbacherbrunnen auf dem Maximiliansplatze, ein Monumentalwerk, das zur Erinnerung an die Vollendung der großartigen ſtädtiſchen Waſſerwerke geſchaffen wurde (Abb. 18). Der Brunnen iſt mit beſonderem Glück ſeinem Sinn, wie dem Platz, auf dem er ſteht, entſprechend komponiert. Die ſchlichtvornehme Anlage des Beckens geht mit unbehauenen Blöcken, die teilweiſe im Raſen verſchwinden, unmerklich in die ſanfte Böſchung der Anlage über, die den Hintergrund des Brunnens bildet. Zwei ein wenig ſchwer wirkende Koloſſalgruppen verſinnlichen die nutzbringende, wie die zerſtörende Macht des Waſſers — von beiden Mächten weiß München ein Lied zu ſingen! Beſonders feine Arbeit ſind die Fiſche und anderen Seetiere als Waſſerſpeier unten am Becken und die Fratzenköpfe am Sockel des mittleren Schalenbrunnens. Eine Reihe kleinere Brunnen iſt erſt in allerneueſter Zeit entſtanden: Gaſteigers

Brunnenbüberl — einſt von überſittlichen Bilderſtürmern viel umſtritten — in den Anlagen des Karlsplatzes; ein Knabe mit einer Schlange von Hubert Netzer in der Herzog Wilhelmſtraße; ein entzückender Narzißbrunnen des gleichen Künſtlers im Hofe des neuen Nationalmuſeums; ein Germane über einem Felsbrunnen von Bernauer; ein romaniſcher Brunnen von Gabriel von Seidl bei deſſen ſtolzer Sankt Annakirche; ein zierliches Brünnlein von Floßmann und Fiſcher in der öſtlichen Vorſtadt u. ſ. w.

Dresden hat eigentümlicherweiſe unter ſeinen koſtbaren Rokokobauten keine ſchönen Brunnen, wohl aber ſolche aus moderner Zeit, den Gänſediebbrunnen von Robert Diez, ein Werk von künſtleriſchem Humor und überaus anſprechender Formgebung, und die beiden Jubiläumsbrunnen des gleichen Künſtlers in Dresden-Neuſtadt, die in hochbedeutenden Gruppen unter den runden Brunnenſchalen Allegorien des ruhigen und des ſtürmiſchen Waſſers bieten. Auch der Reichshauptſtadt fehlt es an alten Brunnen. Dafür hat Reinhold Begas in ſeinem Schloßbrunnen, den die Stadt Berlin dem deutſchen Kaiſer geſchenkt und vor dem Schloſſe aufgeſtellt hat, ein Brunnenwerk geſchaffen, das ſchönen Werken der Barockzeit ebenbürtig iſt (Abb. 19). Wenigſtens gilt dies von der Mittelgruppe, dem Neptun mit ſeinen Putten auf der Muſchel, den Hippokampen und waſſerſpeienden Seetieren. Ein bißchen nüchterner, vielleicht ein bißchen zu modern preußiſch ſehen die vier koloſſalen allegoriſchen Figuren der Jahreszeiten aus, die auf dem Brunnenrande ein wenig zu niedrig ſitzen. Auch von ein paar Brunnen des Münchener Meiſters Rudolf Maiſon kann man ſagen, daß ſie an Reichtum und Bewegtheit der Konzeption den Vorbildern aus der Barockzeit nichts nachgeben, ſo von dem mächtigen Brunnen in Fürth, der die von Menſchen geſeſſelte Naturkraft darſtellt zur Erinnerung an die erſte deutſche Eiſenbahn zwiſchen Fürth und Nürnberg und ſo von dem Teichmannbrunnen in Bremen mit ſeinen kühn aufgebauten Allegorien auf die Schiffahrt (Abb. 25 und Einſchaltbild zw. S. 336 u. 337). Im übrigen bringt uns jede Kunſtausſtellung neue reizende Ideen und Entwürfe für Brunnengruppen, und irgendwo im Deutſchen Reiche werden ſie ja wohl auch einmal ausgeführt, jede Stadt hat das eine oder das andere aufzuweiſen, was mit Fug und Recht unter dem Titel Schöne Brunnen behandelt werden könnte, namentlich gibt es eine rieſige Zahl von Brunnen*denkmälern* und

Abb. 20. Die Medicis-Fontäne im Luxemburg-Garten zu Paris.

Abb. 21. Brunnen auf dem Konkordiaplatz zu Paris.

dieſer verkehrsreichen Stelle nicht zu voller Wirkung. Ein Werk von überlegenſter Stimmungskunſt iſt dafür in der Mediciſontäne im Luxemburggarten geſchaffen (Abb. 20), einem reichen Barockbau von Jacques Debroſſe, dem Erbauer des Luxemburgpalaſtes, deſſen Wirken in die erſte Hälfte des XVII. Jahrhunderts fällt. Im tiefen Baumſchatten liegt, von Baluſtraden umſchloſſen, das langgezogene Rechteck des Beckens, oder beſſer kleinen Teiches, an deſſen Schmalſeite ſich ein ſtalaktitengeſchmückter Aufbau mit Medicéerwappen, Nymphengeſtalten und drei Niſchen erhebt, deren mittelſte im vorigen Jahrhundert die originelle Gruppe A. L. M. Ottins „Polyphem überraſcht Acis und Galathea“ in ſich aufgenommen hat. Das Ganze bildet mit ſeinem ſpiegelnden Waſſer ein unſagbar friedliches Idyll nahe dem rauſchenden Treiben der Millionenſtadt und mag zu den ſchönſten Brunnenanlagen der Welt über-

ſie wächſt mit jedem Jahre. An eine auch nur annäherungsweiſe Vollzähligkeit in dieſer Sache iſt, wie geſagt, nicht zu denken.

Zuguterletzt ſei noch einer Stadt gedacht, die unter den europäiſchen Weltſtädten nächſt Rom wohl am meiſten als die Stadt der ſchönen Brunnen gelten muß, des unvergleichlichen Paris. Da iſt vor allem die Fontäne des Innocents zu nennen, der herrliche Renaiſſancebau in der Nähe der Hallen, der ſo wertvollen Figurenſchmuck zeigt, darunter zwiſchen korinthiſchen Pilaſtern die berühmten Najaden von Jean Goujon, dem „franzöſiſchen Phidias“ (geb. 1515, geſt. um 1564). Auch die vielgerühmte Diana mit dem Hirſch vom gleichen Meiſter, die zu den Perlen des Louvremuſeums zählt, war als Brunnenfigur ausgeführt für das Schloß der galanten Diana von Poitiers. Der Architekt der Fontäne des Innocents, die urſprünglich an anderer Stelle an die Kirche des Innocents angebaut war, war Pierre Lescot; aber der Bau hat nachher mannigfache Veränderungen erfahren und er kommt leider an

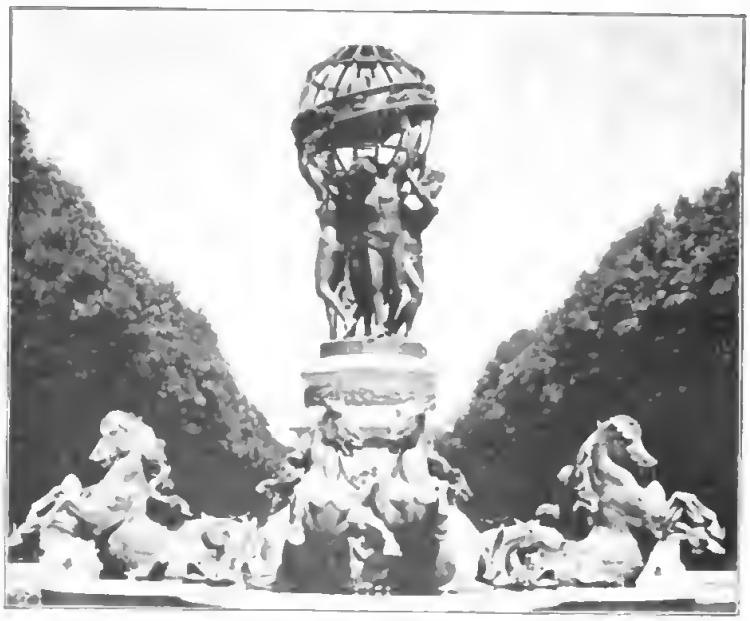


Abb. 22. Brunnen des Obſervatoriums im Luxemburg-Garten zu Paris.

haupt gehören. Auf dem Konkordiaplatz stehen zwei Fontänen, große Schalenbrunnen mit reichem Figurenschmuck von Nereiden und Tritonen in Eisenguß; der eine ist den Meeren, der andere den Flüssen gewidmet (Abb. 21). Nicht eben erschütternd originell in ihrem figürlichen Teil, haben diese Brunnen ihren Hauptvorzug in der reichen Entfaltung ihrer Wassermassen, die auf diesem weiten, schattenlosen Platze doppelt wohl tut. Ein zierlicher Brunnen mit religiösen Motiven nach dem Entwurf von Vigoureux steht hinter Notre Dame, ein Cuvierbrunnen vom gleichen Künstler entworfen mit einer Statue der Natur im Jardin des Plantes. In der Rue Richelieu erhebt sich im Renaissancestil der Molièrebrunnen mit einer trefflichen, sitzenden Statue des Dichters von Seurre und Musen von Pradier. Als Denkmal der Siege Napoleons ist auf dem Chateletplatze der Siegesbrunnen errichtet, eine klassizistische Säule mit Sockelgruppen der Treue, Wachsamkeit und wie alle diese schönen Bürgertugenden sonst noch heißen! Ein großartiges Kunstwerk der neuesten Zeit besitzt Paris aber in der Fontäne de l'Observatoire, die nahe der Sternwarte am Ende des Luxemburggartens steht (Abb. 22). Zwei der genialsten Bildhauer des modernen Frankreich haben hier zusammengearbeitet: von J. B. Carpeaux († 1875) ist die auf hohen runden Sockel gestellte Erzgruppe der vier Weltteile, weibliche Gestalten, die ein monumentales Planetarium in drehender Bewegung zu erhalten scheinen. Ein großer edler Rhythmus geht durch diese vier nackten, keuschen Frauengestalten. Die Hippokampen und wasserspeienden Schildkröten und Delphine in den beiden Brunnenbecken sind von Fremiet.

Zu den begehrtesten Sehenswürdigkeiten des wunderreichen Versailles zählen vor allem seine Springbrunnen und an den Tagen, an welchen sie ihre Wasserkünste entfalten, strömt ungezähltes Volk von Paris heraus in diese sonst so stillen „versunkenen Gärten". Der Latonabrunnen von Marsy (Abb. 23) ist auch in Deutschland zu sehen — in einer Nachbildung, die einst Ludwig II. von Bayern für Herrenchiemsee ausführen ließ. Er ist mehr originell als schön mit seinen vier konzentrischen Becken und den zahlreichen wasserspeienden Fröschen und Schildkröten. Um so künstlerischer und malerischer wirkt das Bassin d'Apollon mit Tubys in Blei gegossener Gruppe des Sonnengottes auf seiner Quadriga, begleitet von Tritonen auf Delphinen (Abb. 24). In wilder Vorwärtsflucht tauchen die Gestalten direkt aus dem Wasser des weiten in grünen Rasen gebetteten Bassins auf. Noch eine ganze Anzahl von Brunnen mit bildnerischem Schmuck trifft man beim Durchwandern dieser endlosen Gärten an, eine Fontaine

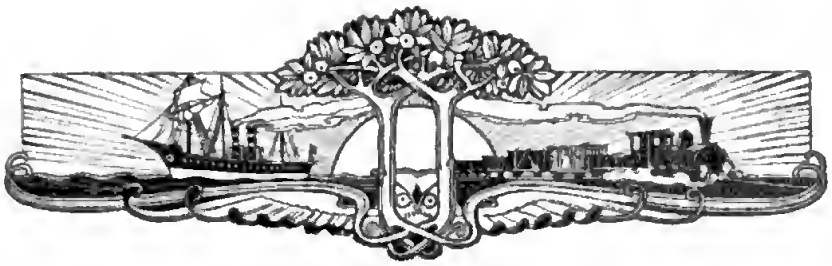
Abb. 23. Der Latonabrunnen von Marsy in Versailles.

Abb. 24. Der Apollo-Brunnen in Verſailles.

de Diane, Fontaine du Point-du-Jour, das Baſſin du Miroir, das große Baſſin de Neptune mit ſeinen fünf Erzgruppen, Girardons Fontaine de la Pyramide und noch andere Waſſerwerke. Das Vergnügen, die ſämtlichen Waſſer ſpielen zu laſſen, leiſtet ſich der franzöſiſche Staat nur im Sommer am erſten Sonntag jeden Monats und man begreift dies, wenn man weiß, daß der Spaß jedesmal gegen 10 000 Franken koſtet. Jedenfalls ſind die Verſailler Brunnenanlagen die umfangreichſten, wenn auch nicht die künſtleriſch wertvollſten, die heute exiſtieren, und beſonders bedeutſam ſind ſie auch als Teil der hier geübten Landſchaftsgärtnerei allergrößten Stils. Keiner dieſer Brunnen iſt für ſich gedacht, jeder nur als Teil des umgebenden Parks, als Unterbrechung der Raſenflächen, als Spiegel für die Marmorbilder und dunklen Baumgruppen. Wenn die Waſſer nicht ſpringen in den Baſſins, dann wirken die Erz- und Marmorgeſtalten ſeltſam tot und unheimlich in ihren weiten Waſſerbecken, und es kann einem beim glühendſten Sonnenſchein dann in den Gärten des Roi Soleil ein Fröſteln über den Rücken laufen.

Abb. 25. Brunnen von R. Maiſon.

Der Merkurbrunnen in Bremen. Von Rudolf Maison. Nach einer Photographie.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Meine erste Seefahrt.

Von

Johannes Wilda.

(Abdruck verboten.)

Allerdings die erste war es nicht! Ich bin an der Wasserkante aufgewachsen, und die geheimnisvolle Anziehungskraft der „Kimm“, hinter der das Paradies zu liegen schien, äußerte sich schon früh.

Aber so sehr mir die vorangegangenen Ausflüge selbst imponiert hatten, waren sie doch nichts im Vergleich zu der ersten wirklichen Seefahrt, als wirklicher Seemann und auf einem Segelschiffe!

Diese Fahrt bildete den Anfang meiner Kadettenreise nach Westindien, und da sie heutzutage nicht mehr so ausgeführt werden würde, so wohnt ihr ein gewisses historisches Interesse inne. Deshalb sei sie hier kurz erzählt.

Es war ein regnerischer Septembernachmittag des Jahres 1869, als wir während des Sommerlaufes im Kieler Hafen vorgeschulten 39 Kadetten von einem Boote unserer letzten idyllischen Hafenheimat, der Segelbrigg „Hela“, an Bord der Segelfregatte „Niobe“ gebracht wurden. Ein älterer Kamerad, ein „Säbelkadett“, übergab uns. Unsere Seekisten und wir selbst in unseren Gummimänteln triefsten, desgleichen die alte „Niobe“, die, regensegel-überdunkelt, ebensowenig gastlich dreinschaute, wie der Bootsmannsmaat im Ölrock und der uns empfangende Offizier am Fallreep.

Mit Grauen und Entzücken blickte man zu dem Meerwunder mit dem weißen Batteriegang und den Raaen, die sich hoch im Nebelgrau über uns reckten, empor. Ich wußte schon, daß einem allerlei Peinliches bevorstand, aber die Wonne, nun selbst wirklich und wahrhaftig in die Märchenwelt der Tropen hinausschiffen zu sollen, überwältigte noch mehr.

Die in England erbaute „Niobe“ — bei der Mannschaft und im Kieler Volksmunde hieß sie „Nioobe“ — würde heutzutage keine Rolle mehr spielen, und auch zu ihrer Zeit war sie ein kleines, kurzes Geschöpf, dem der Kreuzmast fast auf dem Heck saß; allein sie segelte großartig, sie manövrierte fast von selbst, was für Wachoffiziere, welche die ersten Wendungen mit einem größeren Fahrzeuge zu machen haben, allezeit eine herrliche Sache gewesen ist.

Selbstverständlich wurde bei uns Kadetten enorm „geschimpft“. Zunächst richtete sich die Kritik gegen das verzögerte Inseegehen; wir kannten die Gründe hierfür nicht, aber nichts war natürlicher, als daß wir sie verwarfen. Es war schon etwas, als endlich der Beltlotse an Bord kam und Gegenstand unserer großen Hochachtung wurde. Heute nehmen unsere Schiffe keine Ostseelotsen mehr mit; damals bestanden noch nicht die dazu erforderlichen Voraussetzungen.

Am Morgen des 19. Septembers, einem hellen Sonntag, verließen wir nach einer Ansprache des Predigers an die versammelte Besatzung den Hafen. Ach, war das ein fröhliches Ankerlichten! Ein Dampfspill gab es ja nicht. Die schweren Spillspaken wurden kranzförmig in die Löcher des Mahagonispills, dessen Messingbeschläge warm und lieblich in der Sonne spiegelten, gesteckt und durch ein herumgenommenes Ende in der Peripherie vom Zimmermann sorglich miteinander verbunden.

„Alle Mann auf, klar zum Ankerlichten!“ Hei, wie ging das Kommando, das unisono schrille Pfeifen der Bootmannsmaate und ihr unisono Ruf in die Luks dieses Mal durch Mark und Bein!

Der Kommandant, der später als Kapitän z. S. verstorbene Korvettenkapitän Gr., ein dunkeläugiger, schlanker Mann mit einem Koteletten-barte, wie er nach englischer Sitte Marinemode war, befand sich bereits neben dem ersten Offizier sowie dem Navigationsoffizier und dem Lotsen auf der Brücke; die verschiedenen, sonstigen Herrn standen dienstmienig bei ihren Toppen und dem Ankergeschirr.

Gemischt mit Matrosen und „Tümmlern“, den Seesoldaten, stürzten wir uns zwischen die Spillspaken und begleitet von dem anfeuernden Rhythmus, den Pfeifer und Trommler zustande brachten — stampften und drängten wir im Takte, bis es hieß: „Pall das Spill!“

Dann fuhr es in die Nerven: „Enter auf!“ An unseren Kreuztop, in dem die Topgäste schon vorher alles geklart hatten, enterten wir im wilden Wettlaufe mit den Mannschaften des Groß- und Fockmastes. Wer Schanz- oder Kuhlgast war, blieb an Deck, um dort die Enden, welche die komplizierte luftige Maschinerie bewegten, loszuwerfen oder zu belegen. Das richtige Ende im richtigen Moment zu erwischen, blieb für manche ein ewiges Rätsel. Leider gab es von

ſalchen Rebuſſen auch genügend in der ſchwindelnden Höhe; ich, der ich als einer der kleinſten Kerle den Vorzug hatte, die Oberbramraae mit zu bedienen, wußte manchmal mein Lied davon zu ſingen.

Donnerwetter, wie wurde mit den Fallen längs Deck gelaufen; ſo ſchlank war das Marsſegel noch niemals emporgeflogen! Der Kreuztop machte ſich glänzend, und befriedigt wiſchten wir unſere naſſen Stirnen. — Heutzutage geht das alles leichter. Man hat doppelte Marsraaen und allerlei Patenteinrichtungen, und ſelbſt die Segler können im Kieler Hafen einfach von der Baje loswerfen.

Vom Grunde befreit, begann die Fregatte ſich zu drehen. Majeſtätiſch füllten ſich alle Etagen ihrer Leinwandflächen; läſſig, faſt kokett übergeneigt, beſchrieb ſie einen zierlichen Bogen und dann glitt ſie an den ſchon herbſtlich werdenden Buchenhügeln, an Friedrichsort und am Bülker Feuerturm vorüber in die blauſchimmernde Oſtſee hinaus.

Du liebe Zeit, was waren die zurückbleibenden Europäer doch für bedauernswerte Leute!

Wir hatten bald das Land rückwärts außer Sicht verloren. Mittlerweile war es aber windig, trüb und kalt geworden; nur in Lee, am Fallreep, ſtand man noch ſonnig und warmig. Ueber mir bauſchte ſich die himmelhohe, ſchimmernde Wand, und der Rumpf ſchien pfeilgeſchwind durch das Seegrün zu ſchneiden. Es rauſchte und ziſchte. Milchweiße Schaumwellen, Ringe und Bläschen leuchteten, knifterten und ſtaſſen am Kupfer zurück. Und ſo ſanft ging es! Es iſt und bleibt eben ein hundertmal ſchöneres Fahren auf Segelfahrzeugen, als auf den ewig ſchütteluden und rumarenden Dampfern!

Die übliche Sonntagsmuſterung fiel aus; wir ſteckten nur in blauer Serge, ſtatt in der feineren Dienſtjacke.

Das erſte Mittagsmahl ſchmeckte der Mehrzahl nach vorzüglich, allein ſchon begann der Seegang ſich fühlbarer zu machen. Der Wind friſchte bis zur Stärke 9—10 auf; das bedeutete handfeſten Sturm. Ein hübſcher Beginn fürwahr, der uns gleich gründlich mit dem Begriffe „zur See fahren" bekannt machte.

Die Geſchütze waren für ſchwere See gezurrt, die Luken in der Batterie und im Unterrichtsraum dicht gemacht worden. Dadurch herrſchte eine beklammene Düſternis im Schiffe, aber keine Trockenheit, denn das Salzwaſſer ergoß ſich ſtromweiſe durch die Pfartenfugen binnenbords.

Wir fuhren zuletzt unter dicht gereffetem Großmarsſegel und Stagſegel und nahmen die Bramraaen an Deck. Unter dieſen Umſtänden hielt es der Kommandant nicht für geraten, mit dem tiefgehenden Segelſchiff den Großen Belt zu durchfahren, ſo daß wir um Mittag unter Langeland zu Anker gingen und zwar in Anbetracht der hochlaufenden See mit beiden Ankern. Ein modernes Schulſchiff würde dagegen Dampf aufgemacht haben und weiter gegangen ſein aber wahrſcheinlich mit ſo junger Mannſchaft an Bord gleich unter Dampf den Hafen verlaſſen haben aber ſchließlich nach Kiel zurückgekehrt ſein.

Dies unerwartete Ankern bildete die erſte Reiſe-Enttäuſchung für die ungeduldigen Gemüter an Bord. Wir zuckten die Achſeln über ſolche „vorſichtige Segelei". Ei, der tauſend, da hätte unſereins nur erſt Kommandant ſein ſollen!

Andererſeits wurden wir auch nicht gerade in Watte gepackt, ſondern wie es die Lage des Schiffes als Selbſtverſtändlichkeit erheiſchte, zum Segelfeſtmachen und an Deck-Nehmen der Bramſtengen in unſeren Top geſchickt. Für Land- oder höchſtens Hafenratten, wie wir nach waren, bedeutete das juſt keine Kleinigkeit. Dieſe Arbeiten, die ſanft in wenigen Minuten erledigt werden müſſen, erforderten mehr als eine Stunde.

Die alte „Niabe" tanzte auf und ab und wiegte und beugte ihre Takelage durch die grauen, ſauſenden Lüfte; die loſen Segel toſten und ſchlugen, und die loſen Enden peitſchten. Und nun alle Kadetten bei dem ohrenbetäubenden Konzert hinauf: blaß, verfroren, mit roten Naſen und Händen und blauen Lippen. Über den vorſpringenden Mars zu entern, iſt für tappende Hände, zumal wenn ſie klein ſind, ohnehin ſchon eine mißliche Sache, da man nicht über den Rand ſehen kann, wenn der klimmende Körper ſchräg ab der Tiefe hängt. Nun aber, wenn die dicken Wanten naß und glitſchig, die Finger ſteif ſind und das Schiff rückſichtslos ſoweit nach unten überholt, daß man wirklich beinahe Kopf ſteht — das iſt nach ein andres Ding! Und dann zum Feſtmachen des donnernden Segels nur mit dem Leib auf der Raae rutſchend, die Beine beinahe horizontal nach hinten ſchwebend, die Füße gegen ein weit hinausgedrücktes, ſchwankendes, dünnes und glattes Tau geſtemmt über den Abgrund hinaus, wo tief unten die toſenden Schaumkronen ſich unabſehbar überköpfen, — ja, frei auf zwei, ein paar Fuß langen Hölzern, den „Sahlings", faſt wie auf der Spitze eines ſchwankenden Kirchturms ſtehen müſſen, während die niedergeholte baumlange Bramſtenge einem zwiſchen den Füßen durch abwärts gleitet! Dazu von Deck aus fortwährend durch ungeduldige und gefürchtete Vorgeſetzte angeſchrieen zu werden und ſchließlich — male dir dies aus, lieber Leſer! — auch noch zum Sterben ſeekrank! Ich übertreibe hier in keiner Weiſe. Die Jammerſcenen im Kreuztop des an dieſem ſchönen Septembermittage unter Langeland ankernden norddeutſchen Schulſchiffs waren einfach unbeſchreiblich. Man ſummte vor ſich hin: „Wenn das die lieben Eltern wüßten" u. ſ. w. Überhaupt der Galgenhumor ging nicht aus. Die Blechgefäße, die ſanft nur zum Aufnehmen von Stengenſchmiere berechnet ſind, wurden dabei fleißig hinabgelaſſen; im übrigen ſorgte der Wind genügend für Reinlichkeit und fegte das Unliebſame gleich im hohen Bogen aus der Takelage über See. Und dann ward feſte weitergearbeitet.

Machte auch ſanft nichts! Es fiel niemand herunter. — So etwas gibt Seeleute! Das empfanden wir ſelbſt und räſonnierten diesmal keineswegs über Rückſichtsloſigkeit.

Des ſchlechten Wetters wegen blieben wir im Arbeitszeug; es gab alle Hände voll zu tun, vom Sonntag ſpürte man nicht viel. Das Jammerleiden ringsum hielt ununterbrochen an. Nachmittags „törnte" ich auf einigen Feldſtühlen in

der Messe und rollte dabei in eine unsagbare Flüssigkeit, die von „über Stag gegangenen" Tinten-, Bier- und Limonadenextraktflaschen herrührte.

Die Mannschaft sang der Trostlosigkeit angepaßte Lieder von schwermütig-dröhniger Melodie, wie das „Auf Wache stehen, gebrauchen wir ja nicht —" seinerzeit eine berühmte „Dichtung".

Ich tat in der Nacht meine erste Seewache, zum Teil nur Zwischendeckswache, aber um so schlimmer! Mit dem wiegenden Schiffe pendelten sämtliche Hängematten; nicht hübsch gleichmäßig wie Uhrpendel, sondern unter Stocken, Zagen und plötzlichem Nachgeben. Auch die Ollaterne — zum Petroleum an Bord waren wir noch nicht vorgeschritten — ging, Licht und Schatten wechselnd, vor meiner Nase hin und her. Das macht auf die Dauer nervös! Unsere neuen Wandspinden führten im Verein mit der Treppe eine entsetzliche Seufzer- und Knarrmusik auf, als ob sie von allen möglichen Qualen befreit sein wollten; dazwischen mischte sich manches urgesunde, doch höchst unmelodische Schnarchen. Von oben her heulte, brauste und pfiff es und drang das Klatschen schlagender Taue ins Luk hinab. Weiß' Gott, ich wär' lieber oben gewesen, denn unten herrschte eine Luft, so beklommen und stickig, daß sie allein schon das vollste Anrecht auf eine vollendet schöne Seekrankheit gewährleistet hätte.

Nun genug, wer kann es mir verdenken, wie ich unter diesen Umständen endlich empfand, ebenfalls nur ein schwacher Menich zu sein? Ich begann zu meiner tiefsten Beschämung zu merken, daß ich seekrank werden *könnte*, und war überglücklich, als die Ablösung von der Wache und namentlich später das erste Frühstück mich wieder in annähernd normale Verfassung brachten. Dem Himmel sei Dank, ich hatte gestrauchelt, war aber nicht gefallen, und mit höchster Genugtuung konnte ich später erklären: ich bin *niemals* seekrank gewesen!

Zum Genuß des Frühstücks gelangte man nicht so ohne weiteres. Zunächst galt es, die unangenehmen Phasen des „Gepurrtwerdens" zu überwinden. Dies besorgten Tambour und Pfeifer allmorgendlich mit ihrem aufreizenden „Didädä dädädä dädädädum", und die wachhabenden Kameraden mittels kräftigen Reißens am Hängemattenstropp. Wer niemals so erweckt worden ist, ahnt gar nicht, in welche Wut auch ein sonst frommes Gemüt dadurch versetzt werden kann.

Dann Pfiff und Ruf von oben: Ka—detten Hängematten zurren." Pfui Teufel! Und diese barbarische Geschwindigkeit bis zum nächsten Pfiff und Ruf: „Kadetten Hängematten auf."

In See und im beschriebenen Zustande der Meisten war dieses Aufstehen noch viel unangenehmer; wie eine Schafherde bei Gewitter drängten sich alle mit ihren mehr oder minder gelungen zusammengeschnürten, wulstigen Leinewandwürsten auf der Schulter nach oben zur Bordwand an die Hängemattenkasten.

Alsbald gab es allgemeines Waschen und später Musterung — die gefürchtete Musterung!

Unser Kapitänleutnant M., — er ist auch in noch jungen Jahren gestorben, — besaß viel Humor und ein sehr gutes Herz.

Zuerst scheuten wir ihn gewaltig, wenn seine lange, schultereckige Gestalt aus dem Luk auftauchte. Sein mehr militärischer als seemännischer langer Schnurrbart wehte, seine hellblauen Augen schossen Blitze, und sein Baß rollte wie Donner über uns hin. Später erwies sich die Furchtbarkeit mehr als Attrappe.

Auch heute gab es eine Strafpredigt. Jemand hatte sein zum Trocknen ins Want gehängtes Handtuch nicht rechtzeitig entfernt. Er mußte zur wohlverdienten Buße dreimal über die Sahling entern und meinte unbegreiflicherweise, daß die äußere Repräsentation eines meilenweit von Land in grauer See liegenden Schiffes durch sein kleines Fähnlein doch wahrlich nicht gelitten haben würde.

Bis zum 21. vegetierten wir so, und dann durften wir uns, erlöst, wieder in die Spillspaken werfen! Bei oft herrlicher Brise, wennschon nicht ohne einiges weitere Ankern segelten wir durch Großen Belt und Kattegat. In dem trüben Wetter nahmen sich die niedrigen, grünen Küsten Dänemarks mit den rotgedeckten, häufig kirchenähnlichen Leuchttürmen ziemlich öde aus. Im freien Kattegat trafen wir wieder bewegtere See, die sich im Skagerak zu unserer größten Genugtuung, mit Ausnahme natürlich der unverbesserlich Seekranken, noch gehörig steigerte. Je toller je besser! Man lechzte ordentlich nach Sturm, bei freiem Seeraum.

Das Verlangen nach Sturm hatte übrigens seinen praktischen Hintergrund. Dann mußten ja die Luken des auf dem Batteriedeck liegenden Unterrichtsraumes geschlossen sein, und der Unterricht fiel aus. Die Kanonen konnten zum Geschützexerzieren auch nicht losgemacht werden, und von Segelexerzieren war ebensowenig die Rede, höchstens, daß man auf der Heck-Gräting Unterweisung im „Splißen und Knoten" beim Bootsmann empfing. Na, und das zählte kaum!

Das Essen befriedigte uns zunächst herzlich wenig. Wir waren in Kiel etwas verwöhnt worden und seufzten namentlich nach den Fleischtöpfen der „Gefion" und nach ihrem Kadettensteward Schmidt.

Damals standen die Präserven auch noch nicht so auf der Höhe; man ging recht sparsam mit ihnen um, Pökelfleisch, Erbsen und dergleichen spielten die Hauptrolle. Dies wäre an sich gar nicht so übel gewesen, wenn die Qualität sich nur immer erfreulich gezeigt hätte. Ranzige Butter und Hartbrot, das berührt doch so gleich anfangs nicht ganz angenehm; später freilich lernten wir es, uns über derartige „Kleinigkeiten" hinwegzusetzen und trotzdem wie die Scheunendrescher zu essen. Es gab überdies kulinarische Lichtblicke, zu denen Pflaumen und Klöße, sowie „Labskausch", ein Gemisch aus Kartoffeln, Salzfleisch, Zwiebeln und Pfeffer, zählten, Dinge die kein Hoskoch in so unübertrefflicher Weise fertig bringt, wie ein befahrener Bordkoch. Auch Sonntags war's nicht übel. Neben besseren Fleischpräserven erhielten wir dann pro Kopf eine halbe Flasche „St. Estephe", Kadettenmesse-Marke natürlich. Wer auch noch nach Tisch vom Bottelier eine Tasse Kaffee zu ergattern vermochte, der besaß, die Zigarre oder Pfeife eingeschlossen, das Höchste, was ein damaliger Kadett vom Schicksal zu fordern wagte.

Wir hatten uns ja allmählich bis Norwegen hinaufgekreuzt und geankert, als es abermals Sonntag wurde. Ein netter Feiertag wieder, das mußte man sagen! Vom Lindesnäs her staute sich eine gewaltige See im Skagerak, gegen die wir unter dicht gereften Marssegeln mühsam unseren Weg bahnten. Arendal schien nicht erreichbar zu sein. Wir trugen abermals nur unsere Serge statt unserer Sonntagsjacken. Ich erinnere mich, wie ich, gemächlich ausgestreckt, im lichtlosen Unterrichtsraum auf einer der glattpolierten Bänke lag und zum Spart mit jeweiligem Ruck auf ihr abwärts zu der Bordwand oder über Kopf nach mittschiffs rutschte. Unter mir plätscherte das hin- und herschießende Wasser um Tisch- und Bankbeine, und mancher schwere Seufzer entrang sich von anderen Bänken, auch von den Tischen, auf denen eine Anzahl noch immer seekranker Kameraden ein trauriges Dasein führte. Der Unterrichtsraum ähnelte ja einer Opiumhöhle; nur daß die Unheimlichkeit rein äußerlich und die Tugend durchaus genius loci war.

Lieber als unten weilte ich oben an Deck, um das grandiose Schauspiel des sturmankämpfenden Schiffes zu genießen. Da war es auch ein Spart mit dem Marsfallkarb oder dem in schönen Ringeln auf dem Achterdeck aufgeschossenen Tauwerk von einer Bordseite zur anderen „über Stag zu gehen“; man mußte sich nur dabei vorn Arm- und Beinbrechen hüten. Die aufschwellenden weißen Kämme der grünen Wellen guckten immer über die Regeling, wie das drohende Haupt des alten Skagerakgeistes, der gern ja einen armen, rasigen Middy weggeschnappt haben würde.

Und dann kam endlich der Schluß der langen Fahrt und damit das erste bedeutsame Ereignis!

Trotz der strammen See tauchte weit außer Sicht des Landes ein von rotem Streifen durchzogenes Boatssegel auf. Ein norwegischer Lotse kreuzte kühn um seinen Broterwerb. Er bot uns an, uns nach Hamborgoe, einen weltverlassenen Winkel zwischen Kristiansand und Lillesand, zu lotsen. Während wir beigedreht lagen und der Kommandant auf englisch von der Brücke her mit dem Lotsen verhandelte, war es ein wundervolles Bild, das einmastige Fahrzeug neben der mächtigen Fregatte zu sehen. Es hielt sich in so weiter Entfernung, daß es nicht zerschellen konnte. Bald hing sein grüner, triefender Rumpf hoch über unseren Seitenbooten, bald verschwand es schier in der wegsinkenden Tiefe unter uns. Vier Mann hatte es an Bord.

Die Haare und der schwarze Bart des Kommandanten flogen wie die vom Sturmriemen gehaltene, gebauschte Mütze und der Unterteil seines Gummiracks. Der Lotse, ein schon weißköpfiger Mann in Südwester und Ölzeug, hielt sich an seinem Mast fest. Endlich dachte der Kommandant wohl, daß bei der Kreuzerei auch nichts Gescheites mehr herauskäme, und der Lotse wurde angenommen. Er band sich ein Ende um den Leib, das wir ihm zugeworfen hatten, und sprang einfach über Bord. Damit er nicht ertrinken könnte, wurde er so von den Matrosen längs Deck „aufgelaufen“, wie ein Boot, das geheißt wird. Ein anderes Anbordkommen ließ die wilde See nicht zu. Der alte Lotse hielt mit Füßen und Händen geschickt die Stöße gegen Bordwand und Rüst ab, beinahe aber wäre er mit dem Kopf gegen den Kiel des in den Davits hängenden Seitenkutters gerannt worden.

Mit höchster Seelenruhe übernahm er die Führung der Fregatte.

Bald lagen Südnorwegens Berge vor uns, noch in einen feinen Nebel gehüllt, der die Küste weiter entfernt erscheinen ließ, als sie war.

Und dann liefen wir beängstigend nahe durch ein Gewirr von glatten Granitscheren, an denen das erregte Wasser hoch aufspritzte, in einen langen, langen, ganz schmalen, von hohen, steilen Felsen gesäumten Fjord hinein. Wir gingen vor dem Winde, zuletzt nur bei heruntergefierten Marssegeln, aber noch mit solcher Fahrt, daß, als der natürliche Kanal plötzlich in einer winzigen, von noch höheren Felsen umstarrten Bucht abschlaß, wohl alle an Bord dachten: Na, wenn das nur gut geht!

Nach Jahren erst habe ich erfahren, daß damals in der Tat nicht viel an dem vorzeitigen Ende unserer Reise gefehlt hat, zumal da das Fallen des Ankers ein wenig hakte. Selbst der sonst unerschütterliche Lotse schrie in diesem bedenklichen Moment erregt: „Falle de stüerbardsche Anker! Falle de stüerbardsche Anker!“

Aber schließlich hatte der Mann doch die verschiedenen Faktoren einigermaßen richtig berechnet, die für uns nötig waren, um in die Mausefalle, die wohl noch niemals ein so großes Schiff beherbergt hatte, hineinzugelangen. Nach klatschendem Fall, donnerndem Hinausrasen der klappernden Eisenglieder und kurzem Stecken der Ketten hatten wir gerade so viel Raum, um herumschwingen zu können; worauf wir dann, mit Trossen befestigt, hübsch wieder mit der Nase nach draußen lagen.

Wir verlebten hier vor dem bunten Fischerdorf in der reizenden Berg- und Waldeinsamkeit, bei einer das Kieler Klima vollkommenen beschämenden Sonnenwärme eine Reihe von guten Tagen, bis der einzige Wind wehte, der uns wieder unter eigener Segelkraft in die beruhigte See hinausblasen konnte. —

Also verlief meine erste eigentliche Seefahrt an Bord des „Schulschiffs alten Stils“ — reichlich acht Tage von Kiel nach einem Skagerakhafen!

Das genügt! werden die jungen Herren von heute sagen.

Die Befreiung der Waldstätte in Geschichte und Sage.

Von

Dr. Otto Schiff.

(Abdruck verboten.)

An den Ufern des Vierwaldstättersees treten dem Wanderer zahlreiche Spuren entgegen, die an die Zeiten der Erhebung des Volkes gegen die habsburgische Zwingherrschaft erinnern sollen. Auf der einsamen Bergwiese des Rütli beschworen nächtlicher Weile, wie der Volksmund erzählt, die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden den Freiheitsbund, aus dem die Schweizer Eidgenossenschaft hervorgegangen ist. Tellskapellen bezeichnen die Stätten, wo der kühne Schütze aus dem Schiff des Vogtes entrann, wo diesen das tödliche Geschoß traf. Nicht nur der Eingeborene hängt an diesen Erinnerungen; jedem Deutschen sind sie durch Schillers unvergängliches Schauspiel vertraut. Schiller hat die Befreiung der „Waldstätte" im wesentlichen so dargestellt, wie die Geschichtsforscher seiner Zeit sich ihren Verlauf vorstellten. Schön und erhebend ist und bleibt dies Bild. Daß es aber wahr ist, vermag die heutige Wissenschaft nicht mehr anzuerkennen. Sie nahm Anstoß daran, daß alle Geschichtschreiber, aus denen die Nachwelt ihre Kenntnis von der Entstehung der Eidgenossenschaft zu schöpfen pflegte, mehr als ein Jahrhundert nach den erzählten Vorgängen geschrieben haben, also in einer Zeit, in der die Erinnerung bereits getrübt sein mußte. Die Forschung verwarf diese Quellen und suchte zuverlässigere auf, die Urkunden, die sich in den Archiven der Waldstätte erhalten haben. Aus diesen Zeugnissen ergibt sich ein ganz anderes Bild: *Kein Vogt hat die Waldstätte bedrückt, kein Tell hat sie befreit.*

Die Schweiz war einst ein Teil Deutschlands und wurde wie alle Reichsgebiete durch Beamte des Königs regiert. Aber im Laufe des Mittelalters wurde die Stellung dieser Würdenträger völlig umgewandelt: Aus bloßen Beamten, die nur im Auftrage des Königs walteten, die von ihm nach Gutdünken eingesetzt und abberufen wurden, erwuchsen sie allmählich zu erblichen Landesherren. Im XIII. Jahrhundert war diese Entwickelung noch nicht abgeschlossen. Auf schweizerischem Boden war das mächtige Geschlecht der Habsburger auf dem besten Wege, zur vollen Landeshoheit zu gelangen. Unter verschiedenen Titeln übten sie die obrigkeitlichen Rechte in zahlreichen Landschaften, auch in den Waldstätten; ein ausgedehnter Grundbesitz stand ihnen zu Gebote. Nicht darum war es ihnen zu tun, die Bevölkerung zu knechten, sondern aus ihren mannigfachen Rechten eine landesfürstliche Gewalt zu bilden, gleichwie es die Herzöge von Bayern, die Markgrafen von Brandenburg und viele andere große Geschlechter erstrebt und erreicht haben.

Allein die Bewohner der Waldstätte waren mit dem Erstarken der habsburgischen Herrschaft wenig zufrieden. In ihnen lebte der Unabhängigkeitssinn der alten Germanen; zum großen Teil waren sie freie Bauern auf eigener Scholle. Ein anderer Teil des Landvolks war freilich, wie es im übrigen Deutschland die Regel war, großen Grundherren dienstbar geworden. Aber den Ausschlag gaben die Freien, und diese schauten mit eifersüchtigem Blicke auf Reichsstädte, wie Zürich, die, keinem Landesherrn untertan, unmittelbar unter Kaiser und Reich standen und sich einer größeren Selbständigkeit erfreuten. Auch die Waldstätte trachteten nach einer reichsunmittelbaren Stellung.

Vom Weltverkehr wurden diese entlegenen Täler, die am Fuße einer unübersteigbaren Gebirgsmauer lagen, nicht berührt. Die Züge der Kaufleute, Pilger und Krieger, die zwischen Deutschland und Italien verkehrten, mußten weithin nach Osten oder Westen ausbiegen, um die Alpenpässe von Graubünden oder Wallis zum Übergange zu benutzen. Da trat etwa zwischen den Jahren 1218 und 1231 ein Ereignis ein, das für die Zukunft der Waldorte von entscheidender Bedeutung war. Ein erfinderischer Schmied, dessen Name verschollen ist, machte die unwegsame Reußschlucht durch eine in Ketten hängende Brücke zugänglich und erschloß damit einen neuen Alpenpaß, der binnen kurzem alle anderen überflügelte und bis zum heutigen Tage der „König der Alpenpässe" geblieben ist, den St. Gotthard. Durch die Waldstätte, die am nördlichen Ausgange der Gotthardstraße gelegen sind, ergoß sich jetzt plötzlich die Flut des Weltverkehrs. Land und Leute erhielten rasch ein anderes Gepräge. Der Landmann kam mit Reisenden aus Deutschland wie aus Welschland in Berührung, er erfuhr von den Schwankungen der großen Politik, er gewann Welt- und Menschenkenntnis. Ohne diesen Zuwachs an Bildung wäre das Alpenvolk schwerlich im stande gewesen, einen Staat zu begründen. Die Erschließung des Gotthard steigerte zugleich mit der Reise der Bevölkerung den Wert des Landes. Seit diese Alpentäler zu den Paßlandschaften des Gotthard gehörten, zogen sie die Blicke der Reichsregierung auf sich. Der Beherrscher Deutschlands, der Hohenstaufe Friedrich II., trug auch die Kronen von Italien und Sizilien. Wieviel mußte ihm daran gelegen sein, den Gotthard mit seinen Paßlandschaften unter die unmittelbare Herrschaft des Reiches zu bringen und so die Verbindung zwischen Deutschland und Italien zu sichern! Die Wünsche der Waldstätte fielen also mit denen des Kaisers zusammen: Beider Vorteil verlangte, daß die Herrschaftsrechte der Habsburger an das Reich übergingen.

Zuerst erreichte es Uri, daß der junge König Heinrich, der den kaiserlichen Vater in der Regierung Deutschlands vertrat, 1231 den Habsburgern ihre Herrschaftsrecht über das Land abkaufte und es zur reichsunmittelbaren Gemeinde erhob. Jene Herrschaftsrechte standen seitdem dem Reichsoberhaupt, dem König zu; er übte sie durch einen Beamten aus, der den Titel „Landammann" führte. Es wurde Brauch, den Landammann aus der einheimischen Bevölkerung zu entnehmen. Für die Urner bedeutete dies eine neue Errungenschaft: Nicht ein Fremder regierte sie, sondern ein Landsmann, der sich als Vertreter der Landesinteressen fühlte. Unter dem Vorsitz des Ammanns dehnte die Versammlung der Landleute ihre Beratungen auf die verschiedensten Dinge aus, und bald fühlte sie sich so selbständig, daß sie ein eigenes Siegel führte.

Uris Erfolge reizten Schwyz zur Nacheiferung. 1240 erwarb auch Schwyz von Friedrich II. einen Freiheitsbrief. Durch kaiserlichen Machtspruch wurde das Land von der habsburgischen Herrschaft befreit und mit der Reichsunmittelbarkeit beschenkt. Diesmal wurden die Habsburger nicht durch ein Kaufgeld entschädigt. Sie haben daher an ihren Ansprüchen auf Schwyz festgehalten, während Uris Reichsfreiheit seit 1231 unbestritten blieb. Ein feindliches Verhältnis zwischen Schwyz und Habsburg bildete sich heraus. Zum offenen Kampfe kam es, als wenige Jahre später ein allgemeiner Krieg im Reiche ausbrach. 1245 erklärte der Papst den hohenstaufischen Kaiser, mit dem er längst im Streite lag, für abgesetzt und entfesselte dadurch auch in Deutschland die Feindseligkeiten zwischen Kaiserlichen und Päpstlichen. Jetzt hieß es Partei ergreifen. Am Vierwaldstättersee erklärten sich der Graf von Habsburg für den Papst, die Schwyzer für den Kaiser. Gemeinsame Sache mit den Schwyzern machte Sarnen, eine Gemeinde in Unterwalden; auch hier regte sich der Wunsch, die habsburgische Herrschaft abzuschütteln. Auf die Bitte des Habsburgers mischte sich Papst Innocenz IV. in diese Händel, indem er die unbotmäßigen Gemeinden unter Androhung schwerer Kirchenstrafen zum Gehorsam gegen ihren Landesherrn ermahnte. Jedenfalls haben die Landleute schließlich notgedrungen die habsburgische Herrschaft wieder anerkannt.

Das hohenstaufische Haus ging in den Kämpfen gegen die Päpste zu Grunde. Nahezu 20 Jahre blieb Deutschland ohne anerkannten Herrscher. In dieser kaiserlosen Zeit suchten die Glieder des Reiches

selbst für Recht und Sicherheit zu sorgen, indem sie sich zu Landfriedensbündnissen zusammenschlossen. Damals haben wohl auch Uri, Schwyz und Nidwalden, ein Landesteil von Unterwalden, ihr erstes Bündnis errichtet. Sie gelobten einander Hilfe gegen jede Gewalttat, beschlossen innere Streitigkeiten schiedsgerichtlich auszugleichen und setzten Strafen für schwere Verbrechen fest. War der Bund auch nicht zu politischen Zwecken, sondern nur zur Erhaltung des Landfriedens bestimmt, so bleibt er doch wichtig als die erste Vereinigung der drei Länder.

Im Jahre 1273 erhielt Deutschland endlich wieder einen König, der im ganzen Reiche Anerkennung fand. Mit welchen Gefühlen mochten die Schwyzer und Unterwaldener die Nachricht empfangen, daß der neu erwählte Herrscher kein anderer sei als ihr Landesherr, Graf Rudolf von Habsburg!

Nach seiner Thronbesteigung wie vorher hat dieser kluge Fürst vor allem eine Eigenschaft bewährt: Lust und Geschick zum Erwerben. Die Herzogtümer Oesterreich und Steiermark hat er an sein Haus gebracht und so dessen Weltstellung begründet. Auch in seinen schweizerischen Stammlanden wünschte er ein Fürstentum zu begründen. Unaufhörlich arbeitete er an der Abrundung seines Besitzes; noch in seinem Todesjahre hat er den Schlüssel des Vierwaldstättersees, das wichtige Luzern, erworben. Den Rechten Uris hat er Achtung bewiesen, indem er dem Lande seine Reichsfreiheit bestätigte; Schwyz, dessen Reichsfreiheit die Habsburger ja stets bestritten hatten, behandelte er gleich Unterwalden als untertäniges Gebiet. Immerhin gönnte er auch den Schwyzern freie Bewegung: Sie halten unter seiner Regierung Versammlungen, haben einen Landammann an ihrer Spitze und führen ein eigenes Siegel. Aber die Fortschritte der habsburgischen Macht waren den Waldstätten doch unheimlich, und als Rudolfs Tod 1291 allen Gegnern seines Hauses das Zeichen gab, sich zu erheben, schlossen auch sie sich zum Widerstande gegen Herzog Albrecht von Österreich, des Königs Sohn und Erben, zusammen. *Anfang August 1291 verbanden sich Uri, Schwyz und Unterwalden zu dem ewigen Bündnis, das die Grundlage der Eidgenossenschaft geworden ist.*

Die drei Gemeinden verpflichteten sich eidlich, die Bestimmungen ihres früheren Bündnisses zu erfüllen, d. h. einander wider jedes Unrecht zu unterstützen, Streitigkeiten gütlich zu schlichten und Missetäter der Strafe zuzuführen. Zu diesen Bestimmungen gesellte sich eine neue: *Kein Richter sollte geduldet werden, der nicht einheimisch sei oder der sein Amt erkauft habe.* Damit verwahrten sie sich dagegen, daß wider das Herkommen ein Ammann fremder Herkunft ernannt werde. Sie wollten nicht von Fremden regiert sein, sie wollten *Selbstverwaltung*. Auch eine Persönlichkeit, die das Amt erkauft habe, wollten sie nicht an ihrer Spitze sehen; sie erhoben damit Einspruch gegen die Verpfändung des Amtes, die in jener Zeit nichts Unerhörtes gewesen wäre und eine Herabdrückung der Untertanen zur Folge gehabt hätte. Indem die Waldstätte diesen Zusatz in das alte Bündnis aufnahmen, gaben sie ihm eine Spitze gegen das Haus Habsburg. Herzog Albrecht, das wußten sie, war nicht der Mann, sich von seinen Untertanen vorschreiben zu lassen, was für Persönlichkeiten er als Richter senden dürfe.

Gegen ihn suchten Uri und Schwyz einen Rückhalt bei der Reichsstadt Zürich, die gleichfalls zu den Gegnern der Habsburger gehörte. Zürich schloß mit den beiden bäuerlichen Gemeinden einen dreijährigen Vertrag zu gegenseitigem Schutze. Beim Abschluß dieses Vertrages waren Uri und Schwyz durch ihre Landammänner Arnold, den Meier von Silenen, und Konrad ab Iberg vertreten. Wahrscheinlich sind dieselben Männer auch die Väter der Eidgenossenschaft, die wenige Wochen zuvor begründet worden war. Ihnen gebührt der Lorbeer, mit dem die Sage einen Wilhelm Tell, einen Werner Stauffacher und ihre Genossen gekränzt hat.

Den Feinden seines Geschlechts zum Trotz wußte Herzog Albrecht die gesamte habsburgische Hausmacht zu behaupten. Auch die Züricher, die Verbündeten der Waldstätte, fühlten seinen starken Arm. Doch die Wahl zum deutschen König konnte er nicht erlangen: Graf Adolf von Nassau wurde auf den Thron erhoben. Nach wenigen Jahren, 1297, lehnte sich der zurückgesetzte Habsburger gegen König Adolf auf. Diesen Augenblick wußten die Staats-

männer der Waldstätte zu benutzen. Von einem König, der mit den Habsburgern verfeindet war, durften sie Gnade erwarten. Ihre Hoffnung täuschte sie nicht; König Adolf bestätigte die Reichsfreiheit von Uri, ja auch die von Schwyz, die von den Habsburgern stets bestritten worden war. So war beiden Gemeinden eine neue Bürgschaft ihrer Reichsunmittelbarkeit zu teil geworden.

Aber sie sollten sich ihres Erfolges nicht lange freuen. Am 2. Juli 1298 verlor Adolf von Nassau in der Schlacht bei Göllheim Krone und Leben; der siegreiche Habsburger bestieg den Thron. Jetzt wird es Schwyz trotz aller seiner Freiheitsbriefe so wenig wie Unterwalden gewagt haben, die Herrschaft der Habsburger anzufechten. Nicht einmal Uri erhielt von dem neuen König eine Bestätigung der Reichsfreiheit, die es seit siebzig Jahren besaß! Dagegen gehört die Gewaltherrschaft, die Albrechts Vögte geübt haben sollen, ins Reich der Fabel. Nicht landfremde Vögte haben unter König Albrecht in den Waldstätten regiert, sondern Landammänner aus den einheimischen, volksfreundlichen Geschlechtern der Freiherren von Attinghausen und der Stauffacher.

Dennoch mochten sich die Landleute beunruhigt fühlen, wenn sie sahen, wie in den Nachbargebieten königliche Beamte eine statistische Aufnahme aller habsburgischen Güter und Rechte durchführten. Bald mußten die Arbeiten sich auch auf die Waldstätte ausdehnen; manch längst verjährter Zins konnte dann der Vergessenheit entrissen werden. Da befreite ein erschütterndes Ereignis die Landleute von aller Sorge: Am 1. Mai 1308 fiel der kraftvolle König von der mörderischen Hand des eigenen Neffen.

So wenig wie nach König Rudolfs Tode konnten die Habsburger den Thron behaupten. Die Königswahl fiel auf Heinrich VII. von Lützelburg.

Da er im Gegensatz zu den Habsburgern erwählt war, bewies er den Waldstätten dasselbe Entgegenkommen, wie einst Adolf von Nassau. Er bestätigte 1309 Uri und Schwyz die Reichsfreiheit, ja er dehnte sie auf Unterwalden aus, das noch keinen Freiheitsbrief besaß. Gleichzeitig stellte er alle drei Länder nach dem Muster anderer reichsunmittelbarer Gebiete unter die Verwaltung eines Reichsvogts. So erfreuten sich jetzt die Verbündeten der gleichen Vorrechte. Was Uri schon in den Tagen Friedrichs II. errungen, was Schwyz seit dieser Zeit beansprucht, aber nie ohne Anfechtung besessen, was Unterwalden still gewünscht hatte, genossen jetzt alle drei Länder in gleicher Weise.

Die Waldstätte dankten ihre bisherigen Erfolge durchweg dem Gange der Reichsgeschichte: Daß Friedrich II. sich die Gotthardstraße sichern wollte, hatte ihnen die ersten Freiheitsbriefe eingebracht; die Feindschaft der Könige aus nassauischem und lützelburgischem Stamme gegen die Habsburger verhalf ihnen zu neuen Errungenschaften. Aber alles schien in Frage gestellt, als Heinrich VII. mit den Habsburgern Freundschaft schloß. Jetzt fanden ihre Klagen über den Verlust der Waldstätte das Ohr des Königs; er verhieß feierlich, ihre Ansprüche zu untersuchen. Doch bevor er diese Zusage erfüllt hatte, raffte ihn ein früher Tod hinweg.

Eine Doppelwahl erfolgte; der Habsburger Friedrich der Schöne von Österreich, Albrechts I. Sohn, und der Wittelsbacher Ludwig von Bayern machten sich die Krone streitig. Den Waldstätten war ihre Parteistellung vorgezeichnet; sie erklärten sich für Ludwig den Bayern. Jetzt endlich entschlossen sich die Habsburger, die trotzigen Bauern mit den Waffen zu unterwerfen. Eine Gewalttat der Schwyzer gegen das Kloster Einsiedeln gab König Friedrich einen Anlaß, über die Frevler und ihre Verbündeten die Reichsacht auszusprechen. Ihre Vollstreckung übernahm Herzog Leopold, der geistig überlegene Bruder Friedrichs des Schönen. Er sammelte in Zug ein glänzendes Ritterheer und zog am Ostufer des Egerisees entlang gegen Schwyz. So siegesgewiß waren die Ritter, daß sie sich schon mit Seilen versehen hatten, um die Herden der Landleute als gute Beute mitführen zu können. Die Bewegungen des Feindes zu beobachten, hielt man nicht für notwendig. In unmittelbarer Nähe der Schwyzer Grenze wird die Straße zum Engpaß; rechts ragt die steile Figlenfluh, ein Ausläufer des Morgartenberges, empor, links fällt das Gelände jäh ab. Als das habsburgische Heer am 15. November 1315 diese Stelle erreicht hatte, wurde es plötzlich von einem Hagel von Steinen getroffen; der Feind hatte unbemerkt die Figlenfluh besetzt und aus der Höhe die Beschießung eröffnet.

Ein Sonnenstrahl. Nach dem Gemälde von Philipp Klein-München.
(Münchener Secession 1902.)

Kein Ausweichen war in der Enge möglich, die Rosse strauchelten auf dem unebenen Boden, die Ordnung lockerte sich. Schon eilten die Landleute, mit Fußeisen ausgerüstet, den Abhang hinab; zugleich brach ihre Hauptmacht hinter der Landesgrenze hervor. Mit ihrer furchtbaren Waffe, der Hellebarde, griffen die Älpler das Ritterheer an, eine Panik brach unter den Habsburgischen aus, viele stürzten sich verzweifelt in den Egerisee und fanden in den Fluten ihr Grab. Mit den Trümmern seines Heeres flüchtete Herzog Leopold nach Winterthur. Die Waldstätte durften auf die Schlacht am Morgarten stolz sein: Ihre Unabhängigkeit vom Hause Habsburg, die sie königlichen Freiheitsbriefen dankten, hatten sie mit den Waffen verteidigt und zugleich ihre Überlegenheit über die als unüberwindlich anerkannten Ritterscharen bewiesen. Alsbald erneuerten sie ihr ewiges Bündnis, und von König Ludwig dem Bayern empfingen sie eine neue Bestätigung ihrer Reichsfreiheit.

Die Waldstätte wurden der Kern, an den sich andere Gemeinden anschlossen. Nicht nur ländliche Gebiete, auch Städte, wie Zürich und Bern, traten im Laufe der Zeit der Eidgenossenschaft bei. Sie erwuchs zu einem kraftvollen Staatswesen, das alle neuen Angriffe der Habsburger siegreich zurückwies. Nicht dem Fürstentum, wie sonst auf deutschem Boden, sondern der republikanischen Staatsform war in diesem Lande die Herrschaft bestimmt. Indem sich die Eidgenossenschaft schließlich von dem verfallenden deutschen Reiche lossagte, stieg sie zum selbständigen Gliede der europäischen Staatenwelt empor.

Der vorausgehende Überblick stellt die Befreiung der Waldstätte dar, wie sie sich nach den Ergebnissen neuerer Forschung vollzogen hat. Aber in der Erinnerung des Volkes verwischten sich bald die Züge dieses Bildes. Nur mündlich überliefert, wurden die Tatsachen allmählich von der Sage umsponnen.

Vor allem suchte die Phantasie des Volkes nach Gründen, welche die Erhebung gegen das Haus Habsburg rechtfertigen sollten. Als etwa 100 Jahre nach der Schlacht am Morgarten der Stadtschreiber von Bern, Konrad Justinger, den ältesten uns erhaltenen Bericht über die Befreiung der Waldstätte niederschrieb, wußte er bereits zu erzählen, daß habsburgische Vögte durch ungerechte Belastung, durch Gewalttaten gegen die Landleute, ihre Frauen und Töchter die Erhebung herbeigeführt hätten. Wer die Vögte und ihre Opfer waren, worin jene Frevel bestanden, wie die Erhebung sich vollzog, von alledem weiß Justinger noch nichts. Mit so allgemeinen Umrissen gibt sich aber die Einbildungskraft nicht zufrieden. Stets ist sie geschäftig, das Allgemeine sich im Einzelnen auszumalen. Die Burgruinen, die in den Waldstätten zu sehen waren, gaben ihr erwünschte Nahrung. Auf diesen Schlössern mochten die Vögte gehaust haben; wenn sie jetzt in Trümmern lagen, so war dies gewiß das Werk der Freiheitskämpfer. Für die Gewalttaten der Vögte wußte man bald ein Beispiel anzuführen: Ein Vogt, der auf einer Insel des Lowerzer Sees in einem festen Schlosse hauste, hatte ein Mädchen verführt; ihre Brüder hatten ihn erschlagen, die Zwingburg war von dem Landvolke gebrochen worden. Soweit war die Befreiungssage etwa 30 Jahre nach Justinger entwickelt, als der Züricher Felix Hemmerlin in einer Schrift ihrer gedachte. 1 $^1/_2$ Jahrhunderte waren seit der Gründung der Eidgenossenschaft verflossen, und noch waren nur dürftige Sagenkeime vorhanden. Aber schon 20 Jahre später, um 1470, finden wir die Sage bis ins Einzelne ausgebildet. Damals entstand in Unterwalden ein Geschichtswerk, die Chronik des weißen Buchs von Sarnen, das die Befreiung der drei Lande in der ausführlichsten Weise schildert. Jetzt wußte man ganz genau, wer die Vögte waren: Geßler hieß der eine, von Landenberg der andere. Ihre Schandtaten werden beschrieben, ihre Opfer genannt: Ein Biedermann in Altsellen muß die Ehre seines Weibes mit der Axt verteidigen, ein Bauernsohn aus der Landschaft Melchi sieht seinen alten Vater grausam geblendet, der Stauffacher in Steinen fühlt sich nicht mehr sicher im Besitz seines Hauses. Stauffacher ist es, der sich auf dem Rütli mit zuverlässigen Genossen gegen den Tyrannen verbindet. Zu den Eidgenossen vom Rütli gehört auch der „Thall" aus Uri, der geschickte Schütze. Die Geschichte des Schützen vom Apfelschuß bis zu der Ermordung des Vogtes zieht mit den bekannten Einzelheiten an uns vorüber. Die Zerstörung der Zwingburgen

durch die Rütlimänner vollendet die Befreiung.

Überraschend ist die Plötzlichkeit, mit der die Überlieferung so weit ausgebildet erscheint. So schnelles Schaffen ist der Volkssage fremd. *Nicht der unbewußt dichtenden Phantasie des Volkes verdankt diese Erzählung ihr Dasein, sondern bewußter Erfindung.* Auch sonst ist die Geschichte der Waldstätte um dieselbe Zeit mit Erfindungen ausgeschmückt worden. Damals tauchte das abenteuerliche Märchen auf, daß die Schwyzer von eingewanderten Schweden abstammten! Letztere Erzählung trägt den Stempel ihrer Herkunft auf der Stirn: Niemals hätte volkstümliche Sage eine so fremdartige Fabel ersonnen, nur gelehrten Köpfen kann sie entsprungen sein. Auch die Befreiungssage ist, abgesehen von jenen wenigen älteren Keimen, aller Wahrscheinlichkeit nach das Werk gelehrter Geschichtsfälscher. Von einem der wichtigsten Bestandteile der Befreiungssage läßt sich dies überzeugend dartun, von der Tellsage.

Da die Gelehrten der Waldstätte die nordische Abkunft der Schwyzer behaupteten, so griffen sie gewiß auch mit Begierde nach einem nordischen Geschichtswerk, das ihnen vermutlich damals in die Hände fiel, nach der dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus. Dieser Autor, der ums Jahr 1200 schrieb, erzählt folgenden Vorgang: Ein Krieger des Dänenkönigs Harald Blauzahn, Toko mit Namen, rühmte sich einst seiner Schützenkunst. Der böse König zwang ihn nun zu einer furchtbaren Probe: Ein Apfel sollte Tokos jungem Sohne aufs Haupt gelegt und von dem Schützen getroffen werden; wenn der erste Schuß das Ziel verfehle, sollte Toko mit dem Tode bestraft werden. Drei Pfeile nahm Toko aus dem Köcher, mit dem ersten traf er den Apfel. Auf die Frage des Königs, warum er drei Pfeile bereit gehalten, obwohl er nur einen Schuß tun durfte, gab er freimütig zur Antwort: Hätte der erste Pfeil den Apfel verfehlt, so wäre der zweite für den König bestimmt gewesen. Noch zu einer zweiten gefährlichen Probe wurde Toko von Harald gezwungen. Er mußte auf Schneeschuhen von einem steilen Felsen zum Meeresstrande herabgleiten; auch diese Probe gelang. König Harald wurde schließlich seiner Grausamkeit wegen vertrieben und fiel durch Tokos Pfeil.

Diese Erzählung, die der dänische Geschichtsschreiber um 1200, also lange *vor* der Befreiung der Waldstätte, niederschrieb, fand am Vierwaldstättersee Anklang. Sie paßte vorzüglich in den Rahmen der von den Vögten verübten Gewalttaten hinein. Der grausame König wurde in einen habsburgischen Vogt, der Däne Toko in den Tell von Uri verwandelt. Die wesentlichen Züge des Abenteuers wurden beibehalten: Der Apfelschuß, der Reservepfeil, die Rache. Vielleicht hat das dänische Vorbild auch dazu geführt, Tell eine zweite Kraftprobe anzudichten: Seine Leistung als Steuermann auf dem See entspricht Tokos Schneeschuhlaufe. In jedem Falle ist die Tokosage das Vorbild der Tellsage. Von einem Schützen, der vom Haupt eines ihm teuren Wesens einen Apfel herabschießen muß und einen Rachepfeil bereit hält, erzählen freilich außer Saxo Grammaticus auch andere Quellen: In Norwegen, England, Niederdeutschland, am Rhein, selbst in Persien war die Apfelschußsage verbreitet, und ihre Wurzeln liegen wahrscheinlich in dem uralten Götterglauben der Indogermanen. Aber nur bei dem dänischen Geschichtsschreiber und in den schweizerischen Quellen tötet der Schütze den Zwingherrn; mit keiner der Apfelschußsagen ist die Tellsage demnach so eng verwandt als mit der Erzählung des Saxo Grammaticus, und dies wird erklärlich, wenn wir annehmen, daß jene aus dieser entlehnt ist.

Auf Schweizer Boden verpflanzt und in die Befreiungssage eingefügt, erscheint die Erzählung vom Apfelschützen ums Jahr 1470 gleichzeitig in zwei verschiedenen Gestalten: In der erwähnten Chronik von Sarnen ist nicht Tell, sondern Stauffacher mit den Rütlimännern der eigentliche Befreier des Landes. In einem gleichzeitigen Volkslied dagegen ist Tell „der erste Eidgenoß", der große Freiheitsheld; zweifellos hat der Heimatsstolz der Urner, die Tell als ihren Landsmann verehrten, diese Sagenform geschaffen. Die Befreiungsgeschichte wurde nun in Chroniken und Volksschauspielen immer wieder behandelt und durch neue Einzelheiten bereichert. Ihre endgültige Gestalt empfing die Sage nach der Mitte des 16. Jahrhunderts durch den

„schweizerischen Herodot", Ägidius Tschudi aus Glarus. Dieser reichbegabte Mann, Gelehrter und Staatsmann in einer Person, ein trefflicher Kenner der Quellen und Meister der Darstellung, besaß alle Eigenschaften zum Geschichtsschreiber — nur eine fehlte ihm: Die strenge Liebe zur Wahrheit. Alle Widersprüche der Überlieferung wußte er in seiner Schweizer Chronik auszugleichen, unwahrscheinliche Vorgänge überzeugend zu begründen, ungenau überlieferte auszumalen, Personen mit klangvollen Namen auszustatten: Bei ihm heißt der Bauernsohn aus dem Melchi Arnold von Melchtal, der Biedermann von Altsellen Konrad von Baumgarten. Unter Tschudis Händen wurden, wie ein neuerer Beurteiler treffend bemerkt, aus kunstlosen Erzählungen spannende Novellen. Zwischen den beiden Sagenformen, die lange um die Wette nach Anerkennung gestrebt hatten, schuf er eine Art Gleichgewicht: Tell und der Rütlibund handeln unabhängig voneinander, aber beide tragen gleich viel zur Befreiung des Landes bei. Noch bei Schiller ist diese Doppelhandlung zu erkennen.

Vor Tschudi hatte man die Geschichten von der Erhebung des Volkes berichtet, wie man Märchen erzählt: „Es war einmal..." Jetzt wurden die Vorgänge in eine bestimmte Zeit, in die letzten Jahre König Albrechts I., verlegt. Aus diesem tüchtigen Herrscher machte Tschudi einen hartherzigen Tyrannen. Den Zeitpunkt der einzelnen Ereignisse gab er bis auf den Tag genau an. Seine Darstellung erlangte unbestrittene Geltung; wer es wagte, an der vaterländischen Legende zu zweifeln, wurde als Ketzer behandelt. An Tschudis Chronik schloß sich am Ausgange des 18. Jahrhunderts der berühmteste Geschichtsschreiber der Schweiz, Johannes v. Müller, aufs engste an; aus Tschudi schöpfte auch Schiller den Stoff zu seiner Dichtung.

Die Sage von der Befreiung der Waldstätte ist im wesentlichen das Werk gelehrter Erfindung. Aber was in der Studierstube ersonnen war, drang hinaus ins Freie und wurde Gemeingut des Volks. Rechtsgefühl, Freiheitsliebe, Heimatsstolz erbauten sich an den Taten Tells und der Rütlimänner, immer tiefer senkte die Sage ihre Wurzeln in die Seelen. Allein die Wissenschaft kennt keine Rücksicht auf liebgewordenen Glauben; unerbittlich bringt sie die Wahrheit ans Licht. Wohl ist die Wahrheit schlichter als die Legende, jedoch nicht minder ehrenvoll für das tapfere und kluge Alpenvolk. Die Sage aber hat von ihrem Zauber nichts eingebüßt, seit sie als Sage erkannt ist. Von dem alten Schimmer umstrahlt, lebt sie fort in der Gestalt, die Schiller ihr gegeben hat, und legt Zeugnis ab von der Wahrheit des Dichterwortes:

Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

St. Elisabeth.

Von

Frida Schanz.

Der Tag war herrenhart und rauh;
Die Nacht kommt weich und linde,
Über die fahle Herbstesau
Streicheln die Abendwinde.

Der Himmel steht in Rosenglut
Und dunkeltiefer Bläue;
Die Nacht kommt zart und weich und gut,
Wie edle Frauentreue.

Elisabeth, die holde Frau,
Geht zu den Freudelosen.
Aus ihrem Mantel, dunkelblau,
Quellen die heiligen Rosen.

Hauptstraße in Jeypore.

Jeypore, die Residenz eines indischen Maharaja.

Von

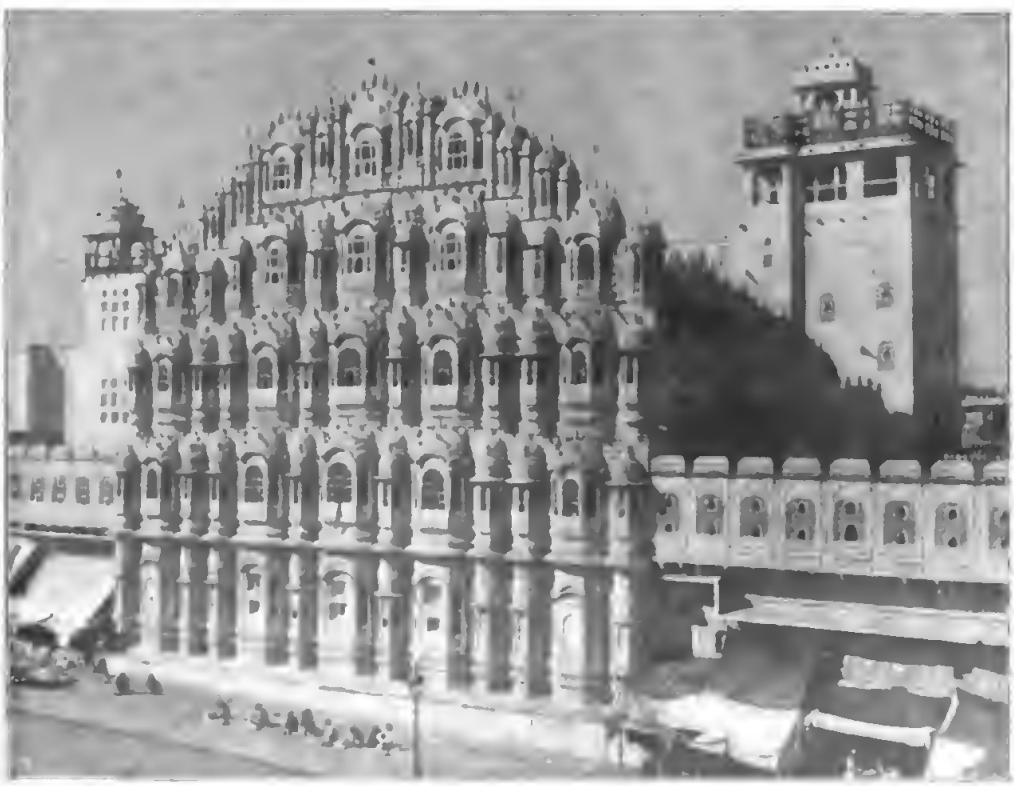
Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit neun Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Eine Stadt in Rosenrot gebadet, mit breiten, geraden Straßen, besetzt von langen Reihen seltsamer hoher Paläste von rosenroter Farbe, das Ganze umgeben von rosenroten Ringmauern und Bastionen, rosenrot die Tempel und Moscheen, rosenrot die Türme und Minarets. Nichts als rosenrot. Straßenauf, straßenab, von den Bazars unten durch die Stockwerke hinauf bis zu den flachen Dächern, gekrönt von eigenartigen Pavillonen, die Balkone, Erkertürmchen und Miradores, alles rosenrot, höchstens daß sich schmale weiße Streifen um die Tore und seltsamen, kleinen vergitterten Fensterchen ziehen. Es ist nicht etwa der Schein der auf- oder untergehenden Sonne, der diese merkwürdige Stadt zeitweilig in rosenrotes Licht badet, es ist tatsächlich eine ganze Stadt von dieser Farbe, die einzige Stadt ihrer Art auf dem weiten Erdball. Aber sie ist auch in mancher anderer Hinsicht einzig. Wo anders noch gäbe es ein so seltsames malerisches Leben, wie hier, wo die boulevardbreiten Straßen und Avenuen mit buntgekleideten Menschen so dicht gedrängt sind, Menschen in scharlachroten, gelben, grünen, weißen oder goldenen Kaftanen, mit ebenso bunten mächtigen Turbanen auf den Köpfen, Kinder wie Greise alle in gleich malerischem Aufzug. Die Männer groß, schlank und kräftig wie kaum anderswo, mit ernsten, martialischen, braunen Gesichtern, die langen Bärte vom Kinn aus nach den Seiten gescheitelt, daß ihre Spitzen über die Backen hinausragen und auch von rückwärts sichtbar sind. Viele tragen Schilder und Lanzen und Schwerter in den Händen, Dolche

im Gürtel. Dazwiſchen edle Reitergeſtalten in farbenprächtiger Kleidung, mit einem Arſenal ſeltſamer Waffen, auf glänzend geſchirrten ſtolzen Pferden oder auf langſam einherſchreitenden Kamelen; lärmende Karnevalszüge, voraus Pferde mit bunten Schabracken, an den Zügeln geführt von Lakaien; dann, auf Kamelen reitend, Fahnenträger mit Standarten in allen Farben des Regenbogens und Paukenträger, die Pauken an beiden Seiten ihres Kameles befeſtigt; dann Sänftenträger, die kurios geſchwungenen langen Tragſtangen auf den Schultern, in der offenen goldgeſtickten Sänfte ein Knabe, mit Flitter und Edelſteinen bedeckt; dann große, plumpe Elefanten mit buntfarbigen Häuschen auf den breiten Rücken, ihre Stirnen und die langen Stoßzähne grotesk bemalt; dann Reiter und Fußgänger, Muſikkorps mit niegeſehenen Inſtrumenten, eigenartige Weiſen ſpielend; gleich darauf eine Schar von Frauen und Mädchen mit faltenreichen Kleidern, die, von den Köpfen herabfallend, die ganzen graziöſen Geſtalten in luftige Gaze hüllen, als wären ſie zum Serpentintanz geſchmückt; an ihren nackten Fußknöcheln klirren bei jedem ihrer elaſtiſchen Schritte ſilberne Spangen und Geſchmeide. Diener in Scharlachrot führen gefeſſelte Leoparden oder Tiger durch die Straßen. Die Wagen ſind zweiräderig mit aufgeſetzten ſpitzen Pagoden, gezogen von weißen Rindern mit bemalten Hörnern; in den Bazars und ſelbſt auf den breiten, ſonnigen Straßen ſitzen in langen Reihen Händler in bunten Kaftanen, ſeltſame Waren feilbietend; und auf den Terraſſen, in den Erkern und Pavillonen ihrer Häuſer Gruppen von Frauen und Mädchen, welche dem lebhaften Getriebe in den Straßen zuſehen oder, auf Teppichen ruhend, ihre Sieſta halten, Tee ſchlürfen oder mit Papageien und zahmen Tauben ſpielen. Buntgefiederte Papageien treiben auch in den Bäumen und auf den Palaſtgeſimſen ihren Schabernack, nach Tauſenden und Abertauſenden ſitzen Tauben auf den Fontänen und Tempeltürmen; ſtolze Pfauen ſchreiten auf den Dächern einher, und große wilde Affen tummeln ſich nach Dutzenden in der Stadt herum, ſpringen flink von Baum zu Baum, von Dach zu Dach, ohne daß irgend jemand ſie beachtet. Wird hier



Die Halle der Winde.

gerade Karneval gefeiert? Gibt sich die ganze Stadt tollen Fastnachtsscherzen hin?

Fast möchte man es glauben, und doch wiederholen sich solche Bilder Tag für Tag in dieser rosenroten Stadt, in diesem Jeypore, der eigenartigsten Stadt des ganzen malerischen Indien. Bis hierher ist der nüchterne, praktische, alle Romantik vernichtende Einfluß der englischen Beherrscher Indiens noch nicht gedrungen. Jeypore ist eine der Hauptstädte von Rajputana, dem Lande der Romantik und des Edelmutes, bewohnt von einem ritterlichen Heldenvolke, das sich nicht nur seine Unabhängigkeit, sondern auch seine uralten Sitten und Gebräuche bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Rajputana ist „das Land der Königssöhne", wo selbst der gewöhnliche Landmann sich königlicher Abstammung rühmt und dies in seinem ganzen Wesen und Aussehen und Benehmen zum Ausdruck bringt. Noch heute trägt er die Waffen seiner Väter, er ist Krieger und Ritter geblieben, sein Leben ist dem Dienste seines Königs geweiht, den er Baptschi, Vater, nennt, und wie dieser, so hält auch er selbst strenge auf seine Rechte und auf Etikette. Er steht als Rajput, d. h. als Königssohn, hoch über den anderen Hindus, so hoch, daß er keinem derselben seine Tochter zum Weibe geben würde; und da nach ihren Stammesgesetzen alle Rajputs eines „Clans" als Brüder gelten, mit denen eine Ehe einzugehen als Blutschande angesehen wird, töteten sie früher lieber ihre Töchter, ehe sie dieselben zu einer Mesalliance mit einem Hindu oder einem Moslem hergegeben hätten.

Erkerpavillon von der Halle der Winde.

Die Rajputs rühmen sich eines Stammbaums, der auf Jahrtausende zurückreicht, und ihre Fürstenfamilien sind gewiß die ältesten der Menschheit. Ihr gemeinsamer Stammvater war Rama Tschundra, der Held des berühmten altindischen Ramayana, und der regierende Maharaja von Jeypore leitet seine direkte Abstammung durch hundertundvierzig Generationen zurück! Drei Generationen auf ein Jahrhundert gerechnet, würde dies vierundeinhalb Jahrtausende ausmachen! Die Fürsten der Rajputstaaten nennen sich selbst Surya-Vausa, das heißt „Kinder der Sonne", und führen auch die Sonne in ihrem Wappen. Ihr bevorzugter Rang wurde sogar von den muhammedanischen Großmogulen, die in Delhi ihren Kaisersitz hatten, anerkannt; so wurde einem Vorfahren des jetzigen Maharaja von Jeypore, dem Gründer dieser Stadt, dem berühmten Jey Singh, der Titel „Siwai" verliehen, der noch jetzt von den Fürsten von Jeypore geführt wird. Er bedeutet „Ein und ein Viertel", als überträfe das uralte Fürstenhaus um ein Viertel den Stolz der übrigen Menschheit. Unzählig sind die Sagen und Legenden der Rajputs, und ihre Heldentaten aus früherer Zeit stellen jene der Kreuzritter und spanischen Edelleute in den Schatten. Ganze Iliaden erzählen allein von den Kämpfen der Rajputs gegen die Muhammedaner, aber wo hätte im Abendlande jemals ein Kampf stattgefunden wie beispielsweise in Chitor, als die Muhammedaner unter Alaudin diese Festung im Jahre 1290 belagerten? Als keine Aussicht mehr vorhanden war, die Stadt zu retten, begingen sämtliche Frauen, nicht weniger als fünfzehntausend an der Zahl, darunter die Königin, Selbstmord, und die zwanzigtausend ritterlichen Verteidiger fielen alle, das Schwert in der Hand, bis auf den letzten Mann!

Die Nachkommen dieser Helden, selbst

noch Helden aus ihren Kämpfen untereinander und gegen die Engländer, bewohnen das Land zwischen Indus und Ganges; die weiten Ebenen sind nicht sehr fruchtbar; aus ihnen steigen steile Höhenzüge empor, unterbrochen von wilden Schluchten und grünen schattigen Tälern, an deren Mündungen gewöhnlich die Dörfer der Landleute nesteln; die steilen Gipfel über ihnen werden von uralten Festungen gekrönt, manche verfallen und in Ruinen, manche noch heute Sitze der feudalen Edelleute. Auf den Straßen gewahrt man zuweilen lange Kamelkarawanen mit Waren beladen, oder einzelne Reiter mit Lanze und Schild; auf den von niedrigen Erdwällen umgebenen Feldern arbeiten die fleißigen Landleute, Männer wie Frauen; am Rande der vielen kleinen Seen und Sümpfe sitzen Kraniche; Pfauen lassen ihren kreischenden Ruf erschallen; Papageien fliegen paarweise um die niedrigen Lehmhäuser, und zahlreiche große Affen tummeln sich in den Bäumen.

Dann werden die Höhen, welche die Ebene umfassen, höher und steiler, und auf ihren mehrere tausend Fuß hohen Gipfeln sieht man hohe, weiße, langgestreckte Mauern und ausgedehnte Burgen; der Baumwuchs wird reichlicher, dazwischen erscheinen Landhäuser und Sommerpaläste von Gärten umgeben, die Straßen werden belebter, und der Zug fährt auf der Station Jeypore ein, ohne daß man die Stadt dieses Namens gewahr würde. Auch wenn man, über staubige, von großen Bäumen flankierte Wege fahrend, endlich das bescheidene Hotel erreicht hat, sieht man nichts von der rosenroten Stadt, nur Gärten und wieder Gärten, ganz wie in Damaskus, mit dessen Lage die von Jeypore große Ähnlichkeit hat. Dennoch befinde ich mich zweifellos in der Hauptstadt des großen Rajputstaates, von derselben Ausdehnung und Bevölkerung wie etwa Württemberg und Baden zusammengenommen. Schon einige Tage zuvor hatte ich meine Empfehlungsbriefe an den Hof des Maharaja gesandt, und ich war für die Zeit meines Aufenthaltes der Gast des Fürsten. Auf dem Bahnhof hatte mich ein Hofbeamter, begleitet von einem Gardisten mit

Das Silberhaus, Palast des Maharaja in Jeypore.

Der Maharaja.

Schwert und Schild, begrüßt und zu der bereitſtehenden Hofequipage geleitet. Im Hotel erwarteten mich die Beſuchskarten für alle Sehenswürdigkeiten der Stadt, einſchließlich der fürſtlichen Paläſte. Der Hofwagen mit zwei Dienern in roter Livree ſtand für die ganze Zeit zu meiner Verfügung, ſogar die Anweiſung auf einen Eleſanten fand ich vor, der mich über die Berge nach der alten Fürſtenreſidenz Amber, dieſem indiſchen Pompeji, bringen ſollte.

Kaum hatte ich den Reiſeſtaub abgeſchüttelt, ſo führte mich ſchon der Wagen nach der Reſidenz. Zunächſt durch ärmliche Vorſtädte, bewohnt von Hindus und Muhammedanern, dann an alten Friedhöfen mit herrlichen Monumenten und Mauſoleen vorbei; jenſeits derſelben tauchten die roſenrot geſtrichenen hohen Ringmauern der Stadt mit ihren gewaltigen Türmen und Baſtionen aus dem Grün der Baumkronen, und bald darauf raſſelte der Wagen durch das mächtige, von Baſtionen flankierte Tor in dieſe merkwürdige Stadt, dieſe Gründung des großen Maharaja Jey Singh. Er beſaß wohl oben in den Bergen eine großartig angelegte Hauptſtadt mit den herrlichſten Paläſten, eben das genannte Amber, allein eine Laune ließ ihn 1728 in der Ebene das heutige Jeypore bauen. Er ſelbſt entwarf den Stadtplan, er zeichnete die Paläſte, die in kilometerlangen Reihen zu beiden Seiten der breiten, einander rechtwinklig ſchneidenden Straßen ſtehen, ſein Volk führte die Bauten aus, und als alles fertig war, zog er, gefolgt von der ganzen Einwohnerſchaft ſeiner früheren Hauptſtadt, von ſeinen tributpflichtigen Fürſten und Edlen, wie von den Kaufleuten und Gewerbtreibenden, hinab in die funkelnagelneue, roſenrote Stadt.

Roſenrot iſt ſie geblieben, nur hat ſie ſich im Laufe der zwei Jahrhunderte, die ſie ſteht, vergrößert und verſchönert und beſitzt heute hundertfünfzigtauſend Einwohner, die merkwürdigſte, ſehenswerteſte Stadt des indiſchen Reiches, eine Viſion von phantaſtiſcher Schönheit, ein zu Stein gewordener Karnevalsſcherz. Zwei dreißig Meter breite Hauptſtraßen durchſchneiden, ſich in der Mitte auf einem weiten Platze kreuzend, die ganze Stadt. Sieben Tore führen durch die ſtattliche Ringmauer, bewacht von den Soldaten des Maharaja, der ſeine eigene Armee von etwa zwanzigtauſend Mann beſitzt, mit fünftauſend Reitern, einem eigenen Kamel- und Eleſantenkorps. Die Torwachen tragen ſcharlachrote Uniformen nach engliſchem Schnitt mit buntfarbigen Spitzturbanen. Um neun Uhr abends werden die ſchweren, eiſenbeſchlagenen Tore geſchloſſen und nur enge Pforten für Fußgänger bis elf Uhr offen gelaſſen. Von dieſer Stunde an bis kurz vor Sonnenaufgang darf niemand zu den Toren herein oder heraus. Man mag aber ſonſt zu jeder Stunde kommen, immer wird man von dem fremdartigen, maleriſchen Bilde, das ſich dem

Besucher beim Passieren eines der Tore darbietet, auf das höchste gefesselt. Die Laune eines Fürsten hat Jeypore geschaffen, ein einziger Kopf hat sie ausgedacht, eine einzige Hand die Pläne entworfen und sie wurden in einer einheitlichen Farbe ausgeführt. Dennoch ist nirgends eine Spur von Einförmigkeit. Obschon in jeder Hauptstraße Hunderte von Palästen stehen mögen, sind doch nicht zwei einander gleich. Zwei, drei, ja fünf und sieben Stockwerke hoch, hat jeder sein eigenes Gepräge; die malerische Verbindung des persischen mit dem Hindustil gestattet eben die phantasievollsten Variationen. Auf den durchweg flachen Dächern lassen sich allerhand Dome, Pavillons, Miradores nach maurischer Art aufsetzen, die Fassaden werden durch zahllose verschieden geformte Erker, Balkone und Sonnendächer unterbrochen, die Tore sind von der verschiedensten Form und Ausschmückung, und das Erdgeschoß wird überall von Bazars eingenommen, in denen die buntesten Waren zur Schau gestellt sind. Stellenweise ist den Palastfronten ein einstöckiger Vorbau entlang gelegt, mit flachem Dach, auf dem sich das Leben in den Straßen unten wiederholt; wo er nicht vorhanden ist, stehen in den Straßen Flugdächer und Zelte für Warenverkäufer; hier und dort führt von der Straße eine steile Freitreppe zu irgend einem Hindutempel empor, an den Straßenkreuzungen stehen Brunnen und Götzenschreine, beschattet von heiligen Bobäumen, einer Ficusart mit immergrünen, glänzenden Blättern. Aber selbst wäre all dies nicht vorhanden, es gäbe doch überall Farbe, Leben, Abwechslung durch die bunte Volksmenge in den Straßen, gerade so wie ein weißer Ballsaal durch die Menge der Tanzenden Farbe und Leben erhält. Dazu kommen noch die bunten Teppiche und Tücher, die in den Abendstunden für die in ihren Zenanas weilenden Frauen auf die Fenster, Balkone gelegt werden und wo durch die in allen Farben des Regenbogens prangenden Toiletten Abwechslung in das Rosenrot der Palastfronten kommt.

Im Mittelpunkt dieser einzigen, von einem einzig schönen Menschenschlage bewohnten Stadt erhebt sich der Palast des Maharaja, Seiner Hoheit des Fürsten Saramad-i-Rajaha-i-Hindustan, Raj Rajindra Sri Maharaja Dhirai Sawai Sir Madho Singh Bahadur. So lautet sein voller Name und Titel. Von der Straße aus sieht man nur einzelne Trakte und Nebengebäude dieser einen halben Quadratkilometer bedeckenden Palastanlage, aber schon diese seltsamen Bauten lassen ahnen, was die langgestreckten rosenroten Außenmauern umschließen. Über sie hinweg erheben sich

Das Fürstliche Museum zu Jeypore.

maſſive Türme ſechs bis ſieben Stockwerke hoch mit reizenden Säulenpavillons auf ihren flachen Dächern; eines der Tore wird von einem ſchlanken arabiſchen Minaret überhöht, und nahe dem Siran Deorhi, dem mit weißen Marmorſkulpturen bedeckten Haupteingang, reicht die Zenana oder Frauenabteilung des Palaſtes mit einer Faſſade dicht an die Straße; aber was für eine Faſſade! Durch fünf Stockwerke, faſt die Höhe der gewaltigen Türme erreichend, iſt jedem Fenſter dieſes in eine Spitze zulaufenden grotesken Baues ein reizender Erker vorgelegt, jeder Erker überhöht von zwei oder drei kleinen Domen, jeder eingeteilt in drei bis fünf kleinere Fenſter, jedes Fenſter umrahmt von Arabesken und bekleidet mit reizendſtem gemauertem Gitterwerk von verſchiedener Zeichnung. Das iſt die weitberühmte Hawa Mahal oder „Halle der Winde", deren Abbildung als eines der eigenartigſten Gebäude von Indien wohl in jedem Werke über dieſes Land zu finden iſt. Manche Schriftſteller ſind in ihren Schilderungen dieſer „Halle der Winde" in wahre Ekſtaſe geraten. Ich kann ihr Entzücken keineswegs teilen, und der einzige Wert dieſer grotesken Faſſade liegt für mich darin, daß ſie wohl kaum irgendwo ihresgleichen hat und zu der Eigenart der ganzen Palaſtanlage erheblich beiträgt. Hinter den Gitterfenſtern verborgen blicken die Hunderte von Palaſtdamen auf das bunte, bewegte Leben in den Straßen herab. Aufgezogen in völliger Unkenntnis des Lebens, lernen ſie nicht einmal leſen und ſchreiben, genießen ſie keinerlei Unterricht und alles, was ſie von dem Getriebe jenſeits ihrer Zenanamauern erfahren, iſt das, was ihnen ihre Dienerinnen, Eunuchen, Märchenerzähler u. ſ. w. mitteilen. Über die koſtbarſten Toiletten, die herrlichſten Juwelen verfügend, können ſie ihre Schätze, wie ihre Schönheit und Anmut nur einem einzigen Manne, ihrem Gatten und Herrn, zeigen, denn niemand, ſelbſt nicht ihre nächſten männlichen Verwandten, bekommen ſie zu ſehen. Der Maharaja iſt ein echter Hindufürſt. Neben ſeinen fünf Ehefrauen, die von einer Unmenge von Hofdamen und Dienerinnen umgeben ſind, hält er ſich noch über hundert Frauen mit eigenen Hofhaltungen in verſchiedenen Teilen der Stadt. Er kann ſich dieſen Luxus wohl erlauben, denn neben einem ungeheuren Privatvermögen verfügt er über einen großen Teil der ſtaatlichen Einnahmen, die ſich auf etwa fünfundzwanzig Millionen Mark belaufen.

Man muß vier Tore und drei Höfe, umgeben von Säulenhallen, Galerien, Wohngebäuden der Garden und der nach vielen Hunderten zählenden Hofdienerſchaft durchſchreiten, ehe man zu dem eigentlichen Pa-

Der Sonnentempel.

Umzug des Maharaja beim Sonnenfest.

lasse des Maharaja gelangt, dem Chanda Mahal oder „Silberhaus". Sieben Stockwerke hoch erhebt sich dieser kuriose Bau in Pyramidenform über die zahllosen anderen Gebäude der Enceinte, gekrönt von einem reizenden offenen Pavillon mit drei Kuppeln. Jedes Stockwerk umgeben weite Veranden mit Säulengalerien, Glorietten, Rezessen aus weißem Marmor, jedes Stockwerk ist in den inneren Räumlichkeiten gefüllt mit Kunstschätzen, aber auch mit Einrichtungsstücken in halb europäischem Stil, ein kurioses Gemisch der höchsten indischen Kunst und moderner abendländischer Banalität. Spiegelsäle reihen sich an Marmorhallen mit herrlichen Skulpturen, aber mit europäischen Teppichen; Räume ganz vergoldet bis an die Decke enthalten Stühle aus England. Sogar die ausgedehnten Durbar- und Audienzhallen, wo sich an gewissen Festtagen im Jahre die Großen des Reiches in ihrem vollen morgenländischen Staat, mit Juwelen bedeckt und mit ihren historischen Prunkwaffen, zusammenfinden, zeigen den Einfluß des Abendlandes. Alles ist voll von Menschen in ihrer bunten hindostanischen Tracht; an den Toren stehen Palastgarden, in der mit den seltensten juwelengeschmückten Schilden, Schwertern und Dolchen gefüllten Waffenhalle arbeiten Waffenschmiede an der Herstellung neuer Klingen, neuer mit Edelsteinen bedeckter oder emaillierter Griffe; in den Höfen arbeiten Weber und Sticker; in den Hallen kauern Hofbeamte auf Teppichen, prüfen Rechnungen, zahlen Einkäufe oder Gehälter in blinkender Münze; in den Nebenhöfen sind Hunderte von Leuten mit der Abwartung der prächtigen Pferde oder der riesigen Elefanten beschäftigt. In den mit Bassins, Glorietten, Fontänen, Tempeln und Lusthäuschen besetzten schattigen Gärten sind Dutzende beschäftigt, die mit Marmorplatten gepflasterten Wege zu reinigen. Hinter den Gärten dehnt sich ein See aus, mit mächtigen Schildkröten und Krokodilen. Als ich die Ufer erreichte, näherte sich mir ein Hofdiener, der augenscheinlich mit der Fütterung dieser gefräßigen Bestien betraut war. Er holte ein Stück Fleisch und band es an ein langes Seil fest. Dann rief er in langgezogenen Tönen über den See. Es dauerte nicht lange, da wurde die mit Wasserpflanzen bedeckte Seefläche lebendig. Nach Dutzenden kamen riesige Krokodilen herbeigeschwommen. Der Diener warf das Fleischstück unter die Bestien, und nun begann unter ihnen die Balgerei. Hatte einer den Köder im Rachen und meinte, sich daran gütlich tun zu können, so zog der Diener das Fleischstück wieder heraus. Während das Spiel fortgesetzt wurde, flog eine Menge von Habichten herbei, und ohne Scheu vor den aufgesperrten Krokodilsrachen hackten sie mit ihren Schnäbeln Stücke aus dem Ködersleisch heraus. Ein riesiger Saurier, wohl drei Meter lang, ein alter Knabe, der das Spiel wohl schon seit vielen Jahrzehnten kannte, überließ seinen jüngeren Kollegen die Balgerei, kroch schwerfällig zwei oder drei Stufen hinauf, so daß mir beinahe bange wurde, schloß seine kleinen trüben Augen und riß den mit furchtbaren Zähnen besetzten weißlichen Rachen so weit auf, als er nur konnte. In dieser grausig komischen Stellung verharrte er einige Minuten, bis ihm in der Tat das Fleischstück schließlich zufiel. Die Kinnladen klappten zu, das Seil war glatt wie mit einem Messer abgeschnitten, und die Bestie tauchte mit ihrer Beute in die schmutzigen Fluten zurück.

Der Fürst veranstaltet zeitweilig in seinen Gärten Festlichkeiten, in den Straßen aber Umzüge, deren Glanz wohl alles übersteigt, was sonst in Indien gesehen werden kann. Sein ganzer Hofstaat mit all den Garden, Pagen, Schwert- und Bannerträgern, mit allen Reitkamelen, glänzend geschmückten Elefanten u. s. w. nimmt daran teil. Wie sich in den fürstlichen Bannern alle Farben des Regenbogens wiederholen, so prunkt auch der ganze Zug in buntester Pracht, und wie sich in seinem Wappen, auf allen Kleidungsstücken seines Hofstaates, auf allen Schabracken seiner Kamele und Elefanten und Pferde das Sonnenbild aufgestickt zeigt, so strahlt er selbst wie die Sonne in der Pracht seiner Edelsteine. Die Fürsten Indiens haben keine Szepter und Kronen, dafür schmücken sie ihre Turbane und Gewänder, ihre Arme, Brust und Beine mit den kostbarsten Geschmeiden. Ebenso schmücken sich auch die Hofkavaliere, die tributpflichtigen Fürsten und Edelleute, und man kann sich unter diesen Umständen wohl den Glanz einer derartigen Festlichkeit vorstellen, bei welcher aber leider gerade der schönste Schmuck fehlt: die Frau!

Die Sänfte eines Bräutigams auf seinem Umzuge.

Jeypore ist nicht nur die Residenz eines der mächtigsten Fürsten von Rajputana, sondern auch der wichtigste Sitz der Künste und Wissenschaften von Hindostan. Jey Singh, der Gründer von Jeypore — d. h. die Stadt des Jey — hat auch dafür den Grundstein gelegt. Er war der größte Astronom Indiens, und einer der Palastbauten enthält eine großartige Sternwarte mit allen erforderlichen von ihm hergestellten Instrumenten. Seine Nachfolger beherzigten den Wahlspruch ihres Hauses: „Yato Dharmastato Jaya", d. h. „Tugend führt zum Sieg", und betätigten die Herrschertugenden durch Errichtung von Museen, Unterrichtsanstalten, Gewerbeschulen u. s. w. Heute werden in Jeypore die schönsten Gold- und Silberarbeiten, das berühmte Champ-levé-Email von Jeypore, getriebene und emaillierte Messing- und Bronzewaren, golddurchwirkte Seidenstoffe, Waffen mit eingelegten Ornamenten aus edlen Metallen, Marmorskulpturen, Porzellan und Tonwaren, Stickereien, Teppiche u. s. w. hergestellt. Der Fürst unterstützt all diese Anstalten aus eigenen Mitteln, und der Erfolg ist so groß, daß Jeyporewaren sich heute auf allen Märkten befinden, und auch in der Stadt selbst von den Touristen in großen Mengen gekauft werden. Neben der Kunstschule hat wohl die Firma S. Zoraster & Co. die bedeutendste Auswahl dieser Waren und treibt auch einen ausgedehnten Handel mit dem Auslande. So werden beispielsweise eine große Zahl der berühmten „böhmischen" Granaten und Karfunkel von Jeypore, wo sie gefunden werden, von Zoraster nach Böhmen ausgeführt, und dafür die ebenso berühmten „indischen" Smaragden von Rußland über Böhmen nach Jeypore eingeführt! Man sollte glauben, daß in dieser herrlichen, eigenartigen Stadt auch viele Europäer wohnen, ja, daß ihr großer Aufschwung Europäern zu danken sei. In Jeypore wohnt indessen nicht ein einziger Europäer; alles ist indisch vom Fürsten bis zum letzten Kuli. Nur außerhalb der Stadtmauern findet man einige Bungalows, wo verschiedene technische Beamte und der Leiter der fürstlichen Musikkapelle, ein Braunschweiger, Namens Böcker, wohnt. Sonst ist auch in der schönen Umgebung der Stadt alles indisch, von den herrlichen Bauten des Sonnentempels bis zu den zahllosen Landsitzen, Pagoden, Grabdenkmälern, Lustschlössern und Sommerpalästen, die auf dem Wege nach Amber, der einstigen Hauptstadt des Landes liegen. Alles das, Stadt und Umgebung, Gegenwart und Vergangenheit, Menschen- und Tierleben, Hof und Arbeiterschaft vereinigt sich zu einem der glänzendsten Bilder, das man in Indien sehen kann, und hätte ich auf meinen indischen Reisen nichts weiter gesehen, als dieses in rosenroter Pracht prangende Jeypore, ich hätte mich für alle Kosten, Mühen und Beschwerden reichlich belohnt gefühlt. Ein zweites Jeypore ist auf dem Erdball nicht wieder zu finden.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Literaturgeschichten und Lehrbücher der Ästhetik pflegen als besondere Gattung neben Reise- und Geschichtsroman den Erziehungsroman, den Roman mit pädagogischer Tendenz, zu verzeichnen. Als Musterbeispiele müssen gewöhnlich Rousseaus Emile, Goethes Wilhelm Meister, Gutzkows Ritter vom Geist oder auch Gottfried Kellers Grüner Heinrich paradieren. In all diesen Werken steht freilich das erziehliche Element derart im Vordergrund, wird es mit so deutlicher Absicht, so planmäßig dargelegt, daß es selbst der Durchschnittsästhetiker nicht gut übersehen kann. Im Grunde aber ist jeder, oder doch fast jeder Roman ein Erziehungsroman, so wie jedes Leben eine Schule ist; Schicksale, Erfahrungen, Leiden und Menschenverkehr sind mindestens so gründliche Schulmeister, wie der Weltbund der Ritter vom Geiste oder Goethes Major Jarno. Weder im Leben allerdings noch im Roman entspricht durchweg der Erfolg der aufgewandten Gründlichkeit; nicht immer schlägt die Erziehung so an wie sie soll, und nur zu oft bricht der Held, ehe er das Reifezeugnis erlangt, unter den wohlgemeinten Züchtigungen zusammen, oder er entzieht sich mit einem Salto mortale aller Schulmeisterei. Zu verdenken ist das dem Helden keineswegs in allen Fällen; seine Erziehung wird vielfach, insonderheit in altjungferlichen Romanen, mit so viel Pedanterie und Moralisiererei betrieben, daß er sich selbst wie dem Leser den besten Gefallen tut, vorzeitig auf und davon zu gehen. Überdies hat der Tod des Helden, der freiwillige wie der durch Schwindsucht oder Trunksucht notwendig gewordene, für den Erzähler mitsamt dem Leser das Gute, daß er beide Teile aller Sorge um die fernere Entwickelung des Helden enthebt. Die Mehrzahl der Romane, die den Helden nach tausend Prüfungen aufs Standesamt führt, die ihn gebessert, bekehrt, gewandelt in ein neues Leben entläßt, vermag nur selten die bange Frage auszuschließen, ob die Umkehr auch von Dauer sein wird, ob der Tugendsieg, der mit jäher Plötzlichkeit am Ende des zweiten Bandes sich einstellt, auf innere Notwendigkeit oder auf Mangel an Raum zurückzuführen ist. Redakteur und Verleger wollten keinen dritten Band für die pädagogischen Künste des Erzählers bewilligen, der Held kann seine Besserung nicht *bewähren*, und so bleibt der Zweifel zurück.

Die Wandlung, die sich in *Sophie Junghans'* neuestem Eheroman (Dresden, Carl Reißner) vollzieht, ist eine ebenso plötzliche wie tiefgreifende: Häuser darauf bauen aber möchte ich nicht. Wenn ich recht sehe, ist das Mittel, das die Erzählerin im Arzneischatz ihrer Phantasie entdeckt hat, dieses probate Mittel, kranke Ehen in gesunde zu verwandeln, sehr geeignet, gleich Antipyrin und Phenacetin eine kräftige Augenblickswirkung zu erzielen; ob es aber eine innere Gesundung, einen nachhaltigen Erfolg verbürgt, erscheint mir mehr als fraglich. Und da das Mittel keine Aussicht hat, allgemeinere Anwendung zu finden, so hat es mehr auf Kuriosität, als auf Bedeutsamkeit Anspruch; Aufnahme in die Pharmacopoea germanica verdient es schwerlich. Jedenfalls aber hätte es ein Recht darauf gehabt, den Titel zu bestimmen, das Mittel den Titel; „*Hymen*“ — mit diesem Wort, mit dem Namen des griechischen Hochzeitsgottes, könnten unter je hundert siebenundneunzig Romane ihre Flagge schmücken; das ist ein Gattungs- aber kein Sondertitel. Im vorliegenden Fall wäre ein Titel wie etwa: „Die Insel der Verständigung“, oder „Das ausgesetzte Ehepaar“, oder „Fata morgana und Kindtaufsfeier“ nicht nur bezeichnender, sondern wohl auch zugkräftiger gewesen. Die Idee, die den Kern der Erzählung bildet, erfreut durch einen gewissen poetischen und romantischen Reiz; unsere neueren Romane verwöhnen den Leser in dieser Hinsicht so wenig, daß schon einige Gran eigenartiger Erfindung, die über das allzu Alltägliche hinausgeht, freundliche Stimmung wecken. Wie es scheint, hat sich die Erzählerin eines Tages oder eines Nachts, in den stillen Stunden, wo sich der Dichter in die sinnvollsten Einfälle mälig hineinschläft, die Frage vorgelegt: Was würden wohl zwei Eheleute, die nur das Wort des Standesbeamten, kein inneres Band verknüpft, miteinander anfangen, wenn sie verurteilt würden, einsam zu Zweien auf einer weltabgeschiedenen Insel zu leben? Würden sie einander die Augen auskratzen, sich gegenseitig zu Tode langweilen, einer sich vom anderen trennen und gesondert der eine die Nord- der andere die Südseite der Insel behausen, oder würde die Not der Einsamkeit sie zueinander führen, ihre Herzen öffnen und Kälte in Glut verwandeln? Sophie Junghans nimmt an, daß dies letztere, daß der günstige Erfolg eintreten wird. Und das will in dem Falle, den sie schildert, etwas bedeuten. Die Ehe, die sie vorführt, hat ein so verzweifeltes Aussehen, daß sie alles andere ehee erwaeten läßt, als eine glückliche Reparatur. Unter welchen Umständen Lea Canning, der Sprößling eines industriellen Welt-

hauses, und Malve Derenthall, die Tochter eines Regierungspräsidenten von altem Adel, sich veranlaßt gefunden haben, einander die Hand zum Lebensbunde zu reichen, das ist aus der Geschichte nicht klar zu ersehen. Liebe hat die beiden jedenfalls nicht zueinander getrieben. Trotzdem brauchten die Auspizien der Ehe nicht ganz so schlecht zu sein, wie sie in Wirklichkeit sind. Die Persönlichkeiten der Gatten passen im Grunde recht gut zueinander. Sie, von bester Rasse, vornehm, graziös, geistig ein bißchen nichtssagend, er ein moderner Kavalier, wie er dem Klubideal entspricht, tadellos in Façon, Sportsman, nervös, geistig ein bißchen blasiert. In gewisser Hinsicht hat die Heirat sogar etwas „Mustermäßiges" gehabt, nämlich „in dem völligen Ausgleich des von beiden Seiten durch die Verhältnisse dazu Gegebenen". „Er hatte geliefert: die bequemen, ja, großartigen Lebensverhältnisse, die Position der Frau des bedeutenden Großindustriellen, den Luxus, die eigentliche Möglichkeit zur Ausübung des Highlife. Sie dagegen hatte hinzugebracht: die ausgezeichnete gesellschaftliche Stellung der Tochter eines hohen Beamten, einen alten vornehmen Namen, Familienverbindung mit dem alten preußischen Beamtenadel." Aber bei all dieser „Mustermäßigkeit" bleibt die Ehe Conning-Derenthall doch eine leere Farm ohne Inhalt. Er hält auch als Gatte seine alten Verhältnisse in Betrieb und sie träumt auch in der Ehe weiter von dem Ideal ihrer Backfischtage, dem Marineleutnant Alfred Lützow. Am wohlsten fühlt sich der Gatte, wenn er auf Geschäftsreisen fern von den häuslichen Penaten weilen darf, und sie vermißt ihn nicht. Eines Tages aber erhält Freund Leo einen Auftrag, der ihn nicht auf Tage und Wochen, sondern auf Monate hinaus der Heimat entführt. Brasilien ist das Land, wo er seiner Firma neue Einnahmequellen aufschließen soll. Zu gleicher Zeit, als diese Reise notwendig wird, empfängt Frau Malve einen Brief ihres Marineleutnants, in dem er von neuem ewige Liebe schwört und einen baldigen Besuch in Aussicht stellt. Frau Malve ist keine liebevolle, aber eine korrekte Gattin, korrekt vom Scheitel bis zur Sohle. Nur keine „Dummheiten" begehen, das ist ihr Grundsatz, wenn sie ihn sich auch nicht eingesteht. In ihrer Korrektheit nimmt sie die Ankündigung des Frühgeliebten nicht mit stillem Jubel auf, sondern sie erschrickt und „kriegt es mit der Angst". Um dem Besuch zu entgehen, fragt sie ihren Gatten, ob er sie nicht mit nach Brasilien nehmen wolle. Leo ist baß erstaunt, aber als galanter Kavalier, der selbst der eignen Frau gegenüber in Kleinigkeiten gern gefällig ist, sagt er ohne weiteres Ja. Und so fahren Mann und Frau gemeinsam dem Westen zu, gemeinsam und doch getrennt, da jedes auf dem Schiff sich seinen eigenen Kreis sucht und schafft. Als man sich der Küste Brasiliens nähert, fesselt eine prachtvolle Naturerscheinung aller Augen. Ein Stück des Landes mit all seiner Tropenpracht steht klar und deutlich als Fata morgana in der Luft. Den Leser will es bedünken, daß die Erzählerin etwas zu viel Aufhebens von dieser Luftspiegelung macht. In seiner Einfalt ahnt er nicht, daß es sich um einen tief mystischen Vorgang handelt. Frau Malve, die das Luftgebilde zuerst erblickt, wird eines Tages gewahr werden, daß sie in der Fatamorgana seherisch das Stück Land vorausgesichtet hat, auf dem sich ihres Schicksals Wende vollziehen wird. Daß diese überaus verständige Dame des Berliner Tiergartenviertels mit einer Art von Vision begnadet wird, das ist ein Fall, der wert ist, in einer neuen Auflage der Du Prelschen Philosophie der Mystik mit theosophischer Gründlichkeit abgehandelt zu werden. In Pernambuco betreten die Gatten das Land, fahren aber bald mit einem Flußdampfer weiter hinein ins Innere der Neuen Welt. Während der Fahrt gerät Leo in einen Streit mit dem ersten Offizier des Dampfboats. Der heißblütige Brasilianer beehrt seitdem den Deutschen mit seinem inbrünstigen Haß. Und er findet nur zu schnell Gelegenheit, ihn in Tat umzusetzen. Eines Tages legt das Boot bei einer Insel im Strome an, und Leo benutzt den Aufenthalt zu einem Jagdausfluge. Seine Frau aber folgt ihm, da sie wieder einmal ins beinah Mystische fällt und von bangen Ahnungen gequält wird. Natürlich mit gutem Grund. Kaum sind die Ehegatten in das Felsen- und Waldgewirr der Insel, die richtig das Stück Land der Luftspiegelung bildet, eingedrungen, da fährt das Dampfschiff ab und läßt die beiden Passagiere im Stich. Ein ganz nettes Problem für dichterische Behandlung: Zwei verwöhnte Großstädter, körperlich verweichlicht, mit technischen Fähigkeiten und nützlichen Kenntnissen schwach belastet, — diese zwei auf einer Insel allein, ganz auf sich angewiesen, — was wird aus ihnen werden? Sophie Junghans umgeht das Problem mit spielender Leichtigkeit. Leo und Malve sind mit einemmal gar nicht die Gesellschaftstypen, als die sie bisher sich gaben. Sie entpuppen sich im Gegenteil als zwei Muster- und Edelmenschen bester Art; sie ist plötzlich eine Frau so tiefen Gemüts, so klug und so tapfer, er ein Mann von so sehniger Kraft, mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen so reich ausgestattet, wie ein Indianer so findig, daß es als gar kein Wunder erscheint, wenn die beiden Leutchen schon nach wenigen Stunden ineinander heiß verliebt sind und sich gegenseitig aufs innigste bewundern. Zur Belohnung brauchen sie denn auch nicht monate- oder jahrelang in der Einsamkeit auszuharren, sondern erreichen bereits in ein paar Tagen den Gipfel der Idealehe, worauf sie flugs erlöst und der Zivilisation zurückgegeben werden. Um die Zweifler zu beruhigen, die da befürchten könnten, daß eine so rasche Wandlung ebenso rasch wieder umschlagen dürfte, und die dem Ehepaar zur Bewährung seiner Einmütigkeit mindestens ein Jahr Einsamkeit gewünscht hätten, versichert die Erzählerin zum Schluß, daß der Herzensbund durch eine Reihe von Kindern gesegnet und in seiner Festigkeit gewährleistet worden sei. Das hätte etwas Überzeugendes, wenn es nicht eine blaße Versicherung wäre; besser hätte uns Sophie Junghans einen ernstlichen Einblick in die neue Ehe gewährt. Was den Roman über den Durchschnitt hinaushebt, das sind die Schilderungen der Inselszenerie und der seelischen Vorgänge, die sich in der Einsamkeit abspielen. Im Verhältnis zu diesem Kerne aber ist die Um-

rahmung, insbesondere das Schlußkapitel, allzu trivial geraten.

Ein Erziehungsproblem von ganz anderer Art, in weit tieferer Auffassung und Darstellungsweise behandelt Frieda von Bülow in ihrem Roman „Hüter der Schwelle" (Leipzig, C. Reißner). Sie hat es nicht leicht, die Gräfin Dieta, sich zur Persönlichkeit zu entwickeln und sich zu einer harmonischen, innerlich befriedigenden Lebensauffassung durchzuringen. Und sie erreicht ihr Ziel denn auch nur mit Drangabe ihrer besten Kraft und unter Resignation auf alles äußere Glück. Die Verhältnisse, das Milieu, in das die Dichterin den Leser führt, liegen so weit abseits vom modernen Weltgetriebe, daß sie fast märchenhaft erscheinen; das Märchen hat freilich nichts von verlockendem Reiz. Vieles in den Schilderungen und in der Charakteristik sieht auf den ersten Blick nach Karikatur aus, aber ein näheres Zusehen macht es nur zu wahrscheinlich, daß die Dichterin ein Bild treu nach der Wirklichkeit gezeichnet hat; dafür spricht die Fülle seiner Einzelzüge, die bis ins Kleinste lebensvoll anmuten. Dieta Veßra, die Heldin, die Leidensheldin des Romans, gehört einem verarmten Zweige des alten Geschlechts derer von Veßra an. Schon als Kind träumt sie von einem idealen Ritter, der sie zu sich auf seine Höhe heben und in sein glänzendes Schloß als Herrin führen wird. Verkörpert erscheint ihr dieses Ideal in ihrem Vetter, dem Grafen Philipp, der der Kronprinz der begüterten Veßralinie ist. Und der Traum Dietas erfüllt sich. Graf Philipp verliebt sich in die holde Base, und trotz seines aristokratischen Stolzes sieht er darüber weg, daß sie sich in der Zeit, als er sie kennen lernt, als schlichte Lehrerin ihr Brot verdient. Dieta ist selig. Schon auf der Hochzeitsreise aber erkennt sie, daß der edle Rittersmann ein fürchterlicher Pedant und im Grunde gar kein Individuum, sondern nur Veßra, nichts als Veßra ist. Seine Welt ist die Familie; was außerhalb steht, peinigt ihn, ärgert ihn, macht ihn scheu und nervös. Dietas Liebe empfängt einen Stoß, aber sie bricht nicht zusammen. Noch hofft die junge Frau, daß der Gatte im innigen Zusammenleben mit ihr wachsen und sich zu einem Menschen ihrer Sehnsucht entfalten werde. Aber gerade das innige Zusammenleben bleibt ihr versagt. Ihr Eheherr zieht mit ihr in das Schloß seiner Väter, wo Dieta mit Schwiegereltern, Schwägerinnen, Großvater und Großtante in enger Gemeinsamkeit hausen muß. Und diese Gemeinsamkeit hat etwas so Beengendes und Erstickendes, daß Dieta immer wieder das Gefühl überkommt, wie in einen Kerker eingeschlossen zu sein. Die Zeit scheint an den Veßras vorübergerauscht zu sein, ohne mit einer Welle ihres Entwickelungsstroms das Geschlecht berührt zu haben. Sie leben genau so, wie ihre Vorväter schon vor hundert Jahren gelebt haben, in Überlieferung und Herkommen wie in ein Netz verstrickt, als getreue Hüter der Schwelle, der Tradition. Alles Lebendige, Gegenwärtige steht ihnen weltenfern, nur in der Vergangenheit fühlen sie sich daheim, in der Vergangenheit, die nur mit Veßras erfüllt, nur auf die Veßras gestimmt gewesen zu scheint. Dieta weiß sich schließlich nur durch die Flucht vor dem quälenden Druck, der auf ihr lastet, zu retten. Aber sie hat schon zu lange in dem Banne vegetieren müssen, um wieder eine völlig Freie werden zu können. Der Mut zu revoltieren ist in ihr gebrochen. Und so gibt sie sich willig dem Einfluß eines ketzerischen Herrnhuters hin, dem die Ergebung in das Geschick die höchste Tugend ist. Vertieft wird diese Gemütsstimmung durch den Umstand, daß sie sich Mutter werden fühlt. Um ihres Kindes willen entschließt sie sich, auf eigenes Glück zu verzichten. Graf Philipp hat es daher leicht, sie in das „Schloß seiner Väter" zurückzuführen. Dort bildet sie eine Zeitlang den Mittelpunkt allen Interesses, aller Zärtlichkeit und Sorgfalt. Nicht um ihrer selbst, sondern um des ersehnten Veßraerben willen. Und als sie im Kindbette stirbt, wird ihr Weggang kaum empfunden; sie hat ihre Pflicht getan, den Erben geschenkt und sich selbst damit überflüssig gemacht... Es ist kein reiches Leben, das in dem Roman zur Entfaltung kommt; der Gegensatz modernen Treibens und Empfindens zu dem Schatten- und Schemendasein im Hause Veßra wird nur angedeutet, nicht so breit ausgeführt, daß er als Gegengewicht dienen könnte. Aber die Lebensdarstellung und die Psychologie der Gestalten enthält soviel künstlerisch Bestrickendes, daß ich das Werk doch als eins der bedeutendsten unter den Romanen der Gegenwart empfinde. Und mehr noch als auf der äußeren Schilderung, beruht sein Wert auf der Gestaltung des inneren Lebens der Heldin; hier offenbart sich ein Zug ins Tiefe, der in seiner Wirkung über den Reiz des bloß Künstlerischen weit hinaus geht.

Wenn man will, kann man auch in Carry Brachvogels Roman aus Byzanz, betitelt „Der Nachfolger" (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.) einen Erziehungsroman sehen. Freilich wird der Held, der Makedonier Basil, weniger zum Thron erzogen, als vielmehr gezogen und gezerrt. Ein Held gewiß, aber ein ziemlich trauriger, trotzdem er mit Athletenmuskeln paradiert und zu guterletzt einem echten, veritablen Kaiser wie ein Tiger ans Genick springt. Wie traurig es aber auch mit ihm bestellt ist, eine glänzende Karriere macht er jedenfalls. Als biederer Mann vom Lande zieht Basil eines Tages mit seinem jungen Frauchen, der Natja, in Konstantinopel ein. Und das Glück ist ihm hold, er findet nach kurzer Zeit eine beneidenswerte Stellung, als Stallknecht beim Obereunuchen Heliodor. Im Hause des Eunuchen sieht der Kaiser Michael, ein Herrscher, der seinen eigentlichen Beruf als Kutscher und Bereiter verfehlt hat, den strammen Stallknecht, findet an ihm Behagen und ernennt ihn zu seinem Stallmeister. Bald hernach wird der Kaiser seiner Geliebten, der reichbegabten Ingerina, überdrüssig, er zwingt Basil, sich von seiner Natje zu scheiden, und gibt ihm die Ingerina zur Frau. Das Verhältnis zwischen dem ci-devant Stallknecht und seiner hocharistokratischen Gattin ist anfangs ein sehr kühles. Aber sie findet mehr und mehr Gefallen an der noch ungebrochenen und unverkünstelten Natur ihres Eheherrn, und er fühlt sich mehr und mehr durch den sinnlichen

Trinkende Enten. Nach dem Gemälde von A. Koester-Klausen. (Münchener Jahres-Ausstellung, Glaspalast, 1902.)

Reiz, aber auch durch den geistigen Reichtum ihres Wesens zu ihr hingezogen. Sobald sie sich innerlich gefunden haben, wächst Basil unter dem Einfluß seiner Frau allmählich aus seiner angestammten Atmosphäre heraus. Und um ihretwillen lernt er seinen ehrfürchtig geliebten Gönner, den Kaiser, hassen; ihn quält „rückblickende" Eifersucht. Der Herrscher aber kümmert sich keinen Deut um die Gefühle seines Sklaven. Während eines Gelages, bei dem Basil zugegen ist, läßt er die Ingerina herbeirufen und kost mit ihr in seiner Trunkenheit vor den Augen des Gatten. Der hält sich nicht länger, Roserei ergreift ihn, er wirft sich auf den Kaiser, drosselt ihn und stößt ihm ein Messer immer wieder in Brust und Leib. Auf ein derartiges Vorkommnis hat der alte Hosser, der Odereunuch Heliodor, längst gelauert, er hat alles für einen Aufstand vorbereitet, und dank seinen Maßregeln wird Basil zum Kaiser ausgerufen. Zum Kaiser von Heliodors und der Ingerina Gnaden ... Die Geschichtsauffassung, die der Roman vertritt, hat etwas echt Frauenhaftes. Cherchez la femme, — auch do, wo man Kaiser macht. Und doch vermute ich meinerseits, daß Basilios, der energische Begründer der makedonischen Dynastie, noch etwas mehr war als eine Puppe in den Händen von Frau und Höfling, daß er ein gut Teil selbst mitgearbeitet hat, sich den Thron zu erringen. Ebenso gewiß, wie Bonaparte nicht nur von Gnaden Josephinens Konsul und Empereur geworden ist. Literarisch reicht der Roman, der stark von Flauberts Salambo beeinflußt erscheint, als Ganzes an frühere Arbeiten der Dichterin nicht heran. In der Sprache, in den Schilderungen ist nicht Realität genug; es fehlt der höchste Schein von Wirklichkeit; man fühlt sich nicht mitten in die Dinge hineingestellt, sondern bleibt kühl beobachtender Zuschauer. Was die Dichterin gibt, ist doch nur Literatur, nicht unbedingte Lebensillusion. Die erreicht man durch so flüchtiges Arbeiten nicht; Salambo ist ein Werk jahrelanger Vertiefung. Nur in den Liebes- und Leidenschaftsszenen offenbart sich das große Können der Dichterin; hier ist feinste Psychologie, hier lodert eine Flamme echter, mitreißender Poesie.

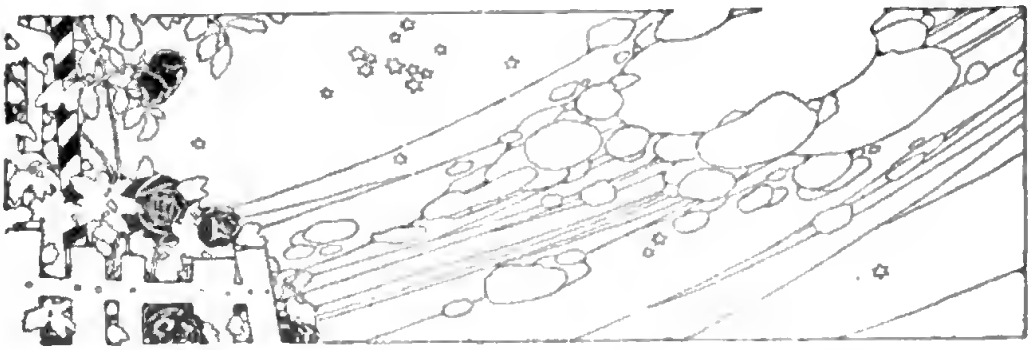
Neben den Erzählerinnen gibt es auch noch Erzähler. Es erscheint wirklich notwendig, das zuweilen als Tatsache hervorzuheben, so überflutet wird der Markt mit den Erzeugnissen der Weiblichkeit. In der Lyrik halten die Frauen den Männern bereits so ziemlich das Gleichgewicht, im Roman sind sie, wenn ich recht sehe, der Zahl nach seit längerer Zeit dem vormals stärkeren Geschlecht über, und nur im Drama bleiben sie noch immer weit zurück. Scheu vor der Bühne ist schwerlich die Ursache, auch das Mißtrauen der Bühnenleiter, mit dem die Frauen zweifellos zu kämpfen haben, bildet kaum den entscheidenden Grund. Es muß doch wohl sein, daß die straffere Technik des Dramas der Begabung der Frau im allgemeinen widerstrebt, daß sie sich in der breiteren Form der Epik behaglicher ausgeben kann. Eine ähnliche Ursache liegt ja wahrscheinlich der auf den ersten Blick seltsamen Tatsache zu Grunde, daß die Frau in der Musik produktiv so gut wie nichts zu leisten pflegt. Reproduktiv als Sängerin und Schauspielerin tritt sie um so stärker in den Vordergrund.

Ein erziehliches Element spielt auch in dem Roman Wilhelm Weigands „Die Frankenthaler" (Berlin, Georg Heinrich Meyer) eine wesentliche Rolle. Den Doktor Merkel erzieht das Leben zu Besonnenheit, Klarheit und innerer Gefestigtheit, den haltlosen, genußverwöhnten Bankierssohn Georg von Büttner zu einem gesunden, arbeitsfrohen Tatmenschen. Was der Roman sonst bietet, sind ernste und heitere Bilder aus dem Leben einer Kleinstadt. Verschiedene der Gestalten, in erster Reihe Baltin Gramlich, der von seiner Bedeutung tief erfüllte Weinhändler a. D., sind köstlich gezeichnet. Andere, wie die hochragende, ehrenfeste Jungfrau Maria Vollrath, zeigen zu sehr den gewohnten literarischen Typus dieser hochragenden Jungfrauen; sie bedürfen einer viel sorgfältigeren, auf Eigenart gerichteten Zeichnung, wenn man das Vorbild der Goetheschen Dorothea und ähnliche Gestalten Kellers, Storms, Jensens vergessen soll. Allem Anschein nach ist der Roman ein Jugendwerk des schaffensfrohen Dichters; Weigand steht hier im wesentlichen noch ganz im Banne Gottfried Kellers und Wilhelm Raabes, wenn auch Eigenes immer wieder reizvoll hindurchbricht.

Zwei andere Werke, die mir vorliegen, haben mit Erziehung so gut wie nichts zu schaffen; es handelt sich freilich auch nicht um Romane, um breit angelegte Lebensbilder, sondern um Skizzen und Erzählungen, die sich mit engerem Stoffgebiet begnügen. Ludwig Thoma setzt mit seiner Geschichte „Die Hochzeit" (München, Albert Langen) die Bilderreihe fort, zu denen er den Stoff dem oberbayerischen Bauernleben entnimmt. Auch dieses neueste Stück gibt die Wirklichkeit in Sprache und Charakteren mit fast photographischer Treue wieder, bei aller Treue aber kommt der Künstler nicht zu kurz, und der Schelm von Satiriker lugt immer wieder aus den Kulissen hervor. Allzu erfreulich für den Ethiker und Nationalsoziologen sind allerdings die Bilder nicht, die Thoma zeichnet; was seine Bauern an Stumpfsinn und Alltagsbosheit leisten, das kann einen Menschenfreund, einen Kulturmenschen, in trübes Sinnen verstricken. Aber auch bei Teniers und Ostade kommt der Ethiker nicht auf seine Kosten, und mit diesen Niederländern ist Thoma blutsverwandt. Künstlerisch genießt man diese Hochzeitsgeschichte mit innigstem Behagen, wenn sie auch an Lustigkeit frühere Bauerngeschichten Thomas nicht ganz erreicht. Dramatische Verwickelungen, Herzenskämpfe, Spannungen gibt es in dieser Geschichte nicht; Lieben und Heiraten nimmt seinen ordnungsgemäßen, traditionellen Verlauf, und nur einiges Beiwerk sorgt dafür, daß nicht alles säuberlich glatt hergeht, sondern auch einmal eine kleine Erregung das Wasser kräuselt. Der alte Weidenschlager vom Reischlhof will sich zur Ruhe setzen. Sein Sohn Andre soll den Hof übernehmen und sich deshalb noch einer Frau umschauen. Schönheit ist keine Bedingung, nur wirtschaften muß sie können, die Erkorene, und ein tüchtig Stück Geld zur Verfügung haben. Andre wandert zum Schäfer Nepomuk Feichtl, dem gewerbsmäßigen Schmuser

oder Heiratsvermittler, und der Schäfer empfiehlt die Emerenz Salvermoserin als passend in jeder Hinsicht. Andre sieht sich die schiefe Emerenz an, Emerenz sieht sich den Andre an nebst seinem Gehöfte, und beide haben nichts einzuwenden. Alsbald wandern beide mit Vater Weidenschlager zum Notar, mit dessen Hilfe der Hof an Andre überlassen und das Altenteil für den Vater bestimmt werden soll. Um jede Bettfeder erhebt sich ein homerischer Streit zwischen dem Alten und Jungen. Endlich aber kommt man doch zu Rande mit dem Geschäft. Nun steht der Hochzeit nichts mehr im Wege. Und sie wird gefeiert, wie nur Bauern feiern können. Zum würdigen Abschluß des festlichen Tages sucht Andre mit der ganzen Zähigkeit seines Stammes den ehrenwerten Schäfer um den versprochenen Lohn zu betrügen. Eine Erzählung, so schlicht wie möglich, aber in jedem Zuge niedlich und nett und in ihrer realistischen Art einfach vollendet.

Die Gegensätze berühren sich. An kraftvollem Realismus ist auch bei Georg Busse-Palma kein Mangel, aber er sucht nicht das Alltägliche, sondern das Ungewöhnliche, bis ins Phantastische und Dämonische hinein. In seinem Geschichtenbuch „Mord" (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.), das seinem Titel von Anfang bis zum Ende Ehre macht, gemahnt er ein wenig an Edgar Poe. Freilich erreicht er dies Vorbild nicht, noch nicht, weder in der Seltsamkeit der Erfindung, noch in der unendlichen Sorgfalt der Ausführung. Noch überwiegt das Skizzenhafte, das flüchtig Hingeworfene zu sehr. Interesse erregt trotzdem jedes einzelne Stück, in jedem zeigt sich der Dichter schon jetzt als Meister der Stimmung und Gestaltung, jedes einzelne packt und fesselt. Leider würde es zu weit führen, wollte ich das Buch, das wie mit Blut geschrieben erscheint, bis ins einzelne analysieren. Literarisch bedeutet es nur einen ersten Anhieb, aber dieser Hieb zeigt den Könner; es zeugt von einer Kraft, die für die Zukunft Wichtiges verheißt, wenn der Dichter zur Kraft noch den Reichtum der Ausführung hinzugewinnt.



Volkslied.*)

Mitgeteilt von **Carl Bulcke.**

„Gib mir Dein Herze,
Nimm mein Herz dafür, —"
„Mein Herz kann ich Dir nicht geben,
Denn es gehört nicht mehr mir."

„So gib Deine Hand mir,
Nimm meine Hand an, —"
„Meine Hand kann ich Dir nicht geben,
Denn ein Ringlein steckt dran."

„So gib mir meine Ruhe
Und leg' mich ins Grab, —"
„Deine Ruh' kann ich Dir nicht geben,
Weil ich selber keine hab'.."

*) Dieses Lied hörte ich im Sommer des vorigen Jahres in Ostpreußen singen. Davon durchdrungen, eins der herrlichsten Lieder, die unser Volk geschaffen, gefunden zu haben, habe ich es nur dort unwesentlich geändert, wo es mir durch Dialekt verstümmelt schien. Die Weise geht ähnlich der des Liedes „Kommt ein Vogel geflogen". August Bungert, dem ich das Lied mitteilte, hat dasselbe neu vertont und will die Komposition um Weihnachten veröffentlichen. C. B.

Illustrierte Rundschau.

Rudolf Virchow †. — Emile Zola †. — Von der Kaiser Wilhelm-Brücke in Braunschweig. Plaketten von Prof. R. Mayer-Karlsruhe. — Weingläser. — Mödel von Keller & Reiner in Berlin. Stier von Prof. M. Geyger. — Das Stadttheater zu Köln. — Zu unsern Bildern.

Geh.-Rat Prof. Dr. R. Virchow †

Mit fast fürstlichen Ehren hat die Stadt Berlin ihren am 5. September verstorbenen Ehrenbürger Rudolf Virchow bestattet. Es war eine Totenfeier, würdig des großen Gelehrten und hochverdienstvollen Forschers, von dessen vielfach befruchtender geistiger Wirksamkeit Generationen selbst dann noch zehren werden, wenn die Lehren, die er begründet und mit erstaunlichem Scharfsinn verteidigt hat, vielleicht nicht auf immer in ihrem ganzen Umfange vor der Sonde wissenschaftlicher Nachprüfung, die sich nun wohl regen wird, standhalten sollten. Die Medizin, und zumal sein Sondergebiet, die pathologische Anatomie, verloren in ihm jedenfalls einen ihrer allerbedeutendsten Vertreter im ganzen XIX. Jahrhundert, seine Art der präzisen Forschung wird für alle Zeit mustergültig bleiben. Die Tagesblätter haben über seinen Lebenslauf so ausführlich berichtet, daß wir uns kurz fassen können: Virchow war am 13. Oktober 1821 in dem kleinen pommerschen Städtchen Schivelbein geboren, studierte in Berlin, wurde 1843 Unterarzt, 1847 Prosektor an der Universität; 1849 folgte er einem Rufe nach Würzburg, kehrte 1865 nach Berlin zurück und entfaltete, schon damals eine der anerkannten Größen seines Faches, eine ebenso vielseitige wie fruchtbare Tätigkeit. Seine Cellularpathologie — omnis cellula e cellula — wurde Allgemeingut der medizinischen Welt; zu der unter seiner Leitung stehenden pathologischen Anstalt wallfahrteten die Studierenden aus aller Herren Ländern. In den letzten Jahrzehnten widmete er sich mit besonderer Liebe der Anthropologie und war mit unermüdlichem Fleiß auch für dieses Gebiet literarisch tätig. Seine gewaltige Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit — er war wirklich ein Arbeitskünstler — ließen ihm immer noch Zeit, neben seinen Forschungen und deren Verwertung als Politiker zu wirken. Schon 1862 wurde er in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, von 1880—1893 gehörte er dem Reichstag an. Einer der Begründer der Fortschrittspartei, hielt er mit der ihm auch auf wissenschaftlichem Gebiet eigenen Zähigkeit unentwegt an deren Zielen fest. Keiner auch von seinen Parteigenossen hat wohl Bismarck heftiger bekämpft wie er, dem er einmal von der Tribüne aus zurief: „Herr von Bismarck hat gar keine Ahnung von nationaler Politik!" Es wird heut niemand mehr über diese Stellung Virchows rechten, dessen deutsche, patriotische Gesinnung nie angezweifelt wurde; gegenüber der Ueberschwänglichkeit, mit der er auch nach seinem

Emile Zola †.

Die neue Kaiser Wilhelm-Brücke in Braunschweig.

Tode gerade als Politiker gefeiert wird, darf man aber wohl die Tatſache konſtatieren. Es bleibt an dem bahnbrechenden Gelehrten, der vielleicht der letzte wirkliche Polyhiſtor unſerer Tage war, ja wahrlich Bewundernswertes und Großes genug, auch wenn man ihm den Ruhm eines beſonders einſichtsvollen Politikers nicht zugeſtehen kann. —

Am 29. September ſtarb, infolge einer Kohlenoxydvergiftung Emile Zola, der vielbewunderte, vielbefeindete — jedenfalls der größte Dichter des heutigen Frankreichs. Geboren am 2. April 1840 in Paris als Sohn eines italieniſchen Ingenieurs, beſuchte er die Lycée St. Louis ſeiner Vaterſtadt, widmete ſich dem Buchhandel, begann aber ſchon Anfang der ſechziger Jahre ſich literariſch zu betätigen. Zunächſt ohne ſonderlichen Erfolg, der erſt 1870 mit ſeinem Roman „La fortune des Rougon“ einſetzte, dem erſten Teil ſeines Romanzyklus „Les Rougon-Macquart“: 20 Bände, in denen er an der Geſchichte von fünf Generationen die Geſetze der Vererbung nachzuweiſen ſucht. Es ſchloſſen ſich die „Drei Städte“: Lourdes, Rome, Paris an und endlich die großen Romane „Fecondité“, „Travail“ und — noch nicht abgeſchloſſen erſchienen — „Vérité“. Zu dem gewaltigen Lebenswerk des Dichters und den in ihm niedergelegten Lebensanſchauungen hier bei engbeſchränktem Raum Stellung zu nehmen, iſt unmöglich. Das aber kann geſagt werden, daß er ein Mann von rückhaltsloſem Wahrheitsdrang war, furchtlos und tapfer; daß er, auch wenn er die niedrigſten Triebe des Menſchengeſchlechts enthüllte, niemals auf die lüſternen Sinne der Leſer ſpekulierte, ihnen vielmehr ſtets als erbarmungsloſer Sittenſchilderer und Sittenrichter gegenübertreten wollte. Man hat die einſeitige Kunſt ſeiner Darſtellung gewiß vielfach überſchätzt; er hat ohne Zweifel in der

Erinnerung an Kaiſer Wilhelm I.

Szepter und Reichsapfel.

Reichsſchwert.

Plakette von Prof. R. Mauer Karlsruhe: Bildnis des Prof. Franz Salis Meyer.

Medaille von Prof. R. Mayer.

Durchdringung der Maſſen mit ſeiner materialiſtiſchen Weltanſchauung viel Unheil angerichtet — an ſeiner außergewöhnlichen Begabung und Größe, an ſeiner Bedeutung für die Literatur nicht nur Frankreichs allein aber können nur die zweifeln, die ſeine Werke nicht kennen. —

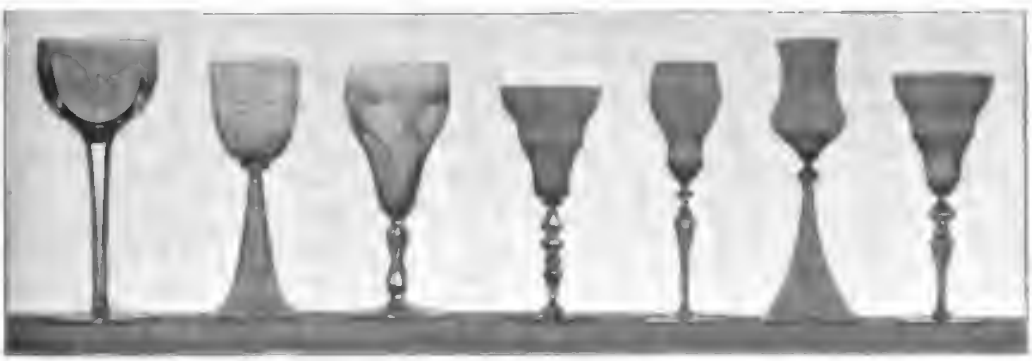
Das alte Braunſchweig hat mit dem künſtleriſchen Schmuck ſeiner Kaiſer Wilhelm-Brücke eine neue Zierde erhalten. Die mächtigen Frauengeſtalten, die ſich auf der manumental angelegten Brücke erheben — Reichskrone, Reichsſchwert, Szepter und Reichsapfel, Erinnerung an Kaiſer Wilhelm I. — ſind phantaſievolle Schöpfungen des aus Braunſchweig ſtammenden, in Charlottenburg lebenden Bildhauers Ernſt Müller.

Wiederholt haben wir Werke der neueren Medaillenkunſt vorgeführt, die erfreulicherweiſe ſich auch in Deutſchland mehr und mehr vom alten bequemen Schema der Prägeanſtalten losſöſt. Einer von denen, die auf dieſem Gebiete bahnbrechend wirken, iſt Prof. Rud. Mayer in Karlsruhe — unſern Leſern kein Unbekannter. Wir geben heute von ihm einige köſtliche Plaketten, zwei Allegorien und ein ausgezeichnetes Porträt. Das letztere Stück regt unwillkürlich die Frage an: warum werden bei uns nicht mehr Bildnisplaketten geſchaffen? So mancher wohlhabende Mann könnte, anſtatt ſich aber ſeine Gattin in oft herzlich ſchlechten Porträts verewigen zu laſſen, ſich, den Seinen, ſeinen Freunden ein bleibendes künſtleriſch wertvolles und leicht zu vervielfältigendes Erinnerungsſtück in ſolch einer Bildnisplakette ſchenken. Vielleicht bedarf es nur dieſer Anregung: ihr Erfolg käme auch wieder der Kunſt ſelbſt zu ſtatten. —

In dem klaſſiſchen Lande der Glaskunſt, in Böhmen, und zwar in Reichenberg, hatte man

Plakette von Prof. R. Mayer.

kürzlich eine Konkurrenz für moderne Weingläſer veranſtaltet, die recht intereſſante Ergebniſſe zu Tage förderte. Durchgängig waren vom techniſchen Geſichtspunkte aus die Leiſtungen als hervorragend zu bezeichnen, dagegen hatte man auf den Gebrauchszweck zu wenig Rückſicht genommen.



Moderne Weingläſer. Hergeſtellt von der Glashütte Val Saint Lambert.

Moderne Weingläser.
Hergestellt von der Glashütte Val Saint Lambert.

Man hatte nämlich vielfach die Gravierung bis an den Mundrand des Kelches reichen lassen. Mit Recht wendete sich hiergegen Dr. Pazaurek, indem er sagte: „Die Appetitlichkeit erfordert es, daß man gerade an die Lippen einen glatten Teil des Glases ansetzen kann.“ Man muß diese Ausführung als durchaus zutreffend anerkennen, der Kelch des Glases soll oben am Rande glatt verlaufen. Und dieser Forderung ist denn auch bei den hier abgebildeten Gläsern der großen belgischen Glasraffinerie Val St. Lambert entsprochen. Der Schaft ist allerdings zum Teil bedenklich hach, aber wir möchten keinen Einwand dagegen erheben, vorausgesetzt, daß er nicht, wie es bei den Köppingschen Gläsern manchmal der Fall ist, fragezeichenartig geschweift ist. Im übrigen ist die Länge aber Höhe des Stengels reine Madesache. Aus Zweckmäßigkeitsgründen verbietet sich der lange Schaft nicht, ebensowenig aus ästhetischen oder gar technischen Gründen. Die Glasfabrik Val Saint Lambert bei Lüttich, die nahe an 5000 Arbeiter beschäftigt, ist 1825 gegründet worden, indem die aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts stammende Cisterzienserabtei zu einer Glasfabrik eingerichtet wurde. Man kann sich van der Bedeutung des Unternehmens einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß der große Constantin Meunier die Reklamebroschüren der Fabrik mit Originalzeichnungen schmückt. Auch Van de Velde arbeitet für Val St. Lambert. Gerade, was die edelste Behandlungsweise des Glases, den Schliff, betrifft, hat die Fabrik — freilich neben billigeren Massenerzeugnissen — köstliche Sachen hervorgebracht.

Salonschrank.
In graupoliertem Ahornholz mit Silberbeschlägen ausgeführt in den Werkstätten von Keller & Reiner.
Entworfen von E. Friedmann.

Büffet.
Ausgeführt in den Werkstätten von Keller & Reiner.
Entworfen von E. Friedmann.

Im Kunstsalon van Keller & Reiner, Berlin, Potsdamerstraße, kamen einige sehr ansprechende neue, in den eigenen Werkstätten ausgeführte Wahnungseinrichtungen zur Ausstellung. Die van E. Friedmann entworfenen Stücke zeigen, unter Verzicht auf jede gesuchte Originalität, hübsche Linienführung und geschickte Verwendung des Materials; besanders die Zusammenstellung von grauem poliertem Ahorn mit Silberbeschlägen wirkt sehr glücklich. Die Schränke für das Speisezimmer zeichnen sich, was man nur zu ast vermißt, dadurch varteilhaft aus, daß sie der Hausfrau wirklich Innenraum bieten.

Von Prafessar Maritz Geyger, dem in Florenz lebenden Bildhauer, dessen Prazeß mit Max Klinger noch immer einen unleidlichen Staub aufwirbelt, wurde im Lauf des vergange-

nen Sommers im Humboldtshain in Berlin ein schönes neues Werk aufgestellt, ein kraftvoller, in Marmor ausgeführter Stier. Die reife Schöpfung fügt sich wundervoll in den Rahmen der Umgebung ein. —

Frankfurt a. M. und Köln haben sich neue große Stadttheater gebaut, Meisterwerke nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch in ihrer ganzen mustergültigen inneren Anlage. Wir bringen heute die Abbildung des bereits eröffneten Theaters in Köln. Das an der neuen Ringstraße belegene, mit einem Aufwande von fast $4^1/_2$ Millionen Mark errichtete Haus wurde nach Plänen des Regierungsbaumeisters Rud. Moritz erbaut; es faßt 1800 Zuschauer und enthält eine der größten Bühnen Deutschlands; das Orchester bietet Raum für 78 Musiker und kann, je nach Bedürfnis, versenkt und gehoben werden. —

* * *

Unser Heft bringt diesmal einen höchst eigenartigen, höchst reizvollen, farbigen Schmuck, nämlich künstlerisch vollendete Reproduktionen farbiger Drucke älterer englischer Bildnismaler. Die Originale dieser Blätter werden immer seltener. Es war ein kleines Ereignis für die zahlreichen Liebhaber, als im Juni d. J. die Hofkunsthandlung von Amsler & Ruthardt in Berlin eine wertvolle Sammlung solcher Porträts zur Auktion brachte, die nicht nur für den Künstler außerordentlich interessant, sondern auch für das Studium der Kostümgeschichte von hervorragender Bedeutung sind. Manche Leserinnen werden gewiß ihre helle Freude an der Mode um 1800 haben, welche die meisten Blätter getreulich wiederspiegeln. Die Reichsdruckerei, die diese Kupferdrucke wundervoll

Büffet mit Speisezimmerstuhl.
Ausgeführt in den Werkstätten von Keller & Reiner.
Entworfen von E. Friedmann.

Salon in grau poliertem Ahornholz mit getriebenem Silberbeschlag, ausgeführt in den Werkstätten von Keller & Reiner. Entworfen von E. Friedmann.

reproduzierte (Verlag von Amsler & Ruthardt-Berlin), hat sich damit ein besonderes Verdienst erworben.

Die weiteren ganzseitigen Bilder des vorliegenden Heftes geben fast ausschließlich Werke wieder, welche auf den diesjährigen Münchener Ausstellungen Aufsehen erregten: Aus der Secessian eine kraftvolle Gruppe von Hugo Kaufmann (zw. S. 288 u. 289), eine Winterlandschaft von Hans von Hayeck, einem Künstler der sogenannten Dachauer Gruppe (zw. S. 320 u. 321), ein feines Bild von Ph. Klein: „Ein Sonnenstrahl" (zw. S. 344 u. 345); aus der allgemeinen Ausstellung im Glaspalast eine heroische Landschaft von Max Raßmann — die heroischen Landschaften leben übrigens wieder mächtig auf! (zw. S. 312 u. 313), ein reizvolles Tierbild „Trinkende Enten" von A. Kaester (zw. S. 360 u. 361) und eine schöne Marine des immer interessanten Holländers Mesdag (zw. S. 292 u. 293). Münchener Kunst — und zwar vortreffliche — ist auch der von Meister Maison entworfene Merkurbrunnen in Bremen (zw. S. 336 u. 337).

Marmorstier vom Bildhauer M. Geyger.
Aufgestellt im Humboldthain zu Berlin.

Das neue Stadttheater in Köln a. Rh.

Aus der Redaktion.

Aus Anlaß des in Heft 1 und 2 unserer Zeitschrift veröffentlichten Aufsatzes: „Die Flucht des Prinzen Wilhelm von Preußen in den Märztagen 1848" von Professar Dr. Wilhelm Oncken sind uns und dem Herrn Verfasser mehrfach Zuschriften zugegangen. Soweit sie oder literarische Äußerungen zur Sache Beachtenswertes enthielten, wird Herr Professar Dr. Oncken auf sie in einem besonderen Aufsatz in einem der nächsten Hefte zurückkommen. — —

In der Überschrift zu dem schönen Gedicht, das wir in Heft 1, Seite 45 ff. veröffentlichten; „Erzsibet Geddö" heißt es infolge eines Versehens „ein Gedicht aus Ungarn". Statt dessen ist zu lesen: „Frei übersetzt nach dem Gedicht des ungarischen Dichters Josef Kiß: ‚Gedövár asszonya'."

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W. Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

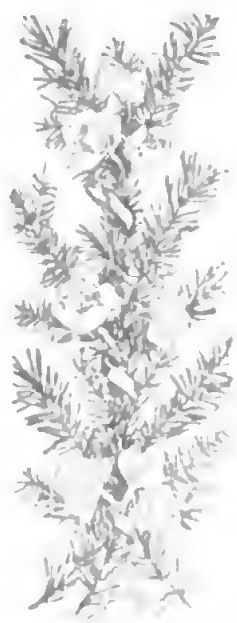
XVII. Jahrgang 1902/1903 Heft 4, Dezember 1902

Weihnachtslied.

Von

Marx [illegible]

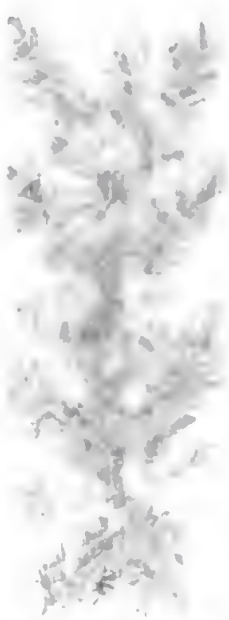
Illustriert von [illegible]

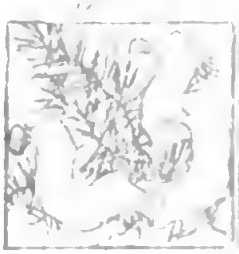


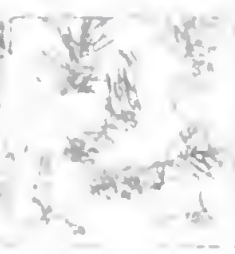
Die Winde [illegible]
Über Haide und [illegible]
Im Garten die [illegible]
Blüht [illegible]

Heimlich [illegible]
Es [illegible]
Heimlich [illegible]
Das [illegible]

Wenn [illegible]
Weihnacht [illegible]
Als [illegible]
[illegible]







Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVII. Jahrgang 1902/1903. Heft 4, Dezember 1902.

Weihnachtslied.

Von

Marx Möller.

Illustriert von Peter Halm-München.

Die Winde brausen und losen
Über Haide und See;
Im Garten die Christusrosen
Blühn heimlich unter dem Schnee;

Heimlich, wie in den Bäumen
Es leise treibt und drängt;
Heimlich wie süßes Träumen,
Das dämmernd den Sinn umfängt,

Wenn aus der Luft, der klaren,
Weihnachtsgeläute schwebt,
Als hätten vor vielen Jahren
Schon einmal wir gelebt,

Als hätte unſere Lippe
Schon damals das alte Lied
Geſungen, als vor der Krippe
Wir weinend niedergekniet;

Als hätten wir ſelber geſehen
Des Sternes leuchtendes Licht
Über der Hütte ſtehen,
Und Mariens reines Geſicht,

Und die Strahlen, welche flirrten
Um des Kindes blondlockiges Haar,
Und die Könige und die Hirten,
Und der Engel jauchzende Schar —

Allein ich will!

Roman von

Frieda Freiin von Bülow.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Gunne führte Vacha um den schilfbekränzten Teich zu dem in einer alten Klostermauer gemeißelten Steinbild eines Mönchs. Dies Hochrelief stammte sichtlich aus einer Zeit künstlerischer Unkultur. Die Figur war überlang und eckig, in dem langen Gesicht ein paar dicht beisammenstehende kleine kugelrunde Augen und eine im Lauf der Zeiten abgesprungene Nase. So häßlich war dieser Mönch, daß er den Beschauer noch im Traum verfolgen konnte. Aber die Sehenswürdigkeit war ein auf seiner Brust sitzender gewaltiger Stein.

„Der Stein auf seiner Brust," erklärte Gunne, „ist die Buße, die er für seine Sünde auf sich nahm."

„Ich verstehe sehr gut, wie die kaum lösbaren Wirrnisse des Weltlebens ernste Menschen ins Kloster führten," sagte Vacha.

„Man erzählt, dieser mit dem Stein sei der Begründer des Klosters gewesen. Ein junger Ritter war er und hat das Fräulein Karoline vom Detterskopf geliebt und entführt. Der alte Graf aber hat ihm aufgelauert und hat ihn im Kampf verwundet und seine Tochter wieder auf seine feste Burg geschleppt, und da ist sie vor Gram gestorben. Wie der Ritter von seiner Wunde genesen ist, hat er gehört, daß sie tot war; da ist er Mönch geworden und hat an Stelle seiner Burg das Kloster Gauschach gegründet. Und hat sein Leben lang nur noch Buße getan."

„Vielleicht war er ein Vacha," meinte er sinnend. Und er erzählte ihr, daß er von dem einst hier mächtigen Dynastengeschlecht abstamme.

Es machte ihr sehr viel weniger Eindruck als dem alten Grafen Dieters.

„Du bist was Du bist," sagte sie auf seine lächelnde Frage. „Was Deine Väter waren, ist mir gleichgültig, bis auf das eine, daß sie eben Deine Väter waren."

„Bist Du gar nicht stolz auf Euren Adel?"

„Auf den Titel? Nein. Wüßte nicht warum. Die Martins und die Dietrichs droben haben länger als angestammte Herren auf ihren Höfen gesessen, als wir."

„Du hättest nicht lieber, ich wäre ein Graf?"

„Nein. Ich kann Dich nur als Pfarrer denken."

Über dem Grafen fiel ihr der Vetter Max ein, und sie erzählte leise, was sie gestern morgen beim Abschied erlebt hatte.

„Er sagte, ich wäre schlecht!"

Vacha erinnerte sich sogleich deutlich des schlanken jungen Reiters, dem er neulich unmittelbar nach der Trennung von Gunne begegnet war. Die hübsche Haltung, der gute Sitz zu Pferde waren ihm aufgefallen. ‚Roß und Reiter wie aus einem Guß,' hatte er gedacht.

Das war der Graf Gereuth gewesen, wie er jetzt wußte. Heut' bei Tisch war noch viel von ihm die Rede gewesen.

Es war ihm gar nicht unangenehm zu erfahren, daß er, der arme Dorfpfarrer, ohne jede Mühe diesen an Rang und Gütern so sehr überlegenen Bewerber ausgestochen hatte.

Ganz gewöhnliche Manneseitelkeit regte sich in ihm.

„Er liebt Dich auch," sagte er milde.

„Ach bewahre!" rief Gunne errötend.

„Ach jawohl!" ahmte er ihren Ton nach. „Sonst hätte er nicht so zu Dir gesprochen. Und warum auch nicht? Ist es denn etwas ganz Unerhörtes, Dich zu lieben, meine

kleine Gunne? Denkst Du, das sei ein Kunststück, auf das nur ich mich verstehe."

Gunne fühlte Entzücken über seinen scherzenden Ton. Es war das erste Mal, daß sie ihn scherzen hörte, und es brachte ihn ihr menschlich viel näher.

Lachend entgegnete sie: „Ach Du! Liebst Du denn? Du läßt Dich nur lieben?"

„Meinst Du?"

„Ja. Eigentlich bist Du ja doch nur ein steinerner Mönch, wie der dort."

„So?"

„Ja."

Er griff nach ihr. Sie lief lachend fort. Er holte sie rasch ein, nahm sie gefangen und küßte sie stürmisch.

„Das war für den steinernen Mönch."

Sie war außer Atem, als er sie losließ; ihr Gesicht glühend, ihr Haar zerzaust, ihr weißes Festkleidchen verdrückt.

„O Du!" sagte sie verwirrt, ging auf das Anlegebrückchen und sprang in den Nachen.

„Soll ich Dich Kahn fahren?"

Ihm war es recht.

Der Teich, den die kleine Hundsbach füllte, war nirgends tief, aber, da Zu- und Abfluß starkes Gefäll hatten, klar. Das flache Boot wurde mit einer Stange fortbewegt.

Gunne stand und stieß die lange Stange auf den Grund wie ein venezianischer Gondelführer. Dann schoß der Kahn jedesmal eine Strecke weiter.

Sie sah köstlich aus in ihrem weißen, weichen Kaschmirkleid, mit dem jungschönen Wuchs und den wunderbaren Farben.

‚Ihre Lippen sind ganz unwirklich rot!' dachte er, sie anstaunend.

Er mochte nicht mehr reden.

„Kannst Du singen, Gunne?"

„Ja, — so wie man von selber singt."

„Sing mir ein Lied! Ja?"

Sie begann sogleich ohne jede Ziererei. Mit halblauter wohltönender Stimme sang sie ein Volkslied. Sie sang ungeschult, aber mit natürlichem musikalischen Gefühl und mit Seele. Gar lieblich klang die träumerische Weise zu dem Plätschern des Wassers. Ihre Augen schauten über ihn fort, wie in die Ferne. Sie nahmen nur einen konzentrierten Blick an, wenn es einmal zu steuern galt.

So glitten sie unter dem zartgrünen Gehänge der Trauerweiden rund um das Inselchen. Eine breite Schilfwand trennte sie vom Lande. Das Wasser schimmerte im Schatten der Weiden dunkelgrün und goldig. Wunderbare flimmernde Lichter spielten darin. Schilf und Weiden warfen deutliche Spiegelbilder. Leise, wie ein Flüstern, klang das Plätschern des Wassers an den Nachenwänden. Es war wie ein Märchentraum!

„Sing weiter!" bat Vacha, als Gunne ihr Lied beendet hatte. Und sie sang ein anderes.

Vacha versank in wonnevolles Träumen. Ihm war, wie einem, dem sich nach überlanger qualvoller Muskelanspannung die Glieder im warmen Bade lösen.

‚Das ist das Glück des Paradieses,' fühlte er. ‚Und ich will es einmal kosten, — ich will!'

29.

Dem glücklichen Pfingstsonntag folgte ein fast noch schönerer Pfingstmontag.

Als Vacha in der Dietenhäuser Kirche die Kanzel betrat, bemerkte er im herrschaftlichen Stand sogleich Gunne.

Das elektrisierte ihn. Er sprach so schön, daß er nicht nur Gunne und den alten Grafen, sondern auch die ihm abholde Gräfin Gabriele entzückte.

Auch Höllen war nach Dietenhausen gekommen, um den zukünftigen Schwiegersohn predigen zu hören.

Vater und Tochter nahmen ihn im Wagen mit nach Klostergauschach.

„Wir wollen nach Tisch einen gemeinsamen Waldspaziergang machen," berichtete Gunne glückselig, „über den Martinshof nach den Teufelsäckern. Dort hat man in der ganzen Gegend den schönsten Fernblick. Leonharts kommen auch."

Die Sonne lachte, die Dorfleute standen in ihrem besten Putz auf der Gasse, es roch nach Blüten und nach Kuchen, alles schien zur Freude gestimmt.

Gunne lachte, grüßte, plauderte, liebkoste ihren Vater und neckte Vacha, der ihr im Landauer gegenübersaß, ganz kecklich.

Und er konnte den Blick von ihren lachenden Augen, von den vollen, kirschroten Lippen gar nicht lassen.

Wie wonnevoll war das Leben! —

‚Gott sei Dank,' dachte Höllen, ‚sie ist die Stärkere. Sie wird ihn besiegen.' —

Obzwar nicht von der Verlobung ge-

sprochen wurde, war die Umgebung über die Tatsache nicht mehr im Zweifel.

Höllens Wunsch, die Sache vorerst geheim zu halten, war einfach gescheitert, an Gunnes Unvermögen, noch formell mit Vacha zu verkehren. Sie hatte ihn vor aller Ohren „Georg" und „Du" genannt und war dann dunkelrot geworden, was die Sache nicht besserte.

So wünschte man mehr oder minder verstohlen Glück.

„Wer hätte so 'was Vernünftiges von diesem Finsterling gedacht!" sagte Leonhart höchst erfreut; „jetzt glaub' ich, daß aus dem Mann noch etwas werden kann!"

Vachas Eispanzer schien wirklich geschmolzen. Er gab sich ungezwungen und von einer Liebenswürdigkeit, die alle bezauberte.

Aber selbst Biensaam glänzte heute vor Glück. Das Rauschen der Waldbäume, unter denen er geruht, hatte ihm eine Liebesszene eingeflüstert, die der Glanzpunkt seines Ritterdramas zu werden versprach. Es war etwas Triumphierendes in seinem Wesen, denn er sah sich im Geiste von der Gloriole unsterblichen Dichterruhms umschwebt, und er fühlte sich sehr erhaben über die Alltagsmenschen um ihn herum, die sich so banal vergnügten.

Er war unter den Erwachsenen der einzige, der blind und taub blieb für das, was sich vor seinen Augen zwischen Gunne und Vacha abspielte. Er merkte nichts.

Viel zu früh für Gunne nahm dieser zweite Feiertag ein Ende. —

Wenn in den nächsten Tagen von Max Gereuth die Rede war, wurde Gunne jedesmal rot. Das Peinlichste war, daß die Mama, sobald sie ihn nannte, ein wehmütiges Gesicht machte und in ihrem sentimentalsten Ton sagte „der arme Max".

Gunne empfand dies als eine gräßliche Unzartheit; sie wußte auch, daß dem Vater diese Art Mitleid zu äußern, wenn man den Betreffenden vor Mitleid wenigstens hätte schützen mögen, so peinvoll war, wie ihr selbst.

Aber Natalie fühlte anders.

Einmal fragte Hilmar: „Warum sagst Du immer ‚arm', Mama? Ist der Max denn arm?"

Natalie seufzte. „Davon verstehst Du noch nichts."

„Warum versteh' ich es denn nicht?" forschte er ungläubig.

„Frag nicht so viel! Weißt Du was? Ein Narr fragt mehr, als zehn Kluge beantworten können."

Hilmar wandte sich seiner Schwester zu, die ihm nicht so abweisende Antworten gab. „Gunne!" rief er verwundert, „Du bist ja auf einmal fuchsfeuerrot geworden!?"

Gunne verlor alle Fassung und brach in Tränen aus.

„Dummer Junge!" schalt Natalie, „jetzt geh 'mal gleich aus dem Zimmer."

„Was hab ich denn getan, Mama?!" rief Hilmar in gekränkter Unschuld.

„Du sollst nicht so naseweis sein!"

Wenn etwas dem ehrliebenden Knaben unleidlich war, so war es die Bezeichnung „naseweis". Einen bestimmten Begriff machte er sich nicht davon; er wußte nur, daß die Erwachsenen es verächtlich sagten, wenn er ganz vernünftige Bemerkungen machte.

Heulend vor ohnmächtigem Zorn zog er ab. Aber er machte doch eine Nutzanwendung: „Wenn jemand Erwachsenes rot wird, darf man's beileibe nicht sagen." Es schien etwas schwer Beleidigendes zu sein, so etwas laut zu sagen. Aber vergeblich sann er über das Warum.

Er lief nach dem Hof, um in den Ställen, bei Knechten und Vieh Vergessenheit zu suchen.

Aber im Garten schon kam Gunne ihm nach. Sie legte freundschaftlich den Arm um seine Schultern. „Hil!"

Er schmiegte sich ihr zärtlich an. „Ich wollte Dich wirklich nicht ärgern, Gunne!"

„Das weiß ich ja, Hil. Du bist doch mein lieber Junge."

„Aber warum wurde die Mama nur so furchtbar böse?"

„Weil ich so dumm war und anfing zu heulen."

„Warum denn, Gunne?!"

„Ich schämte mich so."

Hilmar hätte gar zu gern weiter geforscht, warum Gunne sich schämte. Aber ein Gefühl, daß etwas ihr Peinliches zu Grunde liegen müsse, ließ ihn schweigen.

„Es war dumm von mir," fuhr Gunne fort, „denn es ist gar nicht schön, so loszuheulen, wie ein kleines Kind, was noch nichts anderes kann. Wir Größeren müssen uns beherrschen. Nicht wahr?"

„Mädchen brauchen ja nicht," tröstete er. „Mädchen dürfen weinen, sagt Herr Bienſaam, und Jungen müſſen männlich ſein."

Gunne lachte. „Herr Bienſaam meint, alle Mädchen wären ſchwach. Man weint nämlich nur, wenn man ſchwach iſt, weißt Du."

„Ich werde nie mehr weinen!" erklärte Hilmar.

„Ja, dann mußt Du aber ſehr ſtark werden, ſonſt kannſt Du Dich nicht immer richtig zuſammennehmen."

„Ich habe doch am Sonnabend ſchon 64 Pfund und 200 Gramm gewogen! Ich werde bald ſo ſtark ſein, wie die Brüder! Aber ich will ſo ſtark werden, wie ein Pferd, — wie der Vetter Max."

Beide verſtummten plötzlich.

Dann fragte Hilmar vertraulich: „Sage mir doch, Gunne, warum iſt der Max eigentlich arm? Er hat doch ein großes Gut, zehnmal ſo groß wie Kloſtergauſchach, ſagt der Papa. Dann iſt er doch reich?!"

„Seine Eltern ſind aber ſehr alt und krank und darum iſt es vielleicht ein bißchen traurig für ihn in Ingelfingen. Und die Mama denkt, daß er lieber hier ſein möchte."

„Er kann ja wiederkommen."

„Vielleicht nicht. Seine Eltern brauchen ihn doch. Es gibt viel Trauriges im Leben, was ſich ſchwer verſtehen läßt. Und es nutzt nichts, darüber zu grübeln und zu ſeufzen. Aber der liebe Gott weiß ganz genau, daß es ſo ſein muß und warum gerade ſo."

Sie ſagte das ſo einfach, daß es dem Kind durchaus einleuchtete. Er fühlte auch dunkel aus ihrem Ton die ehrerbietige Scheu, an Dinge zu rühren, die ſich dem Menſchenurteil entzogen. Es war nur ein unbeſtimmtes Gefühl, doch genügend, um ein weiteres Forſchen nach Max Gereuths Mitleidswürdigkeit für ihn gänzlich auszuſchließen.

An demſelben Tag zeigte der Vater Gunne eine Stelle in einem Brief, den er von dem Neffen aus Ingelfingen erhalten hatte.

„Dieſe Stelle iſt für Dich," ſagte er dabei.

Sie las unter heißem Erröten in des Vetters ungeübter Handſchrift: „Gunne bitte ich, mir die dummen Worte, die ich ihr beim Abſchied noch geſagt habe, zu verzeihen. Ich war ein Eſel. Was kann ſie dafür? Sie ſoll lieb ſein und mir's nicht nachtragen. Sag' ihr, daß ich ihr alles Gute wünſche."

30.

Gräfin Gabriele Dieters hielt es für das Allernotwendigſte, das Pfarrhaus von Wüſtenkaltheim genau zu beſichtigen.

Fand man es für Gunne Höllens zukünftige Wohnung einigermaßen brauchbar, ſo mußte jedenfalls ſchon jetzt mit eingreifenden Ausbeſſerungen und Veränderungen begonnen werden.

Schlimmſtenfalls mußte ein Neubau beantragt und ſo ſchleunig wie möglich in Angriff genommen werden.

Gabriele bewunderte Heinrich Höllen und war ihm in warmer Freundſchaft ergeben. Natalie fand ſie freilich „eine dumme Pute", die das Glück, einen ſo prachtvollen Mann zu haben, gar nicht verdiente, aber auch mit ihr ſtand ſie ſich äußerlich ſehr gut.

Und es erſchien ihrem Betätigungsdrang durchaus natürlich, etwas von den praktiſchen Angelegenheiten, Gunnes zukünftige Exiſtenz betreffend, in ihre Hand zu nehmen.

Sie fühlte ſich dabei als Kirchenpatronin von Wüſtenkaltheim, obwohl in Wahrheit das weit bevölkertere, größere Wüſtenkaltheim die Muttergemeinde und das kleine Dietenhauſen Tochtergemeinde war. —

Alſo ſetzte ſie ſich eines ſchönen Juninachmittags in ihren Wagen und fuhr, den Kopf voll Beglückungs- und Verbeſſerungsplänen, hinauf nach Wüſtenkaltheim.

„Halten Sie zuerſt beim Gemeindehaus, Lorenz."

Das helle Haus grüßte freundlich. Aber wie klein die Blätter hier noch waren gegen die im Tal! Wie dürftig das Laub! Wie ſpärlich die Blumen! Und Obſtbäume ſah man gar nicht.

Der Wind ſtrich hier oben ſo ſcharf und kalt vom hohen Moor herüber!

Sie ſchüttelte den Kopf.

Nein, hier durfte Gunne auf die Dauer nicht leben! Der Sommer war hier zu kurz. Er kam ſo ſpät, und die Herbſtſtürme und Winterkälte ſetzten deſto früher ein.

Man mußte den Herren vom Konſiſtorium nahe legen, eine gute Stelle, die von Kloſtergauſchach nicht gar ſo weit ab lag,

für Vacha freizumachen. Das konnten sie schon, wenn sie wollten, und sie sollten wollen.

Das Vorfahren eines herrschaftlichen Wagens rief die Schwester Christine vor die Haustür. Auch die stämmige, hübsche Rose kam und lugte neugierig der Schwester über die Schulter.

„Ich muß mich doch 'mal nach Ihnen umsehen, Schwesterchen!" rief die Gräfin in ihrer leutseligen Manier. „Wissen Sie, wann ich das letzte Mal hier gewesen bin? Das erste und letzte Mal noch dazu! — Das war bei dem Einweihungsfest. Es ist ein Skandal eigentlich."

Die Schwester seufzte.

„Ja, ja, und damals war der Pfarrer Emmerich schon so elend und seine Frau auch."

„War es der Sozialist oder der Gastwirt?" fragte die Gräfin ernst.

Sie wußte, daß es weder der eine noch der andere gewesen war, aber die Erwähnung der beiden Entgleisten gehörte in der Dietersburg zu den stehenden Scherzen.

„Ach nein, der Pfarrer Emmerich mußte ja nur wegen seiner Gesundheit fort!"

„Jetzt entsinne ich mich. Ja wohl. Er hatte so 'ne nette kleine Frau."

„Na, sie war ja recht lang; aber brustleidend."

„Sagen Sie 'mal, Schwesterchen, wie lebt sich's eigentlich mit unserem jetzigen Pfarrer?"

„Sehr gut," meinte die Schwester Christine gleichmütig. „Er ist ein bißchen scharf; aber das wird ja nun besser werden, wenn er heiratet."

Gabriele antwortete hierauf nichts, denn sie fand, daß von dieser noch nicht offiziellen Verlobung nicht gesprochen werden durfte.

Sie trat aus dem Flur in die geräumige und helle Küche. Ach, wie viel netter sah's hier aus, als in der dunkeln alten Küche der Dietersburg!

„Ei, das ist ja alles blitzblank!" lobte sie.

„Das muß sein," meinte die Schwester ruhig.

Auf dem Tisch am Fenster im Wohnzimmer lagen weiße Wäsche und Nähzeug.

„Aha! Ich habe Sie eben im Ausbessern unterbrochen," sagte heiter die Gräfin und griff das Stück Wäsche, das neben dem Arbeitskörbchen der Schwester lag, auf.

Es war ein feines weißes Oberhemd.

„Dem Herrn Pfarrer seins?"

„Er ist heut' nach Kaltenfranken 'runter," sagte die Schwester Christine mit schlauem Augenblinzeln. „Da merkt er's nicht. Gestopft müssen die dünnen Stellen doch werden."

„So?" meinte die Gräfin zerstreut. Es war ihr ja ganz gleichgültig, ob Vachas Hemden ausgebessert wurden und von wem, aber daß er nicht zu Hause war, verstimmte sie. Damit hatte sie gar nicht gerechnet.

„Ist das Pfarrhaus offen?" fragte sie.

„Ja. Er schließt nie ab. Das Valtiche ist auch meistens da."

„Wer ist das?"

„Der Knecht."

„Sagen Sie 'mal, Schwesterchen, wie ist es denn bei Ihnen mit den Läusen?"

Seit Gabriele auf diesem Gebiet Spezialkenntnisse gesammelt hatte, gehörte es zu ihren derzeitigen Steckenpferden.

Schwester Christine wußte denn auch allerlei zu berichten.

„Die Leute fragen so wenig danach!" klagte sie. „Wenn ich zu 'ner Mutter sag': ‚das Kind hat Läus',' sagt sie seelenruhig: ‚ja, die hat se immer.' Aber am schlimmsten sind die Kleiderläuse! Wenn man da 'mal welche mitbringt, die wird man zu schwer los!"

Gräfin Gabriele war in ihrem Element, wenn sie praktische Ratschläge erteilen konnte. Das tat sie denn auch jetzt aufs eifrigste.

Es machte ihr besondere Freude, kalt lächelnd Dinge zu erörtern, bei deren Erwähnung die Damen ihrer Welt schon halb ohnmächtig wurden. Sie fühlte sich als starker Geist.

Lorenz, der „zivilisierte" Kutscher, hatte inzwischen einen großen, mit Paketen vollgepackten Korb vom Kutscherbock herab der Rosel zugereicht.

„Für eure Wüstenkaltheimer Hungerwänste," sagte er lachend.

„Haben immer noch mehr Grütze im Kopf wie eure dummen Dietenhäuser in den Bäuchen," parierte die Rose.

Das schien den beiden ein artiges Scherzen, welches sie auf demselben zartgestimmten Ton fortsetzten, bis die Gräfin wieder an den Wagen kam.

„Nun packen Sie die Bescherung in Ruhe aus," sagte diese gönnerhaft, indem

sie auf den Korb wies, der neben der Rose stand.

Dann stieg sie in den Wagen.

„Nach der Pfarre, Lorenz!"

„Der Herr Pfarrer kann aber noch lange nicht zurückkommen," bemerkte die Schwester Christine.

Gabriele streifte sie mit einem kühlen Blick, welcher ausdrückte: ‚Habe ich gefragt?'

Der Wagen fuhr langsam die noch ansteigende Dorfstraße hinauf.

Vor einigen Türen saßen junge Mädchen beim Strohflechten. Sie flochten viele Meter lange, schmale Strohbänder. Alte Weiblein, deren steife Finger zum Flechten nicht mehr taugten, schleppten die geflochtenen Streifen dann in ihren schmalen, gerundeten Tragkörben viele Stunden weit nach den Strohhutfabriken einer Stadt.

Viele Stunden des Tags flochten diese mageren Mädchen unablässig und erhielten dann wenige Pfennige.

Gabriele aber freute sich an dem hübschen Bild häuslichen Gewerbfleißes und nickte den jungen Flechterinnen huldvoll zu.

Das Pfarrhaus lag so versteckt in seiner Schlucht, daß man es erst zu sehen bekam, wenn man dicht davor war.

Mit seinem hohen, moosüberwucherten Schindeldach, dem altertümlichen Fachwerk zwischen kleinen Fenstern und dem steinernen Unterbau sah es aus, wie aus einem Bild gestohlen.

Gabriele sah jedoch auf den ersten Blick, daß es ungesund und feucht war.

Wasser triefte von den felsigen Wänden der Schlucht, in der die kleine muntere Gaua über Steingeröll sprang. Die Steinmauern des Hauses selbst waren grün bemoost, rissig und feucht. Überall drängte sich Gras und Kraut zwischen dem Gestein hervor. Alles das war wohl romantisch, fand Gabriele, aber zum Wohnen ganz unmöglich. Unbegreiflich, daß der patente Bacha, der an seiner Person einen so zivilisierten Eindruck machte, dies aushielt!

Sie stieg aus.

Nahe dem Haus schichtete ein seltsamer kleiner Mensch dürres Tannenreisig auf.

„Guten Tag, guter Freund," sprach die Gräfin ihn an. „Ihr seid wohl der Pfarrknecht?"

Das Baltische starrte und staunte.

Diese Dame! Dieser Wagen! Dieser Prächtige auf dem Kutschbock!

„Gott's Donner! Gott's Donner!" rief er und grinste froh.

„'s ist nicht ganz richtig mit ihm, Durchlaucht," erlaubte sich der Lorenz zu bemerken.

Die Gräfin schüttelte den Kopf.

„Behalten Sie den Menschen im Auge, Lorenz, daß er mir nicht ins Haus nachgeht," sagte sie.

Bei all ihrer Tapferkeit war ihr der Gedanke, allein mit diesem Blödsinnigen in dem leeren Haus zu sein, gruselig.

„Zu Befehl, Durchlaucht," rief der Lorenz ihr nach. Sie war eingetreten, denn die Türe stand weit offen.

Die breiten, unbehauenen Steinplatten im Flur waren feucht.

Hu! Was huschte da eben? — Eine Ratte!

Sie öffnete die nächste Tür: ein leeres Zimmer, die Fenster blind, der Fußboden löcherig, die Wände bis oben mit Schimmel überzogen!

Es roch wie in feuchten Kellern.

Ein anderes Zimmer und eine verfallene, unbenutzte Küche waren nicht viel besser. Und überall Rascheln, Mäusespuren, Modergeruch.

Nein, diesem Bacha mußten andere Begriffe von menschenwürdigem Dasein beigebracht werden, ehe er daran denken durfte, Gunne Höllen heimzuführen! Das war klar.

Kopfschüttelnd, ihre Kleiderröcke möglichst dicht an sich nehmend, stieg sie die Treppe hinauf.

Im obern Flur war es hell und auch sauber.

Wieder öffnete sie die nächste Tür.

Aha! Hier wohnte er. —

Mit einemmal fühlte sie sich als Eindringling. Sie fühlte: hier hätte sie Kehrt machen sollen. Aber niemand sah sie. Die Verlockung, sich hier, in seinem Reich, umzusehen, war zu groß. So redete sie sich ein, es sei in Gunnes Interesse nötig.

Sie stand in einem geräumigen Eckzimmer, dessen Wände weiß gestrichen waren. Hier und da ein einzelnes Bild: eine Reproduktion des Uhdeschen Abendmahls, eine schwermütige Kiefernlandschaft, die Kopie eines Sascha Schneider: „Um eine Seele."

Nahe dem einen Fenster stand ein gro-

Am Bahnübergang. Nach dem Gemälde von Prof. Fr. Kallmorgen-Karlsruhe.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast 1902.)

ßer rechteckiger Tisch mit Schreibtisch-Ausrüstung.

Einige Bücher standen darauf. Gabriele las die Titel: Tolstoy, Lagarde, Carlyle, Sören Kierkegaard; Goethes Faust, der Hamlet in der schönen kleinen Tempelausgabe und Shakespeares Sonette.

Außerdem lagen einige theologische Zeitschriften da und eine sehr abgenutzte Bibel.

Ein großes Regal voll Bücher stand an einer Wand.

Sonst wenig Möbel. Ein paar Stühle, ein kleiner einfacher Tisch und das alte ausgesessene Ledersofa, welches von Paulus Strut zurückgeblieben war. Einfacher konnte es kaum sein!

Ein strenger ruhevoller Ernst schien hier zu wohnen, der etwas Mönchisches hatte.

Die Fenster standen alle weit offen. Die Luft war sehr rein. Keine Spur von Tabaksgeruch. Vacha rauchte offenbar nicht.

Aber der dicke Kachelofen war geheizt.

‚Ja, hier wird er wohl acht, wenn's ungünstig kommt, auch neun Monate ununterbrochen heizen müssen,' dachte Gabriele.

Sie öffnete sacht die Tür ins Nebenzimmer.

Eine eiserne Bettstelle in der Mitte des Raumes, freistehend, ein großer Kleiderschrank, ein großer Spiegel, eine große Kommode, eine Gummibadewanne, zwei Eimer mit Wasser ꝛc. Hier, im Schlafzimmer herrschte moderne Hygiene und sogar einiger Komfort.

Gabriele fing an, für den Bewohner dieser Räume lebhaftes Interesse zu fühlen. Sie spürte überall das genau Berechnete, Durchdachte. Alles war hier Absicht und Bewußtheit, selbst die Einfachheit war nicht eigentlich einfach, nicht primitiv, sondern raffiniert.

Sie empfand eine der ihren verwandte Natur und war sich doch seiner geistigen Überlegenheit bewußt. Das reizte sie ungemein.

‚Ich werde seine Freundschaft *suchen*,' dachte sie, während sie seine Kämme, Bürsten und andere Toilettenutensilien betrachtete.

Auf einmal ging ihr der Gedanke durch den Kopf: ‚Wenn er zufällig früher von Kaltenfranken zurückkäme und jetzt hier einträte!'

Unsäglich beschämt würde sie sich fühlen! War es nicht schon beinah Hausfriedensbruch dies Herumstöbern in seinen Privaträumen? Jedenfalls sollte er es nie erfahren.

Sie eilte, wie gesagt, die Treppe hinunter und an ihren Wagen, denn die Vorstellung, daß er plötzlich da sein könne, ließ sie nicht mehr los. Erst als sie wieder in den altgoldfarbenen Seidenpolstern ihres Wagens saß, fühlte sie sich gesichert.

„Nach Hause, Lorenz!"

31.

Die freie, genußfähige und genußfrohe Feststimmung hatte bei Vacha gerade bis zum Morgen des Dienstag angedauert.

An diesem Dienstag erwachte er mit einem schrecklichen Ekel an sich selbst. Ihm war, als habe er sein höchstes Ideal um ein paar Spielpfennige verraten.

War er denn so erbärmlich, daß die erste Versuchung ihn schon wieder in Gefahr brachte, gierig beide Hände nach den Freuden der Welt auszustrecken und gedankenlos in Wohlleben zu versinken? —

Er sah die geplagten, schlechtgenährten Männer, denen er neulich den Adel der Armut und des Leidtragens vorgehalten hatte. Wie sollten sie ihm glauben, — ja, woher sollte er die Stirn nehmen, weiter in diesem Sinn zu ihnen zu sprechen, wenn er selbst hinging in die Häuser der Genießenden und sich's wohl sein ließ!

‚Der Geist, der ein solches Haus beherrscht,' dachte er, ‚ist zu stark für den einzelnen. Er umhüllt innerhalb seiner Grenzen, wie eine Atmosphäre, die man aus- und einatmen muß und die unter ihre Gesetze zwingt. In Klostergaufschach wird man heiter und neigi dazu, sich gehen zu lassen; in der Dietersburg wird man zugeknöpft und förmlich. So sind wir leider «ein Spiel von jedem Druck der Luft», — darum war der Mann mit dem unvergleichlich liebevollen Herzen in diesem Punkt auch unerbittlich streng. Vater, Mutter und Geschwister sollen wir verlassen und ihm nachfolgen.

Woher nehmen wir, die wir uns zu seiner Lehre bekennen, die Dreistigkeit, alle diese außerordentlich deutlichen Worte nach unserem Belieben umzudeuten?!' — —

Jetzt wollte er Buße tun.

Er legte sich ein dreitägiges Fasten auf. Kein Morgenkaffee, keine Milch, kein Fleisch, nichts. Ein paar Bissen trockenen Brotes und von Zeit zu Zeit einen Schluck Wasser, um den Magen zu beschwichtigen, sonst nichts.

Am Vormittag erschien ein kleiner Botenjunge, der ein Briefchen von Gunne brachte und einen Korb voll Blumen. Doch unter den Blumen lagen Stöße von Kuchen, Äpfel und frische, schneeweiße Eier!

Gunne schrieb:

„Lieber, lieber Georg! Iß, was in dem Korb steckt, und komm bald! Iß die Eier, die unsere guten Hühnchen gelegt haben, zum Frühstück, bitte! Ich hab' sie selbst aus den Nestern geholt, und sie waren noch warm von der Henne. Und die Äpfel zum Vesper. Ich sehne mich unbeschreiblich nach Dir. Es ist kein Leben, wenn Du nicht bei mir bist. Komm recht bald, Du Liebster!

Deine Gunne."

Er antwortete sogleich:

„Meine geliebte Gunne! Festtage dürfen nicht zu etwas Alltäglichem werden. Wir sind nicht auf Erden, um unserer Lust willen, nicht wahr? Ich muß eben jetzt hart an mir arbeiten, um nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren. Darum will ich Dich vor Sonntag nicht wiedersehen. Du weißt: wir sind *nicht* zur Freude da. Richte Deine Gedanken in diesen Tagen nicht auf mich, sondern auf Gott. Lies die Tolstoische Auslegung der Bergpredigt, die ich Dir mitschicke, und versenke Dich in diese ewigen Wahrheiten. Wir wollen uns am nächsten Sonntag darüber unterhalten.

Für Deine lieben Gaben danke ich Dir, Du Gute! Deine Blumen sollen mir im Zimmer duften und mir von Dir sprechen. Das andere sende ich ins Gemeindehaus, daß es die Schwester Christine unter die Bedürftigsten unserer Armen austeilt.

Denkst Du noch an das, was wir gestern früh in der Dietenhäuser Kirche sangen?

‚O Herr, durch dein' Kraft uns bereit'
Und stärk' des Fleisches Blödigkeit,
Daß wir hier ritterlich ringen,
Durch Tod und Leben zu dir dringen.'

Ja, laß uns ritterlich ringen, mein geliebtes Mädchen!

Dein Georg."

Als er dem kleinen Boten dies Schreiben nebst der Tolstoi-Schrift überliefert hatte, ward ihm wohler. Das bedeutete doch wieder einen Schritt auf *seinem* Wege.

Er kasteite sich. Die Kranken und die Armen besuchte er und sprach den Übertretern ins Gewissen. Er suchte den Berndt auf der Hut bei seiner Schafherde auf und redete so lange zürnend auf ihn ein, bis dem hübschen Burschen himmelangst wurde, so daß er heilig versprach, die Marthe Kohlhas, die das Kind von ihm hatte, bald zu ehelichen, und wenn er sich noch so sehr schinden müßte. — Gab es gerade nichts zu tun, so streifte Vacha, seinen Gedanken nachhängend, durch die Wälder, oder er lag, ganz matt und schwach vom Hungern, auf seinem Bett.

Sein Erscheinen zu den Mahlzeiten im Gemeindehaus sagte er ab, und die Schwester Christine murmelte vor sich hin: „Mein Herr Pfarr' hat 'mal wieder den Koller."

Ihm ging es aber mit Gunne so: Ihre lebendige Gegenwart wirkte stark auf ihn und eigentlich mit jeder halben Stunde des Beisammenseins stärker. Sie löschte etwas in ihm aus und zündete etwas anderes in ihm an. Was sie auslöschte, war sein waches Wollen und Urteilen; was sie anzündete, seine Sinnenlust. So hatte sie ihn stets, ohne ihr Wissen und Wollen, sich selbst untreu gemacht. Und wenn er sie in seinen Armen hielt, ja wenn er sie nur vor sich sah, betäubte sie sein intellektuelles und moralisches Ich dermaßen, daß er sein Seelenheil ruhig für die Lust, die sie ihm bot, hingegeben hätte. Sowie er ihr aber fern war, wich der Sinnenrausch, und dann fühlte er keine Sehnsucht nach ihr, — gar keine! Die Vorstellung der Wiedervereinigung peinigte ihn sogar. Wie mit Zentnergewichten zog sie ihn ja zum Irdischen herab! Er fühlte, daß er seine ganze Kraft zusammennehmen mußte, um sich zu behaupten!

Seinem Geist aber bot sie nichts. Sie war warmherzig, freimütig, kindlich und einfach. Das machte sie liebreizend, aber es beschäftigte die Gedanken nicht.

Manchmal verabscheute er sich selbst um solcher kritischer Erwägungen willen. Allein in seinem Zimmer, konnte er plötzlich laut: „Nein! Nein! Nein!" sagen, rasch, empört und heftig.

Diese Verlobung paßte nicht in seinen Weg und zwang ihn in eine ganz schiefe und halbe Rolle.

Aus einem Moment des Sichvergessens war ihm dies erwachsen, und nichts in der Welt konnte ihm nun die lebenslangen Folgen ersparen!

So streng richtete die göttliche Allmacht.

Ja, es war wirklich so!

Warum dieſe unerbittlich ſtrenge Ahndung deſſen, was ſo natürlich ſcheint?! Warum? Weil man ſich ſeinen Trieben offenbar nicht überlaſſen ſoll. Es ſieht nicht aus, wie Sünde, aber die Folgen laſſen es als ſolche erkennen. Auch das Trinken, wenn der Durſt ſo brennend iſt, ſieht nicht wie Sünde aus und doch . . .!

Am Mittwoch pilgerte er nach Kaltenfranken, um für den kranken Amtsbruder dort einige Beſuche in der Gemeinde zu machen. Es war ein langer heißer Weg, der ihm recht beſchwerlich fiel bei ſeinen durch Faſten reduzierten Kräften.

Am Donnerstag brachte ein Dietersſcher Diener ein Briefchen von der Gräfin: Elegantes dickes Briefpapier und eine große, ſteile, etwas engliſche Handſchrift.

Die Gräfin teilte ihm mit, daß ſie am geſtrigen Nachmittag vergeblich bei ihm vorgefahren ſei, daß ſie aber eine vertrauliche Unterredung mit ihm dringend wünſche und ihn daher bitte, bald einmal zu ihr zu kommen.

Lächelnd überlas er das Billet. Er meinte das kühle, hochfahrende und herriſche Weſen der ſchönen Frau in ihren Schriftzügen, wie in der Faſſung des Briefchens zu erkennen.

Eigentlich war er ihr ja noch Revanche ſchuldig, dafür daß ſie ihn damals an ihrem Tiſch ſo ſchlecht behandelt hatte.

Durch jene Erinnerung erwachte die Kampfluſt, die ſo ſehr in ſeiner Natur lag, machte ihn für den Augenblick alles andere vergeſſen und ſtimmte ihn froh.

Er ſagte ſich gleich für den anderen Tag bei der Gräfin an. —

Als er zur feſtgeſetzten Stunde, vom Diener geleitet, in Gabrielens Boudoir trat, rief ſie: „Ums Himmels Willen, lieber Pfarrer, ſind Sie denn krank?“

„Durchaus nicht.“

„Aber erlauben Sie mal . . . Ihr Ausſehen . . .?“

„Eine leichte Magenverſtimmung.“

Sie hatte die Gnade, ihn zu necken.

„Hören Sie 'mal, Sie ſcheinen mir doch ein recht leichtſinniger junger Mann!“

Sie doktorte und protegierte nun einmal für ihr Leben gern. Sobald ihr jemand krank oder hilfsbedürftig ſchien, war er ihres wohlwollenden Intereſſes ſicher.

Vacha hatte hochmütige Kälte erwartet und ſah ſich ſtatt deſſen faſt zärtlich umſorgt! Sie nötigte ihn in einen raffiniert bequemen Lehnſeſſel und ließ ihm Chinawein bringen. Seine Einwendung, daß er keinen Wein trinke, nie und niemals, wollte ſie heute nicht gelten laſſen.

„Es iſt Ihnen ganz notwendig. Sie müſſen.“

Doch da er bei ſeiner Ablehnung beharrte und auch alles andere, was ſie ihm anbot und anpries, entſchieden ablehnte, mußte ſie ſich damit begnügen, ihm Ratſchläge zu erteilen und Heilmittel zu empfehlen, was ſie mit Überzeugung und Dringlichkeit tat.

Vacha hatte in der Tat üble Magenſchmerzen. Sein ſelbſtauferlegtes dreitägiges Faſten war abgelaufen und als erſte Mahlzeit hatte er heute mittag eine dicke Erbſenſuppe mit eingeſchnittener Rotwurſt und Mehlklößen bekommen. Und weil er ſich ſehr einer Kräftigung bedürftig fühlte, langte er tüchtig zu. Das hatte aber der überhungerte Magen grimmig übel genommen.

Natürlich erzählte er hiervon der Gräfin nichts. Er ſagte vielmehr etwas obenhin: „Sparen Sie ſich doch die Mühe, gnädigſte Gräfin, ich beſitze ja einen ausgezeichneten ärztlichen Berater in der Schweſter Chriſtine.“

Er erwartete, daß ſie jetzt ungehalten ſein würde, — aber nein.

„Sie haben recht,“ ſagte ſie mit Überzeugung. „Wem man einmal vertraut, dem muß man auch glauben und gehorſam ſein.“

Er ſah ihr ſo ernſt und ſinnend in die Augen, daß ſie anfing, ſich unſicher zu fühlen. Doch davon ließ ſie nichts merken, im Gegenteil: ihre Haltung wurde ſelbſtbewußter.

Sie lehnte ſich zurück, legte die ſchöngeformten, etwas großen, ringgeſchmückten Hände über die Armlehnen ihres Seſſels und beſann ſich auf das, was ſie eigentlich hatte ſagen wollen.

„Wir müſſen Sie alſo unbedingt von Wüſtenkaltheim fortbringen, lieber Pfarrer.“

Vacha war ſo überraſcht, daß er lachte.

„Wer muß, und warum?“

„Wer? Alle Ihre Freunde.“

„Ich habe keine Freunde.“

„Ich meine diejenigen, die ſich für Ihr und Gunnes Wohl intereſſieren.“

„Ach ſo!“

Jetzt wurde ihm das plötzlich erwachte freundſchaftliche Intereſſe für ſeine Perſon

verständlich. Für diese Menschen war er jetzt nur Gunnes Bräutigam.

Leise zogen sich seine Brauen zusammen.

„Damit müssen Sie sich nun schon vertraut machen," fuhr die Gräfin in schalkhaft liebenswürdigem Ton fort, „daß Sie als Schwiegersohn Heinrich Höllens in Zukunft zu den Unseren zählen. Sie heiraten in die Familie!"

„Was mir eine hohe Ehre ist," sagte er. Doch es klang so gewollt phrasenhaft, so kalt und geringschätzig, daß über seine wahren Empfindungen kaum ein Zweifel bleiben konnte.

Gabriele hätte ihm am liebsten etwas bis in den Staub Demütigendes gesagt. Aber sie wagte es nicht. Eine innere Stimme warnte sie. Er sah nicht aus, als ob er sich viel bieten lasse, und sie wollte es unter keinen Umständen ganz mit ihm verderben.

‚Weil er einmal in der Familie ist,' sagte sie sich selbst.

Im Grunde begriff sie diesen abstoßenden Stolz sehr gut.

Sie überhörte also anscheinend das Verletzende seines Tons und sprach mit der ruhigsten Unbefangenheit weiter.

„Ihr Pfarrhaus da oben ist ein zerfallendes Rattenloch und paßt für Eulen und Fledermäuse, aber nicht für Sie und noch viel weniger für eine junge Frau. Eine ungesunde Höhle ist es und für Gunne positiv unmöglich."

Vacha entgegnete gelassen: „Wir werden Ihnen beweisen, daß es möglich ist."

„Aber bester Herr Pfarrer," sagte sie nun doch etwas ungehalten, „glauben Sie, besser als ich beurteilen zu können, was einer jungen Frau zuträglich ist und was nicht?"

„Jedenfalls kann und muß ich allein beurteilen, was ich meiner Frau zumuten darf und was nicht."

„Da dürften aber doch Vater und Mutter Ihrer Braut ein sehr wesentliches Wort mitzureden haben!"

„Vor allem gewiß Gunne selbst," sagte er.

„Gunne selbst zählt nicht; denn die tut und will natürlich nur noch das, was Sie wollen. Das kennt man ja."

Er lächelte, und sein Blick senkte sich in den ihren.

„Nichtsdestoweniger ist sie die Einzige, die hier zu entscheiden hat."

„So?! Und mir, der mütterlichen Freundin, räumen Sie das Recht, mitzusprechen, nicht ein?!"

Er lächelte fein, beinahe weich. Sein eben noch sprödes, verschlossenes Gesicht nahm einen gewinnend liebenswürdigen Ausdruck an.

„Gnädigste Gräfin, ich habe Ihnen weder etwas einzuräumen, noch abzusprechen. Sie werden stets einen aufmerksamen Hörer in mir finden, wenn es Ihnen gefällt, mir etwas mitzuteilen."

Er hatte eben etwas durchaus Weltmännisches. Sie verstand ihn gut. Wenn er gesagt hätte: ‚Reden Sie meinetwegen, was Sie wollen, es ist mir ja ganz einerlei,' — sie hätte ihn nicht deutlicher verstehen können.

Er beleidigte sie, und er gefiel ihr. Er gefiel ihr so sehr, daß es sie aufregte.

Ein paar Sekunden sahen sie einander fest in die Augen. Es war wie eine stumme Herausforderung.

Dann sagte sie mit einer seltsam fern klingenden Stimme: „Sie wollen ein guter Christ sein und sind im Herzen ein ganz schlimmer Egoist."

„Ja, das ist allerdings so," antwortete er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen.

Dies unumwundene Eingeständnis befremdete sie. Sie fühlte seine Überlegenheit deutlicher als je. Sie selbst war stets bemüht, diejenigen Regungen ihrer Seele, die sie als Schwächen empfand, sich und anderen aufs sorgfältigste zu verbergen. Ihre Mängel offen einzugestehen, wäre ihr ganz unerträglich erschienen. Eine wie viel größere innere Sicherheit besaß dieser Mann!

Es reizte sie, ihn weiter zu sondieren. Wieviel würde er ihr zugeben? —

„Auch sind Sie eitel," sagte sie.

„Ja leider."

„Und über alle Maßen hochmütig."

„Nicht vor Gott."

„Sind wir nicht Gottes?"

„Ja."

„Kann man demütig vor Gott sein und hochmütig vor Gottes Kindern?"

Er antwortete nicht mehr, sondern blickte sie nur immer an.

Sie errötete langsam. Es war keine ungestüme Blutwelle, wie sie Gunnes Gesicht und Hals so jäh zu überfluten pflegte. Es war nur ein ganz feiner Schimmer, der

sich langsam ausbreitete, wie der Wiederschein der Abendröte auf Marmorbildern. In dieser Verwirrung wurde ihre strenge Schönheit zur Lieblichkeit.

Da sprach Bacha sehr sanft:

„Keiner kann aus seiner Natur heraus. Wir schleppen unsere sündigen Neigungen als unsere besondere Gefahr mit uns durchs Leben bis zum Grab. Je deutlicher wir uns ihrer bewußt werden, desto eher sind wir fähig, sie zu bewachen und sie zu zügeln, daß sie nicht uns niederzwingen, sondern wir sie. Aber — wir dürfen auch die Waffen brauchen, mit denen Gott jeden einzelnen von uns in besonderer Weise ausgerüstet hat. Nicht jeder kann so ruhig und frei durch das Leben gehn, wie der Freiherr von Höllen, den ich bewundere. Jeder kommt doch nur auf seine eigne Art weiter. Auch ich. — Auch Sie."

Sie seufzte tief.

Wie gut hatte er sie erraten. Er wußte, daß sie an sich selbst gedacht hatte, als sie von *seinen* Schwächen zu reden angefangen.

Und jetzt sagte er ihr: ‚Sei Du *selbst*, — trotz allem.' Ja, er verstand sie, und sie verstand auch ihn. Noch nie hatte ihr ein Mensch einen so tiefen Eindruck gemacht. Sie streckte ihm die Hand hin.

„Lassen Sie uns Freunde sein, Bacha."

Er nahm die Hand und behielt sie in der seinen. Aber sein Blick drückte eine Frage aus und ein Befremden.

Sie mußte noch mehr aus sich heraus gehen, so schwer es ihr wurde.

„Ich glaube ... Sie sind mir nötig," sagte sie.

„Nötig?" wiederholte er, wie in leisem Zweifel.

„Ja."

„Als Seelsorger?"

„Als Mensch! Ich wünschte, Sie könnten mir vertrauen!"

Er lächelte.

„Und gehorsam sein. Nicht wahr?"

„Ja. — Die ich liebe, stehen sich nicht schlecht dabei."

Er antwortete nichts mehr; aber seine Finger umschloffen ihre Hand mit kaum fühlbarem Druck, den sie gleichwohl bis in die letzten Nervenenden spürte. Aus seinem Blick sprach ein tiefes, warmes Interesse für sie.

Auf einmal ging es wie ein Zucken durch ihren Körper und gleich darauf veränderte sich ihre Haltung gänzlich.

Sie entzog ihm brüsk ihre Hand und richtete sich gerade in die Höhe.

Dann begann sie in nüchternem Geschäftston einen Plan zur Wohnbarmachung der unteren Räume seines Pfarrhauses zu entwickeln. Sie wolle streichen und dielen und Trockenösen brennen lassen und schon in allernächster Zeit die Handwerker schicken.

„Tun Sie, was Sie wollen, nur lassen Sie die Arbeit durch Wüstenkaltheimer machen. Ja?"

Noch vor einer Viertelstunde hätte er sich diese Einmischung höflich lächelnd verbeten.

Jetzt gab er in großer Sanftmut nach. Er dachte, daß es der Gräfin wohltuen werde, sich ein Weilchen mit diesen handgreiflichen Dingen beschäftigen zu können, — und das wenigstens sollte sie haben. Er meinte, es ihr schuldig zu sein. Denn er wußte, daß er eben in das Gemüt dieser stolzen und willensstarken Frau den Feuerbrand geworfen hatte, der so rasch zu entflammen und so schwer auszulöschen war!

32.

„Lieber Gott," rief Fräulein Bisolt, die Wirtschafterin auf dem Klosterhof, „in einer Woche drei Pfund abgenommen, Fräulein Gunne?!"

Sie rief es, während sie neben der großen Dezimalwage auf dem Futterboden kniete, wo es nach Staub und Kornmehl roch.

Noch einmal besichtigte sie genau die Gewichte. Es blieb dabei.

Mit zweifelnder Miene blickte sie zu dem Fräulein auf und dachte: ‚Das kommt von so 'ner heimlichen Verlobung! So 'was bringt ein Mädchen allemal 'runter.'

Aber Gunne stieg von der Wage herab und sagte fröhlich: „Das schad't ja nichts."

Der Vater schüttelte den Kopf.

„Nein, Gunne, das wollen wir doch lieber nicht fortsetzen."

Höllen ging jeden Sonnabendvormittag mit den Kindern auf den Futterboden, um ihr Gewicht festzustellen.

„Der Papa wiegt sein Jungvieh," sagte Hilmar stets zum Entsetzen seiner Mutter.

Biensaam versäumte fast nie, sich gleichfalls einzustellen. Es war diesem Herrn höchst interessant, ob er in der letzten Woche ein halbes Pfund zu- oder abgenommen,

oder ob er weder zu- noch abgenommen habe. Und das Resultat bereitete ihm eine Genugtuung, wie es ausfiel. Nahm er zu, so fühlte er Stolz auf seine männliche Kraft, nahm er ab, so kam er sich interessant und im Begriff, sich ganz zu vergeistigen, vor; war das Gewicht jedoch das gleiche geblieben, so konstatierte er mit hohem Interesse, daß dieses offenbar sein Normalgewicht sei.

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen," sagte der schelmische Leonhart dazu.

Vom Futterboden aus begab sich Biensaam mit Hilmar und Käthchen nach dem Pferdestall, wo ein neugeborenes Füllen zu sehen war.

Gunne schlenderte an der Hand des Vaters dem Hause zu. —

Sie war immer lustig, sang und lachte, spielte mit den Kindern und ging ihrer Hausarbeit nach. Niemand konnte ihr anmerken, wie sehr sie unter Vachas grundsätzlicher Zurückhaltung litt.

‚Wenn er sich halb so nach mir sehnte, wie ich nach ihm,' dachte sie, ‚dann fände er Zeit zu kommen, — trotz allem.'

Es schmerzte sie auch, daß er die kleinen Leckerbissen, die sie ihm schickte, nicht aß.

Sie hätte gern so viel für ihn getan, und er wollte nicht einmal das wenige von ihr annehmen, was sie zu geben im stande war!

Ihre Liebe, die beglücken und wärmen wollte und sich in heller Lust ausjubeln, mußte sich stumm und still in der Tiefe ihres Herzens zusammenkauern, wie ein Gefangener!

Auf ihre von Sehnsucht diktierten Briefchen antwortete er mit Moralpredigen.

Am letzten Sonntag war er zwar hier gewesen, aber gleich nach Tisch wieder fortgegangen, um in Kaltenfranken einige Taufen zu halten. Sie hatte nicht ein einziges vertrauliches Wort mit ihm sprechen können, und noch dazu waren Gabriele und Lies zu Tisch im Klosterhof gewesen.

Aber ihm schien es so gerade recht zu sein. Ja, sie wußte: es war ihm recht so, und sie mußte seine Beweggründe begreifen und ehren. Ja, sie mußte durchaus lernen, so zu empfinden wie er und das Leben so aufzufassen, wie er. —

Sie, die sonst immer so munter geplaudert hatte, besonders wenn sie allein mit dem Vater war, ging jetzt stumm an seiner Seite und war so tief in Gedanken, daß sie sich ihres Schweigens gar nicht einmal bewußt wurde. Vor der Haustür blieb sie stehen.

„Ja, Papa," sagte sie in einem Ton, als setze sie nur eine Unterhaltung fort, „ich hab' Forellen. Wie möchtst Du sie: blau oder gebacken?"

„Blau."

„Willst Du die Butter frisch oder klar?"

„Frisch."

„Du sollst alles haben, wie Du's am liebsten hast, Väterchen!" flüsterte sie ihm schelmisch und zärtlich zu. Dann eilte sie nach ihren Wirtschaftsräumen.

Höllen blieb in sorgenden Gedanken zurück. ‚Alles, wie ich es am liebsten mag,' dachte er, — ‚aber Dich? Dich?!' —

Nein, sie war nicht mehr so, wie er sie am liebsten hatte!

Alles geriet ihm. Im Stall stand heute das rassereine Fohlen taumelnd auf langen Beinen und versprach ein edles Tier zu werden. Seine Kühe gaben die reichlichste und fetteste Milch weit umher; seine Schweine wurden klotzig fett, und die Sauen ferkelten brav. Die Schafe brachten gute Wollpreise, der ‚Schafdirektor', der ab und zu angereist kam, um die Qualität zu prüfen, stellte der Wolle seiner schwarzköpfigen Gebirgsschafe glänzende Zeugnisse aus. Und auch mit dem Personal konnte er zufrieden sein: das Gesinde war einträchtig und wohlgemut, seinem Baron wirklich ergeben, Wirtschafterin und Verwalter wohl etwas scharf, aber tüchtige Kräfte; die Äcker waren zwar Bergboden, aber sie lohnten immerhin die auf sie verwandten Mühen. Biensaam war bei all seinen Schwächen eine treue Seele; alle seine Kinder waren körperlich und geistig gesund, und Natalie, deren Empfindlichkeiten und Eifersüchteleien oft etwas lästig wurden, hatte ihm doch diesen blühenden Kindersegen geschenkt.

Wenn ein Mensch Ursache zu freudiger Zuversicht hatte, so war er es gewiß!

Und doch konnte er nicht an Gunne und Vacha denken, ohne Sorge zu fühlen.

Bisher hatte Gunnes Denken ausschließlich unter seinem Einfluß gestanden, und sie hatte sich gesund und schön dabei entwickelt, wie eine Pflanze, die in dem ihr zuträglichen Erdreich steht und Luft, Sonne und Regen bekommt, wie es ihr gut ist.

Jetzt kreuzte ein anderer Einfluß den seinen, und ihm war als richte dieser andere in Gunnes Denken und Empfinden Verwirrung an. Würde sie die Kraft haben, sich zur Klarheit durchzuringen?! —

Die Liebesleidenschaft, die sie jetzt ganz erfüllte und beherrschte, schloß die innere Ruhe aus, die einmal die Vorbedingung jeden klaren Erkennens war.

Höllen sah die Hoffnungslosigkeit des Ankämpfens gegen diese elementare Gewalt, die ihren Weg haben wollte.

‚Das ist die Natur,‘ sagte er zu sich selbst, ‚die das gesunde junge Weib hin zum Manne zwingt. Sie verkleidet sich listig in alle idealsten Vorstellungen, um sich in das Herz des reinen jungen Mädchens hineinzuschmeicheln. Ein unendlich überlegener planvoller Intellekt und Wille könnte dies nicht wirksamer in Szene setzen. Und sicherlich müssen wir in solchem Geschehen das unmittelbare Walten der Gottheit erkennen und ehren, — also uns darein schicken. Wenn nur nicht so oft Edelstes dabei zu Grunde gehen wollte!‘ —

Er hatte seine Schritte nach dem Garten gelenkt, wo, wie er wußte, Natalie weilte.

Sie saß in ihrem amerikanischen Liegestuhl am Teich, und als er sich näherte, bemerkte er, daß sie bitterlich weinte.

„Natchen! Aber mein armes Natchen! Hat Dich der Wauwau gebissen?“

Er hatte längst aufgehört, ihre Tränen sehr ernst zu nehmen.

Sie schüttelte nur den Kopf und weinte weiter.

Er zog sich einen der Gartenstühle herbei, setzte sich dicht neben sie und sah ihr ins Gesicht, über welches, wenn sie es nicht gerade ins Taschentuch vergrub, die Tränen stromweise flossen. Wirklich, sie war ein Bild des Jammers!

Ihr Anblick erregte doch sein Mitleid.

Er legte einen Arm um ihre zarten Schultern und seine Wange gegen die ihre. Zärtlich-leise sprach er so auf sie ein.

„Was kümmert Dich, mein Natchen? Sag's Deinem alten Mann. Vielleicht kann er Dich trösten.“

Sie stammelte mühsam unter Schluchzen: „Ich ... ich ... gräme mich so ...“

„Worüber grämst Du Dich?“

„Daß ich ... übermorgen ... an ... meinem Geburtstag ... fünfzig werde!“

Erneutes heftiges Schluchzen folgte.

Er entfernte sein Gesicht von dem ihren und nahm auch den Arm von ihrer Schulter. Was hatte er nur erwartet? Irgend eine Mutterſorge vielleicht? Dieses nicht.

„Weißt Du noch vor zwanzig Jahren,“ sagte er in heiterem Ton, „wie Du dreißig wurdest? Das war Dir auch sehr fatal.“

„Ja, weil Du erst siebenundzwanzig warst,“ schluchzte sie. „Das ist es eben.“

„Komischerweise sind es nur die Zahlen mit der Null, die Dich so aufregen, mein armes Natchen. Damals warst Du eine ganz reizende junge Mama, vor und nach dem siebzehnten Juni; aber mit der Zahl Dreißig wolltest Du Dich nicht befreunden. Nachher ging's doch ganz gut. Wie?“

„Ach ja. Aber fünfzig! Da fängt schon das Alter an, das wirkliche gräßliche Alter! Und Du bleibst immer so jung.“

„In zwanzig Jahren, Natchen, bist Du siebzig und ich siebenundsechzig, da merkt nachher kein Mensch mehr einen Altersunterschied.“

„So alt werd' ich gar nicht. Du wirst mich schon noch los und kannst Dir noch 'ne junge frische gesunde Frau nehmen.“

Erneutes heftiges Schluchzen.

„Natalie,“ sagte er eindringlich ernst, „müssen wir nicht alle altern und endlich sterben? Mit diesem Jammern und ohnmächtigen Widerstreben betrügst Du Dich um Dein bestes Teil. Du kommst mir vor wie ein Landwirt, der im Juli nach der Saatzeit barmt, statt sich des goldenen Erntesegens zu freu'n. Jedes Alter hat seine besondere Art Glück, die gerade ihm zukommt. Glaubst Du vielleicht, ich möchte noch einmal zwanzig Jahre jünger sein? Keineswegs. Wir freuen uns jetzt doch an der Jugend unserer Kinder.“

„Ja, Du hast gut reden! Du bist ein Mann in seiner besten Kraft und alle lieben Dich, alle!“

„Und werden mich, wie ich hoffe, auch noch lieben, wenn ich ein Greis bin.“

„Weil Du ein Mann bist. Uns unglückliche Frauen liebt man nur, solange wir noch jung und hübsch sind. Es ist zu ungerecht! Ist eine erst 'mal fünfzig, so möchtet Ihr sie am liebsten gar nicht mehr sehen.“

„Hör' 'mal, Liebste! Die Liebe, von der das gilt, was Du da sagst, die gehört allerdings der Jugend und mit gutem Recht.“

„Ja, nur daß bei euch Männern die Jugend in der Hinsicht womöglich bis zum sechzigsten Jahr dauert, während wir, die wir doch viel weicher und liebebedürftiger sind als ihr . . .“

So fuhr sie unbeirrt, sich zu beschweren fort.

Er mußte es, wie gewöhnlich aufgeben, ihr Vernunft beizubringen. Auch dieser Fall lag hoffnungslos. Sie war schwach von Willen, darum fühlte sie sich ohnmächtig, und aus dem Ohnmachtsgefühl erwuchs all das Seelen-Unkraut: Neid, Eifersucht, Erbitterung.

Er aber fühlte, daß er ihr mit aller Güte und Geduld die impulsive Liebeswärme, die ihm abhanden gekommen war, nicht ersetzen konnte. Und wenn es ihr und sein Leben gegolten hätte, — er hätte jenes Empfinden nicht heucheln können!

Aber sie hatte sich doch beruhigt. Es tat ihr immerhin wohl, daß er sich eine Weile angelegentlich und ausschließlich mit ihr beschäftigt hatte.

Sie hing sich in seinen Arm und ließ sich von ihm nach dem Pferdestall geleiten, um das neue Fohlen zu besehen.

Das ungeschickte langhaarige hochbeinige Pferde-Kind und seine Mama wirkten mehr auf Nataliens gute Instinkte als alles Predigen. Über der herzlichen Freude an diesem Pferde-Familienidyll vergaß sie sich selbst und ihre Kümmernisse.

Höllen beobachtete sie stillvergnügt.

Ihm fiel eine Unterhaltung ein, die er neulich mit seinem Schwiegersohn Wedich Dieters, der ein passionierter Großstädter geworden war, über Land- und Stadtleben geführt hatte.

‚Er hat natürlich in vielem recht‘, dachte er. ‚Das paradiesische Idyll der Phantasie Biensaams existiert nirgends, und wir sind sicherlich keine besseren Menschen als die Berliner in ihrem Stein-Labyrinth. Aber wir genießen einen ungemein großen Vorzug: den steten nahen Verkehr mit Tier- und Pflanzenwelt. In deren gesundem Dasein besitzen wir eine Korrektur, einen nie versagenden Regulator. Das wird auch Gunne und Vacha hoffentlich vor allzu bedenklichem Entgleisen behüten.‘

33.

Am Sonntag war die ganze Familie zum Essen nach der Dietersburg geladen, natürlich auch Vacha.

Natalie fuhr mit Gunne und Biensaam schon zur Kirche hinüber, um Vacha predigen zu hören.

Dieser wußte, daß Gunne kommen würde, und er redete für sie.

Statt über den Text des Sonntags sprach er über das Wort: ‚Selig sind die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit‘, aber den Zusatz ‚denn sie sollen satt werden‘ überging er.

Seine Predigt wurde zu einer donnernden Philippika gegen die Lauheit, Halbheit und Gleichgültigkeit derer, die sich Christen nennen, aber nicht nach Christi Worten leben wollen. Sein Wettern gefiel den Dorfleuten, weil es wuchtig war und ihre stumpfen Nerven etwas kitzelte.

‚Der kann's!‘ dachten sie anerkennend.

Aber im herrschaftlichen Stand erregte dies scharfe Verdammen aller liebgewordenen, ja unentbehrlich gewordenen Lebensgewohnheiten natürlich Unbehagen und Widerspruch. Natalie besonders geriet in eine Angst und Aufregung, daß ihr ganz schlecht wurde. ‚Was will er denn?‘ dachte sie gekränkt und empört. ‚Er kann doch nicht von uns verlangen, daß wir alle wie die Wüstenheiligen leben?!‘

Zum Glück für die allgemeine Stimmung folgte auf die kurze Predigt noch das lange Kirchengebet, der Choralgesang, die Liturgie. Da hatten die Wogen der Erregung Zeit, abzuebben. Die Gedanken, die Vacha in den Wirbel seines leidenschaftlichen und fanatischen Ernstes hineingerissen hatte, fanden sich sehr bald zurück in ihr gewohntes ruhiges Fahrwasser. Damit rechnete Vacha auch; denn er hatte heute nur auf eine einzige Seele einen nachhaltigen Eindruck machen wollen. Mochten die anderen den Regenschauer vom glatten Gefieder abschütteln, wie die Vögel, wenn er nur Gunne überzeugt hatte!

Natalie, Gabriele, Lies und Gunne erwarteten den Pfarrer an der Außentür der kleinen Sakristei. Gunne war blaß, und ihre Augen schimmerten wie von ungeweinten Tränen.

Wenn er, wie eben, im Talar und Barett vor ihr stand, fühlte sie seine Höhe und Ferne doppelt.

Er drückte ihr die Hand, während er die anderen nur mit einer Kopfneigung grüßte.

Feldblumen. Nach dem Gemälde von Adolf Echtler-München.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

„Sie haben uns doch die Hölle ein bißchen gar zu heiß gemacht, lieber Georg!“ sagte Natalie mit sanftem Vorwurf. „Man meint, wenn man Sie hört, kein Hund könne mehr ein Stück Brot von uns nehmen. Wo bleibt denn da die christliche Liebe?“

Er antwortete nichts; sah sie nur ernst an.

„Nun, lieber Vacha,“ sagte Gabriele, „ziehen Sie sich rasch um und kommen Sie gleich! Wir gehen langsam voraus.“

„Ich muß bitten, mich fürs erste zu entschuldigen, Gräfin. Ich habe in Wüstenkaltheim noch zwei Taufen und eine Trauung.“

Gabriele fühlte heftige Enttäuschung.

„Aber lieber Vacha! Hätten Sie das wirklich nicht anders einrichten können?“

„Nein. Meine Dorfleute haben an den Wochentagen keine Zeit zu Trauungen und Taufen; meine Sonntage sind dagegen dazu da.“

Gabriele sagte ruhig: „Tun Sie, was Sie müssen.“ Sie dachte in ihrem Herzen: ‚Deine Bauern würden schon Zeit finden, wenn Du wolltest. Aber Du willst nicht.‘ Im Grunde gefiel ihr sein rücksichtsloser Pflichteifer. Sie hätte es gewiß an seiner Stelle ganz ähnlich gemacht, — und wenn andere sie hätten umstimmen wollen, natürlich erst recht.

Gunne zwang ihre schmerzliche Enttäuschung nieder. ‚Das wird mein Leben sein‘, fühlte sie, ‚ich muß es lernen.‘

Sie fragte nur: „Wann kannst Du kommen?“

„Ich hoffe, um drei Uhr frei zu sein.“

„Die ganze Familie ist heut hier versammelt,“ sagte Natalie. „Mein Mann kommt mit den Kindern, und auch Leonharts kommen.“

Gunne sah verstohlen und ängstlich nach seinem Gesicht. Sie kannte ihn schon genug, um zu wissen, daß diese Aussicht auf einen großen Kreis ihn keineswegs verlockte.

Aber es war ihm nichts anzusehen. —

Natalie ging mit Gabriele voran; sie nahmen, wie gewöhnlich von der Kirche aus, den Umweg durch das Dorf.

„Weißt Du, ich kann mich gar nicht recht in diese Verlobung finden,“ klagte Natalie. „Vacha ist ja bedeutend und vortrefflich; aber für Gunne wäre mir der Max Gereuth, der sie so sehr gern gehabt hätte, tausendmal lieber gewesen! Man soll beim Heiraten in seinem Stand bleiben.“

Gabriele, die (was Natalie eben nicht bedachte), aus einem regierenden Fürstenhause stammte, würde Vacha ohne Besinnen geheiratet haben, wenn er gewollt und wenn sie beide frei gewesen wären. Das wußte sie heute.

Sie fühlte Natalien gegenüber eben etwas, was in Worte gekleidet etwa gehießen hätte: ‚Du Gans‘. Da ihr diese Empfindung jedoch ungehörig schien, legte sie eine besondere Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit an den Tag.

Gunne, die mit ihrer Schwester Lies in einiger Entfernung hinter den beiden anderen ging, war traurig. Sie fühlte eine Schwere bis in ihre Füße hinein.

Er dachte zu viel an Gott und zu wenig an sie! Obwohl sie seinen Feuerworten gläubig und mit der hingebendsten Aufmerksamkeit gelauscht hatte, ließ sich die Stimme ihres Inneren, die seiner Lehre ein energisches Nein! entgegenrief, nicht zum Schweigen bringen.

Sie hatte einmal irgendwo gelesen, daß uns das tiefste Leid von denen kommt, die wir am tiefsten lieben.

Jetzt verstand sie das.

Aber der Tag endete glücklicher für sie, als sie noch zu hoffen gewagt.

Vacha kam mit dem Wagen, den man ihm geschickt hatte, noch vor vier Uhr angefahren und war in seiner umgänglichsten Stimmung. Fast schien es, als habe er sich mit seiner Zelotenpredigt und mit dem Verzicht auf das feine Dietersche Diner fürs erste genug getan.

Alle saßen im Park unter der alten Steinlinde, und die Unterhaltung war belebter und weniger steif als es sonst in der Dietersburg Ton war. Das war nun freilich nicht Vachas Verdienst; die belebenden Elemente waren Heinrich Höllen und Leonharts. Aber auch diesen frisch-fröhlichen Naturen wäre das Belebungswerk hier schwerlich geglückt, wenn es der Herrin des Hauses gefallen hätte, ihre tyrannischen Dämpfer aufzusetzen. Sie dämpfte und hemmte aber nie in Heinrich Höllens Gegenwart, sondern suchte vielmehr sich und ihr Haus seinem Ton anzupassen. Sie ließ es sogar zu, daß man auf die Politik kam.

Das erste Thema war, wie immer, die Buren und der tragische Burenkrieg. Hier waren alle in ihrem Mitgefühl für das

heldenhafte kleine Bauernvolk einig. Nachdem dies erschöpfend behandelt, kam der Kornzoll daran, und hier platzten die entgegengesetzten Ansichten hart aufeinander.

Vacha, der neben Gunne saß und seinen Arm auf der Lehne ihres Stuhles liegen hatte, sprach nicht mit, folgte aber dem Meinungskampf mit großer Aufmerksamkeit. Kein Wort, kein Widerspruch, keine Schwäche im Argumentieren entging ihm. Er wußte manchmal, was die anderen jetzt sagen würden und warum. Er las in den Gedanken.

Gunne fühlte die selige Ruhe und das tiefe Glück seiner Nähe. Es war ihr ganz recht, daß er sich in den Meinungsstreit nicht mischte. So blieb Frieden zwischen ihm und den anderen. Mochten alle anderen sich getrost ereifern, — bedrohlich, so fühlte sie, wurde der Kampf doch erst, wenn Vacha angriff.

Sie war so glücklich eben! Manchmal suchte sie verstohlen seine Hand.

„Gib mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,
— Und wenn man's sieht, — so ist es einerlei."

Ihre junge Liebe hatte einen so schweren und ernsten Untergrund bekommen, daß sie das Glück des Augenblicks schon nicht mehr als das Selbstverständliche, Natürliche empfand, sondern als eine Gnade. —

Erst nach dem opulenten Abendessen, bei dem allgemeine geräuschvolle Heiterkeit geherrscht hatte, begaben sich die Gäste auf den Heimweg.

Es war Neumond.

Alle geleiteten die Klostergauschacher an den Wagen.

Natalie und Gunne, beide jetzt sehr animiert, versuchten Vacha noch im letzten Augenblick zu überreden, morgen in Klostergauschach den Geburtstag mitzufeiern.

„Sie gehören jetzt zur Familie, lieber Georg," schmeichelte Natalie, „und dürfen morgen wirklich nicht fehlen!"

Das fand auch Gunne.

„Bitte!" sagte sie innig.

Vacha lächelte und antwortete mit ein paar nichtssagenden Liebenswürdigkeiten.

Er stand am Wagenschlag und achtete auf Höllen. Der umhüllte sorglich und geschickt Frau und Kinder mit den Decken und Plaids, ehe er selbst neben Adam auf dem Bock Platz nahm und die Zügel ergriff. Ganz einfach, natürlich und richtig schien alles, was dieser Mann tat oder sagte. Vacha fühlte scharf, was es für Gunne bedeutete, aus den sorgenden Händen eines solchen Vaters in die seinen zu kommen.

Das letzte, was er beim unsicheren Schein der Wagenlaternen von Gunne sah, war ihr winkendes Händchen.

„Komm! Komm!" rief sie noch, dann rasselte der Landauer über die Gauabrücke.

Die Nacht war sternenklar und ziemlich kalt.

Vacha ging mit Leonharts bis dahin, wo die Straße nach Wüstenkaltheim abzweigte.

Als er dann im tiefen Dunkel des Waldes allein bergan wanderte, hörte er das auf der Gauastraße schreitende Paar noch eine ganze Weile singen. Sie sangen zweistimmig bekannte Volkslieder.

Die schwermütig getragenen süßen Melodien durchfluteten die Nacht mit unbeschreiblichem Wohllaut. Vacha fühlte sich von diesen sich entfernenden reinen Tönen heftig ergriffen.

Es stimmte so sehnsuchtsvoll, so wehmütig!

Er wurde traurig.

Die schmelzende Süße des fernen Gesangs, die erhabene Ruhe der Sommernacht, die unendlichen Fernen des Sternenhimmels, — alles beunruhigte und quälte ihn.

‚Was soll all diese Schönheit, die sich auf tausend Wegen in die Sinne schmeichelt? Es ist Sirenengesang, der auf verderbliche Klippen lockt!' —

Aber er konnte sein Leben nicht mehr leben, wie er wollte! Er mußte mit der Welt paktieren, Kompromisse schließen, wie alle anderen; nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß die anderen ein gutes Gewissen dabei hatten, — er aber nicht. Und doch sah er nicht, wie er es ändern konnte, ohne diejenigen, die ihm Liebe und Güte und Freundschaft entgegenbrachten, aufs schwerste zu kränken!

Hatte er unrecht mit seiner Auffassung des Lebens? Waren die Anpassungsfähigen, die alles so leicht und einfach nahmen, die Höllen und Leonhart wirklich im Recht? War der Geist und die Lehre Christi etwas mit dem Leben des heutigen Kulturmenschen tatsächlich Unvereinbares? —

Aber wenn es wirklich unvereinbar war, was wurde damit bewiesen?

Doch nur, daß das eine ein Irrtum oder das andere.

Und Vacha sagte sich, daß der Irrtum ganz sicherlich nicht in dem Bekenntnis des größten Menschheits-Genius zu suchen sei, sondern in den egoistischen Trieben der Herdenmenschen.

Der das höchste Gebot gab: ‚Liebe Deinen Nächsten als Dich selbst', der war der Gesetzgeber über alle. Ihm wollte er folgen und ihm allein.

Und doch konnte er jetzt nicht nach seiner Überzeugung seinem Nächsten dienen, ohne anderen, die auch seine Nächsten waren, unrecht zu tun.

Was rettete ihn aus diesem Wirrsal?!

Im tiefsten Herzen fühlte er, daß es für ihn nur eine Befreiung aus diesen Konflikten gab. Er mußte zu Gunne sagen: ‚Verzeih', was ich an Dir gesündigt habe, und gib mich mir selbst zurück. Ich bin ein einsamer Mensch, und mein Herz gehört den Armen. Ich kann Dir nichts sein.'

Das aber ihr zu sagen, schien ihm unmöglich. Ihr, die ihm so heilig vertraute, das Herz zu brechen, um seiner eignen Ruhe willen? Nein. Das wollte, das konnte er nicht.

Also mußte er auf der schlüpfrigen und abschüssigen Bahn der Kompromisse weiter wandern! —

Aber die Höllens mußten ihr Familienfest morgen ohne ihn feiern.

34.

In den Talniederungen hatte das Grasschneiden begonnen und dehnte sich allmählich die Berghänge hinan aus. Um diese Zeit roch die ganze Luft nach süßem würzigem Heu, und überall sah man in den blühenden Wiesen die Männer mit den Sicheln schaffen. Hinter ihnen rechten die durch große Kopftücher vorm Sonnenbrand geschützten Weiber das duftende Gras zusammen und auseinander und wieder zusammen, bis es in Haufen, zuletzt in steilen Stadeln gerichtet stand.

In dieser Zeit schon pflegte man des abends sorgend nach dem Himmel zu sehen und die Frage: ‚Bringen wir's trocken ein?' bewegte die Gemüter der Bauern mehr als alle Welthändel. Nicht, daß die Landleute sich sonderlich darüber aufgeregt hätten, denn alle waren von klein auf in der Gewöhnung, die Wetterlaunen ergeben hinzunehmen, aber die tägliche Ungewißheit und Erwartung hielt den Geist wach.

Gunne war sonst den Erntearbeiten vom ersten Heuen an bis zu den Spätherbst-Kartoffeln mit lebhaftester Teilnahme gefolgt. Jeder die Straße einherschwankende Erntewagen beglückte sie. Es war ihr stets wie ein den feindlichen Elementen abgejagter Sieg.

‚Dem kann kein Hagelwetter und kein Gewitterregen mehr was antun!' fühlte sie froh. Abends pflegte sie zum Martinshof und höher zu steigen, um nach den Wetterzeichen Ausschau zu halten.

Der Vater lachte sie manchmal darüber aus.

„Wenn Du jetzt der Wettermacher wärst," sagte er wohl, „dann müßte alles vertrocknen und im August gäb's dann kein Stroh. Alles käme wohl trocken in die Scheuern, nur daß nichts dran wäre."

So war es bisher gewesen.

Diesen Sommer regte sich Gunne über das Heu und das Wetter nicht mehr auf.

Hilmar kam auch jetzt am frühen Morgen gesprungen: „Gunne, wollen wir ausschauen, ob die Gräfin Karoline im Dettersköpf Kaffee kocht?"

Dann ging sie mit ihm den Berg hinauf bis zu den Aussichtspunkten, und sie saßen zusammen auf dem blühenden Rasen der hohen Hut.

Aber während der Knabe, wie er's von ihr erlernt, die westlichen Berge beobachtete und sich in Wetterprophezeiungen erging, sah sie meist nach Osten, in die Richtung von Wüstenkaltheim.

Oder sie spähte in abergläubischem Glückfragen nach vierblättrigem Klee. —

Um Feierabend ging sie manchmal allein nach dem Martinshof.

Dann saß sie mit der Hoftochter, der Rosine, die ihre Altersgenossin war, und mit der sie als kleines Kind schon gespielt hatte, auf der alten Steinbank am Bildstock.

Der Bildstock war ein steinummauertes, überdachtes und vergittertes Heiligenbild aus der katholischen Zeit, welches Aline Leonhart mit ehrlichem Abscheu ein Götzenbild nannte.

Es war ein Freskogemälde in der Manier Botticellis, die Madonna, umgeben von etlichen Heiligen, darstellend. Einer der letzten Klosterbrüder habe es gemalt, hieß es.

Gunne liebte es. Sie stellte sich gern den einsamen Mönch, der ein so feiner

Künſtler war, hier bei der Arbeit vor. Damals war der Wald hier wilder, dichter und ausgedehnter geweſen. Und der Mönch hatte einen zarten und ſchwermütigen Sinn gehabt, das konnte man an den Geſichtern ſeiner Heiligen ſehen. Ja, an den Händen, an den Linien der Geſtalten meinte ſie die Melancholie und Zartheit zu erkennen.

Jetzt trug jener Mönch Georg Vachas Züge. — Warum ſollte er auch nicht dem damals hier hauſenden mächtigen und wilden Herrengeſchlecht der Vachas angehört haben? Vielleicht hatte es dieſen mit dem zarten Gewiſſen gedrängt, im Kloſterfrieden für die Untaten ſeines Hauſes Buße zu tun?

Gunne ſaß hier auf der Steinbank mit der Roſine, die bleich und elend ausſah und einen ſtarken Leib bekommen hatte.

„Du haſt Deinen Schatz ganz aufgegeben?“ fragte Gunne.

„Ja,“ ſagte die Roſine ſtill vor ſich hin blickend.

„Muß es denn wirklich ſein?“

„Wenn's doch der Vater nicht will, — freilich.“

„Aber Du liebſt ihn ja!“

„Freilich hab' ich ihn gern. Schon! Aber daß er den Vater ſo hat zugericht't, war nich' ſchön. Das hätt' er nich' ſoll'n. So wie es war, wird's mit dem Vater auch nimmer, ſiehſt Du. Er kann nichts Feſtes mehr kauen. Nein, das war nicht recht vom Lude.“

„Du kannſt's ihm nicht verzeihen?“

„Wohl ſchon, wenn ich's wär. Na, — aber der Vater und die Mutter nicht. Einen ſo mitten ins Geſicht hau'n, daß der Kieſer zerbricht? Nee, — da war's aus.“

„Haſt Du nie mehr von ihm gehört?“

Die Roſine ſchüttelte in müder Traurigkeit den Kopf.

„Einmal hat er mit der Poſt einen Brief geſchickt, den hat die Mutter zurückgeſchickt. Ich hab' ihn gar nicht ſehen dürfen, den Brief.“

„War Dir das nicht ſehr ſchwer?“

„Schon. — Aber ein End' mußt' es ja nun haben, Gunne. Ich ſoll doch den Fritz vom Schulzen Gero heiraten.“

„Den? Das haben wohl eure Eltern ausgemacht?“

„Ja.“

„Der Fritz iſt doch der mit der großen Naſe?“

„Ja, in Niedergauſchach heißen ſie ihn den Naſen-Gero. 's iſt der Jüngere von den Söhnen. Ein Studierter.“

„Was hat er denn ſtudiert?“ fragte Gunne erſtaunt.

„Auf der landwirtſchaftlichen Akademie,“ ſagte die Roſine ſtolz. „Der Pfarrer hat den alten Gero dazu überredet. Der Fritz hätt' 'nen guten Kopf, hat der Pfarr' immer geſagt, und der Schulze möcht' nur 'was an dem ſeine Ausbildung wenden, das Geld tät' er nicht wegwerfen. Und wahr iſt's, Gunne! Was die mit ihrer neumod'ſchen Gelehrſamkeit aus dem Boden 'rauswirtſchaften, das ſieht man ja bei den Gruſenauern. Die ernten grad 's dreifache von dem, was vorher die Niedergauſchacher 'rausgekriegt haben.“

„Ja, ja. Das iſt für den Hof ſchon gut. Den kriegſt Du ja doch. Nicht wahr?“

„Den kriegt der, der mich nimmt. Freilich.“

„Wann ſoll denn geheiratet werden?“

„Wenn der Fritz vom Militär loskommt. Übers Jahr. Er dient nämlich g'rad. Und dann zieht er zu uns 'rauf. Der Vater kann jetzt doch nicht mehr ſo.“

„Und Dein Kind?“ fragte Gunne.

„Das will er halten, als wär's ſein eigenes, ſagt er. 's iſt ein rechtſchaffener Menſch, der Fritz.“

Gunne ſchaute in die Ferne. Ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, ſeufzte ſie tief auf, ſo daß die Roſine ſie beſorgt von der Seite anſchaute.

„Wann willſt Du heiraten?“ frug ſie.

„Nächſtes Jahr im Mai.“

„Warum erſt ſo ſpät? Deiner kann doch alle Tag' heiraten. So ein Pfarr'?“

„Der Vater will's.“

Das war im Kloſterhof das letzte Wort, wie im Martinshof. Nur: auf dem Martinshof beſtimmte in Wirklichkeit die Bäuerin, weil ſie viel klüger und auch willenskräftiger war, als der Bauer. Aber das Regiment der Frau blieb, in Rückſicht auf der Väter Sitte, ein ſtreng anonymes. —

Schwer und unruhig gingen Gunnes Gedanken. Sie hatte begriffen, daß Vacha nie danach ſtrebte, das Wiederſehen zu beſchleunigen; er ſuchte es ſtets hinauszuſchieben.

‚Er liebt mich gar nicht!‘ dachte ſie oft. Aber dann, wenn er wieder bei ihr war,

schweigend neben ihr saß, ihre Hand in der seinen, und sie so versunken anblickte, oder wenn er sie so fest an sich drückte, so heiß küßte, als wolle er sie und sich selbst zerbrechen, — dann dachte sie: ‚Nein, er liebt mich zu sehr!‘

Sie selbst sehnte sich nach den Ausbrüchen seiner Leidenschaft und fürchtete sie. Nicht die Gewaltsamkeit seiner Art fürchtete sie, o nein! Aber sie wußte bereits, daß sie die Augenblicke der Lust jedesmal teuer zu bezahlen hatte. Denn es folgte ihnen,

Der sechzehnjährige Werner hatte jetzt schon zuweilen etwas männlich Ernstes. Er befand sich in einer geistigen Heißhungerperiode, disputierte endlos mit Herrn Biensaam, bis dieser selbst seinen Ferienurlaub antrat, und las an Geschichtswerken, was er aus des Vaters Bücherei nur fassen konnte. Er wollte ein eminenter Staatsmann werden, wie Bismarck.

Gunne liebte ihre drei Brüder mit gleicher Zärtlichkeit und sah in jedem von ihnen etwas Besonderes; eben jetzt aber trat

Aus unserer Studienmappe:

Am Waldesrand.
Ölstudie von Peter Paul Müller-München.

so sicher wie die Nacht dem Tag, eine Kälteperiode und verlängerte Trennung.

Sie sehnte sich auch danach, dem Vater all ihre Not und Zweifel anzuvertrauen; so oft sie jedoch überlegte, was sie ihm sagen könne, schien es ihr ein Verrat an Vacha. Und sie schwieg.

35.

Mitte Juli begannen die Schulferien und brachten Höllens Söhne, Werner und Dietrich, nach dem Klosterhof, den sie sogleich mit Leben füllten.

ihr gerade Werner sehr nahe, weil er bei dem ersten Zusammensein mit Vacha eine schwärmerische Bewunderung und Zuneigung für diesen gefaßt hatte. Sie konnte mit ihm unermüdlich von Vacha reden. Oft freilich redete er allein, und sie hörte nur zu.

Eines Tages saßen sie zusammen am großen Gartentisch vor dem Haus, wo jetzt Rosen und Linden in Blüte standen und die Luft mit Wohlgeruch erfüllten. Werner las aus einem Bulwerschen Roman vor, der ihn entzückte: Harold, der letzte Sachsen-

könig, während Gunne seine arg zerrissenen Strümpfe ausbesserte.

Sie freute sich, daß er bei ihr war und sie hörte sein eifriges Vorlesen gern. Aber obwohl die Romantik der Erzählung ihrem Geschmack entsprach, schweiften ihre Gedanken immer wieder ab. Sie war so erfüllt von dem, was sie mit seinen Widersprüchen und Rätseln quälte, daß nichts anderes ihre Aufmerksamkeit mehr festhalten wollte.

Aber plötzlich horchte sie mit Spannung auf:

König Edward der Bekenner spricht mit seinem jungen Schwager Harold.

Edward redet von seiner Königin, der schönen Editha, rühmt sie als fromm, gut, gehorsam und keusch.

Und dieses las eben Werner:

„‚Aber', fuhr der König mit einer Anwandlung menschlichen Gefühls in seiner Stimme fort, ‚kannst Du begreifen, Harold, Du, welcher selbst ein Krieger bist, was es sein muß, wenn man immer das Antlitz seines Todfeindes vor sich sieht, des einzigen Gegners, dessen Gedächtnis der ewige Kampf um Leben und Tod in Ysop und Galle verwandelt hat?'

‚Meine Schwester!' rief Harold im unwilligen Erstaunen, ‚meine Schwester Dein Todfeind? Sie, welche nicht ein einzigesmal über Vernachlässigung und Ungnade murrte — meine Schwester? O König, ich träume.'

‚Du träumst nicht, fleischlicher Mann,' erwiderte der König verdrießlich, ‚Träume sind Gaben der Heiligen, welche Deinesgleichen nicht beschieden werden! Kannst Du Dir denken, daß ich in der Blüte meiner Mannheit ihre Jugend und Schönheit vor meinen Augen haben und Gesetz und Stimme der Menschen hören konnte, welche sprachen: Sie sind Dein, einzig Dein — glaubst Du, ich konnte dies hören, ohne zu empfinden, daß man den Krieg an meinen Herd und einen Fallstrick in mein Bett gepflanzt, ja, daß der böse Feind es auf meine Seele abgesehen hatte? Wahrlich, ich sage Dir, Du Mann der Schlacht, Du hast noch nie einen furchtbareren Kampf als den meinen gesehen . . .'"

So ging es weiter.

Gunne hatte ihre Arbeit sinken lassen. Blaß und zitternd horchte sie, mit verhaltenem Atem.

Werner, den die Herzensanfechtungen des frommen Königs nicht interessierten, las die ganze Stelle rasch herunter. Ihm waren die Liebesepisoden das langweiligste in den Romanen.

Er hatte ein paar Seiten weiter gelesen, als der wilde Dietrich dazu kam und lärmend den Bruder aufforderte, mit nach dem unteren Hundsbachteich zum Baden zu kommen.

Werner ging und ließ sein Buch liegen.

Er verstand sich noch nicht auf das Beobachten, sonst hätte ihm der Ausdruck Gunnes auffallen müssen.

Sie saß regungslos mit zurückgeworfenem Kopf und aufwärts gerichtetem starren Blick. Um die etwas vorgeschobenen gekrümmten Lippen lag es wie zornige Empörung.

Sowie Werner und Dietrich sich entfernt hatten, griff sie nach dem Buch und blätterte zurück, bis sie die Stelle wieder fand, die ihr wie eine jähe Offenbarung gewesen war. Sie las das schreckliche Bekenntnis des Königs Edward noch einmal und noch einmal.

Wort für Wort brannte sich ihrem Herzen ein, wie mit glühendem Eisen.

‚Das ist es!' dachte sie; ‚ja, das ist es: eine Art Todfeind sieht er in mir, den Todfeind seines Seelenheils, weil ich ihm die Versuchung bin!'

Der Gedanke erschien ihr monströs, unnatürlich, furchtbar! Und doch erklärte er ihr das, was ihr unerklärlich gewesen war. Nachdem er einmal in ihr Bewußtsein geschleudert worden, ließ er sich nicht mehr entfernen.

„Was ist Dir, Gunne?!" fragte Höllen erschrocken, als er seine Tochter mit dem seltsam verstörten und starren Blick am Mittagstisch erscheinen sah.

Gunne machte eine fast zornige Kopfbewegung.

„Migräne," sagte sie kurz.

Sie hatte noch nie über Migräne geklagt, sondern diese zuweilen willkommene Ausrede der Mama und der Lies überlassen.

„Nun fängst Du auch an!" rief Dietrich. „Dich habe ich doch für zu vernünftig gehalten!"

Werner, der sich etwas als der Mentor seines um zwei Jahre jüngeren Bruders fühlte, verwies ihm diese Äußerung.

„Wie kannst Du nur so gedankenlos reden, Dieter! Die Mama hat doch oft Migräne, und Du wirst die Mama hoffentlich nicht unvernünftig nennen wollen."

Dietrich, der vor dem Bruder einigen Respekt hatte, kriegte einen dunkelroten Kopf. (Er pflegte wie Gunne zu erröten, da er dieselbe Haut- und Haarfarbe hatte, wie sie und Hilmar.)

„Ich meine doch natürlich nur junge Leute," rechtfertigte er sich.

„Und ich komme Dir wahrscheinlich uralt vor?" sagte Natalie etwas verletzt.

„Gar nicht. Du bist einfach die Mama."

„Brav, mein Junge!" sagte Höllen. „Das war richtig geantwortet."

Er wendete sich nicht mehr an Gunne, sondern überließ sie sich selbst. Aber so oft er sie verstohlen ansah, krampfte sich etwas in ihm schmerzlich zusammen.

Sie war blaß und schmal geworden, und heute saß sie völlig teilnahmlos da. So hatte er sie noch nie gesehen! —

Natalie litt jetzt doppelte und dreifache Eifersuchtspein, denn ihre beiden großen Jungen machten viel mehr Wesens um Gunne, als um sie. Mit jedem Anliegen wandten sie sich an die Schwester, ihr vertrauten sie, mit ihr plauderten und tollten sie. Biensaam, der einzige, der immer der Mutter den Vorzug gegeben hatte, war seit einigen Tagen fort, und seitdem fühlte sich Natalie vereinsamt.

‚Zum Glück haben auch die längsten Ferien ein Ende,' dachte sie eben. ‚Dann kommt Biensaam wieder und die Jungen sitzen wieder in ihrer Schule, und hier kehrt wieder Ruhe und Ordnung ein!'

Wenn die Söhne fern waren, sehnte sie sich nach ihnen und freute sich unendlich darauf, sie wieder bei sich zu haben. Kaum war jedoch die erste Freude vorüber, so wurden ihr die Ansprüche und die Unruhe der jungen Geister lästig. Sie fühlte sich angegriffen und fand nicht mehr die Kraft, sich an den Knaben recht zu freuen. Besonders Dietrichs Unbändigkeit fiel ihr auf die Nerven.

Dem Vater wurde es schwer, in den paar Ferienwochen die Zügel straff zu halten, denn der Dietrich mit seinen blitzenden braunen Augen, den stählernen Muskeln und dem hellen Übermut war ihm eine Herzenslust, und bei all den Kindereien und kecken Streichen des Jungen, kam ihm das Lachen natürlicher als der tadelnde Ernst.

„Du verziehst ihn, und mir überläßt Du das Schelten!" beschwerte sich Natalie.

Aber sie erzog weder systematisch noch konsequent, sondern wurde einfach heftig aus nervöser Gereiztheit.

„Du wirst noch zur Schande der ganzen Familie aus dem Gymnasium ausgeschlossen werden," sagte sie heute einmal während des Mittagessens zu Dietrich.

„Nichts wäre mir lieber!" rief Dietrich mit Feuer. „Dann geh' ich nämlich gleich zu den Buren."

„Zu Fuß?" fragte der Vater.

Dietrich errötete. „Erst Eisenbahn, dann Schiff bis Lourenzo Marquez, dann wieder Eisenbahn," sagte er kurz.

„Wo nimmst Du das Fahrgeld her?"

„Das," sagte Dietrich nach kurzem Besinnen, „sammle ich bei den Schulkameraden, die möchten alle auch. Jeder würde geben, was er hat, um den Buren einen schneidigen Offizier zu schicken."

Werner warf seinem Bruder einen etwas spöttischen Blick zu.

„Denkst Du, Dich machen sie zum Offizier?"

Dietrich reckte den Kopf. „Ich mache mich dazu," entgegnete er siegessicher, „nach dem ersten Kampf. Sollst seh'n."

„Einen Tertianer nehmen sie überhaupt nicht als Kämpfer an," sagte Werner mit seiner hohen Primaner-Überlegenheit. „Du wirst einfach in eins von den schönen Konzentrationslagern befördert. Frauen und Kinder kommen nämlich in die Konzentrationslager."

Schwerer konnte er den jungen Helden natürlich nicht beleidigen.

„Wenn wir nicht leider bei Tisch säßen, haut' ich Dir jetzt eine 'runter!" erklärte Dietrich in grimmigem Zorn.

„Nun ist es genug," sagte der Vater ruhig.

Dietrich rührte sich nicht mehr, und auch Werner enthielt sich jeder Widerrede, zum lebhaften Bedauern Hilmars, der dem Wortgefecht der bewunderten Brüder mit höchster Begeisterung gefolgt war.

Doch tröstete ihn die Aussicht auf den Ringkampf, den es ohne Zweifel nachher im Garten noch geben werde. Ach wäre er doch auch erst so herrlich groß und stark.

Aber Werners Sinn stand jetzt gar nicht nach Faustkämpfen und dergleichen. Eine ernste Unterhaltung mit Bacha war ihm unendlich viel lieber. Und er durfte, was die arme Gunne nicht durfte, Bacha, so oft er wollte, in Wüstenkaltheim besuchen. Er ritt auf seines Vaters Rapphengst Alibaba hinüber, und wenn er zurückkehrte, suchte er seine Schwester auf und erzählte ihr. In der Abenddämmerung wandelten sie lange im Garten auf und nieder, Werner den Arm um Gunnes Taille gelegt, und sprachen von „ihm".

Das waren Gunnes glücklichste Stunden.

Bacha hatte auf die empfängliche Seele des Jünglings einen großen Eindruck gemacht. Werner sah in dem Schwager einen Idealmenschen, und dieser erwiderte in ruhiger Weise die Zuneigung des Knaben, aber beeinflußte ihn stark.

36.

An einem schwülheißen Nachmittag — es war Anfang August — forderte Werner seine Schwester auf, mit ihm auf das hohe Moor zu gehen. Er wollte ihr den Weg nach Dietenhausen zeigen, den sie damals im Mai mit den Kindern nicht gefunden hatte.

Das Thermometer stand sehr hoch, aber das Barometer war um Mittag gefallen.

Heinrich Höllen sah einen Witterungsumschlag voraus und blieb darum selbst auf dem Feld, dessen goldene Frucht schon in Schwaden lag oder in Stadeln gerichtet stand. Seine Gegenwart feuerte die Erntearbeiter zu angespannter Zeitausnutzung an. Es konnte heute durch straffes Zufassen viel gewonnen, durch Nachlässigkeit viel verloren werden.

Während in Niedergauschach die Bauern und Bäuerinnen zu Leonharts stetem Verdruß, selbst wenn es galt, die schönste Fuhre Heu oder Roggen vor einem heraufziehenden Gewitter noch einzubringen, den Schritt nicht beschleunigten, noch den gemütlichen Schwatz unterließen, so oft sie einander begegneten, — pflegte auf den Äckern des Klosterhofs in solchen Fällen keine Minute verloren zu werden. Heinrich Höllen war wie ein guter Seekapitän: gewöhnlich ließ er seinen Leuten bei der Arbeit das ihnen natürliche ruhige und behagliche Tempo; wenn es aber darauf ankam: „alle Mann an die Pumpen!" Unter dem hellen und aufmerksamen Blick des Herrn tat alsdann jeder sein Äußerstes.

Wenn, wie heute, Gewitter in der Luft lag, litt Gunne an einer ihr unerklärlichen Nervenunruhe. „Mir ist heut so . . . ich weiß nicht wie," sagte sie dann zuweilen mit einem Zusammenschauern.

Und Natalie, die es ihrem Mann nie ganz vergeben konnte, daß er sein rotes Haar auf drei ihrer Kinder vererbt hatte, erklärte seufzend: „Ja, das kommt von dem roten Haar! Rothaarige Menschen sind immer so elektrisch!"

Aber Gunne schrieb die Unruhe, die sie heute wieder plagte, weder der Gewitterluft, noch ihrem Haar zu. Sie war, seit jene Stelle aus dem Harold ihr Inneres wie ein Blitzstrahl getroffen hatte, ein Raub der düstersten Zweifel und Skrupel.

Nun war es ihr eben recht, sich Werners langen Schritten anpassen zu müssen. So schritten sie rüstig bergan, so daß ihnen bald der Schweiß aus allen Poren brach.

Beim alten Grenzweg, dem „Stillstand" oben auf der Höhe der Teufelsäcker, blieben sie stehen, wie von alten Zeiten her jeder Wanderer an dieser Stelle stehen geblieben war, um die herrliche Aussicht zu genießen.

Über den Bergen im Nordwesten schwebten mächtige weiße und weißgraue Wolkengebilde herauf und verteilten sich dann an dem großen, weiten, hellblauen Himmel. Im Süden und Südwesten stand eine schwere schieferfarbene Wand, aber im Zenith löste sich das Gewölk in Fetzen auf, die spurlos im Blau verschwebten.

„Ich glaube nicht, daß es schon heut nachmittag kommt," sagte Gunne, nach den Wolken schauend. „Nachts aber gewiß. Die Gewitter sind freilich unberechenbar, besonders in den Bergen."

„Man muß sich einfach nicht fürchten," sagte Werner.

Gunne oder Dietrich würden diese Äußerung nicht getan haben, weil sie gar nicht an Furcht dachten. Aber Werner, der aus Ehrgeiz und Neigung mehr mit dem Kopf arbeitete, als zuträglich ist, hatte nicht die ungebundene Naturkraft der beiden anderen, darum mußte er mit Vernunftgründen und Willen gegen nervöse Furchtempfindungen zu Felde ziehen.

„Vor was nicht fürchten?" fragte Gunne verständnislos.

Aus unserer Studienmappe:

Inneres einer Kirche auf Sizilien.
Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden Taormina.

„Vor dem Erſchlagenwerden vom Blitz. Man lieſt ſo viel von ſolchen Fällen in der Zeitung. Eigentlich faſt alle Tage.“

„Man muß nicht unter hohe Bäume treten,“ meinte Gunne mit Gleichmut.

„Es kann auch mitten auf dem Feld paſſieren.“

„Dann iſt's ein raſcher Tod. Er wäre mir recht.“

Aber Werner meinte peſſimiſtiſch: „Wenn man nur immer gleich tot wäre! Du kannſt aber auch gelähmt werden, oder wahnſinnig. Es iſt doch etwas Grauliches!“

Gunne ſagte ruhig: „Es geſchieht ja nur, was Gott will.“

„Ich will Dir jetzt ein trauriges Geheimnis anvertrauen,“ ſagte Werner feierlich, „bis vor kurzem habe ich nicht an Gott geglaubt.“

„Und jetzt glaubst Du wieder?“

„Ich fange an, zu glauben. Bis jetzt glaubte ich nur an die Naturwissenschaft. Georg Bacha hat mir das erloschene Licht wieder angezündet. Es brennt nur noch nicht hell. Es dämmert erst in mir. Weißt Du, wenn ich alle Tage mit Georg sprechen könnte, würde ich ein ganz anderer Mensch werden. Niemand überzeugt mich, wie er es tut.“

„Weil Du ihn liebst,“ sagte Gunne leise.

Ihre Blicke schweiften über das sommerhelle Land. Welche Freude, welche Kraft in diesen Farben! Wie stand dort der weißgelbe Roggen grell vor dem schieferblauen Gewitterhimmel, und die einzelnen Halme regten sich leise, wie träumend. Er gehörte zum Martinshof und schickte den starken Duft des reifen Korns bis hierher.

In der schweren, vor Hitze flimmernden Luft schwebte das Trillern unsichtbarer Lerchen.

Die schöne Kette der Thüringer Berge im Norden lag in vergißmeinnichtblauem Dunst vor dem dort noch tiefblauen Himmel.

Im Tal: weiße Felder, grüne Waldstreifen, einzelne Bäume im hellen Sonnenlicht, alle Umrisse scharf abgegrenzt, alle kleinen Schlagschatten so deutlich! Wie bunte Ostereier, in Nester gebettet, die roten Dächer der Dorfschaften!

O Sonne! O Sommer!

Ja, der Mittsommer war wohl die hohe Zeit dieser Landschaft, da lachte sie in sieghafter Schöne, da trug sie ihr Hochzeitskleid.

Aber die stille und doch so gewaltige Sprache dieser Schönheit erregte Gunne heute schmerzlich, denn sie erweckte eine heiße unstillbare Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem.

Mit einer ganz spontanen Bewegung streckte sie die Arme aus.

In ihren hellen leuchtenden Farben und ihrer gesunden Kraft glich sie selbst dem Sommer, den sie liebte. In ihr war eine Fülle von Liebeskraft. Aber sie sehnte sich zu spenden und zu erquicken, den Geliebten mit Wohlsein und Freude und Wonne zu überschütten! Das war ihr natürliches Verlangen.

Und er wollte nichts von ihr! — —

Sie gingen weiter.

Oben, auf dem hohen Moor, strich stets ein frischer Luftzug. Doch brütete die Sonne auf den Wasserlachen des Moraſtes, und die Mücken und Libellen tanzten darüber.

Einzelne Heuwagen sah man, deren spielzeugartige Winzigkeit erst die Ausdehnung der übersehbaren Hochfläche ins Bewußtsein brachte.

Hier waren den ganzen Hochsommer und Herbst hindurch die Wildheuer aus den umliegenden Bergdörfern, denen es an eigenem Grasland fehlte, tätig.

Werner und Gunne hielten sich tunlichst an den Waldsaum, aber das erwies sich auch heute nicht als leicht, denn Wasserlachen, Sumpf und schwankender Moorboden nötigten immer wieder zum Ausbiegen aus der einzuhaltenden Richtung.

Heiß und müde erreichten sie endlich doch den Waldrand und dann auch den nach Dietenhausen führenden Fußweg.

„Sieh Dich 'mal um, Gunne!“ sagte Werner bedenklich.

Gunne sah zurück.

Hinter ihnen war schweres, massiges, bleifarbenes Gewölk heraufgekrochen und verdrängte das Blau immer mehr.

„Das kommt,“ sagte Werner.

„Nu, wir werden ein bißchen naß,“ meinte Gunne gemütsruhig.

Ihre Sicherheit war ihm angenehm.

„Wir wollen laufen. Im Wald ist der Regen nie so schlimm. Schließlich sind wir ja auch nicht von Zucker.“

Er rannte voraus, Gunne hinterdrein.

Im Wald sahen sie nichts mehr von den finsteren Wetterwolken, nur die Sonne war fort.

Da zuckte ein Blitz leuchtend auf. Ein paar Sekunden später folgte langhallendes Donnerrollen.

Gleich darauf erhob sich rings in den Bäumen ein Prasseln. Der Regen schoß in schweren Tropfen nieder.

Springend, rutschend, gleitend, eilten die Geschwister den steilen Pfad abwärts.

Mitten im Forst, auf einer mit feinem dunkelgrünem Waldgras bedeckten Lichtung stand unter alten, schönen Buchen ein Rindenhäuschen, welches den Dieters gehörte und „Eremitage“ genannt wurde.

„Laß uns untertreten, bis der Guß vorüber ist,“ schlug Werner vor.

„Die Tür ist verschlossen,“ sagte Gunne. „Weil Gabriele Sachen drin stehen hat.“

Werner wußte aber, daß die Tür ein Schnappschloß hatte und von innen zu öffnen war.

Er war schlank und behende genug, um durch eins der gotisch gebogten, scheibenlosen Fensterchen klettern zu können, und öffnete für Gunne.

Das Häuschen diente bei Dietersschen Waldpartien, Picknicks und dergleichen zur Unterhaltung der Hausgäste unternommenen Vergnüglichkeiten. Es enthielt zierliche Gartenmöbel im Empiregeschmack und eine kleine, elegante Reisekücheneinrichtung: vernickelte Rechauds, Spirituskocher ꝛc. Auf Wandborten standen noch allerlei Vorräte, die Werner und Gunne mit großem Ergötzen untersuchten.

„Eigentlich ist es schon mehr Hausfriedensbruch, was wir treiben," meinte Werner lachend, „oder sogar Einbruch. Onkel Dieters könnte uns gerichtlich belangen lassen."

„Und in sein Burgverließ werfen! Er hat es ja." —

Wieder leuchtete ein Blitz, und der Donner folgte ihm ziemlich rasch.

„Es ist doch näher gekommen," sagte Werner, der zu seinem Ärger eine Empfindung nervösen Unbehagens nicht los wurde.

„Ja," bestätigte Gunne mit umwölkter Stirn. „Hoffentlich zieht aber das eigentliche Wetter westlich herum über Milsfeld."

Sie dachte an das liegende Getreide, nicht an sich.

Werner setzte sich auf den Tisch und ließ die Beine hängen.

Gunne befestigte eine Strohmatte vor einem der Fenster, durch welches der Regen eindrang.

„Ich las neulich einen Vers, der mir außerordentlich gefallen hat," sagte Werner, „er ist aus dem Persischen. Hör' 'mal:

Zwei Tage sind, an denen es nicht lohnt, den Tod zu fliehn,
Der Tag, an dem er Dir bestimmt, und jener, wo er nicht gediehn.
Nicht Arzt noch Salbe werden Dir am ersten Rettung bringen,
Am andern Dich die ganze Welt nicht niederzwingen.

Ist das nicht famos, Gunne? Die Übersetzung ist ja schwerfällig, aber der Gedanke doch famos. Zwei Tage ..."

Er lachte in heller Freude über die zwei Tage.

Da kam ein Blitz, der für einen Moment das ganze Häuschen in blaues Feuer zu hüllen schien, fast unmittelbar darauf krachte der Donner.

„Das hat eingeschlagen," sagte Werner erbleichend.

Gunne schüttelte betrübt den Kopf. „Ja. Nun haben wir's doch gekriegt. Der Papa kann noch gar nicht viel hereinhaben. Wenn nur nicht ... die Wolken sahen vorher so häßlich aus ... da!!"

Der letzte, halb erschrockene, halb ärgerliche Ausruf galt einem knatternden Prasseln, das sich plötzlich erhoben hatte und so anzuhören war, als regne es kleine Steine.

Ein Hagelwetter.

Werner, der mit krummem Rücken auf der Tischkante saß, zog die Brauen hoch und fragte: „Sind wir nicht versichert?"

„Doch," antwortete Gunne gleichgültig. Ihr tat die zerschlagene, verlorene Brotfrucht leid, nicht der Geldverlust.

Plötzlich wurde von außen gegen die Tür gestoßen. Ohne Besinnen sprang Gunne zu und öffnete.

Ein Triefender trat eilig ein.

„Georg!!" riefen Gunne und Werner einstimmig. Sie waren überrascht und entzückt, — Gunne aber auch tief erschreckt.

Auch er prallte vor Überraschung einen Schritt zurück, dann lächelte er erfreut und streckte ihnen beide Hände entgegen, die sie ergriffen und drückten.

„Ihr?! — Nein, ist das schön!"

Gunne war nach dem ersten Rot der Erregung so blaß geworden, daß ihr Gesicht an Alabaster erinnerte.

Sie war ihm seit ihrer Verlobung noch nie unerwartet begegnet und wußte, daß er ein zufälliges Zusammentreffen nicht suchte, sondern mied. Sie fühlte, daß er ihr absichtlich aus dem Wege gegangen war.

Und doch sah er eben glücklich und froh aus, wie sie ihn noch nie gesehen hatte.

Als habe er die verwunderte Frage in ihren Augen gelesen, sagte er: „Das ist ein Geschenk! Die nicht gesuchten Freuden sind wahre Geschenke. O, wie herrlich ist das!"

Nein, so erfreut hatte sie ihn noch nie gesehen. Es machte sie an allem, was sie sich in den letzten Tagen zu ihrer Qual zusammengedacht hatte, wieder irre.

Die Erschütterung darüber war so stark, daß sie kaum die Tränen zurückhalten konnte.

Aber sie wollte sich jetzt nicht gehen lassen. Seine Stimmung eben war etwas so Seltenes, ihr Kostbares, daß sie nicht daran rühren mochte, aus Furcht, sie zu verscheuchen.

Aber auch um Werners willen durfte sie jetzt nicht schwach werden.

Ihre kleinen Hände tasteten an seinen Rockärmeln hin.

„Wie bist Du naß, Georg! Du hast den ganzen Guß bekommen."

Sie nahm ein feines Leinentuch aus einem Fach und trocknete ihn sorgfältig ab. Dies tat sie, wie sie alles tat, so einfach und natürlich, daß er es sich gefallen ließ.

„Der Regen hat die Luft stark abgekühlt," sagte er.

„Ja; jetzt werde ich euch Männern rasch einen heißen Tee machen."

Vacha sah sie mit staunender Bewunderung an. Sie schien alles Mögliche in ihrer Macht zu haben, als sei sie eine Fee aus irgend einem Märchen! Als sei sie hier zu Hause und alles stehe ihr zu Gebote! Sie sagte einfach: ‚jetzt werde ich dies oder das tun, — wie etwas Selbstverständliches.'

Nun hatte sie eine Spiritusflamme angezündet und hantierte still geschäftig mit Tassen, Tellern, Büchsen.

„Du machst Dir so viel Mühe," sagte er in seinem einschmeichelndsten Ton.

Sie lachte nur leise. Mühe? Das war ja Lust!

‚Wo sie waltet, wird Behagen sein,' fühlte er.

Aber heute störte ihn das nicht.

Er und Werner saßen jetzt auf den mit Goldschnörkeln verzierten weißlackierten Stühlen zu beiden Seiten des hochbeinigen weißen Tisches, Vacha in seinem langen, schwarzen, hochgeknöpften Rock, Werner in der leichten Grasleinenjoppe, beide schlank von Wuchs und feingliedrig, beider Gesichter von Geist und innerem Leben leuchtend.

Gunne konnte sich nicht satt an ihnen sehen. Was waren ihr alle beide doch lieb!

Vacha hatte den linken Arm auf dem Tischrand liegen und ließ die schmale Hand lose hängen. Sein rechter Arm ruhte leicht auf der Stuhllehne. In seiner Haltung und in allen seinen Bewegungen prägte sich das Verhaltene, streng Beherrschte seines Wesens aus, gemildert durch eine natürliche Anmut.

Werner saß nach seiner Schülergewohnheit mit krummem Rücken, hatte das rechte Knie über das linke gelegt und umfaßte es mit beiden Händen. Seine ernsten grauen Augen hingen bewundernd an Vachas Gesicht. Was kümmerte ihn noch Blitz und Donner, klatschender Regen und Hagelschlag?! —

„Also, man soll niemals Freude suchen?" fragte er.

„Nein, nie. Sollen wir sie haben, so fällt sie uns vom Himmel, wie eben jetzt. Wenn wir nichts tun, um sie heranzuziehen, und sie kommt doch, dann ist es offenbar Gottes Wille, daß wir uns freuen sollen. Nur diese Freuden gehören uns wirklich."

„Darf man auch nicht das Glück suchen?"

„Glück? Was ist Glück?! — Ein Glück gibt es freilich, was jeder suchen soll: das Aufgeben des kleinen Eigenwillens in den großen Gotteswillen. Ich sage Dir davon ein andermal mehr. Was ich aus der Welt schaffen möchte, ist das Vergnügen als Selbstzweck. Die ganzen Vergnügungen, besonders die in der sogenannten Gesellschaft, kranken tödlich daran, daß sie gesucht, gewollt, beabsichtigt sind. Das zerstört sie schon im Keim. Diese vorbereiteten, ausgeklügelten Lustbarkeiten haben etwas Gespenstisches an sich, denn sie gebärden sich lebendig und sind tot."

„Sollen wir uns überhaupt nicht vergnügen?" fragte Vachas gläubiger Jünger.

„Wir sollen tun, was recht ist, — daraus erwächst eine Fülle von gesundem Vergnügen ohne unsere Nachhilfe. Sieh Gunne an. Sie sorgt für unser Wohlbefinden, nicht um sich einen Spaß zu machen, sondern um uns zu erquicken. Nun, und macht es Dir nicht Vergnügen, mein Liebling?"

Er hatte sich ihr zugewandt, die eben Tassen und Tellerchen auf den Tisch stellte. Sein Blick war eine Liebkosung.

Sie neigte sich über seine auf der Stuhllehne liegende Hand und berührte sie rasch mit den Lippen, schlüpfte gleich wieder fort und brachte eine Schale mit Zucker und einen Teller mit englischen Biskuits.

„Woher hast Du das alles?!" fragte er staunend und lächelnd.

Sie sah ihn schelmisch an.

„Das steht hier alles in Bereitschaft für den, der kommt, sich's zu holen."

„Man kann so leicht hier einsteigen," sagte Werner, „aber man tut's nicht."

Aus unserer Studienmappe:

Aus Robert Balcke's Skizzenbuch.

„Nur wir," bemerkte Gunne.

„Dieser Weg ist sehr wenig begangen," sagte Werner, „eigentlich gehen ihn nur die Forstleute und Waldarbeiter. Wie kamst Du hierher, Georg?"

„Ich habe diese schöne Stelle einmal entdeckt, als man mich zu einem verunglückten Holzhacker gerufen hatte. Der Mann war unter einen stürzenden Baum gekommen. Einer von meinen Wüstenkaltheimern."

„Starb er?" fragte Werner.

„Ja, — in meinen Armen. Der Brustkorb war ihm ganz zusammengedrückt."

„Konntest Du ihm denn noch wohltun?" fragte Gunne.

„Es schien so. Ich hoffe es. Es hatte mich so erregt, daß ich nicht gleich nach Hause zurück mochte, sondern ohne Weg waldeinwärts lief. Da kam ich mit einemmal auf diese kleine Waldwiese mit dem Rindenhäuschen im Schatten der alten herrlichen Buchen. Eine richtige Einsiedelei! Ein Ort zum stille werden, wie wenige. Seitdem wandere ich zuweilen hierher, wenn mich nach Stille verlangt. Ich sitze dann auf der Bank unter der Buche und höre das Atmen des Waldes. — Die Hütte zu stürmen habe ich aber nie versucht, — vor heute. Der Hagelsturm tat es heute, — und ich fand ein gastliches Asyl — und Euch!"

„Ich werde nicht wieder hierherkommen," sagte Gunne.

„Warum?" fragte Werner verwundert.

Sie wandte sich ab.

„Na so. Ich meine nur so. Es ist weit und liegt für uns aus dem Weg."

Vacha konnte ihr Gesicht nicht sehen; aber er hatte sie verstanden. Sie wollte ihm sagen: ‚Die Einsamkeit hier, die Dir

wohl tut, soll Dir durch mich nicht gestört werden.'

Er bückte den Kopf und fühlte sich beschämt.

„So, wie es heut hier ist, wird es wohl auch nie wieder sein," sagte er leise, „die Geschehnisse wiederholen sich ja niemals in der gleichen Weise." —

Gunnes Teewasser brodelte.

Der Regen hatte nachgelassen. Wundervoller Erd- und Laubgeruch quoll durch die Fenster. Werner öffnete die Tür weit.

Gunne goß den goldklaren heißen Tee in die Tassen. Sie setzte sich zwischen die beiden anderen, die wieder über ernste Dinge zu reden begannen, und hörte ihnen still aufmerksam zu. Dabei lag ihre Hand in Vachas Hand.

Alle Angst und Unruhe war von ihr abgefallen.

37.

„Seit ich Georg Vacha kenne," sagte Werner einige Tage nach dem Zusammentreffen in der Eremitage zu Gunne, „begreife ich erst, daß es Menschen gegeben hat, die von der Kirche heilig gesprochen wurden."

„Kannst Du Dir einen verheirateten Heiligen vorstellen?" fragte Gunne.

Werner geriet in leichte Verwirrung.

„Eigentlich nicht. Aber es hat ja doch welche gegeben."

„Zum Beispiel Edward den Bekenner," sagte Gunne mit einiger Bitterkeit.

„Na, und den heiligen Ludwig von Frankreich und viele andere."

Gunne lächelte. „Die Sage unseres Gebirges erzählt ja von Einem, der erst durch seine Frau zum Heiligen wurde. Die war ein so bitterböses Weib, daß der liebe Gott selbst es übernahm, sie an einem Tag in jeder Woche zu plagen, damit sein armer Heiliger an diesem einen Tag wenigstens in Ruhe beten konnte. Aber endlich rückte er ihr doch aus und legte sich eine Einsiedelei auf dem allerhöchsten Berg an."

Werner lachte. „Ja, das ist der heilige Gangolf. Ich würde übrigens einen, der seiner Frau ausreißt, nicht heilig sprechen."

„Sie war bitterbös!" wiederholte Gunne mit komischem Nachdruck.

„Wenn auch! Die Tugend würde doch nur im Ausharren liegen."

Sie saßen zu Pferde, Werner auf dem Rapphengst Alibaba, Gunne auf ihrem zottigen kleinen Duglas. Auf den gemähten Wiesen und Stoppelfeldern von Grusenau waren sie in einen flotten Galopp eingesprengt, der sie das sich verbreiternde Gauatal hinunter bis dicht vor das Städtchen Milsfeld führte.

Dietrich war auch von der Partie, allein er ritt den phlegmatischen Gaul des Verwalters, und so sehr der behende Junge den fetten Wallach auch mit Armen, Beinen und Geschrei anzufeuern suchte, war er doch bei dem Galopp der beiden edleren Pferde weit zurück geblieben.

Werner und Gunne ritten, während sie von Vacha und dem heiligen Gangolf sprachen, in gemächlichem Schritt aus der Milsfelder Flur hinauf auf die Landstraße und warteten hier auf Dietrich, der mit Holla! und Hussa! und wilden Bewegungen über die Wiesen dahergetost kam.

„Wie ein Clown!" sagte Werner mißbilligend.

Aber Gunne sagte: „Wie kann er anders? Unbändige Kraft und Übermut auf einen faulen Gaul gesetzt, wie geht denn das zusammen?"

Vor ihnen lag die alte Steinbrücke mit ihren mächtigen Pfeilern und den drei flachen Bogen. Am Brückenkopf stand ein heiliger Johann Nepomuk. Milsfeld war zur Hälfte katholisch.

Jenseits des Flusses ragten die Dächer, die zwei Kirchen und die Burg.

„Weißt Du, daß das Milsfelder Schloß einmal den Vachas gehört hat?" fragte Gunne.

„Wer sagt das?"

„Er. Er hat's mir einmal erzählt."

„Ja?"

Werners schwärmerische graue Augen schauten nach dem Burggemäuer. Wie gut konnte er sich einen Georg Vacha als Schloßherrn dort hinein denken! Leider saßen jetzt dort die Aktenschreiber vom Amtsgericht, und aus den feudalen Kemnaten waren nüchterne, nach Staub und Tinte riechende Bureaus geworden.

Dietrich langte schimpfend an. Roß und Reiter waren naß von Schweiß.

Werner wies mit einer Handbewegung auf die durchnäßte Flanke des Wallachs.

„Sieh mal, solang Du die Pferde noch so behandelst, kann man Dich ein edles Tier nicht reiten lassen."

„Kann ich 'was dafür, wenn das faule Luder gleich naß wird?“ entgegneie Dietrich lebhaft.

Werner zog die feinen Brauen hoch: „Wenn man in Damengesellschaft reitet, spricht man nicht wie ein Stallknecht.“

„Damengesellschaft!“ rief Dietrich verächtlich. „Gunne is doch nich Damengesellschaft, Du Prinz! So'n Blödsinn!“

Werner schwieg.

„Weißt Du was, Dieter!“ sagie Gunne in ihrem kameradschaftlichen Ton. „Wir reiten noch eben nach Milsfeld rein, um auf der Post nach Briefen zu fragen. Und Du reitest ruhig voraus nach Niedergauschach, daß der Fuchs sich abkühlt. Wir holen Dich ein.“

Dietrich war ärgerlich.

„Na, wenn's Dir so wenig eilt, zu Deinem Vacha zu kommen, kann ich Dich ja einstweilen vertreten,“ brummte er.

„Georg?!“ rief Gunne. „Warum meinst Du, daß er in Niedergauschach ist?“

„Weil ihn unser hochehrwürdiger Vetter gebeten hat, zu kommen. Ha! — ich kann's nicht ändern. Der Albert wollte Dich, glaub' ich, mit ihm überraschen. Aber wenn Du den Milsfeldern Parade machen mußt, will ich Dich gern vertreten. Sag' mir nur, wie viel Küsse in der Minute er zu beanspruchen hat.“

Gunne drohte lachend mit der Reitgerte. „Du altes Scheusal!“

Ihre Entrüstung ergötzie ihn.

„Mein gnädiges Fräulein,“ flötete er, „derartige Ausdrücke braucht man nicht in Herrengesellschaft. Herren sind zart besaitet, ihre Ohren können das nicht ertragen.“

Er mimie so drollig, daß selbst Werner lachte.

„Übrigens wird die Gunne angeglotzt wie ein Meerwunder,“ bemerkte Dietrich; „der dicke Oltenhausen von Ober-Sassen hat sich fast den Hals verrenkt nach ihr von der Landstraße aus. Möchte bloß wissen warum?“

„Weil unsere Damen so selten reiten, ganz einfach,“ erklärte Gunne. „Eine Dame zu Pferde ist hierzulande etwas Ungewöhnliches.“

Werner dachte: ‚Sie fällt auch auf, wenn sie nicht reitet.‘ Doch schwieg er.

Blicke der Bewunderung waren es, die ihr folgten; beide Brüder hatten es bemerkt. Das war früher nicht gewesen. Sie wunderten sich, weil Gunne in der Familie für die Nicht-Hübsche galt.

Sie war wirklich nicht hübsch nach den Regeln der Schönheit, aber das Weibliche, Warme, Leuchtende und Kraftvolle ihrer Erscheinung bestach die Männeraugen in hohem Grade.

Ohne es zu ahnen oder im geringsten zu wünschen, erregte sie Verlangen.

Nach dem Gewitter neulich hatte es den ganzen folgenden Tag geregnet, so daß Höllen die Erntearbeit zunächst aussetzen mußte. So waren die Kutschpferde, die während der Ernte auf dem Acker helfen mußten, frei geworden, und das benutzte Natalie, um mit den Kindern nach Niedergauschach zu fahren. Leonhart hatte die vom Klosterhof eingeladen, der Einweihung seiner geliebten Gemeinde-Dreschmaschine beizuwohnen.

Gunne dachte, während sie unbewußt den Milsfeldern eine Augenweide bot, unruhig darüber nach, ob der Vetter Albert auch Vacha mit ihrem Kommen eine Überraschung zugedacht habe. Albert Leonhart war ein Freund harmloser Scherze und Neckereien. Sie wußte es. Aber sie wußte auch, daß Vacha solche Scherze nicht liebte. Vom lieben Gott ließ er sich ja gern eine Überraschung bereiten, wie sie neulich erfahren hatte, aber von Menschen nicht. Und solche heitere Familienzusammenkünfte, die keinen anderen Zweck hatten, als miteinander vergnügt zu sein, waren ihm greulich.

Sie fühlte: das Zusammensein heute würde ihn verstimmen. Morgen war ja schon Sonntag, an dem man sich ohnehin sah, denn sie versäumte die Kirche in Dietenhausen niemals.

Sie war schon wieder erregt und gepeinigt. Ach, die selige Stille der Eremitage hatte nicht lange vorgehalten! — Sie ritten jetzt auf der Landstraße mäßigen Trab und Schritt wechselnd, um die Pferde nicht erhitzt in den Stall zu bringen. Werner der den vorwärtsstrebenden Alibaba nicht vollkommen beherrschte, war gegen seinen Willen meist um eine Pferdelänge voran. Er strengte sich an und hielt die Zügel so kurz und so fest, daß ihn die Handgelenke schmerzten.

Gunne, deren weichmäuliger frommer Duglas jeder ihrer leisesten Bewegungen nachgab, ließ die Blicke schweifen.

„Da geht der Papa!“ rief sie.

„Wo?“

„Dort auf dem gräßlich geraden Grusenauer Verbindungsweg. Er geht mit dem Direktor.“

„Zwei Männer sehe ich auch; aber ich würde sie nicht erkennen. Du hast viel schärfere Augen. Meine sind kurzsichtig geworden. Georg sagt, ich läse zu viel; aber das kann ich 'mal nicht ändern.“

Die Wirtschaftsgebäude der Aktiengesellschaft für landwirtschaftlichen Großbetrieb Grusenau lagen zwischen Niedergauschach und Milsfeld im hier schon ziemlich breiten Gauatal. Sie bestanden aus einem Rechteck roter, nüchterner Backsteinbauten, deren flache Schieferdächer von einem hohen Schloi überragt wurden. Die gewöhnliche Spekulantenschablone hatte die ländlich angestammte Bauart hier verdrängt, so glich das Ganze einer Fabrikanlage. Von allen Seiten führten kerzengerade guigehaltene Wege in die Felder. Eine große Schar verkommen aussehender polnischer Mietlinge war beschäftigt, Garben zu binden und gegeneinander aufzurichten. Ein Aufseher schalt tobend in polnischer Sprache.

„Ob man diese Leute so anschreien muß?“ meinte Gunne zweifelnd.

Werner runzelte die Stirn: „Wie häßlich sie hier alles gemacht haben!“ —

„Sie denken nur an das Nützliche.“

„Nur an hohe Dividenden,“ verbesserte Werner mit verächtlich gekrümmter Oberlippe. „Das nennt Albert Leonhart rationellen Betrieb und verteidigt es noch.“

„Weil er an seine Bauern denkt, die bei ihrer überlebten Wirtschaftsweise verarmen.“

„Das Leben ist unerträglich häßlich, von der Nützlichkeitsseite betrachtet,“ fand Werner.

Gunne hielt am Grusenauer Weg, um den Vater zu begrüßen.

Werner hatte Mühe, den Alibaba, der gewaltig stallwärts strebte, zum Stehen zu bringen. Dabei wußte er sich vom Vater beobachtet. Er riß den Hengst im Maul, daß dieser stieg und sich auf der Hinterhand drehte.

„Zieh' ihm ordentlich eins über,“ rief Höllen dem Sohn zu.

Werner, der heftig geworden war, ließ die Gerte sausen. Alibaba ging vom Fleck an durch.

„Laß nicht locker!“ rief Höllen. „Straf' ihn tüchtig und laß ihn laufen. Er wird schon nachgeben.“

Der Duglas hatte aus Aufregung auch zu tanzen angefangen, aber Gunne sang ihre Beruhigungsskala, was ihn schnell zur Vernunft brachte.

Sie sorgte sich etwas um den Bruder, den man schon nicht mehr sah. Wenn Dietrich auf dem Hengst gesessen hätte, wäre sie ganz ruhig gewesen. Der hatte viel mehr natürliche Sicherheit als Werner und eine so katzenartige Behendigkeit.

„Wenn der Alibaba ihn nun abwirft?!“ fragte sie.

„Dann fällt er hoffentlich glücklich. Das muß alles durchgemacht werden, wenn einer reiten lernen will. Aber ich denke, er bleibt oben.“

„Gnädiges Fräulein sind ja bereits eine brillante Reiterin!“ sagte der Grusenauer Direktor galant.

Gunne lachte. „Auf meinem Duglas könnte ein kleines Kind reiten.“

„O, ich bin überzeugt, gnädiges Fräulein würden jedes Pferd regieren.“

„Leider erlaubt mir der Papa nicht den Versuch.“

„Nein,“ sagte Höllen, „diese Experimente überlassen wir den Brüdern.“

Man tauschte noch ein paar höfliche Worte, dann ging der Grusenauer nach seiner roten Backsteinburg zurück.

Höllen legte die Hand auf des Zottelpferdchens Schulter und ging neben Gunne her. Sie erzählte ihm, was sie eben von Dietrich erfahren hatte.

„Das hat er sich vielleicht nur ausgedacht, um Dich zu necken. Er überlegt nicht.“

„Aber es könnte doch wahr sein. Wenn es wahr ist?“ —

„Dann freust Du Dich einfach.“

Sie seufzte.

Er sah sie verstohlen an. Es war ein Zug von Verhaltenheit in ihr Wesen gekommen, der gar nicht recht zu ihr paßte. ‚Ob sie nur mit ihm fertig wird — und mit sich,‘ dachte er sorgend. Es beunruhigte ihn weit ernster, als das Bezwingen des Alibaba durch Werner.

„Warum ist eigentlich das Zweckmäßige immer häßlich, Papa?“ fragte Gunne.

Ein Märchen. Nach dem Gemälde von Harrington Mann-London.
(Münchener Secession 1902.)

„Das Zweckmäßige ist ganz im Gegenteil immer schön," antwortete Höllen.

„Und dies garstige Grusenau? Und gerade Straßen und Kanäle und Fabriken und Mietskasernen und Vorstadthäuser?"

Er lachte.

„Alles nur Kinderkrankheiten. Ich will Dir 'mal sagen, wie das ist: An Stelle der Gottesgedanken, die wir in der Natur finden, setzen die Menschen ihre eigenen Gedanken. Und weil die sehr oft halb und unreif und flach sind, so werden auch ihre Gestaltungen entsprechend. Allmählich erst vertiefen und klären sich die Menschengedanken, und mit dem Erkennen der wahren Zweckmäßigkeit kommt dann auch Schönheit in die Menschengebilde. Häßliche Fabriken und Mietskasernen und Anlagen wie Grusenau sind noch ungefähr wie Hilmars Schularbeiten, voll von Ungeschicklichkeiten, Mängeln und Fehlern, darum verletzen sie unseren Schönheitssinn; aber sie müssen so gemacht werden, ehe sich Reiferes daraus entwickeln kann."

„Ja, wenn es sein muß, kann man sich ja beinah daran freuen," meinte Gunne.

Höllen fuhr fort: „Manches Neue empfinden wir aber auch nur darum nicht als schön, weil es unseren Augen ungewohnt ist. Alle diese Beziehungen und Verknüpfungen sind gar nicht einfach, sondern sehr tief und fein. Wir müssen uns vor oberflächlichem Urteilen hüten."

„Schadet es denn?" fragte Gunne treuherzig.

„Freilich schadet es, weil es zu früh den Schlußpunkt macht und vom Weiterdenken abhält, so daß wir den Dingen nicht mehr gerecht werden. Wenn wir uns an das vorschnelle Urteilen gewöhnen, werden wir oberflächliche Schwätzer."

„Da kommt er zurück!" rief Gunne froh.

Höllens Augen leuchteten befriedigt auf. Auch er war nicht ganz ohne Unruhe gewesen, denn er kannte, ebenso wie Gunne, Werners Nervosität.

Der kam langsam zurückgeritten. Er hatte den Hut verloren, sein Haar klebte ihm um die Stirn, er war bleich, aber triumphierend. Alibaba zitterte, die hochliegenden Adern zuckten lebhaft unter dem glatten Fell, der Schweiß stand in Schaum auf den Schenkeln.

Werner setzte aufgeregt und entzückt auseinander, wie das Pferd sich verhalten habe und wie er sich verhalten habe. Er wiederholte sich beständig in seinem Siegesrausch, ohne es zu merken, auch trug er beim Berichten, ohne sich dessen bewußt zu werden, etwas stark auf.

Aber der Vater und Gunne genossen den Erfolg von Herzen mit.

„Jetzt wird er Dich schon respektieren," sagte Höllen und liebkoste das Pferd, welches ihm die zarte, rosige Nase in die Hand schob und ihn aus klugen Augen ansah, als wollte es seinen Herrn fragen: ‚Ist Dir das denn recht, daß mich Dein Junge zwingt?'

38.

Wenn das Pfarrhaus das Herz des Dorfes ist, so besaß Niedergauschach seit nunmehr elf Jahren ein äußerst lebhaft pulsierendes Herz, so daß der Organismus dieses dörflichen Gemeinwesens ein sehr lebendiger geworden war. Immer regte man sich in Niedergauschach über irgend etwas auf, immer gab es ein dorfweltbewegendes Tagesereignis.

In diesen Augusttagen war es die Schulzenwahl, die alles in Bewegung hielt. Der alte wackere Schulze Gero, Leonharts guter Freund, war vor kurzem einem Magenkrebsleiden erlegen. „Weil er's nie lassen konnte, das Brot, so warm, wie's aus dem Backofen kam, zu essen," sagte der dicke Doktor Philippi. Seit dem Begräbnis nun tobte der Wahlkampf und erhitzte die Gemüter. Die Reaktionären, deren fanatisches Oberhaupt der alte Kantor Zacharias Krypf war, wollten einen von dessen Anhängern wählen, die fortschrittlich Gesinnten aber, die zu der Partei des Pfarrers gehörten, stimmten für den ältesten Sohn des verstorbenen Schulzen, den Gero-Gotthold, dessen jüngerer Bruder, der Gero-Fritz, ob seiner gewaltigen Adlernase auch „Nasen-Gero" genannt, in den Martinshof heiraten sollte. Der Kantor hielt auf dem erhöhten Platz vor der Kirche, an der Ecke der Schenke, seine Wahlversammlungen ab und agitierte kräftig. Vom Pfarrgarten aus konnte man das beobachten, und es erregte besonders Frau Aline nicht wenig.

„Du sollst sehen, er kriegt sie alle 'rum, die Dösköpfe," sagte sie; „mit Deiner diskreten Zurückhaltung wirst Du schließlich doch den Kürzeren ziehen!"

Aber Albert Leonharts Grundsätze erlaubten ihm eine derartig unmittelbare Beeinflussung seiner Pfarrkinder nicht. Er tat, was er konnte, um sie durch Ermahnung, praktische Ratschläge und vorbildlichen Wandel zu leiten. Aber er wollte sie ja zu selbständigen Menschen machen. Sie sollten für sich selbst überlegen und urteilen und entscheiden.

„Ich für mein Teil werde für den Gero stimmen," sagte er denen, die ihn um seinen Rat angingen; „Euch sage ich aber nicht: ‚stimmt für ihn'. Ihr müßt ganz nach Eurem eigenen Wissen und Gewissen entscheiden."

Heute nun hatte die Wahlschlacht mit einer Niederlage der Partei Leonharts und einem Sieg des alten Krypf geendet.

Frau Aline war entrüstet. Sie warf den Kopf zurück, und ihre Augen wurden sehr schwarz.

„Das hast Du nun davon, Schnukki," seufzte sie; „mit zu feinem Anfassen kommt man bei so zähem Teig nu 'mal nicht durch. Du bist zu gut für dieses Volk."

Er aber überwand seine Enttäuschung stillschweigend, kehrte entschlossen der Dorfpolitik den Rücken und wandte sich seinen geliebten „Sonnenvögelchen" zu.

Die hatten gar emsig geschafft, so daß er die schweren, von goldigem Honigseim triefenden Waben einmal wieder auf seinem guten Maschinchen ausschleudern konnte.

Ein zweites, für Leonhart sehr viel erfreulicheres Ereignis war das erste Dreschen auf der Gemeinde-Dreschmaschine, dem zu Ehren er die Klosterleute eingeladen hatte, — und Vacha.

Diesen hatte Leonhart listig bitten lassen, zu ihm zu kommen, ohne hinzuzufügen, weshalb und wozu.

Vacha, welcher geglaubt hatte, es handle sich um irgend eine amtliche Angelegenheit, kam in ernster Stimmung und fand eine dieser Familienlustbarkeiten, die ihm so zweck- und sinnlos schienen.

Wie Gunne vorausgeahnt, verstimmte ihn diese Überraschung nicht wenig. Am meisten verdroß ihn der Umstand, daß man ihm gar nicht die Wahl gelassen hatte, ob er mittun wolle oder nicht; man hatte ihn tatsächlich in eine Falle gelockt.

Man saß in der Rosenlaube um den Kaffeetisch.

Am liebsten wäre Vacha auf dem Fuß umgedreht und nach Wüstenkaltheim zurückgegangen. Er tat es nicht, um nicht gleichgültig gegen Gunne zu erscheinen, die mit ihren Brüdern einen Ritt gemacht hatte, wie ihm erzählt wurde, und gleich eintreffen würde.

Statt ihrer erschien zunächst nur Dietrich.

Er ging gleich auf Vacha zu.

„Du, Georg, die Gunne muß noch den Milsfeldern Fensterparade machen. Sie meint, Du würdest einstweilen gern mit mir vorlieb nehmen."

„Gern," sagte Vacha lächelnd.

Dietrich machte einen schrägen Kopf, legte möglichste Holdseligkeit in sein Schelmengesicht und flötete: „Komm an mein Herz, Du Engel!" Denn so ungefähr dachte er sich den Verkehr unter Liebesleuten.

Alle schüttelten sich vor Lachen, bis auf Vacha. Doch auch er lächelte, zupfte den liebenswürdigen jungen Schwager an dessen großen Ohren und sagte: „Was bist Du für ein Strick!"

„Aber Gunne sollte doch nichts wissen, Du Plaudertasche!" rief Leonhart vorwurfsvoll.

„Ich hab' auch erst nichts gesagt," entschuldigte sich Dietrich, „nur, weil ich mich ärgerte, daß die noch nach Milsfeld wollten. Aber sie wollten doch."

Natalie sowohl als Vacha wunderten sich ein wenig über Gunne, weil sie es sonst immer gar nicht erwarten konnte, ihn wiederzusehen.

Beide wunderten sich immer mehr, denn Gunne und Werner blieben aus.

Vacha wurde ungeduldig und gereizt. Was war denn mit ihr? Sollte er vielleicht hier den ganzen Nachmittag vergebens warten? Und diese Familienspäße und Neckereien anhören? Leonhart war ein Kind mit Kindern! Er hänselte die Kleinen und entzückte sie durch seine lustigen Einfälle, ebenso wie die Kinderart ihn entzückte. Das war ja eine wunderhübsche Begabung, gewiß; aber ihm, Vacha, ging sie ganz ab. Er konnte mit den Traurigen trauern, wie wenige, — aber mit den Fröhlichen fröhlich sein, das glückte ihm fast nie.

Man wartete endlich nicht länger, sondern machte sich auf den Weg nach der Dreschmaschine. Vacha schloß sich an.

Endlich, am Ausgange des Dorfes, traf man auf Gunne und Werner, die in gemächlichem Schritt geritten kamen.

Schön, stolz und selbstherrlich sahen die beiden auf ihren Pferden aus. In Vacha erregte dieser Anblick ein unwillkürliches Empfinden trotziger Auflehnung. Gunne wurde ihm fremd, wenn er sie so als selbstherrliche, selbstsichere Amazone sah.

Davon ahnte sie freilich nichts.

Dietrich erbot sich, die Pferde im Schulzenhof einzustellen, was allen Teilen recht war. Werner und Gunne saßen ab. Dietrich schwang sich mit katzenartiger Behendigkeit auf den Alibaba und führte den Duglas am Zügel. Ohne in die Bügel zu treten, trottete er ab.

Die anderen wurden mit Fragen über ihr langes Ausbleiben bestürmt und erzählten lebhaft von der Begegnung mit dem Vater, dem Durchgehen des Alibaba und seiner Bändigung.

Anfangs bildeten alle eine die Dorfstraße füllende große Gruppe, bald jedoch sonderten sie sich, und es kam wie von selbst, daß Gunne und Werner ihren geliebten Vacha zwischen sich nahmen.

Werners graue Augen leuchteten noch und seine fein modellierten Nasenflügel zitterten. Er war erregt und sehr glücklich. Vacha merkte, daß der Erfolg diesen sensitiven und ehrgeizigen Jüngling berauschte.

Er unterbrach ihn in der wiederholten Schilderung seines Reiterstückchens und sagte ernst: „Werner, mein Lieber, Du bist unmäßig."

Der blickte verständnislos. „Wie? Was meinst Du?"

„Im Ausgenießen Deines Siegs."

Werner errötete beschämt. „Verzeih, ja: es hat mich etwas aufgeregt," entschuldigte er sich.

„Das verstehe ich durchaus; nur darf die Erregung nicht zu Unklugheiten führen, sonst wird sie Dir gefährlich. Wenn es Dir ernsthaft darum zu tun ist, vorwärts zu kommen, mußt Du sie beherrschen."

„Warum ist Erregung gefährlich?"

„Weil sie uns die Zügel aus den Händen nimmt und weil sie uns verleitet, die Kraft, die ein Sieg uns eingetragen hat, sogleich wieder zu vergeuden. Denn jedes Sichgehenlassen bedeutet eine Einbuße an Kraft, wie jedes Sichzusammennehmen ein Kraftzuwachs ist. Und die eigentliche, die einzige uns selbst gehörende Frucht jedes kleinen Sieges ist ja nur der Kraftzuwachs! Überläßt Du Dich der Siegesfreude, so eliminierst Du sofort wieder den Wert, den Du geschaffen hast. Es ist, wie wenn einer eine Summe Geld gewinnt und sie dann aus lauter Freude sogleich verjubelt."

„Ist denn die Freude selbst nichts?" wandte Gunne ein.

„Gewiß. Sie ist ein Genuß. Aber bei dem echten Sieger, dem von Gottes Gnaden, konzentriert sie sich auf einen kurzen — göttlich schönen — Augenblick, und den genießt er ganz für sich allein. Damit ist dieses abgetan, und er geht mit gesammelten Kräften neuen Kämpfen und Siegen entgegen. Wir können nur eines lieben: entweder den Schein der Größe oder die Größe selbst. Und wer das letzte erwählt, der hüte sich vor den tausend Fallstricken der Eitelkeit."

„Ach Georg, wenn ich doch immer bei Dir sein könnte!" rief Werner begeistert. Und leise setzte er hinzu: „Ich glaube, dann würde ich ein guter Mensch werden."

Heimlich seufzte Gunne.

So hatte sie ja auch gefühlt. Aber wo war ihr großes, frohes, kindgläubiges Vertrauen geblieben?! —

Er war noch immer schön und liebenswert und erhaben in ihren Augen, trotzdem empfand sie sein Wesen als etwas nicht Natürliches, nicht Einfaches, nicht Gesundes. Und dazu konnte sie einmal, so, wie sie war, nicht Amen sagen.

In der letzten Zeit war gewöhnlich Werner mit ihnen, und sowohl Gunne wie Vacha fühlten seine Gegenwart als Erleichterung. Das Gespräch wurde dabei hauptsächlich zwischen Vacha und Werner geführt. Gunne hörte zu.

Vacha wußte dem Knaben stets etwas zu sagen. Er hätte sein Erzieher sein mögen, und er liebte ihn mit der Liebe des Künstlers für ein edles, bildsames Material. Es war ihm eine Lust, an diesem eindrucksfähigen jungen Geist zu formen.

Anfangs hatte er geglaubt, auch in Gunne solch ein bildsames Material in die Hände zu bekommen, aber es war Täuschung gewesen.

Gunne blieb, was sie war. Sie erschien ihm auch in ihrer Art etwas Vollkommenes.

Ändern hieß hier Stören und Zerstören. Sein ganzer Einfluß — und da sie ihn hingebend liebte, war es unmöglich, sie gar nicht zu beeinflussen —, war ein zerstörender gewesen. Er nahm ihr die Ruhe, die glückliche Sicherheit, den Frohsinn. Seine Ideen konnte sie sich nicht wirklich zu eigen machen. Was sie davon aufnahm, saß in ihr wie ein Fremdkörper, der in dem gesunden Organismus Fieber und Verheerungen erzeugt.

So waren und blieben sie einander fremd. Er liebte ihre Seele, wie man eine schöne Blume, eine sonnige Wiese oder den Sternenhimmel liebt, mit stillem Bewundern dieser Reinheit, aber ohne Verlangen. Sie reizte ihn nicht zum Kampf, und der Kampf war ihm das Lebenselement. Er mußte stark erregt werden, um lieben zu können. Und er wußte, daß er Gunne quälte und nie anders können werde, als sie quälen; denn nur so konnte er sich durch sie das Maß seelischer Erregung schaffen, welches er brauchte, um lebhafter für sie zu fühlen.

Wenn sie nur nicht seine Sinne so stark gereizt hätte, wie seinen Geist wenig!

Das lähmte ihn in ihrer Gegenwart, machte ihn stumm und matt und ließ ihn zuweilen sich selbst zu einem Grauen werden.

In seinen Halbträumen ertappte er sich auf Phantasien und Begierden, die ihm schmachvoll schienen! — —

Auf dem kurzen Wiesenweg, der zu Leonharts Maschinenschuppen führte, standen mehrere ausgespannte Erntewagen hintereinander.

Vor dem offenen Schuppen stand der schwarze Petroleummotor, die eigentliche, durch ihn getriebene Dreschmaschine aber im Schuppen selbst.

Schon aus der Ferne hörte man das Summen, sah den Kornstaub fliegen, die Treibriemen sausen, die Männer und Weiber in froh erregter Geschäftigkeit.

Die erste Benutzung der neuen Maschine wurde zum Dorffest.

Hausmütter lagerten auf der Wiese am Schuppen mit ihren Küchenvorräten: Kannen, Schüsseln, Braten ꝛc. Die Dreschenden nahmen alle Mahlzeiten hier draußen ein, unter Beteiligung der ganzen Familien. Die kleinen Kinder spielten auf dem von Gänsen abgeweideten Rasen.

Aline Leonhart sah auf den ersten Blick, daß die Weiber an der Maschine das Greifen des ausgedroschenen Strohs unzweckmäßig anfingen und dadurch unnütz Zeit verloren. Sogleich trat sie heran und wies die besseren Griffe.

„Wo nur unsre Pfarr'ne 's Maschinendreschen gelernt hat!“ rief eine lustige junge Bäuerin.

Sie hatte es nicht gelernt, aber ihre stets auf das Nächste gerichteten, wachen Augen pflegten rasch herauszufinden, worauf es gerade ankam.

Leonhart war wie ein liebenswürdiger Hausherr unter der Schar seiner geladenen Gäste.

Er hatte für jeden ein freundliches Wort, einen aufmunternden Blick. Die Hausfrauen lobte oder neckte er, die Kinder rief er lachend bei ihren Taufnamen, die Bauern fragte er nach der Schwere ihres Kornes, nach der Länge des Strohs, nach etwaigen üblen Folgen des letzten Gewitterregens und dergleichen. Mit dem zum Maschinisten erkorenen Dorfschlosser sprach er über Zusammensetzung und Bedienung der Maschine und über die große Wichtigkeit ihrer tadellosen Instandhaltung.

„So eine Maschine,“ sagte er zu Bacho, „ist ein ganz unvergleichlicher praktischer Morallehrer, denn sie überzeugt die, die mit ihr zu tun haben, sicherer, als die längste Predigt, von dem Wert der Gewissenhaftigkeit, Reinlichkeit und Ordnung. Da hilft kein Vertuschen: wenn nicht alles genau so ist, wie es sein soll, funktioniert das Ding eben nicht.“

Die hier versammelten Niedergauschacher verehrten in ihrem Pfarrer den treuen Freund und klugen Berater, dem sie viel Dank schuldeten. Aber sie beugten sich nicht vor ihm, sondern blickten ihm frei in die Augen und hatten einen ungezwungenen, fast kameradschaftlichen Ton, wenn sie mit ihm sprachen.

Natalie Höllen saß auf einer ausgebreiteten Pferdedecke auf dem Rasen und neben ihr eine alte Bäuerin. Es war die weise Frau des Dorfes, die sogenannte Dorfgroßmutter, die der gesamten jungen Generation Niedergauschachs beim Eintritt in dieses Leben Beistand geleistet hatte. Auch bei den sechs lebenden und drei verstorbenen Kindern der Klosterbaronin hatte sie ge-

holfen. Jetzt ließ ſich Natalie von der Krankheit und dem Sterben des Schulzen Gero erzählen, mit dem die „Großmutter“ verſchwägert war.

Die temperamentvolle Alte berichtete in Ausdruck und Mienenſpiel höchſt dramatiſch, und Natalie lauſchte ihr mit genußvollem Erſchauern.

Werner und Hillmar ſtanden hinten im Schuppen, in Beobachtung der dreſchenden Maſchine verſunken, deren vier mächtig bezahnte Kiefer unabläſſig auf und zu klappten, mit unheimlicher Energie die vollen Garben, die man ihnen reichte, griffen, zermalmten, ſonderten und in Stroh und Korn geſondert von ſich gaben. Die grauſame Gewaltſamkeit und lärmende Eile, mit der das mechaniſche Ungetüm ſeine Aufgabe ausführte, feſſelte die Knaben immer wieder derartig, daß ſie alles andere darüber vergaßen.

Kätchen ſpielte auf der Wieſe mit den Dorfkindern. Für ſie hatten Maſchinen nicht den geringſten Reiz.

Aline Leonhart aber legte wacker mit Hand an.

Die Menſchenſtimmen tönten wie verirrt durch das Sauſen und Brummen; in der Luft ſtritt ſich der Petroleumgeruch mit dem des Maſchinenöls, beides jedoch überläubte der durchdringende Geruch des Roggenſtaubes.

Vacha ſtand mit über der Bruſt gekreuzten Armen und ſchaute in das fröhliche Treiben; Gunne, die neben ihm ſtand, ſchaute auf ihn.

Vor ſeinen Augen erweiterte ſich das Bild, das er hier ſah, zum Bild der Menſchheit, ſoweit ſie in Betriebſamkeit aufging. Er meinte zu ſehen, wie das Erziehungs- und Beruhigungsmittel Gottes, die Arbeit, zum Selbſtzweck wurde, wie die Menſchen im verblendeten Stieren auf einen Punkt, den Erwerb, die viel wichtigeren, weiteren und höheren Geſichtspunkte aus den Augen verloren, das Ewige über dem Zeitlichen!

Mancherlei Gedanken ſtrömten ihm zu, mit einer Schnelligkeit und Wucht, als ob ſie von den Treibriemen erfaßt und mit in das ſauſende Tempo dieſer Maſchine gezogen wären.

In wenigen Minuten entwarf er ſeine Predigt für den morgenden Sonntag.

Indeſſen war Gunne zum Sterben traurig. Sie ſah ihm an, daß er an alles mögliche Hohe dachte, aber nicht an ſie.

‚Er liebt mich nicht‘, fühlte ſie, ‚nein, das iſt ja keine Liebe!‘

Endlich wandte er ſich ihr zu.

„Ich muß gehen, Gunne. Bitte, entſchuldige mich bei den anderen. Sie ſind alle ſo eifrig beſchäftigt, da mag ich nicht ſtören.“

Sie regte ſich nicht und ſagte kein Wort, neigte nur leicht den Kopf in Bejahung.

Sonſt war ſie immer ſo unglücklich, wenn er ſich von ihr trennte, begleitete ihn ſo weit ſie konnte und bat ihn dringend, bald wieder zu kommen!

Ihre Ruhe fiel ihm auf. Fragend ſah er ſie an.

„Warum biſt Du heute ſo kalt, Gunne?“

„Ich?!“ rief ſie. Ihre Lippen zuckten.

„Habe ich Dir weh getan?“

Sein Ton war ſanft und dringend.

Da konnte ſie die Tränen nicht mehr zurückhalten. Raſch wandte ſie ſich ab.

Er ſah ihre Tränen nicht; hörte ſie dagegen in munterem Ton ſagen: „Da kommt auch der Dieter!“

Wieder ſchien ſie ihm in ihrem langen Reitkleid mit den Schaftſtiefeln an den Füßen und den naturfarbenen rehledernen Stulphandſchuhen die Verkörperung ſtolzer Selbſtherrlichkeit und Unnahbarkeit.

„Alſo leb' wohl,“ ſagte er und dann ging er.

Aber an ſeine Predigt konnte er nicht mehr denken. Immer ſah er Gunnes traurige Augen.

39.

Als Vacha am Sonntag in Dietenhauſen beim Betreten der Kanzel einen flüchtigen Blick zum herrſchaftlichen Stand hinüber gleiten ließ, ſchien ihm etwas nicht in Richtigkeit, ſo daß er noch einmal genauer hinſah Gunne fehlte! — Zum erſtenmal ſeit ſie verlobt waren, fehlte ſie in der Dietenhäuſer Kirche und darauf hatte ſie ihn geſtern mit keinem Wort vorbereitet!

Er mußte ſich zuſammen nehmen, um ſeine Gedanken dem Gottesdienſt zuzuwenden.

Sonſt war der Herrſchaftsſtand vollzählig beſetzt, die beiden Grafen und ihre Frauen, Werner und allerlei Dietersſcher Hausbeſuch.

Was konnte Gunne zurückgehalten haben?! Das Wetter war herrlich, aber auch unfreundliches Wetter hatte sie bisher nie verhindert.

Und gestern war sie, obwohl sie ihn wartend wußte, so spät wie möglich in Niedergauschach erschienen und hatte ihm beim Abschied den Rücken gekehrt, anscheinend mehr mit ihren Brüdern beschäftigt, als mit ihm?! —

Was war mit ihr? Wollte sie versuchen, sich ihm zu entziehen?

Nein, das würde er ganz sicherlich nicht zulassen! Welcher wahnsinnige Einfall! Wenn sie ihm angehörte, sollte sie es auch mit jeder Fiber ihres Wesens tun und keinen Willen haben als den seinen.

Die Unruhe und Ungewißheit machten es ihm zur Anstrengung, sich jetzt ganz seiner Predigt zuzuwenden. Es griff ihn stark an, und dadurch kam er in jene Stimmung weicher Melancholie, die die Härten seines Wesens aufhob und alles Poetische und Musikalische seiner Seele löste und zum Ausdruck brachte.

So kam es, daß die Philippika über Mammonsdienst und Materialismus, die er sich zurechtgelegt hatte, unter dem Einfluß seiner Niedergeschlagenheit unversehens zu einer sanften Elegie wurde. Er verweilte bei der Verlorenheit und Hilflosigkeit des nicht vom wahren Glauben getragenen Menschen und sprach so ergreifend über diese Verlassenheit, daß ein ganzes Trompetenorchester von Geschnauf und Geschneuz und ein Chor von Seufzern seine Worte begleitete.

Nach dem Gottesdienst blieb er lange in der Sakristei, weil er sich nicht aufgelegt fühlte, mit der Schloßherrschaft oder sonst irgend jemand zu sprechen. Er wußte wohl, daß er seiner Freundin, der Gräfin Gabriele, und seinem jungen Schwager dadurch eine Enttäuschung schuf, das konnte er aber nicht berücksichtigen.

Endlich, als es außen ganz still geworden, trat er auf den grünen Kirchhof hinaus, wo die Toten Dietenhausens unter Gras und leuchtenden Sommerblumen, beschattet von Trauereschen und Hollerbüschen dem jüngsten Tag entgegenschliefen.

Hier, am Grab der alten Armenhausgret war es gewesen, wo er Gunnes erwachende Liebe zuerst empfunden hatte. Dort hatte sie im Regenmantel und Lodenhütchen gestanden neben dem verträumten Kandidaten. Er aber war über irgend etwas traurig gewesen und hatte ähnlich geredet wie heute — aus der Moll-Tonart.

Damals war ihm plötzlich der Gedanke gekommen: ‚Ich könnte sie leicht dazu bringen, mich zu lieben, — wenn ich wollte.‘ Sie aber hatte gar nicht erst abgewartet, ob er wollte oder nicht: sie hatte ihn sich einfach genommen.

Als er sich zum Gehen, wandte trat ihm Werner entgegen, der ihn erwartet hatte.

Bacha hatte nicht nach Gunne fragen wollen; nun war doch sein erstes Wort: „Was ist mit Gunne?“

„Sie meinte, sie müsse einmal wieder zu Albert Leonhart in die Kirche, und Du kämst ja mittags.“

„Das kann ich heute nicht;“ entgegnete Bacha, „ich möchte etwas mit der Gräfin Gabriele besprechen und will darum bei ihr essen.“

„Aber dann kommst Du bald?“ frug Werner in bittendem Ton.

„Dann will ich noch ein paar Leute besuchen, die ich nur Sonntags zu Hause treffe. Es wird darum wohl etwas spät werden. Sag' einstweilen meinen Gruß.“

Werner kam gerade zur Essenszeit nach Hause. Gunne stand vor der Haustür und schaute aus. Als sie ihren Bruder allein sah, erfaßte sie ein so heftiger Enttäuschungsschmerz, daß er sie fast umwarf. Ihr war, als versänke der Boden unter ihren Füßen und sie schwebe im Nichts; es wurde ihr dunkel vor den Augen.

Sie wurde leichenblaß und lehnte sich mit geschlossenen Augen gegen den Türpfosten.

Werner erschrak.

„Gunne! Was ist Dir?!“

Da kam sie zu sich.

„Will er gar nicht kommen?“ fragte sie tonlos.

„Doch, natürlich! Nur etwas spät. Er hat Arbeit. Gerade Sonntags hat er ja Dienst, wie Du weißt.“

Sie blieb stumm, sah ihn nur mit seltsam erloschenen Augen an.

„Warum bist Du denn nicht mit mir gegangen?“ fragte Werner. „Er hat so wundervoll gesprochen. Die schönste Predigt, die ich noch von ihm gehört habe.“

Gunne krampfte die Hände ineinander. Mit einem Ausdruck von Verzweiflung in

den Augen sagte sie vor sich hin: „Ich halt's nicht aus."

„So leidest Du?" sagte Werner, selbst blaß vor Erregung. „Gunne, sei stark! Du mußt stark sein! Er ist kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein Held, ein solcher kann nur eine Heldin als Gefährtin brauchen. Und bedenke doch: um was vernachlässigt er Dich? Etwa um andere Frauen? Etwa um Vergnügungen?" —

Gunne machte eine abwehrende Handbewegung. Das alles hatte sie sich ja hundertmal selbst gesagt. Das war es ja nicht.

„Ich weiß, ich weiß!" seufzte sie. „Er ist ein Heiliger und ich nur ein gewöhnliches Mädchen. — Sage nichts, Werner! Die Eltern sollen nicht glauben, daß ich seinetwegen unglücklich bin."

Er nickte zustimmend.

„Man hat eben nichts umsonst," tröstete er. „Unter zehntausend Mädchen bekommt allerhöchstens eine einen Vacha! Für einen solchen Vorzug muß man schon einen Preis zahlen." —

Der Tag wurde sehr heiß. Dietrich lief vom Thermometer zum Barometer, las die Grade ab und verkündete triumphierend, daß heute der heißeste Tag des ganzen Jahres sei und daß man in Dresden oder Berlin heute ohne Gnade vom Hitzschlag getroffen werden müsse.

„Paßt mal auf, was übermorgen in der Zeitung steht!"

Alles dies in hocherfreutem Ton.

Die Fliegen summten in allen Zimmern. Dietrich fing sie lebendig um einen Laubfrosch zu füttern, den er auf der Sumpfwiese erbeutet, in ein großes Einmachglas quartiert und seinem Bruder Hilmar geschenkt hatte.

Hilmar konnte die Fliegen nicht lebendig und unbeschädigt einfangen, wie der von ihm bewunderte Dietrich; aber er sah mit Wonne zu, wie das grüne Ungeheuer auf sie zuschnellte und sie verschlang. Nur durfte man die Fütterung des Raubtieres nicht vornehmen, wenn Kätchen im Zimmer war, denn sie schrie und weinte laut und wollte die Fliegen durchaus retten.

Die Erwachsenen hielten sich in den durch grüne Läden verdunkelten kühlen Zimmern auf, bevorzugten rohrgeflochtene Liegestühle und gaben sich leichter Lektüre hin.

Aber Höllen unterbrach sich des öfteren in dem Roman, den er las, und lauschte mit gefurchter Stirn nach den Schritten, die ununterbrochen über ihm auf und nieder gingen.

Dann seufzte er und sah sehr ernst aus.

Gunne ging da oben in ihrem Giebelzimmer hin und her, wie eine Tigerin im Käfig. — Sie dachte nicht daran, daß ihr Vater es hören konnte, sie fühlte nur, daß sie so nicht weiter leben konnte.

Dies Auf und Nieder von Zagen und Hoffen, Bangen und Furcht, kurzem Seligkeitsrausch und tiefster Niedergeschlagenheit, diese beständigen Zweifel, der zunehmende Kleinglauben, das Tasten in Unsicherheit, — dies alles brachte sie um ihre beste Lebenskraft. Nicht einmal physisch hielt sie es aus. Sie mochte nicht mehr essen, hustete und bekam Ohnmachtsanwandlungen. Ihre Kleider hingen lose an ihr herum, so sehr war sie abgemagert. Zum Glück sah man ihr diesen elenden Zustand nicht an, weil sie stämmig gebaut war und weil ihre Haut dies täuschende Rot und Weiß hatte. Aber es kostete sie Mühe genug, sich äußerlich aufrecht zu halten. Und alles das wurde nicht besser, sondern schlimmer. Ihre Schmerzempfindlichkeit und Reizbarkeit nahm erschreckend zu. Sie konnte an nichts mehr denken als an ihn und hatte für nichts anderes Teilnahme übrig. Sogar die Eltern und Geschwister vernachlässigte sie — mit Ausnahme von Werner.

So also wurde sie nicht besser durch ihre Liebe, sondern schlechter. Und er wurde auch nicht besser dadurch . . . wenigstens nicht glücklicher. Ja, das war das Schlimmste von allem: daß es ihr ganz unmöglich schien, ihn glücklich zu machen!

Immer tönte ihr ein Bibelwort im Ohr, das Albert Leonhart heute in seiner Predigt angeführt hatte: ‚Ärgert Dich Dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von Dir!'

Wie furchtbar das war! Ja, wie furchtbar!! Und doch mußte man es tun.

„Gunne!" rief Werner auf der Treppe.

Sie hörte es seiner glückerfüllten Stimme gleich an: Er war gekommen. —

Gegen Abend, als die Sonne schon lange schräge Lichtstrahlen zwischen den Stämmen hindurch in den Wald warf, ging Gunne mit Vacha allein dem Martinshof zu. Wie sie gingen und standen, hatten sie das Haus

verlassen, ohne Handschuhe, ohne Hüte, beide in dem gleichen Bedürfnis nach einer ungestörten Aussprache.

Nun schritten sie nebeneinander hin, ohne sich anzusehen und ohne zu sprechen, beide so unruhig und beschwert von ihren Gedanken, daß sie ihr Schweigen und die Zeit, die darüber verstrich, gar nicht fühlten.

Sie sahen auch nichts. Der Waldboden mit seinen spielenden Abendlichtern, seinen Farnwedeln, Moosen und grotesken Pilzen trug seine märchenhafte Herrlichkeit umsonst zur Schau.

Endlich sprach Vacha.

„Ich glaube, Deine Liebe zu mir nimmt ab."

„Nein."

„Aber sie scheint Dir kein Glück mehr."

„Das wolltest Du doch auch nicht. Liebesglück sollen wir ja nicht suchen."

„Das ist wahr. Aber dies Glück pflegt sich aus der Liebe zu ergeben, ohne daß wir es suchen."

„Und bei Dir?!"

„Ich habe mich in nichts gegen Dich verändert, Gunne."

„Aber macht es Dich denn glücklich?"

Er schüttelte den Kopf.

„Lassen wir also das sogenannte Glück einmal beiseite," sagte er. „Du hast ganz recht: Es handelt sich in der Tat nicht darum. Auch bei uns nicht. Wir wollen einander helfen, Gottes Willen zu tun."

„Ach Georg!" seufzte Gunne, „ich wollte, Du sähst Gottes Willen darin, daß Du mich einfach für Dich sorgen ließest und daß Du mich richtig lieb hättest!"

„Was verstehst Du unter ‚richtig' lieb haben, Du Kind?!"

„Das läßt sich nicht so sagen. Man fühlt es. Aber so, wie es jetzt ist, fühle ich — ja, ich weiß, daß ich Dich unglücklich mache. Und das ertrage ich nicht. Das will ich nicht."

„Gunne! Was sagst Du da?! Was sind das denn für Gedanken? Hast Du vielleicht erwartet, aus mir einen hofierenden Liebhaber zu machen?"

Sie blickte vor sich auf den Boden und schwieg. Es nutzte nichts, zu sprechen, wenn er sie nicht verstehen wollte!

(Schluß folgt.)

Weihnachtswunder.

Von

Gustav Falke.

Zeichnung von H. Höppener-Fidus.

Durch den Flockenfall
Klingt süßer Glockenschall,
Ist in der Winternacht
Ein süßer Mund erwacht.

Herz, was zitterst Du
Den süßen Glocken zu?
Was rührt den tiefsten Grund
Dir auf der süße Mund?

Was verloren war,
Du meintest, immerdar,
Das kehrt nun all zurück,
Ein selig Kinderglück.

O Du Nacht des Herrn
Mit Deinem Liebesstern,
Aus Deinem süßen Schoß
Ringt sich ein Wunder los.

Digitized by Google

Blick auf die Wartburg zur Winterszeit. Liebhaberaufnahme von v. Cranach.

Fächer
von
Hans Looschen Berlin.

Künstlerfächer.

Von

Georg Buß.

Mit einem Einschaltbild und elf Abbildungen nach den Originalfächern.

(Abdruck verboten.)

Der moderne Kulturmensch verbindet Fächer und Fächeln mit frischem Lebensgenuß und ungetrübter Freude am Dasein. Schöne Frauen in rauschenden Seidenroben und strahlenden Diamanten, halb erblühte Mädchenknospen in duftigen Wolken von Mull und Spitzen, märchenhaft ausgestattete Säle, Walzermelodien und feurig dahinwirbelnde Paare bilden das Milieu, in dem der Fächer gleich einem bunten Schmetterling sommerschön umhertändelt, mögen draußen auch Flocken wirbeln und Stürme brausen.

Daß der Fächer eine Geschichte hat, daß er uralt ist, wer denkt daran? Er erscheint zu modern, zu unmittelbar dem Leben entsprossen, zu jugendlich, um eine lange und wechselvolle Geschichte zu verraten. Ja, es widerstrebt uns, den leichten Falter für ein hochbetagtes Geschöpf zu halten, dem auf seinem langen Lebenswege eine Fülle galanter Abenteuer und Erfahrungen in Sachen der Liebe zugeströmt sind. Und doch ist es wahr: schon in paradiesischer Zeit galt der Fächer als notwendig, denn Weib und Koketterie sind eins. Wer weiß, ob die Geschichte der Menschheit nicht anders verlaufen wäre, wenn damals unsere Stammesmutter mit dem Palmblatt weniger verführerisch gefächelt hätte.

Die Hochburgen des Fächers sind seit Jahrtausenden Indien, China und Japan. Eine ungefähre Zeitbestimmung für das erste Auftreten des Fächers in dem Wunderlande Brahmas und Buddhas läßt sich nicht geben. Fächer werden schon erwähnt in: Mahabharata und Ramajana, deren künstlerische Gestaltung zu mächtig wirkenden Epen auf Grund älterer Sagenkreise um die Mitte des ersten Jahrtausends vorchristlicher Zeit erfolgt sein mag. Gegen die Glut der Leidenschaft und der Sonne haben Sita, Damajanti, Savitri und die übrigen Frauengestalten dieser Epik bereits mit Grazie den Fächer in Bewegung gesetzt, falls sie nicht vorzogen, sich nach dem Brauche des Orients von Dienern oder Dienerinnen fächeln zu lassen.

Anmutige Sagen verbinden sich mit dem Fächer. Eine von ihnen steht im Mahabharata. Die liebreizende Tochter des Königs Nila hütete, damit das Glück ihres Vaters sich mehre, unter eifrigem Fächeln das heilige Feuer, aber dieses brannte trüber und trüber und drohte endlich zu erlöschen. Da berührte sie in höchster Not das heilige Feuer mit dem balsamischen Hauche ihrer Lippen, und siehe da — dieses flammte sofort freudig empor, denn es war sterblich verliebt in sie und hatte das Ver-

löſchen nur geheuchelt, um von ihrem Atem geküßt zu werden.

Selbſt die nüchternen Chineſen haben für die Entſtehung des Fächers eine recht poetiſche Sage erſunden, deren Heldin die jugendſchöne Lam-ſi, die Tochter eines angeſehenen Mandarinen am Hofe des Sohnes des Himmels, iſt. Sie nahm, bedrückt von der Hitze, bei einem öffentlichen Feſte die Larve von dem niedlichen Geſichtchen und fächelte ſich mit ihr, und ſie tat dies ſo bezaubernd, daß alle Anweſenden gleichfalls zu fächeln begannen. Seit dieſem Tage fächeln in China Weib und Mann, alt und jung, arm und reich, obwohl Lam-ſi gar nicht dieſe Wirkung beabſichtigt hatte.

Tiefer noch als die Aſiaten haben die Griechen den innigen Zuſammenhang des Fächers mit dem Erotiſchen begründet. Pſyche war es, die zuerſt den Fächer geſchwungen hat, und zwar mit einem Flügel, den Eros dem Äolus, dem Gott der ſüdlichen Winde, in wilder Eiferſucht entriſſen hatte. So berückend wußte ſie den Fächer zu führen, daß Eros bald ſeinen Zorn vergaß und in ſeligem Entzücken auf die Geliebte hinſchaute. Und es war Aphrodite, der man im Lande der Hellenen den Fächer weihte. Manches ſchöne Kind, das unglückliche Liebe im Herzen trug, mag damals ſeinen Fächer aus farbenſchillernden Pfauenfedern zum Tempel als Weihegeſchenk gebracht und mit den herrlichen Worten der Sappho vor dem ſtarren Marmorbilde der Unvergleichlichen gefleht haben:

„Die Du thronſt auf Blumen, o ſchaumgeborne
Tochter Zeus', liſtſinnende, hör mich rufen,
Nicht in Schmach und bitterer Qual, o Göttin,
Laß mich erliegen!"

Mit einem anderen Fächer wurde dann das Kokettieren ſinngefällig fortgeſetzt und unter dem gnädigen Beiſtande der Göttin der Sieg errungen.

Das Vaterland des Faltfächers iſt Japan. Die Provinz Tamba nimmt die Ehre für ſich in Anſpruch, jenen findigen Kopf, dem die Erfindung des Faltfächers entſprang, gezeugt zu haben. Die Geſchichte ſoll ſchon unter der Regierung des weiſen Kaiſers Tenji zwiſchen 668 und 672 n. Chr. geſchehen ſein. Angeblich haben dem klugen Tambaner die Flügel einer Fledermaus als Modell gedient. Seine Erfindung erregte, da ſie das Allerneueſte bot, die Bewunderung der Frauen: der Ogi wurde ihr Liebling und iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Mögen die Damen im niedlichen Hausgärtchen unter blühenden Bäumen ſitzen und träumen, mögen ſie in dem von flinken Kulis gezogenen zweirädrigen Jinrikiſhawägelchen eine Ausfahrt unternehmen, mögen ſie ein kleines Teekränzchen veranſtalten, um ihre Kunſt im Zubereiten und eleganten Kredenzen des köſtlichen Trankes zu beweiſen und die Schleuſen erſtaunlicher Beredſamkeit zu öffnen, mögen ſie lachen, weinen, trauern, lieben oder haſſen: der Ogi iſt ihr treuer Begleiter.

Anfangs wurden die Faltfächer nur aus 25 dünnen, unten durch einen Dorn zuſammengehaltenen Brettchen von Hi-noki-Holz hergeſtellt, ſpäter aber fertigte man ſie auch aus dem Gerippe von Bambusſtäbchen mit einem aufgeklebten Blatte von Papier. Malerei trat hinzu und gab dem leichten Ding das liebenswürdige Gepräge, das uns noch heute für die japaniſchen Fächer, mögen ſie auch der billigſten Sorte angehören, unwiderſtehlich einnimmt. Zu Fuſhimi, zwiſchen Oſaka und Kioto, zu Atſuta in der Provinz Awari und an verſchiedenen anderen Orten ſteht das Gewerbe der Fächermacher in höchſter Blüte. Die fleißigen Gewerbsleute werden unterſtützt von kleinen Mädchen, deren Arbeiten wie die Räder einer Maſchine ineinandergreifen. Daß ein Tauſend der gewöhnlichen Fächer nach unſerem Gelde etwa zehn Mark koſtet, nimmt bei der Billigkeit der Arbeitskräfte kaum wunder. Beſſere Sorten ſteigen natürlich im Preiſe, und Künſtlerfächer ſind ebenſo teuer wie in Europa. Die großen Maler der Kakemonos und Makemonos, welche religiöſe und hiſtoriſche Stoffe behandeln oder Landſchaftsidyllen mit entzückender Farbenfriſche dichten, ein Koſe Shôſeki oder Gahô Haſhimoto, von denen dieſer augenblicklich der größte Maler Japans iſt und jener der ſchon ſeit 859 n. Chr. beſtehenden Malerdynaſtie Koſe Kanaokas angehört, beſchäftigen ſich nur ſelten mit einer Fächermalerei. Und wenn ſie es tun, ſo hat ſie mehr die Laune, nicht aber ein materieller Grund dazu bewogen. Immerhin ſteht für das Fächermalen eine Reihe geſchulter Kräfte zur Verfügung, die teilweiſe ſogar ihre Ausbildung auf der Kunſtſchule in Tokyo genoſſen haben, meiſt aber

Fächer von Prof. Ludwig Rossini, Berlin. Im Besitz von Frau Geh. Reg.-Rat Hermann.

Dieses B...
gehört der
Jüdischen Gemeinde

Digitized by Google

von Vater und Großvater ihre Kunſt ererbten und dieſe mit Hilfe der Holzſchnittreproduktionen nach Zeichnungen geſchätzter älterer und neuerer Meiſter, insbeſondere des 1849 zu Yeddo geſtorbenen Hokuſai, ausführen.

Man könnte über den Japan-Fächer lange Kapitel ſchreiben, ohne das Thema zu erſchöpfen. Reis, Tee, Schirme und Fächer ſind dem genügſamen Völkchen Grundbedingungen eines menſchenwürdigen Daſeins. Sogar der Feldherr hat ſeinen Feldherrnfächer, den er ebenſo würdevoll trägt wie unſere Feldmarſchälle ihren Marſchallsſtab. Und wenn der Pilger zum heiligen Berge Fuji, dem höchſten Japans, zieht (3780 m), ſo kann man zehn gegen eins wetten, daß er in der Hand einen Fächer hält, mag auch des Berges Spitze die Kappe von Schnee tragen. So wurzelt der Fächer, ſei es nun ein Blatt- oder ein Faltfächer, tief im Volksleben des Mikado-Reiches, und der eigentümliche Reiz, der von ihm ausgeht, gereicht beſonders den zierlichen Dämchen im farbenſchönen Kimono und Obi zum höchſten Vorteil.

An der japaniſchen Erfindung des Faltfächers fanden mehrere Menſchenalter ſpäter auch die Chineſen Gefallen — ſie führten ſchon vor dem Jahre 1000 n. Chr. den Faltfächer ein und gewannen ihn genau ſo lieb wie die althergebrachten Feder- und Blattfächer. Gleichfalls ward von ihnen die Malerei, oft in Verbindung mit Goldlack, zur Erhöhung der reizvollen Wirkung des Fächers herangezogen. Auf Seide und mehr noch auf Papier werden in Aquarell und Lack die anmutigſten Gebilde hingezaubert. Aber auch in China ſind Fächer aus den Ateliers berühmter Maler Raritäten, die mit Gold aufgewogen werden. Die vortrefflichſten Fächermaler, welche dieſen Beruf als Gewerbe erwählt haben, ſitzen in Peng-chou bei Swatow, daher denn auch der Name „Swatow-Fächer“. Selbſt die palm leaf fans, die aus Palmblättern gefertigten Blattfächer, erhalten häufig eine hübſche Malerei. Zuvor wird das dunkel-

Fächer von Friedrich Stahl-Berlin. Aus den Ateliers von Conrad Sauerwald in Berlin W.

grüne geſchmeidige Blatt der Palme vierzehn Tage lang gewäſſert und dann am Feuer getrocknet. Nun iſt das Blatt weiß und ſteif geworden, ſo daß ſich auf ihm mit Leichtigkeit malen und ſogar ſticken läßt. Ein Saum aus Seidenband und ein mit Kupfernägelchen feſtgenieteter und mit einigen Perlmutter-Roſetten verzierter Bambusſtiel bilden die Ausrüſtung des Fächers. Ohne dieſe Montierung werden übrigens jedes Jahr Millionen ſolcher palm leaf fans nach Amerika geſandt.

In ihren Faltfächern haben die Chineſen auch dem Elfenbein und der Perlmutter einen breiten Raum gegönnt. Ihre Fächer in Perlmutter weiſen meiſt auf den Stäben

Fächer von Prof. Anton von Werner-Berlin.

ein ausgezeichnet gearbeitetes Flachrelief auf, das dem alten ägyptischen relief en creux nahe verwandt ist, und bei ihren Elfenbeinfächern entwickeln sie in gitterartigem Aussägen und flachem Reliefieren des Materials eine Meisterschaft, die nicht mehr zu übertreffen ist. In diesem Falle handelt es sich allerdings um Fächer, die hoch bezahlt werden. Besonders kostbare Prachtstücke dieser Art hat vor Jahren Prinz Waldemar von Preußen aus China mitgebracht. Mehrere besaß auch die Königin Elisabeth, Gemahlin Friedrich Wilhelms IV., die für schöne Fächer eine große Vorliebe hegte. Das edelste Exemplar ihrer kleinen Sammlung war ein chinesischer Faltfächer, dessen Stäbe innerhalb seiner Goldumrahmung ganz aus Filigran mit eingestreuten Emailblättchen bestanden, insgesamt eine kunsttechnische Leistung ersten Ranges.

Außer solchen kostbaren Prachtfächern verehren die bezopften Söhne der Mitte in hervorragendem Maße den Fächer mit Autographen. Die Sitte, auf dem Fächer Sentenzen samt Namensunterschrift niederzupinseln, ist in China sehr alt. Exemplare aus vergangenen Jahrhunderten besitzen gewöhnlich die Lichtschirmform und zeigen auf der Vorderseite eine Malerei, dagegen auf der Rückseite die Autographen. Aus farbigem Elfenbein, Perlmutter, Speckstein, Email, Lapis lazuli und Amethyst wird zu dem wertvollen Autographen-Fächer eine nicht minder vornehme Montierung geschaffen, sofern eben die Mittel zur Verfügung stehen und der Besteller ein Kunstliebhaber ist. Bei uns zu Lande ist der Autographenfächer schon seit mehr als hundert Jahren bekannt. Namentlich ist die Mode des Autographierens auf Fächer in der tränenseligen Zopfzeit und in der Empirezeit viel geübt worden. Auf einen Fächer ihrer Schwester, der Fürstin Therese von Thurn und Taxis, schrieb die Königin Louise: „Ma bien aimée Thérèse restera la même pour moi, je ne change qu'en mourant. Votre amie Louise.“ Und der König Friedrich Wilhelm III. beteuerte: „Vous me rendrez bien heureux en me conservant Votre souvenir et Votre amitié.“ Aus der neuesten Zeit ist berühmt der Autographenfächer der verstorbenen Gräfin Oriolla, Palastdame der hochseligen Kaiserin Augusta. Die Autogramme, 53 an der Zahl, stammen aus der Zeit von 1880 bis 1886 und rühren von unserem ersten Kaiserpaare, Bismarck, Moltke und allen anderen Koryphäen und prinzlichen Herrschaften des damaligen Hofes her.

Wann in Europa der Faltfächer zum erstenmal auftauchte, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Es kann sein, daß er schon im XV. Jahrhundert in den Händen einiger hochstehender Damen war, jedenfalls haben ihn in dem folgenden Jahrhundert schon König Heinrich III. und Maria von Medici besessen. Beide Fächer werden im Louvre zu Paris aufbewahrt, und zwar ist jener der Mediceerin venezianische, der des Königs Pariser Arbeit. Vornehmlich dürften die Portugiesen die Bekanntschaft Europas mit dem Faltfächer vermittelt haben; denn nach der Umschiffung Afrikas hatten sie schon zu Ende des XV. Jahrhunderts in Indien festen Fuß gefaßt und auch mit China Handelsbeziehungen angeknüpft. Die eigentliche Herrschaft des Faltfächers beginnt aber erst im XVII. Jahrhundert. Überhaupt bildet die Barock- und Rokokozeit, in der die großen und kleinen Olympier ihre Regierungssorgen nach Möglichkeit zu vergessen suchten und den Hirtenspielen, Schäferromanen, Grottengeheimnissen und Najadenscherzen gnädige Protektoren waren, das goldene Zeitalter des Fächers. Die schlangenkundige und anmutige Dame Scheherzad soll den Sultan Scheherban, der dem ganzen weiblichen Geschlecht blutige Rache geschworen hatte, durch ihr erstaunliches Erzählertalent während tausend und einer Nacht derart bezaubert haben, daß er schließlich das Weib für die Perle der Schöpfung erklärte und der galanteste Mann der Welt wurde. Just so erging es den Gewaltigen der Barock- und Rokokozeit: waren sie anfänglich noch so sehr durchdrungen von der Meinung des Euripides, daß die Frauen zwar zu allem Guten sehr ungeschickt, zum Vollbringen alles Bösen aber sehr verschmitzt seien, so wandelte sich alsbald ihre abscheuliche Ansicht unter dem graziösen Fächeln der listigen Schäferinnen, Nymphen und Nixen zu maßloser Bewunderung der Tugenden und sonstigen zahlreichen Vorzüge des Weibes um; sie taten wie ehemals Herakles, der zu den Füßen der berückenden Omphale hinsank und im Anblick der schönen Zauberin so selig war, daß er sogar Wolle spann.

Fächer von E. A. Fischer Coerlin, Berlin.

Die Annahme, daß gerade in der Epoche des Barock und Rokoko der Künstlerfächer vielfach vorgekommen sei, läßt sich nicht verteidigen. Angesehene Meister, wie Lebrun, Mignard, Rigaud, Gillot, Watteau, Lancret, Chardin, Pater, Latour, Liotard, Detroy, van Loo, Baudouin, Boucher und Fragonard, haben sich mit dem Fächermalen wenig befaßt. Sie mögen hin und wieder aus Laune einen Fächer gemalt haben, aber sonst überließen sie dieses Spezialgebiet den professionierten Fächermalern, die in ihrer Art Vorzügliches geleistet haben. Diese arbeiteten vorzugsweise nach Stichen und Zeichnungen von Hollar, Callot, de St. Igny und Abraham Bosse, dann auch nach den

Fächer von Prof. Franz Skarbina-Berlin. (Aus den Ateliers von Conrad Sauerwald in Berlin W.)

Gemälden und Stichen jener vorgenannten berühmten Meister, unter denen Watteau, Pater und Lancret obenan stehen. Für das Ornament boten ihnen die ausgezeichneten Ornamentzeichner Le Cotte, Juste Aurèle Meissonier, Gilles Marie Oppenord, François Cuvilliés, Jacques de la Joue und P. E. Babel treffliches Material. Kurz, die vielen Hunderte von Fächern, welche aus jenen Tagen auf unsere Zeit gekommen sind, lassen das Signum der großen Künstler vermissen und sind lediglich Arbeiten tüchtiger Fächermaler, die von ihren Leistungen so wenig Aufhebens machten, daß sie meistens auf das Anbringen ihres Namens oder ihrer Initialen verzichteten. Von Watteau dürfte, abgesehen von einigen Entwürfen, schwerlich ein Originalfächer bestimmt nachzuweisen sein, mögen auch in den Sammlungen der Liebhaber zahlreiche Fächer unter der Flagge dieses stolzen Namens segeln; das „à la Watteau" ist für sie bedeutend zutreffender. Jedenfalls verdienen die professionierten Fächermaler, von denen nur wenige Namen auf unsere Zeit gekommen sind, aufrichtige Anerkennung. Sie wissen die Grazie, den Duft und den Lebensgenuß der eleganten Welt mit außerordentlichem Geschick wiederzugeben. Ihre Parkszenerien mit den tanzenden, musizierenden, ballspielenden, schäkernden und kosenden Damen und Kavalieren, mit den lustigen Amoretten und badenden Nymphen, mit den Faunen, Satyrn und weinseligen Bacchantinnen atmen in den wohlklingendsten Farbensymphonien den weichen Hauch aus, der die damalige Gesellschaft umschwebte.

Die technische Virtuosität der Fächermaler wußte mit fabelhaftem Geschick alle Schwierigkeiten zu überwinden, dem der Gouachepinsel auf der Fläche von Pergament, Velin, Seide oder Haut begegnete. Haut wurde vielfach bevorzugt, weil sie das Faltenbrechen beim Faltfächer am besten vertrug. Man sprach von Hühner-, Kapaunen-, Pfauen- und besonders von Schwanenhaut, die in bester Qualität von Italien bezogen wurde. Aber es handelte sich nur um ein

Fächer von Prof. Hans Bohrdt Berlin.

„on dit", denn in Wahrheit wurde der Vogel Apollos ebensowenig wie der Vogel der Juno und das Hühnervolk zu dem benannten Zweck geschunden. Die viel versprechenden Bezeichnungen sollten nur besagen, daß das Leder ungemein dünn sei. Dieses bestand meistens aus einem äußerst feinen, eigenartig gegerbten Häutchen junger Ziegen, für welches der zutreffendere Name „chevreau" ist. Die Bezeichnung „Schwanenhaut" hat sich übrigens gehalten bis auf den heutigen Tag. Neben dem genannten Leder gelangte auch noch besonders parfümiertes zur Verwendung. Eine Zeitlang bildete ein mit Frangipane, dem von dem italienischen Marquis Frangipani in Mode gebrachten Parfüm, wohlriechend gemachtes Leder das Entzücken aller Damen. Man benutzte es nicht nur für Fächer, sondern auch zu Handschuhen. Später wurde einem spanischen Leder gehuldigt, das mit einem Fabrikat aus den berühmten Parfümerien von Grasse durchduftet war. Diese parfümierten Leder sind ebenso wie „Peaux d'Italie" und „Peaux de cygnes" zu gunsten der Seide und der Gaze sehr in den Hintergrund getreten.

Wahre Wunderwerke wurden in der Montage des Fächers geschaffen. Elfenbein, Perlmutter, Schildpatt, Gold, Silber, edle Steine, opakes und klares Email in köstlichen Farbentönen wurden für die Gestelle verwendet. Man rieb das meisterlich gesägte und geschnitzte Elfenbein mit Farben ein, sägte auch die Perlmutter mit höchster Vollendung aus, gravierte und tauschierte sie sogar mit Gold und brachte auf dem Schildpatt mehrfarbige Vergoldungen oder die prächtig wirkende Piquéarbeit, dauerhaft eingelassene Musterung von Plättchen und Stiftchen in Gold, in reizvollster Zeichnung an. Noch jetzt hat sich in einigen Ortschaften des Departements Oise das Schnitzen und Schneiden von Elfenbein, Perlmutter und Schildpatt in unverminderter Frische als Hausindustrie erhalten. Méru und St. Geneviève mögen von diesen Orten vornehmlich hervorgehoben werden. Dies sind die vornehmsten Stätten, von denen bis auf den heutigen Tag die Pariser Fächerhändler die erforderlichen Gestelle beziehen.

Die Revolutionszeit und das Empire sind dem Fächer wenig günstig gewesen. Einige Künstlerfächer aus diesen schweren Tagen zeigen sich in der Montierung von höchster Dürftigkeit. Chodowiecki, Graff, Tischbein und einige andere bekannte Meister haben sich damals in Fächern versucht, ohne jedoch den eigenartigen Zauber jener Vorgänger aus dem Milieu der Watteauschen Gesellschaft zu erreichen. Eine eigentliche Wiedergeburt feierte der Fächer erst um die Mitte des XIX. Jahrhunderts in Paris, dem sich einige Jahrzehnte später Wien, Berlin und andere deutsche Städte anschlossen.

Wie auf so vielen anderen Gebieten des Kunstgewerbes hat die deutsche Metropole in der Fächerindustrie seit den siebziger Jahren einen erfreulichen Aufschwung erfahren, der sie neben Paris als gleichberechtigt erscheinen läßt. Mögen auch noch die fein ausgesägten Perlmuttergestelle, die farbenschillernden, glänzenden Paillettes, die kleinen, runden Flitterscheibchen und einige andere Artikel häufig aus Frankreich bezogen werden, so ruht doch der Schwerpunkt der gesamten Fächerherstellung in Berlin selbst, wo in der farbigen Dekoration, in der Komposition und Formgebung des Fächers Hervorragendes geleistet wird. Auch die Montage in Elfenbein und in verschiedenen edlen Holzarten, wie Veilchen-, Eben-, Oliven- und dem stark duftenden Sandelholz, unter Anwendung von Schnitzerei, Gravierung, Vergoldung, Bronzierung und anderen künstlerisch wirkenden Verfahrungsweisen ist zumeist deutsche Arbeit. Ein besonderes Verdienst hat sich durch die Unermüdlichkeit, die Erfindungskraft und den feinen Geschmack seines Schaffens Conrad Sauerwald auf dem einschlägigen Gebiete erworben. Für Berlin bedeutet er das, was seinerzeit Alexandre für Paris. Geschätzte Künstler und tüchtig geschulte Kräfte des Königlichen Kunstgewerbemuseums wußte er für seine Ideen zu gewinnen und unter ihrer Mitwirkung eine Fülle des Schönen und Neuen den fächerbedürftigen Damen darzubieten.

Crêpe de Chine, Seiden-Gaze, insbesondere die vorzügliche Schweizer Müller-Gaze, und Faille, sämtliche Stoffe stark appretiert, gerollt und in den herrlichsten, weichsten Farbentönen vorkommend, bilden bei den modernen Fächern für die Gouachemalereien oder deren Reproduktionen den Untergrund. Blonden, Spitzen, Paillettes, Federn, Bänder und andere Stoffe treten hinzu, um

Fächer von Prof. Paul Meyerheim-Berlin.

jene duftigen, zarten Gebilde zu ſchaffen, welche in der weißen Hand ſchöner Frauen ſo gefährliche Waffen ſind.

Jeder Kenner weiß, daß die Dekoration durchaus nicht einfach iſt. Am Abend nehmen ſich manche Farben anders als bei Tage aus. Gewöhnliches Gaslicht, in dem das gelbe Licht überwiegt, übt auf die Farbe der Stoffe eine geradezu überraſchende Wirkung aus: Orange erhält einen Stich ins Gelb, Zinnober wird ungemein feurig und lebhaft, die Purpurfarben neigen zum Rot, Ultramarin geht ſtark ins Dunkle über, lichtes Blau fällt ins Grün oder nähert ſich dem Weiß, dem Grau oder Violett, und helles Gelb erſcheint faſt völlig weiß, denn gerade die Lichtſorten, durch deren Abſorption ſich im Tageslicht der Unterſchied zwiſchen Gelb und Weiß bemerkbar macht, kommen im Gas- und elektriſchen Glühlicht nur in geringerem Maße vor. Abendfächer ſind mithin farbig anders zu halten als Tagesfächer. Auch die herrſchenden Modefarben der Toiletten ſind, ſoll die Harmonie gewahrt bleiben, zu berückſichtigen. Und nicht zuletzt wollen die verſchiedenen künſtleriſchen Strömungen beobachtet ſein. Schon jetzt macht ſich denn auch die Sezeſſion im Fächer kräftig bemerkbar. Zu den Amoretten, Blumen, Zweigen, Vögeln, Schmetterlingen, Libellen und verwandten leichten Motiven, die für die Dekoration des Fächerblattes ſo vorzüglich paſſen, weil ſie unſerer Vorſtellung vom Leichten, Schwebenden, Immateriellen ſich nähern, treten immer neue originelle Vorwürfe, die der Phantaſie und Naturbeobachtung ihrer Darſteller das beſte Zeugnis ausſtellen. Um nur ein Beiſpiel anzuführen: Bruno Müller aus Calais holte ſich für einen Fächer, der in Paris mit dem erſten Preiſe gekrönt wurde, die dekorativen Mittel aus unſcheinbaren Algen, mit denen er ein wahres Wunderwerk farbiger Harmonie ſchuf. Die Natur birgt eben einen unerſchöpflichen Schatz von Formen, Farben und Lichtſchönheiten, der ſich jedem erſchließt, deſſen Fuß ehrfürchtig dieſes heilige Reich unvergänglichen, friſchen Lebens betritt.

Fächer von Georg Schöbel-Berlin. (Aus den Ateliers von Conrad Sauerwald in Berlin W.)

Und nun noch einige Künſtlerfächer aus unſeren Tagen. Das Wohlwollen, das dem Fächer erneut entgegengebracht wird, gibt ſich auch darin zu erkennen, daß mancher große Meiſter ein ſolches Ding farbenfröhlich für die ſorgſame Hausfrau oder für Angehörige des Freundeskreiſes ſchafft. Doktrinen gelten hier nichts. Der echte Künſtler macht alle Lehren zu ſchanden, indem er graziös über jede Grenze hinweghüpft und das Unmögliche möglich macht. Ludwig Paſſini, der Altmeiſter der Aquarellkunſt, lacht über jede Beſchränkung und zaubert mit ſeinem Pinſel auf den Fächer eine ſtattliche, im Zuge der Riva degli Schiavoni führende Bogenbrücke, die er unter dem

Fächer von Hans Roberstein Berlin — Aus den Ateliers von Conrad Sauerwald in Berlin W

klaren Himmel der ſtolzen Venetia mit einer Fülle prächtiger, lebenswarmer, charakteriſtiſcher Volkstypen bevölkert und an beiden Enden mit ragenden Bauten, hier Santa Maria della Salute, dort Santa Giorgio Maggiore ſamt dem Campanile, maleriſch abſchließt. Alle Lehrweisheit fährt vor dieſer geiſtreichen, farbenſatten, harmoniſch ausgeglichenen, lichtfreudigen Schöpfung dahin, und das Individuelle erringt einen großen Sieg über die Schablone. Eine ſchönere Spende konnte der Meiſter ſeiner Tochter zur Konfirmationsfeier nicht darbringen.

Über den einen der Künſtlerfächer Anton von Werners ſind ſchon mehr als dreißig Jahre dahingegangen, aber die von goldener Poeſie umwobenen Geſtalten der ſterngekrönten Frau Aventiure, des Juniperus, des Gaudeamus, des Trompeters von Säkkingen und Hugdietrichs üben noch immer ihre beſtrickende Gewalt auf alle empfänglichen Gemüter aus, trotzdem die Kunſt ihren Kurs erheblich geändert hat. In der friſchen, fröhlichen Zeit des erſten Schaffens und der erſten Lorbeeren hatte der Künſtler ſein Weib, Adolph Schrödters Tochter, heimgeführt. Auf dem Fächer ließ er nochmals die Hauptgeſtalten aus Scheffels und Wilhelm Hertz's Dichtungen in einem Huldigungszuge für die junge Hausfrau erſtehen. Es war die bedeutſamſte Gabe, die er der Gattin bieten konnte. Und dieſe hat den in der Frühlingszeit der Ehe entſtandenen Fächer vor allen anderen bis an ihr Ende wert gehalten.

Auch Fiſcher-Cörlins figurenreiche Kompoſition, die an die heitere Farbenpracht der Schöpfungen Veroneſes und die feuchtfriſche Meeresluft Venedigs gemahnt, iſt in ſolcher glücklichen Zeit für die erkorene Gebieterin des Herzens entſtanden. Eine Welt voll Schönheit erſchließt ſich in dem feſtlichen Zuge, der über die Flut zum lockenden Ziele hinſtrebt.

Wenn dort ein hohes Lied auf den heiteren Glanz des Brautfeſtes angeſtimmt iſt, ſo zaubert Max Liebermann in dem Fächer, mit dem er vor Jahren die Verlobte erfreute, eine Idylle von Glück und Frieden hin, ein genügſames Hirtenleben fern vom Treiben der Welt, ein beſchauliches Daſein, das Horaz vorſchwebte, als er in alten Tagen ſehnſuchtsvoll die Apoſtrophe an die ländliche Flur niederſchrieb, an die Stätte, wo er in beſchaulicher Muße die Bücher der Alten zu leſen gedachte. Und doch iſt die Geſchichte, die Liebermann erzählt, trotz ihrer tiefen Wirkung ſo einfach! Dem jungen Landmädchen, das emſig auf ſonniger Wieſe Heu zuſammenharkt, hat der loſe Bengel Amor den tückiſchen Pfeil tief ins Herz geſandt. Aber das Präludium von Hangen und Bangen iſt ſchnell zu Ende gegangen: die Jungfrau hat ſich zur ſorglichen Mutter gewandelt, die unter ſtattlichem Baum beim wohlklingenden Konzert ſchalkhafter Amoretten und gefiederter Sänger ſich ihrer hübſchen Buben freut. Unſern der Seinen ſitzt am Rain der Gatte und wacht über die Herde, deren Weideplatz die weit zum Dorfe ſich dehnende Ebene bildet. Dies alles iſt ſo ſtimmungsvoll durchgeführt, ſo fein und liebevoll in den Einzelheiten behandelt, ſo recht naiv und heiter durchgeführt, als ob das goldene Zeitalter herrſche und kein Streit zwiſchen Sezeſſion und Tradition den Frieden der Welt ſtöre.

Ebenſo hell klingt der Ton des Familienglückes in dem anmutigen Fächer Hans Bohrdts. Der Marinemaler muß natürlich ſeinen liebſten Beſitz mit dem gewaltigen Meer in Verbindung bringen. Und ſo ſchwebt in der Mitte des Fächers ein glückhaftes Schiff, ein maleriſch wirkendes, reich bewimpeltes Fahrzeug aus dem XV. Jahrhundert, mit geblähten, bunten, wappengeſchmückten Segeln über die blaue See der Heimat zu, während am Strande Eichenlaub, Roſen und Kornblumen ruhen, die Fundamente der Ehe: Kraft, Liebe und Treue, in farbenſchönem Akkorde ſymboliſierend. Ein Spruchband ſchlingt ſich hindurch und trägt Gottfried von Straßburgs innige Worte:

„Du biſt min, ich bin din;
des ſolt du gewis ſin.
du biſt beſchloſſen
in minem herzen;
verlorn iſt das ſluzzelin:
du muoſt immer dar inne ſin."

Paul Meyerheims entzückende Fächer, die zum Beſten gehören, was in neuerer Zeit in dieſer Kleinmalerei geleiſtet wurde, Georg Schöbels anmutige Schöpfungen, Friedrich Stahls Fächer der Berliner Gewerbeausſtellung, Franz Skarbinas goldiges Märchen „Der Goldritter und die Fee", Fr. Aug. von Kaulbachs allegoriſche Darſtellung des

Nachtschmetterlinge.
Fächer von Prof. M. Seliger-Leipzig.

Windes, Kobersteins farben- und figurenſchön erdachte „Jugend des Bacchus“, Max Seligers und Hans Looſchens koloriſtiſche Symphonien — ſie und manch andere ſind liebenswürdige Fächerdichtungen, um die man wohl die glücklichen Beſitzerinnen beneiden könnte. Dieſe aber werden ihre Fächer um ſo höher ſchätzen, als ſie wiſſen, daß die Spender durchdrungen ſind von des Euripides herrlichen Worten:

„Ein ſelig Leben lebt der Mann, dem ſchön erblüht
Das Glück der Ehe! Wem es da nicht lächelte,
Dem fiel daheim und draußen ein unſelig Los.“

Schönheit in der Bewegung nennen wir Grazie, und dieſe will jedes weibliche Weſen entfalten. In ſchöner Hand übt der Fächer, mit Grazie geſchwungen, beſtrickenden Zauber aus — Sylvain Maréchals Worte: „L'éventail d'une belle est le sceptre du monde“ ſind eine ewige Wahrheit.

Hier.

Von

Georg Buſſe-Palma.

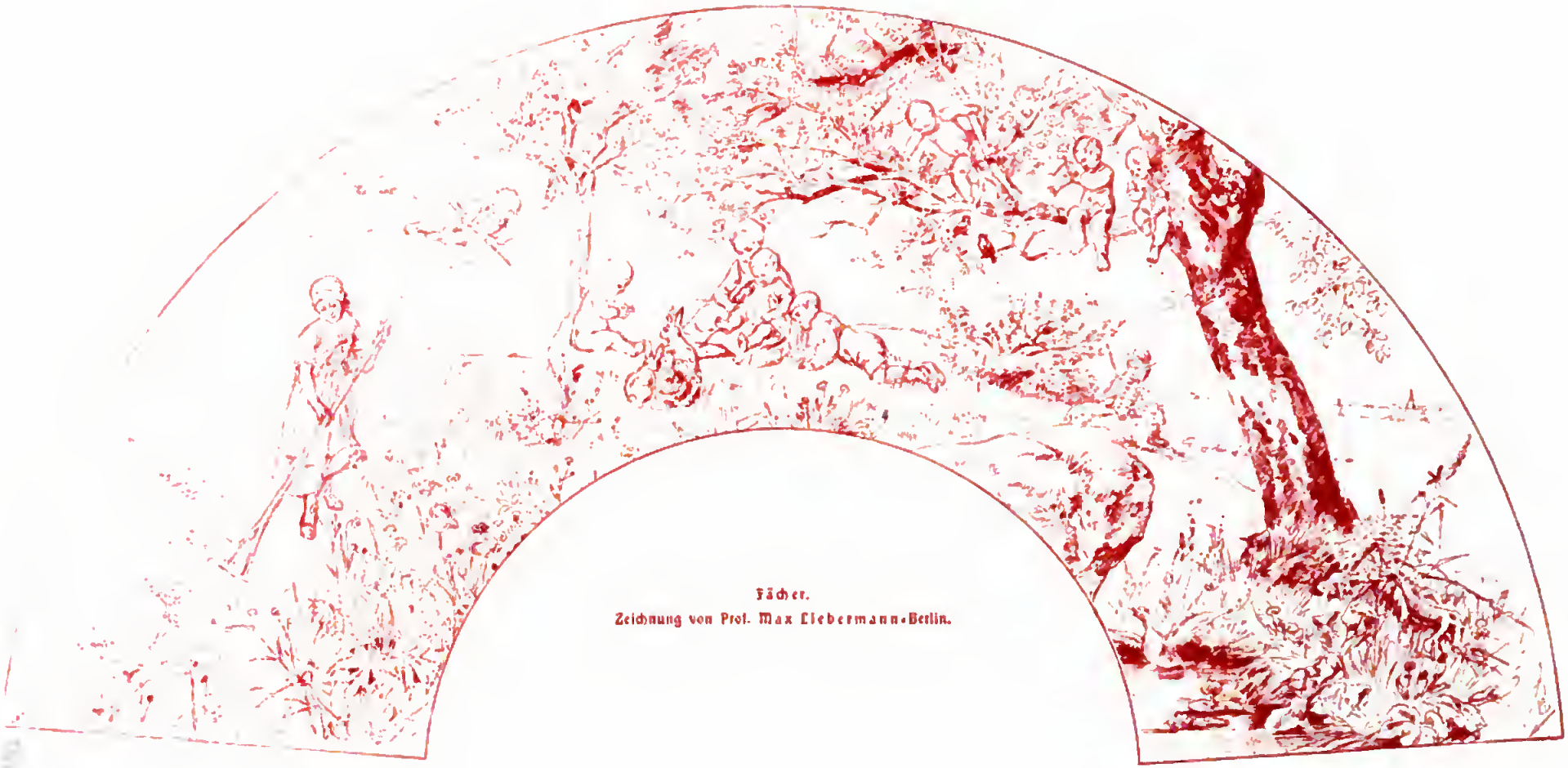
Braunes Kraut, Geſtrüpp und Steine
Hier, wo Roſen blühen ſollten
Blühten keine! — —

Jahre meines Lebens rollten
Über dieſes karge Land,
Die mit andren Jugendjahren
Engverknüpft und freundlich waren
Und gereiht auf Mädchenhaaren
Rot wie ein Korallenband
Heut durch meine Träume fahren. —

Dieſer Wind, der heute ſchläft,
Spielte einſt in blonden Flechten,
Die mir oft ins Antlitz flogen.
Und in ſüſs verträumten Nächten
Trug er aus verſchloſſ'nen Toren
Liebesgrüſse her und hin,
Die das Sehnen mir geboren,
Die das Sehnen ihr gebar,
Ihr, auf deren Lippenpaar,
Sich die meinen oft gebogen.

Eine Schwalbe flog vorbei
Und ſie ließs ihr Neſt zerfallen — —
Ach, die letzte der Korallen
Rollt der Traum durch meine Hand! —

Rote Lippen wurden blaſs,
Bläſſer wie der bleichſte Flieder,
Und ſie lachten niemals wieder — —
Traurig rauſcht das Heidegras ...
Braunes Kraut, Geſtrüpp und Steine —
Hier, wo Roſen blühen ſollten,
Blühten keine — —



Fächer.
Zeichnung von Prof. Max Liebermann-Berlin.

... Alle diese Höhen und Tiefen waren belebt durch unzählige Skier ...

Die Flucht vor dem heiligen Abend.

Von

Hermine Villinger.

Mit zehn Originalzeichnungen von W. Gause.

(Abdruck verboten.)

Wir gingen vor dem Feldbergerhof auf und ab, Fräulein Fanny, die allgeliebte Herrin des Hauses, und ich, ganz benommen von dem wundervollen Winterbild, das sich vor unseren Augen ausbreitete.

Vom Gasthof hinauf zum Seebuck, vom Seebuck zum eine gute Stunde oberhalb des Feldbergerhofes liegenden Turm — Schnee und kein Ende. Unterhalb des kahlen Berges nach rechts und links leicht beschneite, sich lang hinziehende Tannenwälder.

Alle diese Höhen und Tiefen waren belebt durch unzählige Skier, die auf langmächtigen Schneeschuhen einherschossen, bis zum Gesicht vermummte Gestalten, mit vereisten Bärten und Augenbrauen.

Wenn dann gar noch, wie in diesem Augenblick, ein mit einem Renntier bespannter Schlitten am Weg auftauchte, so konnte man sich eher in Lappland wähnen, als auf dem so gut süddeutsch dreinsehenden Feldberg.

Jetzt zur Mittagszeit fanden nur noch kleinere Wettläufe statt; die großen Ereignisse des Tages, der internationale Wettlauf vom Belchen zum Feldbergerhof, sowie der Sprunglauf waren vorüber.

Die Mitglieder des Rennausschusses und eine große Anzahl Skier und Skierinnen standen unterhalb des über eine halbe Stunde höher liegenden Seebucks, um den von oben herunter kommenden Läufern zu zeiten.

Immer sechs zugleich verließen den Start; nach den Männern die Schüler, nach diesen die Damen.

Die Sieger erhielten Preise, die Ungeschickten sorgten dafür, daß das Lachen kein Ende nahm.

Der Tag war unvergleichlich schön; schon senkte sich die Sonne, ein rotglühender Ball, der Feldbergspitze zu, drüben am Herzogenhorn reihten sich die Alpen in starrer Pracht am Himmel hin.

Die Skier jauchzten vor Lust; etliche junge Burschen wußten sich nicht anders zu

helfen vor Übermut, sie griffen in den Schnee und sandten flockige Geschosse nach allen Seiten.

Auch Fräulein Fanny bekam ihren Anteil. Sie drohte lachend mit der Faust.

„Das junge Volk macht's Ihnen gewiß nicht immer leicht?" meinte ich.

„Der Bruder ist ja da," gab sie zur Antwort, „meist aber zwing' ich's selber, oft die schlimmste" —

Sie wurde unterbrochen.

„Sie kommen! Sie kommen!" Alles schrie, alles war in Bewegung.

Oberhalb des Seebucks erschien ein Paar; mitten aus der Abendröte kamen sie herangesaust, dem Mond entgegen, der hinter den östlichen Bergen erschien.

Jubelrufe empfingen die Läufer; sie kamen als erste vom Feldbergturm und eilten im mächtigen Laufe durchs Ziel.

„Sehen Sie sich das Pärle an," sagte Fräulein Fanny, „dene ihre Geschicht', das ist 'was für Sie; einen schlimmern Gast als den Studiosus Hartweg hat's auf'm Feldberg nit gebe. Wenn die Leut' gespeist habe, kommen Sie in's Skizimmer, da finde Sie mich —"

Der Mann war groß und kräftig, von lässiger Haltung; etwas Harmonisches, beinahe Weiches lag in seinen Bewegungen.

Die zierliche, schlanke Frau an seiner Seite hielt sich viel strammer; sie trug einen kurzen Rock, der die mit schwarzen Gamaschen bekleideten Füße bis zu den Knöcheln frei ließ, eine enganliegende Tuchjacke und ein wollenes, baschlikartiges, den ganzen Kopf umhüllendes Tuch.

„Sie sehen so glücklich aus," sagte ich zu Fräulein Fanny.

„Ja, gottlob," nickte sie, „aber 's hat Müh' gekostet, bis es soweit war. Früher, wie der Professor noch als Student 'rauf 'komme ist, da habe wir könne 's Lache halte. Dummheite, Verrücktheite, 'was anders hat er nit im Kopf gehabt. Einmal, in der Nacht habe sie — zwanzig Studente warn's — ihre Matratze zum Fenster 'naus geworfe und sind vom zweite Stock 'runter gesprunge, immerfort auf meine neue Matratze. — Wie die ausgesehn habe! Daß ihn seine Streich' ein Heidegeld gekostet, hat er nit angeschlage. 's Renntier, das keinen Mensche aufsitze laßt, fast zu Schanden hat er's geritte. Ich hab' mich nur immer verwundere müsse, daß der toll Kerl noch am Lebe war. Wie oft hab' ich ihm in meim Ärger 's Haus verbiete wolle, aber ich weiß nit, trotz allem — man hat ihm nit bös' sein könne.

Einmal, 's Haus war bis zum letzte Platz besetzt, kommt noch gegen abend 's Fräulein Bergmann. Sie war Studentin, hat in Bern studiert und ihre Ferie meist in Freiburg zugebracht. Da ist sie oft 'raufkomme. An der Tafel, wenn die Leut' nur ihren Kopf gesehn habe, hat sie jeder für ein Mannsbild gehalte mit ihrem kurzgeschnittene Haar und dem offene Herrejäckle. Sie hat auch so 'was Kurzangebundenes in ihrem Wese gehabt; sie war nit nett damals trotz ihrem feine Gesicht, denn sie hat alles getan, um so wüst wie möglich auszusehe.

Oberhalb des Seebucks erschien ein Paar . . .

Also ich sag' ihr, daß wir nit 's kleinst' Plätzle mehr frei hätte, und mach' ihr den Vorschlag, ob sie nit auf einem Sofa bei irgend einer einzelne Dam' übernachte möcht'! Davon hat sie nix wisse wolle, durchaus nit.

Wir ginge vor dem Haus auf und ab und beriete hin und her. Über einmal bleibt sie vor der Remis' stehe.

Er hat noch nit ausgesprochen, springt die Studentin aus dem Wagen, reißt die Peitsche vom Bock und haut über die junge Leut' hin . . .

‚Geben Sie mir einen Plaid,' sagt sie, ‚dann kampiere ich in einer der Chaisen; das geht vortrefflich.'

Nun ist mir grad' der Hartweg begegnet, wie ich 's Plaid in die Chais' getragen hab'; 's war mir gleich nit recht, aber ich hab's wieder vergesse. In der Nacht sollt' mir's bös in Erinnerung gebracht werde. Meine Meidle komme an die Tür, ich war gerad' eingeschlafe: ‚Fräulein Fanny, komme Sie schnell, schnell, sonst gibt's ein Unglück — der Hartweg' —

‚Natürlich der Hartweg,' denk' ich und fahr' in meine Kleider. Was hat er wieder gemacht? Mit ein paar Studente den Wagen aus der Remis' geholt und 'fahren wie die Verrückte in die Nacht 'nein, haarscharf am Weg hin — ein Ruck und der Wagen wär' drunten gelegen. 's war mondhell, aber die dunkle Ecke und Biegungen sieht man darum doch nit — und voll wären sie auch, die Herren.

Also ich mit der Latern' und meine Meidle und ein paar Knecht hinterdrein. Auf unser Geschrei halten sie endlich still. Der Hartweg reißt den Wagenschlag auf: ‚Wen hatten wir die Ehre spazieren zu fahren?'

Er hat noch nit ausgesprochen, springt die Studentin aus dem Wagen, reißt die Peitsch' vom Bock und haut über die junge Leut' hin, daß es nur so knallt. Der Hartweg hat die Hauptsach' 'kriegt; ich seh' noch sein Gesicht, ganz verzerrt war's vor Wut; die andre haben ihn halten müssen, sonst wär' er auf das Fräulein los. Die ganze Nacht hat er Umschläg' machen müssen; fürs Fräulein Bergmann hab' ich eine Matratz' in mein Zimmer bringen lassen. Wir haben nix geredt', aber geschlafen hat sie auch nit; 's war noch alles still, ist sie schon aufgebrochen.

Der Hartweg ist später ohne Frühstück durch die Hintertür abgezogen, 's Gesicht voll roter Strieme.

Manchmal, von andere Leut', hab' ich gehört, daß sie sich gern vergiften möchten, die zwei.

Dem Hartweg seine Mutter ist nach Freiburg gezogen, um sich nit vom Sohn trennen zu müssen; 's Fräulein Bergmann hat ihren Großvater in Freiburg.

Da sind sich die junge Leut' natürlich

oft begegnet. 's ist auch vorgekomme, daß sie sich da obe bei uns in die Händ' gelaufe sind. Da hätte Sie ihn höre solle! Kranklache hätt' ich mich oft könne, wenn er sich so gar nimmer zu helfe gewußt vor Wut; wie ein Kind, alles hat er 'rausgered', nix war recht an ihr, und Ausdrück hat er gebraucht über ihr Aussehe! Daß sie fleißig war, nahm er ihr besonders übel.

Und sie, die Händ' in den Tasch', ganz ruhig, als ob nix wär', ist sie vor dem Haus auf und ab spaziert. Nur manchmal hat sie einen Blick hergeworfe und gelächelt. Fuchsteufelswild hat ihn ihr Lächle gemacht; 's lag so 'was Spöttisches drin, was Überlege's.

Wenn er gesehe hat, daß ich mit ihr geredet, gleich ist er gekomme: ‚Was hat sie gesagt? Ist's über mich hergegangen?' Und wenn ich ihm versichert hab': ‚Mit keim Wort' — ein Gesicht hat er mache könne, daß ich oft denkt hab': der groß' Kerl ist inwendig ein ganz kleines Kind. —

Aber 's ist die höchst' Zeit, daß ich nach dem Rechte seh'," unterbrach sich Fräulein Fanny, „später verzähl' ich weiter —"

Die Skier, alle glücklich aufgetaut, saßen an den langen Tischen in der Wirtsstube. Über alle Begriffe laut und lustig ging's zu. Die Herrlichkeit des Skiklubs, die Herrlichkeit des Schwarzwaldes, des Wetters und des Feldbergerhofes — es hörte nicht auf mit Herrlichkeiten, die man leben ließ.

Die Maidle flogen mit ihren dampfenden Gläsern — der „Ufetruckete", wie die Skier ihren Haupttrunk, die heiße Limonade, nennen.

Nicht weniger machte der „Horbener" die Runde, ein Gemisch von Rotwein und Champagner.

„Ski-Heil! Ski-Heil!"

Der Kopf schwirrte einem von dem stets von neuem ertönenden Ruf.

Die jungen Schneeschuhläuferinnen machten tapfer mit; diese aus aller Herren Länder zusammengewürfelte Gesellschaft ließ bei aller Leichtlebigkeit an harmlosem Gebaren nichts zu wünschen übrig. Es waltete etwas Brüderliches über dieser schneelustigen Gemeinde, der nichts im Kopf steckte als die Siege und Niederlagen des Tages.

Ich saß meinem Paare gegenüber; das hatten wir so ausgemacht, die Wirtin und ich.

Mit großem Interesse betrachtete ich mir die junge Frau; daß man dieses feine, zierliche Wesen jemals für einen jungen Mann hatte halten können! Allerdings, sie trug das Haar nicht mehr kurz, sondern in einem Knoten aufgesteckt im Nacken; rechts und links fielen ihr breit ausgelegte Wellen bis über die Ohren.

War sie hübsch? Sie war mehr, sie war interessant — eine Persönlichkeit, die weiß, was sie will. Nase und Kinn verrieten's, ebenso die schmalen, sehnigen Hände. Sie hatte eigentlich Hände wie ein Junge, während der Gatte neben ihr weiche große Frauenhände hatte.

Wenn auch vielleicht die junge Frau mich mehr interessierte, ihn, den Mann, hatte ich sofort gern. Gleich beim ersten Blick in sein Gesicht begriff ich Fräulein Fannys Ausspruch: „Ich hab' ihm oft 's Haus verbieten wollen und hab's nicht können."

Er hatte einen großen, kräftig entwickelten Kopf voll dichtem Blondhaar; wenn ihm etwas schmeckte oder er sich amüsierte, stieß er ein behagliches Gebrumme aus und drückte dabei die Augen zu, gerade wie ein Löwe. Jeder in seiner Nachbarschaft bemühte sich, ihm gefällig zu sein. Nahm er ein schlechtes Stück von der Platte, gleich schob ihm die Gattin den eigenen Teller mit einem guten Stück hin.

Ihm gegenüber, ein Lehrer mittleren Alters, stellte ihm immer wieder das Salzfaß zurecht, und ich schob ihm den Senf hin, nach dem er alle Augenblicke verlangte und den er nie fand.

Die uns bedienende Theres hatte ihm schon ein paarmal die Serviette unter dem Tisch hervorgeholt. Plötzlich sah er dem Mädchen scharf ins Gesicht.

„Was fehlt Ihnen?"

„Weiter nix, als daß ich zu spät ins Bett komm'," gab sie lachend zur Antwort.

„Da werde ich mit Fräulein Fanny sprechen."

Er war schon in der Höhe, seine Frau hielt ihn fest.

„Wer soll denn die Arbeit tun, wenn hier bis nach Mitternacht gezecht wird?"

„Hm," machte er, „allerdings, irgend einer muß sich immer opfern, wenn andere genießen wollen, wer denkt daran?"

„Du mußt auch aus Deinem warmen Bett heraus, wenn Dich ein Kranker ruft,"

Plötzlich sah er dem Mädchen scharf ins Gesicht.

unterbrach die junge Frau seinen Gedankengang.

„Ganz richtig," lachte er auf. „Sie, Theres," wandte er sich an das Mädchen, „als meine Frau von der Universität zurückkehrte, sah sie noch ganz anders aus als Sie —"

Mit weit aufgerissenen Augen starrte der Lehrer die junge Frau an; sie hatte Mühe, ernst zu bleiben.

Er war überhaupt ein drolliger Kauz; schon beim Seebuckrennen hatte er viel zur allgemeinen Heiterkeit beigetragen, denn seine krummen Beine und die Schneeschuhe wollten sich absolut nicht miteinander vertragen; er tauchte infolgedessen den Kopf so oft in den Schnee, daß er nun mit blauroten Ohren dasaß, an denen er fortwährend rieb und zupfte.

„Ja, habe Sie wirklich Ihren Doktor gemacht?" wandte er sich nach einer längeren Pause an die junge Frau.

Der Professor nickte: „Mit summa cum laude; ich cum laude."

„So so."

Eine Pause.

Der Lehrer war offenbar ebensowenig ein Schnelldenker, als ein Schnellläufer.

Der Professor hatte an sein Glas geklopft; mit kurzen herzlichen Worten gedachte er des Wirtes und der Wirtin des Hauses, des sorgenden Geschwisterpaares, unter dessen Fittichen Skier und Sommergäste ein gleich gedeihliches Dasein führten.

„Hoch sollen sie leben!
Hoch sollen sie leben!
Hoch! Hoch! Hoch!"

durchbrauste es den Saal.

„Ja, und Sie praktizieren?" wandte sich der Lehrer, der die ganze Zeit über mit gedankenschwerer Stirn seine Mahlzeit verzehrt hatte, von neuem an die junge Frau.

„Nein," gab sie ihm zur Antwort, „das überlasse ich meinem Mann."

„So so."

Ein paar junge Skier kamen, um mit

Mit weit aufgerissenen Augen starrte der Lehrer die junge Frau an . . .

dem Professor und seiner Frau anzustoßen. Ein Sportsgespräch kam auf, aus dem ich entnahm, daß der Professor und seine Frau schon vor ihrer Hochzeit dem Skiklub angehört hatten. Ich wollte eben eine Frage tun, da fuhr der Lehrer dazwischen:

„Sehen Sie, sehen Sie," schrie er die junge Frau triumphierend an, „da habe wir's wieder, so geht's mit dem Studiere der Fraue, sie unterliege, die Kräfte reiche halt nit. Basta."

Der Professor stieß sein behagliches Brummen aus; die junge Frau lächelte.

„Am Ende," meinte sie, „wäre dem abzuhelfen."

„Bitte sehr, wie?" erkundigte sich der Lehrer.

„Nun, man ebne den Mädchen den Weg wie den Knaben."

Der Lehrer lachte ungläubig auf und fuhr im nächsten Augenblick wieder über seine Ohren her, die er mit Ingrimm bearbeitete.

Der Professor erzählte, wie sie einmal, er und seine Frau, die aber damals noch nicht seine Frau gewesen sei, eine halbe Stunde unterhalb des Feldbergturms die Rennstrecke verloren.

„Der Schneefall war so stark," er wies nach dem Fenster, „toller als jetzt, es war nichts mehr zu erkennen; dazu ist meiner Frau die Bindung an einem Ski gerissen — nun stellen Sie sich vor —"

Ohne auf das, was gesprochen wurde, zu achten, fiel ihm der Lehrer abermals in die Rede:

„Es ist schon im Lehrerstand eine solche Kalamität wege der viele Lehrerinne; wie das Unkraut schieße sie auf; wie soll denn das werde in Zukunft, wenn die Fraue so unbescheide sind, in jedes Handwerk zu pfusche? Oder wolle Sie vielleicht auch wisse, wie das ende soll?" wandte er sich an die junge Frau.

„Sicherlich," lachte sie ihn an, „die Begabten werden siegen, ob Mann, ob Frau —"

„So so! So so!"

Der Professor mußte ein paar Kollegen zutrinken; zur jungen Frau hatten sich ein paar Skierinnen gesellt; ein nächtlicher Fackellauf wurde in Aussicht genommen; der Professor wollte eben einen Vorschlag machen wegen des Weges, da kam ihm der Lehrer wieder in die Quere:

„Jetzt möcht' ich nur wisse, ob Sie auch so denke?"

„Wie?"

„Nun, wie Ihre Frau, die gesagt hat, die Begabte würde siege, ob's Männer oder Fraue sind."

„Wir machen es ja gerade so," entgegnete Hartweg, vergnügt mit den Augen blinzelnd, „von uns tut jeder, wozu er befähigt ist; ich schneide die Magen auf, meine Frau leitet das Räderwerk der Klinik."

„So so, das kann sie," verwunderte sich der Lehrer, „und ist doch so klein beisamme."

„Eine Riesin ist sie nicht," gab der Professor lachend zu, „aber wissen Sie, was sie ist? Das organisatorische Talent des ganzen Unternehmens, die treibende Energie —"

„Und was bist denn Du?" unterbrach ihn die kleine Frau.

„Ich — ich bin ein fauler Bär — zu unserm Glück, sonst wären wir in kurzer Zeit zwei überarbeitete Leute, und die sind am Abend ihres Lebens genau so unerquicklich wie die Nichtstuer. Man muß ebenso gut faulenzen wie arbeiten können. Meine Frau konnte nicht faulenzen."

Der Lehrer versank wieder in Gedanken; wir sprachen über dies Thema weiter, und

Digitized by Google

der Professor erzählte, er habe einen solchen Genuß am Nichtstun, daß er sich förmlich zur Arbeit zwingen müsse.

„Ja, wenn diese energische kleine Frau nicht wäre," meinte er mit einem herausfordernden Blick auf den Lehrer.

„Soll ich am End' glaube, Sie sind zu beneide?" fragte dieser.

Der Professor lachte herzlich auf: „Sie werden mich wahrscheinlich nicht beneiden; aber darauf kommt's ja auch gar nicht an; daß jeder hat was er braucht, das ist —"

„Diesmal bin ich einverstande," unterbrach ihn der Lehrer, „habe muß mer, was man braucht — ach Gott meine Ohre" — seufzte er auf.

„Kommen Sie," sagte der Professor, „jetzt nehme ich Sie in Behandlung —"

Unter der Türe sah er sich noch einmal um und hing sich dann in den Arm des Lehrers.

Die junge Frau blickte dem Gatten lächelnd nach; es war ein fast mütterliches Lächeln, voll tiefer Herzlichkeit —

Ich aber konnte es kaum erwarten, ich sehnte mich förmlich danach zu erfahren, wie das Schicksal diese beiden zusammengeführt.

Endlich saßen wir, Fräulein Fanny und ich, in dem kleinen Skizimmer. Etliche der Gäste zechten drüben fröhlich weiter, die Müden hatten ihr Lager aufgesucht, und wir kamen eben von draußen, wo wir dem mit hell aufflackernden Fackeln bewaffneten Völklein nachgeschaut, das mit gespensterhafter Schnelligkeit durch die nächtliche Winderlandschaft flog.

An der Biegung des Weges schwenkten der Professor und seine Frau ihre Fackeln nach uns zurück.

„Heiliger Abend war's," begann Fräulein Fanny ihre Erzählung, „so ein rechtes Weihnachtswetter; die Knecht' habe geschaufelt draußе ohne End', die Trepp' war nit frei zu halte.

Zwanzig bis dreißig Gäst' ware im Wirtszimmer. Was wolle die Leut' am heilige Abend da obe? Man kann sich's ja denke; 's ist keinem so recht just; entweder sie habe niemand oder 's ist sonst was nit in Ordnung.

Da hör' ich's draußе schlürfe, die Haustür wird aufgerisse.

‚Um Gotteswille', denk' ich, ‚'s wird doch

... sie hatte Mühe, ernst zu bleiben.

nit jemand bei dem Schnee den Weg 'rauf gemacht habe!'

Da keucht schon einer 'rein mit einer Latern', der Bart weiß, die Augenbraue weiß, der ganz' Mensch ein Eisklumpe.

Ich ruf' die Maidle, daß sie ihm den Schnee abkratze.

„'s ist der Herr Hartweg!" schreit eins.

„Jetzt," sag' ich, „was mache auch Sie wieder für Sache! Nur schnell eine warme Deck' und en Usetruckete."

Derweil mach' ich im Weihnachtszimmer fertig und geh' die Fremde 'rüber lade. Die Studentin, 's Fräulein Bergmann, war auch dabei. Mittags ist sie mit dem Schlitte komme.

's geht immer schön feierlich her bei der Bescherung; der Sohn vom Bruder spielt auf der Violin, zwei von de Maidle spiele Zither, die andere singe, alle in ihrer schöne Tracht zur Feier.

Mitte drin denk' ich: ‚Wo bleibt denn der Hartweg?' Ich geh 'nüber in d' Wirtsstub', richtig, da sitzt er noch, die Ellebоge auf dem Tisch und starrt vor sich hin.

„Herr Hartweg," sag' ich, „warum komme Sie auch so lang nit, die Bescherung hat angefange."

„Bescherung," fahrt er auf, „warum glauben Sie denn, daß ich am heiligen Abend da herauf komme? Doch nicht um einer Bescherung beizuwohnen? Darum bin ich ja fortgelaufen — also lassen Sie mich allein."

„He nein," sag' ich, „das dürfe Sie mir nit antun, das verpfuscht mir ja die ganz' Weihnacht, wenn ich weiß, da drübe sitzt einer und ist nit vergnügt. Unser Bäumle tut Ihne nix zuleid, komme Sie nur; und wenn Sie's nit gern tun, dann tun Sie's mir zulieb. Sie habe mir schon so viele Streich' gespielt, daß Sie mir auch einmal einen Gefalle tun könne."

Da kommt ihm selber 's Lache, und ich zieh' ihn mit 'nüber.

Dem Hausknecht sein Kleiner hat gerad' ein Gedichtle aufgesagt, dann habe die Maidle ihr:

„O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit"

gesunge.

Ums Kripple rum, unterm Baum sind die zwei Stallbube 'kniet und 's Jüngste von de Maidle.

Nach der Andacht ist die Bescherung losgange. Über einmal merk' ich — der Hartweg ist nit mehr da.

Er ist halt so ein Mensch, 's ist einem nit wohl, wenn man ihn nit unter den Auge hat.

Ich find' ihn in der Wirtsstub' — mutterseelenallein sitzt er da und heult und schluchzt wie ein Kind. Eine eigne Sach' drum, so einen große starke Mensche gotts-erbärmlich weine sehe —

„Habe Sie jemand verlore?" frag' ich.

„Ja," nickt er, „mich — mich —" Und fährt auf: „Was zerren Sie mich da hinein — so ein Unsinn — können Sie die Leute nicht in Ruhe lassen, wenn man in Ruhe gelassen sein will —"

„Ich hab's ja nur gut gemeint," sag' ich und will gehe —

„Ach Gott, Fräulein Fanny," schreit er auf und haltet mich fest, „der Baum, der Gesang, das Kind — ich bin meiner Mutter fortgelaufe, und ist es nicht gerade, als wenn sie selbst mich da herauf geführt hätte, um mir zu zeigen — wie ich einmal war — so wie dies Kind —"

Und er springt auf und schüttelt mich an beiden Schultern: „Glauben Sie, glauben Sie, daß sich ein Mensch in meinem Alter noch ändern kann?"

„Warum nit, wenn er will?"

Er läßt mich los.

„Meine Mutter," sagt er und die Stimm' zittert ihm, „diese Frau — die Güte selbst — die Engelsgüte — sie hat mir nie einen Wunsch versagt — ohne einen Vorwurf hat sie die Hälfte ihres Vermögens für mich hingegeben. Jetzt — Fräulein Fanny, ich bin ein Unmensch — sie müßte alles hergeben, und meine Schulden wären kaum getilgt. Ich bin ein elender Kerl — ich kann mir nicht einmal das Leben nehmen — es wäre ihr ja keine Befreiung, es bräche ihr das Herz — So stehe ich da — ihr und mein Glück, Jugend, Zukunft, alles vernichtet — Ich bin zu viel und darf nicht fort — und wenn ich bleibe, was dann? So einen Dummkopf gibt's doch nicht, der einem Menschen wie

Endlich saßen wir, Fräulein Fanny und ich, in dem kleinen Stiftzimmer.

mir zu Hilfe kommen möchte — ſo einen gibt's doch nicht —"

„Doch," ſagt eine Stimm' aus der dunkelſte Eck' in der Wirtsſtub', und 's Fräulein Bergmann ſteht vor uns.

„Auch das noch!" ruft der Herr Hartweg aus und will mit einem Satz zur Tür.

Das Fräulein hinter ihm her; ſo feſt hat ſie ſich an ihn gehängt, daß er ſie ein paar Schritt' mit geſchleift hat.

„Ich laſſe Sie nicht," ſchreit ſie, „Sie müſſen mich hören!"

Er hat nit loskomme könne; er hat mir in der Seel' leid getan, ſo verſtört hat er dreingeſehe.

„Belauſcht werden in einem ſolchen Augenblick," hat er hervorgeſtoße, „und Sie — gerade Sie —"

... mutterſeelenallein ſitzt er da und heult und ſchluchzt wie ein Kind.

Sie war weiß wie der Tod, ſie hielt ihn feſt:

„Ich bin da heraufgekommen, auch um dem heiligen Abend zu entfliehen," ſagt ſie, „ich bin ſchon lange hier — dort in der dunklen Ecke ſaß ich, als Sie kamen."

Er hat aufgelacht.

„Nun ja, und da haben Sie ſich gefreut — Sie haben's dem Bummler gegönnt — Glauben Sie, ich habe Ihr Lächeln nicht verſtanden, wenn Sie an mir vorübergingen — Den habe ich wie einen Hund geſchlagen, denken Sie wohl — und er hat's verdient —"

„Herr Hartweg, Sie ſind ungerecht," unterbrach ſie ihn, „Sie ſind bitter, aber hier können wir nicht weiter reden, die Leute kommen von drüben. Fräulein Fanny geht vielleicht mit uns ins Skizimmer — Ich laſſe Sie nicht, eh' Sie mich gehört haben."

Ein paar Lichter habe noch am Baum gebrannt, ſonſt war's dunkel.

Der Herr Hartweg war ſtill; die Arme auf den Knieen hat er vor ſich hingeſtarrt.

„Meine Geſchichte iſt noch viel traurig er als die Ihrige," hat das Fräulein angefange, „ich bin nicht wie Sie im Überfluß, ich bin im Mangel aufgewachſen; was Sie vollauf hatten — die Liebe, die hat mir gefehlt. Mein Vater iſt ein Gelehrter; Friede und Ruhe im Haus, das geht ihm über alles. Er merkte nichts von meinem Darben, er bekam nur immer zu hören, ich ſei ein ungutes, hartes, ſtörriſches Kind. Durch die Dienſtboten erfuhr ich nur zu früh, daß meine Schweſter einmal ohne Vermögen ſein würde, während ich reich ſei.

Sofort war ich überzeugt, meine Stiefmutter beneide mich. Dieſem Neid ſchrieb ich alles zu, die kalten Blicke dieſer Frau, ihr ewiges Mäkeln und Strafen. Gewiß hatte ich Fehler und gehörte geſtraft; aber warum ſah ſie nur die meinen, warum ſah und rügte ſie nicht auch die Fehler ihres Kindes?

Man hielt mich für einen ſchlechten Charakter — ich war's auch — ich quälte

meine Mutter mit Luſt — meine Schweſter liebte ich; ich ſagte ihr einmal, daß, wenn ich mündig ſei, ich mit ihr teilen würde.

Von dieſem Augenblick an war die Mutter wie umgewandelt; Kämpfe, Meinungsverſchiedenheiten, alles hatte ein Ende. Früher war alles geſchehen, um meine Selbſtändigkeit niederzuhalten. Nun ließ man mich gewähren; ich konnte mich ungehindert aufs Abitur vorbereiten, man ließ mich auf die Univerſität ziehen."

Das Fräulein ſchwieg, beinah durchſichtig blaß ſah ſie aus. Der Herr Hartweg hat's wohl auch bemerkt; 's hat ausgeſehe, als denk' er nur noch an das, was er hörte.

„Warum ich Ihnen das alles ſage," fing ſie wieder an, „Sie ſollen wiſſen wie verkümmert ich war, ſeeliſch verkümmert — innerlich tot — ganz kalt. Nur die Luſt zum Lernen, die hatt' ich; ich vergaß mich, wenn ich arbeitete. Jetzt bin ich mündig."

Sie iſt aufgeſprunge; ſie hat die Händ' gege die Schläf' gedrückt, und ihre Händ' habe gezittert:

„Wenn ich's Ihnen doch deutlich machen könnte, wie mir war — vorhin bei Ihrer Beichte — Ich — habe mich noch nie ausgeſprochen, gegen keinen Menſchen — was mich gekränkt von frühſter Kindheit, alles liegt in mir aufgeſpeichert und zehrt an mir und macht mich unfrei, ungut, krank. Als Sie ſprachen, als Sie Ihr innerſtes Denken und Empfinden ſo rückhaltlos — kurz, ich wußte es mit einemmal: man muß ſprechen — man muß ſeine Schuld bekennen — nur das macht frei. Wie ein reiner guter Menſch ſtanden Sie vor mir da — Ihr Fehlen und Irren, getilgt war's durch Ihre Tränen, Ihre Reue.

Ich Sie verachten? Ich habe Sie immer beneidet — Wenn ich Sie ſo froh daher ſtürmen ſah — o die Sehnſucht, auch einmal ſo aus dem Vollen zu leben, übermütig zu ſein — lachen zu können wie Sie lachten. Wo er hinkommt, ſagt' ich mir, bringt er Freude mit, Friſche, Leben. Haſt Du ſchon einem Menſchen Freude gemacht mit dem, was Du kannſt und biſt? Neid war's, als ich Sie damals mit der Peitſche ſchlug, nichts anderes; ich züchtigte den mir überlegenen Menſchen, denn ich wußte, mit aller Mühe, die ich mir gab, was Sie von der Natur mitbekommen, konnte ich nie erreichen; ich hörte einmal aus dem Munde einer Ihrer Profeſſoren: ‚Wenn der Hartweg wollte, aus dem würde einer unſerer genialſten Chirurgen —'

Herr Hartweg, wir ſind zwei Schiffbrüchige. Sie waren vielleicht auf dem Wege ein Bummler zu werden, ich fühlte, ich wurde bitter — hart. Mit Ihrer Beichte kam mir Einſicht — Erlöſung. Und ich ſollte Ihnen nicht helfen dürfen — wenn ich's kann?"

Er war aufgeſprungen, ſie nahm ſeine beiden Hände: „Herr Hartweg, Sie ſind ein Kind, ein ganz kleines Kind, und ich bin alt, uralt war ich bis eben — Sie haben mich plötzlich jung gemacht — beinahe vergnügt, zum erſtenmal in meinem Leben vergnügt, und das iſt wunderſchön, und wenn ich Ihnen dafür zu einem vernünftigen Leben verhelfen dürfte — eine Kleinigkeit wär's im Vergleich —"

Er wollte ſprechen, ſie ließ es nicht zu:

„In drei Jahren machen Sie Ihren Doktor — eine kleine Anſtrengung und was der Profeſſor von Ihnen geſagt, wird ſich erfüllen."

Er war von ihr weg gegange, immer mehr, als wollt' er mit dem Kopf in den Baum nein. „Fräulein Fanny," wendet ſie ſich an mich, „ach Gott, Fräulein Fanny, ſo helfen Sie mir doch —"

Da iſt ſie an die Letz' gekomme — kein Wort hab' ich 'rausgebracht — kein's hat mehr ſpreche könne —

„Was hab' ich mit dene zwei Menſche durchgemacht," nahm Fräulein Fanny nach einer Pauſe wieder das Wort. „Er hat in Münche weiterſtudiert, im Sommer aber iſt er in Freiburg geweſe, auch an Weihnachte — ein ganz andrer Menſch, ſag' ich Ihne, ſtill, ernſthaft, beinah gedrückt. Ein paarmal iſt's vorgekomme, daß er mit dem Fräulein Bergmann da obe zuſamme getroffe iſt; ganz fremd hat er gege ſie getan, kaum daß ſie ein paar Wort gewechſelt habe.

Am Abend ſind wir manchmal, wenn's dunkel war, vor dem Haus auf- und abgegange, das Fräulein und ich; ſie hat kein Herrenjäckle mehr getrage, fein und hübſch, ganz wie ein Frauenzimmer hat ſie ausgeſehe.

„Ich kann nicht anders, ich bin ſo" — hat ſie immer wieder geſagt, wenn ich mit ihr geſcholte hab', daß ſie dem arme Menſche auch nit ein bißle freundlicher entgege kam.

Dabei habe die beide ſo verhärmt ausgeſehe, daß mir's oft die Nachtruh' genomme hat, wenn ſie da obe ware. Und doch — mich da 'nein miſche — ich hab' mir immer wieder geſagt: ‚'s braucht alles ſeine Zeit zum Reife, auch's Menſcheherz.'

Er hat ſeinen Doktor gemacht und war Aſſiſtenzarzt an der Anatomie in Freiburg. 's Fräulein Bergmann, die auch ihren Doktor gemacht, hat mir geſagt, daß er wie ein Pferd arbeit'; zu treffe ſei er nirgends, lebe tät er wie ein Einſiedler.

Im Winter, zu den Skirenne, iſt er aber doch 'raufkomme und einmal —

„Ach Gott," hab' ich aufgeſchrie, „da kommt ja der alt' Hartweg!"

Beide Händ' hat er mir genomme:

Sie war weiß wie der Tod, ſie hielt ihn feſt . . .

„Liebe, Gute, Liebe, Gute, Höllenqualen habe ich ausgeſtanden — ich wußte ja nicht, ich war ja nicht ſicher, und darum konnte und durfte ich nicht — mit dieſer Schuld, dieſem elenden Bewußtſein — ich war an Händen und Füßen gebunden — ſeit geſtern weiß ich, daß ich 'was kann — und reden darf —"

Der Menſch iſt mir wie ein Kind an den Hals geflogen.

Ich niz als mein Fräulein Bergmann aufgeſucht; ſie war auch zu den Skirenne gekomme. Sie ſei entſchloſſe, hat ſie mir gerad' vorher geſagt, ſich in England niederzulaſſe, die Heimat ſei ihr verleidet, ſie wolle arbeite und nit weiterlebe wie bisher.

„Jetzt bitt' ich ein' Menſch'," red' ich auf ſie 'nein, „jetzt ſind Sie zwei ſo ſtudierte Köpf' und finde nit einmal den einfache vernünftige Weg zu 'nander, den jeder Bauer ſind'" —

Sie will rede —

„Nei'," fahr' ich ihr ins Wort, „weg mit dene alte Geſchichte, das iſt ja Tierquälerei! Laſſe Sie mich einmal mache, Ihrem Stolz ſoll kein Bröſele geſchehe — laſſe Sie mich nur mache —"

Kurzum, ich hab's eingefädelt und auch fertig gebracht. Die zwei habe den Dauerlauf zum Feldbergturm miteinander gemacht.

Aber ſie ware damals nit die Sieger, die Letzte ſind ſie geweſe — Schon die Vorletzte ſind nit glatt durchgekomme; ſtarker Schneefall war eingetrete und hat die Rennſtrecke verweht. Eine halbe Stund' um die andre ging hin, die zwei letzte Läufer bliebe aus. Man war ſchon dabei eine Rettungsexpedition vorzubereite, da taucht eine ſchwarze Geſtalt drobe am Seebuck im wirbelnde Schnee auf.

‚Gott ſei Dank', heißt's, ‚ſie komme, ſie

komme! Aber nur einer, der Doktor allein, heißt's. —

Die Gestalt saust heran.

„Er hat sie auf dem Rücken," schreit einer.

So war's; sie habe im Schneesturm die Markierung verlore und fast eine Stund' gebraucht, um sich zu orientiere. Dabei war dem Fräulein die Bindung an einem Ski gerisse, und sie war zu erschöpft, um mit losem Ski weiter zu laufe.

So kam er, sie auf dem Rücke, durchs Ziel; beide halb erfrore.

Da, im Skizimmer, in zwei Plaids gewickelt, hat sie gelege; er gab ihr heißen Grog zu trinke, und daß sie so gehorsam war, so hilflos — er war wie aus'm Häusle.

Ihre Füß' ware nit warm, er ist fortgestürzt um Hilf' zu schaffe.

Da hat sie mir die Hand hingestreckt:

„Fräulein Fanny, liebe liebe Fräulein Fanny, die gute Idee, uns da hinauf zu schicken — und mein Mißgeschick, welch ein Segen — von dem Augenblick an, wie er mich hilflos sah —"

Er kam hereingestürmt.

Im Zimmer hat noch der Baum gestande vom Weihnachtsfest her:

„Kommen Sie," sagt der Herr Hartweg, „kommen Sie, Seelenretterin, Ihre Hand soll uns zwei Lichtlein am Baum anzünden — damals brannten auch gerade noch zwei, als wir arme Flüchtlinge hier oben unsere Weihnacht fanden."

Ein König von Korsika.

Von

Dr. Charpentier.

Mit einem Bildnis.

(Abdruck verboten.)

In dem kleinen Hafen von Aleria, an der Ostküste Korsikas, erschien im März 1736 ein englisches Schiff. Ihm entstieg ein stattlicher Mann in abenteuerlichem Gewande. Er trug einen langen roten, mit Pelz gefütterten türkischen Kaftan, dazu aber Perücke und Federhut nach französischer Mode, einen spanischen Degen und einen hohen englischen Stock. Es begleiteten ihn außer drei schwarzen Sklaven, vier Bedienten und einem Mundkoch ein Hauskapellan und drei höhere Offizianten. Der Ankömmling wurde von den Führern der Korsen, welche soeben Aleria den Genuesen mit Gewalt abgenommen hatten, mit großer Ehrfurcht begrüßt und Vicekönig und Excellenz tituliert. Bald wußte alle Welt, daß in ihm den armen, seit langem um ihre Freiheit ringenden Korsen ein mächtiger Helfer erschienen sei. Er brachte, nach seiner Angabe, in der Tat 6 Zwölfpfünder, 20000 Musketen, 14000 Uniformen, 14000 Sack Getreide und 100000 Zechinen mit, alles Dinge, die den Korsen sehr fühlbar mangelten. Es verlautete, daß der Unbekannte sich Theodorus von Bef, Grande von Spanien, Mylord von England, Herzog von Marte, Baron des Heiligen römischen Reichs, Fürst von Norden, Ritter des Goldnen Vließes und Prinzen des Römischen Throns nenne. Es sollten ihm demnächst eine Anzahl Kriegsschiffe mit weiteren Waffen und Vorräten für die Korsen folgen! Unter diesen Umständen war es nicht weiter zu verwundern, wenn der so plötzlich erschienene Fürst von den Korsen feierlich in den Palast des Bischofs von Aleria nach Servione geführt und ihm eine Leibwache von 400 Mann beigegeben wurde.

Als die Nachricht von diesen Vorgängen aufs europäische Festland drang, erregte sie zunächst nur Verwunderung und Heiterkeit. Kein Mensch kannte einen Theodor von Bef oder begriff, welche Macht plötzlich ein so großes Interesse an der kaum bekannten Insel im Mittelmeer nehmen sollte. Als aber der französische Konsul zu Bastia Anfang April in einem Berichte an seine Regierung die wunderbaren Berichte bestätigte, entstand große Entrüstung in Genua und am Kaiserhofe in Wien. Diese Entrüstung war begreiflich. Jahrhunderte lang hatte sich Korsika im Besitz der Republik Genua befunden. Der Doge von Genua wurde regelmäßig zum König von Korsika gekrönt. Genuesische Beamte verwalteten die Insel, und genuesische Garnisonen lagen in allen Hauptorten. Nun waren auf Korsika 1715 infolge einer Steuererhöhung und Beschränkung gewisser Freiheiten Unruhen ausgebrochen. Diese Unruhen hatten, als in der Folge eine Mißernte eintrat, die Geldvorschüsse an die Notleidenden nötig machte, und der Gouverneur Pinelli später die Vorschüsse rücksichtslos wieder eintrieb, einen solchen Umfang angenommen, daß die Republik sich nach Hilfe umsehen mußte. Sie wandte sich nach Wien. Obgleich die Insel den Kaiserhof gar nichts anging, hielt man es hier für angezeigt einzugreifen, um zu verhüten, daß etwa Frankreich oder Spanien oder gar die Türkei sich Korsikas bemächtigten. Es liefen nämlich allerhand Gerüchte um, daß die Korsen sich an diese Mächte gewandt hätten. Sicher ist freilich nur, daß sie den Papst um Vermittlung angerufen haben; doch bleibt es immerhin auffällig, woher den Korsen damals fortwährend Geld und Waffen zuflossen, und warum sie auf ihren Fahnen das spanische Wappen führten.

Der Wiener Hof entschloß sich einige

tausend Mann nach Korsika zu senden. 4000, nach anderen Quellen 6000 Mann wurden unter dem Obersten Baron von Wachtendonck Anfang 1731 nach Genua geschickt und von dort auf mehr als 50 Schiffen zusammen mit genuesischen Truppen im August nach dem belagerten Bastia befördert. Die Korsen waren, trotzdem sie angeblich 30000 Mann stark gewesen sein sollen, nicht imstande, die Landung zu verhindern. Nach kurzem Kampfe mußten sie die Belagerung Bastias abbrechen und ins unwegsame Innere flüchten. Auf die Häupter ihrer Führer wurden nun hohe Preise gesetzt, die Gefangenen grausam hingerichtet und der Besitz aller Personen, die in den Aufstand verwickelt waren, niedergebrannt und vernichtet. Doch die Hoffnung, damit die Korsen einzuschüchtern, erfüllte sich nicht. Sie sammelten sich vielmehr in dem schwer zugänglichen Distrikt von Vescovado und hielten von da aus die ganze Insel in Schrecken. Die deutschen Soldaten aber, denen Klima und Nahrung nicht zusagten, erkrankten in Massen und bedurften fortwährenden Nachschubs. Unter diesen Umständen erachtete man es, nachdem verschiedene Vorstöße gegen Vescovado gescheitert waren und auch ein neues Korps unter dem Prinzen Ludwig von Württemberg nichts ausgerichtet hatte, für angezeigt, es mit Güte zu versuchen.

Der Prinz, welcher den Oberbefehl übernommen hatte, schloß mit Zustimmung Genuas einen Waffenstillstand und veranlaßte den Zusammentritt einer Konferenz von Vertretern des Kaiserhofs, Genuas und der Korsen in der kleinen, malerisch im Herzen der Insel gelegenen Stadt Corte. Die Verhandlungen begannen hier im Mai 1732. Die Prinzen von Württemberg, von Kulmbach, von Waldeck, Graf Ligneville und Baron Wachtendonck vertraten den Kaiser und suchten zwischen Genua und Korsika zu vermitteln.

Die Aufgabe muß nicht leicht gewesen sein bei der Erbitterung der Genuesen und den weitgehenden Forderungen und der Hartnäckigkeit der Insulaner. Letztere verlangten vor allem, daß Korsika zu einem Besitztum des Reichs erklärt und Genua nur als Reichslehen überlassen werden solle; ferner, daß allen Aufständischen sofort volle Amnestie gewährt und die Insel in Zukunft mit nicht mehr als 400 Mann Garnison belegt werde. Sie beanspruchten auch ausdrückliche Zusicherung dafür, daß Korsika von einer Heranziehung zu den Kriegskosten verschont bleibe und daß es in Zukunft nicht mehr als 1 Million Scudi aufzubringen brauche. Andere Forderungen betrafen Gewährung weitgehender politischer Rechte an die Korsen, Rückziehung aller genuesischen Verwaltungsorgane aus dem Gebiet von Vescovado und gewisse Maßnahmen zur Förderung von Handel und Industrie. Die Genuesen waren natürlich weit entfernt, auf diese Wünsche eingehen zu wollen. Ihnen kam es angesichts der großen Kosten, die der Krieg verursachte, und der Schwierigkeit, neue Truppen aufzubringen, nur darauf an, einen Augenblick Ruhe zu bekommen. Sie waren jedenfalls von vornherein entschlossen, unbequeme Zugeständnisse nicht zu halten. Nachdem sie jahrzehntelang die Korsen von allen öffentlichen Ämtern und Offizierstellen fern gehalten und durchaus wie eine Art Hörige behandelt hatten, war es begreiflich, daß sie ihnen nun nicht plötzlich gutwillig Gleichberechtigung einräumen wollten.

Dank dem Geschick und den Bemühungen der deutschen Vertreter bei der Friedenskonferenz wurde trotz allem schließlich eine Verständigung zuwege gebracht und ein Friedensvertrag von den Teilnehmern der Versammlung unterschrieben. Den Korsen wurde darin volle Amnestie, Freiheit von Deckung der Kriegskosten, Erlaß der rückständigen Steuern, Erteilung des Adels an 18 Familien, Zulassung zu höheren geistlichen Würden, Errichtung einer höheren Lehranstalt, Vertretung in Genua durch einen besonderen Syndikus u. dgl. mehr zugestanden. Von besonderer Wichtigkeit war, daß der Kaiser sich für genaue Beachtung und Durchführung des Friedensvertrages verbürgte und daß er deshalb den Korsen erlaubte, in Mailand zwei Vertreter der Insel ständig zu unterhalten.

Noch während der Dauer der Verhandlungen scheint den Machthabern in Genua die Sache leid geworden zu sein. Sie faßten den Plan, der in Corte weilenden und dort mit allen Ehren behandelten Führer der Korsen sich zu bemächtigen, in der Hoffnung, damit den Widerstand der Insulaner vollständig zu brechen. Nach den

vorliegenden Quellen hat es den Anschein, als wenn sie den Kaiser für ihren Plan zu gewinnen gewußt hätten. Sicher ist jedenfalls, daß, als kaum der Vertrag unterzeichnet war, genuesische Geheimpolizisten in Corte erschienen und dem Prinzen von Württemberg den Befehl des Kaisers überbrachten, die Korsen zu verhaften!

Der Prinz war hierüber, wie begreiflich, entrüstet. Im Vertrauen auf sein Wort waren die Korsen nach Corte gekommen. Er hatte von ihnen den besten Eindruck gewonnen und sich von der Gerechtigkeit ihrer Klagen und den Übergriffen der Genuesen genügend persönlich überzeugt. Nun sollte er die Hand zu einem so schnöden Treubruch bieten! Aber was konnte er angesichts des kaiserlichen Befehls tun? Er entschloß sich, ihm zu gehorchen. Doch statt die verhafteten Korsen den genuesischen Truppen auszuliefern, sandte er sie mit einer Eskorte kaiserlicher Dragoner nach Genua und schickte gleichzeitig einen Kurier mit dringendsten Vorstellungen nach Wien. Einer der Korsen war übrigens klug genug gewesen, vorher zu flüchten; er scheint irgendwie von dem beabsichtigten Verrat Wind bekommen zu haben.

Baron Neuhof, König von Korsika.
Nach dem Stich von J. J. Haid.

Infolge dieses Auftretens des Prinzen konnten die Genuesen mit den verhafteten Führern der Korsen nicht so umspringen, wie sie es bei früheren ähnlichen Gelegenheiten mehrfach getan hatten. Es blieb ihnen nichts übrig, als ihnen eine menschliche Behandlung zu teil werden zu lassen und von Foltern und Hinrichtungen abzusehen, so sehr sie dazu geneigt gewesen wären. Auch bei ihren Nachforschungen zur Entdeckung von Mitschuldigen in der Stadt Genua durften sie nicht so rücksichtslos vorgehen, wie sie wünschten. Erst viel später bekamen sie die Namen einiger reicher Kaufleute, geborener Korsikaner, heraus, die ihre Landsleute unterstützt hatten. Und auch auf der Insel selbst konnten sie ihrer Rache nicht den gewünschten freien Lauf lassen, da das kaiserliche Heer sie daran hinderte. Nicht genug damit, erregten die Schilderungen der deutschen Offiziere von den erwähnten Vorgängen großes Aufsehen in der Welt und allgemeine Entrüstung gegen die Genuesen. Sie sahen sich unter dem Druck der öffentlichen Meinung Europas und angesichts der Vorstellungen verschiedener Höfe genötigt, Rechtfertigungsversuche zu machen. Nicht weniger als vier Flugschriften wurden von ihrer Seite noch im Jahre 1732 veröffentlicht. Aber ihre Erzählungen von den Verrätereien und Treulosigkeiten der Korsen und ihre Behauptung, daß ein Friedensvertrag gar nicht abgeschlossen worden sei, fanden wenig Glauben. In Wien war unter dem Einfluß des dahin zurückgekehrten Prinzen von Württemberg die Stimmung vollständig umgeschlagen. Prinz Eugen gab seiner Verachtung gegen die Genuesen unzweideutigen Ausdruck, und der Hof ließ den Senat von Genua

wiederholt dringend auffordern, schleunigst mit Korsika Frieden zu schließen. Wenn nicht bald Ruhe hergestellt werde, würden einige Regimenter ins Gebiet der Republik einrücken. Baron Wachtendonck erhielt Befehl, mit drei Bataillonen weiter auf der Insel zu bleiben und den Ausschreitungen der Genuesen zu steuern.

Angesichts dieser Lage und des Fehlschlagens von Versuchen, neue Soldtruppen in der Schweiz zu werben, mußte sich Genua fügen. Die vier gefangenen Korsen wurden 1733 in Freiheit gesetzt und erhielten monatliche Pensionen unter der Bedingung, nicht wieder die Insel zu betreten. Ferner gab die Republik ihre Zustimmung zur Veröffentlichung des Friedensvertrags in Form eines kaiserlichen Reglements. Baron Wachtendonck erhielt das Dokument in 700 Abdrücken, zur Verbreitung auf der Insel, übersandt und hat es feierlich beim Schalle von Pauken und Trompeten der Öffentlichkeit übergeben. Ausdrücklich übernahm der Kaiser darin aufs neue die Garantie für die Durchführung des Friedens. Jetzt erst zog der Wiener Hof die Truppen zurück. Ende Juni 1733 landete Wachtendonck mit ihnen wieder in Genua. Viertausend der Deutschen waren im Verlaufe der Expedition dem Klima oder dem Feinde zum Opfer gefallen. Genua soll der Feldzug 1500 Mann und nach den einen Nachrichten 12, nach anderen 30 Millionen gekostet haben.

Der Friede war somit hergestellt, und man hätte erwarten können, daß nun endlich Ruhe auf Korsika einkehren würde. Doch die Korsikaner waren erbittert über den seiner Zeit durch die Verhaftung ihrer Führer begangenen Vertrauensbruch und voll Mißtrauen gegen die Genuesen. Sie erblickten in einer Proklamation, die alle Leute aufforderte, die während der Unruhen unschuldig erlittenen Verluste zur Entschädigung anzumelden, nur einen Versuch, die Führer der Patrioten ausfindig zu machen. Sie sahen mit großer Aufregung das Wiedererscheinen genuesischer Truppen und wollten von Auslieferung ihrer Gewehre und Zahlung von Steuern nichts hören. — In einem Ort wurde die ganze Steuerkommission festgenommen und ein zu Hilfe geschicktes Truppendetachement gleichfalls zur Ergebung gezwungen. Als die Genuesen darauf wieder Versuche machten, sich der Personen der Rädelsführer zu bemächtigen, stand bald ein neuer Aufstand vor der Tür. Die Unzufriedenen flohen in die Berge. Bald scharten sich andere um sie. Auch die früher in Genua gefangen gehaltenen Männer ließen ihre Pensionen im Stich und fanden sich hier ein. Kanonen wurden in Vescovado gegossen, Pulver fabriziert, und bald stand unter arragonesischen Fahnen ein neues Freiheitsheer im Felde.

Umsonst sperrte Genua alle Häfen der Insel bis auf Bastia und machte die möglichsten Anstrengungen, die Ruhe wieder herzustellen. Die Aufständischen wurden von Tag zu Tag kühner, griffen die verschiedenen Garnisonen an und erhielten Zufuhren von Waffen und Mannschaften aus Italien und Spanien. Unter Führung des alten Vorkämpfers Giafferi gelang es ihnen Anfang 1734 die Stadt Corte in ihre Hände zu bekommen.

Unter diesen Umständen wollte Genua, um nicht die Last eines neuen Krieges auf sich nehmen zu müssen, es nochmals mit Verhandlungen versuchen. Und zwar beabsichtigte es dieselben direkt mit den Häuptern der verschiedenen Ortschaften zu führen. Dem widersetzten sich aber die Führer der Patrioten. Sie verhinderten gewaltsam den Besuch der Konferenz und erklärten, daß ohne Besetzung aller weltlichen, geistlichen und militärischen Ämter auf der Insel mit Korsen, volle Amnestie und Freigabe aller Gefangenen, sowie Garantie des Vertrags durch Frankreich, Spanien und Sardinien kein Friede möglich sei. Auf solche Bedingungen konnte Genua nicht eingehen. Sie hätten Aufgabe des Besitzes der Insel bedeutet. So begannen die Kämpfe aufs neue.

Genua war diesmal in ungünstigerer Lage als früher. In Wien wollte man von Überlassung neuer Truppen nichts hören. Anderweitig waren Söldner auch nicht in ausreichender Masse zu haben. Dazu begann es wohl auch mit der Zeit an Geld zu fehlen. So kam es, daß die Korsen binnen einigen Monaten Herren des Innern der Insel waren und die Genuesen sich auf die Küstenplätze beschränkt sahen. In ihrer Siegeszuversicht erklärten die Patrioten die Insel zu einer Republik, gaben sich am 29. Januar 1735 eine Verfassung und

Bildnis des Fräulein Angelica Gurlitt. Nach dem Gemälde von Frida Menshausen-Berlin.
(Münchener Jahresausstellung. Glaspalast 1902.)

richteten sich als Herren nach eigenem Belieben ein. Die Führer Ciacaldi, Jacinto Paoli und Giafferi führten als Primaten mit dem Prädikat „Königliche Hoheit", unterstützt von einem Reichstag, die Regierung. Das Glück wollte ihnen dabei wohl. Die Genuesen versuchten umsonst England und Frankreich zur Hilfe bei Unterwerfung der Insel zu bewegen, und der Sohn des genuesischen Gouverneurs fiel mit mehreren hundert Mann den Korsen als Gefangener in die Hände. Um seine Freilassung zu erreichen, mußten die Genuesen Anfang 1736 wieder Verhandlungen anknüpfen, bei denen die Insulaner volle Selbstregierung verlangten und den Genuesen nur die Besetzung einiger weniger Plätze zugestehen wollten. Als letztere hierauf nicht eingehen mochten, schlossen die Korsen die Stadt Bastia eng ein und eroberten Aleria.

Es war in diesem Augenblicke, daß, wie erwähnt, der unbekannte abenteuerliche Theodorus von Bes in Aleria erschien, an die Spitze der Patrioten trat und die Augen der ganzen Welt auf sich zog. Die wildesten Gerüchte knüpften sich bald an seine Person. Die einen erklärten ihn für einen portugiesischen Prinzen, andere für den jungen Rakoczi, noch andere für den spanischen Herzog von Riperda, den berüchtigten Baron von Syburg oder einen verdrehten englischen Lord. Das Rätsel löste sich endlich durch das Bekanntwerden von Briefen, die er an Verwandte und Bekannte gerichtet hatte. Danach war er ein Baron Theodor Anton von Neuhoff zu Pungelscheid aus der westfälischen Grafschaft Mark. Sein Vater hatte eine Kaufmannstochter geheiratet, sich dadurch mit seiner Familie entzweit und war nach Frankreich übergesiedelt, wo ihm der Herzog von Orleans eine Stelle als Gouverneur in der Provinz Metz verschaffte. Als er starb, hinterließ er den Sohn Theodor und eine Tochter in zartestem Alter. Wie Theodors Sohn Friedrich in einer 1768 erschienenen Biographie seines Vaters erzählt, ließ die Herzogin von Orleans die Waisen an ihrem Hof erziehen, verheiratete das Mädchen mit einem Grafen de Trévoux und verschaffte Theodor eine Offiziersstelle im Regiment de la Marck. Nach anderen Nachrichten hat ein Freund der Mutter Theodors, ein Graf Mortagne, der Hofkavalier der Herzogin war, die Sorge für die Erziehung der Kinder übernommen. Während die vom Sohn verfaßte Biographie behauptet, daß Theodor aus Abenteuerlust in den Dienst Karls XII. von Schweden getreten und sich dort sehr ausgezeichnet habe, erzählten andere, daß er durch Spiel und galante Abenteuer in Paris soviel Schulden gemacht habe, daß er flüchten mußte. Durch Zufall habe er die Bekanntschaft des schwedischen Ministers Grafen Görz gemacht, der ihn zu geheimen diplomatischen Missionen in Spanien und England verwandte. Als nach dem Tode Karls XII. Graf Görz in Stockholm hingerichtet wurde, flüchtete Theodor nach Spanien, wo er die Gunst des Kardinals Alberoni gewann und angeblich es zum Obersten brachte. Leider stürzte dieser Staatsmann sehr bald, und um sich zu behaupten, heiratete Theodor auf Rat des ihm befreundeten Herzogs von Riperda ein Kammerfräulein der Königin, eine alte hochmütige Irländerin Lady Sarsfield, Tochter des Lord Kilmalock. Die auf die Heirat gesetzten Erwartungen erfüllten sich nicht, da Theodor zu viele und einflußreiche Feinde hatte. Da ihm dazu die Frau das Leben verbitterte, verließ er sie, wie die Fama behauptete, unter Mitnahme ihres Schmucks.

Die nächste Stätte seiner Tätigkeit war Paris, wo gerade John Law mit seinem Mississippiunternehmen der Held des Tages war. Er freundete sich mit ihm an und spielte bald eine große Rolle, so daß ihn seine alten Gläubiger in Ruhe ließen. Doch auch diese Herrlichkeit dauerte nicht lange. Als der Zusammenbruch der Lawschen Bank kam, geriet er wieder in Not und sah sich auf die Gnade seiner Schwester angewiesen, bis ihn neues Drängen seiner Gläubiger aus Frankreich vertrieb. Der Erzählung seines Sohnes zufolge begab er sich nach Florenz und wußte es dort angeblich zuwege zu bringen, daß ihn der deutsche Kaiser zu seinem dortigen Residenten ernannte. In dieser Stellung soll er Interesse für Korsika gewonnen, die Bekanntschaft des Prinzen von Württemberg gemacht und diesen zu Gunsten der Insulaner gestimmt haben. Deputierte der Korsen hätten ihm dafür und für die Unterstützung, die er ihnen von verschiedenen Seiten verschafft, gedankt und ihn schließlich gebeten, als König an ihre Spitze zu treten. Der Baron habe gefragt,

ob sie zu dem Anerbieten von ihrem Volke ermächtigt seien, und als sie das verneinten, sie aufgefordert, erst die Sache mit ihren Landsleuten genau zu erwägen und sich bereit zu machen, ihre Freiheit unter seiner Führung zu erringen. Er habe dann sich an den Wiener, Pariser, Madrider Hof und an die italienischen Fürsten gewandt, aber nirgends Interesse für Korsika gefunden. Wie der Sohn weiter berichtet, hätten diese Hindernisse seinen Ehrgeiz nur gereizt. Er habe, um die Krone zu erringen, den Plan gefaßt, sich an die hohe Pforte zu wenden, die damals mit Rußland in Krieg verwickelt war und erwartete, daß auch Österreich gegen sie die Waffen ergreifen würde. Kurz entschlossen fuhr er nach Rodosto, um dort zunächst den Rat des aus Siebenbürgen vom Kaiser verjagten Fürsten Rakoczy einzuholen. Dieser fand den Plan geeignet, sich am Kaiser zu rächen. Er kam auf den Gedanken, Korsika zu einer türkischen Besitzung zu machen, mit deren Hilfe die türkischen Kosaren von Algier und Tunis leicht die Küsten Genuas und Toskanas heimsuchen und vereint mit der Türkei und Tripolis einen Angriff auf den österreichischen Besitz in Italien machen könnten. Theodor bestärkte ihn darin nicht allein, sondern malte ihm noch weiter aus, wie leicht die Türken mit Hilfe dieses Stützpunktes im Mittelmeer sich einen Weg zum erfolgreichen Angriff auf Steiermark und Wien öffnen könnten. Rakoczy teilte denn auch den Plan sofort an den berüchtigten Osman Pascha, Comte de Bonneval, den Führer des türkischen Heeres, mit und veranlaßte den Sultan darauf einzugehen. Theodor sollte die nötigen Mittel erhalten, um Korsika zu erobern, Rakoczy und Bonneval sollten unterdessen die Vorbereitungen zu einem Angriff auf Italien treffen!

So abenteuerlich diese Enthüllungen des jüngeren Neuhoff klingen, scheinen sie doch im wesentlichen begründet zu sein. Nur so wenigstens ist zu erklären, wie der mittellose Theodor in den Besitz der Gegenstände gelangt ist, die er mit sich nach Korsika führte. Reich ausgerüstet mit Geld und Befehlen des Sultans an den Pascha von Tunis, ist er von Konstantinopel dorthin abgesegelt. Die Korsen hatte er brieflich benachrichtigt, daß er die Unterstützung einer Großmacht für sie gewonnen habe und demnächst auf der Insel erscheinen werde. Der Pascha von Tunis hat in der Tat anscheinend die ihm vom Sultan erteilten Befehle ausgeführt und Neuhoff in Stand gesetzt, in der früher geschilderten Weise in Korsika aufzutreten. —

Den Zeitgenossen ist über diesen Zusammenhang nichts bekannt geworden. Der Kapitän des englischen Schiffs, das Theodor nach Korsika übergeführt hatte, hat nichts verraten. Als er in Smyrna auf Befehl der englischen Regierung, bei der sich die Genuesen beschwert hatten, verhaftet werden sollte, verübte er Selbstmord. Man stand daher, auch als über die Person und Herkunft Theodors Näheres bekannt wurde, vor einem schwer lösbaren Rätsel. Vielfach sah man in ihm einen Agenten von Don Carlos.

Die entrüsteten Genuesen riefen bei der Kunde von Neuhoffs Erscheinen nochmals alle möglichen Höfe vergeblich um Hilfe an. Sie setzten darauf einen Preis von 1000 Goldkronen auf Tötung, von 2000 auf Gefangennahme des Abenteurers, dessen Vergangenheit und Persönlichkeit sie in Proklamationen mit schwärzesten Farben schilderten. Sie erreichten damit aber sehr wenig. Die Korsen fügten sich willig dem etwa fünfzigjährigen, mit fürstlichem Pomp auftretenden Manne, der sogleich an ihrer Spitze die Stadt Porto Vecchio eroberte. Das Eintreffen mehrerer Schiffe mit Geld und Waffen erhöhte noch Theodors Ansehen. Am 15. April 1736 wurde er feierlich von einer Generalversammlung der Korsen in Alenfano zum König gewählt und beschwor die Verfassung der Insel. Eine geregelte Verwaltung und Steuerverfassung wurde alsdann eingeführt und alles Eigentum von Genuesen oder ihren Anhängern beschlagnahmt. Theodors Sohn berichtet auch, daß er die Heeresverfassung geordnet, ein bürgerliches Gesetzbuch erlassen und die Rechtspflege verbessert habe. Außerdem stiftete er den Orden de la Délivrance, ernannte eine Anzahl Grafen und Marquis und schlug Münzen.

Einige Monate ging alles so glatt, daß König Theodor wirklich glauben konnte, sich ein dauerndes Reich gegründet zu haben. Er soll auch seine Thronbesteigung verschiedenen Höfen feierlich gemeldet haben. Die Einnahme einiger Städte und die fortschreitende Beschränkung der genuesischen

Herrschaft erhöhten das Ansehen des neuen Monarchen. Doch mit der Zeit zogen Wolken am Himmel auf. Unter den Korsen brachen Meinungsverschiedenheiten aus. Wie Theodors Sohn behauptet, hätten die offenen und heimlichen Verleumdungen der Genuesen sein Ansehen bei vielen Leuten geschädigt. Dazu erregte das Ausbleiben der in Aussicht gestellten weiteren Sendungen an Geld und Waffen von außerhalb Enttäuschung. Es scheint nämlich, daß die Pforte sehr bald die weitere Verfolgung des Rakoczyschen Plans aufgegeben hat oder daß Theodor den Korsen wesentlich mehr versprochen hat, als er halten konnte. Die Äußerungen Neuhoffs über seine Beziehungen zu den Türken hatten ferner die Geistlichkeit stutzig gemacht. Kurz, es regte sich an verschiedenen Stellen Unzufriedenheit. Man klagte Theodor plötzlich an, konfiszierte Güter behalten und Verdächtige eigenmächtig getötet zu haben. Verschiedene angesehene Führer nahmen gegen den König Partei. Dieser beging den Fehler, seine Stellung gar zu ernst zu nehmen. Wie sein Sohn sich ausdrückt, „liebte er seine Untertanen wie seine Kinder und tadelte sie wie ein Vater, war aber, als er sah, daß sie seine Güte mißbrauchten, in seiner königlichen Würde verpflichtet sie exemplarisch zu bestrafen." Er machte diesen Versuch drei der angesehensten alten Führer gegenüber. Er beschuldigte sie einer Verschwörung gegen sein Leben und wollte sie verhaften lassen. Die Folge war offene Empörung in seinem Lager und Abfall vieler Anhänger. Theodor mußte schleunigst einlenken, aber die Genuesen benützten unverzüglich die Uneinigkeit der Feinde, machten aus Bastia einen Ausfall und eroberten die Provinzen Nebbio und Balagna zurück. Die Korsen mußten sich wieder in die Berge werfen, und es kamen Nachrichten nach Europa, wonach Theodor von seinen Untertanen selbst belagert werde und zu flüchten suche. Vielfach wurde das Geschick des „Sommerkönigs" für besiegelt gehalten. So schlecht stand es indessen mit ihm doch nicht. Es gelang ihm, den Genuesen einige Schlappen beizubringen und verschiedene Schiffe mit Vorräten wegzunehmen. Dazu trafen auch nochmals Sendungen von Waffen und Geld für ihn ein, und sein Neffe, der Comte de Trévoux, bis dahin als Offizier in französischen Diensten, erschien plötzlich bei Theodor und brachte ihm auch einige Vorräte.

Nach der Erzählung seines Sohnes fand aber Theodor seine Lage im Herbst auf die Dauer unhaltbar. Er wollte von Konstantinopel Nachricht erhalten haben, daß der Sultan bei seinen Rüstungen gegen Rußland an einen Angriff auf Italien zur Zeit nicht denken könne, und behauptete, daß der türkische Offizier Kurasa, der mit 2000 Albanesen zu Hilfe geschickt worden sei, sich in den Dienst des Königs der beiden Sicilien begeben habe. Er fürchtete auch eine Einmischung Frankreichs und Spaniens und hielt es bei der Uneinigkeit und Unzuverlässigkeit der Korsen für besser, die Insel freiwillig zu verlassen. Während in Europa Gerüchte von großen Siegen, die er gegen die Genuesen erfochten, und neuer begeisterter Einigung aller Korsen um seine Person umliefen, berief er im Oktober 1736 eine allgemeine Volksversammlung nach Sartene ein. Verschiedene seiner Anhänger hatten ihm lebhaft abgeraten. Sie fürchteten die Rache der Verwandten der von ihm hingerichteten Leute und Verrat der heimlichen Freunde Genuas. Doch König Theodor blieb bei seinem Vorsatz, und der Erfolg gab ihm recht. Die Versammlung verlief vollständig ruhig. Allgemein wurden Äußerungen des Wohlwollens für den König und Bitten, daß er die Korsen nicht verlassen möge, laut, als er in kurzer Rede erklärte, er wolle sich persönlich in Europa nach neuer Hilfe umsehen und die Insel verlassen, wo der aufrührerische Sinn der Bewohner seine Pläne durchkreuzt habe. Aber Theodor blieb bei seinem Entschluß, er setzte eine vielköpfige Regentschaft ein, an deren Spitze Jacinto, Paoli und Giafferi standen, und begab sich im November 1736 nach dem Festlande, das er trotz der genuesischen Kreuzer glücklich erreichte.

In Europa verlautete von dem Korsenkönig jetzt lange Zeit sehr wenig Sicheres. Es hieß, er sei nach Rom gereist und habe dort mit fremden Gesandten konferiert. Dann hörte man, er sei in Paris gewesen, aber ausgewiesen worden, dann in Amsterdam, wo man ihn verhaftet, aber wieder in Freiheit gesetzt habe. Darauf sollte er von holländischen Kaufleuten ein Schiff, neue Waffen und Gelder erlangt haben; er sei damit Ende 1737 in Korsika eingetroffen,

wo er sich aber nicht lange aufgehalten habe. Später habe er noch wiederholt den Korsen Vorräte und Geld von verschiedenen Orten aus gesandt, bis er 1738 in Neapel verhaftet, aber bald wieder freigelassen wurde.

In vielen Punkten abweichend klingt der Bericht, welchen der Sohn von Theodors Irrfahrten in diesen Jahren gibt. Danach habe sich Neuhoff zunächst nach Konstantinopel begeben, aber dort kein weiteres Gehör gefunden. Er sei dann vor den Nachstellungen genuesischer Agenten heimlich und verkleidet in verschiedenen Hauptstädten gewesen, habe jedoch überall vergebens angeklopft. Inzwischen nämlich hatte sich die politische Lage verschoben. Frankreich hatte es für angezeigt gefunden, in die korsikanischen Wirren einzugreifen und im Einverständnis mit Genua eine Armee von angeblich 14000 Mann dorthin zu senden. Dieser Macht fühlten sich die Korsen, zumal von Theodor nichts mehr verlautete und alle Aussicht auf auswärtige Hilfe abgeschnitten schien, auf die Länge nicht gewachsen. Nach verschiedenen Niederlagen unterwarfen sie sich gegen Zusicherung von Amnestie und gewissen Freiheiten. In diesem Augenblicke aber brach Krieg zwischen Frankreich und England aus, und der Augenblick schien Theodor geeignet, letzteres für seine Sache zu gewinnen. Nach der Erzählung seines Sohnes begab er sich nach London und wußte dort leitende Kreise für Erwerbung Korsikas als Stützpunkt im Mittelmeere zu gewinnen. Man bewilligte ihm ein Kriegsschiff und führte ihn damit nach der Insel. Es begrüßten ihn bei der Landung verschiedene Führer und erklärten sich bereit, sich aufs neue um ihn zu scharen, doch der englische Kapitän machte keine Miene, ihn landen zu lassen und ihm irgend welche Unterstützung zu gewähren. Wie ihm mitgeteilt wurde, geschah das auf Wunsch des Wiener Hofs, der zwar gern die Franzosen aus der Insel wieder vertrieben gesehen hätte, aber nach den Intriguen Theodors mit der Türkei von dem Abenteurer nichts wissen wollte.

Unter diesen Umständen zog Theodor vor, in Livorno an Land zu gehen und sich aufs neue nach London zu begeben. Als er dort ankam, war aber bereits Friede geschlossen und alle Hoffnung auf Hilfe von dieser Seite erloschen. Wenn auch England einem 1738 zwischen Frankreich, Österreich und Spanien geschlossenen Vertrag, der den Besitz Korsikas den Genuesen garantierte, nicht beitrat, so verbot es doch seinen Untertanen jede Einmischung in die Verhältnisse der Insel und ergriff endlich Maßnahmen, um den nicht endenden Intriguen Neuhoffs ein Ende zu machen. Wie sein Sohn behauptet, ließ der genuesische Gesandte in London, Gastaldi, dem in ewiger Geldverlegenheit befindlichen Manne eine Summe von 450 Pfund leihen und ihn, als er sie, wie vorauszusehen, nicht zurückzahlen konnte, ins Schuldgefängnis setzen. Hier, im berüchtigten, von Dickens so ergreifend geschilderten Fleetgefängnis hat er sieben Jahre geschmachtet. Kein Mensch in Korsika kümmerte sich um ihn, niemand hat ihn durch Zahlung der Schuld ausgelöst. Er wäre verhungert, wenn ihn nicht sein Sohn, der sich durch Sprachunterricht und Schriftstellerei ernährte, soweit es in seinen Kräften stand, unterstützt hätte. Der Königstraum hatte mit einem schrecklichen Erwachen geendet. Der Unglückliche wurde vielfach von Neugierigen besucht, denn seine Abenteuer hatten das größte Aufsehen gemacht, aber die meisten hatten für ihn nur Hohn und Spott. Während er im Kerker verkam, brachte man ihn mehrfach als Helden komischer Theaterstücke, welche das Volk belachte, auf die Bühne. Einzig und allein der Dichter und Schriftsteller Horace Walpole nahm sich seiner an und machte durch eine Flugschrift das Mitleid des Publikums für Neuhoff rege. Als er endlich mit seiner Hilfe, wie Boswell sagt, in Freiheit gesetzt wurde, war er ein gebrochener Greis. Am 11. Dezember 1755 starb er einsam und vergessen in London. Im Friedhof der heute nicht weit vom Piccadilly-Zirkus, inmitten geräuschvoller Straßen gelegenen Kirche St. Anne fand er die wohlverdiente Ruhe. Am Portale ist noch heute sein Grabstein eingemauert, mit einigen Versen, welche Walpole dem Toten gewidmet hat und die in Übersetzung lauten: „Das Grab, der große Lehrer, macht Helden, Bettler, Galeerensklaven und Könige alle gleich. Doch Theodor erfuhr diese Moral noch vor seinem Tode. Das Schicksal schüttete seinen Unterricht noch über sein lebendes Haupt aus: es gewährte ihm ein Königreich und versagte ihm das Brot!“

Villa Tribschen bei Luzern, Wohnsitz von Minnie Hauk.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus meiner Berliner Opernzeit.

Von

Minnie Hauk.

(Abdruck verboten.)

Als ich kürzlich auf der Durchreise durch Berlin zum ersten Male nach Jahren wieder die Königliche Oper besuchte, konnte ich meine wehmutsvollen Gefühle gar nicht bemeistern. Auf der Bühne nur fremde Gestalten, im Orchester und hinter den Kulissen nur noch wenige aus der Zeit des großen Kaisers, als an diesem königlichen Institute nach Excellenz von Hülsen den Kommandostab führte, und neben mir die Mallinger, die Voggenhuber, Lilli Lehmann, Betz, Niemann, Beck u. s. w. tätig waren. Es war eine große schöne Zeit der Berliner Oper, und mit ebensoviel Stolz wie Freude denke ich an diese achtziger Jahre zurück. Ich war als ganz junges Mädchen von der Kaiserlichen Hofoper in Wien als Gast nach Berlin berufen worden, mit der damals höchsten Gage, die einem Künstler der Berliner Oper gezahlt wurde. Dank der Gnade des Kaisers und der Liebenswürdigkeit des Berliner Publikums sang ich während der ersten zwei Jahre sehr oft, allwöchentlich zwei- bis dreimal, und stets vor gedrückt vollen Häusern, ohne daß ich engagiertes Mitglied der Königlichen Oper gewesen wäre. Hinter meinem Namen figurierten auf den Theaterzetteln stets die Buchstaben o. G. — die Abkürzung von „als Gast". Schließlich fiel dies sogar Seiner Majestät dem Kaiser auf, der meinem Auftreten fast jedesmal beiwohnte. Eines Abends sagte er mir noch einigen schmeichelhaften Worten über meine Darstellung der Regimentstochter: „Ich weiß nur nicht, warum immer noch ‚a. G.' hinter Ihrem Namen steht? Sie sind ein recht langer Gast in Berlin."

„Majestät", antwortete ich, „das zu ändern steht in Ihrer Macht allein."

„No, wir werden sehen," sagte der Kaiser, „ich werde 'mal mit Hülsen darüber sprechen."

Kurze Zeit darauf legte mir mein allverehrter Chef, mit dem und dessen Gemahlin mich aufrichtige Freundschaft verband, einen äußerst günstigen Kontrakt vor, der mich als Mitglied an die Oper fesselte, und den ich mit Freude unterfertigte.

Bei der nächsten Gelegenheit, es war wieder eine Vorstellung der Regimentstochter, dankte ich Seiner Majestät für seine Gnade. „Es freut mich, Sie nun für länger hier zu wissen," bemerkte er huldvoll, „aber Sie müssen ein bißchen besser trommeln lernen. Eine wahre Regimentstochter muß ebenso gut trommeln wie singen können."

An einem der folgenden Morgen, ich wohnte damals im Parterre des Tiergartenhotels, präsentierte sich zu meiner Überraschung ein Bataillonstambour des ersten Grenadierregiments, auf Befehl des Generalintendanten, um mir seine „Musik"-Lektionen zu geben. Zuerst mußte ich die Haltung der Trommelstäbe, dann das Trommeln auf einem Laib Kommißbrot lernen, dann erst kam eine wirkliche Militärtrommel an die Reihe. Jeden Morgen mußte ich mich zur Über-

raschung der Hotelgäste, die sich diese Verwandlung meines Salons in einen Exerzierplatz anfangs gar nicht erklären konnten, im Trommeln üben. Erst nachdem die Meldung über meine Fortschritte dem Kaiser zugegangen war, wurde die Regimentstochter wieder angesetzt. Der Kaiser saß wie gewöhnlich in seiner Loge, und bei der Trommelszene mußte ich unwillkürlich zu dem hohen Herrn emporblicken, der mir freundlich lächelnd zunickte und Beifall klatschte.

Im Zwischenakte sprach er sich noch anerkennend über mich aus und fügte bei: „Sie sollen auch eine Erinnerung an die Regimentstochter bekommen." Sie bestand in der den offiziellen Militärstempel tragenden Trammel, die ich noch heute, mit einer Inschrift auf silberner Platte versehen, besitze. Nachdem ich im Laufe der Zeit auch Gelegenheit erhalten, eine Reihe meiner Glanzrollen, vornehmlich Mignon, Aida, Gretchen, Zerlinchen in Don Juan und in Fra Diavolo zu singen, wurde ich von Seiner Majestät durch die Ernennung zur königlich preußischen Kammersängerin ausgezeichnet.

„Fra Diavala" bringt mich auf eine lustige Episode, die kürzlich von einem Berliner Theaterhistoriker nicht ganz richtig dargestellt worden ist. Unsere Fra Diavolo-Vorstellungen fanden stets volle Häuser; ich sang Zerlinchen sehr gerne, nur ärgerte es mich jedesmal, daß Niemann, der den Fra Diavolo sang, während meiner großen Arie beim Tische saß und sich mit dem aus Pappe hergestellten Huhn allerlei Scherze erlaubte. Er gab sich den Anschein, als verursachte es unendliche Mühe, das zähe Huhn zu durchstechen und zu zerlegen, was natürlich unbändige Heiterkeit im Publikum erweckte und meinen Gesang beeinträchtigte. ‚Warte,' dachte ich mir, ‚das wirst Du das nächste Mal nicht mehr machen.' Ich bat Salomon, der damals auch die Funktionen des Regisseurs versah, auf meine Rechnung ein fastiges, wirkliches Huhn weich braten zu lassen und Niemann vorzusetzen. Ich begann meine Arie, und Niemann, der sehr kurzsichtig war, wollte wieder seine den Gesang störenden Mätzchen machen. Zu seiner Überraschung drangen Messer und Gabel widerstandslos in das Huhn ein, und seine Pointe war verloren. Als ich mich lachend umblickte, drohte er mir mit der Gabel. Ich weiß nicht, ob es auf seine Veranlassung geschah, oder ob die beiden Banditen sich den Scherz selbst ausdachten, kurz, als ich während der nächsten Vorstellung im zweiten Akt im Bett lag, stahlen sie mir meine vor dem Bett stehenden Schuhe, und ich mußte, da ich auf der Szene war, den Akt nur mit Strümpfen an den Füßen zu Ende spielen.

Der Kaiser interessierte sich anscheinend für all diese kleinen Vorgänge auf seiner Lieblingsbühne, und Excellenz von Hülsen wußte sie auch dem hohen Herrn in anmutiger Weise zu erzählen. Als ich einige Jahre nach Beendigung meines Engagements, etwa Mitte der achtziger Jahre zu einem Gastspiel nach Berlin befahlen wurde, um „Carmen" zu singen, die ich inzwischen an der Londoner großen Oper und in New York kreiert hatte, zeichnete mich der Kaiser durch persönliche Glückwünsche aus und ließ mir durch Excellenz von Hülsen sein großes Porträt mit eigenhändiger Unterschrift zustellen, eine ganz außergewöhnliche Gnade, deren sich gewiß, wenn überhaupt, so doch nur die allerwenigsten zu erfreuen haben.

Ihre Majestät die Kaiserin Augusta war der Oper vielleicht noch mehr gewogen, als ihr erlauchter Gatte. Bei allen meinen Vorstellungen war sie zugegen, wenn nicht durch besondere Anlässe oder Krankheit verhindert, und eine ihrer Lieblingsarien war der Bordier von Sevilla. Auf ihren Wunsch mußte ich nach der Einlage als Zugabe gewöhnlich die schottische Ballade „Kathleen Mavourneen" singen, zu der ich mich selbst am Klavier begleitete. Ich hatte dies schon so oft getan, daß ich glaubte, Ihre Majestät dürfte nunmehr ein anderes Liedchen vorziehen; so sang ich als Zugabe das amerikanische „Swanee River". Als darauf die Vorstellung ihren Fortgang nahm, bemerkte ich, zur kaiserlichen Loge emporblickend, einige Bewegung, und gleich darauf unseren verehrten Chef, Excellenz von Hülsen, in die Lage treten, dem die Kaiserin einen Befehl zu geben schien. Während des Rezitatives mit Bartola, den Salomon darstellte, hörten wir Hülsens heisere Stimme hinter den Kulissen: „Fräulein Hauk muß noch Kathleen Mavourneen singen, Ihre Majestät hat es befohlen!" Wie war das aber einzurichten? Die Klavierszene war längst vorüber. Sollte ich im Zwischenakt singen? In meinem Rosinchen-Kostüm? Das ging nicht gut an. Da fand Salomon einen Ausweg. Am Schluß der Oper improvisierte er zur Überraschung des Publikums eine neue Szene, die von Rossini gewiß nicht vorgesehen war. Nachdem ich mit Graf Almaviva glücklich verheiratet war, sagte Bartolo plötzlich: „Weißt Du, liebes Rosinchen, dafür, daß ich so gutmütig nachgegeben habe, mußt Du mir jetzt noch Dein Lieblingsliedchen ‚Kathleen Mavourneen' vorsingen. Hier, bringt 'mal das Klavier vorwärts!" Ein paar Choristen schaben den Kasten herbei, und ich konnte nun den Wunsch der Kaiserin erfüllen. Salomon ließ es sich nicht nehmen, nach Beendigung des Liedes mit einem Seitenblick in die kaiserliche Loge beizufügen: „Das hast Du aber diesmal besonders schön gesungen. Aus Dankbarkeit lass' ich Dir dafür zu Weihnachten das Klavier grün anstreichen." Unter allgemeiner Heiterkeit senkte sich der Vorhang. Die Kaiserin nahm noch bei dem nächsten Hofkonzert Veranlassung, auf dieses Intermezzo zurückzukommen. Diese Hofkonzerte waren damals eine ständige Einrichtung. Das Klavier stand in der großen Eingangstüre zu dem herrlichen Saal im Palais Unter den Linden und die geladenen Gäste traten bei der entgegengesetzten Türe ein. Die Majestäten nahmen nur zwei oder drei Schritte vom Klavier Platz, die anderen höchsten Herrschaften, darunter gewöhnlich auch das kronprinzliche Paar und Prinz Wilhelm, der jetzige Kaiser, neben und unmittelbar hinter ihnen. Im Saale selbst versammelte sich die glänzende Hofgesellschaft mit den höchsten Würdenträgern des Reiches, denen wir zwei oder drei Künstler, die an diesen Konzerten teilnahmen, in den Pausen, auch zeitweilig nach dem Souper vorgestellt wurden. Leider habe ich hier niemals Fürst Bismarck getroffen, dagegen wiederholt

Graf Moltke. Der ganze Verkehr war recht ungezwungen. Ganz im Gegensatz zu den steifen englischen Hofkanzerten nahmen wir Künstler auch an dem an kleinen Tischchen servierten Souper teil und kannten uns im Saale zwischen den Herrschaften frei bewegen. Als erster pflegte gewöhnlich der herrliche Kaiser zu mir zu treten, um mich ins Gespräch zu ziehen. Bei einer Gelegenheit hatte ich eben die schwierige Mazurka „La Coquette“ von Chapin gesungen. Der Kaiser meinte zu mir: „Zu dieser Mazurka wäre es ein wenig schwierig, zu tanzen.“ „Gewiß,“ antwortete ich, „sie ist eben zu sehr Coquette.“ „Nun,“ meinte der Kaiser lachend, „sollen wir's versuchen? Taubert kann sie auf dem Klavier nochmals spielen. Aber ich fürchte, mit mir die Mazurka zu tanzen, wäre für Sie nicht so leicht, wie sie zu singen.“

Taubert war das Faktotum dieser Konzerte. Ich wurde stets in einer Hofequipage abgeholt und gewöhnlich kam der alte Herr mit, um mich ins Schloß zu begleiten. Einmal stand für mich Gounods Walzer aus „Mireille“ auf dem Programm. Ich fühlte mich nicht besonders disponiert und hätte eigentlich gar nicht singen sollen. Das Hofkonzert konnte aber wegen eines fremden hohen Gastes — ich entsinne mich nicht mehr, wer es war — nicht gut abgesagt werden, für einen Ersatz meiner selbst war es zu spät, und ich ersuchte deshalb Taubert, Ihre Majestät zu bitten, an Stelle des Mireille-Walzers irgend ein anderes ihrer Lieblingsstücke zu wählen. Taubert kam zurück mit der eigenen Bonboniere der Kaiserin. Ihre Majestät empfehle mir, einige von ihren Halsbonbons zu nehmen, die würden mir gewiß helfen. Ich möge nur den Mireille-Walzer versuchen. Nun litt ich aber gar nicht an Hals-, sondern an Kopfschmerzen, brauchte also keine Halsbonbons, aber da die Kaiserin den schwierigen Walzer doch zu hören wünschte, so konnte ich nicht anders, als ihn auch zu singen. Kaum war ich damit fertig, so trat Ihre Majestät, die mir stets besondere Gnade bewies, auf mich zu und sagte: „Ich wußte, meine Bonbons würden Ihnen helfen. Sie haben den Walzer ganz entzückend gesungen. Ich werde Ihnen noch mehr Bonbons senden.“ Und in der Tat erhielt ich am nächsten Tage ein ganzes Paket davon. Später fühlte sich die Kaiserin den Anstrengungen der Berliner Saison wohl nicht mehr ganz gewachsen und weilte mit Vorliebe im Coblenzer Schloß. Aber auch dort bewahrte sie mir ihre Gunst, und wenn immer es anging, wurde ich dorthin berufen; einmal auch, um in Gesellschaft von Sarasate vor Ihrer Majestät zu konzertieren. Zum letztenmal hatte ich in Baden-Baden die Ehre, bei der Kaiserin erscheinen zu dürfen, nur wenige Wochen vor ihrem Tode.

Minnie Hauk
in ihrer Berliner Zeit.

Die hohe Frau mußte zufällig meine Ankunft in Baden erfahren haben, denn am nächsten Morgen bekam ich ein Billet von der diensttuenden Hofdame, ich möge mich zu einer bestimmten Stunde bei Ihrer Majestät in Mesmers Hotel einfinden. Ich dachte nicht anders, als daß die Kaiserin ein paar ihrer Lieblingslieder zu hören wünschte, und nahm eine Kalle Musik mit. Schon der Hausoffizier, der mir meinen Überwurf abnahm und mich in den Salon führte, blickte verwundert auf die Noten, ohne jedoch etwas zu sagen. Der Salon war ganz mit duftenden Blumen gefüllt wie ein Treibhaus, aber ein Klavier war gar nicht vorhanden. Eine Minute später wurden die Flügeltüren geöffnet, und die Kaiserin wurde in einem Rollstuhl hereingerollt. Sie war nur mehr ein Schatten, wie eine Erscheinung aus dem Jenseits; man hatte mich indessen darauf vorbereitet, um sie durch Zeichen meines Erstaunens nicht aufzuregen. Als ich auf meine Noten anspielte, sagte die Kaiserin: „Nein, nein, das ist für mich vorüber. Ich lebe nur noch in der Erinnerung, und Sie haben mir in Berlin durch Ihren Gesang so angenehme Stunden bereitet, daß ich Sie nochmals sehen wollte. Lassen Sie uns von diesen Zeiten sprechen.“ Sie erinnerte sich mit erstaunlicher Gedächtnisfrische an alle Einzelnheiten, ja sogar an einen Zwischenfall, der nur mich allein anging und sonst ganz bedeutungslos war. Ich war einmal in Berlin mit mehreren Kolleginnen ins Palais zur Probe für irgend eine große Festlichkeit berufen worden. Die Kaiserin war zugegen und hielt nachher Cercle. Sie kam direkt auf mich zu, eine fremde Künstlerin aber stellte sich vor mich, um den für mich bestimmten Strahl kaiserlicher Huld für sich aufzufangen. Ihre Majestät gab ihr mit der Hand ein Zeichen zurückzutreten, winkte mich herbei und sagte: „Nein, nein, Sie habe ich sprechen

wollen.“ Dann zeichnete sie mich durch ein längeres Gespräch aus, und würdigte die fremde Künstlerin nicht eines Blickes.

Zeitweilig fanden auch bei den kronprinzlichen Herrschaften musikalische Soireen statt, und da ich dem Kronprinzen durch einen anderen Fürstenhof persönlich empfohlen war, wurde ich bereits in der ersten Zeit meiner Berliner Opernjahre zu einer dieser Soireen befohlen. Ich erhielt die Einladung dazu durch Graf Eulenburg am Abend vorher, als ich gerade in der Oper „Aida“ zu singen hatte. In der Eile schrieb ich ihm durch einige Zeilen meine Zusage.

Ich war damals mit dem Hofleben noch nicht so vertraut und als geborene Amerikanerin ein wenig von der Unabhängigkeit, und — ich möchte sagen — Nonchalance meiner Nation erfüllt. Ich hatte noch nicht gelernt, mich mit der vorgeschriebenen Ehrerbietung in diesen hohen Kreisen zu bewegen, begrüßte sie und verkehrte dort ein bißchen nach amerikanischer, auf Freiheit und Gleichheit berechneter Sitte, so daß man mir den Spottnamen „die Prinzessin aus Amerika“ gegeben hatte. Mein hoher Freund und Gönner, Excellenz von Hülsen und seine Gemahlin, geborene Gräfin Häseler, auch als begabte Schriftstellerin bekannt, taten in ihrer Güte alles, um der moralischen Steife meines Rückgrats mehr Gelenkigkeit zu geben, und ermahnten mich auch, bei der Vorstellung vor der Kronprinzessin die erforderlichen tiefen Knickse zu machen. Ich war überrascht, als mein Hofwagen nicht, wie es in England geschieht, bei einem Seiteneingang, sondern beim Hauptportal des Kronprinzenpalais anhielt. Excellenz von Hülsen erwartete mich im Vestibüle, und an seinem Arm schritt ich, geblendet durch den ungewohnten Glanz, die Haupttreppe empor zu dem großen Saal, an dessen anderem Ende das Kronprinzenpaar stand, umgeben von den vornehmsten Herrschaften der Residenz. Die Kronprinzessin trug ein bordeauxrotes, mit Goldstickereien bedecktes Kleid, Ohrgehänge und Halsband aus großen schwarzen Perlen, und in ihrer ganzen Erscheinung war sie jeder Zoll eine Königin. Aller Augen waren auf mich gerichtet, während ich den weiten Raum durchschritt, und als ich endlich vor ihr stand und ihr in die geistvollen, Güte strahlenden Augen sah, vergaß ich ganz die Ermahnungen meines Chefs und machte statt des tiefen Hofknickes meine gewohnte Verbeugung. Entsetzen in der Umgebung — aber die Kronprinzessin durchschaute meine Verlegenheit, und ihre gütigen Worte flößten mir wieder Vertrauen ein. Der Kronprinz, eine herrliche Erscheinung, tat das Seinige dazu, indem er mir gleich nach der Vorstellung in französischer Sprache sagte: „Graf Eulenburg hat mir Ihr Briefchen gegeben. Ich habe bei Damen selten eine so gute und dezidierte Handschrift gesehen, wie die Ihrige. Hoffentlich lernen Sie bald auch eben so schön deutsch schreiben.“ Er pflegte mit mir, auch später, als ich schon geläufig deutsch sprach, englisch zu sprechen. Als ich ihn nach Jahren gelegentlich der Jubiläumsfestlichkeiten der Königin Viktoria in London beim deutschen Botschafter wieder traf, kam er sofort auf mich zu und unterhielt sich lange mit mir in deutscher Sprache. Das war auch später bei den Festlichkeiten selbst der Fall, und bei einer dieser Gelegenheiten sagte er mir: „Merkwürdig, in Deutschland haben wir immer englisch miteinander gesprochen, und hier in England sprechen wir deutsch.“

Bei der erwähnten Soiree war es, daß die Kronprinzessin mir zum Andenken eine prachtvolle Brosche, einen Amethyst mit Diamanten umgeben, überreichte. Ihr folgten im Laufe der Jahre verschiedene andere Geschenke, die ich heute noch als die kostbarsten Andenken an Berlin aufbewahre. Sie sind wenigstens vorhanden, greifbar, während meine Erfolge auf der Bühne wie Eintagsfliegen gekommen und vergangen sind und höchstens in meiner Erinnerung fortleben. Wie schön waren damals, ganz abgesehen von den Spielopern, unsere Vorstellungen von Mignon, Aida, Carmen, Faust und viele andere! Wie gedrückt voll die Häuser, wie enthusiasmiert das Publikum, wenn seine Lieblinge auf der Bühne waren! Ich habe nur die angenehmsten Erinnerungen an diese Zeit, mit einer einzigen Ausnahme. Ich hatte die Partitur von Götz' herrlicher Oper: „Die Bezähmung der Widerspenstigen“ durchgesehen und drang in Herrn von Hülsen, sie doch aufführen zu lassen. Die Proben wurden auch angesetzt, und während derselben fand ich, daß der Schluß der Oper nicht ganz so wirkungsvoll war, wie die vorhergehenden Akte. Deshalb schrieb ich an den Komponisten und bat ihn, den Schluß etwas zu ändern, indem ich ihm einen Text aus dem Shakespeareschen Original vorschlug. Als Antwort sandte er mir eine Arie, deren Orchestration ich lange Zeit allein besaß. Sie war Götz' Schwanengesang, denn eines Tages, als wir eben die Generalprobe der Oper beendet hatten, kam Excellenz von Hülsen auf die Bühne zu mir und zeigte mir eine eben eingetroffene Depesche: Götz war gestorben! Unsere Premiere litt natürlich unter dieser Trauerkunde, ich fühlte mich meinem Petruchio gegenüber gar nicht so widerspenstig, als ich es hätte sein sollen, aber bei den späteren Vorstellungen ging doch alles so vorzüglich, daß die Oper die Runde über alle deutschen Bühnen machte. Die Rolle der Katharine ist auch unter all den Rollen, die ich im Laufe meiner Bühnenkarriere — etwa hundertzehn an der Zahl! — in verschiedenen Sprachen und in aller Herren Länder gesungen habe, neben „Carmen“ und „Mignon“ eine meiner Lieblingsrollen geblieben.

Schottisches Fischerdorf. Nach dem Gemälde von Albert Wenk-München.

Abb. 1 Mäander Mündung; links mittelalterlicher Hafen.

Milet.

Von

Dr. C. Fredrich (Posen).

Mit einer Kartenskizze und dreiundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Am 3. Oktober 1899 wurden im Beisein Seiner Excellenz des Kaiserlich Deutschen Botschafters in Konstantinopel Freiherrn Marschall von Bieberstein auf der Stätte des alten Milet an der Westküste Kleinasiens Ausgrabungen der Königlichen Museen zu Berlin feierlich eröffnet. Diese bedeutsame Einleitung einer wissenschaftlichen Arbeit und für den Kenner alter Geschichte schon der Name Milet sprechen dafür, daß es sich um eine Ausgrabung von hervorragender Wichtigkeit handelt. Dafür spricht vor allem auch das Interesse, welches Se. Majestät der Kaiser an ihr nimmt und dadurch betätigte, daß er geruhte, aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds für sie sehr große Zuwendungen zu machen und sich von dem Leiter der Ausgrabungen Dr. Th. Wiegand, Direktor an den Königlichen Museen, zweimal Bericht erstatten zu lassen.

Der Ort, an dem sich an jenem heißen Oktobertage zum Staunen der Bauern die Eröffnungsfeierlichkeiten abspielten, liegt abseits vom heutigen Weltverkehr und ist nicht gerade bequem erreichbar. Die Annäherung von der Seeseite wird durch die Senkstoffe, die der Mäander mit sich führt, an seiner Mündung ablagert und immer weiter in das Meer hinausschiebt (Abb. 1) erschwert, ja unmöglich gemacht. Es bleibt nur der Landweg von Smyrna her übrig. Von dort führt die Bahn den Reisenden südwärts an der Stelle des alten Ephesos vorüber in etwa vier Stunden nach Sokia, einer blühenden Stadt am Fuße des Mykalegebirges, an den Nordrand der großen Ebene, die der Mäander im Laufe der letzten 3000 Jahre an der Stelle eines tiefeinschneidenden Meerbusens schuf. Fünf bis sechs Stunden gebraucht der Reiter, um von dort ihren Südrand zu erreichen, über dem sich am Horizonte ein Plateau mit scharfem Rande abzeichnet. Wie eine Rennbahn dehnt sich die weite, größtenteils unbebaute Fläche;

Abb. 2 Auf dem Marsche.

unabsehbar, unendlich eintönig. Herden von Schafen oder Pferden, einzelne Reiter, Züge schwerbeladener Dromedare (Abb. 2), Schwärme größerer und kleiner Vögel bilden die Staffage. Immer wieder späht das Auge nach Südwesten, ob sich denn nicht vor jenem Plateau die Höhen der einstigen Insel Lade (Abb. 4) oder die mäßigen Erhebungen, auf denen Milet stand, zeigen möchten. Endlich liegen sie deutlich da, und schon wird die Ecke eines gewaltigen antiken Gebäudes sichtbar. Plötzlich steht man am Ufer des Mäander, der im Herbst seine dunkelgelben Gewässer in einem ungefähr 50 m breiten Bette langsam dahinwälzt. Eine Fähre führt Roß und Reiter hinüber (Abb. 6). Sie ist meilenweit die einzige, und so spielen sich an und auf ihr vom frühen Morgen bis zum späten Abend lebhafte, bunte Bilder orientalischen Lebens ab. Von einer mittelalterlichen Brücke stehen weiter östlich einige Bogen (Abb. 5). Auf dem Süduser ein kurzer Weg durch sumpfiges Gelände. Links ragt mächtig jenes antike Gebäude, das römische Theater (Abb. 9). Vor ihm dehnt sich das kleine türkische Dorf Balad mit seinen aus Strauchwerk (Abb. 7) oder antiken Werkstücken (Abb. 8) zusammengefügten Hütten, die von ein paar stattlicheren Häusern reicher Grundbesitzer, einer alten Moschee (Abb. 14) und römischen Ruinen überragt werden, die dank ihrer soliden Technik auch hier den Jahrhunderten trotzen. Kläffend fahren aus den Oeffnungen in den niedrigen Mauern, die die einzelnen Grundstücke umgrenzen und aus alten Steinen aufgehäuft sind, die Dorfhunde auf den Fremden los, und er muß sich ihrer wohl mit Steinwürfen erwehren, wie Odysseus bei seinem Eintritt in das Gehöft des Eumaios. Neugierige, gutgenährte Kinder, ängstlich sich verschleiernde Frauen und Männer, deren gelbliche Gesichtsfarbe das Fieber verrät, sind sichtbar. Das ist das Dorf Balad; es steht auf einem Zipfelchen des Gebietes, das einst Milet einnahm.

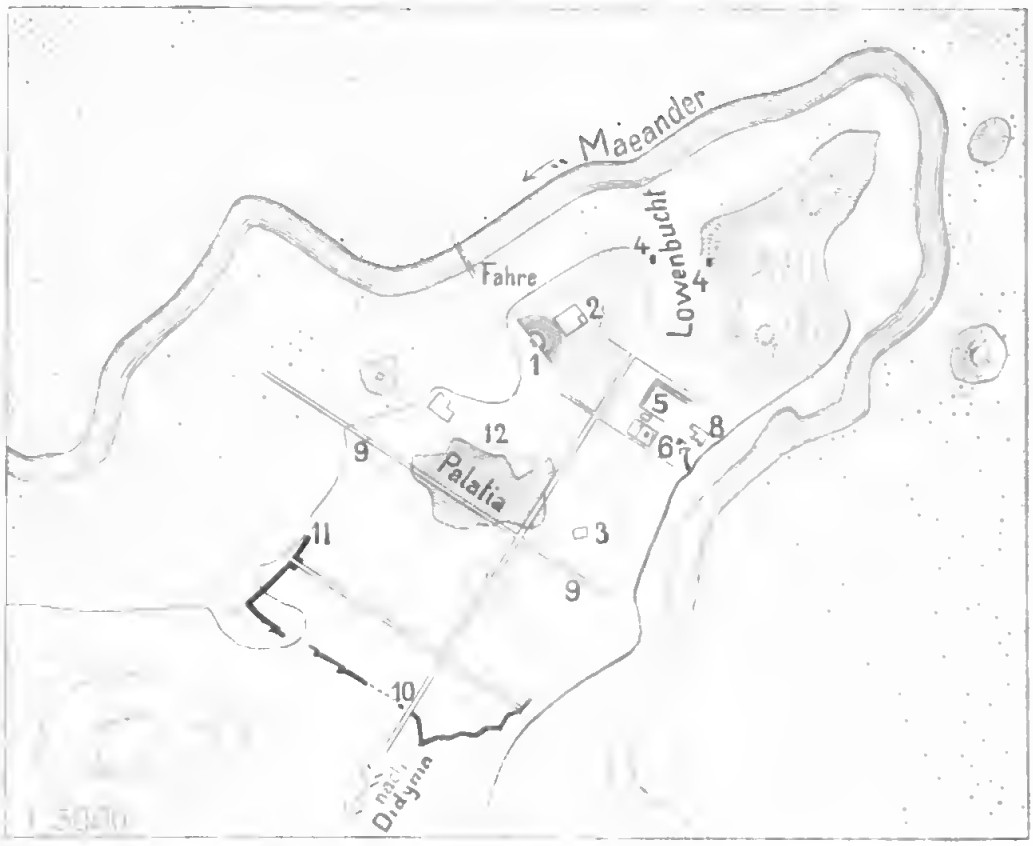


Abb. 3. Kartenskizze von Milet und Umgebung.
1. Römisches Theater. 2. Byzantinisches Kastell. 3. Alte Moschee. 4. Löwen. 5. Markt. 6. Rathaus. 7. Brunnen. 8. Bäder. 9. Römische Straße. 10. Tor der heiligen Straße. 11. Späte Stadtmauer. 12. Stadion

Abb. 4. Mäander-Mündung mit der einstigen Insel Lade von Süden her; im Hintergrunde rechts die Mykale, links Samos.

‚Dieses verkommene, weltabgeschiedene Stückchen Erde bildete also einst für Jahrhunderte das Centrum des Weltverkehrs', so denkt man voll Staunen. Selten empfängt man von dem ewigen Wechsel im Leben der Menschheit einen so unmittelbaren starken Eindruck wie gerade dort. Freilich, um ihn voll zu verstehen, dazu bedarf es der Kenntnis der Geschichte der Stätte. Es ist eine lockende Aufgabe, sie zu schreiben; das wird die folgende Skizze erkennen lassen.

Nach den ältesten Bewohnern jener Gestade, von denen wir Kunde haben, den Lelegern und Karern, sollen Einwanderer aus Kreta dort eine Stadt gegründet haben, an der Stelle, wo später „Alt-Milet" lag. Und nach ihnen fanden sich bald neue Herren für den günstigen Platz. Jonische Griechen nahmen ihn und gründeten eine neue Stadt; Neleus, des Kodros Sohn, soll ihr Führer gewesen sein. Das geschah, wie es scheint, um 1100 vor Christi Geburt; damit beginnt das Licht historischer Überlieferung auf die Stätte zu fallen. In griechischen Händen blühte sie bald empor. Handel und Industrie, Volkszahl und Reichtum mehrten sich von Jahrhundert zu Jahrhundert. Nach Milet gelangten auf der uralten Karawanenstraße am Mäander, der heute die Bahn nach Diner folgt, die Rohprodukte; in Milet wurden sie verarbeitet, und aus Milet gingen sie überall hin zu Griechen und Barbaren, besonders durch die Dardanellen, das Marmarameer, den Bosporus an die Küsten des Schwarzen Meeres, im Süden nach Ägypten, im Westen nach Italien. Als Vermittlerinnen dieses Handels und als Sammelplätze für die Rohprodukte jener Gegenden wurden Faktoreien angelegt, die in der Mehrzahl zu Städten emporwuchsen. So hatte die Stadt Milet, die als Tochter Athens galt, selbst mehr als achtzig blühende Töchter. Sie war der Vorort des ionischen Städtebundes, die volkreichste und mächtigste von Griechen bewohnte Stadt; sie erblühte und reifte heran zu einer Zeit, als Athen noch ein Kind war; lange, bevor Solon dort seine Gesetze gab.

In das achte und siebente Jahrhundert vor Christo fällt die Blütezeit der Stadt. In heroischen Kämpfen, von denen spätgeborene Enkel gern sangen und sagten, wies Milet die seit Gyges immer wiederholten Angriffe der lydischen Könige zurück. Ihrem berechtigten Streben, dem Binnenreiche die kostbare Meeresküste zu gewinnen, erlagen nacheinander die ionischen Städte. Es rächte sich, daß die Griechen nur einzelne Handelsstädte zu gründen verstanden, kein Reich geschaffen hatten; zielbewußten Herrschern mächtiger Binnenländer mußten sie untertänig werden. Milet allein hielt

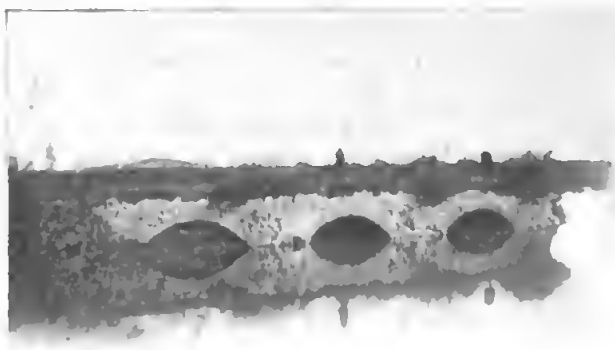


Abb 5. Reste einer Brücke über den Mäander.

ſich. Alyattes, der Vater des Kroſos, verſtand ſich endlich zu einem Bündnis mit der unbezwungenen Feindin. Kröſos erneuerte es, und ebenſo ſein Beſieger, der Perſerkönig Kyros.

Dem äußeren Glanze entſprach innere Bedeutung. Daß die Neigungen der Bewohner weſentlich andere waren als im Mutterlande, daß ſie mehr auf das Praktiſche gingen, iſt in der großen Handelsſtadt nicht wunderbar. Und doch wurden durch die Betrachtung der Vorgänge am Himmel und auf der Erde, wie ſie den Seefahrern von Nutzen war, die erſten Philoſophen: Thales, der zu den ſieben Weiſen gerechnet wurde, Anaximander, Anaximenes waren Mileſier. So wurde die Wiſſenſchaft in Milet geboren. Die erſten Erdkarten, von denen berichtet wird, waren mileſiſchen Urſprunges. Hekataios von Milet verdient als erſter den Namen Geſchichtsſchreiber. Auch die Dichtung iſt anderer Art als im Mutterlande: kein berühmter Tragiker ging aus Milet hervor, ſondern Phokylides, der Sittenrichter; und viel ſpäter lebte in Milet Ariſtides, der mit ſeinen „Mileſiſchen Geſchichten“ der Ahnherr Boccaccios iſt. Auch die bildenden Künſte fanden eifrige Förderung; die zahlreichen Heiligtümer waren voll von ihren Erzeugniſſen. Das Geld Milets — urſprünglich Elektron — hatte überall in der Welt guten Klang.

Auf die höchſte Machtſtellung folgte langſames Zurückgehen und jäher Sturz. Die Gründe dafür ſind nicht zum wenigſten in den Charaktereigentümlichkeiten der Mileſier und der Jonier überhaupt zu ſuchen. Ein antiker Geſchichtsſchreiber urteilt, Milet ſei durch Bürgerkriege und durch die Üppigkeit ſeiner Bewohner, die ſprichwörtlich wurde, zu Grunde gegangen. Adelige Geſchlechter hielten ſeit alters die Herrſchaft in Händen; ſpäter begann das Volk, ſie ihnen ſtreitig zu machen. Die jedesmal ſiegreiche Partei wütete in der ſcheußlichſten Weiſe gegen die unterlegene. Ohne Nächſtenliebe, hart, ſtreitſüchtig, ſchwer zu verſöhnen waren ſie — ſo heißt es an anderer Stelle — und auf körperliches Wohlbefinden bedacht. Die Berührung mit dem Orientaliſchen ließ gerade in Jonien einen Hang zum Wohlleben aufkommen, dem die Tatkraft mehr und mehr erlag. Den Männern iſt eine gewiſſe Körperfülle eigen, wie jenem Chares, deſſen altertümliches Marmorbild erhalten iſt (Abb. 13). Gut zu eſſen liebten ſie; die attiſchen Komiker verſpotteten ſie ſpäter gern wegen ihrer Vorliebe für den

Abb. 6. Fähre über den Mäander

Wolle zu jenen feinen Stoffen verarbeitet wurde. Aus der Erde kamen eine Art von dunklen Edelsteinen und dunkler Marmor. So volkreich wurde die Stadt, daß die gewaltige Koloniſation möglich war und Mileſier und Karer

Abb. 7 u. 8. Hütten in Balad.

Labrax, einen großen Fiſch mit delikatem Fleiſch, der noch heute in den Haffs an der Mäander-Mündung (Abb. 1) gefangen wird. Die Frauen zeichnen ſich ebenfalls durch volle Formen, aber auch durch Anmut in der Haltung und Zierlichkeit in der Anordnung der koſtbaren Gewandung aus. Reichen Schmuck trugen ſie nach orientaliſcher Art. Mileſiſche Gewandſtoffe und Decken genoſſen wegen ihrer Feinheit beſonderen Ruf. Möbel, z. B. Betten und Seſſel, wurden aus Milet weithin verſandt. Zu ſolcher Üppigkeit in der Lebensführung geſellte ſich von ſelbſt Leichtfertigkeit in den Sitten; Hetären aus Milet gab es in aller Welt. Um aber noch an einem Namen das ganze Milieu, jene Miſchung von hoher geiſtiger Begabung und Freiheit in der Denkweiſe erkennen zu laſſen: Aſpaſia, Perikles' Gemahlin, war eine Mileſierin.

Der für die Zeit ungeheure Reichtum, der ſo ſchlimme Früchte brachte, war in erſter Linie durch überſeeiſchen Handel erworben, aber auch die mileſiſche Landſchaft trug zu ihm bei. Um den prächtigen blauen Golf dehnten ſich ja wohlbebautes Land, Gärten und Weiden. Milets Kirſchen waren berühmt, ſeine Roſen wegen ihrer leuchtenden Farben, ſeine Erbſen und Kreſſe; bekannt waren ſeine Bienen und ſeine Schafe, deren die erſten Söldner geweſen ſein ſollen. — Fürwahr, auch wir könnten, wenn wir von vergangener Größe ſprechen wollen, das griechiſche Sprichwort anführen: *πάλαι ποτ' ἦσαν ἄλκιμοι Μιλήσιοι* — vor alters einmal waren die Mileſier mächtig.

Zum Sturze aber kam es zu Beginn des fünften Jahrhunderts. Infolge jener furchtbaren Bürgerkriege ging der Handel immer mehr zurück, nahm Kraft und Anſehen draußen immer mehr ab. Milet geriet in Abhängigkeit vom perſiſchen Reiche und konnte ſich der Übergriffe des Tyrannen von Samos, des bekannten Polykrates, nur noch ſchlecht erwehren (um 530). Unter dem Tyrannen Hiſtiaios leiſtete die Stadt dem König Dareios Heeresfolge gegen die Skythen. Die Ereigniſſe der nächſten Jahrzehnte ſind bekannter. Hiſtiaios, wegen ſeiner Verdienſte um die Rettung des Heeres an der Donau zuerſt hoch geehrt, dann verdächtigt und in Suſa ehrenvoll gefangen gehalten, ſtiftete ſeinen Schwiegerſohn und

Abb. 9. Römisches Theater.

Nachfolger in der Tyrannis zu Milet, Aristagoras, an, die ionischen Städte zum Aufstande gegen die Perserherrschaft zu veranlassen, damit er selbst gegen sie gesandt und so frei würde (500). Die von Athen und Eretria unterstützte Erhebung hatte zuerst scheinbar Erfolg. Als aber die persischen Heeresmassen aus dem Innern herangezogen waren, als unter den Griechen der alte Nationalfehler, der Hang zu Uneinigkeit und Zwist, wieder hervorbrach, da wurde das Drama zur ergreifenden Tragödie. Die Athener und Eretrier fuhren nach Hause; die aufständischen Städte fielen der Reihe nach. Im Angesichte von Milet bei der Insel Lade (Abb. 4) sammelte sich die noch unbesiegte griechische Flotte, zu der Milet allein 80 Schiffe gestellt hatte. In der entscheidenden Seeschlacht unterlag auch sie. Endlich wurde Milet erstürmt (494). Schrecklich wütete der Sieger gegen die schuldigste Stadt. Sie wurde zerstört, die Männer getötet, Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft, das Land unter die Umwohner verteilt. Überall, wo Griechen wohnten, mußte diese Katastrophe schwer empfunden werden. Als in Athen der Dichter Phrynichos, ein älterer Zeitgenosse des Äschylos — so berichtet Herodot —, eine Tragödie „Die Eroberung von Milet" zur Aufführung brachte, wurden die Zuschauer zu Tränen gerührt; der Dichter aber wurde zu einer Geldstrafe verurteilt, weil es sich nicht gezieme, eigenes Unglück auf der Bühne darzustellen, und das Stück für immer verboten. Der Perserkönig bekam für 15 Jahre die griechischen Städte in seine Hände. Milet verwand den Schlag nie; das Jahr 494 bedeutet das Ende der wahrhaft großen, historisch bedeutsamen Zeit der Stadt.

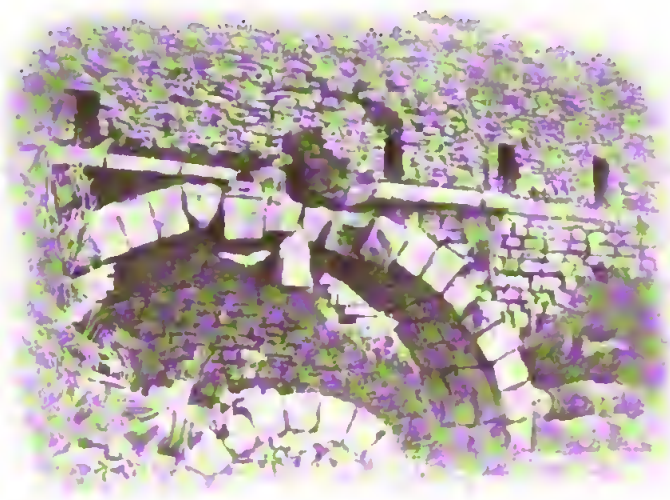


Abb. 10. Römische Ruine.

Der Platz bevölkerte sich freilich wieder. Im

Jahre 479 wurde die entscheidende Schlacht wieder im Angesichte von Milet drüben an der Mykale geschlagen. Jonien war wieder frei. Aber die Erbschaft Milets in der Meeresherrschaft trat Athen an. Milet wurde ein Glied des Seebundes, ein Teil des attischen Reiches und zahlte geringeren jährlichen Tribut als manche andere Stadt. Die Spuren der Zerstörung verwischten sich; die Stadt wurde neu angelegt; Industrie und Kunst blühten wieder auf. Leider gesellte sich bald wieder zur Freiheit die Göttin der Zwietracht.

Abb. 11. Römische Wasserleitung und türkische Moschee.

Und noch nicht ein Jahrhundert sollte sich die Stadt der Freiheit erfreuen. Durch den schmachvollen Frieden, der von dem Spartaner Antalkidas seinen Namen führt, wurde die Küste wieder persisch (387). Als Alexander der Große auf seinem Siegeszuge nach Milet gekommen war, kostete ihm die Überwältigung der stark befestigten und besetzten Stadt kostbare Zeit. Nach dem Falle schonte er sie und gab ihr die Freiheit zurück (334).

Aus den folgenden Jahrhunderten, der hellenistischen Zeit, lassen sich nur einzelne Tatsachen mitteilen. Hie und da fällt einmal durch eine Schriftstellernotiz Licht auf die politischen und socialen Verhältnisse, aber meistens so, daß man die herumlagernde Dunkelheit um so schwerer empfindet. Wir wissen nicht, wie lange die Stadt ihre Freiheit behauptete und welchen Herren — einheimischen Tyrannen oder dem Lysimachos, den syrischen Seleukiden, den Königen von Ägypten — sie zu den verschiedenen Zeiten gehorchte.

Die letzte Seeschlacht, die Griechen unter sich ausfochten, fand wieder bei der Insel Lade statt; Philipp V. von Makedonien war siegreich und wurde von den Milesiern geehrt. Bald erlag der Sieger den Römern, und seit 191 etwa stand Milet auf seiten der Römer. In der Stadt war nach den Zerstörungen, die die Belagerung durch Alexander mit sich gebracht hatte, viel gebaut worden. Markt und Rathaus, die wir fanden, verdanken hellenistischer Zeit ihre Entstehung.

Seit dem Jahre 133 gehörte die Stadt zur römischen Provinz Asia. Über fünfhundert Jahre war Milet eine Provinzialstadt im Römerreiche und wurde in langer Friedenszeit volkreicher als je. Das beweist schon das römische Theater (Abb. 9) mit einer Frontlänge von 140 m und mehr als 20 000 Sitzplätzen. Imponierende Ruinen von Basiliken und Gymnasien (Abb. 10), Bädern und Wasserleitungen (Abb. 11) zeigen, daß die Stadt äußerlich strahlender als je dastand. Bei der Insel, die auf Abb. 1 in der Ferne schwimmt, hatte Cäsar das bekannte Abenteuer mit den Seeräubern.

Abb. 12. Seldschukisches Gebäude.

Die christliche Lehre gewann früh Eingang; der Apostel Paulus besuchte auf der dritten Reise die Stadt. Aber im dritten nachchristlichen Jahrhundert begann schon der Verfall. Erdbeben richteten furchtbare Verheerungen an; Barbaren drohten von Norden und Osten.

So folgte auf die Flut wieder die Ebbe. Bei der Reichsteilung von 395 wurde Milet oströmisch — byzantinisch. Es war noch immer bedeutend. Ein Erzbischof und ein Militärkommandant residierten dort. Zahlreiche Kirchen gab es, und auf dem alten Burghügel über dem Theater stand ein Kastell. Seine morschen Trümmer, die auf Abb. 9 sichtbar sind, wurden später für die eines Palastes gehalten; so kam der Name Palatia auf, aus dem das türkische Balad wurde. Die Stadt war häßlich geworden; bauten doch die Byzantiner mit Vorliebe ihre Häuser in die schönen alten Straßenzüge. Der Mäander schob inzwischen von Nordosten her seine Schuttstoffe immer näher an die Häfen Milets heran. Aber offenbar noch ehe die Naturkräfte Milet völlig vernichtet, aus der Seestadt zur Binnenstadt gemacht hatten, griffen wieder Menschenkräfte zerstörend ein. Es war kurz vor Beginn des ersten Kreuzzuges; starkes christliches Leben regte sich in diesen Gegenden; der Latmos war einer der beliebtesten Einsiedlerberge; die Äcker um Milet gehörten durch Schenkungen griechischer Kaiser großenteils den Kirchen Milets und dem Johanniskloster auf der Insel Patmos — da drangen die Seldschuken von ihrer Hauptstadt Konia her heran und besetzten die Küste (vor 1100).

Abb 14. Türkische Moschee.

Abb 13. Statue des Chares von der heiligen Straße bei Milet.

In und auf den baulichen Überresten der vergangenen Periode entstand eine seldschukische Ansiedelung. Milet oder Palatia wurde noch einmal einer der Haupthandelsplätze an der kleinasiatischen Westküste. Es hatte schon längst einen Vorhafen draußen an der Küste, der auf der linken Hälfte von Abb. 1 zu erkennen ist. Aber auf kleineren Schiffen war die Stadt noch erreichbar. Venedig, Milets Urenkelin in der Seeherrschaft, dessen äußere und innere Geschichte so zahlreiche Ähnlichkeiten mit der von Milet aufweist, schloß im Anfang des XV. Jahrhunderts mit dem Herrn der Gegend, dem Fürsten Elias von Mentesche, Handelsverträge, hatte einen Konsul dort und eine Kirche S. Nicola. Prächtige Monumente seldschukischer Baukunst wurden aus antiken Steinen errichtet (Abb. 12), und zahllose gut glasierte Scherben mit schönen Mustern erinnern daran, daß die Seldschuken Meister in der Fayencetechnik waren.

Nicht gar lange nach Abschluß jener Verträge ging auch die seldschukische Herrschaft zu Grunde. Die Osmanen bemächtigten sich auch dieses Teiles Kleinasiens. Damit beginnt die letzte Periode in der Geschichte der Stätte, eine Periode, die zu einer des tiefsten Niederganges wurde. Zuerst bestand noch eine gewisse Blüte; dafür

Abb. 15. Portal der türkiſchen Moſchee.

ſprechen ausgedehnte Friedhöfe mit reich-verzierten Grabſteinen, die Reſte der Brücke über den Mäander (Abb. 5), mehrere Ruinen türkiſcher Bäder mit ſeinen Stalaktitenornamenten und großer Châns (Karawanenhöfe) und die alte Moſchee (Abb. 14). Im Jahre 1501 ließ ſie Sultan Bajaſid von dem Baumeiſter Ahmet von Menteſche aufführen. Durchweg aus antikem Material beſtehend, enthält ſie beſonders am Portal

(Abb. 15), an den Fensterumrahmungen und im Innern an der Gebetsnische eine solche Fülle wundervoller architektonischer Einzelheiten, daß sie zu den schönsten Resten alttürkischer Baukunst zu zählen ist. Um so bedauerlicher ist es, daß sie zusehends verfällt; die Spitze des Minarets warf vor einigen Jahren ein Blitzstrahl herunter. Inmitten alter Eichen, umgeben von zerfallenen Nebengebäuden und Friedhöfen, macht sie einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck. Der Handel mußte sich unter türkischer Herrschaft verlieren. Milet ging unaufhaltsam zurück. Schließlich blieb das Dörfchen Balad übrig, wie es im Anfang dieses Aufsatzes geschildert wurde.

Das ist in flüchtigen Umrissen die Geschichte der milesischen Halbinsel. Wenn irgendwohin, mag man dorthin Chidher, den ewigen jungen, kommen lassen, der da sprechen darf: „Und aber nach 500 Jahren kam ich desselbigen Weges gefahren.“ Wohin ist Wald und Meer und Stadt? Welche Wandlungen hat die Göttin des Ortes durchgemacht! Einst die allmächtige Meereskönigin, dann die vornehme griechische Großstädterin, die römische reichgeputzte Dame der Provinz, die steife Byzantinerin, die seldschukische Dorfschöne und die arme türkische Bäuerin, und — ihre Geschichte ist noch nicht zu Ende. Seitdem durch die Grabungen Geld in das Dorf kommt, beginnen sich Einwohnerzahl und Aussehen zu heben, und welche Rolle könnte die Stätte unter geordneter Verwaltung am Rande einer unermeßlich reichen, nur unendlich vernachlässigten Ebene noch spielen!

Die Ausgrabungen der Königlichen Museen zu Berlin gelten naturgemäß in erster Linie der alten Meereskönigin, die 494 starb: ihren Bauwerken, ihren Kunsterzeugnissen, ihren Urkunden und Münzen. Und man könnte sich wohl eine ideale Art der Grabung denken; nämlich die, der Stätte ihre Gewänder mit dem Schmuck, d. h. den erhaltenen Kunstwerken, zu nehmen in umgekehrter Reihenfolge, wie sie ihr angelegt wurden; also freizulegen und, wenn nötig, nach der Aufnahme zu zerstören, das Türkische, Seldschukische, Byzantinische, Römische, das jüngere Griechische, um zum Ältesten und Besten vorzudringen. Leider läßt sich solche Theorie nur bei kleinen, besonders günstigen Objekten wie dem Burghügel von Troja annähernd in Praxis umsetzen. In Milet wird man sich beschränken müssen, aber doch durch Freilegung größerer und kleinerer Parzellen ein Gesamtbild zu gewinnen suchen.

Orientieren wir uns über die Lage der Stadt auf dem Plan (Abb. 4). Von dem hügeligen Vorlande des Plateaus im Süden reckte sich eine schmale Halbinsel nach Nordosten in den Golf hinaus. Jetzt ist er zu-

Abb. 16. Tor der heiligen Straße.

Abb. 17. Rampe der Stadtmauer.

geſchwemmt, und das Mäanderband des Fluſſes gibt etwa die einſtigen Umriſſe der Halbinſel wieder. Mit Hilfe eines noch an ſeiner alten Stelle befindlichen Inſchriftenſteines (Abb. 16) wurde zu Beginn der Grabungen ein Tor des Mauerzuges (Abb. 3, 10), der die Halbinſel gegen das Binnenland abſchloß, entdeckt. Durch Verfolgung der rechts und links anſetzenden Mauerſtücke wurde dann die Befeſtigung ſchon ſoweit verfolgt, wie auf dem Plane angegeben iſt. Damit war die Ausdehnung der Stadt, die Alexander der Große ſah, nach Süden beſtimmt. Bauart und mitgefundene Inſchriften weiſen nämlich die Anlage in helleniſtiſche Zeit; aber vielfache Ausbeſſerungen zeugen von ſpäteren Berennungen und Beſchädigungen. Es war ein ſtattliches Werk: die außen ſchön geſchichtete, innen mit Porosblöcken gefüllte Mauer iſt 5 m dick; an vielen Stellen ſpringen ſtarke Türme vor; an die Innenſeite ſind Treppen für die Verteidiger und Rampen zum Hinaufſchaffen von Kriegsmaſchinen (Abb. 17) angelehnt, ſo daß die Breite des Werkes an ſolchen Stellen bis auf 10 m ſteigt. Unter römiſcher Herrſchaft verfiel die Befeſtigung in der langen Friedenszeit und wurde mindeſtens nach der Seeſeite überbaut, wie der ſogenannte Wall des Servius Tullius in Rom oder mittelalterliche Befeſtigungen deutſcher Städte. Als aber der Koloß des Römerreiches ſchwach wurde und die Barbaren ſeine Glieder anzupacken begannen, als um 265 nach Chriſto die Goten ihre Seezüge in das Mittelmeer machten und z. B. den Artemistempel in Epheſos zerſtörten, da war die Stadt ſchutzlos. Man errichtete in aller Eile in geringer Entfernung von dem alten Mauerzuge eine Notmauer von $1^1/_2$ m Stärke (Abb. 3, 11), nahm als Material, was ſich gerade bot, und riß auch wohl Gebäude, beſonders Grabhäuſer, die vor der Stadt lagen, ab. Als Fundament wurden Säulentrommeln nebeneinander gelegt, darüber in Schichten Marmorquadern, Architravblöcke, Kapitelle, Inſchriftenſteine, Statuen, wie in Athen zur Zeit des Themiſtokles und im frühen Mittelalter in Pergamon. Und wie der pergameniſchen Notmauer die Reliefplatten des Zeusaltars entſtiegen, ſo lieferte jene mileſiſche Mauer die wichtigſten bisher gefundenen Skulpturen: Statuen aus Milets großer Zeit, die dem heiligen Bezirk der Stadtgöttin Artemis entnommen wurden, der offenbar in der

Abb. 18. Löwenbucht.

Nähe lag. Ein lebensgroßer Torso einer stehenden Frau, die mit der Linken einen Vogel an die Brust drückt, gehört in eine Reihe mit den weiblichen, dem Perserschutt der Akropolis von Athen entnommenen Statuen, den sogenannten „Tanten". Vier Statuen sitzender Priesterinnen stellen einen etwas entwickelteren Typus jener Sitzstatuen vom „Heiligen Wege" bei Didyma dar.

Außer dem Südtor (Abb. 3, 10) wurden bisher ein Ost- und ein Westtor aufgedeckt. Die von diesen Toren ausgehenden und andere zufällig gefundene Straßen ließen erkennen, daß das Stadtgebiet durch ein System sich rechtwinkelig schneidender Straßen, die in den Hauptthimmelsrichtungen liefen, zerteilt war. Diese so modern anmutende Anlage kann in Milet natürlich nicht die ursprüngliche sein; sicherlich geht sie in die Zeit der Neugründung der Stadt nach der furchtbaren Zerstörung vom Jahre 494 und der Wiederbefreiung von 479 zurück. Ein Baumeister Hippodamos von Milet entwarf in der Mitte des fünften Jahrhunderts gleichregelmäßige Stadtpläne für Thurioi in Unteritalien und den Piräus. Die Straßen selbst liegen in Milet naturgemäß in ihrer jüngsten Gestaltung vor. Eine stattliche Westoststraße (Abb. 3, 9) ist in römischer Erneuerung erhalten. Vor den Häuserfassaden ziehen sich mit großen Marmorplatten belegte Bürgersteige von je 2 m Breite hin. Zwischen diesen liegt der 4 m breite Fahrdamm. Zur Aufnahme der Abwässer aus den Häusern und zur Verringerung des Grundwasserstandes diente ein Kanal, der dicht unter dem Pflaster in der Mitte des Fahrdammes läuft. In der Solidität der Bauart und der Größe der Abmessungen bleiben ähnliche Nutzbauten unserer Großstädte hinter ihm zurück; denn der aus Bruchsteinen und Mörtel gebaute und

Abb. 19. Löwe vom Hafen.

überwölbte Kanal ist unten 1,50 m breit und 2,85 m hoch. Von 10 zu 10 m erlauben Löcher, die mit großen Platten bedeckt sind, das Einsteigen. Neben dieser „Breiten Straße“ nimmt sich die Straße, die von dem zuerst gefundenen Tore (Abb. 3, 10) nach Nordosten führt, ärmlich aus. Von einer Gesamtbreite von 4,30 m fallen je 60 cm auf die Bürgersteige. Und doch war sie die Hauptstraße der Stadt, und die Schmalheit spricht gerade für ihr Alter. Sie läuft in einem über einen Kilometer langen Zuge bis zu einem der Häfen Milets, den wir die „Löwenbucht“ tauften. Jenseits des Tores aber findet sie ihre Fortsetzung in der Chaussee, die nach dem Haupttheiligtum Milets, dem Apollotempel in Didyma führt und den Namen „Heilige Straße“ tragen mag. Bleiben wir zuerst noch in der Stadt, um die Umgebung jener „Löwenbucht“ in Augenschein zu nehmen; nachher wollen wir, wie einst an Festtagen die Prozessionen, gen Didyma wandern.

Abb. 20. Ausgrabung des Rathauses.

Die „Löwenbucht“ schneidet von Norden her in die vielzackige Halbinsel ein und läßt sich zur Zeit der Überschwemmung noch deutlich als alter Hafen erkennen (Abb. 18). Westlich über ihr ragt der Hügel mit dem byzantinischen Kastell und dem Theater (Abb. 9); er trug wahrscheinlich einst die Akropolis. Rechts schiebt sich das Land mit mehreren Erhebungen noch weiter nach Nordosten hinaus; auf diesen Hügeln lagen einstmals Häuserquartiere. Die Einfahrt in die Bucht war rechts und links von gewaltigen Marmorlöwen flankiert, die sich auf den Enden der Quais dem Einfahrenden drohend entgegenreckten (Abb. 19). Als Wappentier der Stadt zeigt sich der Löwe auch auf den Münzen. Die Quaistraße, die sich auf drei Seiten herumzieht, ist 11 m breit, mit großen, gut erhaltenen Marmorplatten belegt und zum Wasser leicht geneigt. Hinter ihr ragten 7 m tiefe Hallen, und hinter diesen befanden sich im Osten und Westen Magazine und Gebäude, die noch nicht erforscht sind, im Süden aber der Markt (Abb. 3, 5).

Trat man vom Quai her durch ein Eingangstor, so stand man in einem etwa 90 m im Quadrat messenden, gepflasterten Platze, der Piazza. An sie

Abb. 21. Das Rathaus von Norden.

und mit Marmor bekleideten Reservoir von 20 m Breite war ein 16 m breites Bassin vorgelagert, an dessen Vorderseite geschöpft werden konnte. In das Bassin fiel das Wasser aus neun Nischen an der Vorderwand des Reservoirs (die Reste sind auf Abb. 20 links im Hintergrunde sichtbar); und diese Vorderwand war auch sonst aufs reichste ausgestaltet und mit Statuen geschmückt.

schloß sich nach der Stadt zu, also umgekehrt wie in Venedig, die Piazzetta. Der größere Platz war von dorischen Säulenhallen von feinen Verhältnissen umgeben; im Osten und Westen waren Magazine und Läden hinter die Hallen gebaut und von den Hallen aus zugänglich. An der Westseite des kleineren Platzes erhob sich in römischer Zeit ein kleiner, vielleicht dem Kaiserkultus geweihter Tempel, und neben ihm stand das Rathaus (Abb. 3, 6), das in hellenistischer Form gefunden wurde. Gegenüber auf der Ostseite ein spätrömischer Prachtbrunnen, ein Septizonium en miniature, wie es größere Provinzialstädte, Rom nachahmend, haben mußten. Dem aus Bruchsteinen und Mörtel sehr solide gebauten

Das Rathaus bedeutet bisher den wichtigsten architektonischen Fund in Milet (Abb. 20). Ein 11 m breites, mit Waffenreliefs geschmücktes korinthisches Propyläon gewährte von der Piazzetta her Eintritt in einen weiten quadratischen Hof. In seiner Mitte stand ein mächtiger Altar — er mißt $9\frac{1}{2}$ zu $7\frac{1}{4}$ m —, der mit Guirlandenreliefs und mythologischen Darstellungen zwischen Halbsäulen verziert war; er war der Stadt- und Ratsgöttin Artemis geweiht. Um den Platz, den wir uns mit Ehrenstatuen und für die Stadt wichtigen Urkunden auf Stein, von denen manches Stück gefunden wurde, gefüllt zu denken haben, lagen auf drei Seiten Säulenhallen, geradezu aber führten fünf Türen, von

Abb. 22. Akkröt.

denen die mittelſte durch Breite und Höhe ausgezeichnet war, in einen länglichen Vorraum, auf den ſich der Sitzungsſaal des Rates öffnete. Wie in einem kleinen Theater hoben ſich um einen halbrunden Platz von etwa 8 m Durchmeſſer die Sitzſtufen empor; ſie waren von vier ſchmalen Treppen durchſchnitten, auf denen man von unten her die Plätze erreichen konnte. Man konnte aber auch von oben herabſteigen; denn auf der Hinterſeite des Gebäudes befinden ſich zwei Eingänge, von denen aus man auf Treppen zu den oberſten Sitzſtufen gelangte. Ein weites Satteldach ſpannte ſich über den Raum, der mehreren hundert Perſonen Platz bot; es ruhte auf hohen Umfaſſungsmauern (Abb. 21), die außen durch ioniſche Halbſäulen mit doriſchen Kapitellen gegliedert waren; die Wandteile zwiſchen den Säulen zeigten abwechſelnd große plaſtiſche Rundſchilde und Lichtöffnungen. Die gefundenen Architekturteile werden eine genaue Rekonſtruktion des Gebäudes auf dem Papier erlauben; um die erſte Aufnahme hat Herr Architekt Fritz Große (Berlin) ſich verdient gemacht.

Abb. 23. Der Apollotempel in Oſten.

Öſtlich vom Markte ſteckt noch die impoſante Ruine eines römiſchen Bades (Abb. 3, s) in Schutt und Sand; ſie konnte erſt teilweiſe freigelegt werden. Überhaupt haben Forſchungen an verſchiedenen Stellen des Stadtgebietes ergeben, daß man auf reichliche Funde aus allen Zeiten rechnen darf. Moſaikfußböden wurden mehrfach aufgedeckt; einer mit den Köpfen der neun Muſen in heſiodeiſcher Reihenfolge und einer Inſchrift kam in einem ſpätrömiſchen ſtädtiſchen Gebäude zu Tage. Die Zahl der neuen Inſchriften iſt ſchon ſehr beträchtlich, und manches intereſſante Stück darunter. Ergiebig iſt der Boden, aber die Ernte muß ihm in harter Arbeit und mit großen Koſten entriſſen werden. Trotz wichtiger Reſultate bleiben noch die wichtigſten Fragen zu löſen. Noch iſt keiner der zahlreichen Tempel gefunden, noch wiſſen wir nicht, wo „Alt-Milet“ ſtand, wo die Nekropolen der großen Zeit der Stadt ſtecken, wo — doch ich will die Reihe nicht weiter fort-

setzen. Zur Lösung aller dieser Fragen ist in erster Linie Geld nötig. Die Etats wissenschaftlicher Institute sind solchen Aufgaben gegenüber bei den vielen sonst an sie gestellten Anforderungen zu beschränkt. Es ist dringend zu wünschen, daß der Staat Mittel bereit stellt; und dazu scheint ja nach den letzten Verhandlungen Neigung vorhanden zu sein. Aber ebenso dringend zu wünschen ist es, daß sich bei uns, wie es im Auslande so vielfach der Fall ist, wissenschaftliche Unternehmungen mehr der Unterstützung von Privatleuten zu erfreuen haben. Auch dazu ist ein hochanzuerkennender Anfang gemacht worden, indem Berliner Kunstfreunde größere Summen zur Erwerbung von Grund und Boden zur Verfügung stellten. Milet verdient seiner Stellung in der Geschichte nach, wie die historische Skizze zeigen sollte, die allergrößte Aufmerksamkeit. Vor allem von dort sind historische, kunstgeschichtliche, sprachliche Aufklärungen zu erhoffen über eine Entwickelungszeit des griechischen Volkes, die zu den glanzvollsten und für uns zu den dunkelsten gehört. Die Aufgabe, die dort zu lösen ist, wurde von vornherein groß aufgefaßt: nicht nur das Antike, nicht nur das eigentliche Stadtgebiet, die ganze milesische Landschaft, Milet mit allem, was dieser Name dem Kundigen sagen kann, sollen erforscht, sollen in ihrer vollen Bedeutung dargestellt werden.

Auch die milesische Landschaft verdient Interesse. Verlassen wir die Stadt durch das Tor der „Heiligen Straße". Wir werfen dabei einen Blick auf den hohen Stein im Torgange (Abb. 16), dessen lateinische Inschrift verkündet, daß der Kaiser Trajan (im Jahre 100 nach Christo) für die Ausbesserung und Erneuerung des Weges, der zum Apollotempel in Didyma führte, Sorge getragen habe. Vor dem Tore begann die Stadt der Toten. Rechts und links liegt hie und da im Acker noch ein Grabstein, ein Sarkophag, der Unterbau eines Grabmonumentes. In der Ferne ragen die zerfallenen Bogen der Leitung, die aus einem großen Sammelbassin weiter oberhalb jenem Prachtbrunnen am Markte das Wasser zuführte. So, immer von Grabbauten begleitet, stieg der Weg allmählich zu dem scharfgeränderten Plateau empor, das die milesische Halbinsel bis zum Golf von Jasos im Süden einnimmt, auf dessen Südrand Didyma sich erhob. Am Nordrande des Plateaus liegt heute das griechische Dorf Akkiöi, d. h. das weiße Dorf (Abb. 22), und in geringer Entfernung von ihm steht das deutsche Ausgrabungshaus (Abb. 24). Hoch über der fieberschwangeren Ebene wurde es, 4 km von den Ausgrabungen entfernt, erbaut. Mit seinen hellen Mauern, dem schweren roten Ziegeldach, an dem die Nordstürme zausen, seiner grünen, ringsherumlaufenden Veranda ist es von weither sichtbar und gewährt einen weiten Ausblick über Land und Meer. Hat man Akkiöi passiert, so erreicht man nach einem halbstündigen Ritt bei Kap Plaka den Strand. Von da ab windet sich der heutige Weg, wie einst die „Heilige Straße", über die unfruchtbaren, mit Gebüsch bewachsenen Höhen am Meere hin. Endlich erkennt man in einer schönen kleinen Bucht den alten Hafen von Didyma, Panormos. An dem letzten Stück des Weges standen einst rechts und links, wie vor ägyptischen Tempeln, Marmorlöwen und die marmornen Sitzstatuen, die Newton nach London brachte. Und schon — wir sind drei Stunden geritten — sind auf einer Erhebung im Süden Häuser und über ihnen ein paar hohe Säulen sichtbar. Das sind Jeronda an der Stelle von Didyma und Reste des berühmten Apollotempels. Voll Erwartung nähert man sich der Ruine und ist nicht enttäuscht. Man steht staunend vor den ungeheuren Trümmern eines der ungeheuersten Tempel, den Griechen je zu bauen unternahmen. Er wurde auch nie vollendet, gleich so vielen Domen des Mittelalters. Die eine der drei noch stehenden Säulen ist unfertig, noch nicht kanneliert (Abb. 23), und überall liest man an den Quadern noch die Steinmetzzeichen, die abgearbeitet werden sollten.

Sicherlich verehrten schon die vorgriechischen Bewohner der Halbinsel dort bei einem Erdspalt und einer Quelle ein göttliches Wesen, dem die Gabe der Weissagung zugeschrieben wurde. Die Griechen setzten an deren Stelle ihren Orakelgott Apollo, und das Orakel gewann kaum geringeren Ruf als das delphische. Necho und Kroisos befragten es und beschenkten es reichlich. Das Priesteramt — der vornehmste Priester hieß Prophet — war in der Familie der

Russischer Droschkenschlitten. Skulptur von Prinz Paul Troubetzkoy-Paris.
(Aus Kellers & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

Branchiden erblich. Wie Milet, wurde im Jahre 494 auch sein Hauptheiligtum zerstört; das Priestergeschlecht und die Kultstatue wurden nach Persien fortgeführt. Sie war aus Erz, ein Werk des Kanachos; nach einer erhaltenen Statuette können wir uns eine Vorstellung von ihr und ihrer altertümlichen Strenge im Stil machen. Mit der Stadt kam auch der Tempelbezirk wieder empor. Bald nach den Perserkriegen wurde von dem Architekten Paionios jener Neubau begonnen, der nie vollendet werden sollte; Daphnis von Milet führte ihn weiter. Die hellenistischen Herrscher wandten dem Tempel ihre Gunst zu, aber die Seeräuber und Verres entführten manch kostbares Geschenk. Unter Kaiser Caligula begann eine neue (vielleicht die letzte bedeutende) Bauperiode.

Ein Wald von Säulen je 21 an den Langseiten, 10 an jeder Schmalseite in doppelter Stellung — umstand das Gotteshaus. Es setzte sich aus einer Vorhalle, einem Vorgemach, einem durch Säulenstellungen geteilten gewaltigen Mittelraum und einem Hintergemach zusammen. Der Hauptteil, in dem sich der Erdspalt und die Quelle befanden, war wegen seiner Größe unbedeckt. Die ionischen Säulen sind fast 20 m hoch und haben manches Eigenartige; die Basen z. B. sind zum Teil vieleckig und mit Reliefs geschmückt. Der Tempel stand aber noch auf einem hohen, 108 m langen und 49 m breiten Unterbau, zu dem von Osten eine durch zwei Treppenwangen und nach der Stufenhöhe dreigeteilte Freitreppe emporführte (Abb. 23). Diese wurde von einer französischen Expedition mit großen Kosten freigelegt. Das übrige liegt noch „in grausem Trümmerfall“ da, den Erdbeben herbeiführten. Hochaufgetürmt sind die Quadern der Cellamauern, die steinernen Architravbalken, die übrigen Architekturstücke und die Säulentrommeln. Und ein kluger Mann hat seine Windmühle oben hinaufgesetzt und fordert für ihre Entfernung natürlich horrende Summen. Aber auch so würden für die Aufräumung des Tempelplatzes ganz gewaltige Mittel erforderlich sein, und man begreift, warum die französischen Archäologen die Arbeit abgebrochen haben. Wenn auch von ihnen und früher von den Engländern hochwichtige Funde gemacht sind, so ist es doch fraglich, ob man auch ferner in dieser Hinsicht auf die Kosten käme. Es müßte auch die ganze Umgebung des Tempels untersucht werden; denn um ihn dehnte sich ein weiter heiliger Bezirk mit kleineren Tempeln anderer Gottheiten, mit Gebäuden, Hallen, Gymnasien, Parks, Weihgeschenken und Inschriften.

Der Riesenbau des Tempels stellt noch einmal recht sichtlich vor Augen, was Milet zu unternehmen sich getraute, was Milet bedeutete. Hoffen wir, daß die Resultate der Ausgrabungen der Königlichen Museen dieser Bedeutung entsprechen. Wie Olympia und Pergamon durch die erfolgreichen deutschen Ausgrabungen allgemein bekannte Namen geworden sind, so möge einst auch bekannt werden der Name Milet.

Abb. 24. Deutsches Ausgrabungshaus.

Aus Oberitalien.

Von

Philipp Witkop.

I. Am Como-See.

Nun ward mir endlich, was ich lang erharrt,
Was ich gar oft erſehnt in meinen Träumen.
So ſtill iſt alles. Nur das Ruder knarrt,
Und nur die dunkelblauen Waſſer ſchäumen.

Ich ſpüre in verwundertem Genuſs
Dies goldne Reich der Schönheit und Verklärung.
Hier rauſcht der Tag in buntem Überfluſs,
Und ſelbſt den kühnſten Wünſchen wird Gewährung.

In endlos üppigen Gärten liegt der Strand,
Betäubend duftet es aus Strauch und Halmen,
Zitronenbüſche funkeln gelb ins Land,
Und ſtolz und prächtig ſtehn die erſten Palmen.

Und Lieder jauchzen jung und feſſellos
Und alles lockt zu trunkenem Vergeſſen —
Nur in der Ferne wogen ſtumm und groſs
Und unerbittlich-finſter die Cypreſſen.

II. Iſola bella im Lago Maggiore.

Aufknirſcht die Barke. Purpurroſen flammen,
Von Goldorangen iſt der Strand umſäumt.
In Schönheit flutet eine Welt zuſammen,
O eine Welt, wie ich ſie nie geträumt!

Bananen recken ihre Rieſenfedern,
Und Rhododendrone duften heiſs und ſchwer,
Der Himalaja ſandte ſeine Cedern,
Und Indien brachte ſeine Palmen her.

Das iſt ein ſtolzes, rauſchendes Verſchwenden!
An dieſe leuchtenden Geſtade ſtellt
Sich die Natur mit immervollen Händen
Und reicht Dir lächelnd, was Dein Sehnen hält.

Natur, Natur, in dankendem Tribute
Schlägt Dir mein Herz, klingt Dir mein trunknes Lied.
Mir iſt wie einem Liebenden zu Mute,
Der ſeine Liebſte täglich ſchöner ſieht!

Wahrſagerei.

Von

Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

Wir können uns nicht vollempfindend in eine Zeit zurückdenken, in der das Leben der Völker durch Wahrſagung geleitet wurde, wir verſtehen nicht mehr den Einfluß des delphiſchen Orakels auf die Lenker der Staaten, der ſo weit ging, daß mächtige Herrſcher ihr Beginnen und Tun nach dem Ausſpruche der Pythia richteten, ſogar Perſiens König in Delphi um Rat fragte. Und doch gab es Wahrſager genug am perſiſchen Hofe. Das Orakel des delphiſchen Apollo aber war das berühmteſte; es galt in der Alten Welt als das zuverläſſigſte, da es, wie wir heute zu ſagen pflegen, die meiſten und wunderhafteſten Treffer aufzuweiſen hatte. Den Hofzeichendeutern erging es eben nicht beſſer, wie es dem Propheten im Vaterlande ergeht: ſie entbehrten des übertreibenden Scheines der Ferne und des Ruhmes, der anwächſt, wenn der Mund der Maſſe ihn ausſchreit. Ohne Vorherbefragung der Orakel wurde nichts Wichtiges unternommen, weder von den Königen und den Befehlshabern, noch von den Einzelnen, die im ſtande waren, ſich an den Gott zu wenden. Denn der Gott ſprach durch die Orakel, deren Blütezeit mit dem unbeirrten Glauben an die Götter zuſammenfiel. Nur der Menſch konnte günſtigen Erfolg haben, der den Willen der Götter erfüllte, der ſo handelte wie es den Göttern recht war, die dem Menſchen, dem unvollkommenen, an Vollkommenheit, Macht und allem, was da iſt, überlegen ſind. Durch den Orakelſpruch prägten die Götter dem unſicheren menſchlichen Willen göttliche Beſtimmtheit auf, gaben ſie ihre Anerkennung oder Abweiſung. So war das Orakelweſen eng mit der Religion verbunden, ja eigentlich Religion ſelber, inſofern dieſe als innige Geiſtesbeziehung zwiſchen dem Menſchen und der Gottheit aufzufaſſen iſt.

Weil aber die Götter nicht durch ſinnliche Gegenwart wirkten, weder für das Auge noch für das Ohr, ſondern nur durch geiſtige, die ſich durch mittelbare Einwirkung auf Körperliches, das in einen bedeutungsvollen Zuſtand verſetzt wird, kund gibt, bedurfte es der Vermittlung zwiſchen dem Fragenden und der Gottheit. Mancherlei Art war dieſe Vermittlung. Man hatte Wahrzeichen, Träume und als Höchſtes die Einwirkung auf die menſchliche Seele. Der überlegende Verſtand war zu der Erkenntnis gekommen, daß Götter ſeien; wie ſie aber wären und wirkten, das vermochte ſich nur die Phantaſie vorzuſtellen, und darum galt die zu geſteigerter Tätigkeit der Phantaſie aufgeregte menſchliche Seele als vom Gott ergriffen und beherrſcht, und was ſie kündete als göttliche Äußerung. Die Seher und Propheten werden in dieſem Sinne Gottbegeiſterte genannt; ſie ſchauen das Kommende, gleich den Göttern, vor deren Blicken Zukünftiges ſich klar darſtellt wie Gegenwärtiges.

Verſenken wir uns in dieſe Gedanken der Alten, ſo werden wir nicht den Fehler begehen, ihr Orakelweſen als wüſte Ausartung des Aberglaubens zu verwerfen, ſondern darin tiefgläubige Annäherung an die Götter und Unterwerfung unter ihren Willen erkennen und zugleich eine Erklärung des bedeutſamen Einfluſſes der Orakel finden. Mit dem Erwachen der Verſtandestätigkeit, mit der Entwickelung der Philoſophie und dem überhandnehmenden Zweifel an den Göttern erloſch der Glaube, und mit ihm begann der Verfall der Orakel. Der Drang jedoch, das Zukünftige voraus zu wiſſen,

blieb, und die Wahrsagerei im Bunde mit krassestem Aberglauben, der schauerliche Früchte zeitigte, verdrängte die reinere Anschauung. Selbst unsere Zeit ist nicht frei vom Glauben an Wahrsagung; trotz aller Aufklärung, trotz Dampf und Elektrizität, Darwin und Häckel finden Wahrsagen und Prophezeien Anhänger bei Hoch und Niedrig, bei Gebildeten und Ungebildeten. Wir kommen hierauf zurück.

Der Trieb, die Zukunft zu erforschen, ist dem Menschengeschlecht so tief eingepflanzt, daß es kein Volk gibt, bei dem er nicht gefunden würde, und da er im Grunde genommen in der Selbstsucht wurzelt, darf seine Allgemeinheit nicht verwundern, denn der Egoismus ist dem Menschen ureigen. Das Vorauswissen des Kommenden hilft Erfolg erringen oder Schaden abwenden, kann daher nur von Vorteil sein. Je weniger inneren festen Halt ein Mensch hat, je zaghafter er sich an dem Kampfe ums Dasein beteiligt, um so ängstlicher ist er bedacht, zu erfahren, was die Zukunft ihm bringe, in der Meinung, er könne sein kommendes Schicksal lenken, wohin er es nur wünscht.

Die Pythia zu Delphi wurde durch Lorbeertrank und den betäubenden Hauch der Grotte in einen schlafwachen Zustand versetzt, den genauer zu studieren durch hypnotische Experimente gelungen ist. Die Somnambulen reden mit anderer Stimme als ihnen sonst eigen, eine wunderbar erscheinende Tätigkeit des Gedächtnisses tritt in Kraft, daß sie Stücke in fremder Sprache reden, die sie nur einmal in ihrem Leben flüchtig gehört haben; Gedanken, die ihrer gewöhnlichen Denkfähigkeit fern liegen, tauchen auf, ohne daß sie eine Ahnung haben, wo sie selbe vernommen oder gelesen, so daß man versucht wird, anzunehmen, ein anderer Geist als der ihre spreche aus ihnen. Genaue Prüfung ergibt jedoch, daß sie, wie im Traume, von Gedächtnisbildern erfüllt werden, die sie unbewußt verlautbaren. Sie sind also weder von der Gottheit erfaßt, wie die Griechen annahmen, noch von Dämonen oder vom Teufel besessen, wie die Weisen mittelalteriger Zeit wähnten, noch vermitteln sie als Sprachrohr abgeschiedener Geister Anderweltliches, wie die Spiritisten behaupten. Auch ergeht es ihnen wie der Pythia mit ihren Wahrsagungen: fügt der Zufall, daß ihre unbestimmt gehaltene Prophezeiung mit den Geschehnissen übereinstimmt, so wird der eine oder andere Fall als beweiskräftig für die Übernatürlichkeit des Vorausschauens angeführt, die Nichttreffer dagegen, die vielen Versager werden verschwiegen und vergessen. Hätte man von jeher eine gewissenhafte Statistik der eingetroffenen und der verunglückten Prophezeiungen geführt, so wäre die Herrlichkeit der Orakel schon früher zu Ende gewesen, und es hätte nicht erst des Spottes klarer Köpfe bedurft, ihnen den letzten Rest zu geben.

Aber keine Stadt wurde gegründet, keine Ringmauer erbaut, keine Schlacht geliefert, keine Ehe geschlossen, kein Schiff abgelassen, kein Handelsgeschäft unternommen, ohne einen Wahrsager zu fragen. An den Höfen der Könige übten die Zeichendeuter ihre Kunst aus; sie waren es, die sowohl aus den Sternen, wie aus Träumen und Naturerscheinungen den geheimen Sinn herauslasen, den die Götter dadurch anzeigten. Und was Gebrauch war bei den Höfen, das wurde auch im Volke gepflegt, so daß das Wahrsagergewerbe üppig gedieh.

Es waren aber nicht alle Seher Inspirierte, von den Göttern Erfaßte, wie jene, welche an den heiligen Orten unter Wahrung der Ceremonien, umgeben von dem mystischen Getriebe auf die Fragenden den Eindruck übersinnlich Erleuchteter machten, sondern die Zunft der Wahrsager war durchsetzt mit den bedenklichsten Elementen, denen es nicht darauf ankam, sich die Leichtgläubigkeit der Menge zu Nutze zu machen. Nicht schwer fiel es Gewitzigten, ebenso doppelsinnige und mehrdeutige Antworten zu ersinnen wie die Pythia selber oder die eingeübten Erbpriester der berühmten Orakel. Und da wahrscheinlich sogar zu Delphi arge Bestechung und Betrügereien nicht zu den Seltenheiten gehörten: wer wollte den Privatpropheten verdenken, wenn sie dem Beispiel der offiziellen Seher folgten? Und doch, so viel auch später gegen die Orakel und die Chaldäer geredet, geschrieben und von Gesetzgebern gewirkt wurde: das Begehren, den Schleier der Zukunft zu lüften, war jeder Einrede der Vernunft überlegen, und der unerschütterliche Glaube an verborgene Weisheit erhielt den Stand der Wahrsager und Zeichendeuter, die vorgaben im Besitze geheimnisvoller Begabung zu sein. Den klassischen Beleg für das Bestehen der Dunkel-

propheten unter stärkstem Druck der Verfolgung bietet die Hexe von Endor.

Nach Mosis Gebot hatte Saul alle Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Lande vertrieben. Daß diese seine Tat vom Chronisten ausdrücklich hervorgehoben wird, ist höchst bemerkenswert, denn als einfache Vollziehung des Gesetzes bedurfte sie keiner besonderen Betonung, sie zeigt nämlich wie der König sich dem Priestergesetze fügte, der nach seiner Salbung durch Samuel mit in fromme Ekstase geriet, daß das Volk fragte: Wie kommt Saul unter die Propheten? Saul aber emancipierte sich. Er, die Schöpfung Samuels, fühlte sich als König zu selbständig und brach mit den Priestern, mußte jedoch bald wieder klein beigeben, um das Ansehen vor dem Volke nicht einzubüßen, über das der Hoheprieſter insofern Gewalt hatte, als er die Stimme des Herrn hörte, d. h. das maßgebende Orakel verwaltete. Urim und Thummin, das an dem Schulterkleide getragene Brustschild, war der Orakelapparat, der befragt wurde und Antwort gab. Einige Ausleger meinen, das Ephod — von Luther mit Leibrock übersetzt — sei nicht das Kleid des Oberpriesters gewesen, sondern ein Denkbild Jehovas, das zur Ermittlung des göttlichen Willens diente, ähnlich den in der Cella der ägyptischen Tempel verborgen gehaltenen Götterfiguren, die vor wichtigen Entscheidungen dem Pharao auf mystische Weise den Ratschluß des Gottes kund gaben; eine Ansicht, die um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen darf, als der israelische Kultus sowohl, wie die Grundidee des Tempels in vielen Beziehungen auf ägyptische Vorbilder hinweist.

Als Samuel nach Sauls Unbotmäßigkeit David zum Gegenkönig gesalbt hatte und die heimlichen Machenschaften gegen Saul ins Werk gesetzt wurden, war dem Könige das Orakel entgegen: „Der Herr antwortete ihm nicht, weder durch Träume, noch durchs Licht, noch durch Propheten.“ Der Priester Ahimelich aber fragte den Herrn für David, der in Bedrängnis sogar mit dem Ephod selbst hantierte, nachdem Saul die Priester des Herrn, die Anhänger Davids zu Nobe durch den Elomiter Doog hatte erschlagen lassen.

David sprach zu dem Priester Ab Jathar: Lange das Ephod her. Und fragte: Wird Saul gen Kegile kommen, die Stadt um meinetwillen zu verderben. Und der Herr sprach (durch das Ephod): Er wird herabkommen. Dann fragte er weiter: Werden die Bürger zu Kegile mich und meine Männer in die Hände Sauls überantworten? Der Herr sprach: Ja.

David floh, wandte sich zu den Philistern, die gegen Saul auszogen und sich auf dem Gebirge Gilboa lagerten.

Das göttliche Orakel, das Ephod, war Saul nicht mehr zugänglich, es stand seinem Nachfolger bei, und so blieben ihm in seiner Ratlosigkeit vor der entscheidenden Schlacht nur die Zeichendeuter und Wahrsager. „Suchet mir ein Weib, die einen Wahrsagergeist hat,“ sprach er und siehe da, seine Knechte wußten ein solches, obgleich der König, als er noch im Sinne der Priester regierte, alle, die durch unerlaubte Magie dem hohepriesterlichen Orakel Konkurrenz machten und dadurch Abgötterei trieben, aus dem Lande zu jagen befohlen hatte. Nun erfuhr er selbst, wie sein Gebot nicht mächtig genug gegen die heimliche Wahrsagerei gewesen war, und machte es gerade so wie das Volk und ging zur Hexe. Das Weib von Endor, eine Totenbeschwörerin und Traumrednerin, ließ den Geist Samuels durch ihren Mund sprechen, die ihm den nahen Untergang verkündete. Wie David noch des öfteren das Ephod befragte, das findet man im 1. Buche Samuelis, und daß die Wahrsager bei ihrer Kunst sich ausschlaggebender Bildnisse oder hölzerner Stäbchen bedienten, geht aus der Stelle Hosea 4, 12 hervor, wo es heißt: „Mein Volk fraget sein Holz und sein Stab soll ihm predigen.“ Diese Kunst ward jedoch als Abgötterei von den Priestern mißbilligt.

Es war nicht allein der gotterfaßte Seher, dessen Rede die Zukunft enthüllte, sondern auch Tiere und unbelebte Gegenstände konnten, von den Unsichtbaren durchdrungen, zu Verkündern des Bevorstehenden werden.

Es war nicht nötig, daß die Götter sich mitteilten, denn die Dämonen und die abgeschiedenen Seelen hatten ebenfalls Kenntnis von der Zukunft, ja man schloß aus den Prophezeiungen der Begeisterten, daß jede menschliche Seele im stande wäre, die Zukunft zu erschauen, daß sie jedoch durch Leidenschaften und Begierden verblendet sei. Denn so wie die Sonne nicht dann erst glänzend wird, wenn der Nebel entflieht, sondern beständig

glänzt und uns bloß im Nebel und Dunst nicht hell und klar erscheint: ebenso erhält die Seele nicht erst dann, wenn sie dem Körper entflieht, die Kraft des Vorhersehens, sondern besitzt sie von Anfang an und wird nur durch ihre Vermischung und Vereinigung mit dem Sterblichen getrübt.

Dieser Gedankengang führte dahin, unschuldige Kinder für hellsichtiger zu halten, als selbst die durch Fasten und heilige Waschungen gereinigten Priester und Priesterinnen; deshalb wurden Kinder vielfach zur Weissagung benutzt, indem man sie durch Manipulationen, die zur Erzeugung der Hypnose geeignet sind, in schlafwachen Zustand versetzte. Apulejus schreibt: „Denn ich überlege bei mir selbst, daß der menschliche Geist, zumal der kindliche und einfache, durch Gesänge (Suggestion) oder durch Einfluß von Gerüchen (narkotische Dämpfe) betäubt und zur Vergessenheit der Gegenwart gebracht werde."

Doch das Lallen der hypnotisierten und narkotisierten Kinder genügte nicht. Das Wahrsagen aus den Eingeweiden der Opfertiere, das überall im Schwange war, wo blutige Opfer stattfanden, wurde auf die vermeintlich den Göttern näher stehenden Kinder ausgedehnt. Heliogabal ließ von seinen Magiern täglich Knaben schlachten, deren Eingeweide er besichtigte, um daraus die Zukunft zu lesen, und ebenso machte es Didius Julianus. Kaiser Valerianus untersuchte die Eingeweide Neugeborener, Maxentius aber ging noch weiter, indem er von seinen Magiern die Leiber Ungeborener aufschneiden ließ. Zu solchen Greueln war die einst reine Auffassung des Orakelwesens entartet.

In Rom, wo nicht nur die Schätze der besiegten Völker zusammenflossen, sondern auch die Gebräuche der Unterjochten sich mit den Sitten der Weltbeherrscher mischten, wurde von Magiern des Orients alle Art von Wahrsagung betrieben. Sie weissagten aus dem Wasser, der Luft, aus Sternen, Lanzen, Becken, Äxten, Vogelflug, Blitzen, Winden und beschworen Tote. Nero, bei dem der Herrscherwahnsinn der Cäsaren ungemildert zum Ausbruch kam, wünschte nichts sehnsüchtiger, als den Göttern befehlen zu können, und prüfte daher die magischen mantischen Künste, wozu ihm, dem Tyrannen, alle nur denkbaren Hilfsmittel zu Gebote standen. Das Ergebnis seiner eingehenden Forschungen war, wie Plinius berichtet, ein ungeheurer und unzweifelhafter Beweis von der Falschheit jener Künste, und je deutlicher er zu erkennen meinte, daß die Götter sich nicht um das Los der Menschen kümmerten, um so tiefer sank er in die Wollust der Grausamkeit und mordete ohne Furcht vor dem Urteil der Ewigen.

Das Christentum machte allerdings nach und nach derartigen Ausschreitungen ein Ende, jedoch den Aberglauben der Wahrsagerei vermochte es nicht auszurotten. Es leugnete nicht die Orakel und magischen Künste der Heiden, schrieb sie aber dem Teufel zu, der bisweilen die Wahrheit sage, um die Unvorsichtigen um so gründlicher nicht nur in Irrtum, sondern in ewiges Verderben zu ziehen. Ja die Christen verschmähten es selbst bisweilen nicht, sich bei heidnischen Göttern Rats zu erholen, in Rom ebensogut wie in Deutschland, wo man trotz der erhaltenen Taufe es mit den alten Göttern nicht verderben wollte. Denn gar gewaltig ist die Vergangenheit und sproßtreibend in den Überlieferungen.

Im Leben der Germanen hatten die Orakel die größte Bedeutung. Sie schrieben den Frauen, zumal den Jungfrauen, heilige, vorausschauende Begabung zu und verehrten ihre Prophetinnen wie Gottheiten. Weissagerinnen reisten im Lande umher und verkündeten den Leuten die Lebensdauer und das Schicksal, wofür sie reichen Lohn erhielten. Vor einer Schlacht wurden sie befragt, und nach ihren Sprüchen richteten sich die Heerführer.

Aber auch aus den Eingeweiden der Opfertiere und aus dem Vogelfluge erdeuteten die alten Germanen das Bevorstehende und hielten ganz besonders auf das Werfen der Lose. Sie zerschnitten einen Zweig von einem Fruchtbaume in mehrere Stäbchen, in die sie Schriftzeichen — Runen — ritzten und auf ein weißes Gewand warfen. Aus der Lage der Stäbchen deutete der Kundige, nachdem er zum Himmel blickend die Götter angerufen hatte, die Gunst oder Ungunst der Zeichen.

In dem Woytansliede der Edda wird von Odin, dem Allvater selber, erzählt, wie er die wahrsagenden Stäbe wirft. Es handelte sich um nichts Geringes, denn durch bange Träume Baldurs geschreckt, ahnen die Götter, daß dem lichten Gott der Tod und dadurch ihrer aller Untergang bevorstehe.

Da macht sich Odin auf zur Unterwelt, wo die weissagende Wala im Grabe ruht. Nach Norden gewendet legt er Runenstäbe, aber ihm sagen die stummen Hölzer nicht genug und deshalb zwingt er mit gewaltigem Zauberliede die Weise, aus dem Todesschlafe zu erwachen, die ihm in bilderreicher Sprache kündet, daß Baldurs Stätte in Hels dunklem Reiche bereitet ist. Es spiegelt sich in diesem Loswerfen und Beschwören die Anschauung der Alten wieder, die das Wort der Prophetinnen höher stellten, als die durch Runenstäbe erhaltenen Zeichen, und gleichzeitig ihr unbedingtes Vertrauen zu den Weissagungen, denn es ist ihr höchster Gott, der durch Traumvordeutung beunruhigt, in Sorge um das Schicksal der Götter die weise Wala aufsucht, wie die Menschen die Wahrsagerin. Die Göttersagen aber sind Abbilder des Menschenlebens.

Das Werfen von Runenstäben hat sich, wenn auch in veränderter Form, auf Island erhalten, wo allerdings nicht Zweigstücke benutzt werden, sondern aus Schafknochen verfertigte Würfel, die Wala genannt werden und somit den Namen der alten Seherinnen tragen. Die Isländer würfeln damit, um künftige Dinge zu erforschen, wobei die Formel „Sag thu mer that Vala“ (sag du mir das Wala) gesprochen wird. Je nachdem die eine oder andere Seite des Würfels durch den Wurf nach oben kommt, bildet man sich nach bestimmten Regeln die Orakelantwort. Eine ähnliche Entscheidung durch geworfenes Los haben wir in dem bekannten „Kopf oder Bild“, wobei eine Münze den Runenstab vertritt.

Den vollständigsten Ersatz haben jedoch die Runenstäbe in den Spielkarten gefunden, die für alle Sibyllen, welche das Wahrsagen geschäftsmäßig betreiben, das beliebteste Handwerkszeug sind, das nicht minder von Unzähligen zu Rat gezogen wird, wenn sie auf eigene Hand Fragen an das Schicksal stellen und durch die bunten Blätter beantworten lassen.

Die beiden Hauptfarben, Rot und Schwarz, entsprechen dem Hell und Dunkel, Tag und Nacht, Ja und Nein, Glück und Unglück, den uralten einfachsten Elementen der Wahrsagerei. Alles was in der Mantik auf das Licht deutete, mit den Lichtgöttern in Beziehung zu bringen war, galt als bejahend und erfolgverheißend, was sich der Nacht zuneigte und den Göttern der Unterwelt galt für verneinend und unglückkündend. Die vier Zeichen der Karten lassen mannigfache Abstufungen zu, die Bilder und Zahlen ermöglichen weitere Scheidungen, so daß ein ganzer Kodex von Gut und Böse in den zweiunddreißig Blättern eines Spiels erhalten ist, dem die Kartenschläger folgen. Da nun ferner die Bedeutung der Karten durch ihre Lage und durch die nebenliegenden Blätter erhöht oder erniedrigt wird, so ergeben sich unzählige Kombinationen, deren Deutung zuweilen mit den Ereignissen übereinstimmt, zumal wenn, wie dies meist der Fall ist, die gewöhnlichsten Vorkommnisse mit allgemeinen Redensarten verschwommen vorausgesagt werden. Dahin gehören Prophezeiungen wie: „Sie werden erreichen, was Sie wünschen.“ — „Sie werden Verdruß haben.“ — „Eine frohe Nachricht steht Ihnen bevor.“ — „Sie erhalten ein Geschenk.“ — „Eine Reise ist in Aussicht.“ — „Ihnen passiert etwas Unverhofftes“ und was dergleichen mehr ist. Trifft eine solche Prophezeiung ein, dann heißt es, die Karten haben wahrgesagt, ereignet sich dagegen nichts, was nachträglich in die Voraussagung hineingepaßt werden kann, wird des Mißerfolgs nicht weiter gedacht. Man erzählt nur von der einen Gewinnnummer, die einmal einer geträumt haben soll, von den hunderttausend erträumten Nieten schweigt die geschwätzige Menge, und in dieser falschen Buchung, die nur das Gewinnkonto ausfüllt, das Verlustkonto aber niemals belastet, liegt das Geheimnis des unerschütterlichen Glaubens an die Wahrsagerei, die dem Drange nach der Erkenntnis des Zukünftigen und der Meinung, sein Schicksal lenken zu können, wenn man den Gang der Dinge vorauswüßte, entgegenkommt. Der Mensch hofft so lange er lebt; seiner Hoffnungen gewiß zu werden, dazu soll die Wahrsagung verhelfen. Da nun die alten Orakel abgetan sind, die Astrologie durch die wissenschaftliche Astronomie unmöglich gemacht wurde, das Reden in schlafwacher Ekstase nur in spiritistischen Cirkeln gepflegt wird, der Kaffeesatz ebensowenig ernsthaft genommen wird wie das Blei- und Eiweißgießen, so ist das Kartenschlagen — das verbesserte Werfen der Runenstäbe — das gebräuchlichste Mittel zur Erforschung der Zukunft geworden.

Wahrsagerinnen, die aus den Karten prophezeien, gibt es überall, auf dem

Lande, in den Städten. Es ist kein Mangel an Nachfolgerinnen der weisen Walas, und etliche von ihnen machen sogar glänzende Geschäfte. Das sind solche, deren Kundschaft sich aus der vornehmen, gut zahlenden Welt rekrutiert. Eine der berühmtesten ihrer Zunft war die Lenormand, die, einst in der Gunst Josephinens geborgen, sich in politische Umtriebe einließ und deshalb 1809 des Landes verwiesen wurde. Sie schrieb ein Buch, das ihre Prophezeiungen enthielt, den Sturz Napoleons und die Wiedereinsetzung der Bourbonen, gab es jedoch nicht vor den Ereignissen heraus, sondern erst nach der Restauration im Jahre 1815, so daß auch bei dieser gepriesensten aller modernen Prophetinnen der Verdacht des Schwindels mehr Berechtigung hat als die Glaubwürdigkeit ihrer Souvenirs prophétiques d'une Sibylle. Nicht zu übersehen ist die Einmischung der Lenormand in die Politik, denn es ist nicht allein das Gewerbe des Kartenschlagens, das die Wahrsagerinnen betreiben, sondern dieses dient ihnen gar häufig nur als Deckmantel von Heimlichkeiten. Haben sie erst das Vertrauen ihrer Klientinnen gewonnen — und das ist leicht erworben, da die Ratsuchende der Ratenden williges Ohr leiht — so gibt sie Mittel und Wege an, drohendes Unheil abzuwenden. Sie hat die Adressen von gefälligen Geldverleihern, sie kennt Kurpfuscher, die Krankheiten behandeln, sie steht mit Weibern in Verbindung, die gewissenloseste Hilfe leisten, sie vermittelt die Annäherung zwischen Liebenden, sie kuppelt, treibt auseinander, säet Zwietracht und Mißtrauen und rupft die Leichtgläubigen. Noch vor kurzem wurde eine Wahrsagerin vor der achten Strafkammer des Berliner Landgerichts I zu einer Zuchthausstrafe von zwei Jahren und sechs Monaten verurteilt, weil sie mit Hilfe der Karten und allerlei Urkundenfälschung einem heiratslustigen Witwer nach und nach fünfzehnhundert Mark abgeluchst hatte, und schwer war es zu entscheiden, was mehr zu bewundern sei, die Geriebenheit der Kartenlegerin oder die schier polizeiwidrige Einfalt der gröblich Betrogenen, die dem sogenannten gebildeten Mittelstande angehörten.

Die willfährigsten Opfer finden die Kartenlegerinnen unter den Dienstmädchen, die sie als harmlose Verkäuferinnen von Pantoffeln und Kurzwaren aufsuchen, wenn die Herrschaft bei Tische sitzt und sie in der Küche vor Überraschungen sicher sind. Das Kartenspiel, das schmierige, ist bei der Hand und das Wahrsagen beginnt. Mit Andeutungen, daß sie es nicht gut hätte, daß ihr Ärger mit der Madame bevorstände, daß ein Wunsch, den sie hege, ihr vereitelt würde, gewinnt sie das Vertrauen der Küchenfee. Denn da der Ärger so sicher ist wie zweimal zwei vier, ein Extraurlaub leicht einmal durch Verhältnisse unmöglich wird und die Unzufriedenheit sich einstellt, sobald sie geschürt wird: verkünden die Karten gar leicht irgend ein Vorkommnis in der eng begrenzten Welt der geistig Beschränkten.

Die Frau kommt wieder; sie geht weiter, vorsichtig aber zielbewußt. „Lange bleiben Sie nicht hier, Fräulein. Na und wenn Sie sich verändern wollen, ich weiß einen schönen Platz für Sie. Lassen Sie sich nur nichts gefallen."

Die Frau des Hauses begreift nicht, weshalb ihr Mädchen muckisch und aufsässig wird. Verstimmung tritt ein, und der von der Kartenschlägerin vorausgesagte Krach bleibt nicht aus. Kündigung; das Mädchen nimmt einen anderen Dienst an, den ihr eine Freundin der Wahrsagerin vermittelt. Den Mietsthaler aber, auf den es abgesehen war, teilen sich die Sibylle und die Mägdemaklerin.

Auch Verehrer, solide Freier mit ernsten Absichten ersieht das Weib aus den Karten: „Sie werden jemand begegnen, dem Sie gefallen, aber er sieht auf das Äußere. Ich weiß jemand, der gibt Ihnen die feinsten Goldsachen auf Abzahlung; billig und gediegen. Sie machen Ihr Glück."

Der Goldwarenmann wird in Nahrung gesetzt, er hängt dem Mädchen wertlosen Schmuck für viel Geld in kleinen Raten auf, und die Wahrsagerin bezieht von ihm reichliche Prozente.

Viel üblen Rat erteilen solche Kartenschlägerinnen, die es verstehen, die Leichtgläubigen befangen zu machen, so daß das scheinbar im Scherz begonnene Kartenlegen ins Elend und Verderben führt. Sie erwecken den Leichtsinn durch Vorspiegelung besseren Fortkommens, sie verleiten zur Unehrlichkeit, sie hetzen auf, sie kuppeln, sie richten zu Grunde. Wenn daher die Polizei ein wachsames Auge auf die Kartenschlägerinnen richtet, so geschieht das nicht wegen der

Studienzeichnung von J. H. Fragonard im Museum zu Besançon.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Digitized by Google

Wahrſagerei, ſondern wegen des damit verbundenen unheilſtiftenden Nebenbetriebes, der auf Ausbeutung Unerfahrener und Vertrauensſeliger hinausläuft. Eine Hausfrau, die es gut mit ihren Dienſtboten meint, folgt hierin dem Beiſpiel der Behörde und überwacht die Schwelle ihrer Wohnung.

Der Wahrſagerei ein Ende zu machen, dahin wird es nie kommen, immer wieder tauchen Wundergeſchichten von merkwürdigen Prophezeiungen und ihrer Erfüllung auf, und der Glaube an die Möglichkeit der Vorausſagung feſtigt ſich aufs neue. Reich iſt die Literatur an ſolchen Wunderberichten, noch reicher die mündliche Überlieferung, und mit jeder neuen ſcheinbaren Beſtätigung erhalten die alten Beiſpiele wiederum unerſchütterliche Beweiskraft bei allen, die Luſt an geheimnisvoller Übernatürlichkeit haben. Ein ſcharfſinniges Erraten des Zukünftigen, ein Schließen auf eintretende Möglichkeiten aus vergangenen oder gegenwärtigen Verhältniſſen gelingt klugen, mit weitem Blick begabten Geiſtern, die jedoch mit den Wahrſagern nicht zu verwechſeln ſind. Aber derart vorausſchauender Verſtand iſt ſelten. Ihm ſind ſicherlich manche der Orakelſprüche zuzuſchreiben, die auf die Geſchicke der Völker in alter Zeit einwirkten, wußten doch die Führer, daß der Spruch der Pythia das Heer und das Volk mit Vertrauen auf den Erfolg erfüllte, und daß der Glaube an die eigene Kraft und den Sieg der beſte Bundesgenoſſe war. Auch heute fehlt es nicht an politiſchen Orakeln. In den Leitartikeln der Zeitungen wird das Wohl und Wehe der Völker, einerlei ob es Inneres oder Äußeres betrifft, gar oft mit einer Überzeugung vorausgeſagt, als wäre die Redaktion im Beſitze des delphiſchen Dreifußes, verfolgt man jedoch daraufhin den Gang der Ereigniſſe, ſo ergibt ſich, daß den Sterblichen die Zukunft ein Buch mit ſieben Siegeln iſt, die zu löſen nur die Zeit Gewalt hat.

Aber auch die Unzulänglichkeit dieſer Orakelſprüche wird mit dem Tage vergeſſen, der ſie brachte, und ſo nimmt das Wahrſagen und Prophezeien kein Ende.

Drei Gedichte.

Von

Carl Bulcke.

Volkslied.

Macht Jugend verſtändig,
Macht Kranke geſund,
Macht Tote lebendig
Dein rot roter Mund.

Macht Kinder aus Greiſen,
Kehrt Trauer in Scherz,
Macht Narren aus Weiſen
Dein leicht leichtes Herz.

Und weiß doch nicht einer,
Wie traurig ich bin, —
Macht elend zum Sterben
Dein falſch falſcher Sinn.

Und wieder . . .

Und wieder wird im Blütenſtaat
Sich jedes kahle Stämmchen freuen,
Der Sämann wird die goldne Saat
Bedächtig in die Schollen ſtreuen,

Die Schwalbe, die am Dach gewohnt,
Sie zwitſchert bald in Abendröten,
Und wieder wird im Frühlingsmond
Ein Heer von Nachtigallen flöten,

Und wieder beugen blütenſchwer
Sich hoffnungsſelige Herzen nieder, —
Ich ſeh's ſo oft . . Mir bangt ſo ſehr,
Mir bangt ſo ſehr, ich ſeh's nicht wieder . .

Hände.

In die früh des Todes Male
Scharfgezeichnet ſich verwoben,
Hände, die des Lebens Schale
Früh zum jungen Munde hoben,

Hände, die in dunklen Nächten
Kühl geworden und erblaſſten,
Die ſich müde nun verflechten
Und in ſtillem Schoſſe raſten,

Hände, die in Glück und Ende
Meine heißen Küſſe tranken, —
Liebe fromme Frauenhände,
Laſſt euch danken!

Die kleinen Elektrotechniker am Röntgen-Apparat.

Mechanisches Spielzeug.

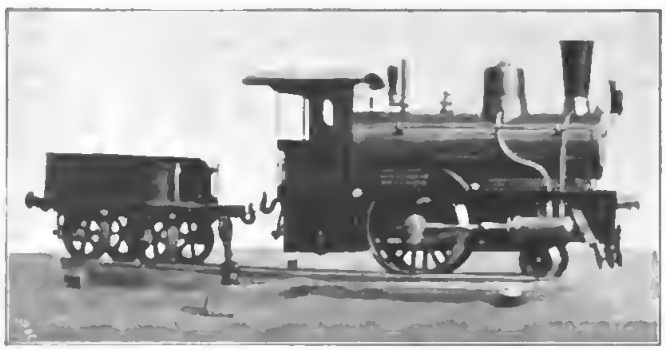
Von

Hanns von Spielberg.

Mit fünfzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Das erste mechanische Spielzeug, das ich — und wahrscheinlich jeder von uns — in der schönen goldenen Jugendzeit kennen lernte, war der Kreisel, der einfache, durch das Abziehen der aufgerollten Schnur in Bewegung gesetzte Kreisel. Er ist wohl auch eines der ältesten Spielzeuge überhaupt. Ich erinnere mich noch heut meiner Wonne über den Kreisel, den mir unser alter Schäfer, das Faktotum auf dem väterlichen Gut, verfertigt hatte, und ich glaube kaum, daß meine Kinder mit den buntbemalten, brummenden, musikalischen Kreiseln so schön gespielt haben, wie ich mit dem schlichten hölzernen Dingelchen. Schon die erwartungsvolle Freude, unsern alten Christian vor seiner kleinen Drehbank am Werk zu sehen, mit ernster, wichtiger Miene, und wie er dann den Kreisel zum erstenmal auf dem lehmgestampften Fußboden seiner Stube vor mir tanzen ließ — es war großartig.



Lokomotive neuester Konstruktion mit Tender.

Unserem nachdenklichen Christian verdanke ich es wohl überhaupt, daß ich früh ein wenig „Bastler“ wurde. Ich kann

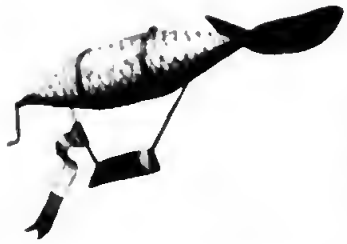
nicht sagen, daß ich mein neuentdecktes Talent gerad in löblicher Weise anwandte; meine unzähligen, aus alten Zigarrenkisten angefertigten Vogelfallen wenigstens würden sicher den gerechten Zorn jedes Tierschutzvereinlers herausgefordert haben; die ebenso unzähligen Kähne, die ich mir schnitzte und mit der unglaublichsten Takelage ausstattete, ließen Stiefel und Höschen häufig eine so intime Bekanntschaft mit den verschiedensten Pfützen machen, daß meine Mutter ebenso energisch, wie erfolglos dagegen einschritt; und mein starker Wissenstrieb nach dem „wie's innen aussieht", verschonte sogar die als Rarität hochangesehene Kuckucksuhr im Wohnzimmer nicht. Aber schön war es doch! Als mein Vater auf die unglückliche Idee kam, eine große Dampfschneidemühle auf dem Gut zu bauen — sie steht heute noch als halbe Ruine — bauten wir Jungens natürlich auch eine. Nach reiflichem Überlegen erkoren wir uns dazu als besonders geeignetes Bauterrain das liebliche Gelände unter dem Eßtisch. Wie es war, weiß ich nicht mehr; aber daß wir die Klammern und Haken der Schiebevorrichtung in höchst ingeniöser Weise unter Anwendung einer bezaubernden Menge von Bindfaden benutzten, dessen erinnere ich mich noch deutlich. Und noch deutlicher, daß mein Vater eines Morgens unter den Tisch guckte, wo wir auf den Bäuchen lagen und gerade eine Reihe Nägel in das Parkett hämmerten, daß er meinen Bruder Fedor am linken und mich am rechten Ohr hervorzog und uns einige von jenen Katzenköpfen applizierte, die eben unvergeßlich sind.

Ein wenig „Bastler" bin ich immer geblieben und hab's nie bereut. Ich habe selbstverständlich uns Geschwistern ein Puppentheater zurechtgebastelt und als Tertianer

Der Kinder-Kinematograph: „Jetzt kommt der Kaiser . . ."

Cäsars Rheinbrücke, habe gepappt und laubgesägt und zwei Drittel meines Taschengeldes für meinen Handwerkskasten ausgegeben. Mancherlei Gutes ist bei all dem doch haften geblieben für das praktische Leben. Und wenn's nichts anderes wäre: Ich weiß wenigstens mit einem Kistendeckel freundschaftlich umzugehen, einen Nagel ordentlich in die Wand zu treiben und sogar gelegentlich ein widerspenstiges Schloß zu zähmen. Höchst einfache Dinge, die aber schon so manchem das Leben verbitterten.

Ich bin auch immer ein Freund von all dem geblieben, was ich unter dem



Ballon Santos Dumont.

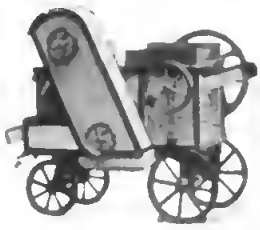
Sammelnamen der „mechaniſchen Spielzeuge“ zuſammenfaſſen möchte. Noch heute bleib' ich, wenn ich zur Weihnachtszeit durch die Straßen ſchlendere, regelmäßig vor den Auslagen der Spielwaren-Handlungen ſtehen, und mein Auge haftet an den kleinen Wunderwerken einer Induſtrie, die wir in unſerer Jugend noch gar nicht kannten. Sie iſt ja auch wirklich ſeitdem erſt entſtanden und gerade auf deutſchem Boden mächtig herangewachſen. Ehedem wurde wohl auch, beſonders in Paris, einiges mechaniſches Spielzeug gefertigt, aber faſt nur als Luxus für die Allerreichſten. So ließ die Kaiſerin Eugenie für ihren armen kleinen Lulu im Parke von St. Cloud eine entzückende Miniatur-Eiſenbahn bauen, mit einem richtigen Lokomotivchen, mit einer Brücke, einem Tunnel und allem Zubehör. Die heutige deutſche Induſtrie für mechaniſche Spielwaren aber erzeugt für verhältnismäßig billige Preiſe allerliebſte Artikel, die in die ganze Welt hinausgehen. Ihre Hauptſitze liegen in Mittel- und Süddeutſchland. Nürnberg, die alte Spielwarenempore, ſteht dabei immer noch an der Spitze.

Die Geſchäfte, welche mechaniſche Spielwaren erzeugen, verfolgen die Fortſchritte der Technik, der Wiſſenſchaft mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Wo irgendwo, irgendwie eine neue Erfindung von allgemeinerer Bedeutung auftaucht, iſt ſie ſchnell hinterher, ſie für ihre Zwecke zu aptieren. Sie bildet den Kinematographen ſo gut nach, wie die neueſte Lokomotive, die Siemens & Halske oder die A. E. G., die Allgemeine Elektrizitätsgeſellſchaft, für die probeweiſen Schnellfahrten auf der Militär-Eiſenbahn konſtruieren, den „lenkbaren“ Luftballon des Grafen Zeppelin oder von Santos Dumont; ſie ſucht das Allerneueſte auf dem Gebiet elektrotechniſcher Forſchung ſich nutzbar zu machen, nimmt die Röntgenſtrahlen ſo gut in ihr Programm auf, wie die letzten Neuerungen des Schiffsbaues.

Man darf das alles nun freilich nicht überſchätzen. Zum großen Teil ſind es doch eben nur äußerliche Nachbildungen, die dieſe Induſtrie ſchafft und ſchaffen kann, ſie gibt z. B. nur die Geſtalt einer elektriſchen Schnellokomotive wieder, ſtellt als Triebkraft aber ein Federwerk hinein. Wer da glaubt, ſeinen Herrn Filius durch das Geſchenk eines derartigen Spielzeugs in die profundeſten Geheimniſſe der Technik einführen zu können, irrt ſelbſtverſtändlich. Spielzeug bleibt eben Spielzeug — und das iſt wahrhaftig gut! Aber der Knabe, der ſolch Spielzeug in die Hand bekommt, erhält doch immerhin eine Anſchauung von dem Gegenſtand, den es vorſtellen ſoll; er wird darauf hingeführt, ſich mit ihm geiſtig zu beſchäftigen, er gewinnt, je länger deſto mehr, Intereſſe für ein ihm neues Gebiet.

Ich habe an meinem eignen Jungen dieſe Erfahrung gemacht. Ich ſehe ihn noch mit der erſten kleinen Dampfmaſchine, die ich ihm ſchenkte, ſpielen; zuerſt faſt gedankenlos am luſtigen Drehen des Schwungrades ſich vergnügend, dann doch bald fragend: „Wie geht das zu! Bitte, erklär' mir das!“ Und ſo primitiv das Ding war, die Grundprinzipien der Dampfmaſchine konnte ich

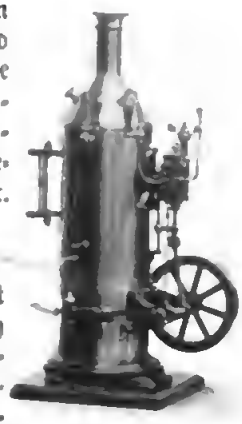
„Aufgepaßt . . . da oben . . . der Ballon!“



Dreschmaschine

ihm doch an der Maschine erörtern. Nicht lange, und er wollte noch mehr wissen. Ich erzählte ihm dann von der Geschichte der Dampfmaschine, ich holte schließlich ein Buch aus meiner Bibliothek — und war erstaunt, wie schnell er jetzt eine einfache Konstruktionszeichnung verstand. Ehe die Weihnachtsferien beendet waren, mußte ich — er ließ nicht nach — mit ihm in eine Fabrik gehen und ihm eine wirkliche Maschine im Betrieb vorführen.

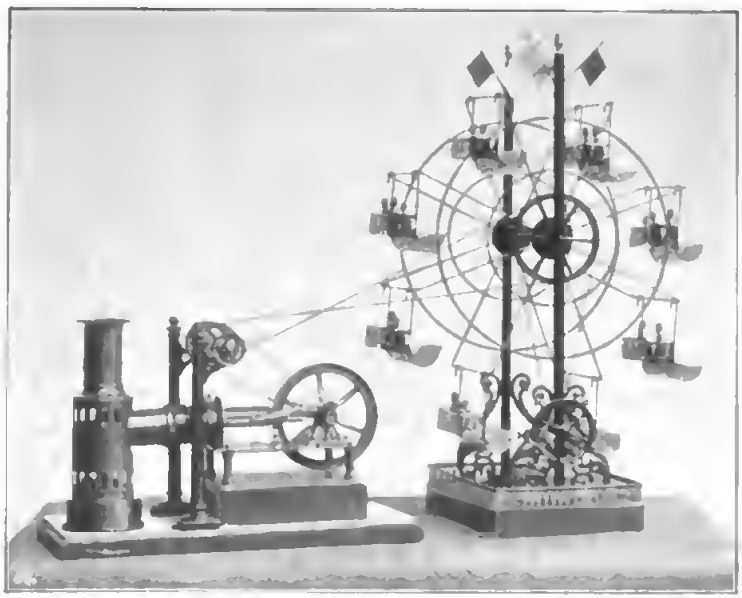
Gerade Dampfmaschinen stellt heute nun allerdings die Spielwarenindustrie in so vollendeter Weise her, daß man kaum noch von einem Spielzeug, daß man eigentlich von einem Modell sprechen muß. Ich sah gerade im letzten Jahre in einer der größten Berliner Spielwarenhandlungen, bei Bette, Bud & Lachmann in der Leipzigerstraße, nach deren Lagerbeständen auch die diesen Artikel begleitenden Abbildungen aufgenommen wurden, Dampfmaschinen in einer so trefflichen Ausführung, daß sie auch einen Erwachsenen zum „Spielen" verleiten könnten. Wie in der Großindustrie gibt es hier Maschinen stehenden und liegenden Typs, und die Einzelheiten der Maschinchen sind bis auf die Ventile, die Steuerung, den Wasserstandszeiger hinab, sauber und exakt gearbeitet.



Stehende Dampfmaschine.

Bei derartigen guten Maschinen ist selbstverständlich auch die Gefahr einer Explosion des Kessels geringer, als bei minderwertigen. Immerhin bedingen auch sie eine sorgfältige Behandlung; wer sie Kindern in die Hand gibt, muß mindestens bei den ersten Versuchen, sie in Betrieb zu setzen, selbst zugegen sein und eine kleine Instruktionsstunde abhalten. Ganz besonders ist darauf hinzuweisen, daß die Feuerung, d. h. hier die Spirituslampe, nie entzündet wird, wenn der Kessel leer, und daß sie stets verlöscht wird, ehe das Wasser in ihm völlig verdampft ist; ebenso ist auf ordentliches Ölen aller reibenden Teile zu achten. Das sind ja dieselben Vorsichtsmaßregeln, die auch beim Betrieb einer großen Maschine unerläßlich sind.

Die Spielwarenindustrie hat nicht nur die Dampfmaschine, sondern auch moderne Motoren für die liebe Jugend ins Miniaturformat übertragen. So in allerliebster Ausführung die kesselose Heißluftmaschine und selbstverständlich auch den Elektromotor, bei dem als Kraftquelle ein kleines einfaches Element angewendet wird. Es geht aber hier wie in der großen Industrie. So instruktiv die anderen Motoren sind, die gute alte Dampfmaschine mit ihren einfachen Formen und ihrem bequemen Betrieb behauptet immer noch den ersten Platz,



Heißluftmaschine, eine russische Schaukel treibend.

iſt bei den Kindern beſonders beliebt. So ſagen wenigſtens die Spielwarenhändler, und die müſſen es ja am beſten wiſſen.

Dem Fauchen des entweichenden Dampfes, dem Spiel des Kolbens im Cylinder, dem flinken Drehen des Schwungrades zuzuſchauen, iſt ſehr hübſch — auf die Dauer ermüdet es doch. Auch Kinder wollen von ihren Maſchinen eine Arbeitsleiſtung ſehen, und auch dafür iſt geſorgt. Es gibt nicht nur verkleinerte einzelne Pochwerke, Dreſchmaſchinen, Drehbänkchen ꝛc., die mittelſt Riementransmiſſionen mit den Motoren verbunden werden können, die Spielwareninduſtrie hat vielmehr ganze „mechaniſche Werkſtätten“ geſchaffen, in deren Hallen gleich ein halbes Dutzend Maſchinchen durch die Dampfkraft in Bewegung geſetzt wird. Wie wir in unſerer Jugend wohl einen kleinen Kramladen hatten und uns als Kaufleute fühlten, ſo fühlt ſich heute der glückliche Beſitzer ſolch einer mechaniſchen Werkſtatt wahrſcheinlich als Fabrikherr. Er hat's gut — er hat keinen Lohnkampf zu befürchten, und ſeine Fabrikate werden ihm gewiß von Onkel und Tanten ohne Preisdrückerei abgenommen, ſelbſt bei fallender Konjunktur.

Vor der mechaniſchen Werkſtatt.

Jedes Jahr muß eine Neuheit bringen. Das Neueſte vom Neuen ſieht man meiſt in den letzten Wochen vor dem lieben Gabenfeſt auf der Straße der Großſtadt auftauchen. Es gibt Erfinder, die ſich während des ganzen Jahres nur mit dem Erſinnen irgend einer kleinen mechaniſchen Neuheit beſchäftigen, und es gibt unter ihnen einige, die mit einem glücklichen Gedanken ſich ein kleines Vermögen erwarben, wenn ſie ihn rechtzeitig zum Muſterſchutz anmeldeten und ſeine geſchäftliche Ausbeutung ſelbſt in die Hand nehmen konnten. Der Mann, der in Paris die uralte Geſchichte mit den beiden Ringern — „bald liegt der eine oben, bald der andere“ — auf John Bull und den Buren übertrug, hat gewiß ein ſchönes Geld verdient, und der Erfinder der kleinen

Unſere Feuerwehr!

Schildkröte, die sich dank eines aufgewickelten Gummifadens so niedlich auf dem Asphalt bewegt, nicht minder. Ich bin einmal um die Weihnachtszeit auf dem Wege von der Leipzigerstraße bis zum Bahnhof Friedrichstraße mindestens einem Dutzend Straßenhändlern begegnet, die alle denselben hopfenden Hund anpriesen und anscheinend alle Geschäfte machten. Hierbei handelt es sich um Kleinigkeiten, die nicht mehr als zehn Pfennige kosten dürfen, wenn sie „gehen" sollen. Aber auch die großen Spielwarengeschäfte gebrauchen jährlich ihre Neuheiten „größeren Stils". In jedem Frühjahr machen die Inhaber ihre Erkundungsreisen nach den Fabrikationsorten, um nachzuschauen, wer wohl dort eine besonders glückliche Idee ausgeheckt hat, etwas Neues, Eigenartiges, Originelles. Manches wird mit großen Erwartungen begrüßt und hält nicht Stich; so soll es, wie man mir erzählte, nicht nur dem Santos Dumontschen Original, sondern auch dem Miniaturluftballon à la Dumont ergangen sein. Er wußte sich die Zuneigung der Kinder nicht recht

Feuerwehr: Die große mechanische Rettungsleiter.

zu erwerben, „ging auch zu schnell entzwei". Aber das eine oder andere findet sich doch immer. In einem der letzten Jahre war's vielleicht die reizende „Feuerwehr" mit richtiger Spritze, mit allen übrigen Lösch- und Rettungsapparaten, sogar der mechanischen Leiter; heuer ist es vielleicht das „Untersee-Boot". Die Marine spielt überhaupt eine große Rolle. Der alte Liebknecht soll einmal außer sich gewesen sein, als er sah, daß einer seiner Söhne mit Bleisoldaten spielte — heute könnte gewiß mancher flottenfeindliche Reichstagsabgeordnete schaudernd die tiefeingewurzelte Passion seines Jungen zur Marine oder zum Segelsport entdecken. Zu ganzen Flotten sind die Kriegs- und Handelsschiffe in den Spielwarenläden aufgebaut. Der Neuzeit entsprechend überwiegt auch hier der Dampf, selbst die zierlichste Takelage reizt unsere Jugend nicht mehr. Torpedoboote gibt es und Kreuzer und Schlachtpanzer, die teueren Exemplare in minutiöser Nachbildung der Wirklichkeit, mit Uhrwerksbetrieb oder mit richtigen Dampfmaschinen, einzustellen

Die deutsche Flotte. Links Panzerkreuzer, rechts Torpedoboot und unten Unterseeboot.

Elektriſche Eiſenbahn mit Bahnhof.

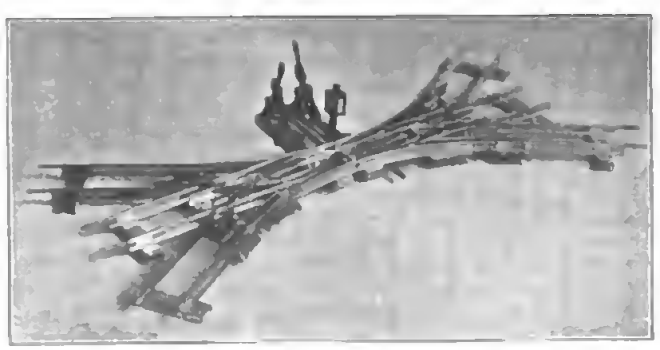
zum Geradausfahren oder zur Kreisfahrt, mit Geſchützen und Ankern und allen Schikanen. Einen „Kaiſer Friedrich“ ſah ich in dem obenerwähnten Geſchäft, der die ſtattliche Länge von 108 Zentimeter aufwies und jede Landratte zur Marinebegeiſterung bekehren könnte.

Aber tröſtet Euch, die Ihr etwa von der kommenden Generation auf Grund dieſer Erfahrung eine Flottenvermehrung ins Uferloſe befürchten könntet. Ganz ſo ſchlimm wird es nicht werden, denn die ungeheuere Mehrzahl der Jugend beherzigt doch immer noch das alte Wort „Waſſer hat keine Balken“ und ſchwärmt unentwegt für die Eiſenbahn.

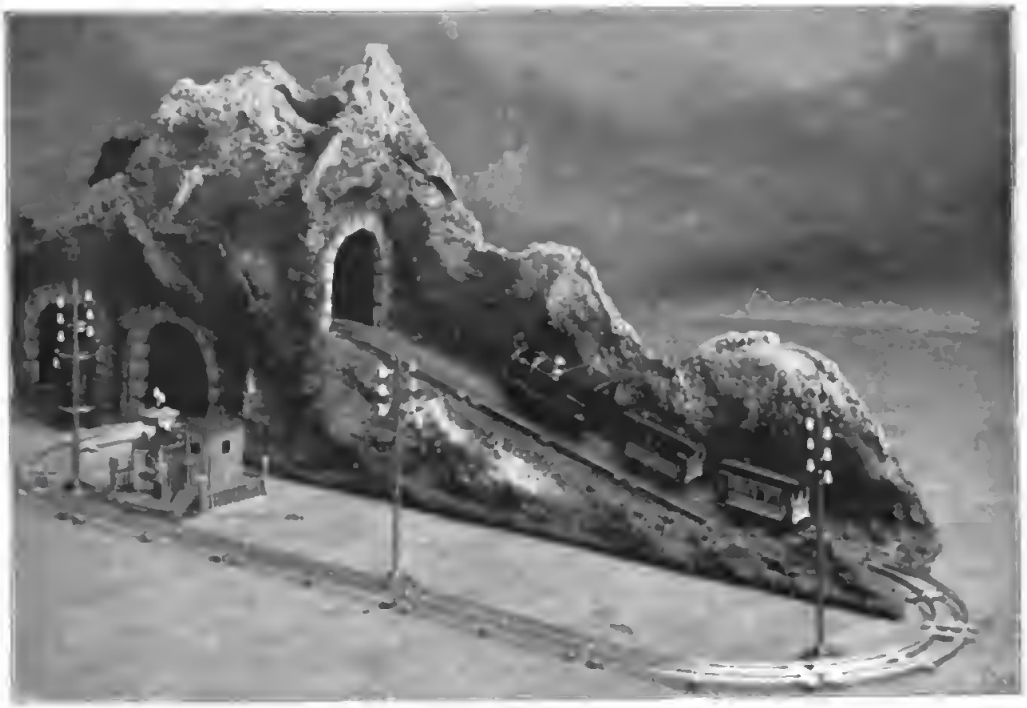
Es iſt kaum übertrieben: was dem Mädchen die Puppe, iſt dem Jungen die Eiſenbahn! In dem Geſchäft von Bette, Bud & Lachmann gibt es ein eigenes großes Reſſort nur für die Spezialitäten auf dieſem Gebiet, und ich mußte herzlich lachen, als ich zufällig hörte, wie die — man ſagt ja wohl jetzt: die „Cheffrauſe“ dieſes Reſſorts von ihren Kolleginnen als „Exzellenz Fräulein Eiſenbahn-Miniſter“ angeredet wurde.

„Exzellenz Fräulein Eiſenbahn-Miniſter“ muß aber auch mit den Feinheiten des Eiſenbahnbaues und -Betriebes genau Beſcheid wiſſen, denn ihre Abteilung weiſt eine geradezu erſtaunliche Vielſeitigkeit auf. Sie muß ein wenig Maſchinentechnikerin ſein, ein wenig von den Bahnhofseinrichtungen verſtehen, etwas Elektrotechnik ſtudiert haben, mit dem Geleisbau vertraut ſein; ſie darf ſich bei den Probefahrten, die ſie zum Gaudium von jung und alt unternimmt, ſogar durch Entgleiſungen nicht verblüffen laſſen. Denn — unter uns geſagt — Entgleiſungen kommen auch auf den Jugend-Eiſenbahnen vor, nur ſind ſie meiſt nicht von ſchwerwiegenden Folgen begleitet.

Die Überlegenheit der Eiſenbahn über faſt alle anderen mechaniſchen Spielzeuge erkläre ich mir hauptſächlich damit, daß ſie ſich, wenn einmal ein Geſchenk den Grundſtock legte, immer weiter ausbauen läßt. Wie die Mädchen für ihre geliebten Puppen heute neue Kleider, übers Jahr einen Wäſcheſchrank, dann vielleicht eine Wiege ſich wün-



Weiche mit Stellvorrichtung, Laterne ꝛc.



Die Zahnradbahn.

ſchen, ſo wünſcht ſich der Knabe zum Chriſtfeſt, zum Geburtstag, zur Belohnung für eine gute Zenſur ein neues Stück Geleiſe, eine Weiche, eine Schiebebühne, ein Bahnhofsgebäude, ein paar Signalmaſte, eine Barriere, einen Weichenturm, eine Drehſcheibe, einen D-Zug mit Schlaf- und Reſtaurationswagen. Es iſt alles vorhanden, aber wirklich alles: ſelbſt Billetts fehlen nicht nebſt der Knippszange und den einzelnen Coupons für die zuſammenſtellbaren Rundreiſehefte!

Ehedem hatten die Lokomotiven nur die aufziehbare Feder als Triebkraft. Heute gibt es die allerſchönſten Dampflokomotiven mit Spiritusheizung, und dieſe beſitzen ſowohl eine Präziſions-Schieberſteuerung, wie eine Umſteuerung zum Vor- und Rückwärtsfahren vom Führerſtand aus; da die Spiritusfeuerung keinen richtigen Rauch erzeugt, wird der Abdampf der Maſchine durch den Kamin geführt, ſodaß der „Schornſtein ſogar raucht", wie bei der richtigen großen Lokomotive. Mein Herz, was willſt Du noch mehr?

Übrigens will ich im tiefſten Vertrauen verraten, daß es ſehr erwachſene Leute gibt, die mit dieſen Eiſenbahnen ſpielen. Ich weiß

Am Bahnhof.

Digitized by Google

von einem Ehepaar in Hamburg, daß es ſich einen großen Saal für ſeine Eiſenbahn eingerichtet hat, die mit allen Fineſſen ausgeſtattet iſt und Jahr um Jahr um einige Meter verlängert wird, immer kühnere Kurven erhält, immer kompliziertere Weichenanlagen; die kleinen Lampen der Stationsgebäude und die Weichenlaternen ſind ſogar mit der Hausleitung verbunden und erſtrahlen im elektriſchen Licht. Es muß doch ein Geheimnis in dieſen kindlichen Spielen liegen, das auch die Erwachſenen reizt: als ich vor einigen Jahren eine der größten Nürnberger Fabriken für Zinnſoldaten beſuchte, nannte mir der Beſitzer eine ganze Anzahl ehrenwerter Herren in den verſchiedenſten Lebensſtellungen, die alljährlich ſeine Neuheiten für ſich, zur Vergrößerung ihrer eigenen Armeen bezogen.

Mit der Bahn im Flachlande allein iſt es aber noch nicht einmal getan. Die Spielwarenindustrie iſt auch ſchon zu Bergbahnen übergegangen. Ganz wie auf dem Rigi oder dem Pilatus ſehen wir das Geleiſe um eine dritte mittlere Schiene, die Zahnſtange, vermehrt; die Lokomotive hat ein wirkliches Zahnrad und klettert mit dem luſtig die Steigungen empor, ſauſt durch einen Tunnel, klimmt wieder bergab und löſt — noch ein beſonderer Clou — dabei automatiſch die Kanonen eines Gebirgsforts.

Wenn unſer alter Schäfer Chriſtian das ſehen könnte! Auf der Eiſenbahn iſt er überhaupt ſein Lebtag nicht gefahren, vor der Dampfmaſchine in der Schneidemühle ſtand er mit mißbilligendem Kopfſchütteln. Zur Sache würde er ſich gewiß nicht äußern, denn von überflüſſigen Worten war er kein Freund. Aber er ſinnierte ſicher vor ſich hin: ‚Na, Junker ... unſe Kreiſel war doch auch ſchön.‘ War er auch, alter Chriſtian —

Weihnachtsabend.

Von **Hermann Heſſe.**

Zeichnung von Ernſt Liebermann.

Am dunklen Fenſter ſtand ich lang
Und ſchaute auf die weiſse Stadt
Und horchte auf den Glockenklang,
Bis nun auch er verſungen hat.

Nun blickt die ſtille reine Nacht
Traumhaft im kühlen Winterſchein,
Vom bleichen Silbermond bewacht,
In meine Einſamkeit herein.

Weihnacht! — Ein tiefes Heimweh ſchreit
Aus meiner Bruſt und denkt mit Gram
An jene ferne, ſtille Zeit,
Da auch für mich die Weihnacht kam.

Seither voll dunkler Leidenſchaft
Lief ich auf Erden kreuz und quer
In ruheloſer Wanderſchaft
Nach Weisheit, Gold und Glück umher.

Nun raſt' ich wegmüd und beſiegt
An meines letzten Weges Saum,
Und in der blauen Ferne liegt
Heimat und Jugend wie ein Traum.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Wie es Sonntagskinder gibt, so gibt es auch Sonntagsdichter. Poeten dieser Art schweben stets über der Wirklichkeit, und wenn sie die Erde einmal berühren, so geschieht es doch nur im Fluge mit den Spitzen der Schwingen. Sie können einen Stoff wählen aus dem plattesten Alltagsleben, und unter ihren Händen verklärt sich das Alltägliche ins Märchenhafte, das Triviale nimmt groteske Formen an, ein bißchen Behaglichkeit wächst gleich ins Paradiesische, ein bißchen Leidenschaft gleich ins Dämonische. Kleine Mädchen, die der Realist schlicht und schnöde Backfische nennt, wandeln sich unversehens in Elfen und Nixen, ältere Damen, in denen ein hausbackener Poet nichts als gute oder böse Tanten sieht, geraten ins Sibyllenhafte oder ins Hexenhafte, und irgend ein nervöser Familientyrann nimmt sich aus wie ein Napoleon oder Tamerlan, der seinen Weltberuf verfehlt hat. Und selbst dann, wenn diese Herrschaften sächseln, oberbayerln, holsteinerln, — naturalistisch wirken sie trotzdem nicht; ihr Sächseln hat einen Anflug von holder Grazie, ihr Oberbayerln imponiert durch einen Ton rauher Erhabenheit, und ihr Plattdeutsch klingt, als ob alte Wikinger miteinander schnackten. Daß aber so ein literarisches Festgericht durchweg und in allen Fällen einen reinen Genuß böte, daß es vom Anfang bis zum Ende gleichermaßen erquicklich wäre, das möchte ich nach meinen Erfahrungen keineswegs behaupten; über dem Lesen packt einen zuweilen ein wahrer Heißhunger nach festerer Stofflichkeit, nach saftiger Derbheit, nach hanebüchener Alltäglichkeit. Ganz so wie den Durchschnittssteuerzahler, wenn er sechs Wochen lang in der Sommerfrische Table d'hote geschwelgt hat, schließlich ein unwiderstehlich Gelüst nach einem Happen einfacher Hausmannskost, einem Stück Rindfleisch ohne sauce impériale, einem Kartoffelpuffer oder Schinkenbutterbrot überkommt. Der Vergleich ist banal, aber er paßt und verdeutlicht die Sache ohne viel Umstände.

Zu den Sonntagsdichtern gehört unter den Lebenden ohne Zweifel in erster Reihe Wilhelm Jensen. Dieser Name genügt, um klarzustellen, daß der Begriff Sonntagsdichter nicht etwa eine Parallele zum Sonntagsjäger abgeben soll. Um alles in der Welt nicht. Wie die meisten Schöpfungen Jensens ist auch sein neuester Roman „Der Schleier der Maja“ (Dresden, Carl Reißner) aus Feiertagsstimmung herausgewachsen. Über dem Ganzen ruht es wie lichter Sonnenglanz, etwas von jenem Glanze, der dürren Sand wie gleißendes Gold und sumpfige Lachen in Regenbogenfarben erschimmern läßt. Zugleich ist aber auch ein gerüttelt Maß von jener Stimmung darin, die unser gutes Volk, dem das Faulenzen, das far niente nicht ganz leicht wird, mit dem Begriff Sonntagsnachmittag zu verbinden pflegt. Sie hat ihren Grund in dem breiten Behagen, mit dem der Dichter erzählt; besonders die Reden, die seine Personen führen, dehnen sich so endlos bis an die Grenze des „nicht alle werdens“ aus, daß sie hier und da sehr lebhaft oder vielmehr sehr unlebhaft, fast einschläfernd an die Weise wackerer ländlicher Sonntagsnachmittagsprediger gemahnen. Nach alledem tut der Leser, dem das Buch zu Händen gerät, wohl daran, sich nicht mit dem fiebernden Eifer, wie er bei einem Räuber- und Scharfrichterroman, aber auch nur dort, am Platze ist, über den Schleier der Maja herzumachen. Sondern er spare die Lektüre sich auf für die stillen Stunden der Weihnachtstage, die Zeit gewähren zum langsamen Auskosten all der poetischen Zartheiten, zum Auskosten Zug für Zug, in denen aber auch die langmütige Geduld zu haben ist, die vor keinem noch so lang gesponnenen Redefaden zurückschreckt. Ein Ende hat schließlich jeder, das sei von vornherein zum Troste gesagt. Nervöse Leser, die tapfer von Wort zu Wort sich durchlesen, ohne je eins zu überschlagen, werden zuguterletzt die freudige Entdeckung machen, daß sie von aller Nervosität gründlich geheilt sind.

Jensens Stil hat von jeher, ich möchte sagen, etwas Mittagshaftes. Das Leuchtende, Klare, Stille und Reife des Mittags, aber auch das Flimmernde, Blendende, Verträumte, Ermüdende des Mittags. In dem neuesten Werk des Dichters hat dieser Stil sehr deutlich das Gepräge des Altersstils angenommen, jenes Gepräge, das auch die späteren Werke Goethes so eigenartig zur Schau tragen. Jedes Wort atmet Würde, selten geht ein Satz fest und bestimmt auf sein Ziel zu, jede Behauptung wird möglichst durch eine andere bedingt und eingeschränkt, jeder Hauptzug in eine Fülle von Nebenzügen eingesponnen, Kleinstes wird mit ängstlicher Wichtigkeit behandelt, und die einzelnen Bilder sind fast durchweg mosaikartig zusammengesetzt, statt aus einem Guß. Allerhand Sonderlichkeiten machen sich herzhaft breit; der gereifte, anerkannte Dichter darf sich dergleichen erlauben. So z. B. hat sich Jensen angewöhnt, im konjunktiven Nachsatz das persönliche Fürwort fortzulassen. S. 74: „Ohne

Digitized by Google

ihre Talgkerze anzuzünden, kleidete Frede sich aus, doch blieb, als sie ans offene Fenster getreten, noch eine Weile stehen." Statt: blieb sie. S. 77: „Dieser saß wortlos zuhörend, dach sagte beim Innehalten der junge Dame." Statt: sagte er. Wer hat das Recht, einen Stilisten wie Jensen zu meistern! Und doch muß ich aus dem Rechte der eigenen Subjektivität heraus bekennen, daß ich jedesmal beim Lesen zusammengezuckt bin, wenn ich so ein armes Fürwort erwartete und es blieb aus.

Große Probleme behandelt der Raman nicht; nach tiefsinnigen Weltanschaunngsfragen, wie sie der philasaphisch klingende Titel erwarten läßt, spürt man vergebens. Ein bescheidener Alltagsdichter hätte sich mit dem Titel „Mißaerständnisse" begnügt und den Schleier der Maja ruhig im Toilettenschrank gelassen. Im Grunde ist es ein Lustspielstoff, den Jensen sich vargenommen hat, und in einzelnen Zügen hat er ihn auch lustspielmäßig durchzuführen gesucht; an anderen Stellen aber ist die Geschichte derart mit Pathos durchsetzt, daß sie als Ganzes nicht recht einheitlich wirkt, in den Tönen nicht recht zusammenstimmt. Und wie der Raman stilistisch auseinanderfällt, sa sind auch inhaltlich ganz verschiedenartige Teile ineinander geschachtelt, deren persönliche Träger nur lase miteinander verknüpft sind. Da ist zunächst die Ehegeschichte Jähnichen-Wennerberg. Der alte Graf Wennerberg sieht sich in die dringende Notwendigkeit versetzt, sein Gut Ahrenswalde zu verkaufen; sein Sahn hat falsche Wechsel in die Welt gesetzt, und es liegt dem Grafen alles daran, die Paviere wieder aus der Welt zu schaffen, ehe die Öffentlichkeit von dem Handel erfährt. Niemand aber will für das Gut den Preis zahlen, den der Graf genötigt ist zu fardern. Da gerät eines Tages Albert Jähnichen, der Sahn eines Hamburger Großkaufmanns, in die Gegend, und beim ersten Blick verliebt er sich in Erngard, die elfenschöne Tochter des Grafen. Als er von dem Ausgebot des Gutes erfährt, veranlaßt er seinen Vater, das Gut zu erwerben. Der alte Herr willigt ein, knüpft aber an sein Kaufgebot die Bedingung, daß Erngard Albert Jähnichen zum Mann nehme. Erngard erfährt, was zwischen den Vätern vorgeht, und tief empört schreibt sie dem ihrigen, daß sie allerdings bereit sei, im Familieninteresse sich zu ovfern, daß sie jedach für den ihr bestimmten Gatten, der mit Liebe und Ehe Schacher treibe, nichts übrig habe als Verachtung. Diese Verachtung aber hält nicht lange an. Als Erngard ihren Bräutigam näher kennen lernt, merkt sie bald, welchen Schatz sie in dem edlen jungen Mann gefunden hat, und ihr Herz entbrennt für ihn. Kurz hernach findet die Trauung statt, und alles scheint gut und recht zu sein. Gleich nach der Trauung aber hat der Graf den geschmackvollen Einfall, seinem Schwiegersohne den Brief zu übermitteln, den die Tachter unter ganz anderen Voraussetzungen an ihn geschrieben. Er will auf diese Weise dem bürgerlichen Eindringling klar machen, wie dankbar er seiner Frau sein müsse für das Opfer, das sie gebracht. Schmerzbewegt setzt sich Albert Jähnichen hin und schreibt seiner jungen Frau, daß er bedauerlicherweise die Trauung nicht rückgängig machen könne, im übrigen aber keinen Gebrauch von der Ehe machen und die Gattin mit seiner Person in keiner Weise behelligen werde. Da Frau Erngard den Anlaß nicht kennt, der diese Mitteilung hervorgerufen hat, fühlt sie sich bitter gekränkt und tut nichts, die Sache aufzuhellen. Van da an gehen die Gatten nebeneinander her, ahne in irgend welche Berührung zu treten. Ein Mißverständnis scheidet sie, aber wie Jensen das im Sinne der indischen Mythologie ausdrückt: der Schleier der Göttin Maja verhüllt ihnen das wahre Antlitz der Dinge, daß sie durch sein Gewebe täuschenden Schein sehen und die Wirklichkeit verkennen. Derselbe Schleier behindert auch zwei andere Persanen des Ramans in bösartiger Weise. Adela von Bargtehaide und Doktar Eugen Wegrich sind Gäste auf Ahrenswalde. Da sie nichts Besseres zu tun haben, sa beschäftigen sie sich fast ausschließlich mit dem Schicksal ihrer Wirte und suchen ein bißchen Varsehung zu spielen. Der Doktar richtet seine Arbeit darauf, die Ehe, die ihm unhaltbar erscheint, zu lösen, das Fräulein bemüht sich, wenn ich ihr eigenartiges Zickzackverfahren richtig deute, die Gatten einander näher zu bringen. Natürlich geraten sich die beiden Varsehungen des öfteren ins Haar, und jede hält die andere für beschränkt, kleinlich, töricht. Mißverständis Nr. II. oder vielmehr III., da auch der pastor loci, der sich gleichfalls in die Angelegenheit mischt, in seiner edlen Menschlichkeit verkannt wird. Die Bemühungen des Doktors und des Fräuleins verlaufen gleich ergebnislos, aber absichtslos führen die Herrschaften einen Zufall herbei, der die Ehegatten erkennen läßt, wie sehr sie der Glaube gegenseitiger Abneigung in die Irre getrieben hat. Und mit einem Male ist alles eitel Liebe, Friede, Glück, Jubel. Auch das Fräulein und der Daktar merken plötzlich, daß sie sich bislang arg verkannt haben und daß sie beide im Grunde durchaus dazu geschaffen sind, gemeinsam durchs Leben zu wandeln. Der Schleier der Maja ist zerrissen, alle Mißverständnisse gelöst. In diese Haupthandlung spielen verschiedene Geschichten hinein, die mit dem Kern mehr zusammengeheftet, als arganisch verwachsen sind. Erstens die Geschichte eines grimmigen Adelshassers, eines Müllers, der sich aus germanischer Urzeit in den Raman verirrt hat; trotz seiner Reckenhaftigkeit spielt er jedoch eine ziemlich unglückliche Rolle, da er nur gelegentlich Staffage bildet und im übrigen sa überflüssig ist wie möglich. Zweitens die Geschichte eines Blinden, eines Engels in Menschengestalt. Drittens die Geschichte van Gudrun und Herwig, frei aus dem Mittelalter ins Maderne übertragen. Mit Beibehaltung aber des epischen Stils, der zu dem Lustspielstil der Geschichte „Doktor und Fräulein" in drastigem Gegensatz steht. Jensen hat ein paetisches Element nötig, und er zieht es ahne sich über passend und nichtpassend den Kapf zu zerbrechen, sozusagen bei den Haaren in den Roman hinein. Die Mär von der nixenhaften Elfrede-Gudrun und ihrem Dichtersmann Herwig, ist nur durch einen überaus dünnen Faden mit der Ehegeschichte verknotet, aber an und für sich genammen, atmet sie einen solchen Zauber van Reinheit, Anmut,

Digitized by Google

Helle, daß sie ästhetisch als das Hauptstück des Romans gelten darf. Daß die Ehe zwischen Nixe und Dichter in eine Ehe auslaufen könnte, davon kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Kaum hat Elfrede die ersten Tropfen aus dem Liebesbecher genippt, da entführt sie der Tod in jene Gefilde, wo so unirdische Wesen wie sie sich mehr zu Hause fühlen, als auf dem Planeten, dessen Glut längst mit starrer Rinde umkrustet ist. Und sie stirbt, wie die Lieblingsgestalt eines Sonntagsdichters sterben muß. Jählings am hellen Tage durch einen Blitz getroffen. Der Dichtersmann aber ergeht sich nicht in nutzloser Klage. Im fröhlichen Egoismus seines Künstlertums ruft er aus: „Das haben die Götter mir beschieden — sie wollten mich zum großen Dichter schaffen, damit ich Dich unsterblich im Gesang auf der Erde forterhalte. Deshalb sandten sie ihre weihende Flamme auf Dich." Wie man sieht, hat auch Jung Herwig das Zeug zum Sonntagsdichter. Erhabenen Fluges schwebt er über die Wirklichkeit dahin und über die Empfindungen, mit denen sich Alltagsmenschen quälen.

Ungefähr zu gleicher Zeit mit dem Roman hat der schreib-, wort- und schaffensfrohe Dichter eine zweite Erzählung veröffentlicht, die fester im Erdboden zu wurzeln scheint, aber auch nur scheint. „Brandenburgscher Pavillon hoch!" betitelt sie sich, und ihr Schauplatz ist die ehemalige Kolonie Groß-Friedrichsburg, die der Tatendrang des Großen Kurfürsten dereinst ins Leben gerufen hat. Die Kolonie geht ihrem Ende entgegen, nur eine kleine ostfriesische Besatzung hält noch die brandenburgische Feste gegen die Holländer. Blutige Kämpfe spielen sich ab, und der den Brandenburgern verbündete Negerkönig metzelt unter den schwarzen Verbündeten der Holländer nach Herzenslust. All diese Geschehnisse aber mitsamt den patriotischen Exklamationen des Dichters bilden nur den Rahmen für eine Liebesgeschichte, die dem Dichter durchaus die Hauptsache ist. Und die mit der Phantastik, wie er sie liebt, reichlich genug durchtränkt ist. Eine junge Ostfriesin, Didde Addena, sitzt eines Tages in Emden geruhig am Fenster ihres Vaterhauses. Da wandelt ein wackrer Seemann oder vielmehr Seejüngling, Cirk Edgards, die Straße entlang, und alsbald steht das Herz der Maid in Feuer und Flammen. Als sie erfährt, daß Cirk eben im Begriff ist, sich einzuschiffen, um in Guinea, was an ihm liegt, den brandenburgschen Pavillon, die Flagge Preußens hochzuhalten, schlüpft sie rasch entschlossen in Mannskleider, entweicht dem Vaterhause und läßt sich auf dem Schiffe, mit dem Cirk Edgards fährt, als Matrose anwerben. Cirk schließt mit dem neuen Genossen ein inniges Freundschaftsbündnis, doch ahnt er ebensowenig wie irgend ein andrer etwas von dem wahren Geschlecht Diddes. In Afrika leben die beiden in engster Gemeinschaft; sie hausen, wandern, kämpfen miteinander, jeder ist für den andern zu sterben bereit. Nur des Nachts schließt sich Didde ängstlich von dem Freunde ab und riegelt sich ein. Zuguterletzt aber wird Didde in einem Kampfe verwundet, und da kommt ihr Geheimnis an den Tag. Cirk erkennt, daß es im Grunde ganz andere Empfindungen sind, als freundschaftliche, die ihn zu dem Genossen hingezogen haben, aber diese Erkenntnis hat durchaus nichts Unangenehmes für ihn. Und da nichts in der Welt hindert, daß die Freundschaft sich zu einer Ehe auswächst, so kommt die Geschichte zu dem Schluß, wie er sein soll. Trivial, aber erfreulich. Sein Sonntagsdichtertum aber bewährt Jensen durch die Leichtigkeit, mit der er sich über die Wahrscheinlichkeiten des Alltags hinwegsetzt. Es gehört eine kräftige Phantasie dazu, sich den Matrosen Didde, die Undurchdringlichkeit seines Geheimnisses und vor allem seine jähe Entschlußkühnheit vorzustellen. Im übrigen trägt die Geschichte ein schlichtes, einfaches Gepräge; nur die Reden ziehen sich wieder steppenhaft hin. Ebenso anschaulich wie poesievoll sind die Naturschilderungen; freilich überwuchern sie hier und da die magere Handlung wie Urwaldbäume einen schwindsüchtigen Baumstamm. Erschienen ist die Geschichte im Verlag von Emil Felber, Berlin.

In eigenartiger Weise verbindet sich in Jakob Wassermann, dem Dichter der „Renate Fuchs", der Romantiker mit dem Realisten. Auch er hat einen Zug ins Phantastische; seine Helden heben sich, trotz aller Realität im einzelnen, an einem gewissen Punkte über das Wirkliche, Wahrscheinliche, vor allem dadurch, daß sie als Träger, als Gefäße einer Idee diese Idee mit theoretischer Konsequenz durchführen sollen und auf diese Weise bei aller Lebendigkeit doch auch wieder konstruiert erscheinen. Aber die Phantastik Wassermanns ist eine wesentlich andere als die Jensens, sie hat etwas Mathematisches, Mechanisches, sie wurzelt mehr im Verstande, als im Gefühl. Und einen Sonntagspoeten kann man ihn nicht gut nennen, obwohl seinen Geschichten eine gewisse Idealität nicht abgeht. Dazu fehlen seinen Menschen und seinen Stimmungen das Freudige und Helle, das Verklärte und Versonnene, das sieghafte Lachen und die sieghafte Reinheit, die vom irdisch Niedrigen so gut wie unberührt bleibt und gar keiner Versuchung bedarf, um bewährt zu erscheinen. In seinem neuesten Roman „Der Moloch" (Berlin, S. Fischer) ist das Wollen unbedingt stärker als das Können oder als die Arbeitsgeduld. Eine bedeutsame Idee, die allerdings in Wesenszügen keineswegs neu erscheint, ist mit unzureichenden Mitteln zur Durchführung gekommen. Oder sie hat im Kopfe des Dichters nicht ausreifen können, und die Frucht, die sie getragen, zeigt nur in verkümmerter Weise, was sich hätte bilden können. Nur im ersten Teil meistert der Dichter den Stoff, und hier hat er auch etwas geschaffen, was ästhetisch in seiner Art vollendet erscheint. Der quellende Reichtum aber, der sich in der zweiten Hälfte dem Dichter bietet, ist nur zum geringsten Teil ausgeschöpft worden, und was er davon gibt, ist nicht geeignet, der Idee zur vollen lebendigen Körperlichkeit, zu jener bezwingenden Eindruckskraft zu verhelfen, der man sich einwandslos hingibt. Im ersten Teil schildert Wassermann die Kindheits- und Knabenjahre Arnold Ansorges, seines Helden. In Einsamkeit, in vollkommener Freiheit, ganz sich selbst überlassen, durch äußere Lebenssorgen nicht beengt,

Digitized by Google

wächst der Junge auf. In seiner Weise zeichnet der Dichter die äußeren wie die inneren Bedingungen, die zusammentreffen müssen, um einen konsequenten Idealisten, einen Menschen, der unentwegt das, was er für recht erachtet, in Tat umzusetzen sucht, eine Natur von katonischem Gepräge zu Wege zu bringen. Ein Ereignis, das den Gerechtigkeitssinn des frühreifen Jünglings empört, gibt seiner Entwicklung die entscheidende Wendung, bestimmt sein weiteres Leben und Lebenswollen. Wenigstens dem Anschein und der Absicht des Dichters nach. Daß dieses Ereignis seine Schärfe gegen die Juden wendet, eine Illustration abgibt für die Leiden, die das auserwählte Volk zu erdulden hat, das ist erklärlich, wenn der Dichter Jakob Wassermann heißt; besser hätte er jedoch wohl einen Fall von allgemeinerer, mehr typischer Bedeutung gewählt. Ausnahmefälle erregen zu leicht Zweifel an ihrer Wirklichkeitsmöglichkeit, um auf den Leser so erschütternd zu wirken, wie auf den Helden. Eine junge Jüdin wird ins Kloster verschleppt und dort festgehalten, trotzdem ihr Vater an alle Behörden, an den Minister, schließlich an den Kaiser sich wendet und überall die tröstliche Versicherung erhält, seine Tochter werde ihm zurückgegeben werden. Aber er sieht sie nie wieder, an den Mauern des Klosters bricht sich die Staatsgewalt, wenigstens im lieben Österreich, wie Wassermann versichert. Die jüdische Verzagtheit ergibt sich resigniert in das Unabänderliche, Arnold Ansorge empfindet das Geschehnis wie etwas Unbegreifliches, fast Unmögliches, als eine Schmach, die jeden trifft, der menschliches Antlitz trägt, oder doch treffen sollte. Er hat keinen Augenblick mehr Ruhe, ihn treibt es hinaus aus seiner ländlichen Einsamkeit in die Welt, in die große Stadt, um zu sehen, ob es in der Tat keine Gerechtigkeit gibt, und was an ihm liegt, für die Gerechtigkeit zu zeugen und zu kämpfen. „Wie soll man leben ohne Gerechtigkeit? Ich will sehen, hören, ob die Menschen taub sind? Manche kommen vielleicht nicht dazu, (um) nachzudenken. Jeder muß doch leicht zu überzeugen sein, wie gut das Gute ist.“ Und so siedelt der junge Mann in die Stadt über, mit dem Entschluß, ein Prophet der Gerechtigkeit zu werden. . . . Das Thema ist nun, zu zeigen, wie der weltfremde Idealist dem Moloch, dem Großstadtleben zum Opfer fällt, wie ihn die Stadt derart zerrüttet, daß er seine Lebensaufgabe ganz aus dem Auge verliert. Aber leider ist so gut wie gar kein Wesenszusammenhang zwischen dem Arnold des ersten und des zweiten Teils. Wohl spielt er eine Zeitlang in der Stadt den naiven Parsifal, der überall rücksichtslos die Wahrheit sagt. Aber das war doch nicht die Sendung, zu der er sich berufen glaubte. Und in allem übrigen zeigt er sich durchaus als eine Durchschnittsnatur von beinahe jämmerlicher Art. Es ist gar nicht abzusehen, weshalb er im ersten Teil als eine einsame, überragende Sondernatur geschildert wird, wenn er im zweiten ohne weiteres, ohne Widerstandskraft den erbärmlichsten Alltäglichkeiten erliegt. Wäre es noch eine große Leidenschaft, die ihn zermürbte, geriete er in einen Sumpf, aus dem kein Entrinnen möglich ist, — aber ihn bringen schon die trivialsten Vorkommnisse aus seiner Bahn, er erliegt Versuchungen, die eigentlich gar keine sind, er geht zu Grunde an der Anziehungskraft von — Bällen, Wohltätigkeitsbazaren und dergleichen Nichtigkeiten mehr. Vielleicht war es die Absicht Wassermanns, darzustellen, daß eine hochgestimmte Individualität durch bloße Banalitäten zerstört werden kann. Aber erstens ist das eine törichte Absicht. Und zweitens hat er sie nirgends so durchgeführt, daß die Einflüsse, die er kennzeichnet, als zwingend empfunden werden müßten. Unsere Romanschreiber machen aus der Großstadt einen wahren Popanz. Man braucht wahrlich kein Arnold Ansorge (1. Teil) zu sein, um von ihren Genüssen unverwirrt zu bleiben. Nur an einer Stelle versucht Wassermann, die Entwicklung seines Helden folgerichtig weiterzuführen. Arnold kommt in der Stadt zur Erkenntnis, daß die Ungerechtigkeit, die er erlebt hat, kein vereinzelter Fall war, daß Ungerechtigkeit überall angehäuft ist, wie Sand am Meere. Daß ihn diese Einsicht zunächst verwirrt, daß sie ihn zum Grübeln bringt, statt ihn zur Tatlust anzustacheln, das ist allenfalls verständlich. Aber daß er sich überhaupt nicht wieder zurechtfindet, das ist ein Unding, wenn er das ist, als was er im ersten Teil erscheint. Um so unglaublicher für den Leser, als er von der „Fülle der Ungerechtigkeit“ nichts zu sehen bekommt, sondern nur ganz begriffsmäßig von ihr hört. An allzuviel Worten, die nicht in lebendige Wirklichkeit, in Bilder umgesetzt sind, leidet übrigens auch die zweite Hälfte des Romans. Zu guter- oder schlechterletzt gerät Arnold in Wahrheit auf sittliche Abwege, die auch eine gesunde Natur an den Abgrund führen können. Aber da ist schon nichts mehr an ihm zu verderben. Er läßt sich in ein Verhältnis ein mit der Frau seines Oheims, des Mannes, der am felsenfestesten von Arnolds Tüchtigkeit und Begabung überzeugt ist. Diese Tatsache hat Wassermann wohl nur geliefert, um sich als waschechten Naturalisten kund zu tun, eine Notwendigkeit für die innere Entwicklung des Helden ist sie nicht, wenigstens nicht an der Stelle, wo sie zum Vorschein kommt. Allerdings, Wassermann hatte irgend etwas Entscheidendes nötig, den Roman zum Abschluß zu bringen. Und so wird das Ereignis zum äußeren Anstoß, den Helden zur Einkehr in sich selbst zu veranlassen. Den Oheim bringt die Enttäuschung, die er von seinem Weibe, vor allem aber von seinem Neffen erlebt, dem Wahnsinn nahe. Und da erhellt sich für Arnold wie durch einen Blitz, was er getan, was er versäumt, wie er sein Leben verpfuscht hat. Eine Umkehr, eine Erneuerung scheint ihm unmöglich, er der kaum Herangewachsene verzweifelt daran, jemals wieder festen Grund finden zu können. „Habe ich nicht erfüllt, wozu ich mich ausersehen hatte, so ist auf ewig verloren, was mir bestimmt war. Es ist unrechtmäßig, glücklich werden zu wollen, wenn man schlecht gelebt hat. Ich darf mich nicht schleppen mit dem Vergangenen, und ich darf es nicht hinter mich werfen.“ Und so entschließt er sich zu sterben, um mit seinem Leben die Schuld zu „bezahlen“. Das ganze Raisonnement Arnolds ist meinem

Digitized by Google

Empfinden noch eitel Sophisterei, oder es ist hier nicht der Ort, Ethik gegen Ethik zu setzen, ich muß mich begnügen, den Romon ästhetisch zu würdigen. Wie Sophisterei erscheint mir auch der Schluß, diese Gloriole, die den jungen Monn umleuchtet, sobold er sich anschickt, in den Tod zu gehen. Alles ist louter Licht, Verklärung, Abendsonnenglanz. So mog ein Held sterben, ober nicht dieser Jammermann, der nichts im Leben geleistet, der seine Toge kindisch vertödelt hot und sich schließlich ous dem Leben stiehlt, wie ein Schulbube ous der Schule, wenn er sich vor den Aufgoben drücken will. Ich sehe in dem Schluß nichts ols Schönrednerei und Theaterei, weil Form und Inhalt in gar keinem Einklong stehen. Dieser Zwiespalt ober zwischen Wort und Wirklichkeit, zwischen Absicht und Durchführung, zwischen Erwartung und Erfüllung zieht sich durch dos ganze Buch, er macht sein Verhängnis aus. Trotz oller Einzelheiten, in denen sich immer wieder der echte Poet offenbort.

Eine fröhliche Sommergeschicht nennt Fedor von Zobeltitz seine jüngste Erzählung „Der Bockfischkasten" (Stuttgart, J. Engelhorn). Aber sie bildet ouch für die Weihnachtstoge eine Lektüre vergnüglichster Art. Und in all dem Fröhlichen steckt ein ideeller Kern, der auch zu ernsten Betrochtungen anregt. Alte und neue Zeit, modernes und traditionelles Empfinden treten sich einander gegenüber. Aber wenn sie sich ouch nicht verschmelzen, so versöhnen sich doch die Gegensätze und verständigen sich. Die Geschichte ist ebenso schlicht wie mit liebenswürdigster Laune erzählt. Die Gestalten, die freilich auf literorische Neuheit und Eigenort keinen sonderlichen Anspruch erheben, sind in oller Kürze prägnant charakterisiert und wirken durchaus lebensvoll. Eine Szene vermiß ich in dem Buche. Mit dem olten Rentmeister Finok, dem unversehens ein Weinkeller ols Erbe zufällt, würde man gern eine eingehende Weinprobe halten. Es hätte sich da leicht eine Art „vhiliströsen" Seitenstücks zu den dichterischen Phantasien im Bremer Rotskeller ergeben können.

Frühe Weihnachtsahnung.

Von

Julius Havemann.

Zeichnung von Hermann Hirzel.

Aus grauen Himmeln rieselt Kühle.
Der Herbst steht da im bunten Kleid,
Im Wildwaldgrund die alte Mühle
Liegt wie von rotem Gold beschneit.
Und plötzlich durch das trübe Dämmern
Klingt es wie leises Knöchelklopfen.
Der Specht am Stamm hört auf zu hämmern,
Dann schlägt ins Laub ein Regentropfen.

An der verdroll'nen Türe drückt
Ein Schelm sich nach dem Schlüsselloche,
Mit weißem Flügelpaar geschmückt.
„Frisch Kleiner! Nochmals! Poche! Poche!" —
Da poltert's drinnen. Fort! — Im Busch. —
Und schneller fällt der goldne Regen.
Der Duft von einem Tannenbusch
Hängt märchenfüß noch an den Wegen.

Milchmädchen. Nach dem Gemälde von Prof. G. Kuehl-Dresden.

Hofansicht der Neubauten der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

Illustrierte Rundschau.

Die neuen Gebäude der Akademie der Künste in Charlottenburg-Berlin. — Das neue Stadttheater in Frankfurt a. M. — Goldschmiede-Arbeiten von Hugo Schaper-Berlin, Th. Heiden-München, K. Rothmüller-München, J. H. Werner-Berlin. — Von der Ausstellung für Reformkleidung im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus-Berlin. — Öfen und Kamine von J. F. P. Hausleiter in Nürnberg und München. — Beleuchtungskörper von der Maison moderne-Paris, der Sächsischen Broncewaren-Fabrik in Wurzen, Bing & Gröndahl in Kopenhagen, G. Gurschner in Wien. — Zu unsern Bildern.

Am 2. November wurden in Gegenwart des Kaiserpaares die neuen Gebäude der „Akademie der Künste" feierlich eingeweiht. Auch die

Hauptportal der Königl. Akademie der Künste.

Akademie folgte, nachdem ihr schon lange das alte Haus Unter den Linden zu eng geworden war, dem in Berlin herrschenden Zuge nach dem Westen, nach dem Vorort. Der Neubau liegt in Charlottenburg, auf einem fast quadratischen Grundstück zwischen der breiten schönen Hardenbergstraße, der Fasanenstraße und der Kurfürsten-Allee, bequem zu den Bahnhöfen Zoologischer Garten der Stadtbahn und der elektrischen Hochbahn. Ein mächtiger Komplex von einzelnen, aber organisch miteinander verbundenen Baulichkeiten ist es, der hier die Lehranstalten, die Hochschulen der Akademie aufnimmt — sowohl der Sektion für die Bil-

Treppenhalle zur Aula in der Königl. Akademie der Künste.

Vorraum zu einem Malerateliер in der Kgl. Akademie der Künste.

bringen eine kleine Reihe von Aufnahmen der neuen Baulichkeiten, sowohl Außen- wie Innenansichten, die von der Eigenart und wirklich liebevollen Ausgestaltung der großartigen Anlagen wenigstens eine kleine Anschauung geben. Der Bau lehnt sich in seinen Formen an den Barockstil an; der Entwurf stammt von der längst

Relief im großen Saal der Kgl. Akademie der Künste.

denden Künste, wie derjenigen für die Musik, Lehr- und Hörsäle, Meisterateliers ꝛc. Die Sitzungsräume der Akademie dagegen verblieben, mindestens vorläufig, in dem alten Bau. Wir

Wandverkleidung der Aula in der Kgl. Akademie der Künste.

rühmlichst bekannten Berliner Architektur-Firma Kayser & von Großheim, die Ausführung lag in den Händen des Baurats Adams. Die Baukosten haben fast $5\frac{1}{2}$ Millionen Mrk. betragen, die Einrichtung ist jedoch nicht nur zweckmäßig, sondern sie trägt auch, dem Charakter des Hauses entsprechend, ein stark künstlerisches Gepräge. So enthält der Bau u. a. eine vortreffliche, mit den allerneuesten Einrichtungen ausgestattete Bühne; zwei große schöne Wandbrunnen am Ost- und Westpavillon sind von den Professoren Herter und Hundrieser ausgeführt — der erstere nahm die Orpheussage zum Vorwurf, der zweite behandelte das Prometheus-Motiv.

Das neue Stadttheater zu Frankfurt a. M.

Nautilus-Kollier von Hugo Schaper in Berlin.

Ein großes Giebelrelief ſtammt von Profeſſor Ludwig Manzel; das Porträtrelief des Kaiſers über dem Haupteingang von Profeſſor Otto Leſſing. Übrigens ſteute der Kaiſer auch ſelbſt die Inſchrift über dem Giebelrelief feſt, ſie lautet: Erudiendae artibus iuventuti. Eine zweite Aufſchrift ſoll lauten: „Durch Wahrheit zur Schönheit“ — wahrlich ein ſchönes Wort gerade für dieſe Hochſchule der Künſte. Möge ein günſtiges Geſchick über ihr walten!

Schmuckdoſe von H. Schaper, Berlin.

Nachdem kürzlich das neue Stadttheater in Köln eröffnet wurde, hat jetzt auch das neue ſtädtiſche Theater zu Frankfurt a. M. ſeine Pforten geöffnet. In dem ſtattlichen Bau, den Baurat Seeling geſchaffen, geben Renaiſſance und Barock den Grundton an, zwiſchen dem aber mancherlei moderne Formen aufklingen. Eine getaaltige Kuppel krönt das eigentliche Bühnenhaus. Der Zuſchauerraum bietet für etwa 1200 Sitze Platz; die ſehr große Bühne iſt ſelbſtverſtändlich mit den allerneueſten maſchinellen Einrichtungen ausgeſtattet. In die Faſſade fügt ſich ein reicher plaſtiſcher Schmuck ein, u. a. eine ſchöne Gruppe „Die Schauſpielkunſt“ von Bildhauer Fritz Klemſch, eine „Wahrheit“ von Profeſſor Hausmann, eine „Dichtung“ von Profeſſor Barneſi. Der Zuſchauerraum iſt in ſattem Rot mit weißen Zwiſchenfeldern und Goldornamenten gehalten; den Vorhang malte der Wiener Rothaug. Sehr feſtlich wirkt das Foyer, deſſen Wände in den unteren Teilen in Braun und Dunkelgrün paneeliert ſind, während der obere Teil, zwiſchen hohen Pfeilerſpiegeln, einen hellgrünen polierten Stucküberzug erhalten hat. Als beſonderen Vorzug rühmt man dem Hauſe eine vortreffliche Akuſtik nach.

Doſe mit Chryſopras und Brillanten von Hugo Schaper in Berlin.

Die frohe Weihnachtszeit, die vor uns liegt, veranlaßt uns, diesmal eine etwas reichere Auswahl von Gegenſtänden der Goldſchmiede- und Juwelierkunſt zu reproduzieren. Wenn das ſchöne

Granatapfel- und Amor-Becher von Theodor Heiden in München.

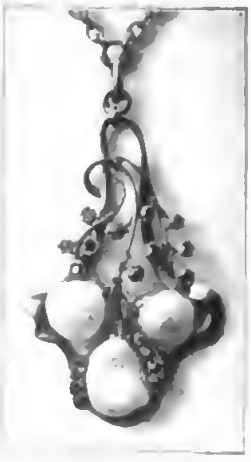
Sektschalen von Theodor Heiden in München.

Gabenfest vor der Tür steht, werden ja erfahrungsgemäß sogar die hartherzigsten Ehemänner milde — und selbst die vielbeklagten „schlechten Zeiten" kommen mindestens vorübergehend in Vergessenheit. Um aber ganz gerecht zu sein, haben wir diesmal nicht nur an unsere schönen Leserinnen, sondern auch an die sogenannten Herren der Schöpfung gedacht, denn auch für diese begünstigt die augenblickliche Mode allerlei Arbeiten aus Edelmetall.

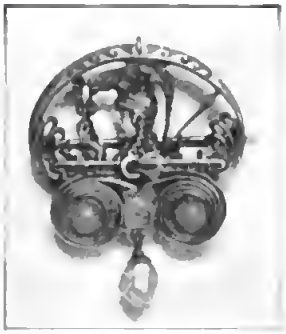
Wir bringen zunächst einige wunderschöne Arbeiten von Hugo Schaper, der unter den Berliner Juwelieren wirklich stets an erster Stelle genannt werden muß, mit seinem unermüdlichen Fleiß, seiner nie versiegenden Erfindungsgabe und seinem feinen künstlerischen Geschmack. Das bevorstehende 25jährige Jubiläum des Berliner Vereins für deutsches Kunstgewerbe, mit dem eine glanzvolle Ausstellung verbunden sein wird, gab ihm Gelegenheit zur Anfertigung der von uns abgebildeten Gegenstände, die wieder einmal zeigen, mit welchem Verständnis Schaper streng stilistischen Arbeiten älterer Epochen nachzugehen und wie er, an diese sich anlehnend, eigene Stücke doch auch ganz mit seinem Geist zu durchtränken weiß. Da ist zunächst ein zierliches, originelles Schmuckdöschen, für das ein Nephritgehäuse auf original-chinesischem Holzfuß das Gehäuse bildet; letzteres ist gleich dem Holzdeckel reizend mit Goldarabesken belegt und mit Perlen und Saphiren geschmückt. Derartige alte chinesische Nephritarbeiten sind bekanntlich das Entzücken aller Kenner.

Teil einer Kette mit Monatsperlen (12 Himmelszeichen) von Theodor Heiden in München.

Schlangen-Kollier von R. Rothmüller in München.



Anhänger eines Kettchens von R. Rothmüller in München.



Broche, entworfen von G. Pezold, ausgeführt von K. Rothmüller in München.

ken belegt ist. Nebenbei bemerkt: der Chrysopras, den einst Friedrich der Große so liebte, der dann lange vernachlässigt wurde, kommt neuerdings wieder stark in Aufnahme, wie sich die Halbedelsteine überhaupt ein immer breiteres Feld in der Juwelierkunst erschließen. Das dritte Schapersche Stück ist einer der jetzt so sehr beliebten Anhänger.

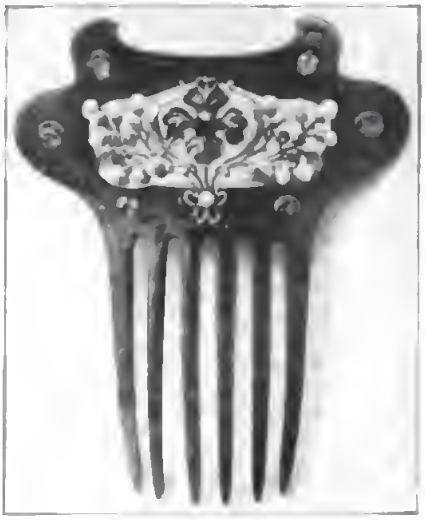
Broche, entworfen von Pezold, ausgeführt von K. Rothmüller in München.

Herrenringe von J. H. Werner in Berlin.

Das Mittelstück bildet hier in höchst originelter Anordnung der innere Kern eines Nautilus.

Aus dem Atelier des trefflichen Münchener Hofgoldschmieds Theodor Heiden stammen einmal die wunderhübschen, graziösen Sektschalen in mattem Silber, mit den fein durchgeführten Trägerfiguren als Stiel. Ferner zwei Becher von eigenartiger Erfindung und eine in der Form edel einfache, in der Idee höchst originelle Kette; die Glieder der letzteren umschließen nämlich die 12

Dann eine Tabaksdose im fridericianischen Stil, von entzückender Zierlichkeit und Anmut, den besten Stücken alter Sammlungen gewiß kaum nachstehend und selbst ein rechtes Objekt für einen Sammler. Der Deckel wird hier, in reicher ornamentierter Goldeinfassung, von einem prächtigen Chrysopras gebildet, der wiederum mit goldenen, juwelenbesetzten Arabes-



Kamm von K. Rothmüller in München.

verschiedenen Monatssteine, die ehedem als besonders glückbringend für die einzelnen Monate galten und denen man im Orient noch heute besondere Eigenschaften zuschreibt. Es sind dies für den Januar Hyazinth, Februar Amethyst, März Jaspis, April Saphir, Mai Achat, Juni Smaragd, Juli Onyx, August Karneol, September Chrysolit, Oktober Beryll (Aquamarin), November Topas und Dezember Rubin. —

Durchaus künstlerische Gesichtspunkte verfolgt auch der Münchenee Goldschmied K. Rothmüller, Ee erstrebt neben ansprechenden Formen besonders eine geschmackvolle Farbenzusammensetzung und gerade er gehört zu denen, die den Halbedelsteinen wieder zu ihrem wohlverdienten Ansehen

Uhrkette, Busennadeln, Anhänger und Manschettenknöpfe von J. H. Werner in Berlin.

verholfen haben. Seine Schmucksachen sind daher auch verhältnismäßig billig. Als charakteristisch hebe ich aus den von uns abgebildeten Gegenständen besonders das größere Schlangenkollier hervor, mit farbigen Saphiren und Perlen im Mittelstück, hellroten Turmalinen und Perlen als Zwischengliedern der Kette. An dem kleinen Anhänger sind die Panamaperlen bemerkenswert, die Rothmüller immer wieder mit Vorliebe und Geschmack verwendet.

Zigarettenetui und Zigarettenspitzen von J. H. Werner in Berlin.

Der „Herrenschmuck", dessen Vorbilder aus der berühmten Werkstätte des Hofjuweliers J. H. Werner in Berlin stammen, mag für sich selbst sprechen. Die Auswahl ist überraschend groß: Stockgriffe und Zigarettenetui, Ringe, Manschettenknöpfe, Krawattennadeln, Uhrkette u. s. w. Man glaubt es kaum, was ein Herr an derartigen Arbeiten gebrauchen kann, die so hübsche Geschenke sind. Die Rechnung erhält selbstverständlich nach Neujahr der Beschenkte, wenn er — der Ehemann ist. —

Stockgriffe von J. H. Werner in Berlin.

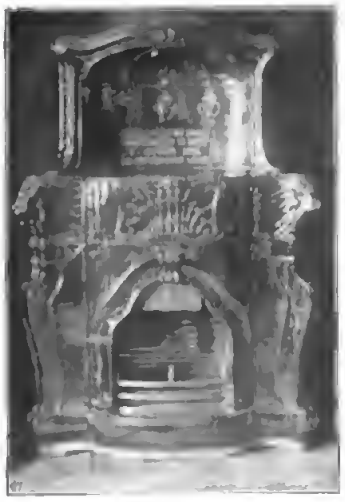
Die Reformkleidung spukt gewaltig in Berlin; wir hatten fast gleichzeitig zwei große Ausstellungen zu verdauen, die eine im Hohenzollern-Kunstgewerbehause in der Leipzigerstraße, die zweite bei Gerson. Von der ersten bringen wir einige hübsche Kostüme. Allen Respekt vor den Bestrebungen an sich und alle Achtung vor der Mühe, die auf die Arbeiten verwendet wurde, doch ich muß leider offen gestehen: recht ausgereift kam mir nur weniges vor, vieles gekünstelt, leider auch recht vieles rundweg geschmacklos — und das meiste mindestens nicht billig. Es sind fast überall gesunde Ansätze vorhanden, nette Ideen; aber es will mir scheinen, als müßte die ganze Bewegung erst in die richtigen . . . Schneiderhände kommen, ehe etwas Rechtes aus ihr werden kann. —

Einige Öfen und Kamine dursten, da wir ja nach den bestimmten Prophezeiungen erfahrener Wetterkenner einem ausnahmsweise strengen Winter entgegengehen, nicht fehlen. Die schönen Vorlagen stammen aus der altbewährten Fabrik J. F. P. Hausleiter in Nürnberg-Doos, die so-

Kostüm der neuen Frauentracht. Entworfen von Frl. Elisabeth Wuiterwerber, ausgeführt von dem Münchener Kostüm-Atelier.

wohl in Arbeiten moderner Richtung, wie in Nachbildungen alter Originale exzelliert. —

Endlich geben wir eine Reihe moderner Beleuchtungskörper wieder. Die kunstgewerbliche Richtung der Gegenwart hat sich gerade auf diesem Gebiet besonders erfreulich betätigt, wobei ihr die große Freiheit, die die Anwendung des elektrischen Lichtes gestattet, sehr zu statten kam. Es sind wirklich höchst reizvolle Vorlagen unter



Moderner Kamin von J. F. P. Hausleiter in Nürnberg-Doos und München.

unseren Abbildungen. Wem die „Leuchtsee" des großen Belgiers Ph. Wolfers zu herausfordernd erscheint, wird doch seine Freude an den einfacheren, schönlinigen Standlampen der Pariser Maison moderne haben. Ganz reizend und wirklich originell ist die Porzellanlampe von Bing & Gröndahl in Kopenhagen mit der schlanken Frauengestalt, die in den leicht erhobenen Händen den Beleuchtungskörper so mühelos zu tragen scheint. Sehr ansprechend, etwas wuchtig in der Formengebung, erscheinen die Arbeiten der Sächsischen Bronzewaren-Fabrik in Wurzen. Die Krone aber möchte ich den beiden Stehlampen von Gurschner in Wien zuerkennen.

Empirecofen von J. F. P. Hausleiter in Nürnberg-Doos und München.

Warmheizungverkleidung von J. F. P. Hausleiter in Nürnberg-Doos und München.

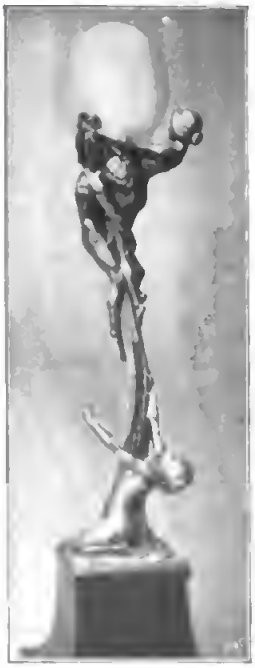
* * *

Das Titelbild unseres Weihnachtsheftes bildet eine der schönsten Madonnen von Carlo Dolci. Das Original befindet sich in der römischen Villa Corsini. Außer den farbigen Illustrationen zu dem Artikel „Künstlerfächer" enthält das Heft eine stattliche Reihe ganzseitiger Einschaltbilder nach Originalen erster Künstler. Ich greife zunächst zwei vortreffliche

Elektrische Krone der Sächsischen Bronzewarenfabrik in Wurzen i. S.

Elektrische Tischlampe von „Mulson moderne"-Paris.

kleines Kabinettstück in seiner feinen Wirkung; das zweite die „Feldblumen" des kräftig aufstrebenden Müncheners Echtler (zw. Seite 384 u. Seite 385). Aus der diesjährigen Glospotoft-Ausstellung zu Jisar-

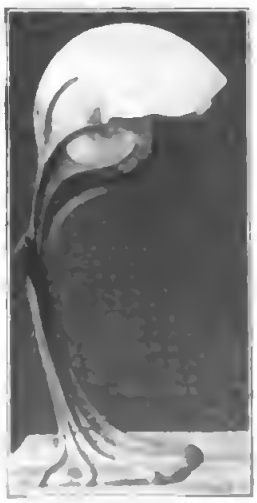


Die Verlassene. Lampe v. G. Gurschner.

Holzschnitt-Reproduktionen herous: die eine (zw. Seite 488 und Seite 489) gibt das Gemälde „Milchmädchen" von Prof. Gotth. Kuehl, dem Dresdener Meister, wieder — ein

Die Leuchtfee. Lampe von Ph. Wolfers.

Athen bringen wir in Tondruck eine stimmungsvolle Winterlandschaft von Professor Fr. Kallmorgen-Karlsruhe „Am Bohnübergang" (zwischen Seite 376 und Seite 377), und das Bildnis von Fräulein Angelica Gurlitt, der schönen Tochter des bekannten



Nautilus Lampe von G. Gurschner.

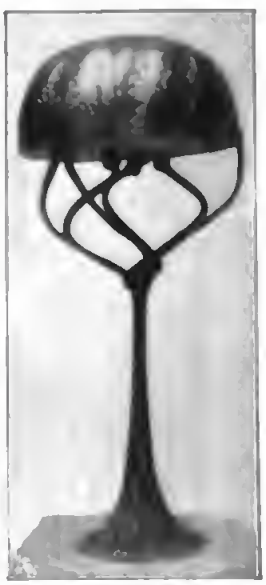
Berliner Kunsthändlers und selbst eine Künstlerin, gemalt von Frido Menshausen (zwischen S. 440 und Seite 441). Aus der Ausstellung der Secession ein englisches Familienbild,

Elektrische Tischlampe von Bing & Gründahl in Kopenhagen.

„Ein Märchen" von Horrington Monn (zwischen Seite 400 u. Seite 401). Zwischen Seite 464 und Seite 465 endlich fügten wir die Abbildung einer jener kraftvollen Bron-

zen ein, die den Ruf des Prinzen Paul Troubetzkoy als Bildner begründeten: ein simpler russischer Droschkenschlitten ist's, den er formte — aber mit welch geradezu packender Naturtreue steht das struppige Pferdchen und der alte Kutscher vor uns!

H. v. S.



Lampe von „Mulson moderne"-Paris.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Christmarkt. Zeichnung von Karl Biese.

Aus „Deutsche Künstler-Steinzeichnungen", Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVII. Jahrgang 1902/1903. Heft 5, Januar 1903.

Das offene Fenster.

Roman von

Otto von der Pfordten.

(Abdruck verboten.)

Erster Teil.

In der Familie des Oberregierungsrats Winkler herrschte an diesem Nachmittage eine entschieden ungemütliche, drückende Stimmung. Winklers bewohnten eine schöne Etage in der Maximilianstraße zu München, lebten in sehr guten Verhältnissen und hatten eigentlich ganz heiter bei Tisch gesessen. Da hatte der älteste Sohn, der kürzlich zum Doktor der Medizin promovierte Stephan, seinen Vater in einer Gesprächspause um eine Unterredung gebeten, die dieser leise erstaunt, aber kurz bejahend zusagte. Eine förmliche Audienz zu Papas wohlwollendster Stunde, nach dem Mittagsschläfchen und vor dem gemeinsamen Kaffee — was konnte das sein?

Daß dieser älteste Sohn die seltsame Idee hatte, seine Praxis auf dem Lande zu beginnen, statt in der Stadt, wo man doch so viele Verbindungen hatte, war schon ausführlich besprochen und schließlich genehmigt worden.

Der Vater hatte nachgegeben, zumal die Stelle sehr gut bezahlt war und der Vorgänger sich bald in einer größeren Stadt hatte niederlassen können mit dem Gelde, das er bei den Bauern verdient. Und zu verbieten war nicht viel, denn eben dieses Einkommen machte den Sohn selbständig. Man hatte andere Pläne und Hoffnungen gehabt — aber sie waren ja wohl nur aufgeschoben.

Es war originell und machte von sich reden — das gewann die Mutter; es hatte einen romantischen Anstrich und gab einen langen Landaufenthalt beim Bruder über die üblichen Ferien hinaus — das lockte die Schwester. Die jüngeren Brüder, der eine Jurist, der andere Primaner, hatten es ohnehin nicht tragisch genommen, da ihnen der um mehrere Jahre ältere und ernstere Mediziner stets fremder geblieben war. Das also war ja erledigt. Es mußte etwas anderes sein.

Dieser Stephan war immer ein verschlossener, eigenwilliger Gesell gewesen. Natürlich war auch jetzt nichts aus ihm herauszubekommen. Aber die Gemütsruhe war gestört. Jeder ging auf sein Zimmer, brütend über das kommende Ereignis, und nur das Familienhaupt hielt die wohlverdiente Ruhe; es hatte längst gelernt, daß man unangenehme Dinge — und etwas Angenehmes war es sicher nicht — stets zeitig genug erfährt.

Als der Sohn bei ihm eintrat, saß er erfrischt und heiter, wie stets um diese Stunde, an seinem Schreibtisch; die klaren und ruhigen Augen hinter der Brille nur leise gespannt, Wort und Gebärde würdevoll, wie immer.

Stephan blieb stehen, in verhaltener innerer Erregung, und begann sehr leise zu sprechen.

So konnte die Schwester Mathilde, die sich kein Gewissen daraus machte, im Salon nebenan ein wenig zu horchen, lange gar nichts verstehen. Schon war sie der, nur durch die Liebe zum jüngeren Bruder zu entschuldigenden, sonst aber doch wenig hübschen Situation müde, da klang deutlich und scharf des Vaters feste Stimme: „Also heiraten willst Du das Mädchen!?"

„Ja, Papa," klang eher noch fester die Antwort.

Mathilde flüchtete tiefer ins Zimmer hinein und sank gebrochen in einen Lehnstuhl. „Heiraten will der Stephan — — und ein Mädchen!! Wenn Papa sagt — ein Mädchen! — Also keine Dame! O Gott!"

Da durfte sie nicht weiter horchen; was da noch kommen konnte, das wußte Stephan allein; fürchterlich war es auf alle Fälle. So schluchzte sie nur leise in sich hinein.

Ja, es war wirklich keine Dame, um die es sich handelte. Der Name schon schlimm genug; Creszenz Gruber, eines oberbayrischen Bauern Tochter. Derzeit aber in der Residenz als wohlbestallte Krankenschwester — doch ohne Gelübde — in der Klinik, wo der junge Arzt als Assistent tätig war.

Diese Personalien waren schon erledigt, als die etwas lauter gesprochenen Worte die Situation klärten und zuspitzten. Nach dem kräftigen Ja des Sohnes entstand eine längere Pause.

Der Oberregierungsrat wendete den Kopf von dem Sohne, stützte ihn leicht auf die rechte Hand und sah durch das Fenster. Die Märzsonne schien gerade auf die zahlreichen Scheiben des Regierungspalastes jenseits der breiten baumbepflanzten Straße, der schönsten der Stadt. Lange hatte der Staatsdiener in kleinen und engen Straßen gewohnt, ehe er sich nach glänzender Karriere diese Lage hat leisten können. Stets war es mit geheimem Stolze, daß er da hinübersah zum Sitz der Regierung von Oberbayern in ihrem überschlank gotischen Stile; heute war es mit Kummer.

Sein ältester Sohn begann sein Leben mit einer Torheit. Bisher war alles so korrekt verlaufen im Leben des Vaters, obwohl er kein Pedant war. Jetzt kam ein Sturm; ein Kampf. Ihm ahnte, daß er schon verloren war, ehe er begann. Aber man mußte doch versuchen. Nur nicht so töricht, wie die meisten Väter.

Die schalten auf das Mädchen, das den Sohn verhext, bezweifelten ihren Charakter, die Lauterkeit ihrer Gefühle, ihres Lebenswandels. Das war das Verkehrteste, was es gab. Denn da bekam der Verliebte auch noch den Nimbus der Ritterlichkeit, des Verteidigers gekränkter Unschuld, des Kampfes gegen das trockene und herzensverhärtete Alter. Und das stählte gegen alle Pfeile, und die giftigsten prallten am leichtesten ab. Nein, so wollte er es nicht mit dem Starrkopf versuchen.

Der stand regungslos und sah mit leiser Rührung auf den Vater, vor dem er tiefen Respekt hatte, auch wenn sie sich frostig begegneten. Stephan wußte, daß er ihm Schmerz bereitete, wußte, daß er es nie billigen würde, und hätte es ihm gern erspart. Aber er wußte auch von der Klinik, daß ein derber Schnitt mit scharfen, geraden Wundrändern oft schön und leicht verheilt. Wenn das Messer nötig war, dann ohne Zögern hinein in das Fleisch — mehr Schmerzen schafft Zucken und Schwanken. Danach hatte er gehandelt.

„Du brauchst mich nicht zu versichern, daß Du sie liebst," begann der Vater wieder. „Das versteht sich von selbst. Warum solltest Du es sonst wollen. Und daß sie Dich unendlich liebt und unaussprechlich glücklich machen will und die einzige ist, die Dich versteht — —"

„Ich weiß gar nicht, ob sie mich wirklich so sehr lieb hat," unterbrach Stephan.

„So!? Wie meinst Du —"

Der Oberregierungsrat war gleich am Anfang verblüfft und aus seiner Linie geworfen.

„Sie ist keine leidenschaftliche Natur!"

„Das weißt Du noch lange nicht. Dann hat ja die ganze Sache gar keinen Sinn. Was soll denn das heißen!?"

„Daß ich sie liebe und heiraten will, Papa, das ist es — das ist schon wahr."

„Nun — dann bist Du also wenigstens noch nicht — — gebunden, hast kein Versprechen gegeben," sammelte sich der Vater wieder.

„Nein, aber ich will mich binden, noch heute."

Digitized by Google

„Gut; dann wollen wir weiter reden. Daß ich mich freuen würde, daß Du — das hast Du wohl nicht erwartet."

Jetzt konnte Stephan wärmer werden, und er tat es auch; wie leid es ihm sei, diesen Zwiespalt schaffen zu müssen und alles, was da noch nahe lag, das kam ihm leicht und herzlich von den Lippen. Es war kein undankbarer, feindlicher Sohn, das spürte der Alte mit Behagen, und so blieb ja noch Hoffnung. Er faßte das Problem von neuem an, nachdem das Selbstverständliche erledigt war.

„Wenn Dir das alles so klar ist, so mußt Du doch auch schon bedacht haben, wie — unklug das ist, was Du wünschest. Ich kenne ja Deine — Deine Erwählte gar nicht. Ich will das Beste annehmen, das Günstigste. Aber Du bist ja gar nicht begeistert, bist ja — wie soll ich sagen — gar nicht verliebt, wie es scheint!? Da redeten wir anders, als junge Leute, wenn wir vor solchen Torheiten standen — und sie dann — nicht begingen. Aber die Leidenschaft hätte uns beinahe mehr entschuldigt, als Dich. Du weißt nicht, ob sie Dich liebt, Du schilderst sie mir nicht einmal als einen eingeborenen Engel, voll Schönheit und Liebreiz — —"

Stephan wurde rot, obwohl er schon volle fünfundzwanzig Jahre alt war.

„Das ist nicht gesagt. Ich kann nicht so davon sprechen. Mit Dir nun gar — so schwer. Es ist keine blinde Verliebtheit. Sie paßt zu mir — und ich zu ihr. Und ich — bin doch schon — etwas verliebt." Das kam sehr drollig heraus.

„Na, sonst wär' es auch unnatürlich. — Und sie — zeigt es Dir gar nicht!?" meinte der alte Menschenkenner.

Der Sohn verstummte und sah zur Seite. Seine Finger spielten unruhig mit der Quaste des Fauteuils, an dem er stand.

‚O weh,' dachte der Alte; ‚das steht ja schlimm. Daß sie ihn will, meinen Stephan, ist doch zweifellos. Aber sie will ihn zur Ehe. Er hat die Stelle, er hat das Geld; er kann's tun ohne mich — sie wird's erreichen. Das ist gefährlich.'

„Vielleicht — später — kann ich darüber reden," meinte der Sohn. „Sie hat einen festen, energischen Willen. Schmachtend und weich ist sie nicht, aber ein Mensch aus dem Vollen —" seine Stimme erhob sich — „sie wird, sie muß Dir gefallen, wenn Du sie siehst. An ihrer Seite zu gehen, muß glücklich machen. Aber — —"

„Sprich Dich doch aus," mahnte der Vater. Die Sache war nicht alltäglich, das sah er ein.

„Sie hat ihren Bauernstolz. Sie will nicht verachtet sein. Sie will's nicht — ohne Euch," platzte Stephan heraus.

„Da hat sie sehr recht."

„Aber an mir darfst Du nicht zweifeln. Ich weiß, was ich tue. Und hat sie die Wahl, zwischen mir und dem, was Ihr verlangen könnt, daß Ihr sie als Tochter aufnehmt, daß Ihr gut mit mir seid — — ich weiß ja doch, daß sie mich liebt! Und das genügt mir," kam es auf einmal lebhaft und siegesgewiß heraus.

„Dir liegt also nichts an meiner Einwilligung als Vater," klang es bitter dagegen.

Der Sohn hatte es leicht, das zu widerlegen. Weshalb stünde er sonst bittend vor ihm da.

„Ich dachte, im Auftrag Deiner — Deiner Erwählten!"

„Vater!" rief Stephan. „Ich will lieber gehen." Und er wandte den Schritt gegen die Türe.

„Unsinn, Stephan. Mach's nicht zu toll. — Du sagst, Du hättest gebeten — davon hatte ich nichts gehört."

„Das versteht sich von selbst. Ich kann keine rührenden Worte machen," gab der Sohn trotzig zurück, blieb aber im Zimmer.

Der Kampf stand nicht günstig für den Alten, das fühlte er selbst. Beim Gefühl konnten sie beide einander nicht fassen, das war lange versäumt. Über Aktenbündeln und abendlichem Kartenspiel — — lange, lange versäumt. Er hatte den Ton verloren, der die Seele seines Kindes getroffen, auch den Ton, der die seinige offenbart hätte. Der Sohn ging schon lange seine eigenen Wege, nur hatte der Vater gedacht, sie müßten in seiner Richtung fortschreiten, in keiner anderen. Aber das war dennoch geschehen.

„Wir wollen es ruhig betrachten, Stephan," knüpfte er an. „Wie soll ich es billigen? Von welchem Standpunkt aus? Du kennst doch die Welt. Soll ich Dir alle Gemeinplätze vorführen? Meinetwegen. Natürlich kein Pfennig Vermögen — —"

„Das ist ja alles klar," meinte der Sohn

ungeduldig. „Das können wir uns ja ersparen. Natürlich ist es in den Augen der Welt eine Dummheit. Das weiß ich wohl."

„Und eine Dummheit, wie Du es selbst nennst, mit sehenden Augen begangen — kann man darüber noch streiten? Du richtest Dich selbst — und Du wirst es selber nicht tun. Denn nur blinde, wahnwitzige Leidenschaft springt da hinüber — und von der spüre ich, Gott sei Dank, keinen Hauch."

Der Vater glaubte das und ermutigte sich selbst. Aber es war ihm unheimlicher zu Mute, als er sich eingestand, und als wenn der Sohn in den getäufigen Phrasen der Verliebtheit gestammelt hätte. Der drehte den Stuhl, vor dem er gestanden, und setzte sich hin. Aus der Brusttasche zog er ein Bild, sorgsam behütet, wie sich's gehörte — und hielt es dem Vater hin.

„Sieh sie Dir einmal an, bitte, das ist sie."

Den traf es unvorbereitet; es schien nicht gut, auf den Mangel an Verliebtheit zu pochen; schließlich war sie doch da, bei beiden wohl da, und diese Menschen, sein Sohn und die Fremde, quälten sich mit der Unfähigkeit, Gefühle auszudrücken, wie er das bei der jungen Generation schon häufig beobachtet. Ungern und zögernd nahm er das Bild zur Hand — was blieb ihm übrig!?

Und nichts Bezauberndes war es, was er erblickte. Aber — wie hatte sein Sohn doch gesagt? — ein ganzer, ein voller Mensch? Da schien etwas daran. An was erinnerten sie doch nur, diese kräftigen Züge, bedeckt mit vollem, festem Wangenfleisch, umrahmt von schlichtem, starkem Haar, der Blick ruhig und sinnend, noch unaufgeschlossen, noch unbelebt? — An eine holzgeschnitzte Madonna, sagten ihm alte Erinnerungen aus dem Nationalmuseum für Kunstgewerbe, einem Stolze der Vaterstadt. Holzgeschnitzt, bäurisch, derb — natürlich, kein Wunder. Wie konnte nur Stephans Geschmack sich so verirren? Seine Mutter war eine magere, nervöse, ästhetische Dame aus dem alten Geschlecht der Ritter von Leubelfing, die er, der bürgerliche Rat, sich einst mühsam errungen — — aber sein Sohn wartete auf eine Äußerung.

„Man kann nicht nach Bildern urteilen. Eine Schönheit ist sie nicht, das verlangst Du wohl selbst nicht. Vielleicht ist sie im Leben sympathischer — —"

Gekränkt nahm Stephan das Bild zurück. Er würde es nicht wieder zeigen, gelobte er sich. Eine peinliche Pause war unabwendbar.

„Mein lieber Sohn, kein Mensch wird Dich begreifen. Weder Mitgift, noch besondere Schönheit, noch aus — guter Familie — wer so wählt, der wird schwerlich jemand überzeugen. Eins von den dreien — suchen die meisten. Wir, Deine Eltern, können erst urteilen, wenn wir sie kennen — aber ehe wir das wollen, muß es überlegt sein. Laß uns das nicht heute entscheiden. Ich will mich erkundigen, mit Deiner Mutter reden, mit mir selbst mich beraten. Bist Du damit für heute zufrieden!?"

„Ich muß wohl, Papa. Erkundige Dich, das fürchte ich nicht."

„Soll mich freuen. Aber eins kann ich Dir heute schon sagen, und das muß ich Dir sagen, ehe irgend ein Schritt in der Sache getan wird."

„Und was ist das?" meinte Stephan, unruhig werdend.

„Was die anderen sagen und denken werden, die Menschen, mit denen Du nicht verwandt bist, die Gesellschaft, in der Du bis heute gelebt hast und weiter leben wirst —"

„Ich geh' ja aufs Land!!" stieß der Sohn hervor.

„So denkst Du Dir das? Aufs Land! Doch nicht übers große Wasser! Vier Stunden weit mit der Bahn — und dann eine Stunde zu fahren — ist das aus der Welt?"

„Weit genug von der — Gesellschaft, die ich — — um die ich mich nie gekümmert hab' —"

„Nie? Ich denke, seit Du erwachsen —"

„Weißt Du nicht, daß ich mir nie etwas aus Euren Gesellschaften gemacht habe? Daß sie mich angeödet haben zum Überdruß? Daß ich mich immer herausgesehnt habe aus all der Konvention, dem Getue, nach etwas Gesundem und Klarem —" Er schwieg vor Erregung.

„Du willst doch aber nicht immer bei den Bauern bleiben. Du willst doch zurück —"

„Ihr wollt das, ich nicht!"

„Du hast doch gesagt —"

„Ich habe nicht widersprochen, das ist alles. Ihr würdet's schon merken, dachte

ich. Bin ich nur erſt draußen. Ich will mir mein Leben ſchon zimmern, nach eignem Rezept. Und dazu brauche ich — die da," er ſchlug auf die Bruſt, wo das Bild wieder lag, „die auch anders iſt als die anderen."

Dem Vater wurde es heiß. Das war ja weit ſchlimmer als eine Vergafftheit. Da ſteckte ein Prinzip. Das kann man nicht überrennen. So nur noch einen Pfeil, dann für heute genug.

„Laß uns zu Ende kommen. Wir werden doch heute nicht fertig. — Mesallianzen ſind ſo alt, wie die Welt; vom Fürſten bis zum Bauernſohn, der in unſeren Volksſtücken das Kind des Wilderers freit. Du biſt nicht der Erſte; aber einer der erſten wäre der, der dabei glücklich würde. Im Roman ja, im Theater ja; aber im Leben — nein. Denn der Menſch lebt nicht allein, ſondern hängt von denen ab, mit denen er lebt. Weißt Du auch, was die Ehe eigentlich iſt, von meinem, juriſtiſchen — oder volkswirtſchaftlichen Standpunkt aus, wenn Du willſt —"

Stephan verneinte unruhig.

„Ein ſoziale Sache vor allem, die den Menſchen erſt recht an den Menſchen hinzwingt, durch tauſend Bande, die Du noch nicht kennſt. Als Junggeſelle magſt Du die ‚Geſellſchaft' verachten — das wollteſt Du ſagen vorhin, — zu zweien und ſpäter zu mehren — unmöglich. Einſam würdet Ihr ſein, blutig einſam, Ihr zwei, und die, denen Ihr das Leben ſchenken — würdet, wenn's ſoweit käme. Fühlſt Du Dich ſtark, Stephan, einſam zu leben?"

Jetzt wuchs der Alte förmlich, indem er ſprach. Lebenserfahrung, die im Alltagsgeſchwätz ſelten zu Tage gekommen, drang über ſeine Lippen. Und eine Bewegung zitterte hindurch, um den Sohn, den er ſtolz als Stammhalter auf den Armen getragen, in den jungen Tagen jungen Glücks und beneideter Ehe. Endlich ſprach ein Vater

Aus unſerer Studienmappe:

Auf einſamer Höhe. Von Hermann Taur.
Aus „Deutſche Künſtler-Steinzeichnungen", R. Voigtländers Verlag in Leipzig

zu ihm — Stephan fühlte es — und schwieg.

Der aber baute bedachtsam und weise, was die Reise des Alters gegen die Blindheit des Jünglings zu sagen vermag. „Und weißt Du," schloß er, „um wen es mir am meisten leid täte? Wer die heißesten Tränen weinen wird? Wer sicher, ganz sicher unglücklich wird?"

Stephan richtete sich auf, wie gegen den wahren Gegner, der jetzt erst plötzlich hervorkam. Mit Sentimentalität war er nicht zu besiegen; seine gute Mama würde verzeihen und lieben, dachte er, wie sie es immer getan — „Niemand soll weinen," sagte er hart.

„Die da drinnen, die Du in der Brusttasche trägst," sagte der Vater, „die meine ich. Dich wird Dein Trotz vielleicht tragen, sie wird leiden, unnötig viel. Sie, die Du liebst und die nicht will ohne den Segen der Eltern. Um sie ist's mir leid, heut schon im voraus — —"

Das hatte Stephan nicht erwartet. Er wollte antworten, aber er konnte nicht. „Wir werden sehen, wir werden ja sehen," murmelte er nur. „Ich dank' Dir — für heute." Und damit ging er zur Türe hinaus.

Der Oberregierungsrat blieb an seinem Schreibtische sitzen, tief in Gedanken verloren. Um ihn war Schweigen — draußen ging das Schicksal ruhig seinen Gang. Er sah keinen Weg mehr, es zu hemmen.

Denn sein Sohn glaubte ihm nicht, würde ihm das nie glauben, konnte es nicht. Mochten alle anderen dieses Los befahren, er würde es besser machen, er das Unbezwingliche besiegen — so dachte die Jugend. Er hatte selbst so gedacht, nur nicht gerade im Punkte der Ehe. Das hatte er früh übersehen. Aber in anderen Dingen, die ihm einstens am Herzen gelegen, in seinem Amt, in seinem öffentlichen Wirken. Bis er auch da gesehen, daß es eine Grenze gab, die kein Wille überspringt — —

Wo hatte er es doch einmal gelesen, das wehmütige Wort von der Nutzlosigkeit aller Erfahrungen? Uns selbst nützen sie nichts, so ungefähr hatte es gelautet, denn wir kommen selten im Leben zum zweitenmal in die gleichen Lagen, kaum je vor die gleiche Entscheidung. Und die Jugend, die anderen? Die hören doch nicht, fangen alles wieder von neuem an, müssen alles erst selber erfahren, erleben — zwecklos, wie wir selbst. Ein Rätsel, ein ewig treibendes Rad. Alles immer wieder von neuem. Wozu? Ohne Ende — —

Und der da ging, sein Sohn, wollte eine der Torheiten von neuem erproben, aller Erfahrung zum Trotz. Oder lag etwas Neues darin? Das Theoretische, das Reflektierte, Kalte, das mit dem Passen zu seinem Beruf und so fort? Das war erst recht falsch, erst recht verkehrt. Nur die blindeste Leidenschaft konnte entschuldigen — aber die hatte er ja von Anfang des Gesprächs am meisten gefürchtet! Wie wenig kannte er doch seinen Sohn! War er nicht doch einfach verschossen und machte sich das Gerede nur darüber zurecht?

Er wußte es nicht. Und während die blinkenden Scheiben des Palastes drüben verglommen, mit dem seine von der Arbeit hinübergleitenden Blicke oft Stolz und Ehre seines Lebens verknüpft, sagte sich der kluge und bedeutende Mann, daß er versäumt hatte, zu ergründen, was er jetzt zu wissen gewünscht. Das Wesen des Sohnes, auf das es nun ankam. Nun, seine Mutter kannte ihn wohl besser — da gab es Rat. Aber noch entschloß er sich nicht, zu ihr zu gehen. Noch saß er und sann, wie die Kinder den Alten nicht gleichen und wie die Menschen sich unendlich aufrollend neue Probleme und Mühsale schaffen, ob auch das Leben von selbst schon genug davon bietet ..... Ist es der Reiz, mit ihnen zu ringen, der sie dazu treibt, warum gerade die Tieferen, warum seinen erstgeborenen Sohn? Zu was hatte er die angesehene Stellung in der Gesellschaft errungen, die der nun mutwillig von sich zu werfen Lust hatte? Er selbst hatte die Streber nie leiden mögen — woher aber das Gegenteil? Hatte der Sohn es zu gut gehabt in seinem Leben, der sich's so schwer machen wollte, ganz ohne Not? ..... Und der große Schatten drüben am Palast stieg höher und höher, ohne daß er es merkte.

2.

Schwester Mathilde hatte kein gutes Teil erwählt. Im Besitz dieses großen Geheimnisses, allen Stürmen der Phantasie preisgegeben — durfte sie es doch niemand verraten, selbst der Mama nicht. Denn was würde Papa sagen, wenn er es ihr

Digitized by Google

mitteilen wollte. Dieses ‚Mädchen' bereitete der Schwesterseele schon am ersten Tage Kummer und Bitternis. Als Stephan das Zimmer des Vaters verließ, fuhr sie nebenan jäh empor, unschlüssig, ob sie dem Bruder nacheilen sollte. Aber der schloß sich in sein Zimmer ein, und so blieb für sie nur die bange Erwartung.

Der Familienkaffee sollte beginnen, aber von den beiden Hauptpersonen ließ sich niemand erblicken; dafür kam Besuch, so ungelegen wie möglich für Mathildes Herz. Fräulein Fanny Bender, sonst eine intime, wenn auch viel jüngere Freundin, heute nur der ganz ahnungslosen und köstlich ausgeschlafenen Mama willkommen.

Mathilde konnte ihr Weh kaum bändigen; denn ach: gerade diese Tochter des Landes hatte die Familie Stephan zur einstigen Braut erkoren. Tochter eines Freundes und Kollegen des Vaters, von Jugend befreundet mit Mutter und Schwester, hübsch, sehr vermögend, vom Vater verwöhnt, mutterlos, unabhängig und frei — wie konnte ein Mensch dieses gebotene Glück sehen und dennoch verschmähen!

Und da diese Welt wenig Wunder sich ereignen sieht, zumal unter gut erzogenen Menschen, so war auch Doktor Stephan schon als Student nicht blind gewesen gegen diese ihm wohlbereitete Quelle der Freuden. Es schien alles so sicher und klar, daß die zärtliche Mama mit kleinen Scherzen und Andeutungen nicht zurückzuhalten nötig hatte. Da war seit einem Jahr etwa eine unerwartete Wendung eingetreten, und die schöne Wärme der Empfindung hatte sich bis zu gleichgültiger Kälte vermindert. Und zwar auf beiden Seiten. Wer hatte wohl auf Fannys Seite die lieblichen Späße für nötig befunden?

O, diese harmlosen Neckereien und Anspielungen — wie viele künftige Ehen haben sie schon im ersten Keime vernichtet! Liebende Mütter, zärtliche Schwestern und gute Freunde, die es nicht lassen können, den jungen Leuten die Nase auf etwas zu stoßen, das diese ganz ohne Ermunterung von selber fänden — sie sind die größten Feinde der Ehe, ohne es zu wollen.

Heute erschien Fräulein Fanny, wie am Tage des Gerichts, kurz vor dem Urteilsspruch. Noch immer waren Stephan und sie wie gute Kameraden, noch immer war das schreckliche ‚Mädchen' nicht auf der Bildfläche — noch blieb ein Schimmer von Hoffnung. Und Mathilde ließ mit kühnem Entschluß, in leisem Auftrag an den dienstbaren Geist, dem Bruder sagen, Mama vermisse ihn und wünsche sein Kommen. Die durfte er doch nicht erzürnen — und Mathilde verschaffte ihm so noch einen Blick in das gelobte Land, dem er den Rücken kehrte.

Aber es dauerte lange; der Vater kam, der Sünder nicht. Mathildens heimliche Qual war aufs höchste gesteigert. Zum Unglück wendete sich das Gespräch auf Stephans beabsichtigte Praxis auf dem Lande.

„Ich finde das reizend," erklärte Fräulein Fanny. „Ganz Tolstoi. Er muß ihn gelesen haben, es hat auf ihn gewirkt. Ach — der unerreichte Meister — ich möchte ihn für mein Leben gern in Krasnaja Poljana aufsuchen, wenn es Papa erlaubte. Ich schwärme für ihn — Du nicht auch, Mathilde!?"

Das war sehr bitter; nun wäre die himmlische Fanny auch noch mit aufs Land gezogen; nicht einmal das hätte sie abgeschreckt, im Gegenteil, auch noch angezogen. Mathilde konnte nur Unverständliches murmeln.

Der schweigsame, versonnene Papa aber sagte auf einmal: „Ist denn Ihr Tolstoi Landarzt? Ich dachte doch, er sei ein berühmter Schriftsteller."

Nun wurde Fräulein Fanny warm; solch eine Gelegenheit für ihr Lieblingsthema kam nicht so leicht. Allerdings spiegelte sich die weltfremde Askese des Denkers und Propheten seltsam in dem hübschen Köpfchen seiner Verehrerin.

„Wir müssen alle mit den Händen arbeiten, darin liegt der Segen. Mein Vetter Hugo geht jeden Morgen zu einem Tischler und hobelt eine Stunde — dann, sagt er, ist er so befriedigt. Er hat teilgenommen am großen Werke der Arbeit. Aber auf dem Lande ist es erst das Wahre. Da ist alles voll Erdgeruch. Und alles im Freilicht. Haben Sie das letzte Bild von Waterkanter, dem berühmten Holländer gesehen? So sehen nur Menschen aus, die die Gesetze der Natur —"

„Jawohl, recht stupide sahen sie drein," fiel trocken der Jurist ein.

„Sie sehen den inneren Adel nicht," belehrte ihn die höhere Tochter. „Auf dem

Aus unserer Studienmappe:

Auf der hohen Eifel. Von Gustav Kampmann.
Aus „Deutsche Künstler Steinzeichnungen", R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Lande fühlen wir uns eins mit den Mächten der Schöpfung, durch tausend zarte Fäden mit ihr verbunden. Und die Sonnenuntergänge, über der Heide, in dunstigen Streiflichtern —"

„Ja, ja," meinte der rückständige Alte, „aber die Sonnenaufgänge, die würden Sie wohl verschlafen. Also das ist jetzt Mode — hab' ich gar nicht gewußt." Er dachte, ob sein sonst so sachlicher Stephan auch solche Mucken im Kopf habe. „Aber was wollen Sie denn für — Handarbeiten machen, da außen auf dem Lande?"

„Ich — o vielerlei. Im Garten vor allem. Die Blumen sagen so viel. Und das duftende Heu. Wenn meine Gesundheit nur besser wäre — ich fürchte, ich wäre wenig tauglich vor den Augen des Meisters —"

Das war nun Mamas Gebiet. Selbst viel leidend, hatte sie das lebhafteste Mitgefühl für des jungen Mädchens vielerlei Kopfschmerzen und Beklemmungen, für die diese gerne überall Rat erholte. Da ging die Türe auf, und Stephan trat ein. Mathilde bekam einen Schreck, nun ihr Wunsch in Erfüllung ging. Zum Unglück brummte Papa, der von Krankheiten durch seine Frau genug hatte: „Da kommt ja ein Arzt, fragen Sie den da um Rat" und verzog sich in sein Bureau, um dem Sohn alles Peinliche zu ersparen.

Der antwortete ungalant: „Spielen Sie Tennis, Fräulein Fanny, das wird das Beste sein," und goß sich ärgerlich Kaffee ein. Das war's ja gerade, was ihm die Jugendfreundin entfremdete, dieses ewig Kränkelnde, an sich Kurierende. Wie ihn das langweilte. Kranke sah er genug — ernstlich und schwer leidende Menschen. Aber die hier gefiel sich ja in ihren wechselnden Zuständen.

Mathilde gönnte ihm einen bitterbösen Blick, lenkte aber das Gespräch geschickt auf den großen Russen zurück, bei dem es begonnen. Da mußten sich doch beide verstehen, ja es mußte ihm schmeicheln, den es

doch zu den Bauern hinauszog, unbegreiflicherweise.

Und wirklich, seine Augen leuchteten auf. Er hatte den Weisen gelesen — und verstanden. „Das sind tiefe Probleme," meinte er sinnend. „Aber die Menschen müßten noch geboren werden, die das verwirklichen."

„Er selbst hat doch das Beispiel gegeben," sagte Fanny.

„Er selbst — da hat's einen Haken. Was tut er auf dem Lande? Er schreibt. Er hat ein Schloß. Er wird bewundert. Da ist es leicht. Für uns Kleine ist's schwerer. Das ist erst die Probe — an denen, die kein Aufsehen damit machen, die gar nicht beachtet werden. So in der Stille —"

„Wollen Sie ihm Eitelkeit vorwerfen?"

„Ich sage nur, daß er es leicht hat. Er kann seinen Geist weiter pflegen. Und seiner Hände Arbeit ist doch hauptsächlich — die Feder!"

„Und was treibt Sie denn dann hinaus, darf ich fragen?"

„Den Arzt kann man überall brauchen," wich er ihr aus. „Und die sind schon früher draußen gewesen, wie auch die Pfarrer und Schulmeister. Da liegt nicht das Problem; sondern im Zurückstellen unserer ganzen Kultur, in der Rückkehr zu primitiven Formen des Daseins —"

„Da kann ich nicht mit," fiel hier die Mama ein. „Das scheint mir Überhebung und Hochmut. Wie kann ein einzelner Mensch behaupten, der ganze Weg der Entwicklung der Welt sei falsch, sei verkehrt? Wie kann er das sagen? Will er klüger sein, als die Jahrtausende? Zu was all die Mühe und das Denken, wenn das Ziel da läge, wo der Anfang war? Wenn die Siamesen oder Samoaner es vielleicht schon erreicht hätten? Nein, Kinder, damit laßt mich zufrieden, das geht zu weit."

„Es ist doch vieles faul in unsrer Kultur," sagte ruhig der Sohn.

„Du wirst auch da außen nicht alles so finden, wie Du es Dir denkst."

„So wird es denn wirklich ernst mit

Aus unserer Studienmappe:

Gänsewiese. Von Hans von Volkmann.
Aus „Deutsche Künstler-Steinzeichnungen", R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

der Weltflucht?" meinte das Fräulein etwas spöttisch dazwischen.

„Ja, Fräulein Fanny," sagte ruhig der junge Doktor und stand auf, „aber nicht aus Koketterie, das können Sie glauben. Ich will die Welt nicht reformieren. Aber ich passe dort besser hin. Und zu tun gibt's genug — man wird begehrt, erwartet, geachtet. Hier muß ich mich den Leuten geradezu aufdrängen, wenn ich mich niederlasse. Das ist schon verlockend genug. Ich kann nicht betteln und schmeicheln, damit jemand aus Mitleid mich rufen läßt —"

„Wie Du nur übertreibst," strafte die Schwester. „Ein Mensch mit Deinem Examen, mit Deinen Verbindungen, aus unserer Familie —"

„Aber ich finde es schön und vortrefflich, Herr Doktor," fiel Fanny mit strahlendem Lächeln ein. „Gegen mich brauchen Sie sich nicht zu ereifern. Ich wollte nur hören, von Ihnen selbst, wie Sie dazu kommen. Nun kann ich es wirklich sehr gut verstehen." Und sie kam zu ihm an das Fenster, an das er getreten war, um seine letzten Sätze nicht den Seinen ins Gesicht sagen zu müssen.

Sollten sich Mathildens kühnste Phantasien verwirklichen? Konnte dieser Nachmittag noch einen Stein werfen zwischen ihn und das schreckliche ‚Mädchen'? Rasch verwickelte sie die Mama in ein wichtiges Gespräch über den Gobelinstich der Arbeit, mit der sie beschäftigt war. Über die Notwendigkeit dieser Form von Handarbeit war Gott sei Dank kein Streiten möglich.

Den Mann am Fenster überkam ein seltsames Gefühl, als die Freundin so eifrig weiter auf ihn einsprach. Sie war ein feingebildetes, gescheites Geschöpf, kein Zweifel. Von ihren verzärtelten Launen und ihrer Schöngeisterei abgesehen — auch das Gute der Bildung hatte sie sich gewonnen. Und das fand er nicht bei der, die er zu suchen ging; das war er sich klar. Was zog ihn dort an? Was stieß ihn hier ab? Ein Rätsel gleich denen, die ihm chemische Studien aufgegeben hatten in seinen ersten Semestern das sich Suchen und sich Fliehen der Atome und Elemente. War es auch hier? Oder herrscht der eigensinnige Wille des Menschen, das Natürliche verdrehend, nicht folgend ihren einfachen Gesetzen?

Er antwortete ihr warm, ja beinahe herzlich. Sie scherzten über allerlei Kleinigkeiten seiner zukünftigen Tätigkeit, ob er eine alte Haushälterin nehmen wolle oder eine junge, ob er schon gleich Pferd und Wagen brauche und seine eigene Apotheke führen wolle. Auch die Blumen im Doktorsgärtchen wurden nicht vergessen — — —

Mathilde machte indes lauter falsche Stiche in die erhabenen Blumen, bis die ahnungslose Mutter sie verwundert darin störte. Leider war noch eine, ach so gänzlich ahnungslos und störte sich selbst die stimmungsvolle Stunde.

„Die Bauern sind gar nicht so übel," meinte Fräulein Fanny heiter. „Wenn nur die Bauernweiber nicht wären. Die kann ich gar nicht vertragen. Diese plumpen Schönheiten, von denen so viel Wesens gemacht wird, sie sind viel unästhetischer, als der sehnige Mann, der hinter dem Pfluge geht. Tolstoi hat seine Gräfin, die bringt ihm das Feinere im Hause ins Leben. Wenn er eine Bauerntochter geheiratet hätte — wer weiß, ob er's aushielte. Das zöge ihn doch wohl ganz hinunter. Und er will doch das Volk bilden und heben, soweit als das die Arbeit nicht stört und sein ursprüngliches Wesen nicht aufhebt — —"

Stephan richtete sich stramm auf. „Ich weiß nicht, wie Ihr Tolstoi das empfindet. Ich meine, wer die Bauern lieben will, darf sich an ihren groben Zügen nicht stoßen, die gehören mit zur Natur — wie ihre Gesundheit. Das Ästhetische ist nicht immer gesund. Ich werde mehr Beinbrüche zu behandeln haben — als Kopfweh! Aber jetzt entschuldigen Sie mich, bitte, ich muß noch in die Klinik."

Er grüßte die Seinigen kurz und ging. Mathildens Hoffnungen sanken zusammen. Fanny blieb heiter, wie zuvor. Sie war seine kleinen Sticheleien gewöhnt — er verstand eben nicht, wie schwer ihr Organismus zu behandeln war. Dazu gehörte ein älterer, erfahrener Arzt. Das nahm sie nicht übel.

Stephan aber ging in Bitterkeit seiner Wege. Diese Halbheit war's, was ihn abstieß. Nun wußte er's. Dieses Spielen mit allen Dingen, dieses Ineinandermengen des Höchsten und Flachsten. Was war ihm schließlich Tolstoi, ihm, dem Mann der Naturwissenschaft und der Erkenntnis. Er hatte ihn gelesen, aber alles Mystische stieß

ihn ab. Und Mystisches war in dem Glauben an eine Umwandlung der gesamten Kulturmenschheit, mit einem Schlage, gleich heute, so wie der's verlangte und träumte. Er aber, der aus den Hörsälen der strengen Wissenschaft kam, er wollte vor allem Klarheit, Wissen, Resultate; in sich und um sich. Aus Schwärmerei, glaubte sie, nahm er den Posten — die Schwärmerei würde sie wohl dazu tun. Aber das brauchte er nicht, das wollte er nicht. Alles Überspannte war ihm verdächtig. Und dazu eine schon in der Jugend kränkelnde Frau — ihm, der das Gesunde liebte und danach suchte, wo er's noch fände — nein, nein. Es hieß ja, auf manches verzichten, was hübsch ist und das Leben schmückt — aber der Preis war zu hoch.

Jetzt betrat er die Klinik. Eine verfrühte Entbindung wurde gemeldet, da hieß es sich eilen. Der Beruf trat in seine Rechte.

3.

Im Café Leopold saßen am selben Abend eine Gruppe junger Mediziner beisammen, die wesentlich Stephans Freundeskreis bildeten.

Ihr Unterhaltungsthema war aber durchaus nicht, wie die Damen vermuten mögen, das Ewig-Weibliche in seiner hohen und niederen Gestalt. Abgesehen von gelegentlichen Scherzen mit der eifrig bedienenden hübschen Kellnerin, die noch lange keine Zeit zu einem ruhigen „Plausch" hatte — wer den erleben wollte, mußte bis nach Mitternacht ausharren — taten sie alle, was mit dem häßlichen Ausdruck „Fachsimpeln" bezeichnet wird. Die Medizin ist eine grausam ernste Wissenschaft, und besonders ihre jüngeren Jünger nehmen sie höchst tragisch; später soll dies manchmal weniger der Fall sein.

Der Pfarrer Sebastian Kneipp, der damals noch lebte, und seine Wörishofener Kuren bildeten den Kern der Debatte. Zwar die meisten waren rasch mit der Sache fertig. Von dem erhabenen wissenschaftlichen Standpunkt ihrer fünfundzwanzig Jahre aus verachteten sie solchen Unsinn aufs tiefste. Natürlich hatte keiner je ein Buch von Kneipp gelesen noch sich über seine Behandlungsweise ein Urteil gebildet; aber als gute Deutsche hinderte sie das nicht, prinzipiell darüber abzusprechen. Indes machte der alte Sebastian seine Güsse und half den Menschen, so gut er es vermochte, ohne irgend einen Gewinn oder Vorteil für sich selbst.

Das hatte nur einen einzigen stutzig gemacht, den Dr. Georg Büttner, dem die unbezweifelte Uneigennützigkeit des patriarchalischen Pfarrers einen starken Kontrast zu manchem zu bilden schien, was er schon gesehen und beobachtet hatte. „Was schreit Ihr so wütend," meinte er, „wenn er ein solcher grimmiger Pfuscher ist, werden die Leute bald wegbleiben. Statt dessen laufen immer mehr hin. Das gibt doch zu denken."

„Seit wann nimmst Du Partei für die Menge, Du Geistesaristokrat! Das ist ja neu!" brummte ein ehemaliger Korpsstudent, der im Physikum zweimal durchgefallen war und an seinem Staatsexamen würgte. „Der Haufen beweist nie etwas. Nur Du mußt à tout prix widersprechen."

„Die Doktorbäuerin von Aufhausen am Starnbergersee hat auch Zulauf gehabt, zu unserer Väter Zeiten. Die hat die Leute Kühe melken lassen und Heu aufladen und hat sie mit Bauernkost gefüttert. Bloß Bücher hat sie nicht schreiben können — sonst war's der gleiche Unfug," meinte ein künftiger Chirurg von bedeutender Körperkraft, der im Messer das einzige Heilmittel seiner Wissenschaft erblickte.

„Vielleicht hat das den verweichlichten Städtern auch gut getan," sagte der Angegriffene. „Wir beschäftigen uns doch eigentlich sehr wenig mit der Lebensweise der Menschen, dazu sind wir ja noch gar nicht gekommen. Heu aufladen tu' ich selber fürs Leben gern."

„Wenn das der Geheimrat wüßte," krähte ein Vierter, ein verfehlter Streber, der sich ungeschickt an alle großen Dozenten heranschmeichelte, so daß sie ihn fallen ließen, „daß sein Assistent, sein lumen, die Pfuscherei verteidigt. Sag's doch dem einmal, daß Du die Leute mit der Gießkanne anschütten willst!"

Georg Büttner antwortete nur mit einem bösen, etwas verächtlichen Blick. Er war unzweifelhaft der Gescheiteste in diesem Kreise und darum natürlich unbeliebt. Nur die Mittelmäßigkeit genießt ja den Vorzug allseitiger Beliebtheit, weil sie niemand in Schatten stellt, niemand im Wege ist. Goldene Mittelmäßigkeit, wer dich ererbt hat, der ist geborgen. Georg war nicht so glücklich gewesen; er sah immer weiter und tiefer,

Digitized by Google

als seine bequemeren Kollegen. Aber als Assistent des berühmten Klinikers und durch seine menschlich-liebenswürdigen Eigenschaften hielt er sie alle an sich fest, und sie begehrten sein Urteil; um es dann lebhaft zu bekämpfen, besonders wenn er nicht dabei war.

Georg war zu klug, um nicht zu fühlen, daß sein Gedankengang hier nicht verstanden wurde. Noch hatte er sich gar kein Urteil gebildet, nur an der Berechtigung des allgemeinen Zetergeschreis zu zweifeln begonnen und sich ein Bild des seltsamen Mannes zu machen gesucht, dessen Wirken Georgs ganzer Universitätserziehung und dem aufgenommenen Lernstoff widersprach. So lag es ihm nahe, das Gespräch auf das bequeme persönliche Gebiet hinüberzuspielen, sich die sachlichen Gedanken für eigenes Studium versparend.

„Warum soll ich den Alten —" er meinte den Chef der Klinik, der immer so heißt — „nicht fragen, was er denkt? Jedenfalls weiß er etwas Näheres. Ich war nie in Wörishofen, ich kann nicht urteilen. Hat einer von Euch den Kneipp 'mal gesehen oder vortragen hören?"

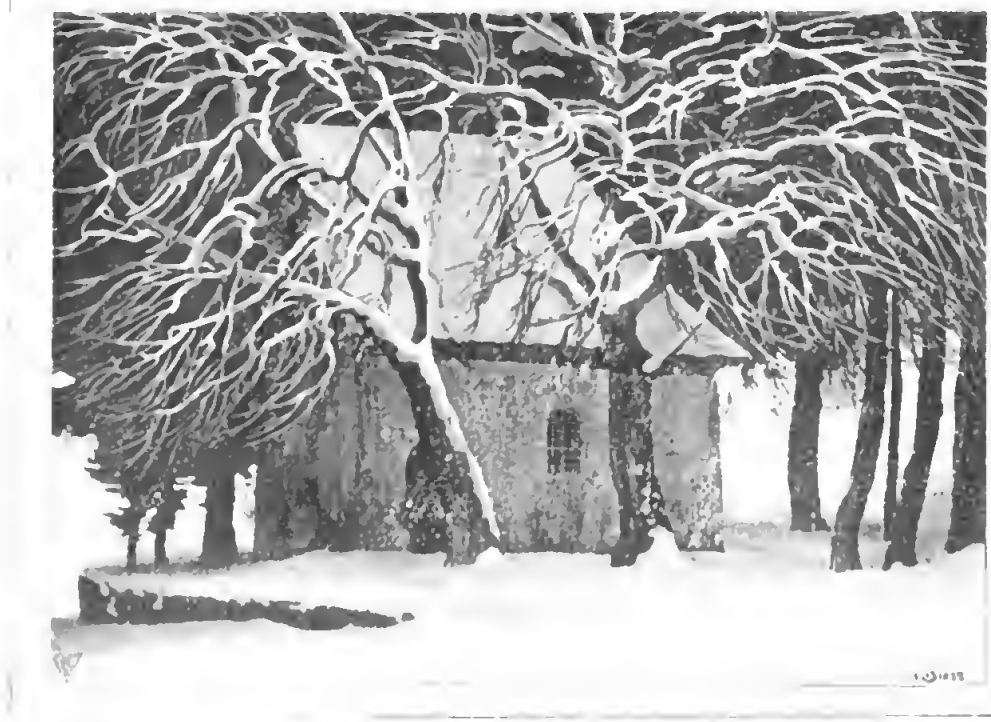
Die meisten verstummten und brummten verächtliche Worte. Da sagte ein junger Student, der als Bruder mit in den Kreis gekommen war: „Ich, Herr Doktor, ich habe ihn sprechen hören."

„So — und wie war es?"

„Hinreißend — das heißt, so einfach, so schlicht. Ganz anders, als — das heißt, als ich mir dachte, so voll — Überzeugung — das heißt, von seinem Standpunkt aus —" er errötete lebhaft und schloß rasch: „Wie schade, daß der gute alte Mann solche verkehrte Begriffe von der Wissenschaft hat."

Georg lachte herzlich; und sein Bruder schlug dem Benjamin auf die Schulter: „Genier' Dich nicht, Alter, Du wirst also einmal mit Wasser plantschen, das seh' ich schon kommen. Prost!" Er trank ihm zu, und das Beispiel wirkte; in allgemeiner

Aus unserer Studienmappe:



Kapelle im Schnee. Von R. Biese.
Aus „Deutsche Künstler-Steinzeichnungen", R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Heiterkeit glitt man von dem die Gemüter erregenden Thema hinweg.

Fast unbemerkt war Stephan an den Tisch getreten und hatte sich dazu gesetzt. Er schien sehr schlechter Laune und hatte auch allen Grund dazu. Sein fester Vorsatz, noch heute das entscheidende Gespräch mit Creszenz herbeizuführen, war ihm durch kleine Schicksalstücken vereitelt worden. Die junge Mutter hatte ihn sehr lange beschäftigt, denn es war ein gar nicht leichter Fall und größte Vorsicht geboten. Dann kam Meldung über Meldung, zuletzt ganz unerwartet der Chef mit einer Besprechung — so war die ruhige Abendstunde versäumt, die einzige, in der die vielbeschäftigte Schwester Zeit für sich selbst hatte.

Es erschien ihm wie ein Unrecht an der Geliebten, daß er nicht am selben Abend mit ihr gesprochen, wo er dem Vater gebeichtet; zwar hatte sie dies zur Bedingung gemacht, ehe sie mehr von ihm hören wollte; aber nun war es ja überstanden. Und kein Vorwand hatte sich finden lassen, Schwester Creszenz von dem Schwerkranken abzurufen, dessen Pflege sie eben hatte.

Als Stephans Anwesenheit bemerkt wurde, kam dem ehemaligen Corpsier die glorioſe Idee, das vorige Thema mit dessen beabsichtigter Landstelle zu verbinden, von der man schon wußte. „Na, Winkler," meinte er, „Du solltest Dich für den Kaltwasseronkel erwärmen — für die dickfelligen Bauern scheint es ja gut zu sein. So eine Filiale da draußen am Simmsee, wo sonst kein Mensch hingeht, da käme Leben in Dein Nest. Was meinst Du? nicht?"

Stephans Ärger stieg; wer seine Wissenschaftlichkeit bezweifelte, der griff ihm ans Leben. Er erwiderte sehr heftig und schloß mit einer scharfen Anzüglichkeit auf des Freundes nicht gemachtes Examen. Georg mußte schlichten, damit es nicht zum offenen Streit kam. Daran beteiligte sich auch die schöne Resi, die eben frische Krüge brachte, mit der ganzen Autorität ihrer mehrjährigen Beziehungen zu der Tafelrunde.

„Geh, wern's do nit streit'n, is ja schad' um den Abend. Den Herrn Pfarrer laßt's mir in Ruh, ös seid's luth'rische Ketzer und Heiden allesamt, ös Herrn Doktorn — was versteht's denn von an hochwürdigen Herrn, der in Rom war beim heiligen Vater und ‚päpstlicher Kämmerer ist' (dieses sehr hochdeutsch)! Da mag i nix hören — dös bitt' i mir aus!" Damit stieß sie Stephan in die Seite: „Sie trutziger Ding, Sie —" fuhr dem andern über den schön frisierten Schädel: „Sie pfauchendes Eichkatzl — gebt's nur an Ruh —" und war schon wieder bei anderen Gästen: „Schaffen's noch a Halbe? A Cigarr'n, zu wieviel? 10, 15, 25, 50?"

Und die jungen Wildlinge beugten sich ihrem Szepter. Resi ernstlich zu erzürnen, hätte unabsehbare Folgen für die Güte des Mittagstisches, bei dem sie die Wünsche jedes einzelnen kannte und erfüllte, wie für die Raschheit der Bedienung gehabt. Wenn sie „schwerhörig" wurde, konnte man lange vor leerem Glase sitzen. —

So wurde der Pfarrer zum zweitenmale gerettet, und Stephan brauchte nicht ausführlich zu erklären, daß er beileibe nicht in Gefahr sei, Stümperei und Pfuscherei in die geheiligten Hallen der Heilkunde einzulassen. Er hatte gelernt und fleißig gelernt und was nicht im Hörsaal war, das war nicht in der Welt, durfte nicht darin sein.

Georg hatte auch keine Lust, diesen nutzlosen Streit weiter zu führen; er hatte des Freundes Verstimmung herausgehört. Er schätzte ihn wegen seines ernsten Strebens von allen am meisten, obwohl sein beweglicherer Geist oft gegen Stephans harten Eigensinn anstieß. So ergriff er die erste Gelegenheit, um mit diesem zugleich aufzubrechen und langsam in der lauen Nacht heimwärts zu wandern.

Georg war auch der einzige, der von Stephans Interesse für die stattliche Krankenschwester mit den blühenden Wangen etwas gemerkt hatte. Wie ernsthaft das werden sollte, ahnte er nicht. Er selbst hatte bei ihrer aller Jugend an Heiraten noch gar nicht gedacht. Heute aber sollte er's erfahren — die Sterne brachten es so mit sich, die vom klaren Himmel in die einsamen Straßen herabschauten, in denen die beiden endlos bis spät in die Nacht hinein auf und ab wanderten.

Ihre alte Studentengewohnheit, einer den andern nach Haus zu begleiten, dann dieser den ersten und so fort bis zu fünfmal und sechsmal. In der Zeit hätten sie nach der nächsten Eisenbahnstation laufen können und wieder zurück, aber eine solche

Zumutung entrüstet zurückgewiesen. So machten sie lieber den gleichen Weg ungezählte Male, immer eifrig debattierend und redend, mit den Spazierstöcken in der Nachtluft herumfuchtelnd, daß späte Passanten lieber auf die Fahrstraße auswichen; an jedem der Haustore versichernd, nun sei es aber höchste Zeit — um dann doch wieder umzukehren: eine alte liebe Gewohnheit.

Und heute — wer weiß — vielleicht zum letztenmale. Schon Stephans Eintritt in die Praxis brachte die Trennung mit sich. Georg blieb noch als Assistent in der Stadt. Und nun war gar unvermutet das Wort „Heirat" gefallen, ohne Nennung des Namens zuerst; aber der Freund wußte sofort, um wen allein es sich handeln konnte. So durchsichtig lag doch noch des einen Leben vor dem vertrauten Kollegen.

Seltsames Gefühl, wenn in jungem Freundeskreis der erste diesen großen Schritt zu tun gedenkt. Den anderen war das Weib teils noch ein Spiel, teils Gegenstand schwärmender Huldigung — oder schlüpfriger Scherze. Keiner wollte seine junge Freiheit noch daran wagen.

Es ist nicht das eigenartige Gemenge von unbestimmter Scheu und verhehltem Verlangen, das die jungen Mädchen beim ersten Worte von Ehe empfinden. Roher und nüchterner ist das Gespräch der jungen Männer über dies Kommende; aber die innersten Herzen der halben Kinder von zwanzig Jahren und darüber sind sich doch ähnlich, mögen die Knaben auch reden, wie alte Roués oder welterfahrene Philosophen. Und die beiden hatten keines davon affektiert, nur das Landesübliche mitgemacht und mitgeschwatzt. Und nun wollte der eine mit ernsthafter Absicht schon den Sprung in das Dunkle der Zukunft wagen.

Stephan bekam einen Nimbus dadurch, ob sich's Georg auch nicht eingestand. Allein durch die Absicht, die Tatsache solchen Wollens und die ganz nahe, greifbare Möglichkeit, es zu verwirklichen. Eine kurze Zeit, und er stand vor dem Altar, und niemand konnte ihn hindern, selbständig, wie ihn das neue Einkommen machte. Damit hob er sich über die anderen, die noch am Vaterhaus und der heimischen Großstadt klebten, hinaus. Mochten sie den Schritt auch verdammen und verspotten, und das würden sie alle tun, das wußten sie beide — er war dann ein Mann, sie waren's noch nicht.

Georg ergriff kühn die Stimmung der Stunde. Heute konnte, heute sollte alles gesagt werden. Und er sagte dem Freunde auf den Kopf zu, *welche* er meine, und der bejahte stolz und zuversichtlich.

„Du kennst sie nicht — und ich liebe sie eben."

Das war das Argument, gegen das es keinen Einwand gibt. Georg versuchte es nicht. Ihm bangte um seinen alten Genossen, er war kühler und klüger und würde sich einmal sicher nicht wegwerfen — aber es imponierte ihm wider Willen. Und das Zauberwort „Liebe" übte seine Macht; glaubte doch er selbst, Georg, eine schöne Schauspielerin unendlich zu lieben, die eben damals in französischen Paraderollen die Sinne der Jugend entzündete, mit der er aber nur die oberflächlichsten Worte gewechselt hatte.

Dem Freunde die Liebe zu schelten, fiel ihm nicht ein. Aber zustimmen konnte er auch nicht. „Ich meine," sagte er endlich, „ein Mann sollte lieber aufwärts streben, statt abwärts, sich hinaufziehen lassen, statt hinunter. Du verstehst mich, ich meine es geistig. Die Gefahr liegt doch vor, daß Du — verzeih mir die Offenheit — etwas verbauerst."

Ihm selbst erschien also die Liebe zu einer Schauspielerin als ein „Hinauf", vermutlich weil sie oben auf den weltbedeutenden Brettern stand.

Stephan antwortete nicht gleich. Der Schuß traf ja ins Schwarze. Aber er mußte sich wehren gegen des anderen gutgemeinte Logik.

„Das scheint Dir nur so. Creszenz hat Verständnis für alles. Und ich will nicht ihr Sklave werden, daß sie mich hinunterziehen könnte, wie Du es meinst. Hab' ich Anlage zum Pantoffelhelden?" Mit einem Versuche zu scherzen.

„Nein, wirklich nicht," lachte Georg. „Aber sie hat auch einen festen Willen. Soviel hab' ich doch schon gesehen. Da täusche Dich nicht." Unwillkürlich nahmen sie schon das fait accompli an, die eifrigen Sterndeuter der Zukunft; an die Schwierigkeiten, die es wohl noch gab, dachten sie nicht.

„Gesunde Kinder möchte ich einmal

haben, so ganz richtig gefunde," sagte Stephan mit Nachdruck. „Heute war ich in der Kinderabteilung. Zur Vertretung des Wichmann. Bei den kleinen Würmern fängt's an mit dem ewigen Kranksein unserer Gebildeten. Das denk' ich mir schön, das Schönste vom Heiraten."

Georg hatte diese Konsequenz noch wenig bedacht; sie lag seinen Wünschen fern. Aber er ging darauf ein, weil es auch ablenkte von dem heiklen Hauptthema. Das Gespräch wurde philosophisch, über das Wesen der Ehe und das Leben darin — von dem sie alle beide nichts verstanden. Aber niemand lachte, als der Mond, der um eine Kasernenecke guckte; und der tat es nur heute und würde es schließlich genug bekommen, wenn er allemal lachen wollte, wenn die Menschen von Dingen weise reden, die sie nicht kennen.

Das eine war klar, Georg respektierte die Erwählte, so wenig er auch von ihr wußte. Das mußte wohl in ihrem Wesen liegen, auch für den ersten Eindruck. Und so war vom Standpunkte der Jugend wenig Stichhaltiges einzuwenden. Nur eins noch, das Letzte.

„Es gehört jedenfalls sehr viel Liebe, sehr festes Zusammenhalten dazu, zu dem, was Du unternehmen willst. Bist Du auch sicher, Alter, daß sie Dich so richtig, so leidenschaftlich — gern hat, wie Du sie, wie es scheint?"

Wieder ein wunder Punkt. Das war ja immer noch Stephans Zweifel. Sie war ihm zu bedächtig. Und die Zeit immer so kurz, in der sie sich ungestört sprechen konnten, in seinem Assistentenzimmerchen oder am Bett eines Schlafenden oder Bewußtlosen. Viel Zärtlichkeit verscheuchte schon die Atmosphäre des Krankenhauses — ob auch ihre Natur? Aber nur das nicht zugeben, nur das nicht.

„Das verstehst Du nicht. Du hast noch nie ein ernsthaftes Verhältnis gehabt. Das muß man fühlen — und glauben."

Da war sie, die Überlegenheit des Kandidaten zum Standesamt.

Georg war beinahe gekränkt — aber er überwand sich, auch den Wunsch dem Freunde in nochmaligem peripathetischem „Nachhausebegleiten" zu beweisen, daß, und wie oft, er schon ernsthaft geliebt.

Er fand einen herzlichen Ton zu dem verfrühten Glückwunsch. Daß es Geheimnis blieb, verstand sich von selbst. Mit warmem Händedruck entließ er Stephan in seine Haustüre, an der sie den Schluß gefunden. Der war müde von den Debatten dieses Tages und fand bald wohlverdienten Schlummer.

Georg nicht so leicht, nachdem er beinahe schwermütig die eben noch oft durchmessene Strecke zu seiner Wohnung — nunmehr allein — zurückgelegt. Ihn bedrückte die Sache und er ahnte allerhand Unheil. Aber, was er wußte und deutlich vor sich sah, war ein Schnitt in die erste sorglose Jugendzeit; der ihm darin am nächsten gestanden, gab sie kalten Mutes auf, um sich Sorgen aufzuladen, die nicht gering erschienen. Amors Pfeil hatte getroffen — gilt er mir oder gilt er dir — ihn hatte er angeschossen mit dem starken Bogen und der wuchtigen Sehne — der Pfeil saß tief. Aber, gottlob, der Freund lag ja nicht zu seinen Füßen, sondern stand erst recht aufrecht und trotzig — und doch — es war ein Stück von ihm, Georg, von seinem bisherigen Leben, das war nun fort, das war doch weggerissen.

Ihn fröstelte, als er sein Fenster schloß und dem noch immer unverschämt lächelnden Mond den Zutritt verschloß. ‚Auch schon heiraten?,' dachte er, ‚nein! Ich hab's noch nicht eilig.' Und damit kroch er unter die Decke. ‚Ich verschicke noch keine Verlobungskarten.'

4.

Heute war ein angenehmer Tag für Schwester Creszenz. Die Oberin vom „goldenen Kreuz", wo sie für ihre Tätigkeit gelernt hatte, verlangte sie in liebenswürdigem Briefe zu sprechen, ihr eine bessere, zukunftsreiche Tätigkeit in vornehmer Familie in Aussicht stellend. Wenn sie das auch nicht allzu sehr verlockte — denn sie liebte die Arbeit an Vielen — so sah sie doch, wie man sie schätzte, ja liebte, und dafür war sie dankbar und froh. Und ihre Kranken störten sie auch nicht in diesem Glücke, denn sie schienen sich verabredet zu haben, die Schwester einmal ausnahmsweise weniger zu quälen und zu beanspruchen. Creszenz gehörte nicht zu den gefürchteten Tyraninnen der Krankenhäuser, die ihre Pfleglinge als Untergebene betrachten; eher wurde sie ausgenutzt und kannte für sich

keine Schonung. Ein starker, vollsaftiger Körper ließ sie niemals im Stich, mochte sie ihm auch noch so viel zumuten.

Aber lieber war's auch ihr, und sie atmete auf, wenn es so friedlich zuging wie heute. So konnte sie sich eine Stunde bei ihrer liebsten Kranken gönnen, einer Dame der besseren Kreise, die ein Privatzimmer hatte und ihrer Pflegerin — sie hatte noch eine eigene Bedienung — fast freundschaftlich zugetan war. Blumen standen im Zimmer, vor dem Fenster blühte ein Lindenbaum, allerlei kleine Bequemlichkeiten verscheuchten die drückende Atmosphäre des Leidens und Kummers. Hierher flüchtete sich Creszenz nur selten von ihren schweren Pflichten, dann aber in der sicheren Aussicht auf Behagen und Stärkung.

Und gerade hier sollte sie heute Unrast und Kummer ereilen, wo sie noch immer das Gegenteil gefunden. Frau Clara war wie verwandelt. Das sah die Kennerin auf den ersten Blick. Und die Ursache kam bald zu Tage: auch sie hatte einen Brief bekommen, von ihrem geschiedenen Manne. Er wollte sie sprechen, um jeden Preis, noch heute — und die Rekonvaleszentin, die bald ihrer Genesung entgegensah, war ratlos, was sie tun sollte.

„Sie Glückliche," meinte sie gegen die Schwester. „Ihnen ist das alles erspart. Sie haben ein ruhiges, wunschloses Leben; das ist das Beste in diesem Jammertal. Wie ich Sie beneide! Ich habe nichts als Schmerzen und Kummer gehabt von dem gepriesenen Glück der Ehe. Sie werden nie heiraten — Sie haben es gut."

Creszenz errötete wider Willen, zwang aber den Ton der Stimme beinahe zum Schmerz: „Ich habe doch kein Gelübde abgelegt, gnädige Frau."

„Ach, das haben Sie gar nicht nötig. Sie sehen mir gar nicht aus, als ob Ihnen einer gefährlich werden könnte. Wäre ich auch so standhaft gewesen und hätte einen Beruf gehabt wie Sie — jetzt ist es zu spät."

Die Schwester wehrte ab mit leiser Handbewegung. Über ihre eigenen Angelegenheiten sprach sie mit niemand; es lag ein starker Stolz darin. Aber sie war's so gewohnt, selbst wo es ihr wohlgetan hätte. Auch über die große Frage, vor der sie stand, hatte sie mit keiner Menschenseele Rats gepflogen.

„Wir wollen überlegen, was Ihnen am wenigsten schadet. Das ist die Hauptsache. Wenn Sie den Herrn Gemahl nicht hier empfangen wollen —" Frau Clara hatte schon betont, daß es ihrem innersten Gefühl widerstrebte, den halb Fremden in einem Schlafzimmer zu sprechen — „so haben wir ein schönes Sprechzimmer, am Ende des Korridors, soweit dürfen Sie schon gehen. Ich gebe Auftrag, daß Sie ungestört bleiben. Scheint Ihnen das besser zu sein — oder wollen Sie den Herrn ganz abweisen?"

Die Dame entschied sich rasch für das Sprechzimmer, und ein Bote wurde abgesandt, nachdem die Erlaubnis des Chefs eingeholt war. Sie ließ Creszenz nicht von der Seite, und da wirklich die Gesundheit der Genesenden in Frage war, konnte ihr auch dieser Wunsch erfüllt werden. In der Erregung ihrer Seele schüttete sie vor der Krankenschwester den ganzen Jammer ihrer verfehlten Ehe aus, was sie noch nie getan.

Aber sie fand dafür keine verständnisvolle Aufnahme, wie sonst in jeder anderen Sache bei Creszenz.

„Ich sehe schon ein," meinte diese, die im Verkehr mit Gebildeten stets ein möglichst gutes Hochdeutsch sprach und sich damit zum Teil ihre bevorzugte Stellung gemacht hatte, „daß es ein Unglück ist, wenn man eine unüberlegte Ehe eingeht, aber wenn's schon geschehen ist — wären Sie nicht besser bei Ihrem Mann geblieben, gnädige Frau?"

„Um Gotteswillen! Nie wieder in diesen Zustand zurück. Es ist nur ein Glück, daß wir die Ehescheidung haben, sonst wär' ich zu Grunde gegangen. Nur die leidigen Geldfragen und äußere Schwierigkeiten machen das Gespräch heut' nötig; aber ich hoffe, es soll das letzte sein im Leben. Lieber gebe ich nach in allem gegen mein gutes Recht, nur damit es ein Ende hat. Soweit hat mich der Mann schon gebracht. Die Trennung war das einzig Mögliche —"

„Das geht gegen mein Gefühl," sagte die Schwester fest, „und — gegen meinen Glauben. Er läßt keine Scheidung zu, wissen Sie wohl. Etwas anderes kann ich auch nicht verstehen. Aber Sie leben in anderen Verhältnissen — als ich — und ich habe niemand zu richten. Nur — in

Digitized by Google

Der Bildhauer. Nach dem Gemälde von W. Rothenstein-London.
(Aus Ed. Schultes Kunstsalon in Berlin.)

dem Punkt — kann ich Ihnen nicht recht geben. Auch ist's meine Pflicht, zur Milde und Versöhnung zu reden, wenn's mir vorkommt in meinem Beruf, daß es nötig ist. Seien Sie mir nicht bös, wenn ich's auch bei Ihnen versuche —"

„Das ist vergebens. Das ist vorbei. Aber meine gute, liebe Schwester Creszenz, aus wie hartem Holz sind Sie geschnitzt!? Wie können Sie so grundsätzlich aburteilen! Niemals sich scheiden — ein entsetzlicher Gedanke. Wie kann man da den Mut haben zu heiraten!?"

Die Schwester schüttelte abwehrend den Kopf; ihr war diese Sache peinlich aufs höchste, aber sie durfte nicht verleugnen, was ihr heilig galt.

Frau Clara fiel ein, daß die Schwester von Bauern stamme und dort die Scheidung noch immer etwas Unerhörtes war. „Ja," sagte sie, „Sie denken ja auch nicht an die Heirat; freilich, freilich. Der Blinde über die Farbe — natürlich. Aber haben Sie Mitleid mit mir, das dürfen Sie doch! Es regt mich so auf — diese letzte Qual, die alles erneuert, was ich durchgemacht habe — haben Sie gar kein Mitleid mit mir?" Und die verwöhnte Kranke warf sich unmutig in einen Sessel.

Die Schwester strich ihr mit der gewohnten, leise beruhigenden Bewegung ihrer großen, aber nicht unschönen Hände über die Haare und sagte leise: „Wenn Ihnen daran gelegen ist — Sie dauern mich freilich — von Herzen. Nur helfen kann ich Ihnen in der Sach' nicht — muß sein, ich versteh' wirklich gar nichts davon. Lassen wir's ruhen."

Und sie bemühte sich, die Erregte auf andere Gedanken zu bringen, bis die Stunde kam, wo diese, von ihrem Mädchen geleitet, in das Sprechzimmer vorging. „Ich muß Sie hier wiederfinden, Schwester," verlangte sie heiser und dringend, „es dauert nicht lang — und ich brauch' Sie nachher, auf alle Fälle! Nicht wahr, Sie bleiben!"

Creszenz konnte es zusagen, da sie in Anbetracht des ungewöhnlichen Vorfalls hier zur Verfügung gestellt war und eine Verschlimmerung beinahe zu erwarten stand. So blieb sie allein mit ihren Gedanken in dem Zimmer der Fremden. Sie machte das Fenster auf, und mit dem Duft des Lindenbaumes drang milde Frühlingsluft in den Raum. Fast schwermütig, ganz gegen ihre sonstige Art, trug sie sich einen Stuhl herbei und verharrte in der erzwungenen Untätigkeit, die ihr beinahe eine Last war. Denn sonst scheuchte sie mit unablässigem Tun schlimme Gedanken hinweg.

Jetzt war es nicht möglich. Eine wehrlose Schlaffheit kam über sie, und ihre jungen Züge, die sie schon so gut beherrschen gelernt, bekamen einen weichen, träumerischen Zug, der sie unendlich verschönerte. Nun glich sie nicht mehr einer plastischen, nein, einer gemalten Madonna aus der alten Zeit, nicht wie die Italiener, sondern wie die Deutschen des Mittelalters sie sahen. Dunkle Haare umrahmten schlicht das regelmäßige Gesicht, auf dem das Leben noch keine Spur eingezeichnet hatte, weder im Guten noch im Bösen.

Wie anders die Frau, die das Zimmer verlassen! Alles zuckende Nerven, alles Unruhe und Unstetigkeit. Sie verglich sie nicht mit sich, aber sie empfand den Kontrast wie einen körperlichen Schmerz.

Konnte das Leben so haltlos machen, so zerfahren, so im Wesen gebrochen? Das mußte schrecklich sein. Das widerstrebte ihrer gesammelten, urwüchsigen Natur aufs tiefste. Und die einfache Religion, die sie so selbstverständlich für sich und andere anwandte, wie eine Verordnung des Arztes — die war da machtlos. Die glitt ab an dieser Unglücklichen. Oder war sie nicht die Rechte, ihr diese Arznei zu reichen?

Jedenfalls hatte sie es instinktiv nicht weiter versucht. Dieses eheliche Unheil erschreckte sie, machte sie müde und kampfunfähig, wo sie doch alle sonstigen Leiden der Menschen zu sehen gewohnt war — und auch zu teilen.

Nein, das fühlte sie deutlich, wenn sie sich gab, dann gab sie sich ganz. Und forderte Gleiches vom Manne. So durfte es nicht enden, so niemals kommen. Und darum — da waren ihre Gedanken bei der eigenen Entscheidung, die, das wußte sie, nahe bevorstand. Aber sie hatte jetzt keine Kraft, das durchzudenken, gar, einen Entschluß zu fassen. Und sie sah zum Fenster hinaus, ohne etwas zu sehen, und atmete mit Behagen den Lindenduft, ohne es zu wissen. Wohlbekannte Schritte kamen den Gang entlang — sie hörte sie nicht.

Ruhe vor dem Sturm; mattes Dämmern, ehe die Sonne aufgeht.

Stephan klopfte leise an und trat nach des Arztes Gewohnheit rasch ein, ohne auf ein Herein zu warten, denn er hatte die Jour, und es war die übliche Zeit des Abendbesuches. Statt der Kranken, die er nur flüchtig kannte, fand er das Weib, das er liebte. Und ihm war, als hätte er sie noch nie gesehen, als sei sie eine andere, neue. Alles trug dazu bei, die Überraschung, der ungewohnte Raum, die milde Beleuchtung. Er blieb mit kurzem Ausruf stehen und starrte sie an. Auch Creszenz erschrak, aber sie faßte sich rascher und erklärte kurz die Situation, von der er keine Ahnung hatte. „Was hast Du, was siehst Du mich so an?" fragte sie endlich. „Ist Dir 'was geschehen?"

Das „Du" hatte er ihr mühsam abgerungen in der einzigen Liebesstunde, die ihnen bisher vergönnt war, und einmal gewährt, blieb sie treulich dabei, sobald sie allein waren, ohne ihn dadurch als schon gebunden anzusehen. Es war eine Gunst — und eine Zutraulichkeit, aber die einzige. Vor Fremden nannte sie ihn mit der gleichen Sicherheit „Herr Doktor" und „Sie". Sie hatte sich auch von ihm küssen lassen, als er es heftig verlangt — aber ihre Lippen hatten den Druck nicht erwidert, nur schweigend geduldet.

Stephan erwiderte noch immer nichts. Aber er jauchzte innerlich. Nun war er klar, das fühlte er im Moment. Das war's, was ihn immer gestört, was ihm immer gefehlt. Die Umgebung, in der sie sich einzig gesehen, die nüchternen Säle, das öde Sprechzimmer, das ließ keine Wärme zu, duldete keine Poesie. Jetzt stand sie in der Umrahmung, die ihrer würdig war und ihm gewohnt; wie eine Hausfrau in dem traulichen Raum. Das hatte gefehlt.

Und dazu der weiche Zug ihres Mundes, das leise Schwärmende, das sich noch nicht verloren, ohne daß sie es wußte — das tat es ihm vollends an. Er umarmte sie stürmisch, wortlos, begehrend.

Aber sie machte sich los. „Stephan, nicht hier, nicht so wild. Wir sind in dem Zimmer — der Dame. Da darfst Du nicht — da mag ich's nicht leiden. Sie kommt auch gleich wieder zurück!" Der Respekt vor dem Raume der Höhergestellten beherrschte sie noch. Aber nicht ihn. Und er zog sie ans Fenster, in denselben Stuhl und legte seinen Kopf in ihren Schoß, sie festhaltend und an sich drückend.

Sie ließ es staunend geschehen. So war er noch niemals gewesen. Nun fand sie keine Worte und sah fast erschreckt auf den Kopf mit dem vollen kurzen Haar, der sich vor ihr beugte und sich an sie drängte. Sie faßte ihn zwischen beide Hände, hob ihn langsam gegen sich empor und drückte einen Kuß auf die hohe Stirn.

Da sprang er auf; es war das erste freiwillige Liebeszeichen, das sie ihm gab.

„Jetzt widersprichst Du mir nicht mehr, Liebste — wir gehören zusammen. Du gehst mit mir, als meine Frau, und wir bauen ein Nest — so ein hübsches kleines Häus'l mit einem großen Garten, vielen guten Gemüsen —" an die Blumen dachte er weniger — „und einem Gartenhäus'l darin. Und — und —" da kamen noch viele schöne Pläne hervor, alle verlockend und rosig. Sie kam lange nicht zu Worte, nur ein „ja, ja", „ach geh", „so denkst Du Dir's aus" dazwischenwerfend. Endlich war sein Vorrat an Zukunftsgedanken für den Augenblick erschöpft; die gemeinsame Arbeit war nicht vergessen — aber das war ja zweifellos und gewiß —; auch das Fremdenzimmer nicht für Besuche aus der Stadt. Da kam sie erst zu dem Punkt, der bisher immer dazwischen stand, an dem sie eisern festgehalten mit aller Kraft — gegen ihr eigenes Herz: „Aber Deine Eltern — davon sagst Du mir gar nichts! Wie ist's — wollen sie mich aufnehmen — bei sich?"

Er machte erregt einen Gang durchs Zimmer.

„Also nicht, also doch nicht — also ist alles beim Alten!" klagte sie, und alle Luftschlösser versanken.

„Und ich leid' es nicht mehr," brach er da aus, „daß Du's davon willst abhängig machen. Sag' mir, ob Du mich willst, oder nicht — ich werd' dann schon fertig mit ihnen. Ich bin kein Spielzeug, ich will nicht mehr so —"

„Ja, wie steht's denn, wie ist's denn? Das mußt Du mir sagen —"

„Sie überlegen noch immer. Sie ziehen Erkundigungen ein, was weiß ich. Mama weint, Papa schweigt, Mathilde ist schlechter Laune. Es ist unwürdig, darauf

zu warten. Ich will wissen, ob Du zu mir hältst — auf alle Fälle — wie es auch kommt. Das sollst Du mir sagen. Das muß ich hören. Hörst Du, Creszenz, jetzt mußt Du entscheiden. Gehörst Du mir oder willst Du nach den — anderen Leuten fragen? Dann will ich nicht mehr. So nicht mehr länger." Und dann weicher und dringend: „Creszenz, hast Du mich lieb — oder — —"

Sie war wieder ans Fenster zurückgewichen und stand mit dem Rücken gegen das Freie. Aber der Lindenduft umspülte sie doch. Ein mächtiges Sehnen überkam sie; das mußte das Glück sein, das muß man ergreifen. Noch sah sie zu Boden und ging langsam ein paar Schritte auf ihn zu; und flüsterte leise: „Willst Du's denn wagen mit mir? Hast Du denn Vertrauen — daß wir — glücklich werd'n miteinand'?"

Sie fiel unwillkürlich mehr in den heimischen Dialekt. Und er: „Ja freilich, ich schon, ich will Dich ja haben —" da stürzte sie auf einmal über den letzten Raum, der sie trennte, hinweg, und preßte ihn wild und kraftvoll an sich, den Mann mit starken Armen beinahe hochhebend.

„Dann soll's sein, dann wollen wir glücklich sein!"

Dann brach sie in Tränen aus, auch ungezähmt, leidenschaftlich, unstillbar. Und diese hatte er für kühl und gefühllos gehalten? Darüber mußte er wohl getröstet sein, denn er tat nichts, um ihre Heftigkeit zu mildern. Hatte sie ihn vorhin entzückt, als sie so weiblich und sanft erschien — dieser Ausbruch von elementarer Gewalt schlug seine innersten Zweifel nieder. Ja, sie vermochte zu lieben. Nun war alles gut, nun war es gewonnen.

In die Seligkeit dieser Augenblicke kehrte die Dame zurück, laut genug, um die beiden nicht in der glühenden Umarmung zu überraschen, die allem Reden, Weinen und Lachen ein Ende gemacht; früh genug, um zu sehen, wie es stand.

Creszenz machte sich verlegen etwas zu schaffen, Stephan aber fand gleich das ihn heimlich beglückende, stolze Wort: „Sie ist meine Braut, seit dieser Stunde —"

„Sie, Schwester Creszenz," sagte die Dame erstaunt und beinahe bitter, „das hätt' ich nicht gedacht. Nun, Sie fangen an — und ich hör' auf. In derselben Minute vielleicht. Dadurch gehören wir ein wenig zusammen. Meinen Glückwunsch — nur verzeihen Sie — ich bin so müde." Und sie suchte erschöpft einen Lehnstuhl. (Fortsetzung folgt.)

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Prof. Ferd. Brütt-Düsseldorf.

Neujahr.

Von

Karl Emil Franzos.

Heute, o heute sei vergessen,
Wie uns das Leben zugemessen!

Nicht als Einheit
Voll lauterer Reinheit,
Nicht nach klaren
Zielvollen Jahren,
Nur nach Stunden,
Ach, nach Sekunden
Wird uns zu teil
Siegen und Fallen, Unheil und Heil.

Wie die Möwe über dem Gischt
Ziellos flattert in irrem Bogen,
Dass sie daraus die Atzung fischt,
Wie sie, umstäubt von dem Schaum der Wogen,
Von dem Sturmwind erfasst und gezogen,
Sich dem Meere selber vermischt,
Um sich dann wieder emporzuschwingen
Oder im Branden zu vergehn:
Also in wirrem Mühen und Ringen,
Nach dem Nächsten in angstvollem Spähn,
Flatterst Du, Seele voll Mut und voll Schwäche,
Über dem grausamen Lebensmeer!
Nimmer glättet sich seine Fläche,
Und der Sterne tröstliches Heer
Zittert verzerrt in den kämpfenden Wellen.
Wirst Du siegen, wirst Du zerschellen?
Arme Seele, Du weisst es nicht!
Jählings wechseln Dunkel und Licht,
Flügel gibt Dir die eine Stunde,
Und die andre reisst Dich zum Grunde ...
Also flatterst Du bang umher
Über dem dunklen, grollenden Meer ...

Heute doch, heute sei vergessen,
Wie uns das Leben zugemessen.

Alles friedlose Hasten nach Stunden
Ist wie ein böser Alp entschwunden.
Heute zu neuem Wagen und Streben
Ist uns ein volles Jahr gegeben!
Und die uns gestern gedräut, die Flut,
Wie sie nun spiegeleben ruht!
Leuchtend kommt die Sonne gezogen
Über den sanften, blauenden Wogen,
Und weil der düstere Nebel fiel,
Liegt uns greifbar nahe das Ziel —
Vorwärts, um es endlich zu fassen!
Vorwärts, um es nimmer zu lassen!

Sieh, die Möwe, die gestern bang
Gekämpft mit der wilden Woge Drang,
Schwebt nun heut, gleich dem stolzen Aar,
Über dem neuen, glücklichen Jahr!

Neujahr, du Zauber licht und hehr!
Weihnacht erfüllt die Träume der Kinder,
Aber wir Grossen brauchen's nicht minder,
Ach, wir Grossen brauchen's noch mehr!
Menschheit, das arme, alte Kind,
Heute die rosigsten Träume spinnt.
Und mit dem holden, trügenden Tand
Spielt die arbeitsmüdeste Hand,
Selbst der dürrste Lebensbaum
Ist geschmückt mit glitzerndem Traum,
Seligem Hoffen, seligem Wähnen.
Perlen geworden sind heut alle Tränen,
Und umduftet von Rosen ganz
Ist der schärfste Dornenkranz.

Lass't ihn uns fassen und drücken ins Haar!
Was uns morgen auch immer begegnet,
Sei uns willkommen, sei uns gesegnet,
Weihnacht der Grossen Du, Neujahr!

Abb. 1. Saint Pierre und der Ausbruch des Pelée vom Wasser aus gesehen.

Die Aufgabe der Vulkane in der Entwickelungsgeschichte der Erde.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

Mit einundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Jede noch so wilde und zerstörungswütige Äußerung der Naturgewalten hat ihre Aufgabe im Entwickelungsgange unseres Weltkörpers.

Um die Aufgabe der verheerenden vulkanischen Erscheinungen, ihr Wesen und ihren Ursprung zu erkennen, müssen wir uns im Geiste mitten in ihr Wüten begeben.

Da liegt zeitlich in noch immer erschreckender Nähe die Katastrophe von Martinique. Von ihr, die unter ihresgleichen um die traurige Berühmtheit streitet, die entsetzlichste von allen bekannten zu sein, sind ja leider die grausenerregenden Schilderungen von Augenzeugen bekannt geworden, freilich nur von solchen, die in geraumer Entfernung standen, denn aus jener Stadt des Todes selbst, St. Pierre, entkam bekanntlich kein lebendes Wesen. —

Ich lasse hier die Schilderung eines Beobachters in Corbee folgen, das, wenige Kilometer von St. Pierre entfernt, gleichfalls am Strande liegt.

„Am Morgen des 8. Mai," so schreibt jener Augenzeuge in Corbee, „gewährte der Vulkan einen furchtbaren Anblick. Er war tief schwarz, und aus dem Dunkel erhoben sich unermeßliche Säulen von leuchtendem Rauch und Feuer. Der Himmel war schwarzgrau, die Sonne wie hinter einem düstern Vorhang versteckt. Kein Windhauch trieb den Rauch auseinander. Die ganze Luft lag wie ein dumpfer, schwerer, erstickender Teppich über der Stadt. Alles ruhig und todesstill. Die Landschaft schien ihrem Verderben mit trauriger Resignation entgegenzuharren.

8 Uhr. Von Corbee aus schauen wir nach St. Pierre hinüber. Während man alle möglichen Vermutungen mit dumpfer und leiser Stimme austauscht, ändert sich plötzlich der Anblick des Berges. Seine ganze Masse scheint in eine fürchterliche Bewegung zu geraten. Überall wallende Rauchwolken, aufflammende Feuersäulen; mit einemmal zuckt ein gewaltiger Blitzstrahl durch die Finsternis. Was wird geschehen? Eine Sekunde, zwei Sekunden verstreichen... Der Berg öffnet sich ... und plötzlich hört

Abb 2. Ausbruch des Vesuvs im Jahre 1872.

man von allen Seiten schreien: Laßt uns fliehen! Laßt uns Rettung suchen! Hilfe! Verderben!

Nun ist der blinde Zufall Herr und Verhängnis des Lebens. Ein ganzes Volk in wahnsinnigem Schreck, die Hände gegen den Himmel gebreitet, fleht, weint, schreit, hat die Vernunft verloren, weiß nicht mehr, wohin es fliehen soll. Ich mit meiner Familie stürze halb besinnungslos in südlicher Richtung davon. In einem Augenblick der Überlegung wende ich mich um und kehre einige Schritte zurück, um zu sehen, was eigentlich geschehen ist ...

Abb. 3. Eruption des Vesuvs.

Nie werde ich das furchtbare Schauspiel vergessen, das sich nun meinen Augen darbot. Der Mont Pelée scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Eine ungeheuere, feuerschwangere Öffnung hat sich aufgetan. Von ihr geboren, scheint eine riesengroße schwarze Wand, aus der Tausende von Blitzen zucken, sich mit furchtbarer Gewalt uns entgegenzustürzen. Von dem Himmel ist nichts mehr zu sehen; Flammen umgeben uns von allen Seiten. Und ein brüllendes, stampfendes Donnern begleitet den Todesmarsch dieser entsetzlichen Erscheinung. Auch das Meer ist schwarz; es wallt auf, es hebt sich drohend, und von Zeit zu Zeit rollt eine gewaltige Woge dunkel und lautlos in die Stadt und über die Felder der Umgebung. Wir sind verloren! Uns bleibt nichts mehr übrig, als uns auf den Tod vorzubereiten ...

Aber plötzlich vollzieht sich eine unerwartete Wendung. Ein starker Wind kommt auf, ein wahrer Orkan. Die Bäume werden von ihm gegen den Boden gebogen. Brausend und pfeifend prallt er gegen die von Blitzen durchzuckte Rauchwand, und hält sie 300 Meter von uns entfernt auf ... Wir sind gerettet! Nur 30 Sekunden waren verstrichen — 30 Sekunden, die uns wie ein Tag der Angst erschienen. Der Wind nimmt allmählich ab und hört in 3—4 Minuten ganz auf. Wo St. Pierre lag, flammt jetzt ein Scheiterhaufen ...

Ein furchtbares Gewitter entladet sich über uns; tobender

Donner, zuckende Blitze, und, ſchrecklicher als beides, ein Regen von Steinen, von Aſche und Schlamm, der uns niederwirft und uns eine halbe Stunde lang mit unwiderſtehlicher Gewalt einhüllt. St. Pierre iſt zugrunde gegangen. Wo einſt das Leben herrſchte, gibt es jetzt nur rauchende, ſtinkende Trümmer. Die wenigen Überlebenden, die unglücklicher ſind als ihre dort unter den Ruinen begrabenen Angehörigen, finden in dem Entſetzen dieſer fürchterlichen Minuten keine Tränen mehr, um ihre verlorenen Lieben zu beweinen..."

Und ſolche Schreckensſcenen konnten hervorgerufen und die Bevölkerung einer ganzen Stadt in einer kurzen Minute hingewürgt werden durch einen verhältnismäßig kleinen Vulkan, der ſeit fünfzig Jahren ohne jede bedrohliche Regung geblieben war, ſo daß ſich die Menſchen wohl vertrauensvoll in dem wahren Paradieſe anſiedeln konnten, welches den verräteriſchen Berg umgab. Er iſt nur 1350 Meter hoch, alſo nur wenig höher als der Veſuv. Seinen letzten Ausbruch hatte er 1851, wobei er nur wenig Aſche auswarf, faſt ohne Schaden anzurichten. Vorher wird nur noch von einem Ausbruche im Jahre 1792 berichtet. Seitdem hatte eine üppige Vegetation den Berg bis zu ſeinem Gipfel hinauf bekränzt. Seine Beſteigung galt als ein angenehmer Spaziergang. Dichter tropiſcher Urwald, deſſen Blätterdom der Sonne kaum einen Durchblick geſtattete, ſtieg bis über 1000 Meter den Berg hinan; dann trat man in Gebüſch von Myrten und Lorbeer, und nur auf dem oberſten Gipfel zeigten ſich Moräſte und eigentümliche Erdſpalten, aus denen Schwefelgeruch aufſtieg, wie man es bei vielen erlöſchenden Vulkanen antrifft. Ganz oben breitete ſich ein kleiner See mit kaltem, angenehm zu trinkendem Waſſer. Hier befand ſich offenbar das alte, verſtopfte Kraterloch.

In einem ganz ähnlichen Ruhezuſtande lag auch der Veſuv vor dem Ausbruch, welcher Herkulaneum und Pompeji zerſtörte, ein Ausbruch, der zu einer grauſigen Parallelſtelle mit jenem auf Martinique geworden iſt. Der Veſuv wurde von den Römern überhaupt nicht als ein ehemaliger Feuerberg angeſehen. Wohl hatte man eigentümliche ſchwarze Geſteine auf ſeinem Gipfel entdeckt, aber ſonſt war alles friſch umgrünt und auf dem Kraterboden ließ man die Viehherden weiden.

Abb. 4. Wände des Kraters vom Veſuv.

Beide Feuerberge waren lange Zeit vorher in Ruhe geweſen. Dann kündigte ſich die neue Tätigkeit durch Erdbeben an. Darauf zeigte ſich eine große Wolke über beiden Bergen, welche der eigentlichen Exploſion voranging, offenbar von Waſſerdampf und Rauch erzeugt, die aus den Spalten des verſchütteten Kraters mit großer Gewalt herausgedrängt wurden. Eine ſolche Vulkanwolke, wie ſie bei Gelegenheit des großen Ausbruchs von 1872 zuerſt photographiert werden konnte, iſt in Abbildung 2 wiedergegeben. Nun folgte erſt der eigentliche Ausbruch, eine ungeheuere Gasexploſion, welche alles über der Krateröffnung gelegene Erdreich hoch in die Lüfte ſchleuderte, vermengt mit ungeheuern Mengen von Waſſerdampf, die dem Schlunde entſtrömten. Beim Mont

Pelée traten zugleich auch giftige Gase und glühender Sand in gewaltigen Mengen aus, die zuerst hoch emporgeschleudert wurden, dann aber wie ein erstickender Teppich lawinenartig niederstürzten, jenes grauenvolle Phänomen der schwarzen Wand erzeugend, wie sie oben geschildert wurde. Auch den Abhang des Mont Pelée herab wälzten sich riesige Schlammmassen, aber sie waren es nicht, welche hier die Katastrophe hervorbrachten wie in Pompeji. Auf Martinique nahmen sie einen ungefährlicheren Weg. Ganz am Schluß des Paroxismus drang durch die wieder aufgerissene Krateröffnung das glühend flüssige Gestein, die Lava, hervor und wälzte sich nun gleichfalls den Berg hinab, beim Vesuv gegen Herkulaneum hin, das teilweise von einem Lavastrom zerstört worden ist, auf Martinique füllten sich die Flußläufe mit Lavaströmen. Dann erst trat wieder verhältnismäßige Ruhe ein.

Abb. 5. Der Krater des Vesuvs am 16. April 1888.

In dem über Pompeji sich hinwälzenden Schlamm haben sich Abgüsse der Unglücklichen gebildet, wie sie in ihren letzten Todeskrümmungen liegen. Sie sprechen nach beinahe zweitausend Jahren heute noch von ihren Qualen zu uns.

Die Erscheinungen, wie wir sie hier verfolgt haben, sind die typischen für alle Ausbrüche von Vulkanen, die vorher eine längere Zeit geruht haben. Ganz anders gestalten sich dagegen diese Verhältnisse bei den dauernd oder doch nur nach kurzen Ruhepausen tätigen Vulkanen.

Abb. 6. Verschütteter Mensch, gefunden zu Pompeji.

Am charakteristischsten für diese Art, bei denen sich die Erscheinungen mit einer gewissen Ruhe und Gleichmäßigkeit abspielen, ist der gegenwärtig größte tätige Vulkan der Erde, der Mauna Loa auf Hawaii, mit dem an seinem Fuße befindlichen Feuersee im Krater des Kilauea. Der Mauna Loa ist ein gewaltiger Berg von 4200 Meter Höhe, der also den höchsten Gipfeln unserer Alpen nahekommt. Aber er erhebt sich so sanft über seine Umgebung, mit Böschungswinkeln von nur 3—7 Grad, daß er dadurch wesentlich weniger imposant erscheint. Einen ganz ähnlichen Anblick gewährt der Mauna Kea, gleichfalls auf Hawaii, dessen Gesamtbild auf Seite 521 dargestellt ist. Die Ersteigung des Mauna Loa ist deshalb auch nicht schwierig, sondern nur langwierig. Man gebraucht drei gute Marschtage dazu, während man fast fortwährend auf ebener Erde zu gehen scheint. Kommt man oben an, so blickt man in die gewaltige Krateröffnung, die beinahe sechs Kilometer in der einen Richtung, zweidreiviertel in der andern mißt. Es ist also eine elliptische, rings von etwa 340 Meter hohen Steilwänden umgebene Öffnung im Berge, in welcher nahezu ganz Berlin Platz fände. Die Öffnung ist verschlossen durch den sogenannten Kraterboden, einen ebenen, offenbar nur dünnen Deckel aus verhärteter Lava, unter welchem die Gluten des Erdinnern brodeln. An verschiedenen Stellen ist der Boden durchbrochen, und hieraus quillt bei den Ausbrüchen die Lava fontänenartig hervor. Hier

rings umher glüht oft der Boden. Das Tageslicht überstrahlt wohl diese Glut, aber in der Nacht gewährt der Krater einen wunderbaren Anblick durch diese leuchtenden Massen und die imposanten Feuerfontänen, die aus dem geheimnisvollen Erdinnern hier donnernd emporbrausen.

Zu den größten vulkanischen Rätseln der Erde gehört jener Feuersee des Kilauea am Fuße des gewaltigen Mauna Loa. Wir haben einen See von dauernd flüssiger Lava vor uns, der im allgemeinen ruhig dasteht, von einem niedrigen Rande erkalteter Lava eingefaßt. Freilich ist dieser länglich runde See von 300 und 360 Metern Durchmesser auch eigentlich nur die Auswurfsöffnung in einem größeren Krater, dessen Boden bis auf jene Stelle sich durch Abkühlung verhärtet hat, so daß man bis an den Rand jenes brodelnden Sees aus flüssigem Erdreich herantreten kann. Die Oberfläche scheint wie aus gegeneinander treibenden Schollen rissigen Erdreichs zu bestehen. Am Abend strahlt zwischen diesen tiefschwarzen Schollen aus unzähligen, in beständiger Bewegung begriffenen Rissen das flüssige Gestein in blendender Weißglut. Von Zeit zu Zeit brodelt eine Feuerfontäne von 15—20 Meter Höhe aus dem feurigen See empor: Das Gestein kocht vor den Augen der erstaunten Zuschauer auf, die hier ruhig und sicher vor dem glühend flüssigen Erdinnern stehen. Die Aufnahme Abb. 10 von den Lavafontänen des Mauna Loa verdanke ich meinem Freunde Dr. Benedikt Friedländer, welcher die vulkanischen Erscheinungen auf Hawaii eingehend zu studieren Gelegenheit hatte. Das Bild ist in der Dämmerung aufgenommen; man sieht auf ihm die Scheibe des Vollmonds als recht erwünschten Maßstab für die Helligkeit der Erscheinung.

Dieser merkwürdige Fleck Erde scheint uns ein Bild von den Zuständen auf unserm

Abb. 7. Mauna Kea auf Hawaii, von Hilo gesehen. Ca. 4200 Meter hoch.
Originalaufnahme von Dr. B. Friedlaender.

Planeten zu geben, wie sie weit vor der Erschaffung des ersten Lebenskeimes rings um ihn herum herrschten. Hier nur auf diesem kleinen Fleckchen hat, wie man glauben sollte, die Natur vergessen, sich weiter zu entwickeln. Aber der Umstand, daß hier wenige Kilometer in der Luftlinie voneinander entfernt, zwei solcher Öffnungen geblieben sein sollten, in deren einer die flüssige Lavasäule an dreitausend Meter höher steht als bei der anderen, macht doch gleich ein großes Fragezeichen hinter unsere Ansicht, daß beide mit demselben großen Glutmeere im Erdinnern kommunizieren sollten. Es verstößt gegen die allgemeinsten

Abb. 8. Aurunoe auf Neuseeland als steilster Vulkankegel im Gegensatze zu dem Mauna Loa.
Originalaufnahme von Dr. B. Friedlaender.

feuerflüssigem Zustande gewesen sei. Aber bei näherem Hinblick erwies sich doch dieser Schluß zum mindestens voreilig, möchte er auch noch so gut mit der Schöpfungsidee von Kant und Laplace stimmen, nach welcher bekanntlich die Erde und alle Gestirne überhaupt aus ursprünglichen Gasmassen entstanden, die durch Abkühlung erst in Feuerfluß gerieten und schließlich auf ihrer Oberfläche erstarrten.

Jene Ansicht von der Entstehung der Gesetze des Gleichgewichts, daß in zwei Röhren, die miteinander in Verbindung sind, gleiche Flüssigkeiten verschieden hoch stehen. Dennoch besitzen oft beide Krater gleichzeitig ruhig stehende Lavaseen, der Mauna Loa freilich seltener als der Kilauea.

Wir stehen hier schon mitten in der Frage nach dem eigentlichen Ursprung der vulkanischen Erscheinungen im allgemeinen. Wir müssen die Erde schnell entstehen sehen, um diesen Fragen näher zu treten.

Steigen wir tief genug in die Erdrinde hinab, so begegnen wir überall gewissen Gesteinen, die einmal in feuerflüssigem Zustande gewesen sein müssen und überhaupt in ihrer Zusammensetzung eine große Ähnlichkeit mit den Gesteinen bieten, die aus der erhärteten Lava unter unsern Augen entstehen. Es war leicht, hieraus den Schluß zu ziehen, daß einmal die ganze Erde in Gestirne hat indes in jüngerer Zeit mancherlei Lücken gezeigt, und sie muß jedenfalls wesentlich ergänzt werden, um allen Tatsachen unserer Forschung noch weiter gerecht werden zu können. Aber auf der anderen Seite können wir nun glücklicherweise nachweisen, daß ein völlig fester Körper von der Größe der Erde in seinem Innern flüssig werden müßte nur allein durch den ungeheuern Druck, den die oberen Schichten auf die unteren ausüben.

Jedermann weiß, daß alle Gegenstände sich durch Zusammenpressen erwärmen, also auch das Erdreich. Aus den Erfahrungen, welche man in noch zugänglichen Tiefen über die Zunahme der Erdwärme gemacht hat, kann man schließen, daß etwa in einer Tiefe von 160 Kilometern eine Temperatur von 4000 Graden herrscht, bei der unter gewöhnlichen Umständen alle uns bekannten

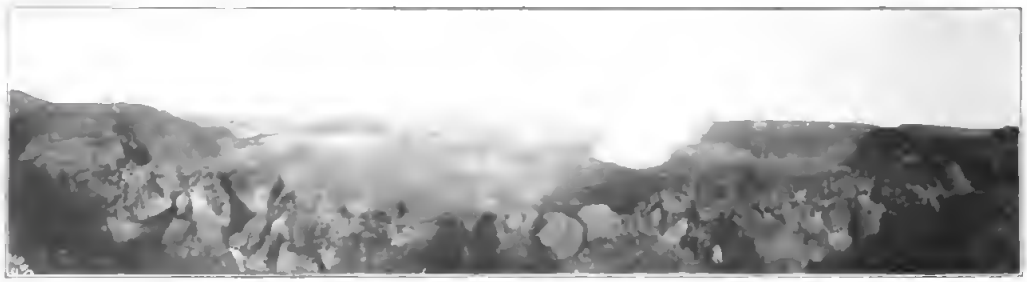


Abb. 9. Der Krater Moknaweowes des größten tätigen Vulkans Mauna Loa auf Hawaii.
Originalaufnahme vom nordwestlichen Kraterrande von Dr. B. Friedlaender.

Stoffe feuerflüssig werden und die meisten sogar schon gasförmig sind. Wir brauchen also unsern ursprünglich gasförmigen und dann feuerflüssigen Weltkörper gar nicht mehr, um die Herkunft jenes lavaähnlichen Urgesteins zu erklären, das wir überall im Erdinnern vorfinden.

Abb. 10. Lavafontänen im Krater des Mauna Loa. Aufgenommen am 26. April 1896 von Dr. B. Friedlaender.

Da hätten wir also unser gewaltiges Reservoir von flüssigem Gestein, von Lava, aus dem die Vulkane gemeinsam ihre Auswurfsprodukte nehmen können.

Aber die Verhältnisse da tief unter unseren Füßen sind doch noch verwickelter, als man es sich anfangs gedacht hatte. Wenn der Physiker auch den dort unten herrschenden Zustand einen flüssigen oder gar gasförmigen nennen muß, so bewirkt doch der überlastende ungeheure Druck, daß sich in Wirklichkeit die dort vorhandenen Stoffe weniger frei bewegen können, als wenn sie hier oben an der Oberfläche fest wären. Dieser gasförmige Kern unserer Erde gewährt also eine so feste Unterlage, als man es nur wünschen mag, und wir brauchen nicht zu befürchten, daß dieser Dampfkessel, auf dem wir spazierengehen, einmal explodieren könne.

Der Mensch kennt nur zu gut die verderbenbringende Gewalt des Feuers, und wir sind deshalb von vornherein geneigt zu glauben, daß dieses Element um so verderblichere Wirkungen üben müsse, je größer die auftretenden Hitzegrade sind. Aber auch hier gibt es ein Maximum, von welchem ab die Wirkungen der Hitze wieder abnehmen. Wenn man die beiden chemischen Elemente, welche verbunden Wasser geben, den Wasserstoff und Sauerstoff, als Gase in bestimmtem Verhältnis miteinander mischt, so vereinigen sie sich bei gewöhnlicher Temperatur nicht wieder zu Wasser; sie bleiben ohne gegenseitigen Einfluß aufeinander bestehen. Die gewöhnliche Temperatur ist zu niedrig, um ihre Verbindung herbeizuführen. Läßt man aber nur einen ganz winzigen Funken durch dieses Gasgemisch, bekanntlich Knallgas genannt, schlagen, so gibt es eine furchtbare Explosion, bei der sich die Gase zu Wasser verbinden. Die ganz geringe Temperaturerhöhung an einer kleinen Stelle genügte, um hier die chemische Reaktion beginnen zu lassen, die soviel Wärme entwickelt, daß nun auch die anderen Teile des Gemenges sich explosiv miteinander verbinden müssen. Man sollte nun meinen, daß diese Explosion um so leichter eintreten müsse, je heißer die Gase schon von Anfang sind. Das ist auch bis zu einem gewissen Grade der Fall. Erhitzt man dagegen dieses gefährliche Gemisch vorher bis zu sehr hohen Graden, ohne ihm die Möglichkeit zu geben, sich zu verbinden, so bleibt es nun auch unverbunden. Es gibt eine bestimmte Temperaturgrenze, von der ab überhaupt keine chemischen

Abb. 11. Der Lavasee des Kilauea, wahrscheinlich im Frühjahr 1893, vom sekundären Kraterrande aus gesehen. Aufnahme von G. T. Silva in Hilo.

Verbindungen mehr stattfinden oder alle bestehenden Verbindungen auseinandergehen, es ist die sogenannte Dissoziations-Temperatur. In diesem Zustande müssen sich notwendig die Gase befinden, welche unseren Erdkern ausfüllen.

Je höher wir nun freilich im Erdinnern emporsteigen, desto kälter wird es, und wir kommen also notwendig bei einer gewissen Tiefe in ein Gebiet, wo Verbindungen stattfinden können. Aber bei diesem langsamen Übergange treten auch die chemischen Erscheinungen nur ganz allmählich auf. Unser Knallgas z. B. geht nur ganz langsam in Wasserdampf über; es explodiert nicht. Die Natur hat es überall so eingerichtet, daß ihre Entwickelung in den großen Zügen langsam und stetig geschieht, nicht in Katastrophen.

Aber dies heilsame Prinzip konnte nicht überall gewahrt werden. Sollte die Welt sich vielseitig gestalten, so mußten die Elementargewalten an verschiedenen Stellen auch verschiedenartig arbeiten, an dem einen Orte mußte die Entwickelung etwas schneller, an dem anderen langsamer fortschreiten. Das Bild der Welt wäre ein unendlich langweiliges geworden, wenn alles im völligen Gleichmaß fortgeschritten wäre. Es muß einen Schatten geben, damit man die Wohltat des Lichtes erst zu empfinden vermag; es müssen Katastrophen uns aufrütteln, damit wir das Glück der friedlichen Entwickelung der Dinge schätzen lernen.

Es ist zweifellos nachgewiesen, daß sich die Erdoberfläche seit den Urzeiten mehr und mehr abgekühlt hat. Aber dies geschah nicht in gleichmäßiger Weise. Es traten verschiedene Eiszeiten ein, nach denen es dann wieder deutlich wärmer wurde. An den Polen ist es immer kälter als am Äquator. Alle diese verschiedenen Umstände bewirkten, daß die feste Erdkruste, die durch diese Abkühlung entstand, sehr verschiedene Dicke hat. Unter den Meeren scheint sie viel dicker zu sein, als unter den Gebirgen.

Wo die Erdkruste dicker und also schwerer ist, da drückt sie mehr auf der nachgiebigeren flüssigen oder gar gasförmigen Unterlage im Erdinnern. Die Meere suchen sich also immer mehr zu vertiefen, die Gebirge aber bleiben fest stehen, weil gerade sie merkwürdigerweise leichter sind als ihre Umgebung. Es befinden sich sogenannte Massendefekte unter den Gebirgen. Man sieht leicht ein, daß die notwendige Folge dieses mangelnden Gleichgewichts ein Zerreißen der Erdscholle längs der Gebirge sein muß. Es entstehen ungeheure Spalten zugleich über einen großen Teil der Erdoberfläche hin, und auf der einen Seite, der des Meeres, stürzt ein großes Schollengebiet ab. Das Meer ergießt sich über diese niedersinkenden Schollen und bildet seine neue Uferlinie längs der stehengebliebenen Gebirgsrippe. So haben sich die großen Meeresbecken gebildet, so haben die Kontinente ihre Gestalt erhalten. Namentlich sehen wir dies bei den beiden Amerika charakteristisch ausgebildet, wo die Ufer des Stillen Ozeans vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden von der gewaltigen Andenkette flankiert werden. Hier ist der Boden des größten Meeres der Erde über beinahe ihren halben Umfang hinweg abgerissen und in die Tiefe gesunken.

Abb 12. Warmer See auf dem Gipfel des Ruapehu. (Neuseeland.) Originalaufnahme von Dr. B. Friedlaender.

Wenn aber die Erdrinde sich kilome-

Abb. 13. Mount Shaſta. (Californiſche Sierra.)

tertieſ aufſpaltet unter dieſen erdbildneriſchen Gewalten, ſo wird dabei das heiße Geſtein der Tiefe plötzlich von ſeinem Drucke befreit. Es kann flüſſig werden und quillt aus der Spalte empor als glühender Lavaſtrom. Mit der Entlaſtung ſinkt die Temperatur ſehr ſchnell, und es können ſich nun Sauerſtoff und Waſſerſtoff mit exploſiver Gewalt zuſammenfinden, noch viel unter der Tiefe, aus welcher das flüſſige Geſtein hervorquillt. Der plötzlich ſich ausbreitende Waſſerdampf, unter brüllendem unterirdiſchen Getöſe und Erdbeben eben erſt entſtehend, wirft alles über ſich hinaus aus dem entſtandenen Vulkanſchlote. Wir ſehen alle die vulkaniſchen Erſcheinungen auf die natürlichſte Weiſe entſtehen, die wir vorhin ſchaudernd beobachteten, nur durch die Entlaſtung der tieferen Erdſchichten. Das unterirdiſche Donnergetöſe und die Erdbeben verkünden uns die ſtattgehabten Gaserploſionen im Erdinnern; gleich darauf erſcheint über dem

Abb. 14. Kratersee in der Sierra.

Vulkankegel die große Wolke von Wasserdampf, der sich zunächst befreit, und dann erst folgt der langsamer emporgetriebene Lavastrom, wonach dann bald wieder Ruhe eintritt.

Die hier vorgetragene Entstehungsweise der Vulkane erklärt auch die eigentümliche Gruppierung derselben über die Erdoberfläche. Betrachten wir eine Karte der Erde mit den darin eingezeichneten gegenwärtig noch tätigen Vulkanen, so fällt uns sofort auf, daß dieselben reihenweise längs der Meeresküsten geordnet sind. So ist das größte Meeresbecken der Erde, der Stille Ozean, rings herum von Feuerschlünden eingefaßt.

Einen ganz anderen Charakter zeigen die Küsten des Atlantischen Ozeans, die überall nur flach abfallen und nicht von erheblichen Gebirgen eingefaßt werden. Deshalb zeigen sich hier auch fast keine Vulkane. Nur ganz im Westen begrenzt das Atlantische Meer der Halbkreis der Antillen, die alle vulkanisch sind; dann sind auch die Azoren, die Kapverdischen und die Kanarischen Inseln noch als in der Hauptsache aus Feuerbergen aufgebaut zu betrachten, und ganz im Norden begegnen wir Island mit seinem Hekla und dem berühmten Geiser. Weiter östlich haben wir die Kette der italienischen Vulkane und ganz im Osten, schon im Festlande liegend, das Gebiet des Kaukasus zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere, dessen vulkanische Tätigkeit im Erlöschen ist.

Aber gerade diese von der pazifischen so verschiedene Verteilung der Vulkane des atlantischen Beckens gibt uns den Schlüssel in die Hand für die uns besonders interessierenden Vorgänge drüben auf den Antillen.

Abb. 15. Schalkenmehren Maar in der Eifel.
Aufnahme von Stengel & Co. in Dresden.

Bevor das Schöpfungszeitalter hereinbrach, welches der Natur im wesentlichen ihr gegenwärtiges Gepräge gab, existierte der Atlantische Ozean noch nicht. Zwei große Kontinente breiteten sich an seiner Stelle im Norden und im Süden des Äquators. Der eine verband Südamerika und Afrika zu

einer großen Landmasse, der andere erstreckte sich im Norden von Nordamerika bis zur gegenwärtigen skandinavischen Halbinsel. Zwischen diesen beiden verschwundenen Kontinenten breitete sich ein sogenanntes zentrales Mittelmeer von dem gegenwärtigen Zentralamerika bis gegen den Kaukasus hin.

Diese Kontinente haben sich nun teilweise gesenkt um das heutige Atlantische Meer zu bilden. Dabei kam es aber östlich und westlich, an den gegenwärtigen Uferlinien von Amerika und Afrika, nicht zu größeren Bruchlinien; das Becken senkte sich nur langsam ein; die Erdschollen gaben gewissermaßen elastisch nach. Nur im Norden und Süden des zentralen Mittelmeeres entstanden Spalten, auf welche sich die vorhin schon angeführten Vulkane setzten, die heute als Inselgruppen im Atlantischen Ozean verstreut liegen. Andererseits entstand im Westen die Bruchlinie der Antillen.

Und dieser gewaltige Vorgang der Bildung eines weiten Meeres zwischen Erdteilen ist auch heute noch nicht beendet. Die Katastrophe auf Martinique, die seit dem vergangenen Frühjahr fast ununterbrochene Tätigkeit der Antillenvulkane überhaupt, und die allgemeine Unruhe, welche die Erde längs dieser ganzen Küstengebiete des einstigen zentralen Mittelmeeres zeigt, sind weitere Schritte der erdbildnerischen Gewalten in dem erläuterten Sinne. Die Karte der Erde wird weiter Schritt für Schritt umgestaltet, um für kommende Schöpfungszeitalter neuen jugendfrischen Boden aus den Tiefen zu heben, wo er seit Jahrmillionen untätig ruhte, und dafür anderes Erdreich in die Tiefe des Meeres zu senken, damit es seinerseits ein paar Schöpfungszeitalter ausruhen kann. Deshalb stehen die vielen heftigen Erdbeben, welche man während dieser letzten Monate auch auf europäischem und asiatischem Boden wahrgenommen hat, im inneren Zusammenhang mit jenen wilden Vorgängen jenseits des Ozeans, deshalb versiegten und trübten sich die Quellen von Teplitz bei dem Ausbruch des fernen Mont Pelée, deshalb bebten auch fast zu gleicher Zeit die Pyrenäen, und es folgten Erdbeben im Kaukasus, in Salonichi und an vielen anderen Orten, während drüben die Vulkane der Antillen, von Mexiko und Guatemala ihre Feuergarben gen Himmel schleu-

Abb. 16. Kratersee Lanuloo auf Upolu. (Samoa-Gruppe.)
Originalaufnahme von Dr. B. Friedlaender.

derten. Die Erdschollen regen sich wieder hüben und drüben, und was dort im fernen Westen Tausenden von Menschen in weniger als einer Minute das Leben gekostet hat, kann auch uns in Mitleidenschaft ziehen. Wir haben jedenfalls ein durchaus ureigenes Interesse daran, uns über diese Zusammenhänge, soweit es möglich ist, zu orientieren, wie ohnmächtig wir auch solchen Gewalten gegenüber stehen, die ganze Erdteile heben und senken wie Kartenblätter.

Aber mögen auch die Elementargewalten vernichtend ausbrechen können, sie tragen doch in sich schon den Keim zu ihrer Wiederberuhigung, zum überall notwendigen Ausgleich nach verheerenden Kämpfen, die doch immer nur eine Verbesserung der vorhandenen Verhältnisse anstrebten. Immer wieder muß die zutage tretende und erkaltende Lava die Oeffnungen schließen, welche sie selbst aufriß. Die Vulkane sind temporäre Erscheinungen.

Steht die Lava verhältnismäßig still im Krater, so muß sie allmählich vom Rande nach der Mitte zu erkalten und einen festen Deckel über dem Schlunde bilden, den wir bereits als Kraterboden kennen gelernt haben. Gegen seine Mitte hin wird es noch eine Zeitlang Stellen geben, wo die flüssige Lava zutage tritt. Hier haben wir den Anblick von Feuerseen. Ehe dann die Krateröffnung ganz geschlossen wird, bleibt gewöhnlich noch eine ganze Weile eine kleine Stelle, wo die aus dem Innern immer noch drängenden Gase und Dämpfe entweichen können. Es ist meistens Wasser- und Schwefeldampf oder Kohlensäure. In diesem Stadium befindet sich die sogenannte Solfatara bei Neapel.

Schließlich verstopft sich nun auch diese letzte Öffnung, und der Vulkan ist als gänzlich erloschen zu betrachten. Aber durch

Abb. 17. Ausbruch des Excelsior im Yellowstonepark.

seine Form verrät der Berg noch lange seinen unheimlichen Charakter, mag er auch hoch in die Schneeregionen hineinreichen, so daß durch die Wirkungen des Eises die eigentliche Kraterform mehr und mehr verloren geht, wie etwa bei dem Seite 525 abgebildeten Mount Shasta in der kalifornischen Sierra, einem ehemaligen Feuerberge von 4400 Metern Höhe.

Das Wasser übt nun in vielen Fällen auch noch eine andere Wirkung zur Beruhigung der Feuergewalten. Können Quellen so in den Krater münden, daß sie ihr Wasser dort vereinigen, so bildet sich an

demselben Orte, wo früher ein feuerflüssiger See brodelte, nun ein Kratersee aus Wasser. Dies kann unter Umständen schon zu einer Zeit geschehen, da der Kraterboden noch recht heiß ist; dann erhitzt sich auch das Wasser in diesem vulkanischen Kessel. Ein ganz eigenartiges und großartiges Schauspiel bietet in dieser Hinsicht der Kratersee des neuseeländischen Vulkans Ruapehu, dessen 2800 Meter hoher Gipfel völlig vergletschert ist. Gletscher reichen bis an den Rand des Sees hinab, der trotzdem, von unten beständig geheizt, sehr heißes Wasser enthält, das zu Zeiten sogar aufkocht. Hier ist das ewige Eis im Kampfe mit dem ewigen Feuer.

Aber die abkühlende Wirkung des dauernd sich erneuernden Wassers muß schließlich die Oberhand gewinnen. Aus den heißen Kraterseen werden schließlich kalte, und die lebendige Natur wagt sich wieder an sie heran.

Unsere Abbildung Nr. 14 ist außerordentlich charakteristisch für einen solchen Kratersee. Wir blicken von dem Rande eines alten Kraters der kalifornischen Sierra zu der gegenüberliegenden Kraterwand hinüber. Der Durchmesser des ganzen Sees, das heißt des ehemaligen Kraterbodens, beträgt über fünfzehn Kilometer. Dieser Krater ist also noch fast dreimal größer als der des

Abb. 18. Beehive-Geiser im Yellowstone-Park.

gegenwärtig größten Vulkans der Erde, des Mauna Loa, und man mag daraus ersehen, wie ungemein viel gewaltiger die vulkanische Tätigkeit der Erde zu jenen Zeiten war, als sich hier die ungeheure Spalte der Andenkette aufriß. Dabei gehört dieser erloschene Feuerberg noch längst nicht zu den bedeutendsten aus jener Zeit, von denen wir die Reste heute noch erkennen. Aus der Mitte jenes Kratersees erhebt sich der ehemalige Auswurfskegel um mehrere hundert Meter über den Wasserspiegel, und Tannen bekränzen seine Böschungen.

Aber wir brauchen nicht in jenes ferne Goldland Californien zu wandern, um ausgesprochenen Kraterseen im größten Maßstabe zu begegnen: Auf deutschem Boden am schönen Rhein treffen wir deren in ausgezeichnetster Ausbildung an, in den sogenannten Maaren der Eifel, von denen der herrliche See von Maria Laach bei Andernach der größte ist. Seine Uferböschungen, der alte Kraterrand, erheben sich bis zu 180 Metern über den Spiegel des Sees, der die charakteristische ovale Form aller Krater hat, so daß er in seiner Längsachse 2400 und im kürzesten Durchmesser 1500 Meter faßt. Wir haben hier einen ganz respektablen Vulkan vor uns. In seiner Umgebung begegnen wir riesigen Lavaströmen, die zur Erzeugung von Back-

steinen und von einer Art von Zement abgebaut werden. Über dreißig kleinere Vulkane und Schlackenhügel umgeben den großen Krater. Bis gegen Trier hin finden wir noch andere solcher Maare, die alle ein ganz eigentümliches Landschaftsbild darbieten, das auch dem Auge des nicht unterrichteten Wanderers ihren ungewöhnlichen Ursprung verrät. Das Wasser dieser Seen ist klar und rein; es wird von unterseeischen Quellen gespeist. Die Maare selbst haben meist weder Zu- noch Abfluß.

Auch jene einstmals gewaltige vulkanische Tätigkeit, die sich auf dem heute so ruhigen Boden unserer Heimat abspielte, hatte ihren Ursprung in der Bildung einer ausgedehnten Erdspalte. In ihr fließt heute friedlich unser Rhein.

Einen Kratersee, dessen Ufer heute von üppigster Tropenvegetation umkränzt ist, zeigt das Bild Nr. 16. Er befindet sich auf einer der Samoa-Inseln (Upolu). Wie schön ist hier der verderbenbringende Kampf der Elemente ausgeklungen!

Ganz anders als wir es hier verfolgten, wird die vulkanische Tätigkeit in denjenigen Kratern sich umgestalten, welche sich vorher von Lava entleert hatten, so daß der zum Erdinnern führende Kraterschlund nicht oben von einem Kraterboden geschlossen werden konnte. Diese Öffnungen führen also trichterförmig bis in das heiße Erdinnere hinab, das wir hier, wo vorher in den tätigen Vulkanen das flüssige Gestein sogar bis zur Oberfläche hinaufkam, noch in nicht besonders großer Tiefe heiß genug finden, um zwar das Gestein nicht mehr zum Schmelzen, aber doch Wasser zum Sieden zu bringen. Wasser muß aber überall in diese Trichter sickern, wo das Land im allgemeinen wasserreich ist, und auch aus der Tiefe steigt es herauf, wie es aus den Vulkanen als Wasserdampf kam, vielleicht aus dem gasförmigen Erdkerne selbst. Die alten Vulkanschlote füllen sich mit heißem Wasser, wie vorher mit flüssigem Gestein. Von unten her wird dieses Wasser beständig mehr und mehr geheizt, bis es zum Sieden kommt.

Dies geschieht unter den geschilderten besonderen Umständen in ganz eigentümlicher Weise. Auf seiner Oberfläche kann unser See aus heißem Wasser sich an der Luft genügend abkühlen, damit es nicht zum Kochen kommt. Mit der Tiefe steigt zwar die Temperatur des Wassers, aber es ist ein physikalisches Gesetz, daß es einer um so höheren Temperatur bedarf, um Wasser zum Sieden zu bringen, je mehr Druck auf ihm lastet. Wasser siedet durchaus nicht überall bei 100 Grad Celsius; auf hohen Bergen, wo der Luftdruck geringer ist, siedet es schon bei 90 und weniger Grad, und die Köchin in den Alpenhütten braucht weniger Holz, um ihre Suppe zu kochen als im Tal. Nun übt eine Wassersäule von etwa 10 Metern Höhe schon denselben Druck aus, wie die ganze Atmosphäre. Wasser auf dem Grunde eines 10 Meter tiefen Trichters würde deshalb erst bei einer Temperatur von etwa 120 Grad sieden. So wird es also dem Wasser in unserem vulkanischen Trichter immer schwerer gemacht zu sieden, je tiefer er ist. Aber da immer neue Wärme von unten hinzutritt, so gibt es schließlich eine ganz bestimmte Tiefe, die zwischen der Oberfläche und dem Grunde des Trichters liegt, wo der Siedeprozeß doch beginnen muß. Siedendes Wasser aber überwindet jedes Hindernis. Es schleudert die über ihm befindlichen Wassermassen aus dem Trichter hoch empor, und nun wird zugleich das tiefer befindliche Wasser von dem Überdrucke plötzlich befreit,

Abb 19. Warmer See im Whakarewarewa Geiser Gebiet.
Originalaufnahme von Dr. B. Friedlaender.

Abb. 20. Die Mammut Hot Springs im Yellowstone National-Park.

welcher ihm vorher nicht gestattete zu sieden. Immer tiefere Partien des Kraterschlundes werden vom Siedeprozesse ergriffen, bis alles Wasser aus ihm herausgeschleudert wurde. Es hat sich dabei an der Luft wesentlich abgekühlt und fällt nun in den Schlund zurück, wo es sich völlig ruhig verhält, bis die aus dem Erdinnern wieder neu ihm zugefügte Wärme und das hinzuströmende überhitzte Wasser die Temperatur wieder genügend gesteigert haben, um das Spiel aufs neue in derselben eben beschriebenen Weise beginnen zu lassen. Wir sehen also in ganz bestimmten Zeitintervallen regelrechte Eruptionen kochenden Wassers aus diesen alten Vulkanschloten aufwirbeln; sie sind aus Feuervulkanen zu Wasservulkanen geworden, die man mit dem Namen der Geiser bezeichnet.

Ich hatte das Glück das klassische Gebiet dieser Geisererscheinungen, den Yellowstonepark im amerikanischen Felsengebirge zu bereisen, und habe eine Anzahl der imposantesten dieser natürlichen Fontänen kochenden Wassers in Tätigkeit gesehen. Man erlaube mir diesen unvergeßlichen Eindruck zu schildern.

Im Laufe der halben Stunde, während welcher ich auf den Beginn des Schauspiels wartete, sah ich ganz langsam den Spiegel des blauen Sees steigen. Dann perlten an einer gewissen Stelle des Randes einige Luftblasen auf, die sich mehrten, bis hier eine kleine Einbuchtung des Randes in beständigem Kochen war. Nun begann es auch an anderen Randpartien zu brodeln und schließlich wallte es auch gelegentlich aus der Mitte auf. Jetzt glich der Pfuhl bald einem Riesenkessel voll siedenden Wassers. Pulsierend wurde das Sieden heftiger und wieder schwächer, und ab und zu spritzte es hoch auf, daß wir zeitweilig vom Rande einige Schritte zurücktreten mußten. Da plötzlich ein Donnern in der Tiefe unter unseren Füßen, das höher kam, und nun entfaltete sich das Wunder. Der ganze See flog und zerstob mit einemmale zischend und brausend in die Luft. Eine Wassersäule, so breit wie das Mittelschiff des Kölner Domes und auch so hoch wie dieses und sich abdachend gleich ihm, erfüllte die Luft rings mit Millionen und aber Millionen strahlender Diamanten, in welche die zerstiebenden Tropfen sich verwandelt zu haben schienen, eine weißleuchtende, ungeheuere Garbe aus siedendem Wasser und wirbelndem Dampf, die sich mit unbeschreiblicher Pracht von dem tiefblauen Himmel abhob. Und dieses Schauspiel hielt mit ungeschwächter Kraft mindestens eine Viertelstunde lang an. Nach allen Seiten hin schleuderte der Schlund mächtige Wasserstrahlen empor, dem diamantenen Riesenbouquet immer andere Formen gebend. Und vor der Schönheit dieses Phänomens, gewirkt aus sprühendem Tropfenspiel, aus Himmelblau und weiß strahlenden Wolkenballen, vergaß man jede Furcht vor diesem wilden Ausbruche ungeheuerer Gewalten,

welche im stande waren, einen Wasserstrahl von 10 Metern Dicke so lange Zeit emporzutreiben. Nur Entzücken und Staunen waren die Empfindungen, welche uns das Herz höher schlagen ließen, als wir dieses Wunder, ihm auf zehn Schritte nahe, aus der Tiefe aufsteigen sahen.

Aber auch diese Ausbrüche der Wasservulkane, die wir als entzückende Nachspiele der verderbenbringenden Ausbrüche des feuerflüssigen Erdinnern erkannt haben, sind vorübergehende Erscheinungen im Werdeprozesse der irdischen Natur. Auch diese letzten Öffnungen in der klaffenden Spaltwunde der Haut unseres Planeten, worauf sich die Vulkane setzten, vernarben allmählich. Mit Bedauern sehen wir das an den Geisererscheinungen in unseren Tagen.

Unser Bild auf S. 530 zeigt ein altes, nur noch warmes Wasser enthaltendes Geiserbecken auf Neuseeland, das eingeborene Kinder als natürliche Badewanne benutzen.

Endlich müssen auch diese letzten Oeffnungen auf den vulkanischen Spalten sich schließen. Das heiße Wasser kann die mineralischen Stoffe lösen, die das kalte nicht mehr festzuhalten vermag. Es sättigt sich mit denselben in der heißen Tiefe und muß sie nach dem Ausbruch während des Erkaltens wieder absetzen. Der Geiser baut sich dadurch seine Auswurfsöffnung aus farbig schillerndem Kiesel- und Kalkgestein, das oft die abenteuerlichsten Formen bildet. Es ist nicht annähernd möglich, diese Wunderpracht in Worten zu schildern. Den schönsten und großartigsten Bau dieser Art haben die sogenannten Mammut Hot Springs geschaffen, gleich am Eingange des Yellowstone Nationalparks, wo noch keine Geisererscheinungen auftreten. (Abb. 20.) Auch auf der Oberfläche eines alten Geiserbeckens, das nicht mehr von Eruptionen aufgewühlt wird, müssen solche Sinterablagerungen stattfinden. Das Becken wächst zu, vom Rande nach der Mitte hin ganz ebenso, wie sich der Kraterboden der eigentlichen Vulkane aus erkaltender Lava bildete. Es entsteht eine Schale aus Kieselsinter über dem noch immer mit heißem Wasser gefüllten Becken. Quillt von unten her immer noch Wasser nach, so muß die Schale eine Öffnung behalten.

So ist der Karlsbader Sprudel entstanden. Wo er heute aus der unbekannten Tiefe quillt, befand sich vor Zeiten, die nach dem Maß der Entwickelungsgeschichte unseres Erdballes nur wenig hinter der gegenwärtigen liegen, ein Geisergebiet wie das im Yellowstonepark auf Neuseeland oder Island. Der Karlsbader Sprudel ist zwar kein echter Geiser mehr, denn er verdankt seine auftreibende Kraft nicht mehr dem siedenden Wasser; seine Temperatur ist nur noch 72 Grad Celsius. Aber seine entzückende äußere Erscheinung teilt er mit jenen Naturwundern in so fernen Ländern.

Dieselben Gewalten der Tiefe, welche in unvermeidlichen Paroxismen, durch weite Zeitspannen getrennt, Länder verwüsten und Opfer an Menschenleben fordern müssen, bauen ringsher unablässig wieder um so schöner auf und tragen beständig, jahraus, jahrein, wundertätige Stoffe aus dem geheimnisvollen Erdinnern empor, an deren Heilkraft Hunderttausende gesunden. —

Unendlich wohltätig ist die große Natur!

Abb. 21. Der Karlsbader Sprudel.

Digitized by Google

Eisernes Recht.

Von

Frida Schanz.

Paläſte und Türme, ſteil ragend im Sonnenſchein;
Befeſtigtes Mauerwerk über welligen Hügelreihn;
Auf den Domplatz herniedertrotzend Kaſtell an Kaſtell;
Guirlanden und Banner, leuchtend und farbenhell,
Schöne Frauen, ausſchauend aus Fenſtern rundbogig-eng,
Auf des Platzes ſchreiendes, wogendes Völkergedräng, —
— — Ein glänzendes Bild, vollfarbig und ſonnenſatt.
Ein deutſcher Kaiſer hält Hof in der lombardiſchen Stadt.

Trompeten und Glockengeläute verkünden ſein Nahn.
Langſam und feierlich reitet er über den Plan,
In enggeringelte eiſerne Rüſtung geſchnallt,
Im hohen Sattel, ſteif, wuchtig, die Panzergeſtalt,
Das Schwert an der Seite, im Eiſenſpitzſchuh den Fuß,
Das Panzerhaupt langſam neigend zu ſtarrem Gruß.

Und Lauſchen hielt plötzlich das drängende Volk im Bann.
Dicht an des Kaiſers maſſigen Gaul heran
Trat ein jugendlich Weib in ſchleppendem Witwenſtaat:
Wallende ſchwarze Schleier, ſchwarzgoldner Brokat,
Glutrot die zuckenden Lippen, die Wangen blaß,
Machtvolle Augen, nachtſchwarz und heiß von Haß,
In loderndem Flehn zu dem Kaiſer emporgewandt.

Einen blauen Gewebfetzen hielt ihre weiße Hand;
Wie das Flackern von Flammen ging's durch die hohe Geſtalt.
Sie rief: „Ich flehe um Rache für Raub und Gewalt!“

Der Kaiſer hielt an: „Was hat man Dir Edlen geraubt?“

Da hob ſie die ringenden Hände, hob wild das Haupt,
Ihre Blicke ſtarrten am Frager vorbei ins Leere.
Sie ſprach mit hartem, fiebernden Flüſterton: „Meine Ehre!“

Auf die Kniee ſank ſie in leidenſchaftlichem Leid.
„Dieſen Fetzen riß ich im Kampfe von ſeinem Kleid,
Er ſei mein Zeuge, mein Kläger zu dieſer Stunde,
Sein Wappen, die Adlerklaue, in blauem Grunde.
Biſt Du ſtark und gerecht, o ſühne Schande und Scham!“

Und der Kaiſer ſah ſtumm auf des Weibes grimmigen Gram,
Auf ihr ſtrenggeflochtenes Haar, ihrer Blicke Glut;
Er ſprach lautſchallend: „Ich räche den Frevelmut!
In drei Monden von heut, bei meiner Wiederkehr!
Wähle ſelbſt ſeine Strafe, wähle ſie hart und ſchwer!
Das Recht will ich hüten im Lande bei meinem Eid.
Recht ſoll Dir werden, Madonna! Stille Dein Leid!“ — —
„Stehe auf!“ befahl er, indem er die Hand ihr bot.
Sie ſtreckte ſich ſtalz im Trauergewand und ſprach: „Seinen Tod!“

* * *

Und die Bleiche ſchritt ſtill durch die Menge, von Schweigen geehrt.

* * *

Drei Monde danach. Der Kaiſer war wiedergekehrt.
Und wieder voll drängender Menge wogte der Plan.
Steil reckten die trotzigen Türme ſich himmelan,
Im Sonnenbrand ſtarrend hob ſich Kaſtell an Kaſtell,
Die Banner bauſchten ſich, leuchtend und farbenhell,
Und wieder, in Rüſtung zu Pferde, von Rufen umſchallt,
In den Bügeln geſtreckt die eiſerne Kaiſergeſtalt,
Auf dem hohen Sattelſitz, der Schabracke rot,
Und vor ihm das Weib, die ſein Herold zum Plan entbot. —
Eine andere jetzt, glückſtrahlend und jugendklar!
Von Perlen ſchimmernd ihr wallendes, ſchwarzes Haar.
In wonniger, ſanniger Schönheit kam ſie daher.

Sie ſprach ſeligbewegt: „Keine Sühne begehr' ich mehr!
Den verſchmähte, glühende Liebe zum Raube trieb,
Er iſt meinem Herzen mehr als mein Leben lieb.
Er gab mir Frieden, ſtatt finſteren Haſſes Qual,
Er iſt mein Herr, iſt mein heißgeliebter Gemahl.
Wir wollen in Liebe miteinander fröhlich ſein!“

Da rief der Kaiſer mit dröhnender Stimme: „Nein!
Nie werd' ich rütteln an meinem eignen Gebot.
Du haſt es gewollt! Ich befehle des Räubers Tod!
Das eiſerne Recht gebietet. Mein Spruch beſteht!“

Das entſetzte Weib hat jammernd um Gnade gefleht.

Er ritt langſam davon, von Murmeln und Schreien umhallt.
Im hohen Sattel ſaß ſtarr die ragende Panzergeſtalt.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Von der amerikanischen Presse.

Von

Otto von Gottberg.

(Abdruck verboten.)

Ein transatlantischer Passagier-Dampfer, von Southampton nach New York bestimmt, war vor Jahren in Sturm und Nebel südlich des New Yorker Hafens auf einer Sandbank festgelaufen, und der „Starreporter" der „New York Globe" hatte, bis auf die Haut durchnäßt, in später Abendstunde uns den Bericht von der Bergung der Passagiere in die Redaktion gebracht.

Wir wähnten ihn längst im Bett und den verlorenen Schlaf von 48 Stunden nachholend, als aus der Vorstadt, in der er wohnte, sein Telegramm eintraf: „Mit Raum für zwei Spalten warten! Jenkins."

Es war gegen drei Uhr morgens geworden, und der Chefredakteur der „New York Globe" griff von neuem zum Telephon an seiner Seite und antwortete: „Noch nicht!" auf die Frage, die der Nachtredakteur im oberen Stockwerk wohl zehnmal während der letzten halben Stunde an ihn gerichtet hatte. Dann hängte er den Apparat an den Haken und stieg die Treppe hinauf. In der Lokalredaktion saßen die Reporter, unter Hut und Paletot noch wartend, obwohl ihr Tagewerk längst beendet war. Der Lokalredakteur fragte: „Nachricht?"

Ein Kopfschütteln war die Antwort. — Im Setzzimmer standen die Arbeiter, Tabak kauend, müßig an den Maschinen. Ihr Vormann sprach eindringlich auf den Nachtredakteur ein, der sich an den Eintretenden wandte:

„Ich denke, wir können nicht länger warten! Der Vormann fürchtet jetzt schon, daß wir für die Vorortzüge zu spät sind."

Der Chefredakteur, die Hände in den Seitentaschen, blickte nachdenklich auf den Fußboden, von dem er zögernd abzulesen schien:

„Also schön! Dann warten wir nicht länger!"

Der Vormann wirbelte auf den Absätzen herum und rief seine Befehle aus. Die Formen wurden geschlossen, und wenige Minuten später zitterte das Globegebäude mit den Schwingungen der großen Maschinen, die unten im Keller in der Minute 60000 Zeitungen drucken, schneiden und falten können.

Noch standen die beiden Redakteure zusammen, als die Türe aufschlug und Jenkins, hindurcheilend, dem Chefredakteur ein Bündel mit Bleistift beschriebener gelber Zettel reichte, das aus dessen Hand mit lautem Zuruf dem Vormann zuflog. Das Gummiband abreißend, verteilte dieser die Blätter an seine Leute, und — klick klick klick arbeiteten die Maschinen.

Bei Tagesanbruch lasen die Bewohner der inneren Stadt von New York im „Globe" den Bericht des Mordes im Brox, den kein anderes Blatt auch nur erwähnte. Die halbe Million von Exemplaren aber, die noch nicht seine Schilderung enthalten hatte, lag als wertloses altes Papier im Keller des Globegebäudes. Tausende waren vergeudet worden, um dem Publikum baldmöglichst von der Messerstecherei zweier italienischer Arbeiter zu erzählen.

Die amerikanische Zeitung, ein newspaper, nämlich „Neuigkeitenpapier", im wahrsten Sinne des Wortes, arbeitet mit anscheinend souveräner Verachtung der Kostenfrage. Mögen neuerdings auch einzelne unternehmende europäische Verleger große Summen auf ihren Nachrichtendienst verwenden: dieselben erscheinen ärmlich im Vergleich zu den Geldmitteln, die dem amerikanischen Redakteur zur Verfügung stehen.

Die wöchentliche Lohnliste allein wenigstens zweier New Yorker Zeitungen ergibt eine für Gehalt auszuzahlende Summe von 50000 Dollars. Wo europäische Blätter einen einzigen Berichterstatter auf den Schauplatz eines Ereignisses senden würden, da begegnet man gelegentlich Trupps jeder der großen amerikanischen Blätter. General Schafter, Befehlshaber des auf Cuba landenden Expeditionskorps, konnte beim Anblick des Heeres von Zeitungskorrespondenten, das seine Truppen begleitete, fragen: „Führe ich Krieg, oder die Presse?" Den gleichzeitigen Operationen der amerikanischen Flotte folgten Geschwader der Presse. Das „New York Journal" allein hatte fünf seegehende Fahrzeuge für diesen Zweck gechartert. — Gelegentlich der jüngsten Katastrophe in den Kleinen Antillen entsandte eine einzige deutsche Zeitung einen Spezialberichterstatter nach Martinique und St. Vincent, der dort drei Dutzend amerikanischer, darunter solchen aus San Francisco und Denver begegnete. Ein New Yorker Weltblatt schickte unmittelbar nach der Zerstörung von St. Pierre einen Dampfer mit Berichterstattern und Photographen nach der Unglücksstätte. Ein anderes charterte, um diesen Konkurrenten zu schlagen, sofort durch den Draht ein Fahrzeug in Fort de France und verpflichtete auf demselben Wege dort Ansässige mit Bildern und Berichten nach New York abzufahren. Er-

Digitized by Google

eignet sich ein Unfall im Hafen, wie seinerzeit der Brand der Lloyddampfer, so mietet der New Yorker Reporter einen Schleppdampfer ohne mehr Ueberlegung und Anfragen als der europäische benötigt um in eine Droschke zu steigen.

Jedes Verkehrsmittel, jede neue Erfindung, wird in den Dienst der Presse gestellt. Früher trugen Brieftauben die Berichte der sommerlichen Regatten nach der Redaktion, heute übermittelt sie der Funkentelegraph. Vom Automobil werden die noch feuchten Zeitungsblätter in den Straßen verteilt, der Reporter saust auf ihm in die Vorstadt. Auf fahrplanmäßige Eisenbahnzüge kann diese Presse nicht warten. Zum Schauplatz der Hochflut in Galveston rasten die Berichterstatter und Photographen zweier New Yorker Blätter auf Extrazügen um die Wette. Mr. Hearst, der unternehmendste amerikanische Verleger, der je eine Zeitung in New York, Chicago, San Francisco und in Bälde auch Boston herausgibt, ließ von allen drei der erstgenannten Orte solche Züge abgehen. — Selbst der Telegraph arbeitet nicht schnell genug! — Ihre Berichte den Landestelegraphengesellschaften anvertrauen zu lassen, hat diese Presse teilweise bereits verlernt. Des Herausgebers eigner Draht verbindet seine New Yorker Redaktion mit Washington, oft auch anderen Großstädten, wie Chicago. Das Telegraphennetz des „New York Journal" reicht bis nach San Francisco. Aber trotzdem laufen die letzten Berichte aus Chicago nicht selten über den Telephon, zu 32 M. pro Minute ein.

* * *

An einem Julivormittag des Jahres 1898 führte Buttons — „Knöpfe" —, nämlich der Junge in Blau mit Messingknöpfen, der auf uns im bürgerlichen Gewande, wie unsere Tätigkeit, mit mitleidig gutmütiger Geringschätzung herabsah und nur den Arbeiten der „Polizeireporter" als lesenswerten Anerkennung zollte, einen hageren und sehnigen, blonden und jungen Herrn in die Redaktion des „Globe".

Mr. Griscom war mit dem Lederköfferchen in der Linken eben aus Boston eingetroffen, wo er sein letztes Studienjahr auf der Harvard-Universität beendet hatte, und reichte dem Lokalredakteur, der seine Karte in der Hand hielt, einen Brief.

In einem Lande, welches von der Richtigkeit des Grundsatzes durchdrungen ist, daß jedermann das Hemd näher als der Rock sitze, wird der städtischen Politik und Lokalereignissen mehr Beachtung als Fragen der Landes- und internationalen Politik geschenkt, und darum ist nächst dem Chefredakteur die einflußreichste Persönlichkeit der amerikanischen Redaktion der Lokalredakteur.

Dieser durchflog den Brief und bestimmte, schon wieder das Ohr am Telephon: „Allright, Mr. Griscom, frogen Sie nach Mr. Jenkins, und folgen Sie für heute dessen Weisungen!"

Jenkins, der Starreporter, war Journalist von jener Schule, als deren Begründer Horace Greeley gilt. Dieser verstorbene Altmeister des amerikanischen Zeitungswesens und einstige Herausgeber wie Chefredakteur der „New York Tribune" verlangte vom Journalisten, daß er auf „Zeitungsballen geschlafen habe und wisse wie Druckerschwärze schmeckt". Er rekrutierte seine Reporter und künftigen Redakteure aus den Reihen der zerlumpten kleinen Zeitungsverkäufer, die an der Zahl der Pennies, die abends in ihrer Tasche klingelten, täglich gelernt hatten, nach welcher Ware das Publikum am meisten verlangt. Sie schlafen nachts, auf die Morgenausgabe wartend, auf Papierballen im Keller der Expedition und erfahren, wenn sie mit der Zunge die Reste kärglicher Mahlzeiten von dem Zeitungsblatte schlecken, das als Teller und Tischtuch dient, wie Druckerschwärze mundet. — Erst Charles Dana, der vor einem Vierteljahrhundert in der „New York Sun" das literarisch seinerzeit bedeutsamste amerikanische Tagesblatt schuf, nahm als Reporter mit Vorliebe junge Leute an, die, wie Griscom, mit Erfolg die Universität besucht hatten. — Heutzutage verlangt man in New York von ihnen obenein noch eine gewisse Berufserfahrung, die sie gewöhnlich an einem Provinzialblatt erwerben. Griscom hatte die seine als Redakteur einer der studentischen Publikationen in Harvard gewonnen.

Jenkins andererseits war, 14jährig, als „Telephon-Boy" in der Redaktion der „Globe" angestellt worden. Die Bürgerschule war weniger als die Straße ihm Lehranstalt gewesen; an sich keine empfehlenswerte Stätte des Lernens, aber immerhin eine, die frühreife und auf manchen Gebieten des praktischen Lebens wissende, ebenso wie findige Schüler heranbildet. Zudem schien Jenkins der journalistische Instinkt, den niemand erlernen kann, angeboren. Die Redakteure konnten bald an seinem altklugen kleinen Gesichte ablesen, ob der Bericht, den ein Reporter ihm durch das Telephon diktiert hatte, interessante oder lederne Ware brachte.

Seine Freistunden und noch Aussage der durch sein Ausbleiben mehr in Anspruch genommenen übrigen Jungens auch jene nicht seltenen Tage, an denen Krankheit ihn der Redaktion fernhielt, verbrachte Jenkins im Zoologischen Garten, einem Kulturinstitut, dessen stets kostenloser Besuch Erklärung für das häufige Schulschwänzen und den geringen Bildungsgrad der New Yorker Jugend bilden mag. Es war während einer seiner mehrtägigen Leidensperioden, als Jenkins, der Telephon-Boy, der nicht umsonst die Berichte der Reporter nachgeschrieben hatte, atemlos und rotbäckig plötzlich mit einem eng beschriebenen Bogen vor dem Lokalredakteur des „Globe" auftauchte.

In amerikanischen Redaktionen gilt der Grundsatz, jedes eingehende geschriebene Wort zu prüfen. Der Neuling mag getrost sein Manuskript in eines der großen Gebäude an Park Row tragen. Es wird in der Redaktion durchflogen, während er draußen auf der Bank den Hut zwischen den Fingern dreht. Besucher dagegen sind nicht willkommen. Selbst neben dem Pult des Chefredakteurs steht gewöhnlich kein zweiter Stuhl, so daß er dem zu ihm Gelangenden sagen kann: „Ich bedauere, Ihnen keinen Sitz anbieten zu können." Der Wink wird selten mißverstanden.

Der Redakteur las den Bericht, in dem Jenkins geschildert hatte wie eben der Bär im Zoologischen Garten ausgebrochen war. Die kreischende Menge, Butterbrote im Stich lassend, über Körbe und Kinder stolpernd, die ungeschickten Wär-

Schimmel in Halbsonne. Nach dem Gemälde von Emanuel Hegenbarth-München.

ter, beim Einfangen des Tieres sich Mut zuschreiend — alles das war scharf beobachtet und lebhaft, mit Humor festgehalten. So wurde Jenkins mit 18 Jahren ein Reporter, der es bald den älteren Kollegen zuvortat. Daß es in seinen Arbeiten gelegentlich mit der Grammatik haperte, verdachte ihm niemand, denn sie gingen gleich allen anderen durch die Hände des „rewrite-man".

Jenkins war 25 Jahre alt, als er an jenem Julitage an Stelle des beschäftigten Redakteurs Griscam dessen erste Tagesaufträge gab.

Dieser mußte nach dem Bahnhof zurückfahren, auf dem er eben angekommen war und ein paar Worte aus dem Munde des aus dem Westen eintreffenden Bergwerksmagnaten erhaschen; dann nachmittags die Ausstellung für weibliche Handarbeiten besuchen; die Essensstunde verbrachte er im Bureau der Einwanderungsbehörde, die eine galizische Frau mit fünf Kindern zu deportieren plante; abends betrat er das Haus in Hoboken, in dem ein Einbruch begangen war, und zu vorgerückter Nachtstunde reichte er im New Yorker Stadtgefängnis dem um Feuer bittenden, eben eingelieferten Einbrecher seine Zigarre durch die Gitterstäbe, um ihn redselig zu stimmen.

Von allem, das er — nachgrübelnd wann wohl Reporter Zeit zum Essen finden — über diese Vorgänge niedergeschrieben hatte, fand er anderen Tages drei Zeilen in der Zeitung. Andere der fünfzig Mitreporter des „Globe" hatten das Gleiche beobachtet und geschildert. Einer derselben sagte ihm, daß man für ein Jahr keine Leistungen von ihm verlange. Niemand aber schien Zeit zu haben, ihm Fingerzeige für solche zu geben. Er mußte selbst lernen. Nur Jenkins sagte ihm gelegentlich eines gemeinsamen Berufsganges: „Erzählen Sie nichts, sondern geben Sie den Lesern Bilder. Neun Zehntel derselben brauchen mehr ihr Auge als das Hirn; darum sind ihnen Bilder lieber und verständlicher. Schreiben Sie nicht: Bei prächtig sonnenhellem Wetter fuhr der Zug in die mit einer erwartungsvollen Menschenmenge gefüllte Bahnhofshalle ein, sondern sagen Sie: Hell liegt der Bahnsteig im Sonnenlicht, schwarz drängt sich auf ihm die Menge, erwartungsvolle Blicke westwärts richtend. Grau ringelt dort ein kleines Dampfwölkchen sich in der Ferne hinauf zum Blau des Himmels, vergrößert sich und windet wie eine Riesenschlange sich näher. Rollen wird dumpf vernehmbar. Stahl knirscht auf Stahl, und — der Zug kommt zum Stehen."

Griscom lernte den Lesern Bilder zu geben, verlernte Mahlzeiten zu bestimmten Stunden zu essen und gewöhnte sich daran, verlorenen Schlaf auf einem Stuhle nachzuholen. Er wurde nicht hart, aber doch abgestumpft gegen den Anblick menschlichen Leidens und konnte, wo andere sich schaudernd abwendeten, mechanisch zu Stift und Papier greifen. Der jugendliche Enthusiasmus für den erwählten Beruf ging ihm verloren, seit er gemerkt, daß die fette Anzeige auf der letzten Seite mehr für das Blatt bedeutete als der schwungvolle Artikel auf der ersten, aber im Verkehr mit den Kollegen erwachte dafür auch in ihm jene Loyalität, Hingabe und Energie, mit welcher der amerikanische Journalist für „seine Zeitung" arbeitet.

Selten hört dieser von seinen Vorgesetzten Lob oder Tadel. Statt der Rüge findet er in dem gelben Briefumschlag am Wochenschluß seine Entlassung, statt des Lobes eine Gehaltserhöhung. Er braucht, um eine solche zu erreichen, nicht nach der Redaktion jenseits der Straße zu schielen. Die Vorgesetzten, in deren Hand sein materielles Wohl und Wehe liegt und die ihn dem Herausgeber gegenüber vertreten, haben wie er auf der untersten Stufe der Leiter begonnen, ein ausgeprägter esprit de corps verbindet ihn mit ihnen beruflich, ein Band liebenswürdiger Kameraderie außerdienstlich.

Darum verwächst er mit seiner Zeitung, und ihre Interessen werden die seinen, denen er willig Komfort, Gesundheit und Familienleben, ja wie der spanische Krieg mit erstaunlich hohem Prozentsatz bewiesen hat, das eigene Leben opfert. Den Soldaten erlaubte man bei Ausbruch desselben ihren Familien Lebewohl zu sagen. Von zwei persönlich bekannten Reportern wenigstens weiß ich zu erzählen, daß sie, ohne Frau und Kind gesehen zu haben, zu dem immer neben dem Pult gepackt stehenden Handkoffer griffen und zu fünfmonatlicher Abwesenheit nach Cuba fuhren, auf dessen Boden elf Journalisten an Fieber und Wunden starben.

Der amerikanische Journalist scheint nicht zu empfinden, daß er für solche Pflichtauffassung in gewisser Hinsicht geringen Dank erfährt. Er arbeitet nie unter Kontrakt. Chefredakteur wie Reporter können zu jeder Tagesstunde entlassen werden. Auf Alter und langjährige tüchtige Leistungen wird keinerlei Rücksicht genommen. Das nervenaufreibende Handwerk, das Dreißigjährige alt erscheinen läßt, entledigt sich unbarmherzig verbrauchten Menschenmaterials.

Allerdings bietet der journalistische Beruf dem Fähigen Gelegenheit, sich gesicherte Lebensstellungen zu verschaffen, wenn er aus ihm scheidet. Der Reporter aber, der in einen Redaktionsstuhl berufen wird, rechnet keineswegs mit der Möglichkeit, in ihm einen Platz bis an seinen Lebensabend zu finden, denn den Anstrengungen fast aller Stellungen des amerikanischen Zeitungswesens sind nur junge Nerven gewachsen. Der Graukopf fehlt in der Redaktion, und wer als Dreißiger noch keinen durchschlagenden Erfolg errungen hat, der mag den Gedanken daran aufgeben.

* * *

Es ist in der Redaktion des „Globe" um 6 Uhr abends; die Zeit, zu der aus Stadt, Land und Ausland die Nachrichten einzulaufen beginnen. Jeder der Redakteure wählt aus ihnen die Features — „Schlager" — für die ihm zur Verfügung stehenden Spalten. Fünf Minuten später wirft ein Telegramm seine Vorbereitungen über den Haufen. Das geschieht ein dutzendmal während des Abends. Die immer geräuschvolle Atmosphäre der Redaktionsräume, in denen Boten wie Reporter ein- und ausgehen und von einem Pult an das andere gerufen werden, wird lärmender je weiter der Abend vorschreitet.

Nebenan ticken die Apparate von zwölf Telegraphisten, im Zimmer selbst klingeln Telephone wie Schlittenschellen, überall rasseln Schreib-

Digitized by Google

maschinen, und von diesen wandern die Bogen zu den acht „rewritemen", welche streichen und korrigieren. Chef- und Nachtredakteur sitzen mit dem Schallrohr des Telephons in der Hand, hörend und gleichzeitig Befehle erteilend.

Um neun treffen auf Bogen, deren Inhalt allein zehn Zeitungen füllen könnten, die „flimsy news", dünnen Nachrichten — der Nachrichtenbureaux, auch wieder aus Stadt, Land und Ausland — ein. Sie werden durchflogen, das Wichtigste wird ausgeschieden und ein Schwarm von Reportern in Bewegung gesetzt, die „dünnen" Lokalnachrichten aufzuarbeiten. Einer derselben fährt vielleicht auch nach Philadelphia und berichtet nach Mitternacht von dort durch das Telephon.

Von nun an hagelt es Telegramme aus allen Weltteilen. Wohl tausend gelegentliche und fast hundert angestellte Korrespondenten senden sie, namentlich aus allen amerikanischen Großstädten. Der eine meldet ein Schadenfeuer aus Wilkesbarre, der andere eine Carlistenverschwörung aus Madrid. Alles muß gelesen werden, und während verwendenswertes Material sich vor dem Nachtredakteur zu Berg häuft, bestürmen ihn die Chefs der verschiedenen Unterdepartements um mehr Raum.

Um 1 Uhr glaubt man unter Tollhäuslern zu arbeiten. Blatt für Blatt wird dem Schreibenden entrissen und in das Setzerzimmer getragen, fast noch ehe die letzte Zeile beendet ist. Ein Auge folgt der Feder, das andere dem Zeiger der Uhr, der kostbare Minuten zeigt.

Nach zwei Uhr gehen die geschlossenen Formen zur Presse, und fünfzehn Minuten später beugt alles sich über die ersten feuchten Exemplare der Morgenzeitung. Aber jeder wartet, denn noch mag ein wichtiges Ereignis gemeldet werden und eine neue Ausgabe erheischen. Um drei Uhr kommen die Blätter der Konkurrenz. Auch ihnen wird häufig noch eine Nachricht entnommen. Dann erst löst der Chefredakteur des Abendblattes den des Morgenblattes ab, und aufs neue beginnt die hastende Jagd nach Neuigkeiten, nur nervenaufreibender noch, denn das erste Abendblatt wird bereits um acht Uhr morgens in den Straßen verkauft und erscheint bis 10 Uhr abends in zweistündlich veränderter Auflage, jedesmal neue Nachrichten bringend.

Zwischen den verschiedenen Abendblättern wütet der Konkurrenzkampf am grimmsten. Um die Schilderung eines Ereignisses schneller als der Gegner auf die Straße zu bringen, arbeiten Menschenhand und Hirn mit der Schnelligkeit des Telegraphen. Reporter sind auf allen Nachrichtenzentren wie Polizeiwachen, Bahnhöfen, Gefängnissen, Gerichtsgebäuden und am Hafen verteilt, eilen gegebenen Falles zum Telephon und sprechen oft direkt ins Setzerzimmer, eine kurze Meldung dem Mann an der Setzmaschine diktierend. In der Redaktion selbst müssen Entscheidungen ohne Besinnen getroffen werden. Verantwortung für folgenschwere Schritte wird ohne Zaudern auf Redakteurschultern genommen. Dazu gehören klarer Blick und Nerven von Stahl. Aber selbst diese halten solcher Tätigkeit nicht stand.

Mr. Hartley Davis, einer der bekanntesten Journalisten Amerikas, konnte zu den Opfern des spanischen Krieges drei New Yorker Redakteure rechnen, die dem Wahnsinn verfielen. Damals liefen, abgesehen von den Nachrichten der Nachrichtenbureaux, oft täglich 200000 von den Kriegsreportern aus Key West gekobelte Worte bei den Zeitungen ein. Dreißig zwölfseitige Auflagen eines Blattes während vierundzwanzig Stunden erscheinen zu sehen, war kein seltenes Vorkommnis; eine Stunde konnte deren zwei bringen, und nachdem einer der drei erwähnten Redakteure im Laufe eines Nachmittags ihrer anderthalb Dutzend auf die Straße geschickt hatte, brachte man ihn, noch mit einem Bündel Depeschen in der Hand, als rasenden Tobsüchtigen ins Irrenhaus.

Es dürfte einleuchten, daß ein Beruf, der derart Menschen verbraucht, nicht von Greisen oder auch nur Bejahrten ausgeübt werden kann. Indessen bietet sich, wie schon erwähnt, den erfolgreichen amerikanischen Journalisten Gelegenheit genug, sich beizeiten ein behagliches Alter zu sichern. Schon der junge Reporter erfreut sich einer Grußbekanntschaft mit allen bedeutenden Männern der Stadt, der Starreporter und Redakteur ist eine von den Großen des Landes umworbene Persönlichkeit, dem es darum leicht wird, auf dem Gebiete der Politik oder als Staatsbeamter eine ruhige Tätigkeit, wenn auch keine Sinekure zu finden.

Ferner aber rekrutieren sich Amerikas Schriftsteller fast durchweg aus der Journalistik, denn der junge Mann, der sich literarisch befähigt glaubt, beginnt eben seine Laufbahn wie Mark Twain, Bret Harte und Richard Harding Davis als Reporter einer Tageszeitung. Der letztere war noch Starreporter eines New Yorker Blattes, als seine Novellen und Romane schon viele Auflagen erlebt hatten. In den Redaktionen der großen Zeitschriften werden mit peinlichster Sorgfalt die Spalten der Tagesblätter nach jungen Talenten durchsucht, und der Bericht eines Großfeuers kann die Anfrage nach dem Verfasser beim Zeitungsredakteur zur Folge haben. Mit der dem Yankee eigenen Großherzigkeit wird diese bereitwilligst beantwortet, und man freut sich trotz des möglichen Verlustes einer tüchtigen jungen Arbeitskraft, wenn an dieselbe die Aufforderung ergeht, ein Thema für jene andere Zeitschrift zu bearbeiten. Oft bedeutet dies den Anfang zur Betätigung auf dem Gebiete des freien Schriftstellers. Der amerikanische Grundsatz: give everybody a chance — gib jedermann eine Chance — kommt in der Journalistik auch insofern zur Geltung, als man den Tüchtigen nicht nur reichlich mit klingender Münze belohnt, sondern — was wertvoller ist — ihm auch Gelegenheit gibt, den eigenen armen kleinen Namen oder wenigstens eine Chiffre in der Lesewelt bekannt zu machen.

* * *

Als ich Griscom, nachdem unsere Berufswege sich getrennt, wiedersah, begrüßten wir uns in der ersten Dämmerung eines klaren, kalten Septembermorgens in Buffalo vor dem Hause, in dem während der Nacht Präsident Mac Kinley den letzten Atemzug getan.

„Und warum ist Jenkins nicht für die ‚Globe' hier?"

„The old story! He couldn' t leave whiskey alone!"

Gar mancher vom Handwerk kann whiskey nicht „allein" lassen. — Bedauerlich, aber erklärlich für jeden, der einmal während achtundvierzig Stunden kein Bett gesehen hat und dann zur Feder greifen muß. Die abgespannten Nerven wollen belebt werden, und Alkohol regt sie an. Der Stift fliegt weit schneller über das Papier, als man gedacht hat, und so lernt mancher auch für die gewöhnliche Tagesarbeit jene Anregung zu suchen, deren er nie genug haben zu können glaubt. Die „Flasche im Pult" wird zur Gewohnheit.

Jenkins war eines Tages bei Schluß der Formen noch nicht von einem Berufsgange zurückgekehrt. In der Redaktion wußte man warum, und es war überflüssig für ihn, ihre Räume je wieder zu betreten. Heute ist er ein „Park Row ghost" — „Park Row-Spuk" —, eines jener Gespenster besserer Tage, die in Park Row, der Zeitungsstraße, spuken. Sie übt eine seltsame Anziehungskraft auf diejenigen aus, die einst in ihr Erfolge errangen. Das Park Row-Gespenst trägt die Uniform der im Lebensstrudel Gestrandeten mit der gelblich bleichen Gesichtsfarbe, den am Ellbogen glänzenden Ärmeln und an den Knieen bauschigen Beinkleidern. Aus hohlen Augen sieht er auf den hastig zur Seite blickenden früheren Kollegen, vertritt ihm den Weg und erzählt, ihn beim Knopfloch festhaltend, daß bald der große zweibändige Roman, für den schon ein Verleger gefunden, beendet sein werde. Der Spuk glaubt selbst an diesen Roman, nachdem sein mitleidiger Zuhörer die beiden Whiskeys im nächsten „Saloon" bestellt hat. Gelegentlich betritt er eine der Redaktionen an Park Row, in denen stets ein Pult für free lances — freie Lanzen — nämlich Gelegenheitsmitarbeiter wartet. Wenn möglich nimmt man ihm die Arbeit ab, wenn nicht, so findet sich vielleicht ein früherer Bekannter, der ein Darlehn gewährt. Yankees geben gern.

An jenem Septembermorgen vor nun etwa Jahresfrist waren Hunderte von Vertretern amerikanischer Blätter ebenso wie einige Korrespondenten europäischer Zeitungen in Buffalo versammelt. Ein Extrazug sollte die Leiche des Staatsoberhauptes nach Washington und Canton tragen, auf dem Raum nur für die Mitglieder der Familie Mc Kinley und des Kabinetts vorgesehen war. — Der Familie allein würden wir uns nicht aufdrängen, meinten die Herren von der amerikanischen Presse, aber ebenso gut wie das Kabinett müssen auch wir Berücksichtigung finden. Eine Kommission von Zweien wurde aus unserer Mitte gewählt und fuhr zum Kriegsminister, in dessen Händen die Vorbereitungen für die Trauerfeierlichkeiten lagen. Er bedauerte, der Presse keine Sitze auf dem Leichenzuge anweisen zu können. Sofort begaben sich die beiden Herren zum Präsidenten der Republik selbst. Herr Roosevelt ist gewiß ein Mann unabhängiger und unbeeinflußter Handlungsweise, aber die Macht der Presse ist in den Vereinigten Staaten so groß, daß kein Staatsoberhaupt sie gegen seine Person verstimmt sehen mag. Der Präsident stieg zu den Reportern in ihre Droschke und fuhr mit ihnen zum Kriegsminister, der sehr gegen seinen Willen bewogen wurde, zwölf Vertretern der Presse Zutrittskarten zum Leichenzuge zu geben. Auf diesem begrüßten zwei von uns zwölf Journalisten Mr. Hay, den Minister des Auswärtigen, als ehemaligen Kollegen.

Daß dem Journalisten in Amerika jeder Beruf offen steht, und daß der seine nicht geringerer Achtung als irgend ein anderer sich erfreut, dürfte auch eine andere Erinnerung beweisen.

Als wieder zwölf von uns unlängst auf dem Kriegsschiff „Dixie" nach Martinique fuhren, saß neben dem Starreporter der „New York Sun" in der Offiziersmesse täglich ein kleiner blonder Leutnant von der Marineinfanterie, der dem Herrn von der Feder häufig auch bei seinen Arbeiten zur Hand ging. Der Offizier hatte als junger Reporter vor vier Jahren den Tischnachbarn, unter dessen Befehlen stehend, nach Cuba begleitet und dann „umsattelnd" sich dem Berufe des Soldaten gewidmet.

Die unleugbare Macht der amerikanischen Presse hat in ihren Angehörigen ein stolzes Standesbewußtsein geschaffen. Standesbewußtsein aber erzeugt Standesehre.

Während des Treffens vor Santiago standen neben dem Kapitän auf der Kommandobrücke eines Linienschiffes die Vertreter zweier konkurrierender New Yorker Zeitungen. Die disziplinwidrigen Vorgänge zwischen dem Admiral Schley und seinem Vorgesetzten, dem Admiral Sampson einerseits und Schley und seinen Untergebenen andererseits, veranlaßten den Kapitän die Reporter gelegentlich eines Vorfalles zu bitten, doch „for the good of the service" — im Interesse des Dienstes — Schweigen über denselben zu bewahren.

Beide griffen mit Daumen und Zeigefinger an den Schirm der Yachtingcap und schrieben weiter. Drei Jahre hindurch tobte dann in der Landespresse der Kampf für und gegen Schley. Die geringste Einzelheit, die Licht auf jene Vorgänge der Julitage 1898 werfen konnte, wurde mit Hunderten bezahlt, Dinge wie jene beiden Reporter wußten, mit Tausenden. Aber beide schwiegen „for the good of the service" drei Jahre lang, bis sie ebenso wie der Kapitän vor einem Kriegsgerichte unter dem Eide aussagen mußten.

Nun ist es allerdings selbstverständlich, daß Menschen von Anstandsgefühl das Interesse der bewaffneten Macht ihres Landes über moteriellen Erwerb stellen. Immerhin aber spricht es für das Handwerk, daß der Amerikaner in verantwortlicher Stellung in jedem seiner Angehörigen von vornherein Diskretion voraussetzt. Ja er vertraut ihr oft blindlings.

Mit zwei amerikanischen Journalisten besuchte ich in Westindien die Kapitäne zweier Kriegsschiffe verschiedener Nationen. Zwischen beiden hatten Erörterungen stattgefunden, die, wenn sie bekannt wurden, zu diplomatischem Notenwechsel hätten führen können. Im Hafen hatte man gerüchtweise von ernstlichen Verstimmungen gehört. Der europäische Kapitän — übrigens kein deutscher — hatte nichts zu sagen,

Digitized by Google

ebensowenig der Amerikaner, doch bat dieser, zweien von uns bekannt, uns zum Essen. Bei diesem kam das Gespräch von neuem auf jene Vorgänge, und der Kapitän schilderte sie freimütig mit den Schlußworten: „Aber das habe ich hier an meinem Tisch gesprochen!"

Gerade im Punkte der Diskretion beurteilt man in Europa den amerikaanischen Reporter sehr falsch. Gewiß weiß er den Schleier manches Geheimnisses zu lüften, aber dasjenige, das man ihm anvertraut, versteht er auch in sich zu begraben. Um einen anderen Irrtum zu berichtigen, sei erwähnt, daß in Europa mehr Nachrichten in Gesindestuben gekauft werden als in Amerika. Der amerikanische Redakteur würde, wenn ein Reporter ihm Bestechungsgeld für einen Diener, der ihm eine Tischrede verschafft, in Anrechnung stellen wollte, sagen: „Dazu brauche ich keinen Journalisten. Nachrichten kaufen kann jeder Hausierer!"

Es werden auch von amerikanischen Zeitungen über die Hintertreppe eingesandte Nachrichten mit hohen Preisen bezahlt, aber ihre Angestellten müssen sie sich selbst verschaffen.

Allerdings öffnet sich eben dem Journalisten in Amerika jede Tür, und wer stets bei den Großen des Landes selbst Gehör findet, braucht sich nicht mit Domestiken und Subalternen abzugeben.

Selbst der Präsident der Vereinigten Staaten, dem Tradition die Gewährung von Interviews verbietet, schlägt deshalb doch ungern die Bitte eines Journalisten um Empfang ab.

Als ich im vorigen Herbst vor Herrn Roosevelt in dessen Empfangszimmer stand, äußerte dieser bedauernd, fast als ob er es selbst mehr als der Berichterstatter beklage, daß er mir leider kein Interview gewähren könne, aber er wolle gern Fragen beantworten, vorausgesetzt, daß seine Antworten nicht „in Anführungsstrichen" wiedergegeben würden, sondern statt der direkten Rede gesagt würde: dies sind ungefähr des Präsidenten Ansichten. Freilich ist Herr Roosevelt persönlich wohl ein Freund des Interviews, und in den Zeitungen heißt es gelegentlich seiner häufigen öffentlichen Reden, daß er sich in diesen selbst interviewe und so sich dafür schadlos halte, daß er seine Worte weniger häufig als früher in den Zeitungen wiedergegeben finde.

Herr Roosevelt ist als Schriftsteller überhaupt auch ein Freund der Presse und nimmt die in Washington seinen Audienzen stets beiwohnenden Reporter ebenso wie andere Besucher gelegentlich mit an den Frühstückstisch seiner Familie.

Der Ausdruck Reporter für die Vertreter großer Zeitungen am Sitz der Bundesregierung ist absichtlich gebraucht, denn Reporter — Berichter — ist nach amerikanischer und sehr richtiger Auffassung jeder, der einem Blatte berichtet, sei es in Stadt, Land, Ausland oder am Schauplatz eines Krieges, wie besonderer Ereignisse. Der Redakteur stellt in Amerika nur zusammen, was der Reporter liefert. Die ganze Zeitung ist Reporterarbeit bis auf die sehr kurzen Leitartikel, deren mehrere für jede Nummer besondere „Leitartikler" schreiben. Niemals dazierend, fast stets launig, oft geradezu schnippisch, besprechen sie nicht nur politische Fragen, sondern auch solche, die in unseren Zeitungen unter den Strich gehören würden.

Einer der ersten „Leitartikler" und Stilistiker Amerikas, Mr. Brisbane, pries neulich in einem Leitartikel 500000 Lesern den Gebrauch einer Haartinktur an. In Paris würde man sofort gefragt haben: wieviel? Hier ist der angesehene Journalist über solchen Verdacht erhaben und gleichzeitig dem Herausgeber gegenüber unabhängig genug, um — wie es in diesem Falle geschah — einem armen eingewanderten Barbier derart zu einer beispiellos wirksamen „Annonce" verhelfen zu können, damit er sein Kind zur Sängerin ausbilden lassen kann.

Warum aber, wird man fragen, ist das Arbeitsprodukt dieser amerikanischen Journalisten — die amerikanische Zeitung — oft vulgär, stets, und zwar auch in ihren gemäßigten Vertreterinnen, geradezu hysterisch in ihrem Sensationsbedürfnis und nicht selten schamlos in der Art und Weise wie sie das Privatleben von Individuen bloßlegt?

Die Antwort ist leicht gefunden.

Der Chefredakteur erhält vom „counting room", der Geschäftsstelle, die Parole: give the public what the public wants — gib dem Publikum, was das Publikum verlangt! Solange Vulgarität, krankhafte Sensation und Schamlosigkeit vom Publikum gefordert werden und Zirkulation und Anzeigen mehren, wird die amerikanische Zeitung kein vornehmeres Gewand erhalten als sie heute trägt, denn der amerikanische Herausgeber bekennt mit immerhin anerkennenswertem Freimute, daß er sein „business" nicht betreibe, um die Massen zu erziehen und zu bilden, sondern um den nützlichen, notwendigen und mächtigen Dollar zu mehren.

Demjenigen aber, der einwendet, daß Menschen von Ehr- und Anstandsgefühl sich nicht dazu hergeben würden, die rohesten Instinkte der Massen zu befriedigen, darf man erwidern, daß die ethische Auffassung verschiedener Völker eine verschiedene ist. Zudem wird der amerikanische Journalist in eiserner Disziplin erzogen, und blinder Gehorsam gegenüber den Wünschen der Redaktion ist seine vornehmste Pflicht. Dagegen erlaubt ihm die ethische Auffassung seines Volkes jederzeit gegen die eigene Überzeugung zu schreiben. Republikaner im Dienste einer demokratischen Zeitung verfassen skrupellos die gehässigsten Angriffe gegen den Kandidaten, für den sie an der Wahlurne stimmen.

Aber gegen noch einen in Europa stets erhobenen Vorwurf sei die amerikanische Presse hier verteidigt. Sie läßt sich absichtlich keineswegs Entstellungen der Wahrheit zu schulden kommen. — Der Verlag mag es in seinem Interesse glauben, eine Angelegenheit nur von einer Seite beleuchten zu lassen, aber die auch in Amerika selbst von der „grauen" Presse über die sich ein immer weiteres Feld erobernde „gelbe" gehörte Klage, daß sie wissentlich lüge, ist unbegründet. Die gelbe Presse bringt die Wahrheit in oft so hysterischer Form, daß sie als Lüge erscheinen mag, aber darum doch die Wahrheit.

Es ist Brauch, den amerikanischen Jour-

Digitized by Google

naliſten, der eine falſche Nachricht lieferl, ſofort vom Dienſt zu ſuſpendieren. Kann er ſeinen Irrtum nicht in befriedigender Weiſe entſchuldigen, ſo gibt ihm die graue Preſſe trotzdem gewöhnlich noch Gelegenheit, ſich während fernerer Tätigkeit zu rehabilitieren. Die gelbe Preſſe entläßl ihn ſofort. Es gehen bei ihr täglich zu viel Nachrichten ein, als daß ſie alle auf ihre Zuverläſſigkeit prüfen kann, und darum muß ſie ſich auf ihre Werkzeuge verlaſſen können.

Nun liefert allerdings gerade aus Europa die amerikaniſche Preſſe eine Fülle zweifellos falſcher Nachrichten, aber die aus Paris oder London einlaufenden Lügen werden in der Redaktion wirklich geglaubt, ebenſo wie etwaige an Ort und Stelle über die Abſichten einer europäiſchen Macht fabrizierten. Das iſt möglich, weil ſelbſt der Amerikaner von Univerſitätsbildung, mit Ausnahme weniger Vielgereiſter, von Politik, Geſchichle und Geographie des europäiſchen Kontinents ſo gut wie nichts gelernt hat. In der Schule hat er nur von engliſchen Verhältniſſen gehört, und darum konnle ſelbſt der Redakteur eines New Yorker Weltblattes glauben, daß München zu Öſterreich gehöre und ein anderer den deutſchen Kaiſer zum Selbſtherrſcher machen.

Die Schattenſeiten der amerikaniſchen Preſſe laſſen ſich in engem Rahmen ebenſowenig wie ihre Lichtſeiten zuſammenfaſſen.

Wir begegnen in ihren Spalten überall dem Dünkel einer jungen und vom Glück begünſtigten Nation, verbunden allerdings mit einem nachahmenswerten ſtarken Nationalgefühl. Ihr Bravadoton ruft „we can lick all creation“ — wir können die ganze Schöpfung in die Pfanne hauen — ſobald ſich eine Meinungsverſchiedenheit mit anderen Nationen geltend macht, und dieſen gegenüber heißt es ausnahmslos: Wir haben recht, und wenn nicht, dann wollen wir es wenigſtens nicht hören!

In der Macht der amerikaniſchen Preſſe liegt auch eine Gefahr für die Nation ſelbſt. Freilich iſt rein vom Standtpunkte des Journaliſten betrachtel dieſe Macht eine beneidenswerte. Sie hal den „Journalismus der Tat“ geſchaffen, der Beamte ſtürzt, richterliche Entſcheidungen umſtößt, Polizeibeamte kontrolliert und einen Krieg herausbeſchworen hat.

Der Starreporter des „New York Journal“ konnte auf einem Nationalkonoent, von den ihn umſchmeichelnden Politikern die Aufnahme einer antiimperialiſtiſchen Klauſel in das Parteiprogramm verlangend, ſagen: „Ich habe einen Krieg vorbereitet, den nächſten helfe ich zu verhindern!“

Das waren nicht Worle eines Prahlenden. Der ſie ſprach, war im Auftrage ſeines Blattes vor Ausbruch des ſpaniſchen Krieges mit einem Stabe von Reportern nach Cuba gefahren. Wahrer „Journaliſt der Tat“ ſchilderte er nicht nur die Leiden der Gefangenen Spaniens, ſondern ließ mit Strickleiter und Diebeslaterne auch ein junges Mädchen aus dem Gefängnis befreien. Seine Hauptaufgabe aber war, das tatſächlich nicht milde ſpaniſche Regiment durch jene erwähnle hyſteriſch übertreibende Aufbauſchung wirklicher Tatſachen als eines grauſamſter Tyrannei zu ſchildern. Er lat dies mit ſolchem Erfolge, daß ſchließlich faſt die geſamle Landespreſſe, dem „Journal“ folgend, den Krieg forderle, den Mac Kinley verhüten wollte.

Einer der auf Cuba tätigen Journalreporler war um in der Heimat Stimmung für den Krieg zu machen, auch beauftragl worden Bilder zu beſchaffen, welche ſpaniſche Grauſamkeit veranſchaulichen ſollten. Er telegraphierte an Mr. Hearſt, daß kaum Anlaß für einen Krieg vorläge und weder die amerikaniſchen noch ſpaniſchen Behörden an die Möglichkeit eines ſolchen glaubten.

Der machtbewußle junge Verleger und Chefredakteur, der beiläufig ſpäter ſelbſt Dienſte als Kriegsreporter für ſein Blatt tat, ſandte als Antwort die folgende, unlängſt im Fakſimile veröffentlichte Depeſche: „Sie beſorgen mir die Bilder, den Krieg beſorge ich. — Hearſt.“

Wohin die ſchrankenloſe Ausbeutung ihres Einfluſſes führen kann, lernle die amerikaniſche Preſſe ſelbſt begreifen.

Dasſelbe „New York Journal“ nahm, als nach dem ſpaniſchen Kriege Millionärsvermögen mit noch unheimlicherer Geſchwindigkeit als früher wuchſen, den Kampf der Maſſen gegen die beſitzenden Klaſſen auf. Der Präſident wurde in ſeinen Spalten als williges Werkzeug in den Händen raubgieriger induſtrieller Freibeuter geſchildert. Der Gouverneur von Kentucky wurde ermordel, und das Blatt ſchrieb editoriell: „Wir hoffen, daß die Kugel, welche die Ärzte vergeblich in der Bruſt des Toten ſuchten, ihren Flug nach Waſhington genommen hat und dorl Mac Kinley auf die Bahre ſtrecken wird.“

Als dann Czolgosz Attentat dieſen Wunſch verwirklichte, behaupteten andere Blätter nicht mit Unrechl, daß ſeine moraliſchen Mitſchuldigen hinter der Redaktionstüre des „New York Journal“ ſäßen.

Nichts aber könnle beſſer beweiſen, daß die uneingeſchränkte Macht der Preſſe, wie ſie in Amerika beſteht, eine Gefahr für die Nation bedeulet.

Zwei Sprüche.

Von Albert Roderich.

Sicher, daſs mancher der troſtlos Scheinenden
Hilfefreudig Erbarmen gebraucht,
Aber mehr noch dem tränenlos Weinenden
Iſt das Herz in Jammer getaucht.

Manches Mal ſchon ſah ich Sonnenſchein flimmern
In dem Naſs, das dem Auge entrann,
Und in der Träne hell ſah ich es ſchimmern
Wie einen rettenden Talisman.

Tagebuchblätter.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Verfemt.

Erlebnis eines Antipoeten.

(Abdruck verboten.)

Unlängst geriet ich in ein Kaffeehaus, das voll von Dichtern war. Sie gehörten einer gewissen Richtung an, deren Name mir entfallen ist. Weil ich als Antipoet bekannt bin, wollten sie mich bekehren, und jeder von ihnen bestand darauf, mir etwas vorzulesen. Bei ihrer großen Überzahl, was konnte ich tun, als mich ergeben? So hörte ich denn geduldig zu, doch kam mir vor, daß ich dabei immer dümmer wurde.

Nach einigen Stunden gelang es mir zu entwischen. Als ich ins Freie trat, drangen jämmerliche Klagelaute an mein Ohr. Die Nacht war vorgerückt, die Straße schlecht beleuchtet. Ich sah im Dunkel undeutlich die Umrisse einer Gestalt, die in der Nähe des Eingangs auf dem Boden lag.

Was für eine Art Geschöpf ich vor mir hatte, konnte ich nicht ausnehmen, doch erschien es mir kräftig, fast derb, und, näher kommend, schaute ich in zwei krystallklare, leuchtende Augen. Sie erhellten mein Innerstes, als sie auf mir ruhten, obwohl diese Lichtspender hinter einem Tränenschleier glänzten.

„Was ist Dir?“ fragte ich. „Laß mich Dir helfen, nimm meinen Arm, steh' auf.“

„Kann nicht, muß mich erst erholen,“ war die Antwort. „Sie haben mich übel zugerichtet, mich hinausgeworfen, mißhandelt, mit Füßen getreten.“

„Sie? — Wen meinst Du?“

„Die, von denen Du kommst.“

„Und warum haben sie das getan?“

Entrüstung, halb anklagend, halb spöttisch, sprühte aus den krystallklaren Augen:

„Weil ich der gesunde Menschenverstand bin.“

Sklavengedächtnis.

Nach dem Tode des Lykurgus erfuhren seine Sklaven, daß sie im Dienste eines berühmten Mannes gestanden hatten.

Als sie sich darüber wunderten, fragte man sie, ob sie denn stumpfsinnig wären. Sie hätten ja doch mit ihm verkehrt und bekannt müsse ihnen sein, daß der pythische Apoll seine Unfähigkeit, einen Ausspruch über Lykurgus zu tun, erklärt habe, weil er nicht wisse, ob er ihn zu den Menschen oder zu den Göttern zählen solle.

Nein, davon wußten sie nichts, vielleicht auch war es ihnen

entſchwunden. Um ſo beſſer hatten ſie ſich gemerkt, daß ihr Herr einmal von der Menge mit Steinen beworfen wurde.

Drei Seelen.

Die Seelen von drei gläubigen Dienern des Islam klopften an die Türe des Paradieſes. Zwei von ihnen forderten Einlaß, indem ſie ſich des vielen Guten rühmten, das ſie während ihres Erdenwallens getan hatten.

„Und Du, was haſt Du Gutes getan?“ fragte der Pförtner die dritte Seele.

Sie antwortete: „Ich weiß es nicht mehr.“

„Tritt ein,“ ſprach der Pförtner.

So — vielleicht...

Wir leiden oft ſchwer im Traume und erwachen mit dem Gefühl, ein großes Unglück erlitten zu haben. Aber ein Augenblick des Wachſeins, und verſchwunden iſt der Schmerz, der noch leiſe in uns nachgezittert hatte. Kaum daß im Laufe des Tages eine unklare Erinnerung an ihn als fliegender Schatten dahinzieht vor unſerem inneren Auge.

So — vielleicht wird in einem zukünftigen wachen Leben die Erinnerung an unſeres Erdendaſeins oft qualvollen Traum als fliegender Schatten vor uns auftauchen.

Der verlorene Sohn.

Ich hab' gejubelt, Vater, und gelacht,
Solang' ich Deiner Strenge nur gedacht.
Doch unerträglich wird die Reue faſt,
Seitdem Du mir verziehen haſt!

Menſchliches Irren.

Menſchliches Irren, menſchliches Leiden
Reiſte die Götter für den Olymp.

Mein kleines Kind.

Mein kleines Kind ſtieß ſich an einen Prellſtein an.
„Verzeih' Du Guter,“ ſprach's, „daß ich Dir weh getan.“

Schau um Dich.

Schau um Dich mit dem Auge des Dichters,
Schau in Dich mit dem Auge des Richters.

Traum und Erfüllung.

Die Hoffnung auf den Sperling fern am Dachesrand
Iſt ſchöner als die ſchönſte Taube in der Hand.

König Ahmed.

König Ahmed hatte zwei wißbegierige Söhne: Behmed und Cehmed.

Und der König ſchenkte ſeinem Erſtgeborenen, Behmed, tauſend gute Bücher und ſeinem Zweitgeborenen, Cehmed, ein gutes Buch.

Und die wißbegierigen Söhne laſen in einem fort.

Und Cehmed wurde weiſe, und Behmed wurde dumm.

Literarhiſtoriſch.

„Warum ſtellſt Du das kleine Licht, das bisher ſo geſchützt und rein in ſeiner ſtillen Ecke gebrannt hat, auf den Scheffel?"

— „Weil ich das meine daneben ſtellen will."

Unbewußt.

Ein Kind ſtreicht mit ſeinem Händchen über eine Marmorplatte und zerdrückt dabei ahnungslos ein Mücklein.

Und nun könnte alle irdiſche Weisheit und Gelehrſamkeit und alle Zauberkraft der Kunſt und alles, was gewaltig iſt in der Welt, ſich vereinigen und vermöchte nicht wieder herzuſtellen, was unbewußt, in eines Augenblicks Dauer, durch ein Kind vernichtet wurde.

Manchmal erfährt ein guter Ruf das Geſchick des Mückleins.

Ariſtokratiſch.

„Funkle mich nicht ſo ſtolz an," ſprach der Kieſel zum Brillanten, „ich bin auch ein Mineral!"

„Daß ich ein Mineral bin, darauf bin ich nicht ſtolz, ſondern darauf, daß ich der Brillant bin unter den Mineralien," antwortete der Edelſtein.

Es gibt ganz große „kleine Widerwärtigkeiten".

„So hergebracht." — Woher gebracht und von wem? Danach fragt man nicht.

Ein Rezenſent und ihm bangt vor der Kritik? — Der iſt ja wie ein Bienenvater, der ſich vor den Bienen fürchtet.

Wenn der Mann das Amt hat und die Frau den Verſtand, dann gibt es eine vortreffliche Ehe.

„Ich bereue nichts!" ſagt der Übermut. „Ich werde nichts bereuen," die Unerfahrenheit.

Büste eines Lastträgers. Von Constantin Meunier-Brüssel.
Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W. Victoriastr. 35.

Constantin Meunier.

Von

Walther Genſel.

Mit zwei Einſchaltbildern und ſiebzehn Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Man hat das XIX. Jahrhundert das Jahrhundert der Malerei genannt — nicht in dem Sinne, daß dieſe im Vordergrund des öffentlichen Intereſſes geſtanden oder die aller früheren Epochen übertroffen hätte. Allein noch nie war ſie zugleich in allen Ländern in dem Maße die herrſchende unter den bildenden Künſten geweſen, noch nie hatte ſie die andern ſo in den Hintergrund gedrängt. Die Architektur ſpielte, wenigſtens bei dem weitaus größten Teile des Publikums, nur eine untergeordnete Rolle, in der Bildhauerkunſt übten nur am Anfang des Jahrhunderts einige Männer einen wahrhaft tiefgreifenden Einfluß aus: der Italiener Canova, der Däne Thorwaldſen, vielleicht noch der Deutſche Rauch. Und auch ſie vermehrten nur in geringem Maße unſeren Beſitz, da ſie faſt nur einen Wiederſchein einer größeren Epoche gaben. So unendlich viele Denkmäler geſchaffen worden ſind, kaum ein Dutzend befinden ſich darunter, auf die man in ſpäteren Zeiten noch mit Stolz blicken wird. Kein Millet oder Manet, kein Turner oder Watts, kein Böcklin iſt in der Zeit von 1820 bis 1880 unter den Bildhauern erſtanden.

Erſt in der allerneueſten Zeit macht ſich hier, bei den Künſtlern wie beim Publikum, ein Wandel bemerkbar. Gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts haben wir wieder Bildhauer erhalten, die in ſtolzer Unabhängigkeit von den hergebrachten Schönheitsregeln vor die Natur traten und ihre Eindrücke durchaus perſönlich wiedergaben. Und die Saat, die ſie geſäet, beginnt jetzt aufzugehen. Wer hätte noch vor wenigen Jahren geglaubt, daß ein ſo allen Traditionen ins Geſicht ſchlagendes Werk wie Lederers Entwurf für das Hamburger Bismarckdenkmal preisgekrönt werden könnte, daß Klingers Beethoven auf ſeinem Zuge durch die deutſchen Städte Stürme der Begeiſterung entfachen könnte? Und ſo beginnt auch das Verſtändnis für die drei größten lebenden Plaſtiker von Tag zu Tag zu wachſen: für Hildebrand, Rodin und Meunier. Die drei größten. Denn ſo packend die Werke Klingers ſind, das durch und durch plaſtiſche Gefühl, das die drei andern auszeichnet, beſitzt er doch nur bis zu einem gewiſſen Grade. Aber wie verſchieden ſind jene drei wieder untereinander! Rodin kommt von den Impreſſioniſten her, ſein Ziel iſt die Darſtellung der inneren und äußeren Bewegung; Hildebrand geht auf die Verdeutlichung der Form aus; Meunier wirkt vor allem durch die Silhouette. Die beiden erſten ſind Bildhauer, ſie entwickeln die Form aus dem Steinblock, der letztere iſt Plaſtiker, Tonbildner. Und ebenſo repräſentieren ſie geiſtig ganz verſchiedene Strömungen. Hildebrand verkörpert die Sehnſucht unſerer Zeit nach reiner Formenſchönheit, Rodin den modernen Senſitiviſmus, Meunier iſt Anhänger der Kunſt, die man bisher als naturaliſtiſch zu bezeichnen pflegte und die man dereinſt viel-

Abb. 1. Conſtantin Meunier.
(Mit Erlaubnis von Paul Caſſirer, Berlin W. Viktoriaſtraße 35.)

Abb. 2. Hochöfen. Pastell.
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W. Viktoriastraße 35.)

leicht pantheistisch taufen wird. Denn nicht das Behagen am Häßlichen ist ihr Merkmal, wie man uns glauben machen wollte, sondern — neben dem sozialen Mitleid, das allerdings mit hineinspielt — die Freude, auch an den unscheinbarsten, verachtetsten Dingen des täglichen Lebens Schönheit aufzeigen zu können. Der Franzose Millet, der Holländer Israels, der Deutsche Uhde und der Italiener Segantini sind ihre Hauptvertreter unter den Malern. Liebermann möchte ich nicht zu ihnen rechnen, denn es war wohl mehr ein Zufall oder sein Widerspruchsgeist als sein Herz, das ihn auf diese Bahnen trieb. Was Millet für die Bauern von Barbizon, Israels für die alten Leute des Amsterdamer Judenviertels getan hat, Meunier hat es für die Bewohner der „schwarzen Erde", die Hüttenarbeiter des wallonischen Belgiens, getan.

Unser Künstler ist erst sehr spät zu dieser Kunst gekommen, in einem Alter, wo die Kraft der meisten schon erlahmt oder sie sich damit begnügen, ohne rechts und links zu blicken in den einmal betretenen Geleisen weiterzufahren. Weitaus die längste Zeit seines Lebens hat er sich als Maler betätigt. Zwar war er im Alter von sechzehn Jahren in Brüssel, wo er 1831 in der Vorstadt Etterbeek geboren ist, in das Atelier des seiner Zeit berühmtesten belgischen Bildhauers, Auguste Fraikin, eingetreten, aber er verließ es bereits nach drei Jahren, um sich der Schwesterkunst zu widmen. Immerhin ist diese Schulung nicht spurlos an ihm vorübergegangen, denn auch seine Bilder zeigen oft einen skulpturalen Zug. Auch dürfen wir uns seinen Lehrer nicht als den öden und frostigen Akademiker denken, als der er jetzt zuweilen hingestellt wird. Wenn uns auch sein einstmals vielbewundertes Hauptwerk, das Standbild der Grafen Egmont und Hoorn, heute nicht mehr sonderlich zu begeistern vermag, die Wiege des Bacchus und manche andere Werke atmen ein so warmes Leben, wie es damals nicht eben häufig anzutreffen war. Ein Bindeglied mit Meuniers späterem Schaffen ist in ihnen freilich kaum zu finden.

Der sechs Jahr ältere Maler Charles de Groux war es, der ihn zur Malerei hinüberzog, jener stille Künstler, dessen schwärzliche, etwas aufdringlich moralisierende

Bilder aus dem Leben der Ärmſten und Elendeſten im Brüſſeler Muſeum ſo ſeltſam gegen die damals herrſchende Kunſt abſtechen und darum wie die Vorboten einer neuen Zeit erſcheinen. In einer ganzen Reihe junger Köpfe gärte es damals, regte ſich der Widerſpruch gegen die Phraſenhaftigkeit der romantiſch-koloriſtiſchen Schule. Neben dem Sinn für feſtliche Farben und große Begebenheiten regte ſich wieder der echt vlämiſche Wirklichkeitsſinn. Courbets Steinklopfer, die 1852 in Brüſſel erſchienen, gaben nicht den Anſtoß zu der neuen Bewegung, ſondern klärten nur die Ideen der jungen Generation, wurden für ſie ein leuchtendes Vorbild. In den erſten Jahren ſeiner neuen Tätigkeit verdiente ſich Meunier hauptſächlich durch induſtrielle Arbeiten ſeinen Unterhalt, insbeſondere arbeitete er mit de Groux zuſammen Entwürfe für den Glasmaler Capronnier. Ganz unter des Freundes Einfluß ſcheint auch ſein erſtes, verloren gegangenes Tafelbild geſtanden zu haben: „Ein Saal im Rochuskrankenhauſe“, auf dem eine barmherzige Schweſter einer im Lehnſtuhl geſtorbenen armen Frau die Füße wäſcht. Das nächſte größere Bild: „Das Begräbnis eines Trappiſten“ verdankt ſeine Entſtehung den Eindrücken, die er in der Landſchaft Campine nördlich von Antwerpen von dem Leben dieſes ſtrengſten aller Mönchsorden empfangen hatte. Überhaupt miſchen ſich in den Bildern Meuniers aus dieſer Zeit vielfach religiöſe und ſoziale Empfindungen. Auch malte der Künſtler, meiſt auf Beſtellung, einige rein kirchliche Gemälde, die ſich jetzt in den Kirchen von Löwen, Châtelineau und andern Orten befinden. Das bekannteſte, „Die Steinigung des heiligen Stephanus“, bewahrt das Muſeum von Gent. Ziemlich ſpurlos ſcheint eine Reiſe nach Spanien an ihm vorübergegangen zu ſein, wenn er auch einige Bilder von Hahnenkämpfen und Tänzen von ihr mit heimbrachte. — So ſehr uns alle dieſe Werke als Etappen im Entwickelungsgange des Künſtlers zu feſſeln vermögen, der Meunier, den wir ohne Überlegung ſofort bewundern und lieben, iſt in ihnen allen noch nicht zu finden. Zu dem wurde er erſt, als ihn eine Anregung des bekannten Schriftſtellers Camille Lemonnier in die Hüttendiſtrikte ſeines Vaterlandes führte. Doch laſſen wir ihm ſelbſt das Wort: „Dann führt mich der Zufall in das ſchwarze Land, das Land des Gewerbefleißes. Ich bin betroffen von dieſer tragiſchen und wilden Schönheit. Ich fühle in mir wie eine Offenbarung eines lebendigen Werkes, das es zu ſchaffen gibt. Unendliches Mitleid erfaßt mich. Noch dachte ich nicht an die Bildhauerei. Ich zählte fünfzig Jahre und fühlte in mir

Abb. 3. Der alte Bergmann.
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W. Viktoriastraße 35.)

Abb. 4. Boulogner Fiſcher.
(Mit Erlaubnis von Paul Caſſirer, Berlin W. Viktoriaſtr. 35.)

noch ungekannte Kräfte, eine Art neue Jugend, und tapfer ging ich ans Werk. Kühn war es, denn ach! ich beſaß eine zahlreiche Familie."

Vielleicht muß man dieſes Induſtrieland kennen, um die Größe des Vorwurfs ganz zu verſtehen. Vor kurzem ſtand ich auf der Zitadelle von Lüttich. Bewaldete, hier und da von einer Ruine bekrönte Höhen, ſoweit das Auge reicht, fruchtbare Wieſen, Gemüſefelder und Obſtgärten, dazwiſchen die Windungen des in der Morgenſonne glitzernden Fluſſes und die weißen Mauern und roten Ziegeldächer freundlicher Dörfer, ein paradieſiſcher Anblick. Aber mitten in dieſem Paradies glühen Hochöfen, recken ſich qualmende Schornſteine zum Himmel empor. Es iſt, als dränge ein unterirdiſches Geſchlecht, Schwarzalben, zum Sonnenlicht empor und habe die ganze Gegend unterminiert. Ja, die Gänge der Steinkohlengruben erſtrecken ſich wirklich zum Teil bis unter die Straßen der Stadt. Trotz alledem überwiegt hier noch der freundliche Eindruck. Kommt man dann aber über Namur nach Mons, in das eigentliche „Borinage", ſo iſt der Anblick völlig verändert. Alle die grünen Höhen, die lachenden Triſten, die hier einſt das Auge entzückten, ſind ſpurlos verſchwunden, Hochofen reiht ſich an Hochofen, Schlackenhalde an Schlackenhalde. Zumal zur Nachtzeit bietet die Gegend, für die es keine Ruhe gibt, ein geradezu geſpenſtiſches Bild. Wohl ergreift den Wanderer zunächſt ſtarkes ſoziales Mitleid, wenn er ihre Bewohner, dieſe „in

Abb. 5. Trinkender Mann.
(Mit Erlaubnis von Paul Caſſirer, Berlin W. Viktoriaſtr. 35

Digitized by Google

Rauch und Kohlenſtaub gekleideten“ Männer und Frauen ſieht, die den größten Teil des Tages tief unter der Erde arbeiten und nur auf kurze Augenblicke ſich des Sonnenlichtes freuen dürfen. Bald aber miſcht ſich mit dem Mitleid ein anderes Gefühl. Das ſind nicht die ſchwindſüchtigen Geſtalten, die man erwartet hat, ſondern ſehnige, muskulöſe, wenn auch magere Menſchen voll Energie und Kraft. Wie Helden erſcheinen ſie, wie kühne Eroberer, die dem Inneren der Erde ſeine Schätze abtrotzen. „Jeder, auch der härteſten Arbeit iſt der Wallone, ſelbſt in dem weiblichen Geſchlecht, freund.“ Und ſchließlich überkommt uns ein Gefühl der Schönheit, wie überall da, wo ſich Idee und Erſcheinung vollkommen decken.

Abb. 6. Ecce homo.
(Mit Erlaubnis von Paul Caſſirer, Berlin W. Viktoriaſtr. 35.)

Meunier hat auch dieſes neue Gebiet zuerſt mit dem Pinſel und dem Paſtellſtift zu erobern geſucht. In fieberhaftem Eifer durchforſchte er die Hochöfen, die Steinkohlengruben, die Glasbläſereien, die Walzwerke. Und alles, was er ſah, geſtaltete ſich ihm zum Bilde. Er malte die flammenſpeienden Fabrikſchlote bei Tage und bei Nacht, die Bergleute, wie ſie ſich vor dem Schachte verſammeln, wie ſie einfahren in den Stollen, mit Beil und Brecheiſen arbeiten oder die Wagen ſchieben, in den kurzen Pauſen während der Arbeit ihr kärgliches Mahl einnehmen und wieder ans Tageslicht kommen; er malte die entſetzlichen Kataſtrophen ihres Lebens — eine Halle, in der neben den aufgebahrten Opfern der ſchlagenden Wetter Frauen in ſtumpfer Trauer an den Leichentüchern nähen, iſt mir beſonders erinnerlich —, aber auch ſeine heiteren Seiten: wie ſie Sonntags in der Kneipe beim Kartenſpiel zuſammenſitzen, Liebespaare, die abends durch das freundliche Dörfchen gehen, junge Burſchen, die an die Haustüre gelehnt den Mädchen nachblicken. Oftmals hat man dieſe etwas ſchwer gemalten, aber kraftvollen und eindringlichen Bilder zu beſchreiben geſucht. Weitaus die ergreifendſten Schilderungen aber findet man in Zolas Germinal, dieſem gewaltigſten aller Arbeiterromane. Zuweilen kommen einem ganze Sätze daraus auf die Lippen. Man möchte Meuniers Dörfern Zolaſche Namen geben, ſeine Geſtalten Maheu, Chaval oder Etienne taufen. Und wer denkt bei dem „alten Grubenpferd“, das niemals das Tageslicht erblickt, nicht ſofort an den berühmten Schimmel „Bataille“? Aber der Maler iſt nicht etwa abhängig vom Schriftſteller, ſondern zwei kongeniale Männer haben aus einem ähnlichen Milieu heraus ähnliches geſchaffen. So viele Unterſchiede man auch aufzeigen kann, die gemeinſamen Züge überwiegen bei weitem. Gemeinſam eben iſt ihnen vor allem die epiſch breite,

Abb. 7. Mutter und Kind.
(Mit Erlaubnis von Paul Caſſirer, Berlin W, Viktoriaſtr. 35.)

wuchtige, allen Künſteleien abholde Art des Vortrags.

Meunier hatte nun das Gebiet gefunden, auf dem er Neues und Unſterbliches ſchaffen konnte, aber noch immer fehlte ihm die rechte Ausdrucksweiſe. Wenn man ſeine beſten Bilder mit denen Courbets z. B. vergleicht, erkennt man ſofort, daß der Franzoſe der geborene Maler war, der Belgier dagegen nur mit Mühe ſich ein eigentlich fremdes Handwerkszeug dienſtbar gemacht hat. Da kam es eines Tages wie eine Inſpiration über ihn. Nicht die Farbe, ſondern der Ton war das Material, in dem er ſeine Ideen voll zum Ausdruck bringen konnte. Was ſcherte es ihn, daß nach der herrſchenden Meinung der Bildhauer allein Götter, Nymphen, allegoriſche Geſtalten oder große Männer darſtellen durfte, daß man es als einen unerhörten Einbruch betrachtete, nun auch dieſe Kunſt dem ſcheußlichen Naturalismus dienſtbar zu machen! Eines ſchönen Tages formte er ſeinen „Hammermeiſter", ein Meiſterſtück, deſſen epochemachende Bedeutung ſchon 1886 im Zentrum der ſchönen Künſte, in Paris erkannt wurde. Der „ehrenvollen Erwähnung", die ihm damals wohl noch halb widerwillig gegeben wurde, folgte bereits 1889 einer der wenigen „großen Preiſe" und die Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion. Der Fünfundfünfzigjährige hatte ſich nun erſt ganz gefunden. Und nun entſtand — ein ſchier einzigartiges Ereignis in der Kunſtgeſchichte — jene unabſehbare Fülle von großen und kleinen Werken, die auf allen Pariſer Salons die Kenner entzückte. In Deutſchland wurden dieſe Leiſtungen zuerſt 1892 in München mit der erſten Medaille anerkannt, wahrhaft volkstümlich aber wurde der Meiſter bei uns erſt ſeit der Dresdener Ausſtellung von 1897.

Als ob ein ganzes Volk vorüberzöge, iſt es uns, wenn wir über Meuniers Geſtalten im Geiſte Heerſchau halten: Greiſe, Männer im beſten Alter und junge Leute, Matronen und junge Mädchen; Laſtträger vom Antwerpener Hafen, Fiſcher von der nordfranzöſiſchen Küſte, Landleute ſind darunter. Vor allen aber ſind es zwei Typen, die immer und immer wiederkehren: Die Arbeiter der Hochöfen und die Bergleute. Ihre Tracht iſt faſt die gleiche. Ob ſie vor den Flammen des Ofens ſtehen oder in enge Stollen gezwängt tief unter der Erde arbeiten, die Hitze zwingt ſie alles nicht unbedingt Notwendige abzutun. Oft iſt eine Hoſe das einzige Kleidungsſtück. Die Füße ſind nackt oder ſtecken in derben Holzſchuhen, den Kopf bedeckt hin und wieder ein niedriger runder Filzhut mit ganz kleiner Krempe. Zuweilen kommt dazu eine ſehr primitive Jacke oder ein Schurzfell. Auch

die Frauen und Mädchen tragen bei der Arbeit männliche Kleidung, die ihre herben Formen stark zum Ausdruck bringt. Meunier hatte es also kaum nötig die Kleidung noch stilisierend zu vereinfachen. Und was vielleicht noch wichtiger für ihn war, auch das Nackte, dessen Darstellung ja immer die vornehmste Aufgabe des Bildhauers bleiben wird, bot sich ihm so ganz ungezwungen dar. Freilich haben seine Arbeiter keine griechischen, durch jahrhundertelange Kultur und gymnastische Übungen zum höchsten Ebenmaß erhobene Körper. Die harte und einseitige Tätigkeit kräftigt nur gewisse Glieder, während sie andre beinah verkümmern läßt. Aber sie läßt wiederum auch keinen häßlichen Fettansatz aufkommen, sondern bringt das Spiel der Muskeln und Sehnen voll zum Ausdruck. Unter einem sehnigen Halse sitzt ein starker Nacken und eine breite muskulöse Brust. Die Arme und Beine sind eckig, die Hände und Füße übermäßig groß und zuweilen plump, aber sie tragen ja auch schwere Hacken, Beile und Schmiedehämmer. Höchst auffallend ist die Bildung des Kopfes. Der Unterkiefer ist stark ausgeprägt, die Backenknochen springen weit vor, und ebenso kräftig ist das Nasenbein. Das Profil zeigt nicht selten griechische Linien, ja zuweilen geht der Winkel zwischen Nase und Stirn noch über 180 Grad hinaus, ohne daß dadurch, wie bei einigen Gestalten Millets, der Eindruck von idiotischer Mikrokephalie erzeugt würde. Abgesehen von einigen wenigen Figuren, bei denen der Eindruck der Müdigkeit und Einfältigkeit beabsichtigt ist, tragen die Köpfe den Stempel einer eigensinnigen Energie. Bei der Durchbildung der Körperformen im einzelnen hält sich der Künstler nur an das Wesentliche, so zwar, daß sie, zumal im Gipsabguß, zuweilen etwas summarisch erscheint. Aber seine Arbeiten sind ja alle für den Bronzeguß gedacht, und das Abtasten der einzelnen Formen mit dem Auge, das eins der wichtigsten Elemente beim Genuß von Marmorwerken ausmacht, ist hier schon durch die Beschaffenheit des Materials fast unmöglich gemacht. Das Wichtigste beim Bronzewerk ist und bleibt die Silhouette.

Und darum ist auch bei Meuniers Werken die Haltung die Hauptsache. Wie die Füße zueinander stehen, wie ein Arm lose herabhängt oder kräftig in die Hüfte gestemmt ist, wie eine Hand das Werkzeug hält, damit ist oft schon die ganze Person charakterisiert. Die Gestalten sind eben im höchsten Maße als Ganzes empfunden und

Abb. 8. Der verlorene Sohn.
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W., Viktoriastr. 35.)

nicht aus einzelnen Gliedern zuſammengeſtellt. Man fühlt ordentlich die Laſt des Körpers auf den Beinen, man ſpürt das Zugreifen der nervigen Hände. Man betrachte daraufhin ſeinen „Hammermeiſter", der ſo gelaſſen auf ſeine Zange geſtützt daſteht: das Bild des Mannes, der im ſichern Vertrauen auf ſein Auge und ſeine Hände den Augenblick des Eingreifens ruhig herankommen läßt. Oder, welche Überfülle von Kraft ſteckt in dem „Laſtträger"! Das iſt kein Titane und kein Athlet aus dem Zirkus, ſondern einfach ein kräftiger Sohn ſeines Volkes, der, von Kind auf an ſchwere Arbeit gewöhnt, mit Leichtigkeit ein paar Zentner auf die eckigen Schultern zu laden imſtande iſt. Und wie prachtvoll iſt umgekehrt die Haltung des alten Bergmanns! Wir brauchten ſein verwittertes Geſicht mit der eingedrückten Naſe gar nicht zu ſehen, ſeine Magerkeit könnte uns unter der Kleidung vollkommen verborgen ſein, ſo würden wir aus der Einwärtsſtellung der leicht gekrümmten Beine, aus den ſchlaff herniederhängenden Armen merken, daß wir einen müden, abgearbeiteten Mann vor uns haben. Und wieder vergleiche man den Boulogner Fiſcher, dieſes Urbild von Kraft! Bei dem ſitzenden Puddler denkt man unwillkürlich an Millets ruhenden Winzer, und erſt ein Vergleich mit dieſem lehrt, daß Meunier auch hier vollkommen Eigenes geſchaffen hat. Nur der ſtiere Blick der Augen unter dem tief in die Stirn geſtülpten Hute und der halbgeöffnete Mund ähneln ſich. Wenn ſoviel von dem ſkulpturalen Zuge in den Geſtalten des großen Bauernmalers geredet wird, ſo iſt doch zu bedenken, daß keine einzige ſich ohne weiteres ins Plaſtiſche überſetzen läßt. Eine mit den horizontalen Linien der Landſchaft zuſammen komponierte und eine ganz auf ſich allein geſtellte Figur unterliegen eben durchaus verſchiedenen Geſetzen. Auch gefährliche Probleme werden vollkommen gelöſt. So hat die in die Ewigkeit verlängerte Gebärde des Trinkens doch leicht etwas Komiſches und iſt deshalb auch meiſt zu drolligen Wirkungen benutzt worden (ſiehe Grützner). Bei Meunier gewinnen wir auch nicht einen Augenblick die Vorſtellung eines Trinkers, ſondern die eines Mannes, der inmitten von Qualm und Kohlenſtaub die lechzenden Lippen netzt. Ganz beſonders wohltuend berührt überall die Schlichtheit der Haltung. Selbſt die ſtärkſten Affekte werden ohne jede theatraliſche Poſe gegeben. Eine Frau hat unter den Opfern der ſchlagenden Wetter endlich den Leichnam ihres Mannes gefunden. Sie wirft ſich nicht über ihn, ſie geſtikuliert nicht mit den Armen, ſie rauft ſich nicht die Haare; ſie ſteht nur über ihn gebeugt, die Hände krampfhaft gefaltet, wortlos, tränenlos. Aber wir fühlen es, wie ihr Körper bebt, wie die müden Knie wanken. Treu hat ſie die moderne Niobe genannt, und wahrhaftig! ſie ſteht uns näher als ihre antike Schweſter. Auch die Kompoſition der Gruppe iſt ganz einfach: eine Wagerechte — der entſtellte Leichnam —, und eine Senkrechte. Unvergeßlich iſt mir der Augenblick, wo ich dieſes Werk zum erſtenmal im Brüſſeler Muſeum ſah.

Abb. 9. Weibliche Büſte.
(Mit Erlaubnis von Paul Cajurer, Berlin W. Viktoriaſtr. 35.)

Dieſe gewaltige Konzentration der Haltung kommt natürlich nicht minder packend in den bibliſchen Geſtalten zur Geltung, die

Susanne. Relief von Constantin Meunier-Brüssel.
Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W, Victoriastr. 35.

der Meister zwischen seinen aus dem Leben gegriffenen Figuren geschaffen hat. An erster Stelle steht hier das Ecce homo, Christus an der Staupsäule. Wann ist in der modernen Kunst der „Menschheit ganzer Jammer“ mit so erschütternder Gewalt dargestellt worden wie in dieser Leidensgestalt, die da mit übereinandergeschlagenen Händen und schmerzvoll geöffneten Lippen ganz in sich zusammengesunken dasitzt! Von göttlicher Hoheit ist in diesem Dulder freilich nichts mehr zu spüren, es ist dieselbe Auffassung, die wir bei unseren altdeutschen Meistern finden, und ganz besonders werden wir an den „Schmerzensmann“ erinnert, den Albrecht Dürer seiner Kleinen Holzschnittpassion vorangestellt hat. Die fragmentarische Gestalt eines Gerichteten (Le Supplicié) trägt keinen biblischen Titel, wirkt aber wie eine Verkörperung des „Mein Gott, Mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Wunderbar ist es, wie hier das Gefühl über das Fragmentarische weggeführt wird, wie es sich ohne weiteres die ganze Gestalt aus den Armstümpfen und dem abgeschnittenen Oberkörper ergänzt. Die Darstellung von Mutter und Kind könnte man zwanglos als Madonna bezeichnen, und sie erinnert in der Haltung auch ein wenig an manche Madonnen der Renaissance. Das schönste Werk aber aus dieser Reihe ist wohl die Gruppe des „Verlorenen Sohnes“, von der auch die Berliner National-Galerie ein Exemplar besitzt. Es bedarf einer langen und innigen Versenkung, um die Schönheiten dieses Werkes, das uns schon beim ersten Anblick voll in seinen Bann zieht, ganz auszukosten. Sie liegen nicht nur in dem wundervollen Ausdruck der beiden Köpfe und in den ganz von innerer Erregung, hier von tiefstem Erbarmen, dort von hilfesuchendem Flehen durchbebten Körper, sondern ebenso sehr in der herrlichen Silhouette des Ganzen und in den mit höchster Kunst gegebenen Überschneidungen der Glieder.

Abb. 10. Mäher.
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W. Viktoriastr. 35.)

Neben der Haltung kommt die Bewegung in den Einzelfiguren und Gruppen seltener in Betracht, ja man kann Gestalten wie den Mäher und den vielleicht noch prächtigeren Pflüger fast als Ausnahmen betrachten. Eine um so größere Rolle spielt sie in den Reliefs, in denen sich Meuniers

Abb. 11. Puddler.
(Mit Erlaubnis von Paul Caſſirer, Berlin W. Viktoriaſtr. 35.)

Genius überhaupt vielleicht am allergewaltigſten offenbart hat. Der Künſtler iſt hier von der rein maleriſchen Auffaſſung der meiſten Modernen weit entfernt und faſt ebenſo ſtreng wie die Antike, denn wenn er auch die Darſtellung nicht aufrollt wie die Werke der griechiſchen Blütezeit, die keine Überſchneidungen kennt, ſo ordnet er die Figuren doch meiſt nicht perſpektiviſch auf verſchiedenen Gründen an. Die Zurückſtehenden dienen nur zur Raumfüllung und ſind oft nur angedeutet. Ein beſonders bezeichnendes Beiſpiel dafür iſt „Der Hafen", bei dem das ſeiner Kiſten und Säcke entladene Schiff nur durch wenige Linien charakteriſiert, gewiſſermaßen nur ſymboliſch dargeſtellt iſt. Einer größeren Arbeit über ihn wird es vorbehalten ſein, des Künſtlers Verhältnis zu den früheren Epochen der Kunſtgeſchichte (wie auch zu Rodin, Carriès, Millet) näher darzutun. Wundervoll iſt in dieſen Reliefs die Kunſt, mit der die Figuren in den Ausſchnitt hineinkomponiert ſind, ſo daß das Kunſtwerk völlig geſchloſſen erſcheint und doch zugleich das Gefühl des weit darüber hinausgehenden Raumes im vollſten Maße erzeugt wird. Bei der Ausfahrt der Bergleute" ragen der Kopf des

Abb. 12. Ausfahrt der Bergleute.
(Mit Erlaubnis von Paul Caſſirer, Berlin W. Viktoriaſtr. 35.)

vorderſten Bergmanns und ſein die Grubenlaterne tragender Arm ein wenig über die Grenze des Reliefs hinaus, das genügt um mit magiſchem Zwange im Beſchauer die Vorſtellung der lichterfüllten Landſchaft zu erwecken, in die die der dunklen Tiefe Entſtiegenen wie geblendet hineintaſten. Oder wie deutlich ſehen wir beim Relief der Puddler den Hochofen, der doch nur am Rande kaum angedeutet iſt. Das merkwürdigſte Werk in dieſer Hinſicht aber iſt vielleicht der „Bergmann vor Ort“, der ſich in dem engen Stollen neben ſeiner Laterne niedergeſetzt hat und nun, die Füße mit äußerſter Energie gegen die Wand geſtemmt, das Geſtein losbricht. Nur das

Allernotwendigſte iſt von der Streckenzimmerung und dem Geſtein um die prächtige Figur ſtehen geblieben, wir ſehen kaum, wogegen die Füße ſich ſtemmen, und doch haben wir vollkommen die Vorſtellung des engen, dumpfen Loches. Man beachte übrigens bei dieſen beiden Werken auch die herrliche Bildung der voll beleuchteten Rücken. Die Bewegung iſt mit einer Meiſterſchaft gegeben, daß auch der, der dieſe Hantierungen nie beobachtet hat, von ihrer Wahrheit vollkommen überzeugt iſt.

Abb. 13. Heimkehr der Bergleute.
(Mit Erlaubnis von Paul Caſſirer, Berlin W. Viktoriaſtr. 35.)

Nur in dem großen Relief der Induſtrie, in dem einer der kritiſchſten Momente der Glasinduſtrie mit hinreißender Wucht dargeſtellt iſt, hat der Künſtler Ebenbürtiges geſchaffen. Aber nicht nur dieſe komplizierten, ſondern auch ganz einfache Bewegungen ſind bewundernswürdig echt. So iſt bei der „Heimkehr der Bergleute“ der Gang jedes einzelnen der Männer ſchlagend individualiſiert. Wir hören ordentlich den ſchlürfenden Klang ihrer müden Tritte.

Wir haben die Haltung und die Bewegung vorangeſtellt, weil wir ſie in der Tat für das Wichtigſte in Meuniers Werken halten. Der Ausdruck wird nur zu häufig von Laien überſchätzt. Daß auch verhältnismäßig geringen Künſtlern ein Charakterkopf ſo häufig gelingt, ſollte allein ſchon ſtutzig machen. Doch dürfen wir auch Meuniers Leiſtungen auf dieſem Gebiete nicht unterſchätzen. Der ſchon erwähnte Kopf des ſitzenden Puddlers und der, wie die Unterſchrift Anvers zeigt, das tatkräftige Antwerpen ſymboliſierende ſtolze Kopf des Laſtträgers verdienen unſre vollſte Bewunderung. Haben dieſe beiden Werke etwas durchaus Monumentales, Allgemeines, Ewiges, ſo nähert ſich der Kopf des alten Bergmanns mehr den Porträts. Der etwas geöffnete Mund mit der auf der einen Seite nach unten gezogenen Lippe gibt eine Beobachtung mit impreſſioniſtiſcher Treue wieder. Bei ſeinen Büſten und Reliefporträts zeigt übrigens der Meiſter, daß er auch weibliche Anmut und kindliche Lieblichkeit gewinnend wiederzugeben vermag. Das „Suſanne“ bezeichnete Profil mit dem Stumpfnäschen rechne ich zu den reizendſten Kinderbild-

nissen, die ich kenne. Wie weich ist das Haar behandelt, wie zart die Haut wie ernsthaft ist der Blick des lieblichen Geschöpfchens! Nicht ganz so hoch möchte ich das Porträt stellen, das unsre Abbildung 9 bringt.

Weitaus die meisten von Meuniers Werken sind Figuren von 40 oder 50 Zentimeter Höhe. Aber sie tragen durchaus nichts von dem Niedlichen an sich, das man gewöhnlich mit dem Namen Statuetten verknüpft, sondern einen so monumentalen Zug wie nur wenige große Werke. Ja die wenig zahlreichen Statuen, die der Künstler lebensgroß ausgeführt hat, stehen vielleicht hinter ihnen etwas zurück. Sie wirken wenigstens in der Nähe betrachtet zuweilen etwas leer. Die Verdeutlichung der einzelnen Formen und Funktionen, wie sie Hildebrand von den plastischen Werken im geschlossenen Raum fordert und die z. B. sein nackter Mann in der Berliner National-Galerie in so hohem Grade besitzt, sucht man in ihnen vergebens. Aber was gehen Meunier auch die Museen und die Kunstausstellungen an! Ist ein Werk der Plastik zu groß, um es ins Zimmer zu stellen, so gehört es hinaus ins Freie, auf unsre öffentlichen Plätze und Parkanlagen. Hier aber ist die Wirkung als Silhouette in der landschaftlichen Umgebung die Hauptsache. Und die Werke, die der Meister dafür bestimmt hat, besitzen diese monumentale Silhouette im allerhöchsten Maße. Das Schönste ist wohl das Reiterstandbild „An der Tränke". Auch hier wieder ein ganz schlichter Vorwurf: Ein Arbeiter, der nur mit einer einfachen Hose bekleidet ist, kommt auf seinem in derben Formen gehaltenen Ackergaul einen sanften Abhang herab. Den Oberkörper ein wenig zurückgebeugt, um das Gleichgewicht zu erhalten, faßt er in die Mähne des Tieres, das seinen Kopf gierig nach dem erquickenden Naß ausstreckt. Die fast gerade und doch höchst fein nuancierte Linie von dem Pferdeohr bis zum Kopf des Arbeiters und ihr Verhältnis zur Linie des Sockels gibt dem Werke den stolzen, aufwärtsstrebenden Zug, der auf den ersten Blick gefangen nimmt. Es ist wohl keine Übertreibung, wenn man es das schönste Reiterbild der zeitgenössischen Kunst nennt. Wie klein werden unsre öffentlichen Denk-

Abb. 15. Kopf eines alten Bergmanns.
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W. Viktoriastr. 35.)

Abb. 14. Kopf eines Puddlers.
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W. Viktoriastr. 35.)

mäler dagegen! Und doch handelt es ſich hier um keinen König oder Feldherrn, ſondern um ein einfaches „Genrebild“. Leider iſt die Aufſtellung des Werkes in Brüſſel nicht ganz ſo, wie man wünſchen möchte. Der Platz an und für ſich iſt trefflich gewählt, aber die Wege führen den Beſchauer entweder auf einen zu nahen oder auf einen zu fernen Standpunkt. So habe ich auf der Dresdener Ausſtellung von 1901 faſt einen gewaltigeren Eindruck davon erhalten als an Ort und Stelle ſelbſt.

kann er natürlich nicht tragen. Von der Geſamtheit des Werkes iſt bis jetzt nur ein Entwurf vorhanden, aber die einzelnen Stücke ſind zum Teil in Gipsmodell fertig und auch ſchon ausgeſtellt worden. Vollkommen abgeſchloſſen ſind vor allen die vier gewaltigen Reliefs mit lebensgroßen Figuren, die den Sockel ſchmücken ſollen. Die vier Hauptbetriebe im wirtſchaftlichen Leben der heutigen Völker werden in ihnen verbildlicht: Induſtrie, Handel, Bergbau und Ackerbau. Von drei von ihnen iſt

Abb. 16. Detail aus der Ernte.
(Mit Erlaubnis von Paul Gaſſirer, Berlin W. Viktoriaſtr. 35.)

Seit mehreren Jahren ſteht Meunier in Unterhandlungen mit dem Staate über ein großes Werk, das ſeine Lebensarbeit krönen und kommenden Geſchlechtern an einem weithin ſichtbaren Platze Zeugnis von ſeinen Idealen ablegen ſoll, das „Denkmal der Arbeit“. Viele widerſprechende Nachrichten ſind darüber in die Welt gegangen, und auch jetzt noch ſcheinen nicht alle Steine aus dem Wege geräumt zu ſein. Auf den klingenden Lohn für ſeine Arbeit würde der Künſtler vielleicht verzichten können, aber die Koſten des Bronzeguſſes

ſchon geſprochen worden. Die Induſtrie wird durch einen der ſpannendſten Augenblicke in einer Glashütte, das Wegholen eines geſprungenen Glashafens, dargeſtellt, der Handel durch das Löſchen einer großen Schiffsladung, der Bergbau durch die Heimkehr der Bergleute, die Ernte durch Kornſchnitter. Da es ſich hier nicht um eine Wiedergabe der bloßen Wirklichkeit handelt, ſondern darum, die Vorgänge in eine allgemeine Sphäre zu erheben, hat der Künſtler ſich nicht ängſtlich an das Koſtüm gebunden, ſondern gleichmäßig nackte Oberkörper ge-

Abb. 17. An der Tränke.
(Mit Erlaubnis von Paul Caſſirer, Berlin W. Viktoriaſtr. 35.)

wählt, die ſeinen Arbeitern ein heroiſches, zeitloſes Ausſehen geben. Und heroiſch ſind auch ihre Geſten, beſonders die der Schnitter und der Hafenarbeiter. Mehr als in ſeinen andern Arbeiten ſtrebt hier der Meiſter nach Stil. Aber dieſer Stil hat nichts Froſtiges, Akademiſches, weil die Figuren von zuckendem Leben erfüllt ſind. Man glaubt die Muskeln zittern, die Brüſte ſich heben und ſenken zu ſehen. Die Ecken dieſes Sockels ſollen nun von typiſchen Geſtalten geſchmückt, und das Ganze von einer ſymboliſchen Gruppe bekrönt werden, welche die Fruchtbarkeit unter den Geſtalten eines Säemannes, einer ſäugenden Mutter und eines erntenden Mannes darſtellt.

So wird das „Denkmal der Arbeit“ zugleich ein Denkmal des XIX. Jahrhunderts sein. Denn kein anderes hat so ein Anrecht darauf das Zeitalter der Arbeit genannt zu werden. Und zugleich ist es eine Verherrlichung der unerschöpflich spendenden Allmutter Erde. Freilich haben die Arbeiter, die ihr so heldenhaft ihre Schätze entreißen und sie verarbeiten, etwas von Sklaven an sich. Aber vielleicht wird einmal eine Zeit kommen, wo auch sie vollen Anteil an den Gütern der Erde haben werden. Denn nochmals: nicht ein niederdrückendes Gefühl, nicht schwächliches Mitleid will Meunier mit seinen Werken erwecken, sondern Achtung vor der Arbeit und den Männern, die sie leisten.

Die heilige Wiese.

Am Wiesental in grünem Sprudel schoss
Der Fluss vorüber um die sand'gen Bänke,
Auf wald'gen Höhen leuchtete das Schloss.
Ein Ziegenrudel klomm herab zur Tränke.

Sonst nur auf steilen Stufen schmal ein Steig
Für jene, die in tiefen Wunder suchen.
Ihn überrauschten ernsten Meistern gleich
Bis auf den Plan herab uralte Buchen.

Der Wind ging lau ums Eck und sprang durchs Gras
Gleich wie ein junger Hund, der Lein' entronnen;
Rebhühner schreckten auf, vom Ginster nass,
Die Federn spinnwebsilbern übersponnen.

Und durch die hohen Nesseln feierlich
Schritt zu dem Templein in den Himbeergründen
Ein stiller Priester, um allein mit sich
Des Altars reine Flamme zu entzünden.

Weiss leuchtete sein Kleid. Der Funke sprang;
Wie glüht das alles fern in seiner Stille! —
Des hohen Waldes Festchoral verklang
Und ausgesungen ist das Lied der Grille.

Und in der Tage andachtslosem Trott,
Im Wechselmarkt an allen Tempeltoren
Ward jenes stille Tal mit seinem Gott
Für einen mehr vergessen und verloren.

Rot reckt der Morgen sich am Fenster aus,
Dumpf ächzend hebt das Haupt des Lebens Riese.
Unsel'ger Traum! Was führst Du mich hinaus
In jene Einsamkeit der heil'gen Wiese?

Julius Havemann.

Bildnis der Schauspielerin Consuela. Nach dem Gemälde von Ignacio Zuloaga Bordeaux.

Allein ich will!

Roman von

Frieda Freiin von Bülow.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Vacha fuhr ruhig fort: „Ich weiß, ich bin ein etwas schwieriger Charakter, mit dem sich's nicht so leicht lebt. Aber Du hast mir viele Male versichert, daß Dich das nicht stören könne. Ich habe kein Talent zum Glück, das ist sicher. Ich sagte Dir das alles aufs nachdrücklichste, ehe ich Deine Entscheidung annahm. Damals hättest Du Dich recht sehr bedenken sollen, mein Kind. Jetzt ist es nicht mehr an der Zeit."

„Wir sind noch nicht getraut," sagte sie hart.

Er blieb stehen, sah sie staunend an.

„Gunne! Wo ist Deine Liebe? Dein Stolz? Dein Mut? Hast Du sie verloren?"

„Gott weiß, daß ich sie nötiger habe als je!" rief sie schmerzvoll.

Ihm begann es zu dämmern: Sie dachte ernstlich daran, ihn aufzugeben! Der Instinkt ihrer Weibseele hatte seine Gewissensnöte und Qualen begriffen. Sie war wirklich bereit, ihm das allerschwerste Opfer zu bringen, das ein liebendes Herz zu bringen fähig ist! —

Sollte er ihr sagen: ‚Du hast recht?' Sollte er das Opfer ihres blutenden Herzens annehmen? Bekennen, daß sie die Stärkere, er der Schwächere war? —

Sie schwiegen wieder und gingen dabei in ihrer ungeheuren Aufregung immer rascher.

Schon hatten sie den Waldesschatten hinter sich und gingen auf der zum Martinshof gehörenden hohen Hut. Als sie an dem Heiligenbild des Klosiergauschacher Mönchs anlangten, stand Vacha still. Er war außer Atem, und sein Herz hämmerte hörbar.

Es herrschte tiefer Abendfrieden rings umher. Der Martinshof lag zwischen seinen alten Buchen wie ausgestorben. Die Wege, die man überschaute, waren alle leer. Kein Schaf, keine Geis, kein Hirte, kein Wald- oder Feldarbeiter störte die Feiertagsruhe. Am blauen Himmel schifften große leuchtendweiße Wolken, wie aus Schnee geballt; eine Waldtaube klagte. In der Höhe zog ein kleiner Raubvogel seine Kreise.

Gunne setzte sich am Wegrain auf den Rasen, legte die Hände vor die Augen und weinte lautlos. Was sie sich vorgenommen hatte, zerriß ihr das Herz. Heiße Tränen tropften zwischen ihren kleinen Fingern hindurch.

Dieser Anblick erschütterte ihn. Er warf sich nieder, umschlang sie, küßte ihr die Tränen von den Händen, liebkoste sie mit Inbrunst und flüsterte ihr die zärtlichsten Worte zu.

„Du weißt, Du fühlst, wie ich Dich liebe! Du holdes, süßes Kind! Ja, ich lieb' Dich! Nur zu sehr! Nur zu sehr! Du bist schöner und reizender als alles, was ich jemals sah! Mein Kleinod! Glaubst Du, ich könnte Dich einem anderen überlassen? Dich einem anderen lassen? Nie! — Nie! Lieber tot."

Er hatte sanft und tröstend begonnen; dann war die Zügellosigkeit seiner Leidenschaft wieder über ihn gekommen. Er wußte kaum mehr, was er tat und sprach. Er preßte sie an sich, daß ihr der Atem ausging. Seine Küsse taten ihr weh. Er war ganz von Sinnen.

Plötzlich aber stieß er sie jäh von sich und sprang auf. Das Brüllen einer Kuh vom Martinshof hatte ihn geweckt. Es brachte ihn zu sich selber.

Nun stand er, wandte ihr den Rücken und verabscheute sich. Kein Schimpfname schien ihm für sich zu gemein. Ein Schuft war er, ein elender Sklave seiner Lüste, ein Feigling! Nichts Besseres. Seine Liebe

zu diesem großherzigen und reinen Mädchen bestand darin, daß er an ihr seine Sinnlichkeit befriedigte. Und das würde auch nicht besser werden, wenn sie ihm erst ganz angehörte. Nichts Edleres gab er ihr, als diese schmähliche Lust. Was ihn an sie kettete, war auch kein edler Stolz, sondern erbärmliche Manneseitelkeit. Er gönnte sie keinem anderen, und vor sich selbst wollte er nicht zugeben, daß er nicht durchzuführen verstand, was er angefangen hatte. Das war es!

Erbarmungslos ging er mit sich ins Gericht. —

Gunne hatte, nachdem er sie so plötzlich frei gegeben — sie kannte diesen jähen Abbruch schon —, erst ganz betäubt gesessen. Als sie dann zu sich kam und aufblickte, sah sie ihn groß und schwarz da stehen gegen die helle Ferne, ihr abgewandt.

Was denkt, was fühlt er jetzt?! —

‚Alles kam darauf an,' meinte sie.

Langsam beugte sie sich soweit vor, daß sie sein Profil zu sehen bekam.

‚König Eduard!' fühlte sie.

Da sprang der Zorn in ihr auf. Ihre Augen leuchteten in bösem Glanz, um ihre Nasenflügel, ihren Mund lief ein Zucken.

Ruhig erhob sie sich und hoch richtete sie den Kopf auf.

„Georg!"

„Ja?"

Es war ein verhaltenes, schwermütiges „Ja", und er regte sich nicht.

„Dies ist das letzte Mal," sagte sie herb und fest. „Glaubst Du, ich merkte nicht, wie es Dir jedesmal leid ist, wenn Du Dich Deinem natürlichen Gefühl überlassen hast?! Glaubst Du, ich sähe nicht, wie Du Dich peinigst und schämst und Dich und mich dafür verachtest? Das ist noch jedesmal so gewesen. Wenn Dir das, was uns Gott zur Wonne gemacht hat, Sünde und Schande ist, dann erniedrigst Du Dich und jede Frau damit. Und das ist zu teuer bezahlt. Mir ist es zu teuer."

Er regte sich nicht und schwieg. Nur den Kopf senkte er ein wenig.

Sie holte tief Atem.

„Gott helfe Dir, Georg!" sagte sie unsäglich traurig. „Wir müssen auseinandergehen, — jetzt, — für immer."

Langsam wandte er sich ihr zu. Sein Aussehen war gramvoll, aber entschlossen.

„Ich habe an Dir gesündigt," sagte er tonlos. „Ich kann es nicht gut machen, durch nichts. Du mußt mich verachten."

Gunne schwieg.

„Du willst mich nicht mehr sehen?" fragte er demütig.

„Niemals mehr."

„Und jetzt soll ich Dich verlassen? Jetzt gleich?"

„Ja."

Er griff nach ihrer Hand, die sie ihm ließ, und er neigte sich tief auf diese kleine, sehr weiße Hand und berührte sie mit den Lippen.

Darauf, ohne ein Wort des Abschieds, — es hätte ja alles wie Phrase klingen müssen! — ging er über die Hut dem Walde zu.

Er eilte, als könne er sich selbst und den bitteren Vorwürfen, die ihn quälten, und der ganzen Schmach dieser Niederlage entlaufen.

40.

Der Abendbrottisch war vor dem Haus gedeckt, und die Familie saß bereits beim Essen, als Gunne endlich heim kam.

„Wo ist der Georg?" riefen die Brüder.

Aber die Mutter fragte erstaunt: „Wie siehst Du denn aus, Gunne?! Hast Du geweint?"

„Ich werde wohl etwas Heufieber haben," sagte Gunne; „jedenfalls einen starken Schnupfen und Kopfweh."

„Aber wo hast Du denn Georg gelassen?"

„Er ist gleich nach Haus gegangen, — es war so spät geworden."

Sie sah ganz verschwollen aus, Nase und Augen wie entzündet.

„Wo wird denn jetzt noch geheut?" fragte Dietrich.

„Auf dem hohen Moor."

„Heut' bin ich zu kurz gekommen mit Georg," beklagte sich Werner.

Gunne sah ihn an. Ihr Blick war schwer von Bedeutung, so daß er betroffen ausrief: „Was ist los, Gunne?! Etwas ist nicht in Ordnung."

„Laßt sie jetzt lieber in Ruhe," entschied der Vater. „Sie hat offenbar ein wenig Fieber. Komm, Kind."

Er war aufgestanden, legte ihren Arm in den seinen und führte sie ins Haus.

Natalie sah ihnen etwas gekränkt nach.

‚Wenn ich Schnupfenfieber hätte,‘ dachte sie, ‚würde er mich ruhig allein ins Haus gehen lassen.‘

„Georg ist doch manchmal sonderbar,“ sagte Werner, „da hat er sich nicht 'mal Zeit genommen, seinen Hut und seine Handschuhe zu holen. Die liegen im Flur.“

Natalie trug dem bei Tisch bedienenden Mädchen auf, dem gnädigen Fräulein etwas Tee, geröstetes Weißbrot und weiche Eier aufs Zimmer zu bringen.

Während sie dies umständlich anordnete, kam Höllen zurück.

Er sagte leise zu Werner: „Unterhalte mir nachher die Mama. Ich möchte noch mit Gunne unter vier Augen reden.“

Werner war so stolz auf diesen Vertrauensbeweis, daß ihn die Veranlassung nicht weiter beschäftigte.

Als man sich von Tisch erhob, bot er seiner Mutter mit etwas linkischer Galanterie den Arm und forderte sie zu einem Dämmerungs-Spaziergang durch den Garten auf.

Sie war gern bereit. Derartige kleine Aufmerksamkeiten wußte sie bei ihrem ältesten Sohn ganz besonders zu schätzen, denn er war kühler und zurückhaltender als seine Geschwister, — wo er nicht gerade schwärmte.

Höllen eilte zu seiner Gunne.

Sie lag schon in ihrem weißen Bettchen, das verweinte und blasse Gesicht umgeben von der Fülle des gelösten Goldhaares. So liebten schönheitsfrohe Renaissance-Künstler die Magdalena zu malen.

Der Vater setzte sich an ihr Bett, und sie mußte beichten.

„Mein armes kleines Mädchen,“ sagte er leise und streichelte ihr Händchen.

„Ich mußte es tun, Papa!“ schloß sie mit einem seufzenden Schluchzen.

Er sprach kein Urteil aus, denn sie verlangte nicht danach. Sie hatte gehandelt, wie sie nicht anders konnte, dazu war weiter nichts zu sagen.

Aber seinen Beistand versprach er ihr.

„Was jetzt kommt, wird noch eine schwere Zeit für Dich sein,“ sagte er. „Aber meine Gunne wird sich tapfer halten. Vertraue mir nur.“

Sie drückte seine Hand fest: „Wie keinem andern!“

„Es ist gut, daß es soweit gekommen ist,“ sagte er nach einer Weile; „gut für Dich und ihn, wenn es Dir auch großes Leid schafft. Ich hätte Dir dies gern erspart. Aber vielleicht war es für Dein inneres Wachstum notwendig.“ —

Heinrich Höllen sprach an diesem Abend noch sehr lange mit seiner Frau. Es kostete Geduld und Beredsamkeit, bis es ihm endlich gelang, sie zu der Einsicht zu bringen, daß weder Gunne noch Vacha als schuldig aufzufassen seien, sondern als bedauernswerte Opfer eines Irrtums.

„Sie zahlen mit Kummer und Tränen; aber es ist ein Glück, daß sie noch rechtzeitig ihren Irrtum eingesehen haben.“

„Du erinnerst Dich, daß ich von Anfang an dagegen war,“ triumphierte Natalie. „Aber ihr wolltet es ja natürlich besser wissen. Vacha und Gunne? Ein Blinder konnte sehen, daß die nicht zusammen paßten. Es war Wahnsinn!“

„Es war Liebe, Natchen! Und Gunne liebt ihn leider noch immer. Das arme Kind ist sehr zerbrochen. Wir müssen ihr die äußerste Schonung angedeihen lassen, bis die Herzenswunden allmählich verheilen. Hilf mir nur!“

„Sagst Du das einer Mutter?!“ —

Am nächsten Morgen war Gunne, wie immer, zeitig auf, stand im Gewölbe, als die Morgenmilch vom Gutshof gebracht wurde, maß die schäumende kuhwarme in die irdenen Schüsseln, schöpfte von der gestrigen Abendmilch die Sahne ab, gab Kaffee heraus und ging dann nach dem Gemüsegarten, wo sie mit dem Gärtner Kunz die reifen Gurken besichtigte.

„Bringen Sie sie mir nachher alle, außer den paar Salatgurken. Ich will sie heute einlegen. Die Fässer sind doch ausgeschwefelt?“

„Jawohl, gnä' Fräul'n. Da kann ich wohl auch gleich den Dill schneiden?“

„Ja! Je mehr je besser.“ —

Werner kam vom Teich her. Er hatte sein Morgenbad genommen.

„Was macht das Heufieber?“ rief er ihr entgegen.

„Fort ist's. Ich lege heute saure Gurken ein.“

„Und ich will nach Wüstenkaltheim reiten. Der Georg hat doch gestern Hut und Handschuhe hiergelassen. 's ist zum Totlachen!“

„Reite heute nicht zu ihm.“

„Weshalb denn nicht?“

Gunne sah ihrem Bruder forschend in die Augen. Sie sah plötzlich sterbenstraurig aus.

„Du wirst es nicht begreifen!“ seufzte sie.

Ihm ahnte mit einemmal Unheilvolles. Allerlei kleine Sonderbarkeiten, die ihm im Moment nichts verraten hatten, reihten sich plötzlich in seinem Gedächtnis aneinander. Gunnes Verzweiflung gestern mittag, ihre einsame Heimkehr am Abend, Georgs fluchtartiges Fortlaufen ohne seine Sachen, das Heufieber, der seltsame Blick, den sie ihm noch zugeworfen, — dann: daß der Vater durchaus ungestört mit ihr hatte reden wollen! Und nun? Was hatte das alles zu bedeuten . . .? —

„Ist etwas vorgefallen?“ fragte er erbleichend.

„Unsere Verlobung ist gelöst.“

„Gunne!“ rief er. „Das kann nicht sein! Ihr habt euch gezankt und versöhnt euch wieder. Ihn aufgeben? Georg Vacha? Nein, Gunne, das kannst du nicht im Ernst wollen.“

Da setzte sie ihm in müdem Ton auseinander, wie Vacha sich niemals wohl gefühlt habe, weder in der Geselligkeit der Dietersburg noch in dem Familienkreis des Klosterhofs und Niedergauschachs. Und wie ihn jede harmlose Vergnügung, jeder kleine Genuß nachträglich ruhelos und unglücklich gemacht habe.

„Er mußte um meinetwillen seinen eigenen Weg immerfort verlassen, und das ist ihm zur Plage geworden, — zur Qual! Ich dachte anfangs, es würde sich geben, aber es gab sich nicht. Es wurde nur immer ärger. Wenn ich allein gewesen wäre, — oder nur mit Dir, — dann wäre es vielleicht gegangen. Aber ich gehöre doch nun einmal zu euch allen! Ich bin auch nicht zum Heiligsein geschaffen.“

Sie sprach viel, immer in dem leisen, müden Ton, während sie mit Werner in der Nähe des Hauses auf und ab ging.

Werner trauerte beinah ebenso tief wie sie. Auch für ihn bedeutete ja dieser Bruch einen unersetzlichen Verlust. Zwischen ihm und dem über alles bewunderten Vacha hatte sich über Nacht ein Abgrund aufgetan! Es war ungewiß, ob es je gelingen würde, darüber weg zu kommen!

Wie entsetzlich öde schien das Leben mit einemmal geworden!

Ganz in der Tiefe grollte er der Schwester. ‚Sie hätte ausharren sollen,‘ dachte er, — ‚trotz allem.‘

„Es fängt zu regnen an,“ sagte Gunne.

Beide sahen nach dem Himmel. Der hatte sich mit grauem Gewölk umzogen. —

Trotz des Regens ritt Höllen an diesem Morgen nach Niedergauschach und nach Dietenhausen. Er führte ein ernstes, langes Gespräch mit Leonharts und ein ebenso ernstes, noch längeres mit dem Grafen und der Gräfin Dieters. Er war selbst von seinem Kummer um Gunne so benommen, daß er den bleichen Schreck Gabrielens nicht beachtete.

Mit diesen Unterredungen wurde die Verlobungsgeschichte offiziell zu Grabe getragen. Georg Vacha war von Stund an nicht mehr diesem Kreise zugehörig, sondern ein Fremder, — der Pfarrer von Wüstenkaltheim, mit dem man nach dem Geschehenen nicht mehr verkehren konnte, von dem man nicht einmal sprach. —

Gunne bemühte sich krampfhaft, ein unbekümmertes Wesen zur Schau zu tragen, aber wie sie sich auch anstrengte, es gelang ihr nur halb. Die Arbeit, die sie sich auflud, half nur ebensolange, wie sie gerade in Gang war. Nein, da war kein Entrinnen! Die scharfen Schmerzen, die dem Ausreißen des Auges folgten, mußten ausgehalten werden.

Auch das Wetter stimmte schwermütig. Vacha hatte nicht nur die innere, nein, auch die äußere Sonne mit fortgenommen! Sonne, Wärme, Licht, — alles!.

Ein rauher Wind schüttelte die Bäume, und es regnete.

‚Wie mag der Wind erst in Wüstenkaltheim toben!‘ dachte Gunne.

Ihre Gedanken kamen nicht von Vacha los. Alles erinnerte an ihn. In jeder Landschaft meinte sie den schwermütigen Ausdruck seiner Augen zu sehen, aus jedem melodischen Tönen tönte seine Stimme.

Sie biß die Zähne zusammen, um nicht immer zu weinen. Aber die Sehnsucht zerwühlte sie. In ihre junge weiße Stirn gruben sich Linien, wie sie nur ein nagender Kummer gräbt.

Höllen schärfte den drei jüngsten Kin-

dern ein, Georg Vachas Namen nicht mehr zu nennen.

„Er ist von uns gegangen und kann niemals wiederkommen," sagte er ernst und traurig.

Käthchen saß auf seinem Schoß und lehnte das Köpfchen an seine Brust. Sie seufzte leise. Ihr Herzchen empfand den Kummer, den sie nicht verstand, tief.

Auch Hilmar war von des Vaters Ausdruck ergriffen.

„Ist er tot?" forschte er.

„Für uns, — ja."

„Für andere nicht?"

„Nein. Ich kann es Dir nicht näher erklären, mein Junge. Du mußt es einfach glauben und mußt gehorsam sein."

Hilmar nickte. „Aber wenn ich erst groß und stark bin, später, dann werde ich doch alles verstehen?"

„Hoffentlich. Lerne nur brav."

„Mancher wird vom Lernen immer dümmer," bemerkte Dietrich, der, wie seine Mutter sagte, keinen ‚Lernverstand' hatte.

Höllen lachte.

Dietrich war froh gewesen, eine harmlose Bemerkung in die schwül-schwere Stimmung werfen zu können. Dieser jähe Abbruch aller Beziehungen mit Vacha und die bekümmerten Mienen machten ihn befangen und unbehaglich.

Der schlimmste von allen war Werner, der mit einer wahren Leichenbittermiene umherging und zu nichts mehr „Mumm" hatte!

Beim Schlafengehen, als Werner das Licht eben ausgelöscht hatte, faßte sich Dietrich ein Herz und fragte: „Du! Ist der Georg der Gunne untreu geworden?"

„Du Esel!" tönte es verächtlich von Werners Bett herüber.

„Begründe Deine Behauptung!" rief Dietrich im Ton eines seiner Lehrer.

Werner lachte. Dann, nach einer Pause, sagte er ernst: „Es ist aus zwischen ihnen, und das Nähere geht uns nichts an."

Dietrich dachte nach. Plötzlich fragte er ernsthaft: „Muß man nicht den Georg fordern?"

„Blödsinn!" sagte Werner scharf. „Georg Vacha ist der anständigste Mensch, den die Sonne je beschienen hat. Wir sind alle beide nicht wert, ihm die Schuhriemen zu lösen."

„Wonach mich auch wirklich nicht im mindesten verlangt," brummte Dietrich.

Er kam nicht wieder auf den Fall zurück.

Gunne fand einmal Käthchen, wie sie, ganz für sich allein, in einer Art Tanzbewegung sich im Kreise drehte und dazu wehmütig leise sang:

„Georg Vacha! Georg Va—cha!"

Gunne schaute und lauschte. Dann eilte sie auf die Kleine zu und umfing sie.

„Was singst Du denn da, Käthchen?!"

„Das ist ein *trauriges* Liedchen," flüsterte das Kind, „aber niemand darf es hören."

Das kleine Herzchen floß über von ahnungsvollem Mitgefühl für ein unbekanntes Leid, das sie irgendwie mit Georg Vacha zusammenhängend wußte. —

Werner und Dietrich kehrten in ihre Schule zurück, und kurz danach reiste Höllen mit Gunne nach Berlin. Von der Fülle neuer Eindrücke erhoffte er heilende Wirkung. Acht Tage blieb er mit ihr in der Reichshauptstadt, dann reiste er allein nach Hause. Er hatte Gunne bei Lies und Wedich Dieters gelassen, die sie „ausführen" wollten.

„Wir haben in Berlin auch den Max Gereuth getroffen," erzählte Höllen seiner Frau.

„Ach! Wie war denn Gunne?"

„Ganz einfach und lieb."

„Glaubst Du, daß er noch an sie denkt?"

„Ich weiß es, denn ich habe ihm ganz im Vertrauen die unglückliche Geschichte mit Vacha erzählt."

Natalie öffnete die Augen weit voll Neugier und Spannung.

„Der *arme* Max! Wie nahm er es denn auf?"

„Er zeigte Takt und Gefühl, und ich gewann den Eindruck, daß er Gunne sehr lieb hat. Er ist ein wackerer Junge und hat mir sehr gefallen."

„Ach, *wenn* doch nur ...!" seufzte Natalie.

Er sah ihr mit seinem ruhig zuversichtlichen Blick in die Augen.

„Es wird schon, Natchen. Sei ganz ruhig. Gunne ist viel zu gesund, um dem unwiederbringlich Verlorenen ihr Leben lang nachzutrauern! Nur Zeit lassen müssen wir ihr; das sagte ich auch dem Max. Ein großer Schmerz will seine Weile haben."

41.

Dem heißen Sommer folgte ein früher, unfreundlicher Herbst. In der Dietersburg wurde es sehr still und sehr kalt. Wedich hatte Frau und Kinder nach Berlin geholt. Aller Sommerbesuch, von dem das Schloß in der schönen Jahreszeit nicht leer wurde, war vor der rauhen Witterung in die Stadtwohnungen geflüchtet.

Der Nordostwind fegte über die Stoppelfelder und lichtete das Laub der Bäume. Die Bauern pflügten ihre Äcker um, und das Heh! und Hüh!, mit dem sie die störrigen Ochsen anfeuerten, tönte weithin.

Auf den abgemähten Wiesen weideten jetzt die Rinder, glänzend rotbraune, gelbe und solche, die wie unreife Roßkastanien gefleckt waren, schwere Kühe und kräftiges Jungvieh.

Den schwarzköpfigen Schafen auf der Berghut zauste der Wind in dem dicken gelbweißen Wollpelz, daß die langen Flocken flatterten.

Die Fuhrwerke gruben tiefe Furchen in die Fahrwege, die der Stolz des Landrats waren, gruben trotz der Trefflichkeit der Straßen tiefe Rinnen, in denen das Regenwasser stehen blieb, daß der Himmel sich darin spiegelte.

Aber weder die rauhen Winde, noch der durchweichte Boden hinderte die Herren der Nachbarschaft mit ihren Hunden ganze Tage auf Sturzacker und morastigem Wiesenland herumzustreichen auf der Jagd nach Hasen und Hühnern.

Der alte Graf Dieters freilich konnte nicht der Jagdlust frönen, denn ihn plagte das Podagra. Er saß in seinem überheizten Zimmer dick verpackt im Lehnsessel und war schlechter Laune. Womit konnte er sich auch jetzt die Langeweile vertreiben? Die Gutsnachbarn, die ihn, solange er Gäste „von Distinktion" hatte, herzlich langweilten, wären ihm jetzt willkommene Besucher gewesen; aber hatte er sie nun durch seine hochmütige Frostigkeit verscheucht oder waren sie anderweitig beschäftigt, — sie blieben aus.

Da hatte der Kammerdiener schwere Tage.

Gabriele half sich dagegen, wie immer, durch unternehmende Tätigkeit. Sie hatte entdeckt, daß fast die sämtlichen Öfen in der Burg nichts taugten und daß Kamine und Schlöte des Umbaues bedurften. Das gab wichtige Beratungen mit Ofensetzern, Maurern und Bauleuten. Dann rückten die Handwerker ein und erfüllten das alte Schloß mit Lärm und Schmutz. In ihren abgetragensten schlechtesten Kleidern überwachte Gabriele die Arbeiten, ordnete an, änderte, lobte und sprach klug mit den Meistern.

Sie sah Bacha nur noch am Sonntag in der Kirche, doch man vermied auch dann sorgfältig eine Begegnung. Sie hätte viel darum gegeben, ihn manchmal sprechen zu dürfen; aber für diese Menschen der sogenannten Welt war es vollkommen ausgeschlossen, den Verkehr mit einem Manne fortzusetzen, dessen Verlobung mit einer jungen Verwandten — aus inneren Gründen noch dazu! — zurückgegangen war.

Eines Tages begegnete Gabriele im Dorf der Schwester Christine.

Die konnte vor Schnupfen kaum aus den Augen sehen und hustete auch. Das hielt sie jedoch nicht ab, bei Regen und Wind, ihre Kranken zu besuchen, obwohl diese der Wartung und Schonung manchmal weniger bedürftig waren, als sie selbst.

Eben kam sie aus dem Armenhaus, wo sie die vom Rheumatismus krumm gezogene Schulze-Lisebeth eingerieben hatte.

Gabriele faßte sich vertraulich bei der Schwester Christine unter.

„Nun sagen Sie mal, Schwesterchen, was machen Sie denn eigentlich?! Man hat Sie ja ewig nicht gesehen! — Erstens haben Sie ja die allerschönste Grippe. Aber ich werde Ihnen ein ausgezeichnetes, ganz neues Mittel sagen: Forman-Äther. Er wird mit Hilfe eines kleinen Apparats in die Nasengänge eingeführt und ist probat."

Ohne Antworten zu verlangen, nach ihrer Fürstinnenart, tat sie Fragen und erteilte eine Menge guter Ratschläge, ehe sie sich dazu vermochte, von dem einzigen zu sprechen, was ihr wirklich am Herzen lag.

Als sie es endlich tat, gab das angelegentliche Bemühen, unbefangen zu erscheinen, ihrem Ton etwas Gekünsteltes.

„Wie geht es denn Ihrem Pfarrer eigentlich?"

Die Schwester Christine schüttelte den Kopf.

„Der Herr Pfarrer gefällt mir gar nicht sehr."

„Warum gefällt er Ihnen nicht?"

„Na, so wie er's treibt, das hält auf die Dauer niemand aus."

„Wie treibt er's denn?"

Die Schwester Christine seufzte nur wieder und schüttelte energisch den Kopf.

„Hat er etwa zu trinken angefangen?" frug Gabriele, um die Schwester zum Reden zu bringen.

„Ach Gott bewahre. Wenn er lieber noch mal ein Glas Wein nähme, das könnt' ihm nichts schaden. 's ist nur: Er hat die liebe Ruhe nicht mehr."

Gabriele schwieg.

Wie gut sie das verstehen konnte! Nur zu gut! Hatte sie selbst etwa noch die ‚liebe Ruhe'? — Schon längst nicht mehr. Wenn etwas im Inneren nagt und schreit, was man nicht hören will, dann übertäubt man's eben. Schwache Menschen trinken oder stürzen sich in Vergnügungen, die Starken suchen sich anstrengende Tätigkeit. —

Der Bruch mit Gunne war ihm natürlich tief gegangen.

Unbeschreiblich gern wäre sie zu ihm gegangen, um ihm durch verständnisvollen Zuspruch wohl zu tun! Sie lechzte förmlich danach.

Daß ihr Gemahl ihr einen so unpassenden Schritt sehr übel genommen haben würde, hätte sie allein vielleicht nicht zurückgehalten. Aber der Familiengemeinschaftssinn hinderte sie und der Stolz. Es war ja nur zu dem Bruch gekommen, weil er den Familienverkehr nicht ertragen hatte. Gunnes Opfer sollte ihn nun aber auch vollkommen isolieren! Er hatte ja bewiesen, daß er die Einsamkeit allen Liebes- und Freundschaftsbanden vorzog. Mochte er denn einsam bleiben.

„Nun, Schwesterchen," sagte sie nach längerem Schweigen, „der Herr Pfarrer ist ein erwachsener Mensch und weiß was er tut."

„Freilich. Aber schön ist's nicht mit anzusehen, wenn eins so auf seine Gesundheit einwirtschaftet."

Gabriele schwieg.

Sie hätte die Schwester gern gefragt, ob der Bruch des Verlöbnisses dem Pfarrer sehr nahe gegangen sei. Denn sicherlich wußte sie Bescheid und machte ihre Beobachtungen. Mancherlei Fragen brannten der Gräfin auf der Zunge, — und doch hätte sie sich eher die Zunge abgebissen, als etwas wie Neugier oder Indiskretion an den Tag zu legen.

„Wie geht es der Fräulein Gunne?" fragte plötzlich die Schwester Christine.

‚Vielleicht hat er sie gebeten, sich zu erkundigen', dachte Gabriele, innerlich erregt.

Sie antwortete in gleichmütigem Unterhaltungston: „Der geht es sehr gut. Sie ist in Berlin bei unseren Kindern und macht dort alles mit. Gunne ist ja auch noch gar nicht ausgegangen und hat gar nichts gesehen. Das holt sie jetzt nach. Lies schreibt, sie gefiele sehr! Vielleicht macht sie noch eine große Partie."

Diese Äußerungen waren nicht für die bescheidene kleine Gemeindeschwester, sondern für Bacha bestimmt. Sie sollten ihm vor Augen führen, daß Männer, die in der Gesellschaft etwas bedeuteten, sich um das Juwel bemühten, das er achtlos hingeworfen hatte. Und sie sollten ihm beweisen, daß Gunne sich zu trösten wußte.

Wenn es ihn schmerzte und seinen Stolz verwundete, — um so besser. War er selbst doch rücksichtslos für den Kummer, den er anderen bereitete, gewesen! Sie glaubte auch in Gunnes Sinn zu sprechen. Denn Gunne war stolz und tapfer, und Gabriele meinte, nach sich selbst urteilend, daß eine stolze Frau alles eher ertragen könne, als ein Gegenstand des Mitleids zu sein.

„Gott, wie mich das freut!" sagte die Schwester Christine aus ehrlicher Teilnahme heraus. Sie hatte das kleine fröhliche Fräulein so gern gehabt.

„Was die Bäume schon kahl werden!" sagte Gabriele, um der Unterhaltung eine Wendung ins Harmlose zu geben; „recht melancholisch ist der Herbst doch auf dem Land!"

Es war Spätnachmittag; der Himmel bedeckt von eilenden Regenwolken; die Erde, die Bäume, die Häuser feucht und düster. Manchmal jedoch brach weißer, perlmutterschimmernder Lichtglanz durch das Gewölk, der von einer wunderbaren Leuchtkraft war.

Schwermütig, wie in Sehnsucht, lag das Land mit den düsteren Flächen seiner Ackerfelder, den ruhigen Linien seiner Hügel und Berge; die Düsterkeit unten und das weiße Aufglänzen der Himmelsferne darüber ergaben ein Bild schweren, ruhevollen Ernstes, ja, der Erhabenheit.

Beide Frauen empfanden etwas davon, als sie jetzt aufblickten.

Die Augen der Schwester Christine haf-

teten an der schönen Umrißlinie der Bergkette, die in ihrem Waldkleid blauschwarz gegen den Horizont stand. Ein Psalmwort fiel ihr ein:

‚Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen,
Von welchen mir Hilfe kommt.‘

Auch Gabriele verfiel dem Geist, den sie ziemlich gedankenlos angerufen hatte.

Diese amaranthroten und schwarzen Ackerstreifen, diese regenglitzernden, in unbegrenzte Fernen sich hinziehenden Landwege, die langen Reihen kleiner windzerzauster, tapferer Chausseebäume, die Silhouette eines Bauern hinterm Pflug, die braunen feuchten Wiesen, die dunkelblauen Berge und der weite Himmel, — alles dies sprach zu ihr.

‚O Menschenkind, wie klein bist Du mit Deinem Sinnen!‘ sagte es.

Sie standen am Ausgang des Dorfes, und aus den Scheunen hinter ihnen schallte das ‚Tick tick tack!‘ der Dreschflegel. In Dietenhausen gab es keine Dreschmaschine.

Die Gräfin blieb stehen.

„Also nun wollen wir noch mal rekapitulieren,“ sagte sie, ganz in ihren gewohnten Patroneffenton zurückfallend; „heut abend bringt Ihnen die Botenfrau den Forman-Äther, den Apparat dazu, den Kakao, das Tropon, das Oat-meal und den Zucker.“ — Sie zählte die Gegenstände an den Fingern her. „Bleiben Sie doch, wenn Sie das nächste Mal vormittags in Dietenhausen zu tun haben, ganz einfach zum Mittagessen bei uns. Sie sind *immer* willkommen. Wir leben jetzt freilich wie arme Leute: essen im Wohnzimmer, weil das Eßzimmer nicht zu erheizen ist.“,

„Ja, danke,“ sagte die Schwester ohne Eifer. Sie dachte: ‚Mit dem Armleuteleben wird's bei euch wohl nicht weit her sein.‘

42.

Die Schwester Christine ging an der regengeschwollenen, in lehmfarbenen Fluten dahinrauschenden Gaua entlang, mit beiden Händen ihren Rock raffend.

Sie war jetzt stets müde. In der schlimmen Jahreszeit häufte sich die Anstrengung; aber sie kannte längst diese Episoden des Gemeindeschwesterndaseins, und irgendwie hatte sie sich immer durchgeschleppt. Es mußte gehn, — darum ging es. Sie tat aber auch gewiß nicht mehr, als ihre Pflicht, denn um nur diese dauernd tun zu können, mußte sie mit ihren Kräften haushalten. Der Pfarrer dagegen tat grade, als habe er unzerstörbare Gesundheit verbrieft und versiegelt! —

„Wenn ich nur erst auf unserem Berg wär'!“ seufzte sie, vor dem langen Bergansteigen bangend.

Ein kleiner Jagdwagen kam ihr entgegen. Sie sah auf den Weg, der voll Wagengleisen und Pfützen war. Wie sollte sie genug ausbiegen, um nicht von den Rädern mit Schlamm bespritzt zu werden?!

Doch siehe: der Wagen hielt.

„Guten Abend!“ rief die herzliche Stimme des Herrn von Höllen.

Er kam von einer Jagd zurück, kutschierte selbst. Hinter ihm im Wagen stand der Hühnerhund Tell mit den Vorderpfoten auf den Wagenrand und schnupperte eifrig in die Luft. Auch Mucke, die Dachshündin, machte sich so lang, wie es ging.

Die Schwester Christine wußte nicht, war es Schreck oder Freude, was sie fühlte, es war wohl beides.

Seine scharfen Augen hatten schon von weitem gesehen, wie mühsam und müde sie ging. Jetzt bemerkte er auch die grünliche Blässe ihres mageren Gesichtchens.

Er dachte: ‚Da schleppt sich dieses schwache, kleine Geschöpf nun Tag ein Tag aus durch ihren mühevollen Dienst, — einsam! Und *nicht* aus innerem Bedürfnis einsam! So lebt sie, — und wer lohnt es ihr? Wer macht sich ihretwegen Gedanken?‘

Ihre Art Existenz empörte ihn, denn sie erschien ihm eine Ungeheuerlichkeit.

‚Da schwatzt das aufgeblasene Männervolk von der körperlichen Schwäche und Untüchtigkeit der Weiber! Zu dem sollen sie nicht fähig sein und zu dem! Aber eine Überlast an unangenehmer, schwerer Arbeit und ununterbrochene Strapazen bürden wir den zarten Wesen seelenruhig auf. Mögen sie es aushalten, wie sie wollen.‘ — Er rief ihr zu: „Steigen Sie auf, Schwesterchen! Ich fahre Sie nach Haus.“

„Aber Sie fahren doch nach der entgegengesetzten Seite, Herr Baron?“

„Nein, ich kehre auf dem Fleck um. Kommen Sie nur rasch, Schwester Christine.“

Er streckte ihr die Hand entgegen, und sie widerstand nicht.

Die Gärtnerinnen. Nach dem Gemälde von J. von Zumbusch-München.

Digitized by Google

Nun saß sie dicht neben dem großen, breiten Mann auf dem luftigen Kutschiersitz und überließ sich einem Wohlsein, das sie sonst nicht kannte.

„Wissen Sie, daß Sie mich schon einmal gefahren haben, Herr Baron? Damals mit dem Martin vom Martinshof nach Milsfeld."

„Jawohl," sagte er und dachte traurig: ‚Damals fing das Unglück an! Gunne ritt mit der Botschaft hinüber und verliebte sich.'

Auch ihr war eingefallen, was sich damals noch zugetragen hatte, und sie schwieg erschrocken.

‚Wenn er nur nicht meinem Pfarrer begegnet!' dachte sie.

Höllen dachte ungefähr dasselbe. Nicht leicht hätte ihn etwas vermocht, den Weg nach Wüstenkaltheim einzuschlagen, es mußte schon der mächtige Impuls des Helfen-Wollens sein, der ihn angesichts dieser abgematteten, kleinen Diakonissin ergriffen hatte.

So viel mildernde Umstände seine Gerechtigkeitsliebe und seine ursprüngliche Zuneigung auch für Bacha ins Treffen führten, das Herzeleid, das er seiner Gunne angetan, konnte er ihm nicht verzeihen. Seine Sympathie hatte sich über alledem in Abneigung und Geringschätzung verwandelt. —

In Wald und Tal lagen bereits die kalten Dämmerschatten, die Waldwände waren tiefblau und blauschwarz. Nur ein hoher Scheitel schimmerte noch in dem warmen rötlichen Licht einer nicht sichtbaren Abendsonne. Zwischen der schweren Düsterkeit ringsum nahm sich dieser lichte Streifen auf der Höhe wie ein himmlisches Lächeln aus.

Je höher sie kamen, desto kälter blies der Wind. Höllen nahm ein Plaid, das hinter ihm gelegen hatte, und hüllte die Schwester Christine sorgsam ein.

Erst wollte sie lachend abwehren, dann ließ sie sich's aber gefallen.

Das ist mir so ungewohnt," sagte sie, „daß jemand für mich sorgt."

Ihm kam sein altes Liedchen in den Sinn:

„Kleines Dinglein,
Feines Dinglein,
Wollt' der Himmel, Du wärst mein!"

Diese kleinen, zarten Wesen taten es ihm an. Ihm war, als sei er in der physischen Überlegenheit seiner sicheren Kraft eigens dazu da, die Unbewehrten zu schützen. Das Amt des Schützens und Schirmens bedeutete ihm die Essenz aller wahren Männlichkeit. Es fiel ihm schwer, anzuerkennen, daß man weit hergeholte theoretische Ideen dieser naheliegenden und beglückenden Menschenpflicht voranstellen dürfe.

‚Sie benennen es mit den allerschönsten Namen,' sagte er zu sich selbst, ‚es ist aber trotzdem nur drapierte Schwäche.'

Die Schwester Christine saß in Höllens dickes Plaid eingewickelt und wäre ganz gern so weitergefahren bis ans Ende der Welt. Aber obwohl die Pferde viel Schritt gehen mußten, war man eher als sie gedacht auf der rauhen Berghöhe von Wüstenkaltheim angekommen und hielt vor dem Gemeindehaus.

Hier oben war die Sonne eben erst untergegangen. Ein blutroter Himmel flammte hinter windzerfetzten, krummen Kiefern und entlaubten, regenschwarzen Ebereschen. Diese Farben und Baumsilhouetten hatten einen wildleidenschaftlichen, schmerzlichen Ausdruck. Sowohl Höllen wie die Schwester blickten nach dem roten Geleucht. Darüber hatten sie nicht bemerkt, daß vor der Tür des Gemeindehauses der Pfarrer stand.

Er trat an den Wagen und hob die Arme, um der Schwester herabsteigen zu helfen. Seine schmalen und edel geformten Hände waren frostblau.. Er war in bloßem Kopf; der Wind wehte ihm das nicht ganz kurz geschorene Haar um die Stirn, so daß sein Kopf an Bildnisse aus den Freiheitskriegen erinnerte.

Sowie Höllen seiner ansichtig wurde, spürte er auch wieder den dämonischen Zauber, der seiner Tochter Gunne und seinem Sohn Werner die Köpfe verwirrt hatte.

Ein Zorn wallte in ihm auf, daß er am liebsten diesem kaltherzigen Ideenanbeter mit seinem Gewehrkolben den Schädel eingeschlagen hätte. Doch der Kulturmensch in ihm war stärker als der Berserker.

„Guten Abend, Bacha," sagte er kalt.

Bacha hielt den Blick gesenkt und beantwortete den Gruß nur mit Neigen des Kopfes.

Er half der Schwester von dem hohen

Sitz herab und sagte zu ihr: „Der Lot-Anders fiebert wieder stark."

„Ja, dann will ich nur gleich mal nachsehen," sagte die Schwester Christine. „Schönen Dank auch, Herr Baron!"

Ohne erst ihr Haus zu betreten, eilte sie mit ihren hurtigen, kleinen Schritten die Dorfgasse hinauf. Sie machte rasch, daß sie fort kam, weil es ihr über die Maßen peinlich schien, einer Auseinandersetzung zwischen Bacha und Höllen beiwohnen zu müssen.

Heinrich Höllen sah ihr nach; dann wandte er sich an Bacha, welcher den Kopf des vor Wiedersehensfreude zappelnden und jaulenden Tell streichelte.

„Sie merken vielleicht nicht, daß die Schwester stark übermüdet ist?" fragte Höllen.

„Wir haben gegenwärtig viel Krankheit hier," antwortete Bacha.

„Die Kranken haben doch ihre Angehörigen. Bei Ihrem Einfluß auf die Leute kann es Ihnen nicht schwer fallen, unter den Weibern und Burschen freiwillige Hilfskräfte zu gewinnen. Die Schwester ist eine einsame Frau, die keinen Schutz hat, wenn Sie sie nicht schützen. Sie sind für ihr Ergehen verantwortlich."

Bacha schwieg.

Jeden anderen, der so zu ihm gesprochen hätte, würde er schroff zurückgewiesen haben. Vor diesem Mann mußte er verstummen. Er fühlte, daß der Freiherr, den er immer bewundert hatte, ihn heute verachtete. Und er konnte und mochte nicht ein Wort für sich einlegen. Diese Verachtung, die ihm bitter schmeckte wie der Tod, hatte er sich selbst erworben und mußte sie tragen. Sie war ein Teil verdienter Strafe.

Das dunkelrote Flammen am Himmelsrand erlosch. Es war wie das Erbleichen eines jähen Sterbens.

Fahle, kalte Dämmertönung folgte ihm. Kiefern und Tannen standen tintenschwarz und bogen sich im Wind, der wie Meereswogen rauschend anschwoll, abebbte und seufzend erstarb, um von neuem zu schwellen.

Bacha hustete und strengte sich an, den Anfall zu ersticken.

Höllen bemerkte jetzt erst, daß er noch viel leidender aussah, als die Schwester. Er war ja auch keineswegs robust. Was ihn bei seinen Maßlosigkeiten aufrecht erhielt, war nicht eine starke Konstitution, sondern ein eigensinniger, verbohrter, eiserner Wille, der nur zu dem Einen nicht auszureichen schien: Andere glücklich zu machen.

Wie er da stand, mit dem ruhigen, sanften Blick, zugleich hoheitsvoll und ergeben, sah er aus wie ein Edelmensch höchsten Grades. Und ein solcher Mensch warf alles Liebe und Schöne von sich und verkroch sich in einen weltentlegenen Winkel unter von der Not stumpf gemachte, arme Leute, weil er das Kulturmenschentum nicht ertrug! War er nicht ein Wahnsinniger? —

All der Haß und Groll und die Geringschätzung, die Höllens Herz während der letzten Wochen gegen Bacha erfüllt hatten, wichen einem unsäglichen Bedauern.

Er reichte dem Pfarrer die Hand.

Bacha zuckte. Er hätte in diesem Augenblick vor Höllen in die Knie sinken mögen! Viel leichter war noch die kalte Geringschätzung zu ertragen gewesen, als dieser warme und gütige Blick, — dieser verzeihende Händedruck!

Höllen ließ ihm nicht Zeit, sich zu fassen. Schleunigst wandte er mit seinem Jagdwägelchen um und fuhr in schlankem Trab davon.

43.

Bacha stand und hustete. Er wurde diesen quälenden Husten jetzt gar nicht los. Manchmal erschöpfte es ihn so, daß ihm der kalte Schweiß ausbrach. Nachts fieberte er zuweilen.

Er hielt es für Influenza und nahm wenig Rücksicht darauf. Wenn es ihm schwer fiel, sich aufrecht zu halten, dachte er an Berliner Ärzte, die er während einer schweren Influenzaepidemie in ihrer Tätigkeit zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Selbst von dem Übel befallen, hatten sie dennoch unermüdlich ihre Patienten besucht. Sollte er mehr um sich besorgt sein als ein Arzt?

Solange der Wille reichte, reichte auch die Kraft! Seine armen, kranken Holzarbeiter, Schnitzer, Strohflechterinnen, Wegeausbesserer ꝛc. konnten sich auch nicht pflegen.

Er war überzeugt, daß er die bösen Spätherbsterkältungen überwinden werde, wie er sie auch im vorigen Jahre schließlich überwunden hatte.

Als der Hustenanfall vorüber war, setzte er sich ermattet auf die Bank vor der Gemeindehaustür und lauschte dem sich in der Ferne verlierenden Geräusch des Wagens.

Er mußte sich wiederholt die Nase putzen und die tränenden Augen trocknen. Diese Begleiterscheinungen der Grippe waren recht belästigend. Sie erschwerten jegliches Tun und sogar das Denken.

Der Wind kühlte ihm die heiße Stirn, aber er blies ihm auch Kälte bis in die Knochen.

Seine Gedanken kehrten zurück zu Höllens vorwurfsvoller Mahnung.

‚Nun denkt er, weil ich rücksichtslos gegen die arme Gunne und ihre Verwandtschaft gewesen bin, ich wäre es gegen jedermann.‘

Der Schwester Christine gegenüber fühlte er sich frei von Schuld. Er mahnte sie manches liebe Mal zu Vernunft und Ruhe. Die Abhärtung, die er sich selbst vorschrieb, erlaubte er ihr nicht. Aber sie trottete ihren Weg, ob man sie zurückzuhalten suchte oder nicht, wie ein gutes Droschkenpferd. —

Ein Frösteln überlief ihn. Er stand auf, ging ins Haus und ermahnte das Baltiche, fleißig Wasser zu tragen, denn der Typhuskranke, der im Gemeindehaus lag, mußte oft gebadet werden.

In der Küche stand die stattliche Rosel am Herd. Der Pfarrer ging die Treppe hinauf, um nach dem Kranken zu sehen. Er war jetzt Krankenwärter und tat die niedrigsten Dienste mit wortloser Selbstverständlichkeit. Er fühlte sein eigenes Unwohlsein, solange er sich mit dem Kranken zu tun machte, weniger.

Als er gerade dabei war, dem Typhuskranken den verklebten, übelriechenden Mund auszuwaschen, kam der Wagen des Doktors vors Haus gerollt. Dann krachte die Stiege unter der fast drei Centner schweren Last.

Der fettleibige, kurzatmige Doktor Philippi war ein Opfer seines Berufs. Seine Praxis umfaßte alle um Milsfeld liegenden Ortschaften, war deshalb auf so weite Entfernungen verstreut, daß er den lieben langen Tag im Wagen saß, um von einem Patienten zum andern zu kommen. In den spärlich zugemessenen Erholungspausen stärkte er sich durch gutes Essen und Trinken. Er war Junggeselle geblieben, weil er, wie die Welt von Milsfeld behauptete, zum Heiraten einfach keine Zeit fand. So speiste er im Roß an der Wirtstafel des Paulus Strut und machte der guten Küche der Frau Strut Ehre.

Als er eintrat, erfüllte sein schnaufendes Atmen das ganze Zimmer.

„Guten Abend, Hochehrwürden! Ist das ein miserables Hundewetter! Einen Tag schlimmer wie den anderen. — Nun, wie geht's denn unserem Patienten?“

Bacha machte dem Arzt Platz; der untersuchte dies und das, fühlte den Puls, las die letzten Eintragungen der Schwester auf dem Temperaturbogen, fragte allerlei mit halber Stimme und sagte schließlich dem Kranken in jovialem Ton ein paar ermutigende Worte.

„Und Sie, mein verehrter Herr Pfarrer,“ wandte er sich an den hustenden Bacha, „sollten sich lieber ein paar Tage im Bett halten und schwitzen.“

Bacha antwortete nicht, da er noch husten mußte.

„'s ist nicht an 'ne Wand zu schreiben, was dies naßkalte windige Wetter mir für Patienten schafft,“ plauderte der Arzt, während Bacha ihn die Treppe hinab begleitete; „ich zwing's beinah nicht. Wenn nicht acht Monate vom Jahr das Volk bei uns so gesund wäre, wie die Fische im Wasser, hätt' ich mir schon längst 'nen Assistenten zugelegt. Na, unseren guten Pfarrer Retzlob hätten wir ja glücklich an der Riviera. Zeit war's.“

„Wird er dort gesund werden?“

„Ich denke ja. Wenn er jetzt in Kaltenfranken wär', läg' er höchstwahrscheinlich schon auf dem Kirchhof.“

Schnaufend kletterte der Dickwanst in sein Koupee, um zu dem schwerkranken Lot-Anders zu fahren, bei dem gerade die Schwester Christine war.

Noch hinter den Glasscheiben des Wagenfensters drohte er mit dem Finger.

„Zu Bett legen!“ rief er.

‚Ja, das möcht' ich‘, dachte Bacha. Doch ging er in die Küche und trank eine Tasse von dem Brusttee, der dort für ihn warm stand.

Er wollte nicht wirklich krank werden. Die Hilflosigkeit und gezwungene Passivität des ans Bett gefesselten Kranken waren ihm ein Grauen. Er wollte tätig sein, wollte wirken.

Liebeskummer oder Liebessehnen plagte ihn nicht, noch auch litt er unter seiner Verlassenheit. Er war sich wohl bewußt, eine schwere moralische Niederlage erlitten und Menschen tief betrübt zu haben, die ihm eitel Liebe entgegengebracht hatten. Aber seine Schuld lag im Anfang, nicht im Ende. Er hatte seinen Weg nicht einhalten können; aber der fluchtartige Gang vom Martinshof nach Wüstenkaltheim war trotz allem ein Heimkommen für ihn gewesen.

Er dankte es Gunne. Daß er wieder ganz er selbst sein durfte, dankte er ihr!

Dreifacher Eifer, dreifache Hingabe an seine arme Gemeinde sollten ihn nun in seinen eigenen Augen wieder aufrichten. Er mußte beweisen, daß er ein Recht auf Gunnes Opfer hatte!

An diesem Tag fühlte er sich so unwohl, daß er sich nach der Nachtruhe sehnte. Aber dann wurde es doch keine Ruhe! Er fieberte etwas. Der Sturmwind drang durch alle Fugen und Ritzen seines baufälligen Hauses, trotz der mancherlei Reparaturen, die unter der Leitung der Gräfin Gabriele während der heißen Zeit gemacht worden waren. Gerade in die von ihm bewohnten Räume hatte er die Handwerker nicht kommen lassen. Nun kroch der Wind, der eisig über das hohe Moor dahersegte, ihm bis unter die Bettdecken. Mehr aber als der kalte Atem des Sturmwindes quälte ihn dessen Rauschen, Heulen, Klappern und Rumoren. Ihm war in seinem halbwachen Fieberzustand, als läge er auf schwankem Gerüst über brausender Meeresflut und der nächste heftige Windstoß müsse ihn mit samt seinem Gerüst in die Tiefe reißen.

Gegen Morgen endlich schlief er ein und erwachte spät, hustend, mit heißem, schmerzendem Kopf und schmerzenden Gliedern.

Das Aufstehen kostete ihm die größte Überwindung und war eine Qual. Aber nachdem er sein kaltes Bad und die darauf folgende kräftige Abreibung genommen, wurde ihm besser.

Er ging in die Küche hinunter, wo das Baltiche schon Feuer im Herd gemacht und trank ein Glas heiße Milch. Doch das Stück Schwarzbrot, das er dazu zu essen pflegte, mochte er heute nicht.

Das Baltiche stand und schaute seinem Herrn mit dem bedingungslos ergebenen Blick eines treuen Hundes zu. Bacha ging ins Dorf.

Wüstenkaltheim steckte in den Wolken. Sie krochen am Boden hin wie weiße Rauchschwaden und Nebelfetzen. Schwarz, naß und zitternd standen die Ebereschen und Bergholunderſträucher zwischen den Hütten, und die schlanken Tannen am Waldrand bogen sich unablässig hin und her. Der Wind heulte, wimmerte und seufzte.

Aber die Dorfleute gingen ihrer Wege ohne Eile und grüßten ihren Pfarrer mit Wärme. Sie fühlten ihn als ihnen gehörend und sie liebten ihn, wie ein königstreues Volk — etwa die Bayern — ihren König lieben. Er war ihnen unendlich überlegen nach ihrer eigenen Schätzung und lebte doch unter ihnen und ausschließlich für sie. Darum war er ihr Stolz.

Sie bemerkten nicht, daß er in der letzten Zeit aufgehört hatte, wie ein geschniegelter Salonmensch auszusehen, daß sein schwarzer Rock verregnet und verdrückt war, daß er über den Hosen schlammbespritzte Schaftstiefel trug und keine Manschetten mehr in schneeiger Glätte auf seine Hände fielen. Er hatte sich zum Tragen grauer Wollhemden entschlossen!

Jetzt ging er nach dem Gemeindehaus. Die Schwester Christine, die bei dem schwerkranken Anders gewacht hatte, kam ihm schon auf der Straße entgegen.

„Der Anders ist die Nacht gestorben," sagte sie.

„Warum haben Sie nicht nach mir geschickt?"

„Er war gar nicht mehr bei sich."

„Das denken Sie immer; aber wie sollen wir es wissen? Mancher ist schon für tot gehalten worden, während er bei vollem Bewußtsein war."

Sie schwieg darauf, dachte aber, daß dem Pfarrer die Nachtruhe sicherlich notwendiger gewesen sei, als dem Sterbenden das Beten.

„Und dem anderen?" fragte Bacha.

„Dem geht's ganz ordentlich. Wir wollen eben noch ein Bad geben."

„Dann aber schlafen gehn, Schwester!"

Sie nickte.

„Ich mache es Ihnen zur Pflicht," beharrte Bacha; „in ungefähr einer halben Stunde sehe ich nach Ihnen. Finde ich

Sie dann nicht im Bett, so trage ich Sie mit diesen meinen Armen hinein und setze mich neben Sie, bis Sie schlafen."

Sie lachte.

Er ging in das Haus des toten Holzschnitzers, wo ein elendes Weib mit fünf elenden Kindern jammerte.

Bacha betete laut an der Leiche. Das Gebet galt jedoch nicht dem Gestorbenen, sondern den Überlebenden, der Witwe und den Waisen. Er hatte den Lot-Anders geehrt und gern gehabt. Aber während er sich um das Wohl des Lebenden heiß bemüht hatte, widmete er dem Toten kaum noch einen Gedanken. Sein Interesse an dieser Menschenseele war, nun sie seiner Machtsphäre entzogen war, vollkommen erloschen. ‚Lasset die Toten ihre Toten begraben.'

Mit der Witwe sprach er eindringlich und lange. Als er sie endlich verließ, hatte er ihre gramvolle Verzagtheit in Zuversicht verwandelt.

Darin lag sein bestes Können, und diese Siege machten sein Glück aus.

Er ging von da aus nach dem Schulhaus, um mit dem Schulmeister, der zugleich der Küster war, Tag und Stunde des Begräbnisses festzusetzen.

Die Schule, ein von der Landesherrin gegründetes Steinhaus mit Ziegeldach, lag in wunderlicher Schweigsamkeit.

Bacha trat in das Schulzimmer. Auch hier: tiefes Schweigen. Die Buben und Mädchen saßen hinter ihren Pulten und schrieben.

Der lange, hagere Schulmeister mit dem starken Adamsapfel am Hals ging vor ihnen auf und nieder. Es roch in dem überheizten Raum nach ungelüfteten und feuchten Kleidern. Bacha fühlte sogleich einen heftigen Kopfschmerz.

Aller Augen richteten sich in scheuer Ehrfurcht auf den Eintretenden.

„Gut' Morge, Pfarr!" tönte es im Chor.

„Guten Morgen, Kinder."

Er blickte die blondköpfige Schar freundlich an; allein die Gabe mit Kindern zu verkehren, war ihm versagt. Der Amtsbruder Leonhard hätte natürlich gleich ein paar lustige Einfälle gehabt und Jubel erregt. Er konnte das nicht und versuchte es auch nicht, sondern bat den Lehrer ein paar Augenblicke mit ihm in den Flur zu kommen.

Der flüsterte mit tonloser Stimme den Kindern Verhaltungsregeln zu.

„Was ist mit Ihrer Stimme?" fragte Bacha im Flur den Lehrer.

Der, mit dem langen Zeigefinger auf seine lange, ausgebuchtete Kehle deutend, flüsterte: „Ich hab's im Hals."

„Ja, das Wetter," sagte Bacha und hustete. —

Als er das Schulhaus verließ, war inzwischen das kalte Nebelgerieſel zu Schnee geworden. Noch schmolz der Schnee in der Nässe, die alles überzog, dennoch erfüllte er Bacha mit freudigem Hoffen. ‚Der Winter kommt! In seiner stillen Frostluft werden wir alle gesunden!'

Die Schwester Christine hatte sich, als sie den Pfarrer von weitem kommen sah, eilig mit den Kleidern auf ihr Bett gelegt, eine wollene Decke um sich geschlagen und das Gesicht der Wand zugekehrt.

Sie wollte sich nur schlafend stellen, so lange er anwesend war, doch ehe sie es merkte, schlief sie wirklich ein.

Bacha trank seinen Brusttee, und die Rosel zeigte ihm, strahlend vor Freude, was der Bote der Gräfin von Dietenhausen heraufgebracht hatte. Mit leiser Stimme gab er einige Anordnungen über die Verteilung der Liebesgaben. —

Als er endlich heimwärts ging, begegnete er dem Postboten, der mit seinem Bergstock, seiner Ledertasche und seinem Hündchen schon vom Pfarrhof zurückkam.

Der Wind trieb den nassen Schnee in die Augen.

„Heut ist's kein schönes Gehen," sagte Bacha teilnehmend, denn der Landpostbote hatten viele Stunden lang bergan, bergab zu wandern von Milsfeld aus und zurück,

„Nee, heut is' nich schön!" antwortete der in einem Ton grimmigen Humors und ging rüstig weiter.

Bacha fand auf seinem Tisch die Post: Zeitungen, Broschüren und einen Brief.

Der Brief kam aus Milsfeld vom Herrn Superintendenten.

Dieser schrieb, er habe in Erfahrung gebracht, daß der „liebe Bruder" sehr werktätig sei und in der Armenpflege manchem anderen zum Vorbild dienen könne, wofür er, der Superintendent, dem treuen Heiland, der in seiner Gnade so liebliche Gaben verliehen habe, unaussprechlich dankbar sei.

Allein mit tiefem, ernsten Bedauern habe er, der Superintendent, gleichzeitig vernommen, daß Bacha in seinen Predigten die orthodoxe Kirchenlehre zu wenig betone. Er rede mehr von Gott als von Christo-Jesu, unserem Heiland, ja, er gebrauche sogar den Ausdruck „die Gottheit", welch heidnische Verallgemeinerung entschieden zu vermeiden sei. Er, der Superintendent, müsse den lieben, jungen Amtsbruder recht herzlich ermahnen, stets eingedenk zu sein, daß der Kernpunkt der evangelisch-christlichen Kirche nicht ein vager Theismus sei, noch auch römisch-katholische Werkheiligkeit, sondern die Lehre von der Erlösung durch Christi Blut und der Rechtfertigung durch den Glauben u. s. w.

Bacha legte das Schreiben aus der Hand. Es war nicht das erstemal, daß seine geistlichen Vorgesetzten ihn derart ermahnten. Er wunderte sich nicht darüber, denn er wußte sehr wohl, daß er nicht Geist von ihrem Geiste war. Aber seiner Beredsamkeit und Darstellungsgabe war es noch jedesmal gelungen, zu beschwichtigen.

Das Schiff, auf dem diese orthodoxen Kirchendogmatiker fuhren, schien ihm leck. Die Wogen lebendigen Geistes drangen bereits auf allen Seiten ein und drohten, es sinken zu machen. Jene sahen auch die Gefahr; aber gleich tapferen Kapitänen wichen und wankten sie nicht von ihrer Kommandobrücke.

Ein quälender Hustenanfall unterbrach seine Betrachtungen. Der stechende Schmerz in Brust und Rücken wurde immer empfindlicher. Die Anstrengung, das Husten zu mäßigen, erschöpfte ihn bis zur Ohnmacht.

Er fand sich in kaltem Schweiß gebadet vor dem Sofa des Paulus Strut auf den Knien. Sein Blick fiel auf seine Hände, diese vormals so feinen und schönen Hände: der Krankendienst, die Unmöglichkeit sie zu pflegen, machten sie grob und blaurot und rissig! Es war ihm ein Greuel, zu sehen!

Seufzend erhob er sich, um die Hände einzufetten und Handschuhe überzustreifen.

Aber kraftlos sank er auf das Sofa. Es ging heute nicht mehr.

Wo blieb der allmächtige Wille?!

„Ach, nur erst wieder ein bißchen gesünder!" seufzte er sehnsüchtig.

44.

In Niedergauschach saß um diese Zeit an den meisten Abenden der Woche in dem großen Wirtszimmer der Schenke eine lebhafte Gesellschaft junger und älterer Leute beiderlei Geschlechts um den Pfarrer und die Pfarrerin Leonhart.

Leonhart studierte ihnen ein Festspiel ein, welches in den Weihnachtsfeiertagen aufgeführt werden sollte. Es war Biensaams Hohenzollern- und Hußdrama, welches mit seinem pathetischen Schwung, seinem landläufigen Idealismus, seinen klingenden Worten und wohlbekanntem vaterländischen Stoff dem Kunstverständnis und Kunstverlangen der Niedergauschacher recht wohl entsprach.

Fleißig hatte Frau Aline die Rollen ausgeschrieben, nun lernte und probte man und fertigte Kostüme an, so weit diese nicht dem Pfarrer von der Hoftheater-Garderobe der Residenz zur Verfügung gestellt waren.

Es war eine beschwerliche, aber reichlich lohnende Mühe. Man saß aufs munterste beisammen. Die Mädchen stichelten oder spannen, die Burschen und Männer hatten ihr Bierseidel vor sich stehen, blieben jedoch aus Respekt vor dem Pfarrer äußerst mäßig.

Meist saß auch Biensaam, der stolze Dichter dabei, doch er elendete den Pfarrer etwas durch fortwährende Änderungen und unausführbare Zumutungen.

Innen leuchteten traulich die zwei Hängelampen, die, von strahlensammelnden Schirmen überdacht, von der niederen Balkendecke hingen, und draußen standen Neugierige an den Fensterläden, um durch deren herzförmige Ausschnitte etwas von den wundervollen Geheimnissen, von denen man im Dorf tuschelte, zu erspähen.

Zuweilen kam ein Fuhrmann ins Zimmer und ließ sich Bier oder einen Schnaps einschenken, aber das störte keinen.

Eines Abends fuhr mit sanftem Schellengeläut ein Schlitten vor, und gleich darauf kam der dicke Doktor Philippi prustend und schnaufend hereingestapft.

„Ei, schön' guten Abend, Frau Pfarrerin!" rief er gemütlich, indem er den feuchten Schnee von Hut und Schultern abstreifte. „In voller Aktion? Nun, ich wahrsage einen noch nie dagewesenen Erfolg. 'n Abend auch, Herr Pfarrer! Geben Sie mir 'nen Cognac, Herr Wirt, aber prima!

— Is das ein Sauwetter! Ihr Diener, Herr Kandidat. Sie also sind, wie ich höre, der neue Shakespeare?"

„Behüte!" entgegnete Biensaam vor Unwillen errötend. „Ich bin ein deutscher Dichter wie Schiller, Kleist und Hebbel. Was geht mich dieser Engländer an?"

„Nun, nichts für ungut," lachte der dicke Doktor. „Ist denn alles wohl, oben im Klosterhof?"

„Gott sei Dank, ja."

„Ich komme eben von Wüstenkaltheim 'runter," wandte sich der Dicke an Leonhart. „Wissen Sie, daß es mit Ihrem Herrn Amtsbruder da oben recht schlecht steht?"

Leonhart und Aline blickten erschrocken auf.

„Was fehlt ihm?" fragte der Pfarrer.

„Da hat sich allmählich eine Lungenentzündung entwickelt, die wohl leider, wie ich fürchte, nicht zur Heilung kommen wird, weil der ganze Organismus unheimlich geschwächt ist und die Lunge schon recht vereitert."

„So ernst?!"

„Vernachlässigung! Sündhafte Vernachlässigung!" zeterte der Arzt. „Der reine Selbstmord! Als es noch Zeit gewesen wäre, hat er nicht auf mich hören wollen. Nachher, wenn's Matthäi am letzten ist, hernach soll unsereiner noch helfen."

Am nächsten Vormittag hielt ein Bauernschlitten vor dem Pfarrhaus von Wüstenkaltheim, dem der Pfarrer Leonhart, nachdem er sich aus einem gewaltigen Pelzmantel geschält hatte, entstieg.

Leichtfüßig sprang er die Treppe hinauf und trat, ohne zu klopfen, in Vachas Wohnzimmer.

Wedelnde Ofenwärme schlug ihm, der aus der Kälte kam, entgegen, doch da man in Wüstenkaltheim mit Holz heizte, war die Luft nicht durch Kohlendünste verdorben. Auch stand eins der Fenster weit geöffnet. Auf einem Stuhl am Kachelofen saß ein junges Weib und strickte. Es war die Kohlhas-Marte, die der Berndt geehelicht hatte.

Die Tür zum Schlafzimmer stand auf.

Die Marte erhob sich respektvoll.

„Kann ich ihn sehen?" fragte Leonhart mit halber Stimme.

Da rief Vacha: „Leonhart?!"

Leonhart eilte hinein.

Vacha, der im Bett lag, sah auf den ersten Blick gar nicht schlecht aus, weil das Fieber seinem Gesicht lebhafte Farbe und seinen Augen Glanz verlieh.

Er streckte dem Besucher die Hand entgegen.

„Wie Sie sehen, bin ich ganz munter. Seit ich das Bett hüte, fühle ich mich viel wohler. Doktor Philippi hat Ihnen wohl erzählt, ich läge am Tode?" Vacha lächelte. „Das glaubt er nämlich, — aber er kennt mich nicht."

„Ärzte irren, wie wir alle, natürlich," gab Leonhart zu.

„Er fühlt nicht die Lebendigkeit, die ich in mir habe," fuhr Vacha eifrig fort, „mein Geist und mein Wille sind niemals so wach gewesen. Ich will . . . . ."

Ein entsetzlicher Husten unterbrach ihn.

Leonhart umfaßte den Kranken und stützte ihn, während er sich über den Bettrand beugte, um sich des rötlich gefärbten Auswurfs zu entledigen. Dabei fühlte Leonhart, wie unheimlich der Körper abgemagert war, den die Hustenstöße erschütterten.

Als der Anfall überstanden war, sank der Kranke kraftlos zurück und lag mit geschlossenen Augen ganz erschöpft. Leonhart trocknete ihm den Schweiß von der Stirn.

Nach einer Weile sagte Vacha leise: „Es ist nur dieser ekelhafte Husten. Das geht vorüber. Ich tue ja alles, was man verlangt."

„Es scheint mir, als ob Sie jetzt nicht viel reden sollten, mein lieber Vacha."

‚Auch er glaubt, daß ich sterben muß,' fühlte Vacha, ‚sonst spräche er nicht zu mir in diesem Ton!'

Er sagte: „Sie können überzeugt sein, daß es mit mir noch nicht zu Ende geht!"

„Gewiß. Ich hoffe, daß Gott Sie Ihrer Gemeinde noch lange erhält. Übrigens können wir Christen doch dem Abberufenwerden jederzeit getrost entgegensehen."

Vacha sah den andern einige Sekunden unverwandt an. Dabei wurde der Blick seiner flackernden Augen stiller.

Er sagte: „Sie waren es, glaube ich, der mir einmal sagte: ‚Die allzu scharfen Werkzeuge benutzt der Herr nicht lange.' Waren Sie es?"

„Ich erinnere mich nicht."

„Denken Sie, daß ich schon jetzt zer-

brochen und zum alten Eisen geworfen werden soll?"

„Ich denke, daß wir Gottes Willen geschehen lassen müssen und daß er der beste ist."

„Ja. Ja." —

Eine Weile schwieg Vacha. Dann seufzte er und sagte leidenschaftlich: „Ich kann nicht! Ich kann es mir nicht wahr denken!"

„Was nicht?"

„Daß ich .... vielleicht in wenigen Tagen nichts mehr sein soll, als eine leblose Masse ...., ein abstoßender Gegenstand, den man in die Erde gräbt, daß sich Gewürm daran mästet! Ich!?" —

„Was in die Erde kommt, ist doch nur die zerbrochene irdische Schale, während der Geist in Gottes Hand zurückkehrt, aus der er kam."

„Ja, — das sagt sich anderen so leicht!"

„Lieber Vacha! Wo bleibt Ihr Glaube?!"

„Man weiß nur, was man selbst erlebt. Alles andere ist Illusion."

„Und unser Christenglaube?"

„Den wahren Glauben habe ich nie gehabt."

„Sie täuschen sich jetzt, lieber Vacha. Das ist Krankheitsstimmung. Keiner hat ja wie Sie Glauben erweckt und den Glauben betont! Das wissen wir alle."

„Ja, weil ich begriff, daß er alles ist! Aus meiner tiefen Sehnsucht heraus hab' ich gepredigt und gelehrt," seufzte Vacha.

Leonhart schwieg erschüttert. Aus seiner ruhigen und harmonischen Natur heraus konnte er sich kaum eine Vorstellung machen von den Leidenschaften, die in Vachas Seele gegeneinander kämpften und sich verzweifelt gegen die Vernichtung wehrten.

Der Kranke lag mit geschlossenen Augen. Über seine Stirn lief ein Zucken. Nun die Lider den leuchtenden Blick verdeckten, sah das Gesicht verfallen aus. Die Schläfen, die Wangen, die Nasenflügel waren eingesunken. Der Tod hatte den schönen Zügen schon seinen Stempel aufgedrückt.

Da Vacha etwas einzuschlummern schien, wollte Leonhart leise fortgehen.

Doch, sowie er aufstand, öffnete der Kranke die Augen.

„Noch nicht!" sagte er flehend. „Lassen Sie mich noch nicht allein!"

Nie zuvor in seinem Leben hatte Vacha ein so sehnliches Verlangen nach der Gegenwart und nach den lebendigen Worten eines befreundeten Menschen gefühlt. Gunne! Werner! Höllen! Die Gräfin Gabriele! Wo waren sie alle? Der einzige, der ihn noch nicht verlassen hatte, war Leonhart, den er nie geliebt hatte und der ihm jetzt über alles Denken wertvoll war.

Denn Leonhart nahm ihn noch ernst, widerlegte ihn aufrichtig und sprach zu seinem Geist; während die Schwester und der Doktor nur noch den unzurechnungsfähigen Kranken in ihm sahen, — ein nach Vorschrift zu behandelndes und zu beliftendes Wesen, dem eigener Wille und eigenes Urteil nicht mehr zukamen.

„Was kann ich für Sie tun?" fragte Leonhart warm.

„Nur zu mir sprechen, bitte! Wenn Sie mich jetzt verlassen, bin ich von der ganzen Menschheit verlassen."

Er blickte mit großen heißen Augen auf, es war der beweglich flehende Blick eines Kindes.

„Würde es Ihnen nicht wohltun, das heilige Abendmahl zu nehmen?" fragte Leonhart.

Vacha schloß die Augen. Über seine durchschimmernd weiße Stirn huschten Schatten.

Dann, aufblickend, fragte er: „Was ist es Ihnen?"

„Eine sinnbildliche Handlung," sagte Leonhart. „Jesus hat, angesichts des nahen Todes, seinen Jüngern noch viel zu sagen. Er muß von seinem Tode zu ihnen reden, damit sie ihn als notwendig und segensreich begreifen und sein Werk fortsetzen können. Er tut es, wie der Morgenländer es liebt, durch eine sinnbildliche Handlung. Er nimmt das Brot und bricht es vor ihren Augen, — so wird mein Leib im Tode gebrochen werden. Er gießt den Kelch voll Wein und reicht ihn herum, — so muß auch mein Blut fließen. Er bricht das Brot ꝛc., so ist auch er es, der sich selbst freiwillig in den Tod gibt. Sie nehmen, essen und trinken, — so wird sein Tod ihnen zu gute kommen. Jesus hat die frohe Botschaft verkündet, daß Gott die Menschen wie ein Vater liebe. Er hat es nicht nur mit Worten getan, sondern durch sein ganzes Leben. Daher diese Sorglosig-

Holländische Landschaft. Nach dem Gemälde von Gilbert von Canal-München.

keit, dieſe Sicherheit, Furchtloſigkeit, dieſer Friede, der Gehorſam bis zum Tode. Der Kampf in Gethſemane zeigt noch einmal, was in ihm vorgegangen iſt. Die geſunde Liebe zum Leben widerſtrebt der nahenden Todesnacht. Iſt es durchaus Gottes Wille, dann will er ſterben. Sobald er letzteres klar erkannt hat, iſt er bereit. Was Gott will, will auch er allezeit. — Wenn er nicht für ſeine Sache geſtorben wäre, würde ſie mit ihm geſtorben ſein. Der ſchwankende Glaube kann nicht beſſer gekräftigt werden, als wenn wir uns des ſterbenden Herrn erinnern und in den Kreis derer treten, zu denen er ſpricht: ‚Für euch gegeben und vergoſſen‘.“

Als er ſchwieg, ſagte Vacha: „Ja. Ich danke Ihnen.“

Die Schweſter Chriſtine kam auf leiſen Sohlen ins Zimmer, und Leonhart ging hinaus, um die Vorkehrungen für die heilige Handlung zu treffen. —

Als er mit dem Küſter, dem hageren, ſtimmloſen Schulmeiſter zurückkehrte, fand er Vacha ruhig und andächtig. Die Abendmahlsfeier ging ohne Störung von ſtatten. Doch Leonhart hatte kaum den Segen geſprochen, als wieder ein fürchterlicher Huſtenanfall den Kranken würgte.

Traurig ſchüttelte der Schulmeiſter den Kopf, packte die Abendmahlgerätſchaften zuſammen und entfernte ſich.

Leonhart war, während die Schweſter um den Kranken beſchäftigt war, an das Fenſter getreten, ſah in den lautlos niederſchwebenden Schnee hinaus, in dieſe tiefe, ſtille Einſamkeit.

Der ſchreckliche Huſten hörte endlich auf. Nun wurde es auch innen ſtill.

Er trat an das Bett zurück und wechſelte einen trüben Blick mit der Schweſter. Beide ſahen ſchweigend auf den erſchöpft und reglos liegenden Kranken nieder.

„Ich muß jetzt gehen,“ ſagte Leonhart leiſe zur Schweſter Chriſtine.

Aber ſo leiſe er geſprochen hatte, hatte Vacha es gehört und verſtanden. Er ſah mit einem unruhigen Blick zu Leonhart auf, als müſſe er noch etwas ſagen, was er eben nicht finden könne.

„Kann ich noch irgend etwas für Sie tun, lieber Vacha?“

Dieſer bejahte mit den Augen.

„Soll ich vielleicht an jemand ſchreiben? An Verwandte?“

„Nein. Ich habe niemand, dem ich nahe ſtehe,“ antwortete Vacha leiſe.

Die Schweſter Chriſtine war aus dem Zimmer gegangen.

„Ich möchte ....“ ſagte Vacha und brach ab. Der Ausdruck unruhig ſuchenden Nachdenkens blieb in ſeinen Augen.

Leonhart betrachtete ihn ratlos.

Da ſchien dem Kranken etwas einzufallen, was ihn befriedigte.

„Sind Sie noch hier, Leonhart?“

„Jawohl, lieber Freund.“

„Ich bitte um einen kleinen Dienſt!“

„Mit Freuden. Was ſoll es ſein?“

„Auf meinem Schreibtiſch ſteht ein kleines Bändchen Shakeſpeare in rotem Leder.“

„Das ſoll ich bringen?“

„Bitte. Und einen Bleiſtift. Es liegen welche da.“

Leonhart brachte das Verlangte, und Vacha begann mit zitternden Händen, mühſam, das Bändchen zu durchblättern.

„Kann ich nicht für Sie ſuchen?“

„Ich finde gleich.“

Endlich fand er, was er ſuchte; die Anſtrengung hatte das blaſſe Geſicht von neuem mit Fieberröte bedeckt.

Er legte ein weißes Seidenbändchen, das dem Buch als Zeichen eingebunden war, über die aufgeſchlagene Seite und ſchrieb dann auf eben dieſe Seite an den weißen Rand ein Wort.

Langſam und mühſam zog er die Buchſtaben.

„Nicht möglich, ordentlich zu ſchreiben!“ rief er ungeduldig aus. „Kein feſter Strich!“

„Wenn ich jetzt ſterbe ....“ ſagte er, als er fertig war, und brach ab.

„Was ſoll dann geſchehen?“ ermunterte Leonhart.

„Dann möchte ich, daß dies Bändchen ..... Ihrer Couſine gegeben wird.“

„Gunne?“ fragte Leonhart tonlos.

„Ja. Ich bitte Sie darum! Es ſind die Sonette.“

„Es ſoll geſchehen.“

„Aber erſt nach meinem Tod. Nicht wahr?“

„Wie Sie es wollen.“

„Ich habe kein Recht mehr, ſie zu grüßen, ſo lang ich lebe,“ ſagte Vacha leiſe

und weich. „Dem Toten erlaubt sie's wohl."

Leonhart beugte die Stirn und schwieg. Er hatte dem Sterbenden, der vor kurzem so demütig seine Sündhaftigkeit und Schwäche bekannt hatte, aus vollem Herzen vergeben. Und doch weckte die Erinnerung an Gunne etwas von dem alten Zürnen. So sehr er sich hütete, über andere zu richten, hatte er doch Bachas Verhalten in dieser unglücklichen Verlobungsgeschichte unentschuldbar gefunden!

Aber während er noch bei dieser Erinnerung weilte, hatten sich Bachas Gedanken schon wieder allem, was hinter ihm lag, abgewandt. Nun er es über sich gewonnen, an sein nahes Ende zu glauben, ließ ihn der Gedanke an das, was jenseits der dunklen Pforte seiner wartete, nicht los.

Seine abgezehrten, weißen Hände bewegten sich unruhig auf den Decken, wie wenn sie tastend suchten. Aber die armen Finger griffen ins Leere, wie die Gedanken.

„Was wird aus mir, wenn diese ganze Welt mit meinem Leib, durch dessen Organe sie da ist, zerfällt? Ich kann und kann es nicht denken!"

„Auf unser Denken kommt so wenig an", sagte Leonhart. „Gott gab es uns zum Gebrauch für das irdische Dasein."

„Und doch ist es das einzige Licht! — O, mein Gott —" rief er leidenschaftlich, „warum dies absolute Dunkel?!"

Leonhart wollte etwas entgegnen; aber in den Augen des Kranken zeigte sich wieder der flackernde Fieberglanz. Der Blick schien Dinge wahrzunehmen, die nicht existierten.

Bacha fing an, verworren und unzusammenhängend zu reden.

Leise kam die Schwester Christine herein, den Temperaturmesser in der Hand.

Leonhart machte das Zeichen des Kreuzes über Bachas Stirn und im Stillen betete er: „Gott gebe Dir seinen Frieden."

Dann drückte er der Schwester die Hand und ging.

45.

Gunne sehnte sich nach Hause. Zwar berichtete sie in den Briefen an die Eltern meist nur Erfreuliches von Mukki und Pussi und den vielerlei Unterhaltungen der Berliner Saison; aber der Vater las zwischen den Zeilen.

Mit heißem Interesse verfolgte er, was kein anderer gemerkt hätte: wie die Sehnsucht nach Bacha milder wurde, das Heimweh aber in demselben Maße zunahm.

In ihrem letzten Brief hatte sie sich zum erstenmal über diesen Punkt geäußert. Nachdem sie wie ein sich behaglich fühlendes junges Mädchen von ihren Bällen und Soireen, Konzerten und Theaterbesuchen berichtet, hieß es:

„... nur manchmal, — mitten drin — kommt mir plötzlich irgend eine kleine Erinnerung. Und dann ist mir auf einmal alles verleidet! Ganz gräßlich! Ich denke dann, daß ich tausendmal lieber am Bett der Martinhofbäuerin sitzen möchte, als in dem Trara hier. Ach, meine Berge! Meine Wälder! Mein Klosterhof! Mitten aus einer Gesellschaft möcht' ich manchmal auf die Straße hinaus nach dem Anhalter Bahnhof laufen und fort, nach Haus. — Nur, daß Wüstenkaltheim so nah ist! — Ich kann's noch nicht. Seid mir nicht böse."

So hatte sie geschrieben, die gute, tapfere, kleine Gunne!

Aber da war auch ein Brief von Lies gekommen. Höllen, der an seinem Schreibtisch saß und an Gunne dachte, die er Tag für Tag vermißte, nahm diesen Brief seiner ältesten Tochter zur Hand und las die Stelle, die ihm interessant war, zum zweitenmal.

Lies schrieb: „Gunne gefällt. Man findet, daß sie 'was ganz Apartes hat. Und sie ist auch guter Dinge und lacht viel, was ihr kleidet. Nur darf man an die unglückliche Bacha-Geschichte nicht antippen. Dann ist's aus. Der Max Gereuth ist arg verliebt in sie und infolgedessen überall, wo wir sind. Er bewacht sie eifersüchtig. Aber ich glaube, er kann ruhig sein. Gunne ist im Grunde schrecklich gleichgültig, und das merken die Männer. Sie nähern sich ihr nicht ernsthaft. Graf Usedom sagte neulich: ‚Ihre Schwester muß verlobt sein.' Ich fragte: ‚Warum?' Da sagte er: ‚Weil sie ganz den Eindruck macht.' Und das ist auch wahr. Sie hängt eben leider immer noch an Bacha. Hol ihn der Kuckuck! Verzeiht; aber an einen Mann, der mich so behandelt hätte, wie er die Gunne, würde ich, weiß Gott, keinen Gedanken mehr verschwenden."

„Arme, kleine Gunne!" seufzte Höllen.

In diesem Augenblick trat der Diener

ein. Höllen blickte auf und sogleich sah er an dem Gesicht Adams, daß dieser eine schlimme Nachricht brachte.

„Na, was gibt's?"

„Die Schwester aus Wüstenkaltheim schickt her: der Herr Pfarrer wär' die Nacht gestorben."

Das Unerwartete dieser Kunde überwältigte den Freiherrn im ersten Moment, so daß er sinnverwirrt fragte: „Welcher Pfarrer?"

„Der Herr Pfarrer Bacha."

Adam sprach es mit zitternden Lippen und bleichem Gesicht. Er wußte ja, wie nahe der Verstorbene seiner Herrschaft und besonders dem Fräulein Gunne gestanden hatte.

Höllen verharrte wohl eine Minute völlig regungslos. Sowie er sich des Geschehenen klar bewußt geworden war, fühlte er etwas, was er nicht zeigen wollte.

Er sah in diesem Todesfall, der ihn ganz unvorbereitet traf, da Bacha in seiner und der Seinen Gegenwart nie mehr erwähnt wurde, ein Glück. Ein Glück für Gunne und also auch für ihn! Eine ungeheure Erleichterung! —

Endlich sagte er: „Sorge, daß der Bote 'was Warmes in den Magen bekommt, und schirr den kleinen Schlitten an. Ich will nach Wüstenkaltheim fahren."

Er ging dann hinunter, um seiner Frau, die er bis vor kurzem hatte Klavier spielen hören, die traurige Nachricht zu bringen.

Natalie saß in ihrem Salon, in eifriger Unterhaltung mit Frau Schwarz, der „Dorfgroßmutter" aus Niedergauschach.

„Auf Dienstreisen, Frau Schwarz?" begrüßte sie der Baron neckend.

„Ja, ja, Baron, die Klostergauschacher dürfen doch auch nicht aussterben!" scherzte die lebhafte Alte. „Nach dem Klosterhof darf ich ja doch nicht mehr kommen!"

„Du, Heinrich," sagte Natalie, „die Großmutter erzählt mir eben, daß heut' nacht im Martinshof ein Kleines angekommen ist. Ein hübsches Bübchen. Ich will nachher doch 'mal 'nauf. Wenn ich die Filzstiefel anzieh' und den Stock nehme, wird's schon gehn. Wie?"

„Ja, Natchen. Das tu. Wir wollen den Martinsleuten jetzt gute Nachbarschaft halten. Das schadenfrohe Gerede wurmt die Guste doch, wenn sie's auch nicht merken läßt. — Weißt Du, daß unten in der Küche ein Bote von der Schwester Christine sitzt?"

„Nein!" rief Natalie verwundert und neugierig. „Was will sie?"

„Bacha ist diese Nacht gestorben."

„O Gott im Himmel!" rief Natalie erbleichend.

„Ich fahr' eben 'mal rasch hinüber, um zu sehn, ob ich der armen, kleinen Schwester 'was helfen kann."

„Was hat ihm denn gefehlt?" fragte Natalie.

„Ich weiß nicht. Der Bote wird Dir's erzählen können."

„Du lieber Gott!" meinte die Dorfgroßmutter kopfschüttelnd. „Noch so jung! Und hat so früh weg müssen!"

Natalie griff sich an die Stirn. „Tot!" sagte sie in schmerzlichem Verwundern. „Es will mir gar nicht in den Kopf. Ist's denn wirklich wahr?"

Ohne Antwort zu erwarten, lief sie hinaus und hinunter in die Küchengewölbe, wohin die Dorfgroßmutter ihr folgte.

Sie hoffte schaurig rührsame und erregende Einzelheiten über Bachas letzte Stunden zu erfahren, denn dergleichen liebte sie. —

Als Höllen eine Stunde später im Gemeindehaus von Wüstenkaltheim erschien, trat ihm die Schwester Christine überrascht entgegen: „Sie, Herr Baron!"

Sie hatte eben etwas geschlafen, dennoch sah sie erbärmlich aus. Durch die gelbweiße Haut an den Schläfen schimmerte das blaue Geäder und warf einen grünlichen Schein auf das Gesicht.

Er drückte ihr die Hand und bot ihr jede Art von Hilfe an.

„Heute nachmittag laß ich Sie zu uns herüber holen, Schwesterchen. Sie müssen sich im Klosterhof erst 'mal richtig erholen."

„Aber mein Typhus-Patient!"

„So einen haben Sie auch noch?"

„Ja, oben liegt er. Er ist in der Besserung. Aber die kleinste Nachlässigkeit kann einen Rückfall bringen. Ich darf nicht fort, Herr Baron, so gern ich möchte."

Sie blieb fest.

„Ostern soll ich abgelöst werden," erzählte sie dann. „Gestern haben sie's mir vom Mutterhaus geschrieben. Ach, — 's ist mir auch recht! Nun wieder 'nen anderen Pfarrer, — nach unserem? — nein!"

Höllen seufzte.

„Hat er sehr gelitten?“ fragte er leise.

„Ja. Ich mein' immer: so ein Mauer-Umreiße-Wille mag im Leben ganz gut sein, — aber zum Sterben taugt er nicht. — Zuletzt ist er aber nicht bei Bewußtsein gewesen und ruhig eingeschlafen.“

„Wann ist er gestorben?“

„Um vier Uhr war's, heut früh. Wollen Sie ihn nicht noch einmal sehen? Wir haben ihn schon aufgebahrt.“

Aber Höllen wollte nicht. Er fürchtete, daß Krankheit und Todeskampf die Züge entstellt habe. Nein, — er wollte Bacha in der Erinnerung behalten, wie er ihn zuletzt gesehen hatte, in seiner eigentümlichen und vornehmen Schönheit.

„Einen solchen Pfarrer bekommen die Wüstenkaltheimer nicht wieder,“ sagte die Schwester Christine traurig. „Er war zu gut für diese Welt.“

„Zu gut? — Das weiß ich nicht. Sicher ist, daß er in diese Welt nicht recht hinein paßte.“ —

Ehe er heimkehrte, begab sich Höllen noch zum Ortsvorstand und zum Küster, um über Beerdigung und gerichtliche Formalitäten einiges Notwendige zu besprechen.

Langsam fuhr er die Gasse hinauf. Er sah in den hageren Gesichtern der Leute, die ihm begegneten, tiefe Betrübnis.

Diese Leute liebten Bacha. Sie vergötterten ihn beinah. Er hatte ihnen eine so merkwürdige Exaltation suggeriert, daß das Volk der Umgegend sagte: „In Wüstenkalt'm sind sie jetzt heilig geworden.“

Aber hatte diese Heiligkeit wirklich Wert? Es war Hypnose, die mit dem Aufhören der dämonischen Wirkung des Hypnotiseurs in verdoppelte Erschlaffung umschlagen mußte. War das mühselige, bescheidene Erziehungswerk Leonharts nicht viel wertvoller? —

Und dennoch! Der auffallend vergeistigte, seelisch lebendige Ausdruck dieser hungernden Wüstenkaltheimer, der Bachas Wesen noch so deutlich spiegelte, nachdem dieser selbst nicht mehr war, — sollte das etwas ganz Vergängliches sein? —

Vielleicht glomm doch das Fünkchen Himmelsfeuer, das Bacha mit so viel Aufwand von Willenskraft entzündet hatte, unter der Asche der Alltagssorgen fort und brach irgend einmal in einen Brand aus, der ganze Länder und Völker in Flammen setzte! —

Denn es ging ja gewiß nichts verloren auf Gottes Erde, — nicht eine Träne! —

Als Höllen an Dietenhausen vorüber fuhr, fiel ihm Gabriele ein. Er allein ahnte etwas von ihrer heimlichen Leidenschaft.

‚Auch für *ihre* Seelenruhe,‘ dachte er, ‚ist es viel besser, er liegt da oben auf dem Kirchhof, als daß sie ihn Sonntag für Sonntag auf der Kanzel sieht und hört. Sein Tod ist ein Glück für sie wie für Gunne, wenn er auch freilich zunächst alle Wunden aufreißt.‘ —

Gabriele war grade für einige Tage nach Berlin gereist, was sie öfters tat, und Höllen beschloß, eben sie mit der Bitte zu betrauen, die Nachricht von Bachas Tod Gunne schonend mitzuteilen: Wie er sie kannte, würde sie das Bewußtsein dieser Verpflichtung am besten über den eigenen Kummer fortkommen lassen.

Und dann sollte sie Gunne mit nach Hause bringen! —

Als er durch Niedergauschach fuhr, lenkte er nach dem Pfarrhaus ein. Sein Schlittengeläut lockte Albert und Aline ans Fenster. Sie kamen auf die Straße, um den Onkel zu begrüßen.

Wie das blühende Leben sahen sie aus, alle beide!

„Bacha ist tot,“ sagte Höllen, „diese Nacht gestorben. Ich war eben oben bei der Schwester.“

Die fröhlichen, frischen Gesichter wurden ernst.

„Wenn der Mensch blaß ein Körnchen gesunde Vernunft gehabt hätte!“ rief die lebhafte Aline. „Hat er's nicht getrieben, wie ein Wahnsinniger?“

Ihre schwarzen Augen blitzten.

„Kindchen!“ mahnte Leonhart beschwichtigend. „Er steht jetzt vor Gott und ist damit unserer Kritik entrückt.“

„Aber hat uns Gott nicht unsere Vernunft gegeben, damit wir sie gebrauchen, Schnukki? Und weiter sag' ich ja nichts.“

Sie sprachen noch einiges. Als Höllen im Begriff war, weiter zu fahren, sagte Leonhart: „Da fällt mir ein: Bacha hat mir etwas für Gunne gegeben. Ein kleines Buch: Shakespeares Sonette; und er hat etwas für sie hineingeschrieben, ein Wort nur, wie mir schien. Ich wußte ja nicht, wie Du darüber denken würdest, Onkel

Heinrich; aber es war mir unmöglich, dem Sterbenden die Bitte abzuschlagen. Willst Du es ihr einhändigen?"

„Ja, natürlich!" rief Höllen warm. Es tat seinem Herzen wohl, zu erfahren, daß Vacha wenigstens an Gunne gedacht hatte.

Leonhart holte das in Zeitungspapier eingeschlagene kleine Buch und gab es seinem Onkel mit.

Als Höllen wieder allein in seinem Zimmer war, entfaltete er das Zeitungspapier, entnahm ihm den kleinen, in rotes Leder gebundenen Band und durchblätterte ihn, nach etwas Handschriftlichem suchend. Erst da, wo das Zeichen lag, fand er eins der Sonette mit Bleistift vorgestrichen und unten am Rand in Vachas großer, sonst so fester, hier jedoch zitteriger Schrift, das eine Wort: „Georg."

Ein kleiner Name nur, — und wie laut redete er! Dies „Georg", fühlte Höllen, konnte nur einer so geschrieben haben, der noch keinen Augenblick an der Fortdauer von Gunnes Liebe gezweifelt hatte! —

Er las das bezeichnete Sonett.

Und so hieß es:

„Nicht länger trauer' um mich als dumpf der Ton
der Glocke, die mein Sterben kündet, schallt,
der Welt zu sagen, daß mein Geist entflohn
und daß bei Würmern nun mein Aufenthalt.
Ja, siehst Du diese Zeilen, denk nicht mein,
der sie geschrieben, denn so lieb' ich Dich:
eh'r möcht ich ganz von Dir vergessen sein,
als denken, daß Du Dich betrübst um mich.
Wenn einst Dein Blick noch fällt auf dies Gedicht,
nachdem mein Leib dem Staub zurückgegeben,
so wiederhol' selbst meinen Namen nicht,
laß Deine Liebe enden, wie mein Leben.
Sonst sucht die kluge Welt der Tränen Sinn
und höhnt Dich um mich, wenn ich nicht mehr bin."

„O Vacha! O Vacha!" sagte Höllen laut im Ton des Vorwurfs.

Er maß an der eigenen Erschütterung, was Gunne empfinden mußte, wenn sie diesen letzten Gruß lesen würde, unterzeichnet von des Sterbenden schwacher Hand.

‚Nein! Nein! Nein!' rief es in ihm. Es waren ja Shakespeares Worte und nicht Vachas. Vacha würde wohl auch nie in solchen Ausdrücken gesprochen haben. Immerhin hatte er sie im Kopf gehabt und er hatte sie an Gunne richten wollen, weil er Eigenes ihr nicht mehr sagen konnte.

Für sie waren es *seine* Worte.

Sie sollte nicht um ihn trauern, sagten die Verse. Aber wenn etwas geeignet war, ihr Trauern neu zu wecken, zu vertiefen und ins Unabsehbare zu verlängern, so war es dieser ergreifende Anruf vom Sterbebett aus!

Ahnte er das? Oder ahnte er es wirklich nicht? — —

Dem Vater war, als stände er noch einmal Vacha gegenüber, um zum letztenmal mit ihm um den Seelenfrieden seines Kindes zu kämpfen. Wieder empfand er mit ganzer Stärke seines Gegners dämonische Macht. Viel zu laut tönte noch die Stimme dieses Toten!

Aber jetzt mußte er schweigen! — War es Sünde, dem Wunsch eines Sterbenden zuwider zu handeln?

‚Dann,' sagte Höllen zu sich selbst, ‚werde ich die Sünde auf mich nehmen.'

Und er versenkte den kleinen Band in ein Geheimfach seines Schreibtisches.

‚Wenn sie mir einmal, strahlend in jungem Mutterglück, ihr erstgeborenes Kindchen bringt,' dachte er, ‚dann soll sie seinen letzten Gruß haben.' —

Frost.

Von **Agnes Harder.**

Wie ist so blass die stille Welt,
Die nun der Frost im Arme hält,
Der unerwünschte Freier!

Auf Schnee ein leises Abendglühn,
So bleiche, weisse Rosen blühn
In diese Hochzeitfeier.

Vom starren See ein dumpfer Klang,
Als ob ein starkes Herz zersprang
Im Übermass von Leiden,

Im kahlen Wald ein Krähenschrei —
Der ruft so schrill: Vorbei, vorbei!
Nun helfe Gott Euch beiden!

Das heilige römische Reich deutscher Nation.

Ein Gedenkblatt zum 25. Februar 1903.

Von

Professor Dr. Ed. Heyck.

(Abdruck verboten.)

Man sollte es kaum glauben: vor hundert Jahren bestand das heilige römische Reich noch! Am 25. Februar 1803 geschah der „Reichsdeputationshauptschluß", der erste tötliche Axthieb gegen dieses alte Reich. Ist's wirklich erst drei Menschenalter her, daß der Deutsche durch dessen Untergang zum politischen Bewußtsein erweckt und befreit wurde? Daß der Bildungskosmopolit, auf des Reiches Trümmern, eines Vaterlandes ideales Gut und seines Volkstums unversehrte Kraft erkannte, daß die deutsche Welt wieder neu und jung, ganz jung wurde? Freilich: um nun zunächst alle politischen Kinderkrankheiten einer Nation durchzumachen und begriffsgehorsam, wie Kinder sind, die Unfruchtbarkeit und Unrealität der formulierten Prinzipien, Fürstengewalt oder Bürgerregierung, Revolution oder Reaktion erst aus erschöpfenden Kämpfen zu erfahren? Während andere Völker in die reiche Welt hinauszogen und des gedankenproduzierenden Deutschen lachten, der sein Haus recht fürsichtig von innen zuhielt, damit drinnen alle die schönen deutschen Gegensätze desto intimer mit den Köpfen gegeneinander und gegen die unzähligen Zwischenwände rennen könnten! Bis nach 1849 ganz allmählich auch wir minder theoretisch wurden und der große Zimmermann zunächst einmal für etwas mehr Luft und Licht sorgte, um sodann aus dem Material des alten das neue Haus zu errichten, mit seiner übersichtlichen inneren Wohnlichkeit, seiner wenn auch etwas langweilig klappernden Ventilation durch Parlament und Presse, seiner gesunden Staatshygiene, seiner Erziehung zur Männlichkeit durch die Wehrpflicht aller, mit seinen eichengepfosteten Ausgängen in freie Welt hinaus und in mehrende Zukunft?

In Wahrheit, nur hundert Jahre ist's her, daß unser ganzes politisches Besitztum noch eine ungefüge und vollgestopfte alte Rumpelkammer war. Antiquitätentand der Geschichte, echter und unechter Wust durcheinander! Ihre Prunkstücke Krone, Mantel und Schwert „Karls des Großen": die Krone mit dem Namen eines Konrad darauf, der Mantel von Sarazenen für Normannenkönige gewebt, das Schwert mit dem eingravierten Löwen des spätmittelalterlichen Böhmen verziert! Der Titel des „römischen" Reiches und „römischen" Kaisertums eine langüberlebte historische Fiktion, einer seit vielen Jahrhunderten überwundenen, in Enge befangenen Geschichtsphilosophie entstammt! Und neben dem römischen Panier im verdämmernden Dachgebälk aufgehangen die mottenzerfressenen Besitztitel von Italien, Burgund, Preußen, Livland, Polen, Ungarn, Sizilien und Jerusalem! Ein Reich von universalstem Anspruch, aber ohne Reichskraft und Reichspolitik; ein ökumenischer Kaiser, dessen der kleinste zielbewußte Nachbar spottete, jedoch wie zum Hohne „Mehrer des Reiches" geheißen, und im eignen Hause ein Herrscher ohne Kaiserwillen und Kaiserrecht: sein Hausrecht verteilt an 293 Miteinhaber, die Stände des Reiches. Von diesen die einen große Herren, mit Königskronen auf dem Haupte, welche das Reich nichts angingen, mit freibeherrschten Ländern außerhalb des Reiches und mit eigenen Zielen in Europa: Brandenburg-Preußen, Sachsen-Polen, Hannover-England, Dänemark, Schweden, Frankreich. Die zweiten mehr oder minder stattliche Territorialfürsten, unablässig bedacht, die schwachen Reste und Kennzeichen ihrer reichischen Zugehörigkeit und Pflicht gleichfalls in einer vollkommenen bayrischen, hessischen, kurkölnischen, münsterischen ꝛc. Souveränität verschwinden zu lassen.

Die übrigen ein unlustiges, verzopftes Gemengsel von reichsunmittelbaren politischen Kleinexistenzen, bis zu hochpreislichen Nonnenklöstern und Reichsstädten herab, welche zwei Mann zum Reichsheere stoßen ließen — etliche Weile, nachdem der „immer noch währende" Reichstag zu Regensburg den Zustand des Reichskriegs entdeckt und beschlossen, womit er freilich regelmäßig erst fertig wurde, wenn die französischen und sonstigen feindlichen Kriegsvölker bereits seit Monaten die deutschen Städte und Dörfer versengten, die Fluren verwüsteten und auf der alldulbenden deutschen Erde ihre Entscheidungsschlachten schlugen. Schwaben, Franken und Rheinland, die Lande der traulichen Täler und der verfallenden Burgen, sie waren die gelobten Gebiete dieses politischen Infusorientums. Hier waren, im Gegensatz zum Norden und Osten, seit Jahrhunderten keine Fürstenhäuser mehr übrig, die stark und eifrig genug gewesen wären, das politische Leben an sich zu ziehen und die Kleinen in sich hineinzuruuden, womit dort im Norden und Osten zwar nicht für die Reichsidee, wohl aber für Heranbildung straffer Staatlichkeit und Erhaltung politischer Lebensfähigkeit gearbeitet wurde. Hier wimmelte es von Krummstabgebieten ohne feste dynastische Staatstendenz, von geistlichen und weltlichen Duodezlanden, von reichsunmittelbaren Klöstern und Propsteien, von den Staatswesen gräflicher und reichsfreiherrlicher Hoheit, hier waren die Gefilde der je über ein kleines Territorium gebietenden Reichsstädte, unter denen Buchhorn am Schwäbischen Meer, das heutige Friedrichshafen, den Rekord der Minimalität unbestritten aufrechterhielt. Hier gab es die Kommenden der beiden geistlichen Ritterorden, Deutschherren und Malteser, gab ferner die unmittelbaren Reichsritter. Ihnen fehlte lediglich das eine, die Reichsstandschaft am Reichstage, um die Zahl der 293 über Wohl und Unwohl des heiligen römischen Reiches gemeinsam beschließenden Häupter der Nation noch glorreich ins Unermeßliche zu vervielfachen. Denn Landesherren waren auch sie: diese Reichsritter und ehemaligen berittenen Dienstmannen, denen durch ältere geschichtliche Vorgänge ihr Dienstherr abhanden gekommen war, so daß ihre persönliche Mannenverpflichtung aufgehört hatte und ihre lehnbare Ausstattung mit Burg und Bauern und Acker zur kleinen Herrschaft geworden war. Sie waren alle einzeln in die Reichsmatrikel eingetragen, in das große Verzeichnis der selbständigen Reichsglieder und ihrer Beitragspflicht zum Reichsaufgebot. Somit standen auch sie als Genossen neben dem hochlöblichen Erzhause Österreich oder dem hochmögenden Herrn Kurfürsten von Brandenburg im Personalregister des Reiches, und auch sie übten Landesherrlichkeit und Rechte über ihre „Untertanen". Allerdings mit Einschränkungen, aber solche gab es auch bei Anderen; das Reich wäre nicht es selber gewesen, wenn sich das dominium terrae, die innere Souveränität und Landesherrlichkeit seiner Glieder, nicht wiederum in kompliziertester Weise abgestuft hätte. Die Reichsritter besaßen etwas weniger landesväterliche Unumschränktheit als die Grafen, und die Fürsten wieder nicht ganz so viele wie die Kurfürsten, welche einen vollkommenen Stachelzaun wider das Reichsrecht um sich gezogen hatten und sogar die Berufung von ihren Gerichten an die des Reiches zu Wetzlar oder Wien ausschlossen — denn es gab zwei solche, das Reich machte auch den unmöglichen Plural zweier oberster Gerichte möglich! Um nicht zu sparsam mit Anomalien und hübsch verwickelt im Verfassungsrecht zu sein, kannte das Reich übrigens zweierlei Reichsfreiherren, solche, welche Reichsstandschaft hatten, und solche, die keine besaßen; die letzteren waren als obere Schicht zu den Reichsrittern geordnet, obwohl sie keine ritterlichen Dienstmannen, sondern eben adelige Freiherren gewesen waren. Die ganze lockere Summe dieser Reichsritter war nun wenigstens in drei Kreise gruppiert: die schwäbische, fränkische und rheinische Ritterschaft, wie es denn überhaupt an Organisation im nachmittelalterlichen Reiche, diesem Eldorado aktenhäusender Kleintechnik und staatsrechtlicher Überproduktion, durchaus nicht gefehlt hat. Wo das politische Leben erstarrt und verknöchert, da erst blüht vollkommen eine scheinschöpferische Juristik.

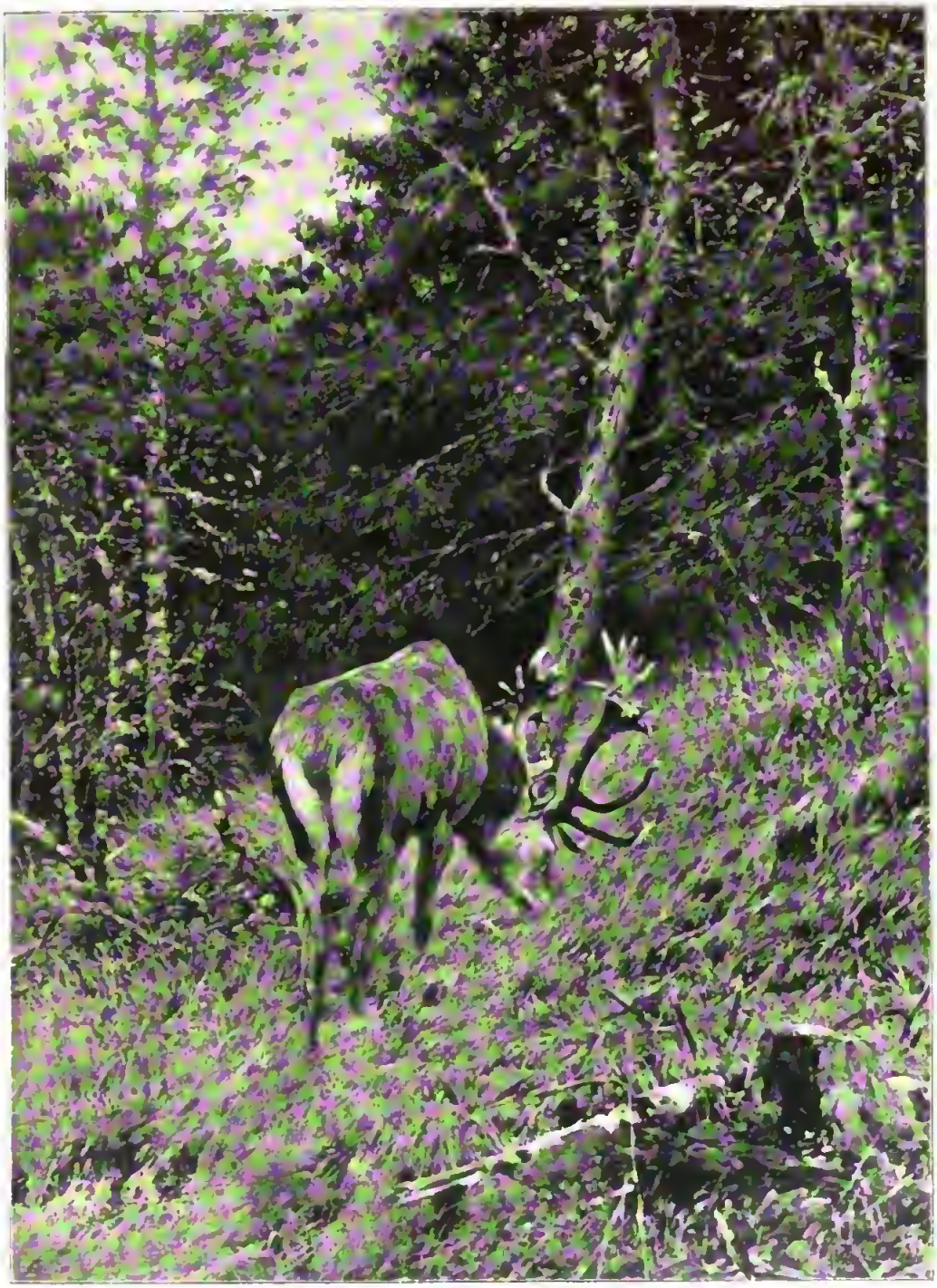
Und wie diese nur das Vorhandene differenziert und systematisiert, so heftet sich ein ängstliches Konservieren an alles Herrkömmliche, das lächerlich sein würde, schlösse es nicht eine gewisse Romantik ein und verbände es sich nicht oft mit ernster Pietät, die tiefursprünglich im deutschen Wesen liegt.

Wie im Mummenschanz schlugen ein Leopold II. und Franz II. die halb-geistlichen Brokatgewänder der mittelalterlichen Kaiser um ihre Escarpins und Seidenstrümpfe und vertauschten die brillantenbesetzten Schnallenschuhe mit den biederen alten Kaisersandalen; wie vor den Staufern kniete noch immer an des Thronsessels Stufen der Edelmann, wenn er den feierlichen Schwertschlag des Ritters empfing, und wie zu Barbarossas Zeiten rief ein Herold bei der Kaiserkrönung aus: Ist kein Dalberg da? An des Reiches Straße bei Rottweil in Schwaben stand eines kaiserlichen Hofgerichtes Stuhl, und noch immer saß darauf der Hofrichter mit übergeschlagenem Bein und bloßem Schwert, gleich den Grafen Karls des Großen in den Landgerichten, deren eines auch eben nur dieses mißverstandene „kaiserliche Hofgericht" war. Wie muß uns Heutige solche durch sechs und zehn Jahrhunderte getreulich bewahrte alte Form anmuten, uns, die wir in hundert Jahren von Leopold II. zu Wilhelm II. geeilt sind! Freilich nur des Alten leere Form und leerer Balg waren erhalten, der Inhalt taubes Wurmmehl, ein Nichts, und anstatt des gewaltigen Erzengels Michael vielmehr Sankt Schlendrian des heiligen römischen Reiches Schutzpatron geworden.

Die Zahl der erwähnten Reichsstände schwankte immerhin ein wenig auf und ab, namentlich durch dynastische Erbteilungen und Wiedervereinigungen, durch Ganerbschaften, Kondominate, oder dadurch, daß kleine Reichsglieder es aus Kriegs- und Verwaltungsgründen für zweckmäßig hielten, sich einem Territorium — mit den nötigen Vorbehalten! — anzugliedern. Unsere als etwas älterer Durchschnitt gezogene Zahl 293 setzt sich zusammen aus 7 Kurfürsten, 33 geistlichen, 61 weltlichen Fürsten, 36 Prälaten und Prälatinnen, zweien Komtureien des Deutschordens, 103 Grafen und Freiherren und 51 Reichsstädten, die das letzte Jahrhundert des Reiches noch mitmachten; einst waren es etwa 120 gewesen, wovon jedoch die einen freiwillig in Nachbarstaaten übergetreten, andere mit nicht immer zweifellosem Recht vom Kaiser zu Lehen weggegeben worden waren. Mit den Städten und den schon erwähnten Reichsrittern war übrigens die Zahl der reichsunmittelbaren Existenzen auch noch keineswegs erschöpft. Die Gewissenhaftigkeit gebietet hinzuzufügen, daß es auch Reichsdörfer gab, z. B. Gochsheim in Franken, Großgartach in Schwaben, zusammen im XVIII. Jahrhundert nur noch etwa zwei Dutzend, da auch sie ihre prekäre Freiheit vielfach von den Nachbarn hatten aufsaugen lassen; ferner Reichstäler, als deren Vertreter das heute badische Tal Harmersbach im Schwarzwald genannt sein möge. Sodann waren die namentlich in Südwestdeutschland verstreuten Kommenden der Ritterorden unmittelbar, wenn auch Reichsstandschaft nur dem Deutschorden, für zwei Komtureistimmen, zuerkannt war.

Was soeben gesagt wurde: „namentlich in Südwestdeutschland", das gilt nun geographisch überhaupt für die kleinen Reichsunmittelbarkeiten. Das heutige Bayern in seinen westlichen Teilen, Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen, die Pfalz und Rheinprovinz nebst Hessen-Nassau und dem Großherzogtum Hessen, sie sind das ehedem klassische Gebiet der wimmelnden Reichssouveränität, des Neben- und Durcheinanders der stiftischen, kleinfürstlichen, reichsgräflichen, reichsstädtischen, reichsritterlichen und reichsdörflichen Sondertümelei. Hier wallten die Bauerfrauen bei einem halben Dutzend verschieden angestrichener Schlagbäume vorbei zum nächsten Marktflecken, und der Strauchdieb, so hoher Obrigkeit des einen Gebietes aus dem baufälligen Turm entwischte, durfte den Rabenstein beim Nachbar schon wieder mit gesammelter Gemütsruhe ansehen. Darum waren auch dies die neueren Gebiete einer aller Obrigkeit spottenden Räuberromantik, vom bayrischen Hiesel und schwäbischen Sonnenwirt bis zu Hans Büchner, dem hochberühmten Schinderhannes, und bis zum Hölzerlips, welchen das rheinbündisch modernisierte Großherzogtum Baden endlich fing und in der alten Pfälzerresidenz Heidelberg, dort wo jetzt der Bahnhof liegt, mit einem Dutzend Genossen köpfte. Dagegen die Gebiete, wo einst die Kunz von Kaufungen und die märkischen Landschaden ihre kecken Taten geübt, wo die Störtebeker und Vitalienbrüder in den Städten und Küstendörfern zu Gaste gesessen, hatten infolge durchgreifender Staatsgewalt nur noch verschollene und sagenumsponnene Kunde von solchen längstvergangenen Dingen.

Wie ist nun aber das alles so gekommen und möglich gewesen? Wie konnte das



Äsender Vierundvierzigender. Nach dem Gemälde von Richard Friese-Berlin.
(Aus Eduard Schultz's Kunstsalon in Berlin.)

Digitized by Google

Reich eines Karl und Otto des Großen, eines Barbarossa in den Zustand einer solchen latenten Auflösung und lähmend schwerfälligen Vielgestaltigkeit versinken? Warum war gerade Südwestdeutschland, das im Mittelalter der politische Kern des Reiches gewesen war und das glänzendste nationale Leben gesehen hatte, so jämmerlich heruntergekommen? Das zu sagen und begründen, müßte man die deutsche Geschichte erzählen. Sollen wir's auf dem Raume zweier Druckseiten versuchen? Wenn's gelänge, wäre es freilich bestenfalls immer noch ein historischer Husarenritt.

Als die Römer die Deutschen kennen lernten, saßen diese in kleinen Völkerschaften nach Art von heutigen Negerstaaten nebeneinander und wußten weder, daß sie Deutsche noch daß sie Germanen seien, sondern meinten nur, sie seien Sigambrer, Chauken oder Cherusker, und die jeweils anderen seien Ungenossen, gleichviel ob das Brukterer, Bataver oder Gallier, Römer waren. Feindschaften und Kriege zwangen jedoch, Beistänber zu suchen, und aus Verbündungen für den Einzelfall erwuchsen Bündnisse auf längere Dauer, endlich feste Bünde. Das gesamte Konglomerat teilte sich schließlich in Bayern, Alamanen (oder Schwaben), Franken, Friesen, Sachsen nebst Thüringern. Diese Bünde begannen sich nachträglich als Stämme zu betrachten, entwickelten ein straffes Stammesgefühl, so wie sich zu neueren Zeiten ein straffes Stammesgefühl der Württemberger oder Schleswigholsteiner über der Grundlage jüngerer geschichtlicher Gebilde entwickelt hat. Innerhalb der meisten jener alten Bünde oder Stämme erlangte nun eine — ursprünglich völkerschaftliche — Dynastie die führende Oberhand; und das kriegerische Merowingerhaus, von einer einzelnen salfränkischen Völkerschaft ausgehend, durch römische Grenznachbarschaft in Gallien politisch geschult, tapfer, rücksichtlos und bis zur Perfidie geschickt, zwang die übrigen salischen und ripuarischen Franken nebst Alamannen, Thüringern, Bayern in eine Monarchie zusammen, die merowingische. Jedoch vermochte man nur die Mitglieder der besiegten Dynastien, nicht das Stammesgefühl selber zu töten. Die Karolinger stellten danach die infolge des andauernden partikularen Stammeswiderstrebens bereits zerfallende Monarchie wieder her, unterwarfen auch Friesen und Sachsen dauernd in ihr Reich hinein. Hätten sie die Eroberung auf die Dänen ausgedehnt, so wären auch sie heute Deutsche. Sachsen und Dänen waren damals weit ähnlichere Nachbaren, als etwa Sachsen und Schwaben sich verstanden und in ein Reich zu passen schienen. Das deutsche Volkstum und die deutsche Sprache sind Ergebnisse, nicht Ausgangspunkte der fränkischen Reichsgründung und der ferneren Reichsgeschichte. Karl der Große, am gewaltigsten als Organisator, suchte das Stammesgefühl der einzelnen Teile durch eine großartige und ganz moderne Verwaltungseinheit zu brechen: ein Reich, in zahllose Bezirksämter, Grafschaften, geteilt, deren Vorstände unmittelbare Kronbeamte waren und durch reisende Inspektoren (missi) überwacht wurden. Also nicht durch höhere Vorstände von Provinzen, da solche wieder die Form werden konnten, die sich der Partikularismus suchte. Kirche und Kultur mußten helfen, das Gesonderte und Widerstrebende in eine künftige Nation zusammenschweißen, und haben auch diesen Erfolg gehabt. Die vorher durch nichts verbundenen Stämme lernten eine gewisse Zusammengehörigkeit empfinden.

Viel stärker aber blieb nichtsdestoweniger auch jetzt das Stammesgefühl. Dieses war bereits unwillkürlich, so wie man heute selbstverständlicher Mecklenburger oder Schlesier, Sachse, guter Deutscher aber erst aus dem Seinwollen, aus gebildeten Gedankengängen ist. Das Stammesbewußtsein faßte Zuversicht, als das Frankenreich in Teilungen und Schwäche geriet. Purer Zufall bei diesen Teilungen gab, daß 870 just die verwelschten, französischen Volksteile in eine westfränkische, die unverwelschten in eine östliche Reichshälfte zusammengerieten. Deutsche Sprache gab es damals noch nicht, nur bayrische, schwäbische, ostfränkische, sächsische, friesische Sprache mit je ihren Dialekten. Aber jede von ihnen war, im Gegensatz zu lateinisch und romanisch, diotisk, deutsch, d. h. „volksmäßig". Später verwandte man dieses Wort dann auch, um die politische Zugehörigkeit und die Nation zu bezeichnen.

Letztere freilich hatte inzwischen die größten Gefahren gelaufen. Unter Ludwigs des Deutschen Söhnen waren die Stämme wieder so gut wie selbständig, je unter einem karolingischen Teilherrn. Eine Revolution und

der gegenseitige Beistand, den sich die Stämme bei dieser leisteten, machten, daß sie gemeinsam Arnulf erhoben. Damit kam das Wählen des Königs auf, es schob die Teilungen und Vereinigungen nach dynastischem Erbrecht fortan beiseite. Das Wählen der Könige durch die schiedlich vereinten Stämme, so leidig es in vielem gewirkt, hat doch deren gewisse Solidarität, die Möglichkeit einer deutschen Geschichte gerettet. Freilich schloß es die für die Krone unumgängliche Anerkennung des stammlichen Sonderlebens ein. Das letztere trug Stammesherzoge empor, und die Monarchie mußte froh sein, wenn sie sich notdürftig unterordneten. Dem Franken Konrad I. gehorchte bald nur der Frankenstamm. Den ersten Heinrich erhoben und erkannten an nur seine Sachsen und die Franken; aber er brachte mit ruhiger Klugheit auch die anderen zum Ertragen eines gemeinsamen Königtums. Er und Otto I. retteten abermals eine größere Nation und eine deutsche Geschichte; letzterer gab den Deutschen ein sie ideell vereinigendes Herrengefühl durch Großtaten und erneuertes abendländisches Imperium. Die klare Systematik der Verwaltung Karls des Großen herzustellen war unmöglich. Die Herzogtümer der Stämme bestanden weiter, und auch das seit Karl Martell aus Keimen um sich greifende Lehnswesen fuhr unablässig fort, den allgemeinen Untertanenverband sowie alle direkt durchgreifende Verwaltung zu durchwachsen und aufzulösen. Anstatt Beamter und Untertanen hatte der Herrscher schließlich eine vielstaffelige Lehnsordnung unter sich, worin jeder seinem jeweiligen Lehnsoberen Treue hielt oder wenigstens halten sollte. Unablässig ringen Salier und Staufer mit der herzoglichen Eigenwilligkeit und den Stämmen, deren Gefolgstreue in ihrem Herzog gipfelt. Mittel der Krone wird, die großen Herzogtümer teils selber in der Hand zu behalten, teils die stammlichen Verbände aufzuheben. Bayern, das die Alpenlande mit umfaßt hatte, und Sachsen nebst seinen überelbischen Kolonialgebieten werden in jeweils mehrere Herzogtümer und Fürstentümer zerschlagen, eine größere Anzahl mittlerer und kleiner sächsischer Herren reichsunmittelbar gemacht. Direkt in staufischer Hand sind Schwaben und Franken, so daß auch dort die Lehnsträger zweiten Ranges, sowie viele der jungen Städte, ferner die ritterlichen Dienstmannen der Herzogtümer nur den König über sich haben.

So enthält denn das Reich seit Barbarossa ein buntes Nebeneinander von neuartigen Landherzögen, von Fürsten, Dynasten, Herren, Städten und Königsmannen. Auch die Grafen sind jetzt, da das Lehnswesen die administrative Grafschaftsverfassung zerstört hat, kleinenteils Fürsten, zum Hauptteil aber die obere Schicht der kleinen Territorialherren geworden. Als Organisator Karl dem Großen fast ebenbürtig, arbeitet Barbarossa an einer neuen, gut funktionierenden Verfassung aus dem Lehnsprinzip. Der zu frühe Tod seines machtvollen Nachfolgers Heinrich VI., die verhängnisvolle Doppelwahl von 1198 zerstören Friedrichs I. Werk. Ein Recht nach dem andern werfen Philipp und Otto den Fürsten und Ständen hin; und Friedrich II. tut desgleichen, weil er bestimmtes Wollen nur in Italien verfolgt, Deutschland bloß als Mannschaftsquelle für seine normannisch-italienische Großpolitik betrachtet. Durch ihn, um keine deutschen Sorgen zu haben, werden die Fürsten in den Vollbesitz landesherrlicher Rechte gesetzt und die wichtigeren Verfügungen der Krone von ihrer Zustimmung abhängig gemacht. Seitdem bilden die Stände durch ihr Nebeneinander das Reich, die Krongewalt ist nur noch ein Rest von ehemaliger monarchischer Autorität. Der einzelne Deutsche erblickt, wie einst in den Stammesherzögen, seinen Oberen nunmehr in seinem Landesherrn, der größer oder kleiner, auch wohl ein städtischer Magistrat sein mag, nur mittelbar im Kaiser. Der Untergang der Staufen läßt zugleich ihre Herzogsgewalt in Schwaben und Franken aus der Geschichte verschwinden, alle dortigen Gebilde verbleiben nun reichsunmittelbar, ohne fürstliche Deckung politisch bloßgelegt. Und darum ist seitdem die Territorialkarte von Südwestdeutschland die bunteste im Reiche.

Die Könige und Kaiser nach dem Interregnum erblicken keine Möglichkeit, monarchische Autorität zurückzuerobern; wie alle anderen, treiben sie bloße Territorial- und Hauspolitik. Die an Rechten Meistgewinnenden aber, das ist jener engere Kreis mächtigerer Landesfürsten, der sich oligarchisch als Kurfürsten über die anderen erhebt und, da er eben die Kur, das Königswählen, seit

1273 an sich allein gebracht hat, bei jeder neuen Wahl noch neue Privilegien einheimst. Die Kurfürsten und das erfolgreiche Haus Habsburg, allenfalls noch die von der Kur zurückgedrängten und durch Teilungen geschwächten Bayernherzöge sind die großen Herren im Reiche, die über geschlossene Staaten gebieten. Nicht von dem Rudiment der Kaiserherrlichkeit, sondern nur von der aufsteigenden und um sich greifenden Macht eines solchen Territorialstaates kann die künftige Wiederzusammenfassung der zersaserten deutschen Kräfte ausgehen, als danach seit 1648 das Bedürfnis lebhafter wird. Von Österreich jedoch nicht, weil es durch seine Heiratspolitik zu sehr ins Ausland und unter die Fremden abgelenkt worden ist; von Kursachsen und von der jüngsten, nachträglich geschaffenen welfischen Kur Hannover auch nicht, weil diese Dynastien zu fremden Kronen in Polen und England gelangen. Die Frage, welches deutschgebliebene Kurhaus die Führung der Deutschen übernehmen wird, ob Bayern (seit 1623 Kurland), Pfalz, Brandenburg, beginnt seit den Tagen von Fehrbellin für diejenigen, welche zu hören vermögen, ihre Antwort zu finden.

Einmal übrigens hat auch das hinwelkende Reich Jahrzehnte der Scham über sich selber und der Ermannung erlebt. Das war zur Zeit des vaterländisch gesinnten, gebildeten Humanismus und all jener jungkräftigen Regungen, aus denen neben anderem Luthers Reformation hervorging. Damals, unter Maximilian I., hat man das Bedürfnis nach einem zentralistischen Durchbau des Reiches gefühlt und solchen vorgenommen. Auf diese Weise entstanden seit 1495 das Reichskammergericht, die Reichseinteilung in Kreise und das kollegiale Reichsregiment, welches freilich nur ein Anlauf blieb. Das alles waren keine Schöpfungen eines patriotischen Kaisers, denn, so guter Deutscher Maximilian persönlich war, jene Reichseinrichtungen sind vielmehr neben und wider das ganz hauspolitisch gerichtete habsburgische Kaisertum gesetzt worden, um das Reich möglichst durch sich selbst, d. h. durch Kurfürsten und Fürsten, zu regieren. Von ihnen hat das Reichskammergericht, das zuerst in Worms, dann in Speier, seit der Franzosennot von 1689 in Wetzlar residierte, seinen einen wesentlichen Zweck, die traditionellen Fehden der Reichsstände untereinander möglichst in Prozesse umzuwandeln, nicht übel erfüllt, wenn auch sein schwerfälliger Geschäftsgang sprichwörtlich wurde. Von den zehn Reichskreisen blieben diejenigen ziemlich bedeutungslos, in welchen ein geschlossenes Territorium wie Brandenburg, Sachsen, Bayern die Kreisgenossen allzu sehr überragte; dagegen ist in den meistzersplitterten Gegenden, im schwäbischen, oberrheinischen und fränkischen Kreise, diese Verfassung zum wirklichen Segen geworden. Hier ging das politische Binnenleben an die Kreistage über, welche in mannigfaltiger Hinsicht, z. B. in Münz-, Verkehrs- und Militarangelegenheiten, Organe einer gewissen territorialen Ordnung und Einheit wurden.

Eigentlich wider Absicht wurde zur dauernden Reichseinrichtung auch der Reichstag. Derartige Tagungen hielt ursprünglich, meist zu den kirchlichen Festzeiten, der Kaiser mit den Fürsten ab; es waren aus dem ganzen Reiche besuchte Hoftage, und sie dauerten etwa drei bis acht oder vierzehn Tage. Je mehr nun aber der Kaiser neben den Fürsten zurücktrat und je mehr sich beide mit studierten und juristischen Beamten umgaben, desto mehr wurden die Reichstage, wenn auch Kaiser und Fürsten zeitweilig persönlich anwesend waren, zu langatmigen Vertreter- und Diplomatenkongressen. Und durch diese Herren Doctores und Geheimden Räte gewannen alles Rang-, Ceremonien-, Formalien- und Schreibwesen eine weitschweifige Wichtigkeit, wie sie doch kein Fürst persönlich aufgebracht hätte. So geschah es denn, daß im Jahre 1654 der gerade zu Regensburg tagende Reichstag nur noch vorläufig geschlossen wurde, weil er nicht zum Schluß gekommen war, und als er 1663 ebendaselbst wieder eröffnet wurde, ward er während des alten Reiches überhaupt nicht mehr fertig und blieb als „immer noch während" beisammen.

Hier am Reichstage waren nun nicht alle Reichsstände gleichwertig stimmberechtigt. Im Mittelalter hatte jeder anwesende Berechtigte auch seine Stimme gehabt; aber seit 1487 hatten sich Kollegien und „Bänke" herausgebildet. Im Kurfürsten- und Fürstenkollegium führten die Mitglieder Virilstimmen (jedoch so, daß man später durch Einschränkung des Stimmenrechts „neufürstlicher", d. h. nach 1582 erhobener Häuser sich gegen das politische Hilfsmittel kaiserlicher Fürstenvereierung,

also gegen Pairsschub, zu sichern suchte). Unter den geistlichen Fürsten befand sich als eine besonders rare Spezies des Reichsrechts der alternierende, d. h. abwechselnd evangelische und katholische Bischof von Osnabrück. Die Prälaten (Äbte, Äbtissinnen, Pröpste ꝛc.) führten zusammen nur die zwei Kuriatstimmen einer schwäbischen und rheinischen Prälatenbank; die Grafen und Herren gaben zusammen die vier Stimmen der wetterauischen, schwäbischen, fränkischen und westfälischen Bank ab; die Reichsstädte solche von zweien, einer schwäbischen und rheinischen Bank. Hauptmittel der Geschäftsordnung wurde es in den letzten Jahrhunderten, wichtigere Dinge den Reichsdeputationen, d. h. Ausschüssen, zu überweisen, deren Arbeit in der Regel als für das Plenum bindend betrachtet wurde.

Man sieht, an reichlicher verfassungsrechtlicher Ausstattung fehlte es dem buntscheckigen alten Reiche nicht. Und die Produktion hierin kam auch nie ganz zum Stillstand. Bedeutendere Fürstenhäuser drängten zur Kurwürde, welche Bayern 1623, Braunschweig-Lüneburg-Hannover 1692 erlangte. Andere ergatterten wenigstens ein Erzamt, wie es sonst die Kurfürsten hatten; so stand zu Frankfurt bei den Krönungsfesten des XVIII. Jahrhunderts der Mecklenburger Herzog mit langem Messer und weißer Kellnerserviette an der Tür, um seines Amtes als Reichserzvorschneider beim Festmahl zu warten. Noch am Sterbebette des Reiches erlangten im Jahre 1803 Württemberg, Baden, Hessen-Kassel die Kurwürde, und letzteres hat seinen eigensinnigen Chur-Titel bekanntlich bis 1866 beibehalten, obwohl es niemals in die Lage gekommen ist, zu küren.

Vor allem aber ausgiebig war der Aufwand an Personal. Es ist die Zeit der Hofstaaten und der Protektion, welche nie verlegen war, ein neues Amt oder Ämtchne zu schaffen; eines schier unglaublichen Sichüberbietens an prunkender Massenhaftigkeit des hohen und niederen betreßten und bebordeten Hofgesindes. Und gerade der ärmere, nicht privilegierte Teil der Untertanen hatte die unglaubliche Leichtfertigkeit zu ermöglichen, womit von Günstlingen, Hofbeamten und Diplomaten die Dukaten an Abenteurer, Komödianten und Damen von größerer oder geringerer Zweifelhaftigkeit verschleudert wurden. Zu den Kaiserkrönungen kamen die Fürsten mit Hunderten von Adligen und Gefolgsleuten; unter den 1500 Begleitern des geistlichen Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz befanden sich, als im Jahre 1790 Leopold II. gekrönt wurde, ganz ernsthaft der Kapaunenstopfer Seiner kurfürstlichen Gnaden und — immer getreu dem Vorbilde Ludwigs XIV. — die offizielle Amme. Zum Reichstage, zu den Reichsdeputationen und Kongressen wurden anstatt eines Gesandten mit Sekretären förmliche diplomatische Kolonien entsandt, lieber drei Gesandte, die sich gegenseitig das Bein stellten, anstatt eines, oder für die einzelnen Herrschaften, von denen der betreffende Fürst Wappen und Titel führte, gesonderte Vertreter. Dazu dann ganze Geschwader von Kavalieren zur bloßen adligen Ausstattung und Visitenfahrerei, von Räten, viri doctissimi und sonstigen Schlauköpfen der verschiedensten Rangstufen, ferner von Kanzlisten, Registratoren, Chiffreuren, Déchiffreuren und sonstigem Bureauapparat, der für das nötige Anschwellen der Akten und, daß die Kuriere ewig unterwegs waren, sorgte. Sehen wir in die Briefe und Denkwürdigkeiten jener Zeit, auf was es all diesen Beauftragten und Auftraggebern nun ankam: viel, viel seltener auf sachliche, gewandte Politik und wertvolle Mitteilungen in den Berichten, als auf Eleganz der französischen Stilistik und auf geschickt eingestreute politische Pikanterien, durch die man den lieben Freund und Gesandtschaftskollegen ausstach. Le roi s'amuse gilt auch überwiegend von diesem deutschen Reichsfürstenstande. Und obendrein geht eine dunkle Vorahnung des kommenden déluge: daß es mit der ganzen Reichsherrlichkeit und wahrscheinlich der eigenen Souveränität dazu eines Tages zu Ende sein möge, seit der großen Revolution, der Emigration des hohen französischen Adels und gar dem bewußten Hervortreten des korsischen Gewaltherrn durch die vornehme Welt des letzten Jahrzehnts des alten Reiches. Wie sich Franz II. beizeiten darauf gefaßt macht, nächstens nicht mehr römischer Kaiser zu sein, und 1804 österreichischer Kaiser wird, so wird auch mancher Andere seit 1799 und 1801 mit dem unerbittlichen Schicksalsschlusse vertraut gemacht, daß er ausersehen ist, ehebaldigst als Souverän „aufzuhören zu existieren", wie der rauhe bonapartische Euphemismus lautet.

Und ihre Beamten und Bevollmächtigten, in deren Hand dieses Schicksal und dessen mögliche Abwendung gutenteils liegt? Ach, ihre Seelen sind grau und ältlich überpudert gleich ihren Haarbeuteln und Zöpfen, und nur ihr persönliches Lebensvergnügen ist rosig gleich ihren Gesichtern. Was ist das doch für Lebemänner eine herrliche Zeit, so um den Rastatter Kongreß von 1799! Das war doch ganz etwas anderes, als Regensburg und langweilige Reichs- oder Kreisberatungen!

Wann war seit lange so viel vornehme und gute Gesellschaft beieinander gewesen, so viel junge und alte Bonvivеurs von europäischem Rufe? Wann war so exquisit soupiert worden, als da nunmehr das Zeitalter der Staatsmänner-Gourmands, der Talleyrand und Metternich, sich ankündigt; wann die liebe Nervenerregung des rouge et noir so eifrig gepflegt worden? Wann die Schauspielerinnen so jung und faszinierend gewesen, wie diese Französinnen im nebelleichten Directoirekostüm, die zu Rastatt in Pariser Lustspielen und Possen durch köstliche Bonmots und Sottisen über die Bêtes allemands den endlosen Applaus der deutschen Diplomaten hervorriefen? Ja, freilich das kostete alles schrecklich viel Geld! Die Gulden flogen wie sonst die Kreuzer. Aber da war ja unter anderem der engliche Sovereign auf Reisen, unablässig bemüht, das gefährliche Frankreich auf dem Kontinent zu fesseln und es von seinem wirklichen Erz- und Erbfeind, von ägyptisch-indischen Gelüsten und von Landungen in England abzulenken. Und im übrigen mußte eben Se. Durchlaucht von daheim fleißig nachsenden. Ja so, eines Tages würde man Se. Durchlaucht wohl mediatisieren. Ah, ce pauvre prince! Nun, man selber würde wohl anderweitig unterkommen, irgendwo — —. Der Herr v. Cobenzl, dieses Greuel mit dem schwammig-kreidigen Gesicht und den zwinkernden Äuglein, waren ja noch gestern abend, als man bei der Mme. X. sich köstlich intim vergnügte, so überaus liebenswürdig, so geradezu österreichisch herzlich gewesen ... Ein Vaterland, das hat in dieser aufgeklärten Zeit ja nur der dumme Bauer auf seiner Scholle und der Spießbürger und manchenorts der Soldat, auf dessen straffer Montur der Korporal das schwanke Stäbchen hüpfen läßt, sonst allenfalls ces maudits Prussiens und von anderen hochmögenden Herren noch der reichsstädtische Ratsherr; dem Diplomaten der fürstlichen Vielstaaterei und dem akademisch Graduierten, der sich auf die Welt versteht, gilt lediglich das individuelle Talent und dessen Verwertung nach dem Grundsatz: ubi bene ibi patria.

Das ist dieses Reich, welches unter den Hammerschlägen Napoleons ins Grab sank, fast lautlos, weil es längst keinen Glauben mehr an sich selbst und keine Selbstachtung besessen. Schon 1797 meinte der junge Josef Görres, damals ein vor Zorn über die deutsche Gegenwart glühender Revolutionär, das Ende gekommen, bei Gelegenheit des Friedens von Campo Formio. „Am 30. Dezember 1797," schrieb er „am Tage des Überganges von Mainz, nachmittags 3 Uhr starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagfluß, bei völligem Bewußtsein und mit allen heiligen Sakramenten versehen, das heilige römische Reich schwerfälligen Andenkens." Indessen so schnell ging es denn doch nicht. Das Reich wollte auch sterben, wie es gelebt hatte, und alles sollte mit bureaukratischer Bedachtsamkeit ordentlich zugehen, mit Spezifikation und Wiedervorlage, und man wollte doch auch die nötigen Arzthonorare und Leichenfeierlichkeiten davon haben. Um die von Österreich zunächst heimlich vollzogene Preisgabe des linken Rheinufers an Frankreich dem Reiche mundgerecht zu machen und um vor den deutschen Ständen, zum Schrecken der einen, zur Freude der anderen, den Gedanken der Entschädigung aus den geistlichen Fürstentümern und Herrschaften zu enthüllen, kam man zu Rastatt zusammen. Und was man da unvollendet hinterließ und im Frieden von Lunéville 1801 wieder aufnahm, das kam jetzt zu weiterem Bedenken und Deliberieren an den Reichstag und dessen hiewegen gebildete ordentliche Reichsdeputation. Und diese kam denn, erstaunlich rasch, da mit Frankreich nicht zu spaßen war, am 25. Februar 1803 zu ihrem Schluß und Hauptschluß; am 24. März genehmigte diesen „Reichsdeputationshauptschluß" das Plenum, und am 27. April folgte der Kaiser nach. Drei und eine halbe Million Reichsunterthanen waren an Frank-

reich überlassen worden, aber die weltlichen Fürsten, die dort auf dem linken Rheinufer etwas zu verlieren gehabt hatten, frohlockten, sie wurden stattlich und fett aus dem schnöde vergewaltigten Krummstabgut. Mit schlotterndem Entsetzen erlebten's die geistlichen Herren. Die Bischöfe jammerten: die Abteien allein reichten sicherlich auch aus; die Erzbischöfe meinten, Klostergut und Bistümer täten's, und dann könnte man auch die Erzbistümer noch etwas vergrößern! So beteten sie alle: hilf, heiliger Florian! Aber sie kamen alle daran, und die Reichsstädte obendrein, bis auf sechs; 112 deutsche Reichsstandschaften verschwanden. Das moderne geschlossene Baden, Württemberg, Bayern, Hessen-Darmstadt begannen zu entstehen, sie als die eigentlichen Lieblingsschöpfungen von Napoleons Politik, welche ansehnliche Mittelstaaten gegen Österreich und Preußen bereit zu halten wünschte. 8 Quadratmeilen hatte Baden linksrheinisch verloren, 60 bekam es zum Ersatz wieder. Und ähnlich die übrigen genannten. Die durch Jahrhunderte ehrwürdige Gemengselkarte Südwestdeutschlands war nicht mehr. Aber noch einmal wurden das römische Reich und seine nur verjüngte Integrität der Welt verkündet!

Indessen der Appetit kommt durch das Essen, und gerade auch die Wohlmeinenden, die Wenigen, die in jener Zeit echte Patrioten waren, konnten eher zufrieden sein, daß der Ballast der vielhundertigen Reichsunmittelbarkeiten aufgelockert und eingeebnet wurde, der Wust überlebter Staatsrechtlichkeiten und Willküren solchen Staatsbildungen Platz machte, die schon durch den empfangenen Zuwachs genötigt waren, sich einheitlich und modern ganz neu zu organisieren. Der abermalige festländische Krieg von 1805 verhinderte prompt die Abfahrt der von Napoleon in Boulogne konzentrierten Schiffe und Truppen nach England, und im Preßburger Frieden wurden das deutsche Reich und seine Integrität aufs neue mit dem französischen Messer tranchiert. Der abermaligen Landausteilung folgte der Rheinbund deutscher Fürsten baldigst nach, als Dépendanceschöpfung des napoleonischen Empire. Um aber die Reichsfürsten leichter in ihn hineinzulocken, hieß es wie vormals Säkularisation, nunmehr anno 1806 Mediatisation! Aus den noch reichsunmittelbaren Gebieten wurden diesmal ganze Serien von deutschen Fürstentümern, wie Hohenlohe, Fürstenberg, Öttingen, die Grafschaften, die freiherrlichen und reichsritterlichen Herrschaften, das Ordensgut, den Rheinbundfürsten zur Beute gestellt. Am 1. August 1806 gaben diese, nebst dem Kaiser Napoleon in seiner formellen Eigenschaft als Protektor des Rheinbundes, zu Regensburg und Wien die Erklärung ab, daß sie von der Existenz des hl. römischen Reiches keine fernere Notiz mehr nehmen würden. Da dankte ein paar Tage später, am 6. August, auch Franz II. als Kaiser ab und endete gleichzeitig das heilige römische Reich. Ob er auch hierzu das Recht hatte, konnte fraglich sein, wenn diese Doktorfrage nicht bereits belanglos gewesen wäre. Daraus, daß das Reich hierüber keine Deputation einsetzte, erhielt man die Gewißheit, daß es tatsächlich nicht mehr vorhanden war. Und so war endlich ganz tot, was schon lange ohne Leben gewesen war. Viel zu lange vor Aller Augen ohne Saft und Kraft, als daß irgend jemand von denen, die es eigentlich anging, Bedauern und Klagen aufgebracht hätte.

Aber dann kam ein junges Geschlecht auf, welches das Reich nicht mehr selber gekannt hatte, welches vielmehr mit des Reiches Namen historische Träume romantischer Kaiser- und Stauferherrlichkeit verband und welches seinen Vaterlandssinn an Gestalten Hermanns und Dietrichs, Karls und Ottos entzündet, seine Willenskraft an Fichtes Gedankenflug, an Steins patriotischer Größe, an Arndts und Jahns treuherziger Redlichkeit erzogen hatte. Befreiermut deutscher Jugend und Wehrpflicht warf in blutigen Feldschlachten den Zwingherrn mit schwerem Ringen, aber endlich vollkommenem Siege danieder. Doch über die schönste Hoffnung des befreiten Deutschland siegten dann wieder die Diplomaten von vordem, das deutsche ancien régime, die Wortführer des in Tanz und Diners dahintollenden Wiener Kongresses. Auch das war gut. Wie wir, nach Bismarcks Ausspruch, ohne Jena kein Sedan erlebt hätten, so auch ohne den Wiener Kongreß und ohne die Schmach des Deutschen Bundes keinen 18. Januar zu Versailles und keinen „Deutschen Kaiser".

Aus den Berliner Theatern.

(Oktober — November 1902.)

Von

Hanns von Zobeltitz.

„König Laurin". Tragödie von Ernst von Wildenbruch (Königliches Schauspielhaus). — „Monna Vanna". Schauspiel von Maurice Maeterlinck. — D' Mali". Schauspiel von Max Bernstein (Deutsches Theater).

Mit sieben Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Die ernste Kritik hat Herrn von Wildenbruch gegenüber einen schweren Stand. Immer baut er großzügige mächtige Bilder vor uns auf, berauscht durch seine machtvolle, weithintönende Sprache, durch den kühnen Schwung seiner gestaltungsreichen Phantasie; immer hat man ein leidenschaftliches und zugleich grundehrliches Wallen vor sich und ein starkes Können, Begeisterung, Feuer, das heiße Ringen nach einem Ideal, das uns Achtung und Ehrerbietung abzwingt. Auch den Widerstrebenden, die kühlere Natur reißt er fort. Wohl hat man oft, wenn er von der Bühne herab zu uns sprechen läßt, das Gefühl der Ermüdung, doch immer wieder kommt ein lebhafter Auftrieb, der die Aufmerksamkeit neu erregt, die Sinne spannt. Bis zum Schlusse. Und die Nervenspannung hält wohl auch noch über das letzte Sinken des Vorhanges an. Aber dann folgt leider die Ernüchterung. Der Bann löst sich, sobald die unmittelbare Wirkung aufhört. Es will so wenig in unserer Seele nachhallen.

Bei jedem der neueren Wildenbruchschen Dramen habe ich innerlich gegen dies Gefühl der Ernüchterung gerungen. Wieder und wieder sagte ich mir: es muß doch etwas Ganzes, Großes gewesen sein, das Dich so stark fesselte. Geh ihm nach, halte es fest! Es will mir nicht mehr glücken. Immer bleibt nur die Erinnerung an glänzende Bühnenbilder und — freilich — an einzelne Szenen von hinreißender Kraftfülle und Schönheit. Aber das Ganze flattert vor mir auseinander; hinter den mächtigen Gestalten, die so königlich daherzuschreiten schienen, tugt überall der Schauspieler hervor; die wie Erz tönenden Reden können nur ausnahmsweise die ruhigere Nachprüfung vertragen.

So ist es mir, zu meinem großen Bedauern, auch wieder bei „König Laurin" ergangen.

Wundervoll hebt die Tragödie aus, mit wuchtigen Accenten. König Theadarich, der große Gotenkönig, ist tot; tot ist, in Kindesjahren gestorben, sein Enkel Athalarich. Dessen Mutter Amalasunta, Theodorichs Tochter, führte für ihn die Regentschaft, sie fühlt sich auch jetzt als der Goten Königin, wennschon die Großen des Reichs sie nicht voll als solche anerkennen. In der Königshalle zu Ravenna hören wir das. Wir sehen auch, daß Amalasunta schön, mutig und hohen Geistes ist. Sie ist — und sie war wirklich — eine Verehrerin der römisch-griechischen Kultur. In ihrem regen Geiste (wunderlich genug freilich, daß der Dichter sie auch „fürs ganze Frauenrecht" kämpfen lassen will) sinnt sie auf eine Verbindung mit Justinian, dem Kaiser Ostroms. Er schwebt ihr vor als der Größte, Gewaltigste; an seiner Seite zu stehen, mit ihm die Welt zu beherrschen, dünkt ihr möglich und das Höchste. Sehen will sie ihn vor allem, nach Byzanz fahren.

„Als meinen Boten schick' ich Dich,
Daß Du ihm sagen sollst: Amalasunta,
Die Kön'gin ist, so wie Du König bist,
Die einsam ist, so wie Du einsam bist,
Die kalt man nennt, so wie sie kalt Dich nennen,
Weil unsre eigne Sonne uns bescheint,
Sie läßt Dir sagen, daß sie kommen will,
Daß sie Dich hören, sehn, erfahren will,
Ob Deine Seele so nach Leben hungert,
Nach großem, wie die Seele lechzt in ihr.
Und bist Du so, dann wollen wir uns beide,
Wir Hungernden, auf Gipfelhöhn der Welt
Die Tafel richten und ein Mahl bereiten
Und eins am andren uns ersättigen —"

Während das Königsschiff insgeheim gerichtet wird, feiern die Großen der Goten dem verstarbenen Theadarich ein Fest in der Königshalle. Und da taucht unter ihnen ein Jüngling aus königlichem Blute auf, ein junger Held und ein Träumer, der mit Seheraugen in die Welt blickt: Amalrich. Er verkündet den Versammelten eine Mär, die Sage vom König Laurin. Hier liegt meines Erachtens die schönste Szene des Ganzen, aber diese Szene wird zugleich zum Ausgangspunkt für einen Grundfehler der Tragödie.

Die Sage vom Zwergenkönig Laurin und seinem Rosengarten und vom siegreichen Kampf Dietrichs von Bern (Theodorichs) mit ihm — wer kennt sie nicht? Wildenbruch aber hat sie

wunderbar schön zusammengefaßt und umgedichtet. Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens einen Teil der prachtvollen Dichtung hier einzuschalten.

„Speach Dietlieb zu Dietrich:
„König, Dir klag' ich,
Simild die Schwester
Ward mir geraubt
Dee Zauberkund'ge,
Der Zwergenkönig.
Zwei Spannen lange,
Zwölf Männer starke,
Laurin der Arge,
Hält sie in Haft.'
Dietrich wae jung,
Heerlich und hehr
Teug ihm Herr Hildebrand
Waffen und Wehr.
Helm waed gehoben,
Schwert ward geschlungen,
Hildegrim hieß er den Helm.
Nageleing nannt ee sein Schwert.
Rosse die stampfenden kamen vom Stall
Wittich und Wolkhart,
Helden zwei beide,
Sprangen zu Sattel,
Sprangen zu Rosse,
Ritten die riesigen
Recken zu Tal —
Simild war jung,
Simild war schön,
Sang sie, dann lauschten
Täler und Höhn.
Sang sie, dann kamen die Tiere vom Walde,
Gingen ihr nach über Flur und Halde,
Gingen wie Hündlein in Similds Spue,
Simild nur Liebe nicht Leid erfuhr.
Laurin kam nicht aus Menschenleid,
Laurin kam nicht aus Mutteeleid.
Ee wae der Klügste, er war dee Schlimmste,
Grimmer Zwerge wae er der Grimmste.
Laueins Haus war van Edelsteinen.
Ihn liebte keiner, er liebte keinen.
Er hatte Silber, er hatte Gold.
Laurin auch Liebe haben wollt" — ꝛc.

Dem Jüngling aber verkörpert sich der von Dietrich niedergeschlagene Zwergenkönig in Justinian . . .

„. . . Er ist ein Zauberer.
Er staeb schon hundertmal und stirbt doch nie.
Heut heißt er Justinian, einst hieß er anders,
Heißt morgen wieder anders; niemand weiß,
Wie er sich übermorgen nennen wird
Und immer ist's Laurin, der schwarze Zwerg.
Ihm ist's versprochen, daß er leben soll,
Bis alle weißen Menschen tot . . ."

Nur eine Frau sieht er im Geiste, Amalasunta —

„. . . Die ist noch klüger.
Sie denkt dreimal, da wo er zweimal denkt.
Er ist voll Furcht, sie weiß von Fürchten nicht.
Sie ist so schön, wie nie ein Weib gewesen.
Ihr Wille überflügelt seinen Willen,
So wie der Falke überm Reiher fliegt.
Sie wird den Fuß auf seinen Nacken setzen.
Sie ist die Stärkste und sie hat Gewalt."

Amalasunta hat dem Gastmahl, zunächst hinter dem Vorhang ihrer Loge verborgen, beigewohnt. In ihrem Herzen lodert zum erstenmale die Liebe auf, die Liebe zu dem Jüngling, der sie liebt, der zu ihr aufschaut, wie zu einer Göttin. Aber sie will ihren Vorsatz nicht aufgeben, will nach Byzanz. Sie weist Amalrichs heiße Werbung zurück, er darf sie auch nicht nach Byzanz begleiten. Einen Kuß nur schenkt sie ihm — „und so leb wohl — für immer — so leb wohl —"

Man muß nun unbedingt zweierlei erwarten: einmal einen großen innerlichen Kampf in Amalasuntas Herzen, den Kampf zwischen ihrer Liebe und dem Verstande, zwischen Neigung und Politik; und zum anderen einen großen Kampf zwischen den „weißen" und den „schwarzen" Menschen, zwischen Justinian-Laurin und Amalasunta, die die Klügere und die Stärkere sein soll. Auf beides deutet der erste, überaus wirkungsvolle, wenn auch stark gedehnte Akt so mächtig hin, daß man mit hoher Spannung der Lösung beider Probleme entgegensieht.

Anstatt dessen aber bietet uns der Dichter im wesentlichen nur eine politisch-höfische Intrigue am Hofe des oströmischen Kaisers! Durch drei lange Akte hindurch, bis er endlich im Schlußakt wieder starke und ergreifende Akkorde findet.

Amalasunta geht nach Byzanz. In Wirklichkeit ist sie nie dort gewesen, vielmehr von den Großen des Reiches nach einem Eiland im See von Bolsena gebracht und dort, wahrscheinlich, im Bade ermordet worden. Aber das nur beiläufig: es ist ja unzweifelhaft das gute Recht des Dichters, mit seinen Gestalten frei zu schalten.

Justinian und Amalasunta ziehen sich mächtig an. Die Vermählung zwischen ihnen scheint gesichert. Da umgarnt Theodora, des Kaisers Geliebte, ihn aufs neue. Sie weiß ihn für einen teuflischen Plan zu gewinnen. Schon hat Justinian den Vertrag in Händen, in dem die Gotenkönigin ihm, ihrem zukünftigen Gemahl, bedingungslos ihr Reich abtritt — anstatt Amalasuntas aber wird er Theodora in letzter Stunde zur Gemahlin erheben. Wie sich das entwickelt, wie der schwankende „große" Kaiser heut für die blonde hochgemute Gatin schwärmt und morgen der schwarzen Theodora anheimfällt, will ich hier nicht im einzelnen wiedergeben; es wird mit großer Weitschweifigkeit, sehr vielen schönen Worten, zum Teil in einer Atmosphäre schwüler Sinnlichkeit vorgetragen; recht glaublich ist es uns jedenfalls nicht gemacht, daß die kluge, kühne Amalasunta in solch eine grobe Falle hätte hineingeraten können, und ebensowenig glaublich, daß ein Mann wie Justinian sich zu solch schnöder, offenkundiger Verletzung der einfachsten Herrscher-, Menschlichkeits- und Gastrechtspflichten verführen lassen könnte, zu der Komödie, die er nicht nur der Gotenkönigin, sondern auch ganz Byzanz vorspielt. Was war denn, muß man sich fragen, unter diesen Umständen die Abtretungsurkunde wert? Ein erschlichenes Blatt Pergament, das weder van Amalasunta, noch, vor allem, von den Goten anerkannt zu werden brauchte.

Aber der Dichter braucht das alles für seinen letzten Akt. Denn nun stellt er in unstreitig theatralisch höchst wirkungsvoller Weise im Thronsaal des Kaiserpalastes, unmittelbar nach der Vermählung Theodoras, die stolze, hehre Gotenkönigin, die ketzerische Arianerin, der listigen, strenggläubigen Ränkespinnerin und dem elenden Kaiser gegenüber. Tief muß sich das edle Weib demütigen, es ist ja alles, alles für sie und ihr Reich verloren. Da leuchtet ein Gedanke in ihr auf. Amalrich, der Jüngling aus königlichem Blut, war ihr heimlich gefolgt, im Kielraum ihres Schiffes verborgen. Sie haben ihn gefangen gesetzt, weil er ehedem einen Abgesandten des Kaisers tötete, aber Justinian hat sich verpflichtet, ihn nicht morden zu lassen. Ihn fordert sie jetzt. In ihm, dem Geliebten, sieht sie nun ihr ganzes Volk verkörpert. Ihm will sie die Gotenkrone aufs Haupt setzen, die Krone aus den eigenen Locken. Herein wird er geführt — das Leben hat man ihm gelassen, doch man hat ihn geblendet. Von ihrem Throne herab höhnt Theodora: „Nun huld'ge Deinem augenlosen König!"

Trotz aller nachträglichen Bedenken: Der Augenblick ist hochdramatisch. In Amalasunta lodert neben dem Schmerz um alles schuldvoll

Aus der Schlußscene von „König Laurin“.
Links Justinian (Herr Christians) und Theodora (Frl. Wachner); in der Mitte Amalrich (Herr Stägemann) und Amalasuntha (Frl. Poppe).

Verlorene die heiße, mühsam zurückgekämpfte Liebe empor. Alles in ihr schreit nach Rache Sie drückt dem Blinden das Schwert in die Hand, sie führt ihn auf Justinian zu. Doch die Byzantiner werfen sich dazwischen. Amatasunta und Amalrich, die letzten Amalungen, fallen unter ihren Dolchen, im Tode vereint. „Ich bringe Dir die Welt der Frau, die Liebe —" haucht die Königin und küßt ihn sterbend. Und fast zum einzigen Male löst sich in Justinian ein Zug von Größe. Er schreitet von der Thronestrade herab und herrscht: „Tod jedem, der ein höhnend Wort hier spricht."

Schade nur, daß die Motive, die im ersten Akt aufklingen, im Wirrsal der Folge so ganz verloren gegangen sind. Daß die Königin, die „dreimal denkt, wo er nur einmal denkt", sich von der grobdrähtigsten Palastintrigue übertölpeln läßt; daß der seelische Zwiespalt, der in ihr lebt, bis zuletzt so wenig zum Ausdruck kommt; daß Justinian so gar nichts vom schwarzen Zwerg Laurin an sich hat, nicht die Kraft, nicht die List, sondern daß er schlechtweg das geschobene Werkzeug seiner Buhlerin ist. Hüben wie drüben, bei den „Weißen" wie bei den „Schwarzen", bleibt so wenig wirklich Großes, und der Riesenapparat, den der Dichter in Tätigkeit setzt, erdrückt mehr, als er fördert. Feuerwerkskörpern gleich verpufft eine Szene nach der anderen — schließlich doch auch der tragische Ausgang. —

Das Königliche Schauspielhaus hatte, wie es sich für eine Tragödie Wildenbruchs geziemt, rückhaltslos alle seine reichen personellen und materiellen Mittel an die Aufführung gesetzt. Die Grubesche Regie war meisterhaft, die Dekorationen von blendender Pracht. Auch die Künstler gaben ihr Bestes. Fräulein Rosa Poppe als Amalasunta hatte einzelne ergreifende Momente; in anderen verfiel sie leider wieder in manieriertes Spiel, künstelte in Sprache und Haltung, wie so häufig in den letzten Jahren. Das starke Temperament in ihr wird scheinbar mehr und mehr von dem brennenden Ehrgeiz überwuchert, stets etwas ganz besonderes bieten zu wollen, zu überraschen; so klügelt sie an ihren Rollen herum, bis der Rest von Natürlichkeit verschwunden ist. Vortrefflich war Herr Stägemann als Amalrich, zumal die Laurin-Dichtung des ersten Aktes sprach er in hoher Vollendung. Das Schauspielhaus hat sich in dem jungen Künstler eine Kraft gesichert, von der man noch viel erwarten kann. Dasselbe darf man von Fräulein Wachner sagen, die die verschlagene Buhlerin Theodora frisch und kräftig charakterisierte. Herr Christians endlich gestaltete den Kaiser Justinian ganz, wie ihn Wildenbruch nun einmal geschildert hat, als den feigen, ewig schwankenden, heuchlerischen, weibertollen Schwächling: von der wirklichen Größe des Imperators und Gesetzgebers hat der Dichter ja in die Figur absichtlich nichts hineingelegt, und der Darsteller trug ihr auch nicht einmal in der Haltung Rechnung. Fast alle, auch die kleineren der 45 Rollen, die das Personenverzeichnis namentlich aufführt, waren mit ersten Kräften besetzt. Kein Wunder, daß das Zusammenspiel meisterlich war und die klangvollen Verse Wildenbruchs zur schönsten Geltung kommen. Denen zollte das Publikum den vollsten Beifall. —

Maurice Maeterlinck hat auch in Deutschland viele Bewunderer. Ich glaube freilich, die Zahl derer, die seine Werke selbst gelesen haben, ist verschwindend klein gegenüber der Menge der

anderen, die mit in die große Ruhmespasaune stoßen. Jedenfalls aber hat er seine fest geschlossene literarische Gemeinde, und das ist heutzutage immer ein sicherer Weg zum Erfolg. Es gehört schon einiger Mut dazu, solch einem Kreise gegenüber zu erklären: ‚Ich mach' nicht mit'. Auf die Gefahr hin, als Barbar in Acht und Aberacht getan zu werden, muß ich es jedoch aussprechen, daß mir der Ruhm Maeterlincks stets künstlich hochgepufft erschien. Wahl fand ich bei ihm manch tiefsinniges Wort, manch wirklich bezaubernd schöne Wendung, manch prächtiges Bild, aber das alles stand fast immer wie hinter einem Nebeldunst, dumpf und unklar. Ich will mich jedoch bescheiden, die Schuld kann bei mir liegen. Mein schlichter Menschenverstand mag nicht auf die Höhen des „großen Belgiers", wie er jetzt mit Vorliebe genannt wird, hinauf- aber, vielleicht richtiger, nicht in die Tiefen seines Gedankenreichtums hinabreichen.

Es ist da nur eins merkwürdig. Nachdem man ein Jahrzehnt aber länger den alten Maeterlinck, den Träumer, als einen der größten aller lebenden Dichter gepriesen hat — um Irrtümern vorzubeugen: für einen begabten, phantasiereichen Dichter halte ich ihn auch —, hat derselbe Maeterlinck „Gerichtstag" über sich selbst abgehalten. „Er entthront," wie einer seiner eifrigsten deutschen Bewunderer schreibt, „die vielgestaltigen verhüllten Gottheiten (einiger seiner früheren Werke), diese fernen und zweifelhaften Götter, er will dem Zufall den mystischen Nimbus nehmen, dem er ihn einst selbst verliehen hat." Er hat eine große Wandlung durchgemacht, er ist ein ganz anderer, ist „Wirklichkeitspoet" geworden. Das ist ja sehr schön. Erstaunlich scheint mir nur, daß seine Verehrer nun flugs dem anderen neuen Maeterlinck ebenso zujauchzen wie vorher dem alten.

Manna Vanna, das neuste Schauspiel Maeterlincks, hat im Deutschen Theater einen starken Erfolg errungen, und zwar einen Erfolg durch sich selbst, nicht durch die Aufführung, die im großen und ganzen den Dichter nur schwach unterstützte. Die Tageskritik labte das Drama fast ausnahmelos in den höchsten Tönen, das Publikum strömt Abend um Abend in das Haus. Ich muß gestehen, ich begreife Kritik und Publikum nicht. Mehr noch: die Bewunderer des alten Maeterlinck kannte ich noch bis zu einem gewissen Grade verstehen; wenn der neue Maeterlinck aber in Manna Vanna sein Meisterstück abgelegt haben soll, dann sind mir die Bewunderer dieses neuen Maeterlinck völlig unverständlich.

Um es grad heraus zu sagen: das Schauspiel erscheint mir wie eine einzige große Unmöglichkeit. Unwahr im Kern, verwaschen in der Charakteristik aller seiner Gestalten, allzu phrasenreich, trotz mancher unleugbarer Schönheiten, in der Sprache, unlogisch im Ausklang; dabei vielfach ganz auf die gewöhnlichste Bühnenwirksamkeit zugeschnitten, ganz aufs Theatralische gestellt. Nur vereinzelt finden sich wirklich poetische Szenen, feine Wendungen, die an den alten Maeterlinck gemahnen; das meiste erstickt im Pathos.

Der äußerliche Vorwurf, den Maeterlinck wählte, ist nicht neu. Er ist, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, einer der ältesten Schatzgruben der Poesie entnommen. Es steckt in der Manna Vanna etwas von der schönen, frommen Lady Godiva, die der Sage nach entkleidet durch die Straßen von Coventry ritt, um die Stadt von der schweren Auflage zu befreien, welche ihr harter Gatte Leofric, Graf von Mercia, den Bewohnern auferlegt hatte; es steckt in der Manna Vanna auch einiges von der biblischen Judith. Der Dichter hat den Stoff nur zugespitzt, raffiniert.

Maurice Maeterlinck.

Manna Vanna ist die schöne und tugendhafte Gemahlin des Stadthauptmanns von Pisa, Guido Colonna. Sie hat ihn zwar eigentlich nur geheiratet, um — wie man heute sagen würde — standesgemäß versorgt zu sein, aber das erfahren wir erst im zweiten Akt. Im ersten ist sie schlecht und recht glücklich mit ihm. Pisa wird von den Florentinern belagert, Hungersnot bedroht es nicht minder wie der Sturm der Feinde; vor den Toren liegt der Condottiere Prinzivalli; wenige Stunden noch und seine Scharen werden über die unglückliche Stadt hereinbrechen, raubend, mordend, schändend. Der Vater des Stadthauptmanns, der greise Marco, ist als Unterhändler im Lager der Gegner gewesen. Heimkehrend berichtet er von einem seltsamen Handel, den der Söldnerkapitän vorschlägt. Prinzivalli will Pisa vor dem Verderben erretten; er will der Stadt Munition und Lebensmittel in Hülle und Fülle zuführen. Und er begehrt dafür nur — daß Monna Vanna zu ihm in sein Zelt kommt, am Abend, allein und nur in einen Mantel gehüllt, und bis zum Morgengrau bei ihm bleibt. Sie geht —

Man wird darüber sehr verschiedener Ansicht sein können, ob eine keusche Frau dies höchste Opfer bringen kann. Ich möchte darüber nicht richten. Die Zeiten größter öffentlicher Not können wohl die menschlichen Nerven aufs tiefste erschüttern, aufs gewaltsamste anspannen, können Formen persönlichsten Heldentums möglich werden lassen, die uns sonst unmöglich erscheinen möchten. Beim Manne wie beim Weibe.

Im zweiten Akt betritt Manna Vanna das Zelt des Feindes. Was wird geschehen? Ohne Sorge: es geschieht — gar nichts. Derselbe Prinzivalli, der in perverser Sinnlichkeit forderte, daß die schöne Manna zu ihm käme nur in einen

Mantel gehüllt, der sich gleich nach ihrem Eintritt versichert, ob sie diese Bedingung auch eingehalten hat, und dann erst von der Zelttür aus den Aufbruch des riesigen Zuges anordnet, der Pisa Lebensmittel bringen wird, — derselbe Prinzivalli verwandelt sich zwei Minuten später in einen girrenden Täuberich, einen sentimentalen Jüngling. Man denke: ein Condottiere des XV. Jahrhunderts, ein italienischer Söldnerhauptmann der Renaissancezeit! In rührenden Tönen erzählt er ihr, während sie es sich auf seinem Zeltlager überraschend schnell bequem macht, daß sie und er als Kinder sich schon einmal begegnet seien, daß er sie geliebt habe sein ganzes wildes Leben hindurch. Und drei Minuten spä er plaudert die reine keusche Monna, deren Glieder nichts deckt als der verlangte Mantel, höchst freundschaftlich mit ihm, der soeben noch das Opfer ihrer Frauenehre heischte, erkaufen, erpressen wollte; sie weicht zwar noch seiner Frage aus, ob sie ihren Gatten liebe, aber sie horcht freudig seinen eignen Liebesgeständnissen, wirft ihm geradezu vor, daß er einst voreilig auf ihre Liebe verzichtet hätte. Dieselbe Vanna, von der wir immer noch glauben sollen, daß sie eine Frau vom höchsten Seelenadel sei!

Frau Theresina Geßner-Sommerstorff als „Monna Vanna." (Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

Während die beiden ihr erstes Schäferstündchen feiern — ich kann's nicht anders nennen —, bricht im Lager ein Aufruhr aus. Prinzivalli hat nämlich Streit mit dem hohen Rat von Florenz gehabt und, ganz klar stellt der Dichter den Fall nicht, allen Grund anzunehmen, daß man ihn vor Gericht stellen wird, seinen Tod erstrebt. Er, der — soeben noch seine Auftraggeber um eines Weibes willen verratend — der belagerten Stadt „200 Wagen voll des besten Getreides, 200 andere mit weiteren Lebensmitteln, 30 Pulverwagen, 600 apulische Rinder, 1200 Schafe u. s. w." zuzuführen vermochte, ist urplötzlich durch eine kleine anrückende Schar von 600 Florentinern so schwer bedroht, daß er sofort fliehen muß, dieser kurioseste aller Söldnerhäuptlinge. Wohin aber? Die kluge Monna weiß Rat: nach Pisa selbst! „Du hast Pisa gerettet, es ziemt sich, daß es Dich nun rettet." Und sie öffnen den Zeltvorhang. Ein rührend schöner Anblick, ganz wie im Ausstattungsstück: Pisa liegt ‚am Horizont vor ihnen im Lichterglanz, überdeckt von Freudenfeuern, die einen riesigen Feuerschein an den noch dunklen Himmel werfen'. Dumpfes Getöse, ferner ‚begeisterter' Glockenklang. Pisa feiert seine Errettung. Und die keusche

Heinrich Frau Sommerstorff als Prinzivalli und Monna Vanna in „Monna Vanna", 2. Akt. (Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

Digitized by Google

Monna jubelt: „Stütze mich, trage mich, damit nichts meine ersten glücklichen Schritte hemmt ... o wie schön ist die Nacht in dem aufsteigenden Morgenrot! Komm rasch, es ist die höchste Zeit ... wir müssen dort sein, ehe noch die Freude erloschen ist ...“ ‚Eng umschlungen‘ — so schreibt es der Dichter vor — gehen sie ab.

Frau Monna ist in einem bösen Irrtum befangen gewesen, wenn sie glaubte, sie würde in Pisa auch von ihrem Gatten mit hellem Jubel empfangen werden, da sie unberührt heimkehrt; unberührt, wieder ganz die fromme Heilige des ersten Aktes, erfüllt von dem Gedanken, Pisa errettet zu haben, den Retter mit sich zu bringen, umrauscht von den Huldigungen der dankbaren Menge. Was nutzt das alles ihr. Denn Guido Colonna — glaubt ihr nicht, als sie mit Prinzivalli vor ihm steht, vor ihm und dem ganzen Volk von Pisa. Sie schwört — er glaubt ihr nicht. Es steckt da wohl etwas tief Menschliches darin: der in seiner Ehre gekränkte Mann will lieber das Geständnis der Schuld, als den Schwur der Schuldlosigkeit, der ihn doch vom ewigen häßlichen Zweifel nicht lösen würde. Aber auch dies Problem verliert sich im Haschen nach rein theatralischen Effekten, in einem Sardou-Ausweg. Guido, der Gatte, schwört: Ihr sollt frei gehen, wohin der Liebeswahn Euch treibt, ohne Schimpf, ohne Kränkung; doch vorher gestehe! Sie beteuert wieder. Guido wird Prinzivalli foltern lassen — da greift sie, überwältigt von der, vor der Roheit ihres Mannes plötzlich aufflammenden Erkenntnis ihrer Liebe, um Prinzivalli zu retten, zur Lüge. Ja, sie hat sich ihm hingegeben, sie war sein — „Sucht einen Kerker, so tief, daß niemand ihn ... und ich will den Schlüssel haben ... Es rühr ihn keiner an! ... Er gehört mir, er gehört mir allein ..... Leb wohl, mein Prinzivalli ... o, wir werden uns wiedersehen.“

Herr Otto Sommerstorff als Prinzivalli in „Monna Vanna“.
(Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

In der ursprünglichen Fassung endete das Schauspiel tragisch; Monna Vanna stürzte sich von der Palastterrasse, auf der der letzte Akt spielt, hinab. Das war immerhin noch eine Lösung. Der jetzige Schluß ist, für mich wenigstens, ein Spiel mit Empfindungen und Worten, das in seiner sehr geschickten Mache gefühlvolle Hörer rühren mag. Wer kühler abwägt, den packt selbst das einzige nicht recht, was es klar bringt: die endgültige Abwendung Monna Vannas von ihrem Gatten, das Offenbaren ihrer heißen Liebe zu Prinzivalli. Es kann nicht packen, weil der Dichter es schon im zweiten Akt so ziemlich vorweg genommen hat. Denn nur ein seltsam naives Gemüt wird die beiden aus dem Zelt schreiten sehen, ‚eng umschlungen‘, ohne zu wissen, diese gehören sich innerlich an. Es kann auch nicht packen, ergreifen, weil das ganze Hin- und Hergerede, die letzte Lüge Vannas vor allem nur auf der Bühne möglich sind. In der schnöden Wirklichkeit würde jeder, und nicht nur der überweise alte Marco, wissen, daß die Verzweiflung ihr die Unwahrheit, das falsche Geständnis von den Lippen reißt — Verzweiflung und Liebe. Aber Maeterlinck, vermute ich, wollte am Schluß dem Publikum noch ein artiges Rätsel aufgeben. Er läßt die Frage offen, ob Guido die Gattin und den Liebhaber seinem Schwur gemäß frei ziehen lassen wird oder nicht. Das kann sich jeder Hörer nach seiner Art auslegen, und das gewährleistet eine hübsche Beschäftigung für den Nachhauseweg. Der Erfolg gibt ihm recht — unkünstlerisch bleibt es. Unkünstlerisch wie dies ganze Drama, indem Maeterlinck mit den einfachsten Gesetzen der Logik spielt, wie ein Jongleur mit Billardkugeln.

Die vortrefflichen Künstler des Deutschen Theaters sind im allgemeinen selten auf der vollen Höhe ihres Könnens, wenn sie im Kostüm tragieren müssen. So lagen denn Herrn Bassermann (Guido Colonna) und Herrn Reinhardt (der dessen Vater, einen unglaublich weisheitsvollen und schwatzhaften Greis, darzustellen hatte) ihre Rollen augenscheinlich wenig. Herr Sommerstorff (Prinzivalli) machte aus dieser gänzlich der Einheit entbehrenden Gestalt, was wohl irgend aus ihr zu machen war. Einen starken Anteil am Erfolg des Schauspiels aber hatte Frau Teresina Geßner-Sommerstorff. Daß sie die kensche, reine Monna des ersten Aktes, die nur gut, edel, aufopferungsfähig zu sein braucht, trefflich gestalten würde, war vorauszusehen; diese Rolle entsprach ihrem ganzen Wesen. Daß sie bei der unter so seltsamen Umständen flirtenden Dame des zweiten Aktes manches vermissen ließ, ist kaum zu verwundern — immerhin fand sie auch hier Übergänge, die die kühnen Sprünge des Dichters einigermaßen verdeckten;

Herr Dr. Max Bernstein und Gattin (Pseud. Ernst Rosmer) in ihrem Arbeitszimmer.
(Aufnahme von Jaeger & Görgen in München.)

bei der Lektüre wenigstens traten diese mir noch viel krasser entgegen. Im Schlußakt aber hatte Frau Geßner Augenblicke wirklicher Größe, in denen sie selbst skeptische Hörer über all die Wunderlichkeiten hinwegtäuschen konnte, die Maeterlinck uns zumutet. Und das will viel besagen.

Der Zufall wollte es, daß ich an dem einen Abend Monna Vanna, am Abend darauf aber, ebenfalls im Deutschen Theater, „D'Mali" sah, das neue Schauspiel des Münchener Rechtsanwalts Max Bernstein.

Eine Welt liegt zwischen beiden Schauspielen. „D'Mali" behandelt einen Vorwurf, der an sich nachgerade bis zum Überdruß abgetreten ist. Wieder ist es die alte Geschichte von dem unschuldigen, allerliebsten Mädchen aus kleinbürgerlichen Kreisen, das von einem jungen flotten Herrn verführt und schließlich, um vulgär zu sprechen, „sitzen gelassen" wird. Was das Schauspiel trotzdem für mich reizvoll machte, von der ersten bis zur letzten Szene, liegt auf einem anderen Gebiet: es ist wahr und echt.

Mali ist die Tochter des braven Münchener Schuhmachermeisters Lechner. Sie führt dem Witwer musterhaft pflichttreu die Wirtschaft. Der Bruder, der bei ihnen wohnt, fährt — vortrefflich gezeichnet — mit vollen Segeln im Fahrwasser der Sozialdemokratie, ohne tieferes Verständnis, aber mit dem üblichen Aufwand der in den Vereinsabenden aufgelesenen Phrasen. Ein Zimmer der Wohnung ist an den eleganten gescheiten Juristen Eduard Wiedemann vermietet. Der verleitet Mali eines Abends, eine Redoute zu besuchen. Nie ist sie leichtsinnig gewesen, sie kämpft auch jetzt wacker gegen die Versuchung; die Sehnsucht jedoch, einmal, nur einmal aus des Lebens Enge einen Blick hinauszutun in eine ihr fremde, glänzende Welt, ist zu groß. Sie erliegt ihr, und der eine Abend wird ihr Verderben. Für beide aber, Mali und Eduard Wiedmann, blüht aus dem Fehl zunächst eine innige, herzliche Liebe auf, ein verbotenes und darum doppelt süßes, heimliches Glück.

Das ist im wesentlichen der Inhalt der ersten beiden Aufzüge, die zwar eine reiche Fülle von fesselnden Bildern aus dem Münchener kleinbürgerlichen Leben vorführen, aber sich doch nicht bedeutend über das Durchschnittsniveau derartiger Milieuschilderungen erheben. Man ist nachgerade wohl zu der Ueberzeugung gelangt, daß solche Milieuschilderung, und wenn sie noch so vortrefflich ist, an sich noch kein Kunstwerk ausmacht.

Anders der dritte Aufzug. In ihm läßt der Verfasser, in zwei aufeinander folgenden, gleich meisterlichen, ernsten Szenen, grundsätzlich verschiedene Lebensauffassungen aufeinanderstoßen. Zuerst stellt er dem Sohne den Vater gegenüber. Der Landgerichtsdirektor Wiedemann ist auf der Durchreise im Hotel, er will seinen einzigen geliebten Jungen zu einer Erholungstour mit sich nehmen. Aus einem harmlosen Plaudern wächst plötzlich das Geständnis des Sohnes heraus, daß er ein einfaches Mädchen aus dem Volke liebe und sie heiraten werde. Der Vater ist ein Mann, der das Leben kennt und die Menschen, ein Mann, der nicht aufbraust und auch nicht mit leeren Theorien ins Feld rückt. Er kämpft für den Fortbestand aller Hoffnungen, die er auf den begabten Sohn setzte, mit verständigeren Mitteln, mit überlegener Ruhe. Er setzt dem jungen leidenschaftlichen Stürmer, dem die Liebe das Höchste dünkt, auseinander, daß er mit dieser Ehe sein Lebensglück unrettbar zerstören müsse. Was er sagt, sind an und für sich keine neuen Gedanken. Aber wie er in glänzender Form die alten, bitteren Wahrheiten in neue Gewänder kleidet, ist oft überraschend fein pointiert. So z. B. die Wendung, daß heutzutage der Hochgebildete mit einem beliebigen gleichgebildeten Fremden, der aus

irgend einem entlegenen Winkel der weiten Welt kommt, mehr innerliche Berührungspunkte habe, als mit dem Kleinbürger aus der nächsten Straße. Trotz allem, überzeugen kann er den Sohn nicht. Auch da noch bewahrt er die übertegene Ruhe des erfahrenen Mannes. Er steckt ihm eine Prüfungszeit, er ist sicher, die Körner, die er in dieser Unterredung ausgestreut hat, werden schon aufgehen, wenn die Liebenden getrennt sind.

Kaum ist der Sohn entrüstet gegangen, so kommt der atte Lechner. Der hat inzwischen entdeckt, was zwischen Mali und Eduard vorgegangen ist. Er ist tief erschüttert, der wackere schlichte Mann mit dem Herzen von Gold und dem geradlinigen einfachen Verstand. Aber er vertiert das Vertrauen nicht: der Zimmerherr ist ja kein Lump, kein gemeiner Verführer, er liebt Mati; der Vater aber soll ein prächtiger Herr sein, dem schon ats hohen Justizbeamten das Recht am höchsten stehrn muß, das gleiche Recht für alle. Die sichere Überzeugung kebt in dem atten Mann: es wird schon noch alles gut wrrden; Eduard wird Mati heiraten, und Eduards Vater wird seinen Segen dazu geben. Wie er das nun vorbringt, seine Wünsche, seine Bitte, wie der andere ihn abwehrt; wie der Landgerichtsdirektor ihm auseinandersetzt, sachlich und doch nicht ohne innere Teitnahme, daß eine gesetzliche Verpflichtung zur Ehe für seinen Sohn durchaus nicht vorhanden sei, wie der Alte immer wieder meint: „aber wir leben doch in einem richtigen Staate" — dis ihm dann endtich das traurige Verständnis aufgeht, daß sein Gang vergebens war, das ist ausgezeichnet entwickett und durchgeführt. Sehr sein besonders auch darin, daß der Verfasser jede Schärfe vermeidet, jede Parteinahme. Immer hat man die Überzeugung: der Landgerichtsdirektor kann als Vater eines hoffnungsvollen Sohnes um dessenwillen gar nicht anders sprechen, als er spricht, und der alte gute Lechner kann sich nur so geben, wie er sich gibt.

Der letzte Akt fällt ein wenig ab. Er führt uns wieder in die Wohnung des Schuhmachermeisters. Der Bruder Soziatdemokrat, der immer für freie Liebe schwärmt, fällt aus der Rolle und vertangt seinerseits für die Schwester eine Ausnahme: sie muß geheiratet werden. Mali kommt hinzu und wirft sich zwischen den Bruder und den Geliebten. Es kommt dann zur Abschiedsszene. Eduard erzählt von der Prüfungszeit, die ihm der Vater auferlegt. Noch glaubt er selbst festfest an seine Beständigkeit, und Mati jubett — so kurz dünkt ihr die Zeit, die ihm endtos erscheint. Aber dann kommt ihr der Zweifel, kommt ihr die Herzensangst. Fromm, wie sie gebtieben ist, wirft sie sich vor dem Bilde der Mutter Gottes auf die Knie, betet indrünstig. Und während er voll Unraft und Erregung sie aus ihrem Gebet herausreißt, mit ihr von den Bedenken, Einwürfen des Vaters spricht, reist in ihr das Bewußtsein dessen, was sie beide, die sich so tieben, trennen muß. Sie fühtt im Grunde dasselbe, wie der Landgerichtsdirektor: der Standesunterschied läßt sich nicht überdrücken, sie würde des Getiebten Zukunft stören, — wahrscheinlich zerstören. Kein Wort sagt sie ihm davon. Aber als sie scheiden, weiß sie, er wird nicht zurückkehren. Sie bricht zusammen. Da kommt der Vater gramvollen Herzens heim. Er beugt sich liebevoll über sie: „Im Leben ist's halt nit so, wie's sein sollt. Bleiben wir wenigstens bei'nand'", sagt er. Und sie — noch ein letzter seiner Zug — sieht aufblickend das winzige Veilchensträußchen, das sie soeben Eduard schenkte als kleines Angebinde für die Reise. Sie hebt's und läßt's wieder fallen. Mutlos nun. Er hat es mitzunehmen vergessen. —

In diesem Schauspiel waren die Künstler des Deutschen Theaters ganz auf der Höhe ihres Könnens. Jede einzelne Rolle einfach eine Meisterleistung! Fräulein Irene Triesch als Mali voll schtichter Innigkeit, rein trotz ihres Fehltritts, ein rechtes echtes Münchner Madl; Herr Sauer und Herr Kayßler vortrefflich als Vater und Sohn Wiedemann. Vor allem aber schuf Herr Reinhardt in dem Schuhmachermeister Lechner wiedereinmal eine seiner köstlichen Greisengestalten, vollendet echt in dem heiteren, lebensfrohen, etwas phitisterhaften, kindlich rührenden Glauben an diese besten aller Welten zuerst, ergreifend dann im Schmerz des Vaters, im Zusammenbruch.

Nach der Monna Vanna bot mir dieser Abend einen wirklichen Genuß. Und dennoch —

Wenn ich zurückblicke, war's eben nur der Genuß der kurzen Theaterstunden. Die ehrliche Freude an der hübschen Wirklichkeitsschitderung, an einzetnen kleinen Zügen, an einem geistreich geführten Gespräch im dritten Akt, nicht zuletzt an vollendeten schauspielerischen Leistungen. Etwas Höheres, Herz und Gemüt Packendes gibt auch dies in seiner Art vortreffliche Schauspiel nicht. Dazu greift der ganze Vorwurf nicht tief genug; die überaus geschickte, kluge Einkleidung des Ganzen hitft über den Eindruck nicht hinfort: es war doch ein Alltagswerk, das Dir hier geboten wurde.

Und aus ähnlichem Empfinden heraus mag wohl der Erfolg zu erklären sein, mit dem das Publikum Monna Vanna krönte. Es ist übersättigt von der kleinen Kunst der reatistischen Schilderung, so übersättigt, daß es darüber ungerecht wird und auch das ewig Wahre, das diese uns gab, mit der sie uns von dem Bombast schön gedrechselter Phrasen und hohler Empfindungsduselei befreite — die realistische Kunst, nicht die naturatistische! — nicht mehr erkennen mag. Es will wieder großen Stil, Schwung, das Außergewöhnliche; will Helden und Heldinnen, Leidenschaften und Leiden. Dafür nimmt es denn auch hier die verblasenste Symbolistik, dort die wüsteste Romantik willig in den Kauf, Schemen statt Menschen und den leersten Pathos.

Nicht viel mehr ist's leider wie eine neue Mode. Aber der Drang nach Befreiung tiegt doch in ihr und die Sehnsucht nach einer wirktichen Dichtung, Umkehr und Einkehr. Nur — der Dichter von Gottes Gnaden fehlt uns, der Poet von wirktich schöpferischer Kraft. Ob wir's noch erleben, daß er uns ersteht? Ob er vielleicht — unbekannt und nicht beachtet — schon unter uns weitt? Wir können nur hoffrn und harren.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Selten ist der Künstler zugleich ein Heiliger, und nur schwer widersteht er der Versührung, mag sie die Seele oder die Sinne reizen. So ist es denn auch meist eine böse Versuchung für ihn, wenn er mit einem seiner Werke großen Erfolg erringt. Dann drängt es ihn oft unwiderstehlich, eine Fortsetzung des Werkes oder eine Ergänzung oder ein Gegenstück zu liefern. Der Erfolg gibt in diesem Falle nur den äußeren Antrieb ab, die wesentliche Ursache sind innere Anreize. Im allgemeinen erschöpft wohl nie die Ausführung eines Werkes ganz und gar den Stoff, wie er ursprünglich den Künstler zum Schaffen lockte. Je mehr er den Stoff gebändigt hat, je straffer, in sich abgeschlossener das Werk geworden ist, desto mehr Elemente des Stoffes sind bei der Arbeit unverwertet geblieben, beiseite gelegt worden, desto mehr Späne sind beim Hobeln und Feilen geflogen. Infolgedessen geschieht es leicht, daß der Stoff den Künstler auch weiterhin beschäftigt; er sieht neue Möglichkeiten, neue Ideen schießen in ihm empor. Und sobald ein äußerer Anlaß sich einstellt, wird der Schaffende sich verlockt fühlen, den Stoff noch einmal von anderer Seite her in Angriff zu nehmen, um auch seine letzten Reste zu bewältigen.

Zumeist aber waltet über diesen Fortsetzungen und Ergänzungen ein verhängnisvoller Unstern. Kaum je wird aus ihnen etwas Rechtes und Erfreuliches. Vielleicht deshalb nicht, weil der Künstler bei der Nacharbeit doch nicht so aus dem Vollen schöpft, wie bei der Erstarbeit, oder weil die Kritik, der Verstand an jener ebensoviel Anteil hat, wie die innere Schaffenslust. Jedenfalls haben die Künstler im allgemeinen mit ihren Ergänzungen und Gegenstücken oder auch Umarbeitungen wenig Glück gehabt. Tassos Gerusalemme conquistata stellt eine sehr schwächliche Umgestaltung des Gerusalemme liberata dar, Miltons Paradise regained nur ein dürres Gegenstück zum Paradise lost, Goethes Wanderjahre setzen die Lehrjahre in dürftiger Weise fort, und selbst Shakespeare hat in seinem zweiten Falstaff, dem Falstaff der Lustigen Weiber, nur eine blasse Kopie des Falstaff im Heinrich IV. geschaffen. Daß es den Neueren nicht besser geht, beweist Gerhart Hauptmann mit seinem „Roten Hahn", der mit dem „Biberpelz" die Personen, nicht aber die Kraft und Frische gemein hat. Und wenn ich recht sehe, schließt sich auch Peter Rosegger dieser Reihe edler Namen an, mit dem gleichen Bestreben, mit dem gleicher Erfolg. Sein neuester Roman „Weltgift" (Leipzig, L. Staackmann) ist ein Gegenstück zum älteren „Erdsegen", aber während hier ein positives Ideal verwirklicht wird, ein positives Wollen das Ganze beherrscht, geht Rosegger dort von einer Negation aus. Und damit ist von vornherein eine Grundstimmung bedingt, die eine tiefere Anteilnahme nicht aufkommen läßt. Im „Erdsegen" waltet das Sonnige, Freudige vor, im „Weltgift" das Pessimistische und Verdrießliche, und stärker als der Humor kommt die Ironie zur Geltung. Roseggers Vorzüge treten freilich auch in diesem Roman immer wieder anmutend zu Tage, seine lebendige Erzählungsweise, sein naturfrisches Empfinden, sein mitreißendes Ethos. Aber doch im allgemeinen ein wenig verschleiert und getrübt; an dem Ganzen des Werkes hat, wie es scheint, das Herz des Dichters weniger Anteil gehabt, als an seinen früheren Schöpfungen. Mit behaglicher Spannung liest man sich in den Roman hinein, die ersten Kapitel lassen mehr erwarten, als die weitere Folge bietet. Der Anfang scheint eine Art neuen Don Quijotes zu versprechen; den fahrenden Ritter gibt Hadrian Hausler, der Sohn eines millionenreichen Großindustriellen, den Knappen gibt sein Kutscher Saberl ab, der an Charaktereigenschaften freilich nicht allzuviel mit dem seligen Sancho Pansa gemein hat. Hadrian Hausler hat das Leben der Weltstadt gründlich ausgekostet, an Arbeit und Geldverdienen aber findet er wenig Geschmack. Infolgedessen lebt er mit seinem unermüdlichen Herrn Papa, der ebenso dauerhaft zu arbeiten wie zu genießen versteht, beständig auf dem Kriegsfuß. Und als eines Tages der ehrenwerte Vater in rücksichtsloser Selbstsucht so weit geht, dem Sohn die Geliebte wegzukapern, wird das Verhältnis zwischen Senior und Junior ein unerträgliches. Hadrian zeigt seinen Ekel so deutlich, daß ihn der Vater enterbt. Sehr betrüblich empfindet der Sohn die Tatsache nicht, im Gegenteil, er fühlt sich endlich als freier Mann, wird von einem Alp erlöst. Das Pflichtteil, das ihm bleibt, ist groß genug, um ihm eine recht auskömmliche Existenz zu sichern. Hadrian beschließt, eine Kreuz- und Querfahrt durch die Lande zu machen, er kauft sich zu diesem Zweck ein Wägelchen (fürs Automobil ist er nicht modern genug) und nimmt sich seinen jungen Freund, den Sabin Kärchner, der bisher bei Hausler allerlei Handdienste geleistet hat, zum Kutscher. Wohin? ist gleichgül-

tig. In die Welt hinein, der Sonne entgegen und den Abenteuern. Das kann eine fröhliche Fahrt werden, fröhlich empfindsam, wie die Reisen Yoriks und der Pickwickier, wie die Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z, die Hippel, oder die Fahrt des kunstseligen Helden, die Keller in seinem „Sinngedicht" der Nachwelt übermittelt hat. Und die ersten Tagereisen lassen sich in der Tat gut an; wie Hadrian und Saberl den Strikern, die ein bißchen Revolution machen, in die Hände fallen, wie sie mit dem Lindwurmbauern zusammen sind, der Haus und Hof daran setzt, um seine drei Söhne in der Stadt studieren zu lassen, das ist ebenso ergötzlich wie lehrreich zu lesen. Aber kaum begonnen, geht die Reise schon zu Ende. Hadrian ist nicht der Mann für Abenteuer; mit achtunddreißig Jahren ist er bereits zu morsch und müde, um auch nur eine Donquixote-Rolle zu spielen. Die Berührung mit dem Landleben bringt ihn auf den Gedanken, Landwirt zu werden; aus der Scholle hofft er neue Lebenskräfte zu gewinnen. In dieser Hoffnung ist er eins mit Hans Trauttendorfer, dem Helden des „Erdsegens"; aber dieser nimmt die Sache ernst, Hadrian spielt nur mit ihr. Er kauft sich ein Gut mit verfallenem Schloß, nimmt einen Verwalter und läßt den nach Belieben schalten und walten. Statt sich tätig zu beteiligen, gibt er nur den bequemen Zuschauer ab. Und so erlischt sein Interesse natürlich rasch wie ein Streichholzlicht im Winde. Er gesteht es sich nicht, daß die „Welt" sein Gemüt und seine Energie vollständig ausgedörrt und versengt hat, aber es ist so. Nur noch in einem Punkte ist sein Herz empfänglich geblieben; was noch an Gefühlen in ihm lebt, das klammert sich an den Genossen an, an Sabin Kärchner, der mit seiner unverdorbenen Frische und Arbeitsfreude den strikten Gegensatz zu seinem Herrn und Meister bildet. Schließlich nimmt Hadrian den Saberl an Sohnesstatt an, und dieser sucht durch seine Tatkraft zu ersetzen, was Hadrian versäumt. Aber die Elemente sind wider ihn; eine gewaltige Überschwemmung zerstört die Früchte der Menschenarbeit. Und diese Gelegenheit benutzt der Verwalter, um zu verschwinden; nach seiner Flucht stellt sich heraus, daß er Hadrian um die Reste seines Vermögens gebracht hat. Es bleibt von dem Gelde nur so viel, daß Saberl ein kleines Anwesen im Gebirge erwerben kann. Dort weiß er sich selbst eine wirtschaftliche Selbständigkeit zu erringen, wie sie seinen bescheidenen Lebensansprüchen genügt; Hadrian jedoch verkommt in seiner Trägheit mehr und mehr, er verfällt zuletzt ins Kindische, und der Tod hat leichte Arbeit mit ihm . . . Die Tendenz des „Erdsegens" gipfelt in der Losung: Zurück aufs Land, zurück zur Scholle, nur aus der Verbindung von Landarbeit mit Geistesbildung wird eine neue, innerlich gesunde Kultur ersprießen. Die Tendenz des „Weltgifts" aber faßt Rosegger selbst in die Worte: „So hat uns dieses Schicksal gezeigt, daß ein Mensch, dessen Seele von Weltgift zerfressen ist, nicht in die ländliche Natur zurückkehren kann und soll." Wie ersichtlich, ist das ein rein negatives Ergebnis, mit dem der Leser nichts Rechtes anfangen kann, weil der Negation schon durch sich selbst jede befruchtende Wirkung versagt ist und jenes Ergebnis überdies für die Allgemeinheit kaum irgend welche Bedeutung hat. Denn im Einzelfalle wird es doch stets fraglich sein, wie weit die Zersetzung vorgeschritten sein muß, um jede Heilung unmöglich erscheinen zu lassen. Die Geschichte, wie sie Rosegger sich konstruiert, beseitigt nicht einmal den Zweifel, ob nicht selbst ein „zerfressenes" Gemüt doch besser daran tut, zur Natur zurückzukehren, als in der Stadt hinzusiechen; ein Mensch wie dieser Hadrian wird überall verkommen, aber im Weltleben wird er noch ärger zugerichtet werden, als im Leben mit der Natur. So unerquicklich wie die Tendenz erscheint, so unerfreulich wirken auch die meisten Gestalten des Romans, nicht bloß der Jammerheld. Rosegger hat den Keim von Pessimismus, der in ihm steckt, diesmal hoch aufschießen lassen; sein Optimismus hat sich bescheiden in die Ecke gestellt. Der Verwalter, die Knechte, die Arbeiter, die Bauern, das alles bildet zusammen eine trübe Masse, die für die Zukunft unsrer Kultur nichts Tröstliches verspricht. Die wenigen Lichtgestalten wie der Saberl mit seiner Lisele, kommen gegen diese Masse nicht recht auf, um so weniger, als ihnen jene feine Geistigkeit mangelt, die zu der Gemütstiefe hinzutreten muß, wenn die menschliche Persönlichkeit vollendet erscheinen soll. Hoffentlich hat sich Rosegger mit dem Roman allen Pessimismus und alle Skepsis samt Ironie von der Seele geschrieben, so daß seine künftigen Werke wieder in ihrer Ganzheit so erfrischend und beglückend wirken, wie es in „Weltgift" nur einzelne Stellen tun.

Eine Wirkung dieser Art geht von einem anderen Roman, der mir vorliegt, von W. von Eschens (W. v. Eichstruth) Roman „Auf dem Wege nach Erkenntnis" (Berlin, Alfred Schall) in weit umfassenderer und stärkerer Weise aus. An stilistischer Eigenart kann sich die Dichterin mit Rosegger nicht messen, immerhin ragt ihr literarisches Können über das Gewöhnliche weit hinaus. Und sie schreibt nicht nur um zu schreiben, zu fabulieren, zu unterhalten, hinter ihrem Schaffen steht eine Persönlichkeit, die der Welt etwas zu sagen, zu verkündigen hat, weil sie sich durch eigenes Kämpfen und Ringen für die Verkündigung reif gemacht hat. Der religiöse Hauch, der ihren Roman durchweht, hat nichts mit dogmatischer Lehrhaftigkeit, mit Tendenzmacherei zu schaffen, das Religiöse steht nicht im Widerstreit mit dem Ästhetischen, es ist durchaus in Kunst umgesetzt. Eher könnte man der Erzählerin den Vorhalt machen, daß sie, ich möchte sagen, zuviel Kunst gibt, daß sie zuviel erzählt und erdichtet; das Innenleben, das hier das Wesentliche sein sollte, wird hier und da fast erdrückt durch die Darstellung äußeren Lebens und Treibens. Zuweilen häuft sich das Romanhafte in solcher Fülle, daß wohl eine lebhafte Spannung erregt wird, aber ein feineres Empfinden, dem es um rein seelische Erregungen zu tun ist, eher abgestoßen, als angezogen wird. In diesen stofflichen Erregungen, in diesen Romanerfindungen, die auf den äußeren Effekt ausgehen, ist die Erzählerin nicht sehr wählerisch. Was der eine

ihrer Helden an Abenteuerlichkeit leistet, das ist in jedem Sensationsroman besser am Platz, als in einem Werke, das vom Wege zur Erkenntnis verkünden will. An das bloß Sensationelle streift es auch, wie die Verfasserin mit romanhaften Zufällen arbeitet. Konnte sie in der Tat ihre beiden Liedlinge nicht einfacher wieder zusammen bringen, als mittels eines durchgehenden Pferdes? Auf derartige Rettungen und Retterdienste, die der Held der still Angebeteten erweist, sollte endlich einmal eine gesetzliche Strafe gesetzt werden. Und ebenso auf solche Unwahrscheinlichkeiten, daß zufällig alle Hauptpersonen des Romans bei irgend einer Gelegenheit ohne Verabredung in demselben Zuge demselben Ziele zustreben. Aber all diese Romanhaftigkeit bildet zum Glück nur die Umrahmung der Geschichte, die allzu breit geratene Umrahmung. Sie könnte ganz wegfallen, ohne daß der Kern der Erzählung, der allein der Betrachtung wert ist, wesentlich dadurch berührt würde. Und eben dieser Kern ist es, der eine echte Dichterin, eine hochgesinnte Persönlichkeit verrät. In ergreifenden Zügen schildert hier die Erzählerin das Ringen zweier Menschen, die sich durch Versuchungen und Verführungen, durch Leid und Schmerz zu jener Höhe hinaufarbeiten, an die kein Wogenschwall der Alltäglichkeit, Kleinlichkeit und Niedrigkeit hinanreicht. Aus dem Weltleben ins Gottesleben, aus den Ängsten und Sorgen zu jenem Frieden, den Augustinus meint, wenn er sagt: Tu fecisti nos ad te, cor nostrum inquietum est donec requiescat in te. Hin zu Dir hast Du uns geschaffen; so ist unsre Seele voll Unruhe, bis sie ruht in Dir. Wie ein Leitmotiv durchklingt dieses Wort das Buch, das aber die Ruhe in Gott nicht als etwas bloß Jenseitiges erfaßt, sondern auch schon im Erdendasein für erreichbar hält. Eine Religion der Innerlichkeit, der Liebe, der Freude, die diesseits und jenseits nicht durch eine tiefe Kluft scheidet, die nicht an starre Gesetzlichkeit gebunden ist, das ist die Religion, in der die Dichterin die Erlösung sieht. Ganz im Einklang mit den Strömungen des Tages, die nach den realistischen und materialistischen Exzessen des vorigen Jahrhunderts auf eine neue Aera idealer Geistigkeit hindeuten, auf eine neue ästhetisch-religiöse Kultur.

Von dem Geiste, der den Roman W. v. Eschens erfüllt, ist auch das Buch getragen, das den Titel führt „Frauentrost", Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen (München, C. H. Beck). Ein Verfassername ist nicht genannt, und es ist nicht ganz deutlich zu ersehen, ob ein Mann oder eine Frau dieses Trostbüchlein in die Welt gesandt hat; jedenfalls ein echter Mensch, dem es heiliger Ernst ist mit seinem Hoffen und Sehnen, Denken und Wollen. Mit dem Ringen und Streben, daß die Frau ihre rechte Stellung in der Welt gewinnt und daß Mann und Frau immer sicherer und entschiedener das rechte Verhältnis zueinander finden. In dieser und jener Einzelheit mag das Buch Widerspruch erregen, auch die Begründung wird nicht in jedem Punkte befriedigen, in allem Wesentlichen aber trifft das, was es an Mahnung, Hoffnung, Trost enthält, meinem persönlichen Empfinden nach den Kernpunkt der Sache. Von den menschlichen und menschheitlichen Aufgaben, welche der Frau gesetzt sind, hat der Verfasser die höchste und erhabenste Vorstellung. „Was wir" — sagt er an einer Stelle — „von Werten wahrer Kultur aus dem Bankerott des neunzehnten Jahrhunderts gerettet haben, das wollen wir auf möglichst hohe Zinsen, aber sicher anlegen und es nicht wieder der Spekulation einer leichtsinnigen Pseudokultur anvertrauen, damit wir endlich völlig werden, was wir sind: Menschen. Die großen Schwierigkeiten, mit denen wir dabei rechnen müssen, werden wir um so vollständiger überwinden, je mehr wir auf die beiden Mächte uns zu stützen lernen, denen wir das Beste verdanken, was wir menschlich sind und haben: das Christentum und die Frauen. In jeder dieser beiden Mächte liegen noch große Kräfte brach, in jeder fließen noch verborgene Ströme, deren Rauschen wir schon heute hören und deren Ergründung und Befreiung unsre Aufgabe ist." Das Christentum, das der Verfasser meint, ist „kein Christentum toter Dogmen, gezwungener Gewissen, blinden Glaubens, eingeschläferten Verstandes, sondern ein lebendiges Christentum der Tat und der persönlichen Erfahrung, voll göttlicher Freiheit und Freude". In diesem hohen und freien Sinn erfaßt der Verfasser auch das Wesen, die Stellung, die Aufgaben der Frau. Er treibt keinen Kultus mit ihr in Art mittelalterlicher Minnesänger, keinen Kultus, der die Schranken übersieht, die dem Wesen und Wirken der Frau gesetzt sind. Mann und Weib sind zur Ergänzung bestimmt, erst ihre Vereinigung ermöglicht das Menschliche in seiner ganzen Weite und Tiefe. Diese Vereinigung erreicht aber nur dann das Höchste, wenn der Unterschied zwischen den Geschlechtern nicht verwischt wird, sondern jeder von beiden Teilen seine Eigenart in schärfster und reichster Weise entwickelt. „Vollkommen gleich*wertig*, aber gänzlich ungleich*artig* stehen die Geschlechter neben- nicht untereinander im Leben." Die höchste Aufgabe des männlichen Geistes, die freie originale Schöpferkraft ist dem Weibe versagt; niemals war es Bahnbrecherin in Kunst und Wissen und kann es nicht sein. Aber ihr Anteil am Kulturschaffen ist darum kein geringerer. „Als Mutter, als Gattin, als Geliebte, als Schwester, kurz in jedem Verhältnis, das ihm sein eigenstes Naturrecht: mit Hingabe lieben zu dürfen, erschloß, hat das Weib je und je den schaffenden, suchenden, kämpfenden Mann nach Leib und Seele erquickt, gestärkt und gehalten, gepflegt und getröstet und so die allergrößte Bedeutung für ihn und sein Werk gewonnen." Daher entfaltet denn auch die Frau das Höchste, was sie vermag, in der Ehe. „*Heim* zu sein ist das Weib seiner körperlichen, geistigen und gemütlichen Veranlagung nach berufen: Heim für alles, was des Heimes bedarf, für alles, was zum Werden und Wachsen stillen, hegenden Schutz nötig hat." Dieses Heimsein soll aber keine Beschränkung irgend welcher Art bedeuten; um eine würdige und gleichwertige Genossin des Mannes zu sein, hat sich die Frau mit allen Wissen und Wollen und Können der Zeit ebenso zu erfüllen, wie der Mann, wenn auch im ganzen mehr

rezeptiv als produktiv. Und über seiner Schätzung der Ehe verkennt der Verfasser keineswegs, was an der heutigen Frauenbewegung, besonders soweit sie der Frau neue Berufe erschließt, notwendig und ersprießlich erscheint. Mit großer Objektivität sucht er hier das Lebenskräftige und Bedeutsame vom Nichtigen und Unfruchtbaren zu scheiden, das was in der Entwickelung wurzelhaft begründet ist von dem, was mit der Mode steigt und fällt. Das Buch, von dem ohne Frage ein lebendiger Hauch der Weihe ausgeht, schließt mit den Worten: „Dieses vertieften Bewußtseins voll, wird das Weib aufhören, des Mannes mißverstandenes Eigentum und willenloses Werkzeug, seine Feindin zu sein und seine Konkurrentin werden zu wollen. Innerhalb wie außerhalb der Ehe wird es vielmehr in naturgewollter Hingabe zu ihm sprechen: Mit Willen Dein eigen! Und der Mann wird des Weibes Hand ergreifen und mit ihm bergan gehen."

Ein Strahl des neuen Geistes, der unsere Zeit bewegt, leuchtet auch in dem Roman „Das Höchste" auf, den Felix Freiherr von Stenglin bei Heinrich Minden in Dresden veröffentlicht hat. Allerdings nur ein Strahl. Dem Strebertum, das alle Kraft im Ringen nach äußerer Macht, nach materiellem Besitz erschöpft, wird das Ringen um ideale Güter, dem Industrialismus das Verlangen nach Schönheit und Lebensfreude entgegengesetzt. Allzu scharf tritt dieser Gegensatz freilich nicht hervor; dazu gehen die Verhältnisse, die geschildert werden, nicht genug ins Große, und der eigentliche Vertreter des Idealismus ist keine Persönlichkeit, die ein lebhafteres Interesse in Anspruch zu nehmen vermag. Nach sonderlicher Eigenart in Stil, Sprache, Charakteristik strebt der Verfasser nicht, aber er erzählt leicht und gewandt. Und hier und da wagt er sich auch an tiefere Lebenszüge, als sie der alltägliche Unterhaltungsroman zu berühren pflegt. Am besten gelingt ihm das Idyllische, in dieser Richtung scheint sein hauptsächliches Können zu liegen. Und daher ist es schade, daß er das Idyll, das sich in der Familie Neubert verkörpert, in dieser Familie lebensfroher und weltzufriedener Optimisten, nicht breiter ausgeführt hat; das hätte den Kern des Buches bilden sollen. Für die nähere Bekanntschaft mit diesen Leuten und mit dem zahllosen Getier, das sie liebevoll in ihrer Wohnung hegen, würde man gern die meisten anderen Personen des Romans in den Kauf geben . . . Zugleich mit dem Roman hat Felix von Stenglin eine Dichtung „Das Wartburglied" (Berlin, Georg Heinrich Meyer) auf den Markt gebracht, die in zwei Bänden nicht weniger als sechshundert Seiten umfaßt. In mehr als hundert Balladen, Romanzen, Märchen, Dramen erzählt Stenglin die Geschichte der Wartburg und aller namhaften Leute, die irgendwie mit der Wartburg zu tun hatten, von Ludwig dem Springer bis auf Friedrich den Gedissenen. Eine so fleißige Arbeit, daß einem ganz bänglich zu Mute wird ob der Mühe, die der Dichter verschwendet hat. Verschwendet, weil er sich nicht zu bescheiden wußte. Das Werk würde reicher sein, wenn es ärmer wäre, wenn es sich mit den Hauptzügen begnügt und nicht so viel Nichtigkeiten in Versen aufgebauscht und aufgedonnert hätte. Feierlich gestehe ich ein, daß ich mich nur durch die erste Hälfte des ersten Bandes hindurchgewunden habe, aber damit habe ich geleistet, was man irgend vom Kritiker verlangen kann. Sich im Dienste des Dichters zu töten, das ist die Pflicht des Kritikers nicht. Unter dem, was ich auf mich genommen habe, sind einige frische Lieder in der Tonart Meister Scheffels und Meister Uhlands. Aber auch viel versifizierte Prosa und Chronikasterei. Eins der Gedichte beginnt mit der Strophe:

Morgens um sechs klopft an die Tür
Ebernos Gattin Gerlinde.
„Ach, gib ein Ei
für meinen Brei" —
so sagt sie zu Engelsinde.

Welcher Billigdenkende wird es mir verübeln, daß ich die ferneren Verse mir geschenkt und die Neugier, ob Gerlinde ihr Ei bekommen hat, leichtherzig in mir niedergerungen habe? Vielfach habe ich mir an den Titeln der Balladen genügen lassen. Es ist nicht leicht, mich in Furcht zu setzen. Aber wenn ich lese: „Die Rache des Schwarzo", „Die feurige Kuh", „Die verfluchte Jungfer", „Der Silberklumpen des Leinewebers", „Als die verfluchte Jungfer nieste", — dann faßt mich ein ästhetischer Schauder, mein Haar sträubt sich, eine Gänsehaut überläuft mich. Und wie eine ehrsame Magd sich scheut, dem Gespenst, das sie auf dem Kirchhof hocken sieht, zu Leibe zu gehen, so zittre ich, Balladen von feurigen Kühen und verfluchten Jungfrauen allzu nahe zu treten. Das mag ein Unrecht gegen den Dichter sein, aber ich habe auch Pflichten gegen mich selbst. Möglicherweise hätte ich zur Ergänzung meiner Kenntnisse mich schließlich noch in die zweite Hälfte des zweiten Bandes vertieft. Aber da stieß ich auf die Ballade von Friedrich dem Ernsthaften:

Herr Friedrich einst durch Erfurt ritt,
Viel Sorgen in dem Sinn.
Der Graf von Weimar sah ihm nach
Und aus dem Fenster rief er laut:
„Fritz woher? Fritz wohin?"

Herr Friedrich tat, als hört' er's nicht,
Doch nahm er's übel sehr;
Bald fiel er in des Grafen Land,
Sein Banner weht auf manchem Schloß —
Fritz woher?

Um Frieden der von Weimar bat
Mit ganz zerknirschtem Sinn;
Sie schlossen beide einen Pakt,
Zum Erben setzt er Friedrich ein —
Fritz wohin?

Und alsbald hab' ich entsagt. Mit aller Entschiedenheit bestreite ich, daß so etwas ge- und bedichtet werden muß. Aber ich will mein Urteil niemand aufdrängen. Es wird Leute geben in und um Eisenach, die den Reiz derartiger Ergüsse besser zu würdigen verstehen als ich; der Lokalpatriotismus wird ihnen vielleicht das „Fritz woher — Fritz wohin" in verklärtem Schimmer erscheinen lassen. Für die Nichteisenacher aber sollte der Dichter einen gedräng-

ten Auszug aus ſeinem Werke veröffentlichen, ich wiederhole, einen gedrängten. Nur ſo wird er das Lebendige, was in der Dichtung ſteckt, zur Geltung bringen.

Mit tieferer Anteilnahme, als dieſen Ritterliedern, hobe ich mich der Reitergeſchichte hingegeben, die Paul Oskar Höcker unter dem klingenden Titel „Es blaſen die Trompeten“ (Leipzig, Poul Liſt) in die literariſche Rennbahn hinausgeſchickt hat. Eine einfache Geſchichte von ſchlichten Menſchen, die in der Welt nichts Beſonderes zu bedeuten und weder in Worten noch in Taten Großes aufzuweiſen haben. Aber dieſe Geſchichte iſt mit einer Verve, ſo lebensfriſch, ſo reiterfriſch erzählt, daß Vorgänge, die nirgends über das Alltägliche hinausgehen, gleichwohl in Spannung verſetzen. Und bei aller Laune, die in den Nebenzügen ſich heiter geltend macht, bricht immer wieder eine Innigkeit des Empfindens zu Tage, die von Herzen kommt und zu Herzen geht. Küraſſiere werden im Manöver in eine litauiſche Kleinſtadt einquartiert. Bei den Unterhaltungen zwiſchen den Offizieren und den gaſtlichen Honoratioren der Gegend kommt das Geſpräch auf einen früheren Kameraden, der lange Zeit als toller Reiter und fröhlicher Zechkumpan der Liebling des Regiments geweſen. Plötzlich hat er ſeinen Abſchied genommen gehabt und iſt untergetaucht. Liebe hat ihn in ihren Bann geriſſen, und da der Vater der Geliebten geſellſchaftlich unmöglich war — als wüſter Alkoholiſt — ſo hat der flotte Reiteroffizier — Sekkingen iſt ſein Name — die Uniform ausgezogen und iſt Bürgermeiſter in irgend einem litauiſchen Neſte geworden. Durch die Unterhaltungen angeregt, beſchließen die Offiziere, den ehemaligen Kameraden in ſeinem Heim zu überraſchen und zu überfallen. Sie finden einen Mann, deſſen Ehe noch immer wie eine Liebſchaft iſt. In den kleinen Verhältniſſen freilich ſeines neuen Lebens fühlt er ſich nicht ſonderlich wohl. Und darum atmet er auf, als ihn die Offiziere kameradſchaftlich wieder in ihren Kreis ziehen und es ihm leicht machen anzunehmen, er gehöre noch zu ihnen. Sein alter Reiterſinn wird wieder rege, er vernachläſſigt Haus und Amt, um überall beim Manöver mit dabei zu ſein. Und da er Gelegenheit hat, ſeine unvergleichliche Reitkunſt neu zu erproben und zur Schau zu ſtellen, ſo wird ihm offiziell der Antrag gemacht, wieder beim Regimente einzutreten. Freudig ſtimmt er zu, denn die Ausſicht, aus der Enge und der Niederung wieder ans Licht herauszukommen, iſt allzu verlockend. Als er jedoch nach Hauſe ſtürmt, um der geliebten Frau die gute Botſchaft zu verkünden, da lernt er erfahren, daß es noch ein anderes und helleres Licht gibt, als die Welt, die Geſellſchaft, der Ehrgeiz zu entzünden vermag. Seine Frau teilt ihm mit, daß ſie guter Hoffnung iſt, und ſo erwächſt ihrer Ehegemeinſchaft endlich die große Aufgabe, die ihr bisher fehlte. Die Beſchränkung hat jetzt nichts Peinliches mehr, die Welt da draußen wird den Glücklichen entbehrlich. Und ſo verzichtet der Bürgermeiſter ſchmerzlos auf die Ausſichten, die ſich dem Reitersmann eröffneten. Ein Problem, das ideell nichts Glänzendes und Prunkhaftes hat, aber doch der Tiefe nicht entbehrt und ſelbſt eine gewiſſe Aktualität einſchließt in dieſer Zeit der Streberei nach äußerem Schein.

Gern würde ich einem anderen Roman, der auf machtvollerem Hintergrund größere Schickſale behandelt, dem Roman „Beſiegter Stein“ (Jena, Hermann Coſtenoble) eine eingehende Betrachtung widmen. Aber der Autor iſt Hanns von Zobeltitz, und die nahen Beziehungen, in denen er zu den Monatsheften ſteht, verbieten es mir, an dieſer Stelle mehr als einen Hinweis auf das Werk zu geben. Nur das Eine darf ich hervorheben, daß der Hintergrund, auf dem die Erzählung ſich abſpielt, der Schauplatz und die Szenerie des Romans nicht nur durch maleriſche Eigenart feſſeln, ſondern auch literariſch, ſo viel ich weiß, eine Neuentdeckung bilden. Die Handlung iſt eng mit den Arbeiten verwoben, die der gewaltige Bau des Simplontunnels erfordert, und jeder Zug der Schilderung beweiſt, daß der Dichter das große Werk an Ort und Stelle in jeder Einzelheit eingehend ſtudiert hat. Zobeltitz liebt es, die Erzählung an bedeutſame Erſcheinungen, Tatſachen, Ereigniſſe der unmittelbaren Gegenwart anzuknüpfen.

Troſt.

Nun, da nicht mehr gemeinſam
Unſre Leiden und Freuden ſind,
Steh' ich arm und einſam
Wie ein Waiſenkind.

Es war nicht recht gehandelt,
Daß wir uns ſo geliebt;
Nun iſt ſo ganz verwandelt
Alles, was mich umgibt;

Und meine Augen fragen,
Und ſuchen nach Deinem Geſicht
Wie in jungen Tagen,
Und weinen, und finden es nicht. —

Doch war's beim heiſeſten Streiten,
Und wo ich am bitterſten litt,
Als wollte mich begleiten
Ein treu-bekannter Schritt;

Als wäre nicht vergangen,
Was ſo ſchnell entſchwand,
Als ſtreichelte meine Wangen
Eine liebe Hand;

Als hätte all den Segen
Kein Sterben mir geraubt;
Als dürfte ich wieder legen
In Deinen Schoß mein Haupt.

Marx Möller.

Illustrierte Rundschau.

Björnstjerne Björnson zum 70. Geburtstage. — Die jüngste Neuerwerbung des Kgl. Museums zu Berlin: ‚Die Auferstehung' von Cima da Conegliano. — Zimmer für ein junges Mädchen von Artur Bieberfeld. — Kästchen von Frank Scheidecker. — Japanische Vorsatzpapiere. — Glückwunschkarten des Karlsruher Künstlerbundes. — Zu unsern Bildern.

Björnstjerne Björnson.
Zu seinem 70. Geburtstage.

Seinen siebzigsten Geburtstag feierte am 8. Dezember Björnstjerne Björnson. Die leidenschaftliche Verehrung, die dem Politiker Björnson in seinem Vaterlande zu teil wird, liegt uns fern, seine agitatorische Tätigkeit für die Losreißung Norwegens von Schweden mutet uns oft seltsam an. Aber der Dichter Björnson begegnet auch in Deutschland warmherzigem Verständnis. Seine Gemeinde ist freilich kleiner als die seines Landsmannes Ibsen, sie ist jedoch entschieden im Wachsen begriffen, seit sich seinen Dramen die deutschen Bühnen erschlossen haben. Es liegt eine urwüchsige Kraft in seinen Schöpfungen, in den kernigen Bauernerzählungen sowohl, wie in seinen Schauspielen. Zumal das „Fallissement" und „Über unsere Kraft" haben auch bei uns starken und wohlverdienten Beifall gefunden. — — —

Die Gemäldesammlung des Berliner Königlichen Museums hat in den letzten Jahren, trotz der wachsenden Schwierigkeiten, die im Kunsthandel durch die übermächtige Konkurrenz der amerikanischen Milliardäre hervorgerufen worden sind, manch schöne Bereicherung erfahren. Wenn sie auch heute noch, was die Stücke allerersten Ranges anbetrifft, hinter den großen Galerien Dresdens, Münchens und Wiens zurücksteht, so hat die Verwaltung es doch verstanden, viele ehedem klaffende Lücken durch glückliche Ankäufe zu füllen; die Sammlung gibt heute, wie Kenner versichern, sogar ein übersichtlicheres Bild der Entwickelung der Malerei als jene wunderbaren Galerien, die mehr der Zufall und der Geschmack einzelner Herrscher zusammenbrachten als weise Überlegung, und für deren Ausbau in neuerer Zeit verhältnismäßig weniger geschah. In allerletzter Zeit hat die Sammlung wiederum eine prächtige Neuerwerbung gemacht; sie erstand von dem Grafen Roncalli die „Auferstehung Christi", ein herrliches Gemälde von Cima da Conegliano. Der Meister, auf dessen Kunst ohne Zweifel Giov. Bellini, der große Venetianer, den bedeutsamsten Einfluß ausübte, wurde 1460 in Treviso geboren und wirkte

Die jüngste Neuerwerbung des Königl. Museums zu Berlin:
„Die Auferstehung". Gemälde von Cima da Conegliano.

in Venedig, Bologna und Parma; gegen 1508 ist er gestorben. Seine besten Werke, eine Pietà und die Glorie Johannis des Täufers, besitzt die Akademie in Venedig; andere vortreffliche Arbeiten befinden sich in den Sammlungen zu Bologna und Parma, in der Mailänder Brera; auch die Wiener Galerie und das Städelsche Institut erfreuen sich einiger Werke Cimas. —

Die im letzten Heft erwähnte Ausstellung des Vereins für deutsches Kunstgewerbe im Alten Akademiegebäude zu Berlin ist inzwischen eröffnet worden. Leider bietet sie weniger, als ich erwartete. Es sind einzelne vortreffliche Sachen ausgestellt, vor allem Goldschmiedearbeiten, manches recht Gute — daneben aber ein Kleinkram von Dingen, der eher in ein Warenhaus, als hierher gehörte. Die rechte künstlerische Sichtung scheint gefehlt zu haben.

Von der Ausstellung des Vereins für deutsches Kunstgewerbe zu Berlin: Zimmer für ein junges Mädchen von Artur Biederfeld.

Auch die Ausstellungen der großen Berliner Möbelfabrikanten kann ich nicht ausnehmen. Sie haben es sich viel kosten lassen, man muß die Solidität der Arbeit anerkennen, aber einen feineren Geschmack wird nur weniges befriedigen. Würdig ist der große Speiseraum von Gerson in Renaissance, recht hübsch das Damenzimmer von Dittmar, allerliebst, wenn auch etwas spielerisch, das Zimmer für ein junges Mädchen von Bieberfeld, das wir abbilden. —

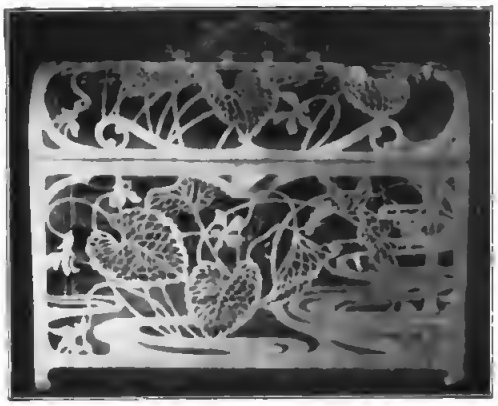
Frank Scheidecker, der in Manchester in England geboren ist, ist bekannt als einer der hervorragendsten Künstler für Entwürfe in durchbrochener Meising- und Kupferarbeit. Wir veröffentlichen zwei Arbeiten von ihm, welche im diesjährigen Salon der Société Nationale des Beaux-Arts in Paris ausgestellt waren, nämlich ein Kästchen „le Coffret de Tantale" in patiniertem Silber mit Glasfüllung und eine Vitrine aus gefärbten Platanenholz mit durchbrochener Kupferarbeit. Die Vitrine erinnert in den Formen einigermaßen an die Arbeiten von Plumet et Selmersheim, während die durchbrochene Kupferarbeit das charakteristische Gepräge der Scheideckerschen Arbeiten zeigt. Das letztere gilt in gleicher Weise von dem Silberkasten; bei diesem beachte man, wie die Pflanzen aus dem Wasser hervorzuwachsen scheinen und wie ausgezeichnet die perspektivische Täuschung gelungen ist. —

Von der Ausstellung des Vereins für deutsches Kunstgewerbe zu Berlin: Zimmer für ein junges Mädchen von Artur Bieberfeld.

Vitrine von Frank Scheidecker-Paris. Aus gefärbtem Platanenholz mit durchbrochener Kupferarbeit.

Dem

Buchschmuck wendet man erfreulicherweise bei uns jetzt wieder mehr Aufmerksamkeit zu. Auch der Einband soll künstlerisch wirken, und zwar nicht nur äußerlich — man will auch seine Freude am hübschen Schmuck haben, wenn man den Band öffnet. Dazu gehört, nicht zuletzt, das Papier, mit dem der Deckel innen beklebt wird — das Vorsatzpapier, wie es der Buchbinder nennt. Wir geben heute einige Muster solchen Vorsatzpapieres wieder, die aus Japan stammen und Freunden schöner Einbände vielleicht manche Anregung geben können. Ich halte es nicht für unmöglich, daß ein begabterer Dilettant sich solch Vorsatzpapier selbst für Bücher, die ihm besonders lieb und wert sind,

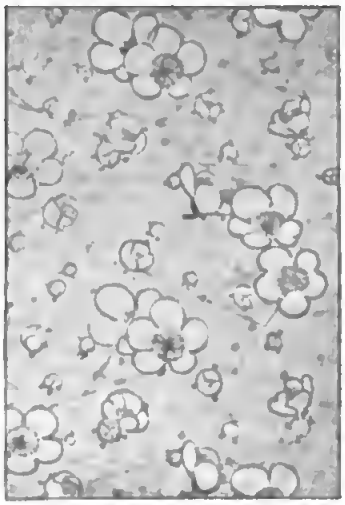


Silberkasten von Frank Scheidecker-Paris.

dienst mit den geschmackvollen Glückwunschkarten erworben, mit denen er den Kampf gegen die bisher, selbst in besseren Papierhandlungen fast ausschließlich geführten süßlich-albernen oder gesucht-witzigen Karten aufnahm. Dies Feld noch weiter zu beackern, sollten sich unsere Künstler angelegen sein lassen. Ich kenne so manche reizende Arbeit, die — für irgend einen persönlichen Gelegenheitszweck geschaffen — vergessen im Pult ruht, aber wohl verdiente, der Allgemeinheit zugänglich gemacht zu werden. —

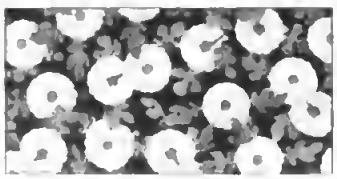
* * *

Das Titelbild und einige farbige Bilder unseres Heftes (Seite 501—508) sind den wunderhübschen Steinzeichnungen des soeben erwähnten Künstlerbundes Karlsruhe nachgebildet, die — in je einer Mappe — im Verlag von B. G. Teubner und R. Voigtländer in Leipzig erschienen. Beiden Verlagshandlungen entwirft. Eigene Arbeit, Mittätigkeit aber erfreut immer am meisten. Der Karlsruher Künstlerbund hat sich ein wirkliches Ver-

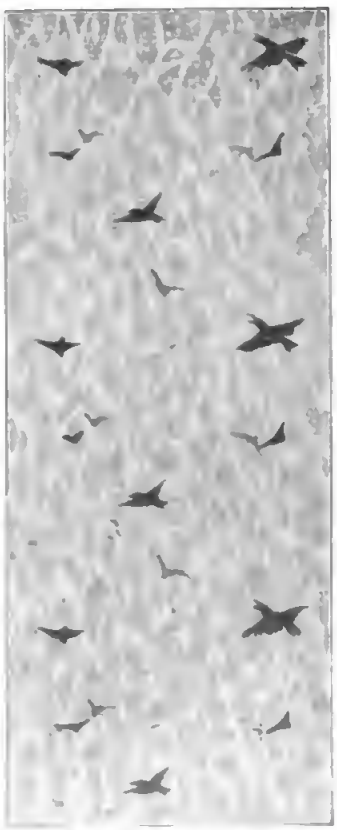


Rieschblüten.

Reiher am Bach.



Winden.
Japanische Vorsatzpapiere.



Krähen im Winter.

Neue Glückwunschkarten vom Künstlerbund Karlsruhe.
Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe.

gen muß man es zum Ruhme nachrechnen, dem deutschen Volke diese prächtigen Bilder zu billigem Preise in erstaunlich guten Reproduktionen gegeben zu haben. Auch hier handelt es sich um einen nicht ernst genug zu nehmenden Kampf gesunder Kunst gegen schlechte Ware, die, den guten Geschmack vergiftend, in alle Häuser einzudringen droht — um einen Kampf, den jeder an seiner Stelle zu unterstützen sich bemühen sollte.

Unser Heft bringt weiter zwischen S. 512 u. S. 513 ein originell aufgefaßtes Porträt „Der Bildhauer" des bekannten in London lebenden Malers W. Rothenstein, der auf unseren deutschen Ausstellungen immer ein gern gesehener Gast ist. Zwischen S. 536 u. 537 schalteten wir die Wiedergabe eines kraftvollen Tierstücks von Em. Hegenbarth-München ein, das der Prinzregent von Bayern auf der letztjährigen Sezessionsausstellung für sich persönlich erwarb. Von dem berühmten Spanier Ign. Zuloaga ist zwischen S. 360 u. 361 eines seiner tieftonigen eigenartigen Bildnisse, das der Schauspielerin Consuela, eingefügt. Der Münchner J. von Zumbusch, ein Sohn des gefeierten Wiener Bildhauers, gab uns sein Gemälde „Die Gärtnerinnen" (zwischen S. 568 u 569), Gilbert van Canal eine seiner stimmungsvollen holländischen Landschaften (zwischen S. 576 u. 577) und endlich Richard Friese, der Berliner immergleich frische, gleich anschaulich erzählende Jagdmaler, eines seiner neuesten Gemälde „Vierundvierzigender" (zwischen S. 584 und 585). Letzteres Bild, sowie das Rothensteinsche Bildnis befanden sich auf einer der letzten Ausstellungen des bekannten Schulteschen Kunstsalons, der uns Berlinern neuerdings eine Reihe sehr interessanter Sonderausstellungen — ich nenne nur die Kaulbachscher Porträts und vor allem die des großen Dänen Kröyer — in dankenswerter Weise vermittelte.

Neue Glückwunschkarten vom Künstlerbund Karlsruhe
Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe.

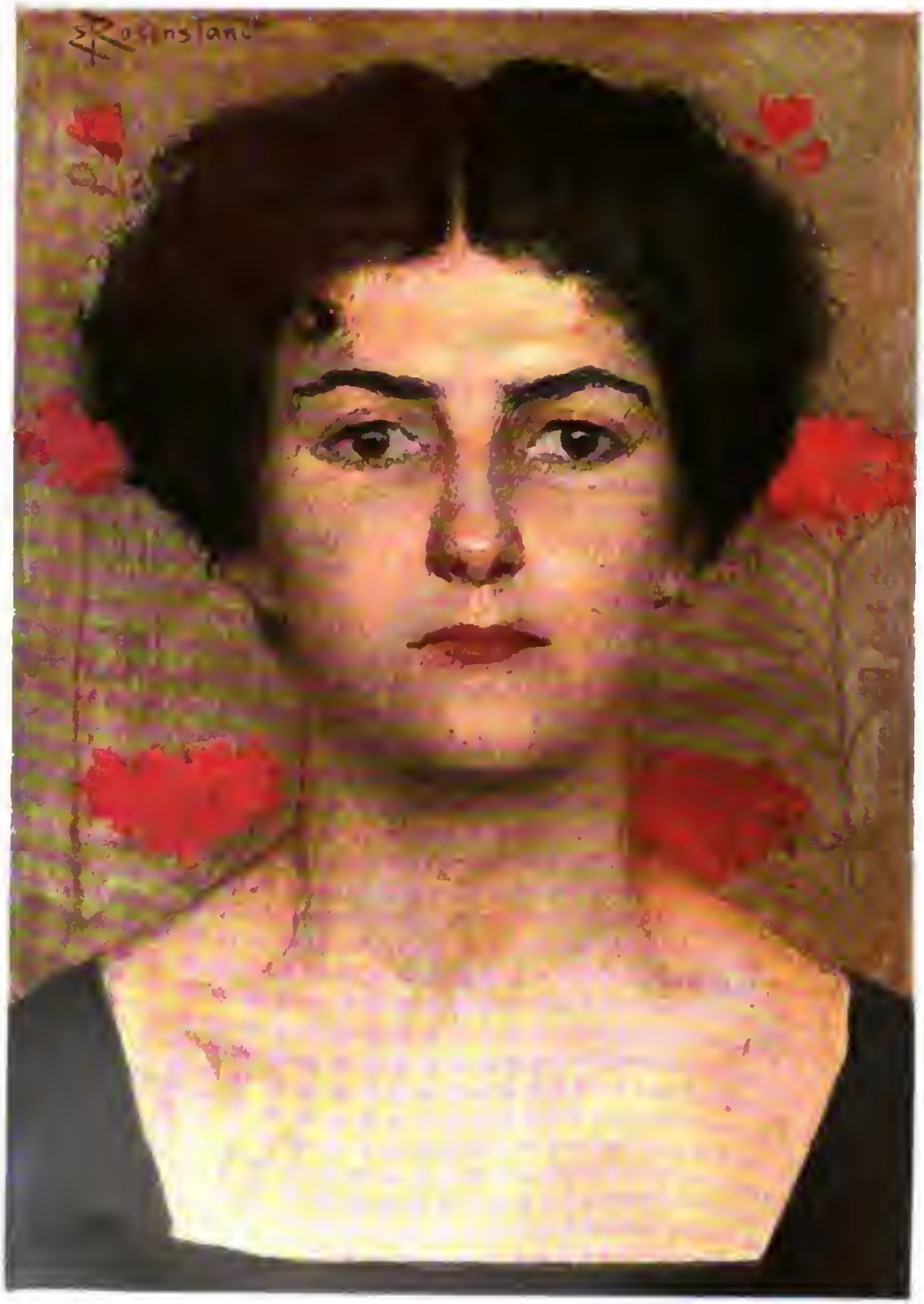
v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Studienkopf. Gemälde von F. Rosenstand.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVII. Jahrgang 1902/1903. Heft 6, Februar 1903.

Das offene Fenster.

Roman von

Otto von der Pfordten.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Stephan murmelte etwas von seinerseits um Vergebung bitten, der Zufall habe gewollt, er wisse die Patientin in den besten Händen. Dann mußte er sich wohl oder übel empfehlen, da eine ernstliche Störung im Befinden Frau Claras, die sein Bleiben hätte rechtfertigen können, nicht eingetreten war. Beim Gehen küßte er Creszenz ostentativ die Hand — eine Ritterlichkeit, die ihr das Blut in die Wangen trieb, daß sie sich rasch tief über die Kranke hinabbeugte.

Als diese im Bett geborgen lag und — gegen all ihr Erwarten — sich merkwürdig ruhig und wohl fühlte, das auch aussprach, bat sie die Schwester noch einen Augenblick an ihr Lager.

Sie streichelte die Hände der treuen Pflegerin: „Ach, Schwester, Sie wollen's also riskieren. Sie, Liebe, mög' es zum Guten ausschlagen. Kam das so schnell? Der junge Doktor — ist er von hier? Kenn' ich seine Eltern? Sie müssen mir wirklich ein wenig erzählen. Nein, nein, das regt mich nicht auf. Es macht mir Freude. Von mir ist doch nichts zu sagen — alles zu Ende. Ich bin so froh. Aber Sie, nun bitte, nicht wahr?"

Creszenz berichtete kurz. Dieser Situation war sie doch nicht gewachsen; sie ersehnte den Augenblick zur Flucht. Natürlich kannte Frau Clara die Eltern, wenn auch nicht näher. „Sie machen ja eine Partie! Wie mich das für Sie freut. Und sie sind einverstanden?"

Creszenz mußte verneinen, das sei alles noch unklar.

Frau Clara schwieg eine Weile und drehte den Kopf in den Kissen.

Also Kämpfe, Anfeindungen, womöglich Zerwürfnis — sie war heute zu müde, um an solches zu denken. Sie war froh, daß sie die ihrigen los war.

„Gute Nacht, Schwester, für heute. Morgen reden wir mehr. Ich bin Ihre Freundin, seien Sie versichert. Und lieb müßt Ihr Euch haben, Ihr zwei," schloß sie mit einer Anspielung auf das Gespräch von vorher. „Denn Sie wollen sich ja binden, ohne Ausweg, fürs ganze Leben. So, wie Sie denken. Ich will's Ihnen wünschen und gönnen. Nun — schlafen Sie auch."

Und Creszenz war ihres Amtes ledig.

Wie im Traum suchte sie den Saal auf, in dem sie heute die Nachtwache halte. Das war ihr nicht schlimm, nein eher lieb. Wie hätte sie so bald heute auch Schlaf gefunden. Keiner der Kranken merkte eine Veränderung in ihrem Wesen — das tat die Gewohnheit des Dienstes. Und doch

dachte sie heute unaufhörlich an anderes. Viel Liebes und Schönes, das vor ihr stand. Sie kannte genau, was Stephan ihr ausgemalt, ein Doktorhaus auf dem Lande. Ihr war es keine Phantasie, sondern greifbarste Realität. Und sie fühlte sich dazu wie geschaffen, würde sein, wie das Tier in seinem Element, das ihm angeboren. Hätte sie nicht zu Hause eine Stiefmutter gehabt und viele kleine Geschwister aus der zweiten Ehe des Vaters — nie hätte sie die heimische Scholle verlassen.

Für sie war alles klar und licht, sobald sie erst draußen waren; und was vorher kommen mußte, was sie die ganze Zeit über so schwer genommen und wichtig geachtet — die Stellung zu seinen Verwandten — heute dachte sie nicht daran. Diese Vernunft, dieser Teil ihres Pflichtgefühls war wie verflogen, eine Stunde hatte sie davon befreit.

Nun hatte sie Ja gesagt, nun war es entschieden. Mochte er darum sorgen, sie hatte es lange genug getan. Sie träumte nur von allem, was sie tun und schaffen wollte, da draußen, wo sie allein — fern von der Welt, wie sie meinte. Und diese Träume waren alle schön, waren heiter und klar und hatten einen großen Vorteil: sie ließen sich alle verwirklichen.

Mitten hinein kam nur ein störendes Wort ihr durch den Sinn, das sie mehrmals verscheuchte, und das doch wiederkam, das Wort, das die Kranke so scharf betont hatte, wie sie es selber getan: fürs ganze Leben. Noch war's ihr, wie wenn man als Kind sich die Unsterblichkeit ausdenken will und die unendliche Zeit und den ewigen Raum: es will nicht gelingen, immer haftet man an einem Ende. All ihre Beziehungen zu Menschen hatten ein Ende gefunden, das hatte ihr Leben so mit sich gebracht. Die Mutter war ihr gestorben, der Vater fast gänzlich entfremdet, die Heimat hatte sie verlassen. Alle Kranken, die ihr näher getreten, gingen genesen hinweg — auf Nimmerwiedersehen. Die Assistenzärzte wechselten, auch die Schwestern wurden versetzt. Sie kannte es nicht anders.

Also das war nun für immer. Ohne jede Bedingung: sie selbst hatte sich starken Mutes die Richtschnur gesetzt. ‚Aber das ist ja schön,' jauchzte es in ihr auf, ‚ein Mensch, der mir ganz gehört, ganz und für immer. Und es liegt ja nur an mir, daß ich ihn glücklich mach', und selber immerfort glücklich bin. Ja, nur an mir, das werd' ich schon machen.' Und sie ging gehobenen Hauptes mit sicheren Schritten an das Bett, wo eine Kranke sie gerufen hatte.

5.

Die Familie des Oberregierungsrates konnte tatsächlich noch nicht zur Entscheidung kommen. Der erste Sturm war vorüber; sie hatten sich hinter Vorbehalte verschanzt. Die zerfielen alle in nichts. Die Auskünfte über Creszenz lauteten vorzüglich; auch Frau Clara hatte von selbst brieflich ihre Pflegerin über den Schellenkönig gelobt. Und das Schlimmste: Stephans Stelle trug nach dem offenen Bericht seines Vorgängers wirklich so viel, daß er eine Familie ohne elterliche Beisteuer ernähren konnte. Nicht glänzend, aber doch ausreichend. Mit Gewalt war da nichts zu machen.

Frau Winkler hatte endlich eine Idee: sie zog Doktor Georg ins Vertrauen, den besten Freund ihres Sohnes.

„Sie kennen Stephan genau. Es ist doch ein großes Wagnis. Wird er's nicht bereuen, sehr bald schon bereuen? Es ist nicht nur Egoismus, nicht blinde Mutterliebe. Bedenken Sie auch, er reißt sie los von einem Beruf, in dem sie zufrieden ist, jedenfalls bis heute war; und sie hat sonst nichts auf der Welt. Ich habe mich genau erkundigt — nach Hause kann sie nicht mehr. So hängt sie dann ganz an meinem Sohne. Er übernimmt eine große Verantwortung auch gegen sie, die er liebt. Und daran scheint er gar nicht zu denken. Aber ich fühle es, als Mutter, als Frau. Wenn sie unglücklich werden — und das fürchten wir doch alle — dann hat er ihr Leben ganz ruiniert. Dann findet sie den Frieden und die Seelenruhe zur Krankenschwester nie wieder, in der sie jetzt lebt. Das fällt mir schwer aufs Gewissen."

Das war wahr empfunden und fein gedacht, denn Stephans Mutter war eine zartfühlende, menschenfreundliche Natur. Und es erschwerte die Stellung des jungen Doktors, die ohnedem schwer war. Denn er nahm die Partei seines Freundes halb contre cœur; er selbst glaubte wenig an die ganze Sache, die ihm zu abenteuerlich war.

Aber die Umstände gaben es, daß er den Anwalt spielen mußte, mochte er wollen oder nicht.

„Sie begreifen vielleicht auch," fuhr die Mutter fort, „daß wir die Erwählte unseres Sohnes noch nicht haben kennen lernen wollen. Wir bezweifeln gar nicht, daß sie vortrefflich ist, alle Welt bezeugt es ja, unverlangt sogar. Was kann ihr Benehmen dem noch hinzufügen? Da liegen die Schwierigkeiten gar nicht. Aber wird er damit zufrieden sein? Wird sie ihm nicht bald überdrüssig, ja eine Last sein? Wenn's ihm nun draußen nicht gefällt? Er setzt alles auf eine Karte. Ist er der Mann, der so etwas wagen darf? Sie kennen ihn gut; sagen Sie mir, was Sie glauben."

Georg mußte sich zunächst verklausulieren. „Damit Sie mich richtig verstehen, ich könnte es nicht. Das sage ich offen. Ich würde unglücklich, das weiß ich. Auch mein Geschmack — verzeihen Sie das nüchterne Wort — ist sie nicht. Vortrefflichkeit allein genügt mir nicht zur Ehe. Aber er scheint doch mehr, Besonderes in ihr zu finden. Auch davon kann ich nichts sagen. Über solche intimste Intimitäten spricht Stephan nie, das wissen Sie selbst. Warum er sie nicht nur schätzt, sondern liebt, so lebhaft begehrt — das ist auch mir ein Geheimnis. Allerdings auch, warum er darauf versessen ist, auf dem Land zu beginnen. Ist es nur eine Art von — Trotz, ist es ein tiefes, inneres Bedürfnis, das ist wohl die große Frage."

„Sie haben ganz recht; und trotzig und eigensinnig war er von Kind auf. Was andere taten, das tat er gerade nicht. Was bequem war, verschmähte er, und suchte das Unbequeme. Aber wenn es nur das wäre, wär' es ein Unglück. Denn auf Trotz baut sich kein Leben. Heute fühlt er sich groß, wenn er es uns abringt; aber lassen Sie uns beide sterben, meinen Mann und mich — dann fällt das alles weg. Und er bleibt allein mit dem, was er sich geschaffen."

„Nicht Trotz gegen Sie, Verehrte," verbesserte Georg, „aber gegen die Bildung, die Kultur, die Gesellschaft. Das eine ist sicher daran und das hab' ich immer beobachtet: er ist im Grunde menschenscheu, wenn auch nicht menschenfeindlich. Ich war der einzige der Kameraden, der ihm eine gewisse Vertraulichkeit — abrang, weil ich sie wollte, weil er mir wertvoll schien. Nicht einmal mir hat er sie freiwillig gegeben. In Gesellschaft ist er nie gern gegangen, das wissen Sie auch; hat immer schlecht getanzt, sich oft sichtlich gelangweilt, wo wir uns amüsierten. Er mag das Volk, wie man so sagt, gerne leiden, plaudert mit Untergebenen oft — freier als mit uns. Das Einfache, Gerade, Wahre, wo er es findet, oder meint, es zu finden, zieht ihn an. So 'was steckt sicher in ihm — und vielleicht war es gerade Ihr Einfluß, Verehrteste, der es zurückgehalten hat, gehindert hat, auszubrechen. Und nun wäre es da."

Die Mutter war sehr betroffen. „Mag sein, daß das eine Lösung ist. Es trifft ja mit vielem überein, was ich oft — schmerzlich an ihm vermißt habe. Ihnen darf ich das aussprechen, nicht wahr? Weil Sie ihn schätzen. Für das feinere, ästhetische, gesellschaftliche Leben war er nie recht zu gewinnen, obwohl ich ihn überall hin mitgenommen habe. Ich habe da nichts versäumt, kann mir nichts vorwerfen, wirklich nicht. Aber es hat nichts geholfen, er ging mit, hörte, sah und blieb kalt. Das ist ja leider wahr. Und war mir schwer an meinem Ältesten. Dann wär's also doch etwas, wie die innerste Natur."

Sie sagte nicht alles. Auch mit dem Vater hatte er sich nie recht verstanden. Wieder aus anderen Gründen. Schon die Berufswahl trennte sie. Der Vater war Jurist mit Leib und Seele, die Medizin ihm eine verschlossene Welt, das Leben unter lauter Kranken ein Greuel. „Wie wenn ich lauter Sträflinge zu bessern hätte," pflegte er zu sagen. Und er vergaß, daß auch der Jurist wenig für die geistig Gesunden und Kräftigen da ist; die verstoßen nicht gegen Gesetze und brauchen auch keine Polizei. Aber die Charaktere kamen noch dazu, sich ähnlich im Starrsinn, unähnlich in Neigungen und Zielen.

Georg fand noch ein herzliches Wort über Creszenz; als Doktorsfrau auf dem Lande könne er sich keine bessere denken, und vielleicht sei sie gerade die Richtige für den Freund. Sein ganzer Instinkt schiene ihn zu ihr zu weisen, wenn man das Wort in höherem Sinne nähme, als es öfter gebraucht wird; sein eigener Verstand müsse ihm alle Gegengründe selbst sagen. So starker Wille habe für den Naturforscher

etwas Vertrauenerweckendes; wenn auch der täusche, so wäre auf wenig zu bauen. Und er sei reif und kenne die Welt, müsse wissen, was er unternehme. „Mir scheint, verzeihen Sie mir diese Offenheit, als trügen Sie und Ihr Herr Gemahl doch nur wenig Verantwortung. Stephan ist kein Knabe mehr; wirklichen Einfluß auf seine Entschlüsse habe auch ich nicht — nicht den geringsten. Einmal wird doch jeder seines Glückes Schmied — und muß es dann vor sich selbst verantworten. Aber ich begreife so lebhaft, daß Sie sich Kummer und Sorge machen, und bedaure, daß ich sie nicht ganz zerstreuen kann" — —

So mit höflichen Wendungen zog er sich aus der Schlinge. Denn ihm war bei dieser Konsultation unheimlich zu Mute, mehr als je bei dem schwersten Fall in der Klinik. Was wußte schließlich ein Freund von dem anderen, gar wenn es das gilt, was die Freundschaft trennt, das Weib, die Neigung zum Weibe? In der Wissenschaft, da wollte er sicher und frei behaupten, wie es mit Kenntnis und Begabung seiner Kollegen aussah; da hatte er festen Boden zum Urteil. Das andere, das hier in Frage kam — ihm selbst war es noch rätselhaft und fern; die Liebe, die zur Ehe begehrt, mochte er auch noch so oft schon zu lieben geglaubt haben, die war ihm doch fremd. Und das Ganze ihm etwas unheimlich.

Aber diese Unterredung hatte doch ihre Folgen. Die Mama war halb und halb gewonnen. Sie hatte immer psychologisch an ihren Kindern studiert und ihr verschiedenes Wesen zu begreifen gesucht — vielleicht war etwas daran an dem Handeln aus wahrstem Instinkt.

Und auch der Schlußsatz gab ihr zu denken. Mochten sie als die Eltern ihre Pflichten noch so hoch anschlagen: wo keine Macht mehr ist, ist auch keine Verantwortung. Ihnen konnte keine Schuld gegeben werden, weder von dem Sohn noch von anderen, daß sie gezwungen genehmigten, was ihrer Genehmigung kaum mehr bedurfte.

Die Entscheidung brachte, wie so häufig im Leben, etwas Fremdes, gar nicht logisch Verknüpftes. Eine Nichte starb, an der Frau Winklers Herz mit mütterlicher Zärtlichkeit gehangen hatte. Die eigene Tochter neigte mehr zum Vater, dieses Mädchen war der Tante sehr ähnlich gewesen. Eine leere Stelle des Herzens wurde frei und öffnete sich für Creszenz, obwohl diese noch nicht in die Familie eingeführt war. Bald darauf wurde der Vater zum Geheimen Oberregierungsrat befördert. Die allgemeine Freude, die gehobene Stimmung erleichterten das lange hinausgeschobene Ereignis.

Der Verkehr des Liebespaares war inzwischen kein anderer gewesen, als in der bisherigen Zeit, vor jenem Abend des gegenseitigen Gelöbnisses. Stephan wollte seine Eltern nicht brüskieren und, einig mit sich und der Geliebten, trat sein bedächtige, ernste Natur in ihre Rechte; er wartete ab. Auch Creszenz drängte nicht mehr. Unbewußt hatte sie es wie eine Feuerprobe vor die Erfüllung dieses kühnen Traumes geschoben, daß sie die Forderung erhob, zuerst müßten die Eltern darein willigen. Nun es sich ohnedem so gefügt, daß sie das Ja gesagt, galt ihr alles andere nicht mehr so viel. Sie tat ruhig ihren Dienst, als sei nichts vorgefallen, und Stephan mußte sie suchen, ihr Augenblicke der Zwiesprache abhaschen, wie vordem. Dann aber gab sie sich frei und unbefangen und erwiderte auch seine Zärtlichkeit. Nur vor Fremden blieb er der „Herr Doktor".

Diese Ruhe imponierte den Kollegen, die nach und nach das Geheimnis errieten, das keines mehr war, seit Stephan sie vor den Ohren des Dienstmädchens Frau Claras seine Braut genannt; sie erwarteten umsonst eine Überhebung, eine Taktlosigkeit von Creszenz und empfanden ehrlichen Respekt, als jede solche Regung ausblieb. Die Stimmung schlug, nachdem man sich anfangs in maßlosen schlechten Witzen und Bosheiten Genüge getan, in das Gegenteil um, und Creszenz wurde mit Auszeichnung behandelt, als sei alles offiziell.

So kam der Tag, an dem Creszenz das Haus des Oberregierungsrats betrat — und er verlief günstiger, als je zu hoffen war. Alle hatten, ohne sich's einzugestehen, das starke Gefühl, daß es eine Erlösung der Spannung bedeutete, die seit vielen Wochen in der Familie herrschte und nachgerade unerträglich war. Und das half allen, so daß sie sich liebenswürdiger gaben, als sie wirklich waren und fühlten.

Nur für Creszenz traf das nicht zu. Die Befangenheit, der sie wohl früher nicht

entgangen wäre, war durch die kurze heimliche Brautzeit geschwunden; sie und Stephan waren schon eins in ihren Augen, und nach ihrer Auffassung war das Schwerste geschehen, als sie selbst über sich verfügt hatte.

Nun gehörte sie ihm zu eigen; und der Vater war etwas enttäuscht, daß sie nicht mehr Demut, nicht mehr Überraschung und Verwunderung über dies unerhörte Glück zeigte. Die Schwester fand sie im Stillen nicht heraus, dazu war sie doch nicht innerlich frei genug. Ihre wahre Natur lernten die anderen noch nicht kennen, und Stephan fand das auch gar nicht nötig. Er hatte sie oft beobachtet, wo sie es nicht wußte, und sah durch die Schale hindurch; für seine Familie war diese weitaus geeigneter.

Man machte ruhige Konversation, eine äußerst heilsame Erfindung gebildeter Kreise für gespannte Situationen; ein Beruhigungsmittel, das dem Ungebildeten fehlt. Es ist

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Richard Winckel.

geradezu hochmütig und kalt, erschöpfte sich aber in Beweisen von Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. Die Brüder staunten und gafften.

Crescenz setzte sich mit zu Tisch, als sei sie immer dort gesessen, und sprach in ihrem ruhigen Schwesterntone das reinste Hochdeutsch, das sie fertig brachte. Originell erschien sie gar nicht, wie die Brüder erwartet, die sich irgend welche drolligen Zwischenfälle vorgestellt hatten. Auch kam, was in ihr stecken mochte, tatsächlich gar ein unschätzbarer Vorteil überall da, wo das Eigentliche, Heftige, Wahre nicht gesagt werden soll, nicht gesagt werden darf — und dennoch Schweigen die schlimmste Qual wäre. Creszenz hatte sich allerlei Bildungsstoff zugeeignet, zufällig, ungeordnet, lückenhaft. Aber bei ihrem klaren Verstand wußte sie das Geringe am passenden Ort zu verwerten und sprach keine Dummheiten, wo sie eine Lücke ihrer Kenntnisse fühlte. Nur in dem landläufigsten Thema, dem Gerede über Kunst, Theater, Bühnengrößen, war sie

nicht beschlagen; aber das wurde in diesem Hause wenig gepflegt. Um so eifriger Hausmusik und anspruchslose Malerei, die niemand erdrückte, nur Ohren zum Zuhören und Augen zum Ansehen forderte; damit ging der Nachmittag hin, und dann fügte es sich, daß Mama Winkler mit Creszenz allein blieb, nicht ohne Absicht der ersteren.

Schon vorher hatte Stephan mit freudigem Staunen bemerkt, daß seine Mutter sichtliches Wohlgefallen an seiner Braut fand; sie, von der er es am wenigsten erwartet. Denn beide Frauen schienen grundverschieden zu sein; zart und hochgebildet die eine, derb und einfach die andere. Aber es mußte doch etwas Gemeinsames geben, denn sie zogen sich an, das war deutlich zu spüren, und so ließ Stephan seine Braut ruhigen Herzens mit seiner Mutter, ohne zu wünschen, ihr helfend zur Seite zu stehen.

Die Mama war auch feinfühlend genug, und ihr Sohn brauchte sich nicht zu sorgen; sie verstand es, alles irgend Kränkende zu vermeiden. Was sollte das jetzt auch noch nützen? Das Ziel, worauf sie heimlich lossteuerte, war, zu erfahren, ob Creszenz den Sohn wirklich aus Neigung nähme, oder nur, um die Partie zu machen, die ja glänzend war für ihre Herkunft und Verhältnisse. Und sie legte eine kleine Falle.

„Ihr werdet ja sehr behaglich leben können in Eurem Dörfchen, man hat mir die Einkünfte *sehr* günstig geschildert. Die Bauern müssen doch viel reicher sein, als wir Städter uns denken, da werdet Ihr keine Sorgen haben" —

„Na, so glänzend dürfen's Ihnen das aber doch nicht vorstellen, Frau Mutter" — zu einer allgemeinen Duz-Verbrüderung war es doch noch nicht gekommen, und das „Frau Mutter" war Creszenz eine von ihrer Lehrzeit im „goldenen Kreuz" vertraute Anrede an die Oberin des Stiftes — „Freilich haben tun sie schon 'was, die reichen Bauern; aber gern hergeben tun sie es auch nicht. Mein Vater hat viele Kinder und ist nie recht hinaufgekommen, aber *arm* ist er auch nicht. Und für alles gibt er's Geld lieber her, als für'n Doktor und die Apotheke. Fleißig schaffen wird er schon müssen, der Stephan, wenn er so viel derzwingen will, wie der Herr Vorgänger angibt — na, was ich dazu tun kann, das soll scho' g'schehn, da können Sie sich drauf verlassen."

Ihr Hochdeutsch ließ nach, sobald sie auf ländliche Verhältnisse zu sprechen kam.

„Aber Sie fürchten doch nicht, daß wir falsch berichtet sind!?"

„Na, das nicht, das will ich schon glauben. Aber ich mein' nur, leicht wird's ihm nicht 'worden sein, unserm Herrn Vorgänger. Und wir dürfen's nicht leicht nehmen, wir zwei, wo wir noch fremd sind. 's kommt alles drauf an, wie man die Leut' da zu nehmen weiß; *ich* kenn' sie gut, werd's dem Stephan schon sagen. Und alles im Kleinen muß halt geschafft werd'n; so große Posten von Leuten, die's ganze Jahr alleweil krank sind, wie in der Stadt, die gibt's halt nicht bei uns. Wann einer a bissel wieder g'sund ist, nachher ist er froh, wenn er den Doktor nicht mehr zu Gesicht kriegt. Ja, ja, so is es schon g'wiß."

Die Mutter mußte lächeln und war beruhigt. Die kühle Verständigkeit der Auffassung gefiel ihr. Die Tochter sah eine Aufgabe vor sich, die zu erfüllen war; da war schon vieles gewonnen. Kein Faulbett, auf das sie sich legen wollte. Frau Winkler gab dem Gespräch eine andere Wendung.

„Eine stattliche Doktorsfrau werden Sie hinstellen, Creszenz, das ist keine Frage." Sie sah beinahe liebevoll auf die gesunde, kraftvolle Gestalt. „Und eine kranke Frau bekommt mein Sohn nicht. Das sind Vorzüge, die doch andere auch sehen. Hat Ihnen denn noch keiner vor meinem Sohn einen Antrag gemacht? Sie waren ja keine Nonne. Das möchte ich wissen — wollen Sie es mir sagen? Freiwillig? Nicht etwa, daß ich Sie examinieren will!" setzte sie begütigend hinzu.

Aber Creszenz fand nichts dabei, darüber Rede zu stehen. „Warum soll ich Ihnen das nicht erzählen? Freilich ist der Stephan nicht der erste, dem ich g'fallen hab'. Schon zu Haus auf dem Dorf, wo ich noch ganz jung war, wollt' einer mit mir gehen, ein Forstpraktikant. Merkwürdig — immer war's einer von die höheren Ständ'. Ich kann nichts dafür — ich hab' sie nicht aufg'sucht. Und dann im Spital der Verwalter, ein ganz feiner Mann, nicht so gebildet wie Sie, aber doch gar nicht übel. Stattlich, mit so einem schwarzen Vollbart — und seinem reichlichen Einkommen. Das wär' schon schön g'nug g'wesen für mich armen Hascher, der nichts hat als seine

zwei Hände zum Arbeiten. Ist mir lang genug zu Gefallen gegangen; jetzt hat er eine Kellnerin g'nommen, die ihn betrügt. Der arme Kerl; er tut mir leid."

Frau Winkler war etwas peinlich berührt; das war mehr, als sie erbeten. Die realistische Behandlung dieses zarten Punktes, über den die Gebildeten ein solches Spinnengewebe von Getue, Gespreize und sogenannter Poesie gewoben haben — sie konnte sie nicht verstehen und fassen. „Und — warum, wenn Sie mir's nicht übel nehmen wollen — warum haben Sie keinen dieser Freier erhört?"

„Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, das weiß ich selber nicht," kam die ruhige Antwort. „Ich hab' mir nie viel gemacht aus den Männern, hab' überhaupt nicht heiraten wollen. Solche Zuständ', wie bei mir zu Haus — Sie kennen das nicht — die sind nicht verlockend. 's hat mir gar keinen Kampf gekostet und keine Überwindung; ‚nein' hab' ich g'sagt, so lang, bis sie weggeblieben sind."

„Und mein Sohn . . . und Stephan," stammelte die Mutter.

Creszenz blickte verwundert auf. „Den Stephan!? Ja, den hab' ich halt lieben müssen. Dem muß man doch gut sein, das brauch' ich doch Ihnen nicht z'sagen, seiner Mutter! Und g'rad da hab' ich mich g'wehrt und hab' nicht ‚ja' sagen wollen, zuerst um kein' Preis! Fragen's ihn nur, wie oft er zornig war auf mich. Ich hab' mir immer wieder gesagt: Das soll nicht sein, und das darf nicht sein. Das wär' zu schön. So gut soll's einem armen Menschen nicht gehn. Aber dann is ein Tag 'kommen und eine Stund' — wissen's, das erzähl' ich Ihnen einmal, wann wir uns näher kennen! Heut kann ich das nicht, heut' können's das noch nicht verlangen. Gelt, das muß ich nicht sagen, das ist noch zu neu."

‚Heilig' wollte sie sagen, wenn sie das Wort gefunden hätte. Da beugte sich Stephans Mutter leise nieder und küßte die Tochter auf den Mund. „Nein, liebes Kind, das sollst Du nicht sagen. Das brauchst Du niemand zu sagen. Aber ‚du' wollen wir uns nennen, von jetzt an, nicht wahr, das willst Du?"

„Du bist eine gute Frau," sagte Creszenz einfach. „Das hab' ich nicht von Dir gedacht. Komm nur zu uns hinaus, ich will Dir's schon zeigen, daß ich Dich gern haben und Dich ehren will, wie sich's gehört. Davon hat mir der Stephan gar nichts gesagt, daß er so eine liebe Frau Mutter hat." Und sie küßte ihr beide Hände, demütig, innig. Das war auch ganz anders gekommen, als sich beide gedacht hatten. Und nun war es doch da; nun war alles gut, jetzt erst, das fühlten sie beide.

So blieb nur noch die Hochzeit. Denn von einer längeren Verlobungszeit wollte Stephan nichts wissen; seine Eltern stimmten ihm darin bei. Wenn es doch einmal galt, die Welt zu brüskieren, dann lieber gleich, auf einmal den Schnitt, dann ging das Gerede nur einmal. In ein paar Monaten war alles abzuwickeln, und im Sommer noch sollte es sein, damit nicht die Winterkälte wäre zum Anfang.

Doch die Überlegungen brachten gar viele Verstimmung, und der gute Eindruck des Verlobungstages drohte zu schwinden. Der soziale Widerspruch, die Unterschiede der Stände machten sich geltend bis ins Kleine und Einzelne. Eine Bauernhochzeit im Hause der Braut war unmöglich; auch war Creszenz daheim so fremd geworden, daß sie selbst, deren Recht es gewesen wäre, von ihrem Vater weg sich zu verheiraten, leicht auf diesen Wunsch verzichtete, ja ihn kaum hegte. Von der Klinik aus konnten sie auch nicht zur Kirche fahren.

Also blieb den Eltern Winkler nichts übrig, als die Hochzeit in ihrem eigenen Hause zu richten, obwohl es der Sitte ganz widersprach. Doch der widersprach ja das Ganze. Auch Brautbesuche hatten sie nicht gemacht, trotzdem hier die Eltern lebhaft protestierten. Das scheiterte an Stephans Starrsinn, der Creszenz keinen Demütigungen aussetzen wollte. Vergebens rieten alle ihm dringend zu, lieber jetzt diese Spießruten zu laufen, es könne ihm später doch nützen. Aber er wies alles zurück. Er brauche die fremden Menschen nicht und wolle sich alles Peinliche dabei ersparen.

Fräulein Fanny war von unverhohlener Neugierde. Ihr kam sie am seltsamsten vor, diese plötzliche Nachricht, die sich von Mund zu Mund verbreitete. Sie hatten sich doch einmal nahegestanden, Stephan und sie; und gleichgültig konnte es ihr nicht sein, wie die war, die er nun wählte. Ob sie ihn

genommen, wenn er sie gefragt hätte, das blieb für ewig Fannys Geheimnis. Aber wissen wollte sie doch, wen er ihr vorgezogen hatte.

Auch sie blieb unbefriedigt und unzufrieden mit dem ganzen Verlauf. Sie bekam Creszenz nicht zu Gesicht. Stephan wollte es so und wußte es einzurichten. Es war nicht Mangel an Stolz oder gar, daß er sich seiner Braut geschämt hätte. Aber er war überzeugt, daß ihre Vorzüge, die er an ihr schätzte, beim Besuchen und Begaffen doch nicht zur Geltung kämen und nur schiefe Urteile entstünden. Erst als seine Frau, wenn sie sich eingelebt, er auch auf ihr Benehmen eingewirkt, wollte er sie zeigen — wenn's überhaupt nötig war. Jetzt keinenfalls. Und das Rad war im Rollen; es geschah alles, wie er es wollte, ob auch mancher Pfeil in den Gemütern von dieser Zeit her stecken blieb.

Creszenz tat ihren Dienst bis eine Woche vor dem großen Tage, der allem ein Ende schuf. Die Aussteuer wurde von Winklers besorgt; sie selbst steuerte Betten und Leinen zum Haushalt, die sie von Hause, der bäurischen Sitte zufolge, in überreichlicher Menge erhielt. Nur Sonntags war sie zu den Schwiegereltern gekommen; nun wohnte sie noch die Tage bei ihnen, nachdem sie mit Lob und Anerkennung überhäuft aus der Klinik entlassen war.

Sie verließ sie nicht leicht und weinte bittere Tränen. Auch das nahm man ihr übel; ja Mathilde erklärte es für eine Komödie, die sie nicht mitmachen könne. Die Mutter erschrak; es war das erstemal, daß sie Creszenz weinen sah. Und es war wild, ungebändigt, explosiv. Die angeborene Rasse zeigte sich da; nicht wie zarte Stadtmädchen greinen und flennen, hörte sich dieser Sturm an, der Creszenz ergriff. Dann war es vorbei, und sie sprach nie mehr davon. Das bestärkte Mathilde in ihrer Auffassung.

Aber nun war keine Zeit mehr zum Bangen, und die Mutter gewann Creszenz doch wieder lieb in der stolz-bescheidenen Art, mit der sie die letzten Tage in der Familie ertrug. Auch sie mußte ja fühlen, daß die Ihrigen fehlten, zu denen die Braut gerade in dieser Zeit besonders gehört, die sie zum Altar bringen, von denen sie Abschied nimmt. Ein wenig verraten und verkauft erschien sie ja doch an diese fremde Familie, ohne Rückhalt von ihrer Seite, ganz darauf angewiesen, wie die sie behandelten. Die Mutter allein fühlte das mit ihr, fühlte es in ihrem feineren Geiste vielleicht klarer und deutlicher, als das Schlachtopfer selbst.

Auch Stephan war nicht heiter und froh; auf ihm lasteten tausend kleine Geschäfte, die seine Übersiedelung und Heirat zugleich naturgemäß mit sich brachten. Der Vater blieb kühl und verschlossen; ihn reute schon fast, daß er in alles gewilligt. Seit er „Geheimer" geworden, fiel neuer Glanz auf die Familie. Und der Kontrast war zu groß. Mathilde bezwang sich mit Mühe; ein schwesterliches Verhältnis kam nicht recht in Zug. Die Brüder waren ins Ritterliche umgeschlagen und erleichterten allen die Situation durch harmlose Neckereien, auf die Creszenz überraschend gut und schlagfertig einging. Zum Umgang mit jungen, heiteren Menschen hatte sie ausgesprochenes Talent.

So ging auch diese Zeit ohne Kränkung vorüber; aber alle sahen mit Ungeduld dem Abschluß entgegen.

Und endlich fuhren die Wagen zum Standesamt, dann in die Kirche. Niemand als Georg Büttner war geladen; sonst nur die Familie. Nicht einmal die Stunde hatten sie angezeigt; die Kirche war leer und wölbte sich in unheimlicher Größe um das Häuflein halb verstörter Menschengesichter. Nur ein paar alte Weiber und Neugierige drängten sich zu. Niemand weinte; es lag wie ein Alp über allen: sie fühlten nichts mehr. Der Quell war vom vielen Reden und Beraten völlig erschöpft; alles hat seine Grenze.

Das Brautpaar stand hoch aufgerichtet im halbdunklen Raume und sprach kräftig das „Ja". Es rollte fort an den leeren, lautlosen Wänden. Georg, der noch nie einer Trauung beigewohnt, und der unbeteiligste von allen war, empfand einen Schauder. Das war ihm zu ernst, zu farblos, als geschähe ein Unrecht. Und doch fuhr man zurück in das Haus der hochangesehenen Eltern — und auch hier wieder alles so tot, alles so stumm. Schließlich faßte er's als eine Pflicht: wenn er nicht etwas Leben hineinbrächte, würde das Essen kaum zu ertragen sein. Und er tat das Menschenun-

Kleinkinderschule. Nach dem Gemälde von Prof. Max Liebermann-Berlin.

möglichste an Liebenswürdigkeiten und Frische — und alle dankten es ihm im Stillen von Herzen.

Bei Tisch eine neue, eine letzte Enttäuschung: Creszenz sah ungünstig aus in Myrte und Schleier, weit weniger hübsch als im Schwesterngewand. Was zarten Gesichtern einen entzückenden, magischen Reiz verleiht, diesem in großen Linien modellierten Gesicht wollte es nicht passen. Vielleicht war der Kranz auch zu klein, der Schleier zu zart, die Frisur nicht geeignet — es war kein wohltuendes Bild, das oben an der Tafel neben Stephan saß und allzuoft lächelte. Auch das eine peinliche Tatsache. Ein ungeschicktes, verlegenes Lächeln begleitete heute jedes Wort ihres Mundes, jede Anrede, die sie betraf. Noch nie hatte sie das gezeigt, noch nie sich so zwangvoll gegeben — und es paßte so schlecht zu dem bräutlichen Schmuck, dieses unfreie Lächeln. Für Georg war es der unangenehmste Eindruck vom ganzen Tage.

Keinem gebildeten Mädchen aus guter Familie wäre es begegnet, sich so ungünstig zu zeigen, gerade wo sie der Mittelpunkt war. Das war allen klar, und der Standesunterschied kam allen noch einmal scharf zu Bewußtsein; nur dem Bräutigam nicht. Mathilde glaubte im Stillen, das Lächeln sei der Ausdruck offenen Triumphes. Aber sie war keine Menschenkennerin, die gute Mathilde; es war eher das Gegenteil.

Schließlich hat jede Situation auf dieser Welt auch ihre Vorteile. Fehlte dem Mahle der Glanz und das laute Geschwirre der Stimmen, so konnte manches gegeben werden, was eine große Festversammlung ausschließt. Man hatte die Stille vorausgesehen und sich bemüht. Es gab Toaste genug; Georg sprach sogar dreimal, wie er sich nachher besann. Und ein jüngerer Bruder hatte Verse gemacht, denn er war stolz auf seine Reimkunst. Darüber war das Brautpaar wirklich gerührt; die Muse war noch nie um seinetwillen belästigt worden. Und dann sprach der Vater.

Es kam ihm von Herzen, von einem schweren, bedrückten; es war ernst und gehalten, aber das verlangten auch die beiden nicht anders. Und das Lächeln der Braut erlosch, sie sah groß und voll auf den Sprecher, und ihre Augen hatten einen warmen, feuchten Glanz. Es war ein guter Moment, in dem alle die Menschen an ihre eigene Herzensgüte glaubten, wie an die der anderen; und glaubten, daß es gelingen würde, das festzuhalten, und glaubten, sie seien so stark und in sich gefestigt, wie der, der da sprach. Und er schloß nicht pathetisch, nicht sentimental, sondern ruhig und schlicht: „Nun gehet hin und haltet Euch Wort."

Und dann kam der Abschied, dann kam der Wagen — und da fuhren sie fort, ohne Hochzeitsreise, nur mit einer Station; schon morgen im eigenen Haus; fern von allen, die sie kannten, gleich in die Arbeit, gleich zum Beruf.

Georg meinte, wenn er später von dieser Hochzeit erzählte, so „energisch" zusammengegeben sei ihm nie ein Ehepaar vorgekommen; jede Milderung sei da weggefallen, und das Ganze sei ihm beinah grausam erschienen in seiner einsamen Herbheit.

6.

Herr Dr. med. Georg Büttner saß vor dem Schreibtisch seiner hübschen Junggesellenwohnung, rauchte Cigaretten und ordnete seine Siegestrophäen. Er hatte sich in den letzten beiden Wintern mächtig in den Strudel der Gesellschaft gestürzt und die Erinnerungen wurden ihm zu zahlreich; nur das hübscheste von Tischarten und Menus und das Wertvollste von Schleifchen und Momentphotographien sollte verewigt bleiben, das andere dem Feuer anheim fallen. Keine Wehmut vor dem letzten Holzscheit im Kamin, sondern Befriedigung und Stolz — und ein warmer Kachelofen, der in München noch im April als guter Freund in Tätigkeit war. Er bekam viel zu schlucken; der Herr Doktor waren wählerisch geworden.

Die Mütter beklagten, daß er auch sonst wählerisch zu sein schien. Denn er war eine sehr gute Partie. Unabhängig, vermögend, mit brillanten Examen, beliebt bei den hochmögenden Kapazitäten seines Fachs. Er konnte sich an der Universität habilitieren, sobald er Lust hatte; aber er wollte noch nach Paris und Berlin, ehe er sich niederließ. Das fanden die Mütter ganz unnötig, er aber nicht.

Die Menschen sind eben oft zweierlei Meinung. Er hatte es aber auch gar zu gut; eigene Möbel, eine Haushälterin, nicht einmal abgerissene Knöpfe und vernachlässigte

Garderobe, die untergeordnete Geister manchmal zur Ehe treiben sollen. Alles in der Wohnung war behaglich, abgestaubt, in Stand gehalten. So etwas dürfte es eigentlich gar nicht geben.

Unter den Namen, die auf den Erinnerungen wiederkehrten, fand sich sehr häufig der von Fräulein Fanny Bender. Es fiel ihm selbst auf. Hatte er so oft mit ihr getanzt, so oft Schlittschuh gelaufen, sogar Radpartien gemacht, wovon allerlei Zeichen Kunde gaben? Es mußte wohl richtig sein — und doch hatten sie sich erst neulich wieder gezankt. Da lag ein Widerspruch der Natur.

Sie hatte die Ordnung ihrer entschieden zerrütteten Gesundheit, die sie in der Wintersaison nie hinderte, alles sogenannte Vergnügen mitzumachen, energisch in die Hand genommen. Jetzt wollte sie zu Pfarrer Kneipp nach Wörishofen. Einerseits war es ihm interessant, denn nun würde er ja genau hören, wie es dort zuging. Es sich selbst anzusehen, ging doch gegen seinen medizinischen Ehrbegriff. Aber es war ihm auch wieder nicht recht. Sie konnte sich dabei einmal wirklich schaden, und das wäre schade gewesen. Denn sie war eine der angenehmsten Erscheinungen seiner Kreise, ihm in so vielem sympathisch, nur nicht in der Passion des Herumkurierens. Und darüber hatten sie einen Wortwechsel gehabt — aber Fräulein Fanny ging doch. Sein Urteil galt also nichts in ihren Augen.

Bah, sie war, wie die anderen. Flirt, Koketterie, Amüsement — nichts für einen ernsten Menschen, wie er. Eine eingebildete Kranke, zuletzt gar eine kränkliche Frau — brr, ihn schauderte. Und er legte auch die Erinnerungen an sie auf die Seite, die dem brennenden Ofen zugedacht war. Die wurde immer größer und größer. Eigentlich war doch alles eine rechte Komödie. Zwei Winter — vollauf genug. Doch immer dasselbe. Die Siegerstimmung verflachte. Er ließ alles liegen und griff, wie er es in Mußestunden gern tat, halb wahllos nach einem Buche in dem schönen Gestelle von Eichenholz. Ein Lieblingsbuch: „Auch Einer“ von Vischer. Gar nicht passend für Mediziner. Und doch öfter gelesen, besonders die Aphorismen — —

Die führten weit ab von der Gesellschaft und ihren Erfolgen. Ein einsamer Mensch — aber voller Gedanken. Und hatte nicht einmal eine Frau gehabt. Der konnte schimpfen auf den kleinlichen Trödel des Alltags. Da: „Gesellige Unterhaltung von Menschen ohne Erkenntnis-Drang ist Sumpf. — Forschen ist die Stahlfeder im menschlichen Wesen. — Was die Franzosen in ihrer liederlichsten Zeit aufrecht erhalten hat, das waren jene Salons, wo die Gespräche gepflegt wurden, in denen unter Scherz, Reiz des Weibes, Würze der Phantasie nach Erkenntnis, nach Quellen der Wahrheit gebohrt wurde.“ — — —

Ach du lieber Gott — so ein Idealist! Wo war davon noch eine Spur. Nach dem Geldsack wurde gebohrt, nicht nach Quellen der Wahrheit. Und von den Gesprächen konnte man ganz dumm und „fad“ werden, auch ein Lieblingswort von A. E. Einmal etwas ganz anderes, neue Menschen, seltsame, unabgeschliffene; einen Eindruck, der nicht dem vom Tage vorher glich, wie ein Ei — —

In diese Stimmung hinein kam ein kurzer Brief von Stephan, wann er sich endlich sein Patenkind ansehen wolle? Stephan — an den hatte er lange nicht mehr gedacht. Sie waren beide keine Briefschreiber, wie alle Ärzte und Menschen der Praxis. Beinahe zwei Jahre vorbei — und er wußte nicht mehr als das Oberflächlichste. Pünktlich noch im ersten Jahre war draußen ein Knabe erschienen, Georg war Pate in absentia geworden, denn er war im Sommerurlaub an der Nordsee, um Seebäder kennen zu lernen. Und mitten in der übrigen Zeit einmal hinaus zu fahren, die paar Stunden weit, dazu „war er nicht gekommen“. Was jeder sagt, der etwas nicht ernstlich will und begehrt.

Warum war auch Stephan nie in die Stadt gekommen. Das lag doch näher. Nun kam der Sommer wieder heran. Das waren neue Menschen, altbekannte zugleich. Aber leben mußten sie doch ganz anders. Nicht eine einzige Einladung. Kein Theater. Gar keine Konversation. Er mußte das sehen, wie das zuging, wie das sich gemacht hatte. Am Pfingsten wollte er fahren. Und schrieb's umgehend dem Freund.

Dann sollte die Ordnung zu Ende kommen. Jetzt hatte er in Vischers scharfen Worten einen Gesichtspunkt für die Auswahl. Freilich einen sehr hohen. Aber mit einiger

Milderung — wo ihm reiner „Sumpf“ in Erinnerung war, das konnte getilgt werden. Fräulein Fannys beträchtlicher Teil — nein da wäre es doch ungerecht gewesen. War es nicht gerade bei ihr ein Erkenntnisdrang, der ihn ärgerte? Sie wollte das Wissen von der Gesundheit am eigenen Leibchen erproben, selber den Weg sich finden — verkehrt, denn wozu waren die Ärzte — aber doch — doch das Gegenteil von ‚Auch Einers‘ Sumpf. Und er legte das Päckchen hinüber zu dem, was wieder im Schreibtisch verblieb — rückwärtiges Fach, Ministerium des Inneren, Abteilung für Reminiszenz — der Sumpf nur kam in den Ofen.

Und bald nachdem er diesen verschlungen, konnte der Biedere auch in München seine Winterkampagne beschließen, die Sonne schien immer wärmer, der Mai-Monat machte der Tradition Ehre, und als Georg am Pfingsten zum Bahnhof fuhr, regnete es gar nicht, was doch an diesem Feste allerorts so der Brauch ist, sondern es war „tadelloses“ Wetter, wie sein Freund in Berlin zu sagen pflegte. Tadellos auch seine Stimmung, des Neuen begierig, das er erleben sollte.

Die Sache ging denn auch gleich auf dem Bahnhof von Simmendorf am einsamen Simmensee — Haltestelle der Personenzüge, der Schnellzug fährt natürlich durch — regelrecht an. Kein Gepäckträger vorhanden; auf Geschrei nicht einmal eine Antwort. Niemand, der ihn erwartete, trotz Telegramm. Er schleppte seinen schweren Handkoffer selber, was er noch nie getan. Alpin ausgerüstet konnte er doch nicht reisen, es war ja gar kein Touristenort; und jeder Form in der Kleidung ermangeln eventuell taktlos. Er machte ja seinen ersten Besuch. So keuchte Georg bis hinter das Stationsgebäude — da stand ein Wagen. Das heißt, eben erst augenscheinlich, denn vorher hatten die Pferde gescheut und beruhigten sich unter schnalzenden Schmeichellauten des Lenkers. — Der rief ihn an: ach so, das war ja Stephan!

„Grüß Gott, Georg! Verzeih’ — aber ich kann nicht ’runter vom Wagen — die Gäule sind noch jung und die Eisenbahn immer noch nicht gewohnt. Mach’ nur, daß du ’raufkommst mit Deinen Sachen — so lang halt’ ich sie ruhig.“ Der Doktor saß im Fond des zweisitzigen Wagens und kutschierte von dort aus. Georg beeilte sich, er war kein Freund von scheuenden Pferden; hißte seinen Koffer auf das Wägelchen, turnte selbst nach und saß von der Anstrengung pustend neben dem Freunde.

Aber es ging doch nicht fort, denn nun kam der Stationsvorstand mit der roten Mütze heran, begrüßte Stephan und bedauerte, daß niemand seinem „Herrn Besuch“ aus der Stadt geholfen habe. Hätte er nur gewußt u. s. w. Daran knüpfte sich ungezwungen eine Bemerkung über das Wetter und seinen, des Vorstands „Rheumatiß“, der trotzdem nicht vergehen wolle. Er schien Lust zu haben, ein wenig Konsultation zu schinden, Stephan aber schon eine große Fertigkeit erlangt zu haben, das abzuwimmeln. Dennoch hörte Georg aus allem heraus, daß sein Freund hier eine Rolle spielte, respektiert war und wichtig erschien — Gefühle, die in der großen Stadt außerhalb ihres Berufs nur mehr den Bevorzugtesten zu teil werden.

Endlich machte man sich los und fuhr ab, der Herr Vorstand zog tief die Mütze, Stephan grüßte herablassend mit der Peitsche, eine Reihe Dorfkinder gaffte — es war sehr majestätisch. Noch schrie sie der Dorfwirt an, ob der Herr Doktor gar nicht a biss’l zukehren wolle, das Bier sei frisch angezapft — aber Stephan sauste, Undeutliches murmelnd, vorüber.

Die jungen Pferde griffen frisch aus, und so ging’s in die köstliche Luft nach Simmelskirchen; so hieß das Ziel. Geredet wurde nur das Oberflächlichste, denn der Doktor mußte scharf auf die Gäule achten und gab einsilbige Antworten. Dazwischen grüßten einzelne Bauern, die des Wegs kamen, der Handkoffer wollte nicht halten und rutschte von den Stößen des holprigen Wegs immer wieder herunter, ein Pferd trat einmal über den Strang bei einer Steigung und mußte belehrt werden, wie man sich zu benehmen hat — bald schwieg auch Georg, zündete sich eine Cigarre an und genoß ruhig die Fahrt.

Die Natur in diesem Teile von Oberbayern hat ihre eigenen Reize. Noch kein Gebirg, sondern das Ende des großen Hochplateaus zwischen Lech und Inn gegen die Berge hin, die sehr malerisch den Hintergrund bilden. Ein fruchtbarer Boden, im Besitz wohlhabender Bauern, kein „Ritter-

gut", keine „Agrarier" — der Landmann Herr seines Landes. Etwas von dem, was für den Norden so oft theoretisch gefordert wird. Dafür auch keine Schlösser, noch Parks, oder Villen und Ziergärten — viel prächtige Felder, einzelne Baumgruppen, kleine Gehölze. Vom größeren Simmsee ging es seitab, aber kleinere Seelein zeigten sich, von Erlen umstanden; eine prachtvolle Eiche — sogar eine Bank darunter, von einem Pfarrer gestiftet, samt Muttergottesbild an dem Baum; einsame Wegkreuze, welliges, etwas „kupiertes" Terrain — über dem Ganzen ein tiefblauer, an den Süden gemahnender Himmel und Lerchentriller gegen seine riesige Glocke hinauf — es war schon der Mühe wert, zu sehen, anstatt zu reden.

Fast schon zu früh für Georgs Träumerei bog der Wagen in ein Dorf, ein überschlanker spitzer Kirchturm mit grünglänzenden Ziegeln, alle Leute vertraulich-ehrfürchtig grüßend, eine Herde Gänse, die schreiend davonstob, und sie hielten am großen Holztor. Dahinter der Hof, dann das Doktorhäuschen, von der Straßenseite gesehen. Stephan sagte: „Da sind wir."

Da kam auch schon Frau Creszentia aus der Türe, die Stufen herunter, öffnete eigenhändig das Holztor, damit der Wagen einfahren konnte und rief: „Grüß Gott! Grüß Gott! Bist Du da, Alter?" Dann erst zu Georg: „Und das ist der Herr Georg! Wahrhaftig! Sieht man Sie endlich bei uns herausen. Das ist schön. Das ist brav. So, nun steigen Sie ab."

Sie gab Georg mit festem Druck die Hand, gab dem Mann einen tönenden Kuß auf die Backe, warf den Handkoffer mit Schwung dem herbeieilenden dienstbaren Geist, einem jungen, aber untersetzten und strammen Bauernmädel zu, und dann — fingen die Gatten an, die Pferde auszuschirren und in den Stall zu führen! Georg stand ziemlich verdonnert da.

Aber es machte sich, machte sich ganz natürlich. Frau Creszenz sagte noch: „Es wird Ihnen schon gefallen bei uns, nur a biss'l Geduld. Der Knecht hat an Gang, kommt aber bald wieder zurück. Und ein Imbiß steht auch schon bereit: auf der Veranda — auf der anderen Seiten — so nach der Fahrt —" da waren Doktors und ihre Gäule im Stalle verschwunden.

Georg stand vor dem leeren Wägelchen und betrachtete es. Sollten sie den nun auch selbst hineinschieben? Es mußte doch irgendwie geschehen. Ein Drang nach Aktivität überkam ihn: wenn er nun selbst den Wagen vom Flecke brächte, das wäre doch großartig und ein Effekt. Er legte auch beide Hände an — aber das Ding war nicht so einfach. Die Deichsel drehte sich, die Direktion ging schief, und er hätte ihn beinah' in eine Mistgrube geschoben, deren Existenz ihm entgangen war. Aber da kam als erster der Doktor zurück.

Georg ließ sofort ab von seinem Werke; Stephan sagte nur kurz: „Laß das doch sein, das macht nachher der Knecht. Komm nur in's Haus", ohne im übrigen Überraschung über den heroischen Versuch zu äußern. Sie gingen durch den Hausgang auf die andere Seite; dort sah es besser aus. Man kam sichtlich auf der prosaischen Seite an; hier war die poetische.

Eine reizende Veranda, dabei ein Garten, halb Gemüse, halb Blumen, einige schattige Bäume, angrenzend eine prächtige Wiese; in der Ferne, doch schön konturiert, die Linien der Berge — das war wirklich hübsch! Und da stand auch der Imbiß — doch Georg wartete auf die Hausfrau.

„Ist Deine Frau noch bei den Pferden?"

„Heute muß sie sie futtern — sie sind tüchtig gelaufen. Zugedeckt sind sie schon. Weißt Du, die Tiere haben viel Geld gekostet — das rätst Du nicht —"

„Nein, hab' keine Ahnung. Aber reizend ist es hier bei Euch, idyllisch, muß ich sagen. Diese Ruhe, diese köstliche Luft — da muß man ja gesund und zufrieden sein."

„O ja, ruhig ist es hier bei uns — und für das nötige Leben im Haus sorgt sie — und der Bub!"

„Wo ist der?"

„Der schläft. — Also willkommen bei uns." Stephan hatte zwei Gläser voll Bier geschenkt, und sie tranken.

„Prost, wir bleiben die Alten!" klang es zurück.

Da sagte Stephan herzlich, dem Freunde die Hand drückend: „Weißt D', ich vergeß Dir's nie, daß Du so treu zu uns gehalten hast, wie sie alle gegen mich waren — und gegen *sie* —"

„Ihr habt's nicht nötig gehabt, daß man Euch hilft. Ihr seid allein fertig ge-

Aus unserer Studienmappe:

Aus A. Langhammer's Skizzenbuch.

worden. Und das ist auch gut. Und nun sitzt Du hier warm und läßt Dich von Deiner Frau recht verwöhnen?"

Stephan lachte behäbig. „Nun ja — es fehlt mir an keiner Bequemlichkeit. Sie ist ungewöhnlich tüchtig —"

„Die also wird mit Dir fertig, Du Dickkopf!" lachte der Freund. „Sei Du nur froh! Es ist so gesunde Rasse in ihr, kräftiges, ungemischtes Blut, gegen uns müde Mischlinge der Großstadt —"

Doch Stephan brummte: „Verschon' mich mit Deinen Theorien, sei so gut. Auf dem Lande ist auch nicht alles, wie man sich's denkt. Glaubst Du wohl, daß ich hier mit Tuberkulose zu kämpfen und Neurasthenie und Hysterie —"

„Was!? Die Modeseuchen auch bei den Bauern!?"

„Ja, und die sind noch ungebärdiger dabei, als wir —"

Aber da kam Frau Creszenz elastisch herangeschritten: „Ja, was wär' denn das! Fünf Minuten beisammen und schon vom Metier! Nein, das erlaub' ich nicht! Und da — Sie haben ja noch gar nichts gegessen! Das wär' noch schöner — gleich nehmen's Platz und tun Sie mir die Ehr' an — ich bitte sehr —" Lachend fügten sich die beiden; Landluft macht Appetit, und Frau Creszenz wurde befriedigt.

Dazwischen hörte man von Zeit zu Zeit stapfende Schritte, das Schließen einer Türe und eine leichte Unruhe im Hause — Stephans Sprechstunde war gekommen, und sein Volk wartete auf den Tröster. Aber der hatte heut' wenig Lust und Liebe zur Sache. Frau Creszenz drängte und Georg bat, es würde ihn genieren, wenn er die Ursache wäre, daß so ein reicher Bauer ungnädig oder eine schöne junge Bäuerin ärgerlich würde. So ging der Hausherr widerwillig davon; Georg besichtigte derweilen Haus und Garten und vor allem den schlafenden Stammhalter. Der Eindruck war günstig; bald aß man

wieder zu Mittag, und den Nachmittag füllte eine Fahrt über Land zum einsam, stimmungsvollen Simmsee, die allerseits befriedigte.

Touristen kamen nicht in diese Gegend, selbst an Pfingsten nicht; es war unverfälschte Natur, keine Dekoration für den Fremden. Und das empfand der feine Georg mit intensivem Behagen und Interesse, denn er kannte fast nur die von Fremden überfüllten Kur- und Gebirgsorte. Hier war das Volk noch um seiner selbst willen da und bemerkte kaum, daß es von ihm beobachtet wurde.

Als er am Abend schlafen ging, in dem freundlichen Gastzimmer, vor dem ein Obstbaum so nahe stand, daß man ihn greifen konnte, sammelte er die Eindrücke des Tages in einer sehr erfreulichen Zensur; die Sache hatte sich merkwürdig gemacht. Stephan war ruhig und wortkarg geworden, doch hatte er auch früher nie viel gesprochen; und jetzt war er durchweg guter Laune, früher sehr oft verdrießlich. Haus und Garten, wirklich sehr hübsch; das Kind kerngesund und Frau Creszenz — nicht zum Wiedererkennen!

Die schwamm ja in ihrem Element, nein sie ruderte, plätscherte darin umher. Von lustiger Laune, meist neckend und spottend, dazwischen in emsigster Arbeit, überall zufassend, geräuschlos, flink und — absolut sicher. Sicher ihrer selbst, der Liebe des Mannes, der Hochachtung des ganzen Dorfes, mit vollen gerötenten Wangen und runden, kräftigen Armen, die Seele des Hauses — um Gotteswillen! Georg erschrak in Gedanken — er schwärmte ja geradezu von der Frau seines Freundes. Das denn doch nicht; für ihn, so ein Genre, nein, nein — unmöglich.

Aber erfrischend, es anzusehen; für ein paar Tage ganz köstlich. Wie eine Gemse im Hochgebirg, die voll Schwung und Elastizität über die Abgründe springt — oder, nein besser: wie ein frischer, reiner Quell aus der Tiefe der Erde, unfiltriert, unverbessert — wie der Brunnen da draußen, der vor seinem halbgeöffneten Fenster im Mondschein plätscherte, rann, gleichmäßig, stark — und über dem Rauschen und Plätschern des Brunnens entschlief der Stadtdoktor gut und wohlig und träumte von einer flüchtenden Gans, einem Stationsbeamten mit roter Mütze und einem riesigen, wilden Pferde, das er in den Stall führen sollte, was er aber niemals zu stande brachte.

Am anderen Morgen erwachte er früh. Die unheimliche Ruhe hatte ihn geweckt. Gewöhnt an den Schlaf bei den unablässigen Luftschwingungen der Stadt, bedrückte ihn fast die absolute Stille. Er sah zum Fenster hinaus — jetzt erst krähte der erste Hahn. Er legte sich noch ein wenig nieder, fand aber nicht mehr viel Schlaf und beschloß einen Morgenspaziergang zu machen. Die Haustüre war ja wohl nicht verschlossen — richtig — er gelangte leicht in das Freie. Doktors schliefen noch friedlich, sie waren müde vom ungewohnt langen Aufbleiben und Schwatzen am Abend vorher. Georg besah sich ein Dorf beim Erwachen.

Er würdigte die ersten Tagesregungen verschiedener Tierarten, wie die mehr oder minder ungenierte Morgentoilette von Knechten und Mägden am Brunnen, hörte einige urwüchsige Äußerungen lebhafter Bauersfrauen und verzog sich dann auf einem kleinen Pfade außerhalb der Häuser. Eine schöne grüne, leicht sumpfige Wiese breitete sich vor ihm aus, und auf ihr wandelte eine Gestalt. Eine Städterin, sichtlich, der Kleidung nach; in beiden Händen etwas noch Unerkennbares tragend, wendete sie ihm den Rücken zu und schritt ganz langsam und feierlich. Aber wie, was war das?

Sie hatte — sie war ja — —

Ein Ausruf des Staunens, halbunterdrückt.

Die Gestalt wendet sich um, bleibt wie angewurzelt und steht sichtlich ratlos.

„Fräulein Bender! — Ich täusche mich nicht. Sie sind es wahrhaftig, und hier! — Aber was ist Ihnen denn!?“ ruft Georg hinüber.

„Bleiben Sie dort, wo Sie stehen, ich beschwöre Sie,“ tönt es zurück, und die Gestalt, Fräulein Fanny, zieht ein Taschentuch und wirft es über ihre Füße.

„Wenn Sie hierherkommen, ja. Das ist ja ein reizendes Zusammentreffen. Ich hatte gar keine Ahnung —“

„Ich auch nicht,“ kam es fast tragisch aus der Wiese.

„Hoffentlich ist es Ihnen nicht unangenehm?“

„Ja, außerordentlich!“

„Ach, wie deutlich,“ lachte er schadenfroh, denn er hatte nunmehr geahnt.

„Entfernen Sie sich, bitte, aus Diskretion, hinter jene knorrige Weide," befahl sie.

„Mein Gott! Sie stehen auf der Wiese — im nassen Gras! Kann ich Ihnen helfen?" meinte der Heuchler.

„Nein, das schon gar nicht. Tun Sie nur, was ich bitte!"

Und er tat es; aber das ging nicht so schnell. Elegante Strümpfe und Schuhe anziehen, ohne einen Stuhl, mit einer sumpfigen Wiese als einzigem Stützpunkt — ist keine kleine Sache. Dazwischen stieß sie einige Sätze hervor, um sich zu trösten: „Sie werden schon noch begreifen — Sie sind doch kurzsichtig, nicht wahr!? Gleich komm' ich hinüber —" Doch als er zurückrief: „Also darf ich nun kommen!?" kam es ängstlich zurück: „Nein, bitte noch nicht." Endlich war es gelungen, und es folgte die zeremonielle Begrüßung und der Austausch der Akkreditive für die beiderseitige Anwesenheit. Fräulein Fanny wohnte beim Förster seit einiger Zeit, mit dem Doktors nicht verkehrten, weil die Männer sich beim Tarok gezankt hatten; sie war zur Nachkur hierher gekommen von — Kneipp. Nun war es heraus.

„Also das war, was Sie trugen —," neckte er.

„Sie sollen es aber in München nicht erzählen —"

„Das verspreche ich heilig."

„Meine Schuhe und Strümpfe;" im Tone eines Bekenners.

„O — wie schade!"

„Herr Doktor!"

„— Daß ich wirklich kurzsichtig bin! Sonst wär' ich natürlich von selbst hinter den Baum gegangen! Sind Sie nun endlich zufrieden!?"

„Wenn Sie wirklich schweigen." Er beteuerte nochmals.

„Es macht mich so glücklich!" meinte sie schwärmerisch.

„Der — Wiesenspaziergang?"

„Ja. Es erquickt so die Seele von unten auf. Sie haben mir alle nicht helfen können. Kneipp hat mir geholfen. Ich schwöre auf Kneipp!"

„Trinken Malzkaffee!?"

„Trinke Malzkaffee, trage nur Hausmacher-Leinewand, mache mir selbst die schönsten Güsse und habe saftige Wiesen gefunden — so herrlich. Ein Hochgefühl."

Sie mußte ausführlich berichten. Ihre Begeisterung war auch gar nicht zu dämpfen und wirklich beinahe ansteckend. „Nur nicht zu viel," warnte der Arzt. „Es ist doch alles ein wenig für vollblütige, starke Naturen berechnet. Verzärtelte Stadtkinder —"

Aber sie ließ sich nicht werfen. Es tat ihr gut, sie fühlte sich wie neugeboren — was war dagegen schließlich zu sagen? „Wenn Sie es nur ein einziges Mal probierten!"

„Jetzt gleich, auf dieser Wiese?" meinte der Doktor malitiös.

„Nein, bitte nicht. Es wirkt besser, wenn man allein ist." Sie kamen in heiterste Stimmung, bis das Gespräch sich wieder zu Winklers wendete, wohin Georg sie gleich mitnehmen wollte. Da verzog sich Fräulein Fannys Mündchen. Sie wollte bei Papa fragen, ob sie diesen Besuch machen dürfe. Das reizte ihn lebhaft, zumal nach den Eindrücken des gestrigen Tages.

„Ich achte diese Frau, ja ich könnte meinen Freund beinah beneiden, daß er eine so für ihn passende, kerngesunde Natur" — Das war ziemlich stark, und schlimmer als er ahnen konnte. Denn er hatte die zarten Beziehungen Stephans zu Fanny momentan gänzlich vergessen. Fräulein Fanny rümpfte denn auch entschieden das Näschen und verabschiedete sich; sie müsse laufen, um wieder warm zu werden, das sei Verordnung. Und beim Förster warte das Frühstück. So schieden sie denn einstweilen.

Georg fielen bald all seine Sünden ein. Und war es denn wirklich Zufall, daß sie gerade nach dem abgelegenen Simmelskirchen zur Nachkur ging, und wenn zehnmal der Förster ein alter Jagdkumpan ihres Vaters war und die barfüßigen Wiesenspaziergänge in Touristenorten erschwert waren?

O, wenn die Männer klüger sein wollten, als die Frauen! Die kam schon noch ins Doktorshaus — sie wartete wohl nur der Gelegenheit. Wenn er es nur nicht erschwert hatte, durch sein unmäßiges Lob — er schritt in Gedanken verloren dem Hause zu.

Einbiegend hörte er Frau Creszenz mit einem alten Bauer verhandeln. Sie schien zunächst ihres Mannes Frühstücksstunde ver-

teidigen zu wollen. Er hatte ein Loch im Kopf, vermutlich von einer Rauferei am Abend vorher. Sie schien das nicht so wichtig zu nehmen — die Sprechstund' sei erst hernach. Aber der Ödbauer schmeichelte: „Schau, Doktorin," meinte er, „hätt'st Du a Pflasterl und tät'st mir den Schaden vernäh'n — Du hätt'st a gar so a linde Hand — sagt die Huberin —"

„Na, mei Lieber. Möcht'st die Rechnung derspar'n! Geh, scham Di, so a reicher Mann, wie Du bist."

„Na, nit darum, g'wiß nit; 's is nur, daß er nit schneid't oder sticht, der Dokter —"

„Was sein muß, wirst a aushalt'n," meinte sie philosophisch. „Hätt'st nit z'viel trunken und nachher g'rauft. Das gehört zur ‚Chirurgie' — da misch ich mich nie nicht darein. I will schau'n, ob Dich der Doktor vornimmt —"

„O je, o je," jammerte der Bauer. „Jetzt geht's halt doch mit dem Messer her über meinen armen Schädel. Na, was sein muß, hast g'sagt — aber Du hätt'st so a linde Hand, sagt die Huberin —"

„Der Doktor a, kannst mir's glauben," wehrte sie ab und ließ ihn hinein, weil doch der Gast noch nicht da war. Der freute sich, wie sie mit den Leuten umzugehen verstand. Aber bei dem behaglichen Frühstück — das Loch des Bauern war eine einfache Fleischwunde und bald abgetan — frug er doch, woher das Zutrauen zu ihrer Kunst käme. „Sie hat mir bei allen Operationen geholfen. Das hat hier riesig imponiert. Wir haben Sachen gemacht — ich sage dir: Magenexstirpationen, Luftröhrenschnitte — wie in der Klinik — mit allen Finessen," rühmte Stephan und sah stolz auf seine Frau. Aber die Herren waren damit wieder bei der Fachwissenschaft angelangt und wurden sobald nicht damit fertig. Diesmal assistierte Georg der Sprechstunde und fand den Unterschied mit den Leiden der Stadtmenschen wirklich ziemlich gering.

Bis auf die zahlreichen chirurgischen Fälle, die an den Landarzt herantreten und für die das Ehepaar wie geschaffen war. Creszenz führte auch die Apotheke und machte die Rechnungen, denn sie hatte das Urteil, was einer leisten konnte da draußen. Und davon ging sie nicht ab; die reichen Bauern mußten mehr zahlen; eine Art Besteuerung mit Belastung der stärkeren Schultern. Wie das alles harmonierte, alles so leicht und selbstverständlich gemacht wurde. Und die Leute lohnten es ihnen mit unverhohlenem Respekt, fremder vor ihm, zutraulicher vor ihr, ehrlich vor beiden.

Dann wurde das Baby bewundert; natürlich ein Prachtkerl, ohne Mühe gedeihend, zwischen Küche, Haushalt und Praxis hinein von der Mutter beobachtet und behütet — Georg gestand sich, daß kein Steinchen an dem Bau dieses Glückes zu fehlen schien. Vielleicht — noch eine Probe.

Bei Tisch erzählte er harmlos sein Wiesenabenteuer, dabei doch scharf die Wirkung beobachtend. Aber es erregte keine — nur die gebührende Heiterkeit.

„Schau, schau, die Fräulein Fanny! Da heraußen bei uns! Ja, warum besucht sie uns denn nicht? Ist doch nicht gar neidisch auf mich?" sagte Frau Creszenz ruhig.

Stephan rauchte schweigend eine Zigarre, zeigte aber auch wenig Anteilnahme. „Sie wird schon noch kommen; ich lauf ihr nicht nach," brummte er endlich, als Georg keine recht plausiblen Gründe zu stande brachte.

„Hätt' sie ihn besser behandelt, meinen Alten, ehe er mich g'nommen hat — wer weiß, sie hätt' ihn haben können. Aber sie hat nur kokettier'n und spielen wollen mit ihm. Wär' sie Dir lieber als ich, Du Brummbär Du!?" Sie gab ihm einen Stoß mit dem Ellenbogen.

Er knurrte nur, wie eine Katze, die man am Kopfe krault. „Mag sie kommen, soll mich freuen; wenn nicht, nachher bleibt sie halt weg," dekretierte Frau Creszenz und räumte das übriggebliebene Geschirr ab.

Solche kleine Dienste waren Georgs Gefühl anfangs sehr peinlich; aber die Magd war beim Kind und es geschah so selbstverständlich. Man gewöhnte sich auch daran. Und Fräulein Fanny konnte ruhig kommen — diese Frau war ja orientiert und fürchtete sich gar nicht.

Der Nachmittag war den Musen gewidmet; Georg spielte Klavier und Stephan sang ein wenig, mit tiefem dröhnenden Baß, doch musikalisch. Frau Creszenz übte nichts aus, hörte aber mit wahrer Andacht zu; das Baby krähte im Garten. Bis auf dieses war's wie in alter Zeit; die Freunde dünkten sich näher, als seit Jahren.

David. Bronze von F. Chiaffarin.
Aufnahme von F. A. Fischer in Genua.

Digitized by Google

Den nächsten Tag mußte Georg eine Fahrt über Land mitmachen zu verschiedenen Bauernhöfen, was in allem Detail aufs höchste gaudierte und unendlichen Stoff zu sozialen Gesprächen abgab, in die dann am Abend Frau Creszenz ihre oft originelle Weisheit dazwischen warf. Hochbefriedigt kehrte Georg nach München zurück. Den Besuch Fräulein Fannys hatte er nicht mehr erlebt, ihr aber bei dem seinigen im Försterhause lebhaft zugeredet, ihn zu machen — der tat keinen Schaden. Der Freund war versorgt — um den sich zu grämen, schien unnötige Mühe.

7.

Zurückgekommen, beeilte er sich, die Eltern Winkler aufzusuchen, die er lange vernachlässigt hatte. Seine Entschuldigungen wurden freundlich entgegengenommen, ja seine Zurückhaltung völlig verstanden. Aber mit der begeisterten Schilderung der Simmelskirchner Idylle, wie er sie ansah, erntete er nicht den gewünschten Erfolg und ging ziemlich verstimmt. Diese Familie verstand ihren Sohn wirklich zu wenig; der war doch zufrieden, und darauf kam es doch an. Es mußte doch nicht ein Mensch sein Glück finden, wie der andere, nach der Schablone; und sie waren dort gewesen, hatten selber gesehen, was er gesehen — und schienen doch anders zu urteilen. Georg nahm innerlich mehr für die Beiden Partei, als er es vor der Hochzeit getan hatte.

Ganz anders die Eltern. Freilich waren sie draußen gewesen, aber ohne Pfingstsonne und Jugendmut. Zur Taufe des Enkels in der kleinen Dorfkirche, durch den bäurischen Pfarrer, der sich höchst wichtig gegeben, mit Assistenz des halben Dorfes, das sich breit gemacht und sehr ungeniert benommen hatte. Auch Frau Creszenz war festlichen Anlässen nur mäßig gewachsen; die Technik der Feierlichkeit fehlte ihr gänzlich. Da war sie geniert und machte Verstöße, die ihr sonst nie passierten.

Aber die Sache ging tiefer. Der Vater trug sein Haupt höher als je; kaum noch eine Stufe der großen Beamtenleiter war zu erklimmen. Er konnte bald Präsident werden — sein Jugendtraum — er war ihm ganz nahe; und nun dies Unglück mit dem ältesten Sohne. Er hatte sich doch eigentlich überrumpeln lassen. Und so machtlos, so gänzlich. Da in „Simpelskirchen", wie er es nannte, führte Frau Creszenz das Regiment, wie er behauptete. Sein Sohn würde bald nicht mehr „papp" sagen dürfen, ohne ihre Erlaubnis. Von Demut war diesmal schon gar nichts zu spüren gewesen. Bei diesem unerhörten Glück. Das heißt für sie; für seinen Stephan nicht. Der hatte 'was Besseres verdient, als den Bauern die Köpfe und Beine zusammenzuflicken. Der arme Junge, der sich so weggeworfen, in jeder Beziehung.

Immer wieder versteckte er die eigene beleidigte Eitelkeit hinter der Sorge um den Sohn. Und sann ganz im Stillen, wie er ihn wieder in die Stadt bringen könnte. Die Mutter begütigte, milderte, aber froh war sie auch nicht. Die Derbheit stieß sie ab, die in Creszenz' Wesen zu Tage trat, seit der Zwang des Schwesterngewandes gefallen war. Für diese Art fröhlicher Kraft hatte sie keine Ader. Und das Dialekt-Sprechen nahm immer zu; bald sprach es auch Stephan. Ihr Sohn verbauerte, das war kein Zweifel. Nur das Kind hatte ihr Großmutter-Herz erobert. Das war entzückend. Und das wuchs nun auf unter dem rohen Volke des Landes — eine beklemmende Aussicht. Erst wenn die Schule kam, gab es einen Vorwand, Einfluß zu nehmen, daß der jüngste Winkler nicht als Bauer heranwuchs.

Schwester Mathilde seufzte überhaupt nur noch, wenn Stephans im Gespräche gedacht wurde. Sie hatte es nicht übers Herz gebracht, sich den „Zustand" in Simmelskirchen anzusehen; und — unbegreiflicherweise — niemand hatte es von ihr verlangt! Das kränkte sie sicher am meisten. Aber diese unausstehlichen Menschen brauchten niemand, schienen sich selbst genug. Das war sicher ein Frevel.

Bruder Eugen stiftete, zunächst fast ohne Verschulden, das meiste Unheil, reizte die Wunden mit Gift. Ihm war es eigentlich gleichgültig, keinenfalls unlieb, daß der Bruder, mit dem er nie herzlich gestanden, da draußen verkam. Er war Jurist, wie sein Vater, dazu ein Streber von erster Güte; nun nahm er im Hause die Stellung ein, die ihm zukam. Die zwei Jahre hatten ihn mächtig gehoben; bei der Hochzeit noch harmlos und heiter, sah er nun die unsinnige Torheit des Ältesten mit männlicher

Klarheit. Und sprach so verächtlich, so kalt-wegwerfenden Tons, sobald die Rede auf „diese Dummheit“ kam, daß es die feinfühlenden Eltern aufs tiefste verletzte. Er bezweckte gar nichts, aber das Schneidende seines Spottes ätzte und fraß.

Natürlich gaben sie Eugen recht. Wie sollte er Respekt vor dem Bruder haben, der ihm mit so schlechtem Beispiel voranging. Kein Wunder, daß er sich überhob. Gerecht genug, das häßlich und unbrüderlich zu finden, hatte doch Stephan die Schuld in ihren Augen. Wenn er eine angesehene Stellung in München hätte, mit schöner Praxis, wäre es anders. Aber so — mit was sollte er auch dem klugen und gewandten Jüngeren imponieren? Man hätte es eben nicht dulden sollen — das war der Schlußgedanke. Und man vergaß, daß schon damals die rechten Mittel gefehlt hatten, es zu verhindern.

Einstweilen keimte noch kein rechter Entschluß; aber die „Idylle“ erschien, von hier aus gesehen, immer düsterer, je heiterer sie sich in Wirklichkeit gestaltete.

Fräulein Fanny hatte wirklich Besuch gemacht. Ob mit ob ohne Erlaubnis ihres „Papa“, war wiederum ihr Geheimnis. Und sie hatte einigen Erfolg erzielt. Besonders bei Frau Creszenz, die sie unverhohlen bewunderte und es ganz naiv zum Ausdruck brachte.

„Gar kein' schlechten G'schmack hatte er g'habt, mein Herr und Gebieter,“ sagte sie in Gegenwart der beiden anderen. „Sie gefallen mir auch gut, und ich kann mir's schon denken, daß er gar Versl'n an Sie gemacht hat! Bei mir hat's dazu freilich nicht mehr g'langt, gelt, Alter!?“

Diese Naivität fand Fanny freilich höchst unzart und unpassend und tat in der Verlegenheit, als ob sie von den Gedichten nichts mehr wüßte, worauf sie Stephan höchst sachgemäß an die einzelnen erinnerte, wodurch die fatale Situation gerettet und ein neuer Faden gefunden wurde, der zur Lyrik im allgemeinen und besonderen führte.

Aber Frau Creszenz hatte damit jeder Gefahr von seiten der früheren, zarten Beziehungen so „gründlich“ die Spitze abgebrochen, wie es ein Diplomat nicht besser hätte machen können. So offen besprochen, verlor alles Zarte ja seinen Reiz, und Fanny ließ den Doktor nun ziemlich abfallen, der so ruhig in die Unzartheit eingestimmt hatte.

Dagegen fanden sich die beiden Frauen auf einem anderen Gebiet, das Fannys Herz eben mehr bewegte, als die Männerwelt. Während der Doktor harmlos seine Sprechstunde abhielt und Medizinen verschrieb, tauschten die falschen Frauen haarsträubende Ansichten über den Wert der Apothekerware und den Segen des Wassers aus.

Creszenz' Mutter hatte einen Ruf in ihrer ganzen Gegend gehabt als Heilkundige, verdient nur durch vortreffliche hygienische Ratschläge, Hausmittel und harmlose Kräuterpillen; halb Homöopathie, halb Naturheilbehandlung, alles aus dem Leben und Bedürfnis des Volkes heraus angewandt und von Generationen her als geheime Weisheit vererbt. Viel Gutes neben zwecklosem Aberglauben, ein Gemenge, wie das Denken des Landvolkes selbst, in dem sie lebte. In alten Zeiten hätte man sie als Hexe verbrannt — — —

Die alte Gruberin hatte so ganz im Stillen gewirkt, wie oft kluge Frauen des Volkes, die ihre Erfahrung anderen mitteilen, ohne dafür etwas gelten zu wollen. Das hatte Creszenz von Jugend auf mitgesehen und miterlebt. Luft, Wasser, Diät, dazwischen ein hilfreiches „Trankerl“, das war das Ganze. So hielt sie es auch bei sich selbst.

Dann kam die strenge Schule als Pflegerin, wo eigenes Denken nicht galt und nicht verlangt wurde. Sie lernte gehorchen und die Verordnungen des Arztes pflichtgetreu bis aufs kleinste befolgen. Nun hörte sie von den Gedanken des Wasserpfarrers, und daß Ärzte dort waren, die sie aufnahmen und weiter bildeten. Das war ihr neu. Alles interessierte sie.

„Akkurat, wie meine Mutter selig,“ warf sie oft dazwischen. Anderes, die Güsse, das Barfußgehen waren wieder fremd. Aber der ganze Zug dieser Volksheilkunde berührte sie in einer Sphäre, die seit der Jugend völlig geschlummert hatte. Und nun machte man also ein System daraus.

Fanny war geschmeichelt durch das gespannte Interesse ihrer Hörerin und fühlte sich als Privatdozentin der Kneippkunde. Bis der Herr Doktor kam und sie durch sein bloßes Erscheinen vom Katheder hinunterwarf. Denn mit ihm zu streiten, wagte sie noch nicht. Dafür erfreute er sich ihres Umgangs, so oft sie kam, in harmloser

Weise. Sie erzählte von allen Münchener Bekannten, sie musizierten zusammen, wie früher oft, und Frau Creszenz machte keine taktlosen Bemerkungen mehr. Denn es war alles gut so, wie es war, und solcher Besuch mochte das einsame Simmelskirchen nur öfter heimsuchen, dachte sie. So gute Laune hinterließ nicht nur Georg, sondern auch Fanny im Doktorhause.

Auch sie berichtete günstig in München, wenn auch reservierter, als Georg, begegnete eher noch offener geäußertem Widerspruch, besonders bei Schwester Mathilde — und ärgerte sich auch. Ihr war Stephan gleichgültig geworden, seit das Standesamt sein Endurteil gesprochen; verheiratete Männer waren ihr nicht mehr gefährlich.

8.

Der Geheimrat Robert Koch in Berlin hatte das Tuberkulin erfunden. Es sollte die Menschheit leicht und sicher von einer furchtbaren Krankheit, der Lungenschwindsucht, befreien. Dem überzeugten Forscher war sein Geheimnis frühzeitig entrissen und mit Jubelgeschrei und Reklameposaunen der zivilisierten Welt verkündet worden. Ein Schauer des Entzückens und der Hoffnung ergriff die Kulturmenschheit.

Wieviele Opfer, Arme und Reiche, Gebildete und Ungebildete, gingen alljährlich an dieser Seuche zu Grunde; jeder einzelne hatte Verwandte oder Freunde daran verloren. Ganze Familien starben daran aus, Generationen verfiechen daran. Und diesem Würgengel war nun der Todesstoß versetzt!

Auf so einfache Weise! Durch ein Mittelchen, das man einspritzt! Und weg waren die schwächlichen Körper, die hohlen Wangen, die keuchende Brust — das Zaubermittel wandelte sie mit einem Schlage zu blühenden, lachenden Menschen. Ein Zauberstab in der Hand der Wissenschaft: er berührt, und die Verwandlung ist fertig.

So träumte, so hoffte, so sehnte sich die geplagte Menschheit. Nicht der skeptische, nüchterne Forscher. Aber wer fragte nach dem! Der Jungbrunnen war erschlossen, nur ihn fassen, zu ihm gelangen — einen Tropfen des segenspendenden Nasses, Serum genannt, erhaschen, für sich und seine Lieben gewinnen — dann atmete die wunde Lunge auf einmal neu. Ein Rausch, eine wundervolle, berückende Phantasie.

Ihr erlagen die Menge, die Presse, schließlich die Ärzte; ob auch aller Verstand gegen solches Wunder sprach, ob auch die Kritik der Wissenschaft alle Wunder, an die fromme Geschlechter geglaubt, in das Märchenbuch verwiesen — das Wunder, das sie selber wirken konnte, das war willkommen. Mochte man's später erklären; einstweilen nur mutig probiert; gegen solchen Feind ist jede Waffe recht. Und Schlachten wurden geschlagen um einen Tropfen Tuberkulin, wie um eine heilige Hostie, die den Segen des Himmels bringt; Schlachten der Konkurrenz, des fieberhaften Drängens, ja des Betruges, wie sie noch nie erlebt waren. Der Zweck heiligt ja alle Mittel; und was für ein Ziel, die Menschheit spielend, durch ein Medikamentchen, von einer Plage zu erlösen, der der allbezwingende Reichtum und alle köstlichen Gaben der Erde nicht zu trotzen vermochten!

Diese mächtig aufschäumende Flut, in der Reichshauptstadt himmelan sprudelnd, warf ihre Wellen bis in die fernen Weltwinkel, bis nach Simmelskirchen in Oberbayern. Doktor Stephan fühlte sich zum erstenmal als Gefangener.

Immer hatte er eine große Vorliebe für die strenge Wissenschaft und die Universitäts-Laufbahn und -Tätigkeit gehabt; sich selbst aber es versagt, sie zu versuchen, weil er sich Lehrgabe und außerordentliche Entdeckungen mit Recht nicht zutraute und außerdem keine hilfreichen Konnexionen in akademischen Kreisen besaß. Nun wachte die alte Liebe auf, und er rüttelte an den Stangen seines Käfigs.

Unglücklicherweise war es Winter, ein strenger Winter, und seine Hilfe wurde mehr in Anspruch genommen als je. Von einem Bauernhof zum anderen fahren, oft in eisigem Sturm oder schneidender Kälte, zu Hause auftauen, sich mühsam erwärmen, dann wieder hinaus — es war nicht leicht und reizte die Nerven, weil er gerade jetzt gerne Ruhe gehabt hätte. Jede freie Viertelstunde vertiefte er sich in alles, was Zeitungen und medizinische Zeitschriften über das neue Wunder brachten, schrieb Briefe an ehemalige Studiengenossen und regte sich in seiner Einsamkeit mehr auf, als die großstädtischen Ärzte.

Gerade jetzt wäre er ums Leben gerne „dabei" gewesen. Da draußen in der

großen Welt war man an der Arbeit, suchte und fand die herrlichsten Dinge, schaffte mit an großen Entdeckungen — er hatte sich selbst davon ausgeschlossen. Unter denen, die dabei ihr Glück machten, waren vielleicht mittelmäßigere Köpfe als er, die nur mehr Keckheit besessen hatten. Einen solchen Moment benutzen zu können, diese gewaltigen Eindrücke in sich aufzunehmen!

Er erwog ernstlich eine Reise nach Berlin; dort wollte er schon ein Fläschchen Serum erringen und mit dem köstlichen Preis in sein Dorf zurückkehren, Versuche machen, sie veröffentlichen, dann vielleicht — vielleicht — —

Frau Creszenz mußte die Prosa des Lebens vertreten. Sie tat es ruhig, schonend, wie man einem Kranken Arznei einflößt. Aber es war nicht gut, daß sie es war, die das Bittere reichen mußte. Zum erstenmal sah er sie mit bösen Blicken an, als sie die selbstverständlichen, schlagenden Gründe gegen diese Pilgerfahrt nach Mekka in ihrer einfachen Weise vorbrachte. Er sah ja sofort, es war richtig, unzweifelhaft, er mußte bleiben. Aber das Richtige ist darum nicht gleich erträglich, nicht gleich beruhigend.

Georg, wirklich an den Bronnen der Wissenschaft sitzend, regte sich wenig auf. Er wollte abwarten, den Rummel nicht mitmachen, die Flut des Reklamegeschreis ebben lassen. Vielleicht regte sich schon in ihm ein leiser Zweifel an der Richtigkeit des ganzen Wegs, den diese Ideen gingen. Jedenfalls — er antwortete ziemlich kühl auf einen glühenden Brief des Freundes. Die Vernunft hatte einen neuen Helfer, Frau Creszenz freute sich des Beistands. Aber Stephan verbiß sich. „Natürlich der Neid der Münchener Schule auf die Berliner. Darüber bin ich erhaben. Kindischer Partikularismus. Pettenkofer ärgert sich über den Erfolg des alten Rivalen. Was geht das mich an? Aber so geht's auf der Welt: ich habe die Begeisterung für die Wissenschaft — und der Georg wird's erreichen und bleibt kalt bei dem Größten. Kalt wie eine Hundeschnauze. Wie er immer war. Und der bekommt das Serum nun eher als ich."

Wütend fuhr er in die Nacht hinaus, mit den noch immer ungebärdigen jungen Pferden, einem kleinen Bauernsprößling zum Licht der Welt zu verhelfen. Frau Creszenz blieb tieftraurig wach. Sie hatte sich viel von dem Briefe versprochen; das war doch ein Mann, ein „Kollege", der sich äußerte; nun goß auch das nur Öl in das Feuer.

In der Einsamkeit dieses Abends kamen ihr, zum erstenmal bewußte, Zweifel an der absoluten Autorität der Wissenschaft. Das Wort „abwarten" in Georgs Brief gab ihr einstweilen zu denken. Also er zweifelte; und er wußte mehr als ihr Mann von dieser Sache und der Wissenschaft überhaupt. Also keine Offenbarung, kein unfehlbares Wissen; da wartet man nicht, da beugt man sich und verehrt. Es gab also Schwankendes, sich Bekämpfendes; ihr Mann hatte gar die engeren Vaterländer mit da hineingemengt. Ob mit Recht, das wußte sie nicht, aber Georg hatte das nie hervorgekehrt, sogar schon davon gesprochen, noch in Berlin studieren zu wollen. Also lag da vielleicht doch nichts so Äußerliches zu Grunde — —

Es klopfte noch so spät an die Haustür. Creszenz fuhr auf. Eine Nachbarin, trotz des kurzen Wegs dick mit Schnee bedeckt, der in großen Flocken niederfiel. Sie ließ sie ein. Die Huberbäuerin, eine der bravsten und Creszenz angenehmsten Frauen des ganzen Dorfes.

„Grüß Gott!"

„Grüß Di' Gott a! Was bringst denn?"

„Bringen tu' i nix — aber a schöne Bitt' hätt' i schon."

„Du!? Schaust grad' nit aus, als fehlt Dir was!"

„Doch seit's mir — will sag'n, em Bub'n —"

„Geh!? Em Sepperl?"

„Na, em ganz Kloan!"

„Is recht z'wider — der Doktor is net z' Haus!"

„Net z' Haus, bei dem Wetter."

„Ja, da siegst es amal. Was das für ein Leben is. In Nacht und Schnee da hinaus! Heut' is ja recht, hat ja sein müssen; die Stafflerin kriegt a Kloan's —"

„Jesses, schon wieder vans!"

„Ja, wier i sag'. Aber oft is auch unnötig, daß er 'naus muß aus'm warmen Bett. Daß er sich noch zu Schanden macht. Ös tut's ihn fekkieren, grad' weil er a Doktor is und ös meint's, er muß kommen. Jetzt spürst es amal, das Herumlaufen bei der Nacht!"

Aus unſerer Studienmappe:

Schnapphähne. Ölſtudie von Prof. Adolf Oberländer-München.

„O mei, o mei," jammerte die Bäuerin. „Wann er nur g'ſund wieder nach Haus kommt."

„Mach mir a's Herz noch ſchwer! Dös geht mir grad' no ab!" ſchalt Frau Creszenz. „Sitz Di' lieber zu mir und verzähl' mir, was mit Dein Buaberl is. Leicht kommt er bald wieder." Die Geſellſchaft war der Einſamen nicht unerwünſcht; ſie wollte aufbleiben und ihren Mann erwarten. Die Mutter des kranken Kindes berichtete. Es hatte eine Art Krämpfe, im Volksmund die „Fraiſen" genannt. Die Doktorin kannte das ſehr gut von ihrer Kindheit an und wußte, daß nur unvernünftige Behandlung der armen Würmer daran Schuld war.

„Mei Ma freili', der moant, aus der Apotheken muß was ſein, ſonſt hilft's nix," ſchloß die Bäuerin ihre umſtändliche Auseinanderſetzung, „aber i moanet halt, Du könnſt mir auch was ſag'n, an guaten Rat — haſt ja ſelm' ſo a herzig's Buaberl —

und der is so schön stark und g'sund und gut beieinander —"

„Mein Toni meinst!? Kannst schon recht haben. Dem fehlt nix. Aber wir müss'n halt warten, bis der Doktor kimmt."

„Und derweil kann mir mei' Buaberl versterb'n, an eim' neuen Anfall, wie Ihr's hoaßt" jammerte die Mutter.

Frau Creszenz wurde weich. Sie hatte sich grundsätzlich jeden Versuches erwehrt, den Doktor zu umgehen; aber diesmal griff's ihr ans Herz. Unwillkürlich ordnete sie an, was ihre eigene Mutter in solchen Fällen getan hatte.

„Also, jetzt gehst glei' wieder hoam und machst dem Kloanen eine Einpackung. Hast das scho' amal g'sehn!?"

Die Bäuerin mußte die Prozedur genau erklärt bekommen, dann ging ein Aufleuchten des Verständnisses über ihre Züge. Die Doktorin schloß: ... „nit gar a so kalt, das is vom Übel; tust ins Brunnenwasser a wengerl warms hinein. Alle zwoa Stund' an neuen. Wann der erste warm und trocken worden is. Die ganze Nacht fort — daß D' mir nit verschlafst! Daß D' mir dem Buaberl kei' Bier gibst zu Trinken, das bitt' i mir aus, — nix als Milli und Haferschleim; z'erst a Weil gar nix, es verhungert nit glei' — brauchst nit z' fürchten. Und in die große Stub'n legst mir den Bub'n, und daß mir der Bauer morgen nit raucht, da, wo's Kind liegt, daß mir nachher an Husten au no derwischen. Luft, sag' i Dir halt, und Sauberkeit — für einstweilen; ich werde den Doktor schon fragen, ob noch etwas anderes nötig ist." Das Letzte Hochdeutsch im amtlichen Tone.

Die Bäuerin bedankte sich vielmals und ging: aber da kam schon der Wagen des Doktors herangefahren. Creszenz eilte ihm entgegen; die Bäuerin aber wartete ihn nicht ab, zu dem sie doch eigentlich gekommen war, sondern hatschte durch Nacht und Schnee von dannen. Zunächst war zu viel zu tun, um es zu beachten; der Doktor war sehr durchfroren und fühlte sich unwohl, schalt ein wenig, daß seine Frau aufgeblieben war, anstatt ihm das Bett zu wärmen — sie habe soviel „tierische Wärme" und die wirkt bei Erkältungen am raschesten, meinte er — und erst spät kam Ruhe in das einsame Haus. Frau Creszenz vergaß völlig, ihrem Mann den „Fall" Huberbäuerin zu berichten, und diese kam zunächst nicht wieder.

Denn die einfachen Anordnungen der Doktorin hatten genügt, um das sonst gesunde Kind auf den Damm zu bringen; und die „Fraisen" kamen nicht wieder. Anstatt in das Doktorhaus, lief die Huberin aber im ganzen Dorf herum und erzählte von dem ausgezeichneten „Rat", den ihr die Doktorin erteilt. Ein Knecht aus Creszenz' Heimatdorfe hatte noch von deren Mutter gehört; kein Zweifel, deren Weisheit und Gaben waren auf die Tochter vererbt.

Von da an hatte Frau Creszenz einen schweren Stand. So oft ihr Mann weit über Land war, kam sicher ein Weibsbild daher, verstohlen und zutraulich, und begehrte so guten Rat zu haben, wie er der Huberin zu teil geworden. Soweit es die Leiden der Erwachsenen betraf, war sie unerbittlich; nur wenn es sich um die Kinder handelte, kämpfte sie innere Kämpfe. Ihr Mann verschrieb auch da so gern Medikamente, und — ob auch nicht klar bewußt — sträubte sich Creszenz' schlummernde Überzeugung besonders gegen diese Eingriffe in die kleinen, sich entwickelnden Körper. Sie hatte aber jedesmal ein schlechtes Gewissen und einmal brachte sie das Gespräch darauf, wie weit sie in solchen Angelegenheiten gehen dürfe; denn daß sie die Frauen nicht allzuschroff anlassen durfte, das war ja klar. Bauern müssen mindestens ebenso vorsichtig angefaßt werden, als Städter, das hatte der Doktor auch schon bemerkt.

Stephan aber behandelte, noch immer ganz versunken in Bazillen- und Serumtheorien und somit hoch erhaben über solche kleine Pfuschereien, die ganze Sache mit souveräner Verachtung. „Das überlasse ich ganz Deinem Takt," meinte er; „wenn die Leute solche Scherze glücklich machen, so können sie meinetwegen Deine ‚Ratschläge' befolgen. Sorge nur, daß kein Unheil gestiftet wird. Jeden ernsteren Fall werde ich nach den Regeln der Wissenschaft behandeln — das Wasser gehört nicht zum Arzneischatz. Seine Anwendung steht jedem frei — und, wie ich die Bauern kenne, werden sie nicht zu viel davon verbrauchen."

Frau Creszenz atmete auf und benutzte die Gelegenheit zu einem kleinen Vorstoß gegen einen höchst wissenschaftlichen Fall, der ihr Verdruß bereitete. Die hübsche und

wohlhabende Josepha, eine trotzdem noch unverheiratete und hysterische Wirtstochter, kam etwas zu oft in die Sprechstunde und belästigte Stephan mit ihren Zuständen und Beschwerden. „Der Josepha tät a kalter Guß auch von der Wissenschaft aus am besten, den könntest Du ihr wirklich verordnen, da tätest Du Wunder sehen, was das kalte Wasser auch nützen kann."

Stephan wurde heftig; davon verstünde sie nichts, und Brom sei das vorgeschriebene Mittel für derartige Zustände.

„Ich seh' nit, daß was hilft," beharrte Creszenz eigensinnig, „sonst müßt' doch diese Behandlung einmal ein End' nehmen."

„Es ist eine chronische Sache. Bist Du vielleicht eifersüchtig auf die Josepha? Mach Dich nicht lächerlich," schloß der Gatte und ging ärgerlich in das Arbeitszimmer.

Frau Creszenz neigte wirklich etwas zu dieser „Lächerlichkeit", von der sie sich bei Fräulein Fanny so frei gefühlt; vielleicht weil die Josepha mit ihrem Gehabe ihrer gesunden Natur höchst unsympathisch war, vielleicht weil diese Gefahr ihrem jetzigen Lebenskreis näher lag. Aber zunächst überwog die Erleichterung, daß Stephan ihre Kurpfuscherei nicht so tragisch genommen hatte, als sie gefürchtet.

Und die unbezahlte Praxis der Frau Doktorin mehrte sich im Stillen. Allmählich ging sie zielbewußter nach der hygienischen Seite hin vor und suchte auch in anderen, als Kinderbehandlungsfragen, auf die Leute zu wirken.

Selbst in der schlechten, dumpfigen Luft einer Bauernstube groß geworden, hatte sie in den hohen ventilierten Räumen der Klinik die Wohltat des Einatmens reiner Luft kennen gelernt. Auch der Ausspruch eines alten Landarztes war ihr eingefallen, den sie einmal in der Jugend gehört. Der behauptete, er schlüge bei jedem Krankenbesuch unversehens eine Fensterscheibe entzwei. Bis die Leute einen Glaser bekämen da draußen zur Reparatur, dauere es immer lange, und in der Zeit hätten sie dann wenigstens bessere Luft in der Stube.

Wieder aufs Land gekommen, war Creszenz das Betreten der stickigen, ungelüfteten Schlafräume der Leute ein Greuel geworden. Darauf steuerte sie nun los. Und begann einen kleinen Kampf um das offene Fenster.

Freilich nicht mit dem drastischen Mittel des alten Praktikus. Aber mit vielem Zureden, Versuchen und Anspielungen. Und mühsam sich auflehnend gegen geheiligte Gebräuche. Während des Schlafes kann man es natürlich nicht auflassen, davon waren alle felsenfest überzeugt. Da wird man blind oder taub. Das ist erwiesen. Überhaupt ist die Nachtluft schädlich, und bei der Nacht geht überdies der böse Feind um — Da war Frau Creszenz an der Grenze angelangt, wo sie mit dem Geistlichen in Konflikt geraten wäre. Davor hütete sie sich natürlich sorgsamst: das wäre schlimmer gewesen, als ein Konflikt mit dem Herrn Doktor.

Also am Tag. Ist auch schon etwas. Aber es „zieht" so leicht, sogar bei den Bauern, die doch den ganzen Tag im „Zug", in Wind und Wetter draußen herumlaufen. Und das Zimmer wird kalt; da mußte man ja mehr heizen. Das kostete Geld. Und lieber das am Heizen ersparen und dann in die Apotheke tragen —

Und die Apotheke verwaltete sie ja selbst, sie, die Frau Doktorin. Das kam Creszenz scharf zum Bewußtsein, als sie einmal an dieser Grenze der Debatte ankam. Die Apotheke bildete einen Teil ihres Einkommens. Das war noch immer nicht glänzend zu nennen. Also mußten die Apotheke und das offene Fenster *nebeneinander* bestehen. Aber die Lösung war nicht immer leicht.

„Der Staat müßt' halt die Dökter bezahlen, wie die Geistlichen auch," meinte Frau Creszenz einmal aus solchen Gedanken heraus, als sie mit ihrem Manne Rechnungen schrieb. „Dann brauchten wir nicht so aufs Geld aus zu sein. Dann könnt' man wirklich nur an den guten ‚Rat' denken, von dem meine Weiber alleweil reden. Aber zahl'n woll'n sie nix dafür."

Stephans Phantasie ging nicht so weit, einstweilen nur bis zu einer Stelle als Kreisarzt, wo doch ein Teil des Einkommens gesichert war. „Verdirb mir nur die Praxis nicht, sonst wirst Du's am Haushaltgeld spüren," scherzte er, da er die Sache noch immer nicht ernst nahm. Aber Creszenz beharrte: „Was vom Geld abhängig ist, das kann nie 'was ganz Rechtes taugen. Ist immer eine Halbheit dabei. Ist jetzt die G'sundheit nicht auch wichtig

für die armen Leut'? So gut als ihr Seelenheil —"

„Versündig' Dich nicht! Wenn Dich der Pfarrer hört —"

„Mag er's hör'n. Auch hab' ich g'sagt. Das eine und das andere a! Aber er hat sein Gehalt, sein festes, und wir dürfen den Leuten die Wahrheit nicht sagen, damit in der Apothek'n 'was eingeht."

„Ich verschreibe nur wirklich anerkannte Mittel," meinte Stephan. „Und sonst halt die Universalmedizin. Ich kann mir keinen Vorwurf machen, — laß Du's auch sein."

Damit hatte es folgende Bewandtnis. Der Doktor war den Rezepten gegenüber selbst ein Skeptiker, wenn auch weit entfernt, sie alle zu verwerfen. Und es ärgerte auch ihn, wenn die Bauern um jeden Preis etwas verschrieben haben wollten, wo es gar nicht angebracht war. Da hatte er sich selbst ein mixtum compositum ausgedacht, in dem ein rohes Ei vorkam und ein moderner Nährextrakt, Pepton oder dergleichen. Auf ein bestimmtes Zeichen braute Frau Creszenz diesen Universaltrank zusammen. „Da haben die Leut' doch 'was für ihr Geld, 'was Nahrhaftes, und schlucken's gläubig; ein Ei alleinig essen sie ja doch nie, wenn ich's auch anordne und einschärfe."

Das war ein Ausweg des Mannes der Wissenschaft; und kein ganz schlechter. Und die Kontraste blieben noch eine Weile schlummernd unter gemeinsamer Arbeit. Denn es war ein schlimmer Winter, dieser dritte in Simmelskirchen, und im ganzen ein Winter des Mißvergnügens. Stephans Gesundheit hielt den Anstrengungen kaum Stand; die Kälte und der Schnee wollten kein Ende nehmen, noch im Mai fielen die Flocken. Auch das Kind hatte allerlei durchzumachen, wenn es auch leicht vorüberging.

Nur Frau Creszenz spürte nichts. Sie befand sich im gewohnten Klima und blühte und gedieh. Das war noch das einzig Mildernde im vielen Verdruß: die prächtige, strotzende Gestalt seiner Frau, die dem Doktor jedesmal entgegenkam, wenn er auf mühsamen Fahrten die schlechten Wege und die Trotzköpfe der Bauern verwünscht hatte.

9.

Bruder Eugen, der Jurist, war indessen herangereift und hatte enorm zugenommen an Welt- und Menschenkenntnis; stand er doch im letzten Semester der Universität, also auf einem Höhepunkt, von dem man das Dasein mit Klarheit und vollem Durchdringen überblickt. Ungetrübt durch das, was man Erfahrung nennt, natürlich; aber eben darum so sicher, so sicher. In Urteil und Tat.

Längst stand ihm fest, daß Bruder Stephan eine kolossale Dummheit gemacht habe, in jeder Beziehung. Ebenso, daß diese Frau nicht in die Familie gehöre, mochten Standesbeamter und Pfarrer gewirkt haben, soviel sie wollten. Endlich, daß Creszenz auch gar nicht zu Stephan passe, ihn nur herabzöge und ihm ein Hemmschuh sei in jeder Beziehung.

Anzusehen brauchte er sich den Skandal auf dem Dorfe dazu nicht; tatsächliche Beobachtungen lagen seinem abstrakten Denken ferne und konnten klare Resultate nur verwirren. Wie gesagt, die standen schon lange fest. Aber ein Neues kam jetzt hinzu.

Ehen waren nicht unlösbar, Irrtümer auf diesem Gebiet nicht unverbesserlich. Es war gar nicht töricht gewesen, dachte er, die Sache anfangs gehen zu lassen. Da war ja doch nichts zu wollen gewesen; Stephan blind, die Eltern schwach, die sogenannte Liebe zu mächtig. Das alles ebbte mit der Zeit; sobald Stephan nur *wollte*, würde er auch frei zu bekommen sein. Nur nicht da draußen, wo man keinen Einfluß hatte. Also mußten sie herein in die Stadt, da war noch Hoffnung. Da war der Älteste noch zu retten. Die Existenz des Kindes genierte Eugen dabei auch nicht weiter. Für die juristischen Gründe würde er dann schon sorgen, wenn nur erst —

Einmal so weit klar, wandte er sich *nicht* an Schwester Mathilde. Die war zu offenkundig Partei. Die konnte nur alles verderben. Sondern an die Mama. Die oder keine brachte den ersten Schritt zu stande, der der schwerste war: das Paar wieder in die Stadt herein zu bringen.

Frau Leopoldine war nicht nur eine vortreffliche, edle Frau, sondern auch eine geborene von Leubelfing. Sie hatte zwar den bürgerlichen Mann genommen und war zufrieden und glücklich, aber die sieben Zacken waren dabei nicht verloren gegangen. Denn ihrer sieben, nicht nur fünf, wie sie streng genommen ihr nur gebührten, waren in die Tischwäsche eingestickt und verzierten

Ungarische Bäuerin. Ölstudie von Jaroslaw Vésin.

Digitized by Google

die Spitzentaschentücher. Es hatte nie jemand daran Anstoß genommen.

An diese latenten Zacken gedachte Eugen sein Netz anzuknüpfen, in dem er die entschlüpften und wildgewordenen Vögel wieder einfangen wollte. Eine leibhaftige junge Gräfin, mit neun richtigen und ehrlich verdienten Zacken — leider auch ohne einen Pfennig Geld, weshalb sie in bürgerlichen Kreisen herumtanzte — hatte sich nach Stephan erkundigt. Das war wahr und wirklich vorgefallen.

Eugen erzählte es nur ein wenig anders. Die Farbe des Bildes wurde vertieft und gesättigt, darauf einige glänzende Lichter gesetzt — und die mangelnde Mitgift übergangen. Der Erfolg war der gewünschte; Frau Leopoldine seufzte tief und sah träumerisch ins Weite. Ihr stiller, heimlicher Traum — eine Schwiegertochter wieder mit sieben Zacken — er tauchte empor. Und er hätte sich also erfüllen können.

Ein Arzt war ein geachteter Stand und so gut wie ein Jurist. Hatte nicht eine Tante der regierenden Kaiserin einen lebendigen Professor der Chirurgie zum Mann, allerdings eine Berühmtheit. Aber wenn man dividierte, auf beiden Seiten —! Und ihr ältester Sohn hatte sich jede Chance genommen. Er schien ja ganz fest zu sitzen in dem schrecklichen Nest.

Nicht als hätte die Mama je Eugens kühne Pläne auf Trennung der Ehe gebilligt. So weit war sie noch lange nicht. Die Geschichte von der jungen Komtesse war nur ein Gifttröpflein, das weiterfraß. Nur der schneidende Gedanke, daß ihr Sohn, der unliebenswürdige Stephan, *so* hoch hätte greifen können, *so* kühn sich in Gedanken versteigen, wenn er gewartet hätte. Wenigstens etwas höher konnte er's doch noch bringen, als bis zum Bauerndoktor, wenn er nur hereinkam, wenn er sich nur dort losriß —

Nach Simmelskirchen kamen häufigere und wärmere Briefe von Mama als bisher. Frau Creszenz freute sich und strahlte jedesmal, wenn wieder einer einlief und immer soviel Liebes und Gutes und sorgendste Teilnahme enthielt. Sie hing an der Mutter ihres Mannes mit aller Zärtlichkeit und Treue, deren sie fähig war, und in unauslöschlicher Dankbarkeit für die erwiesene Güte und Nachsicht —.

Stephan hatte einmal brieflich geklagt über den harten Winter und die Anstrengungen für den Körper, die er mit sich gebracht. Nun flossen mehrere Briefe über von Sorgen um seine Gesundheit, Bedauern, Beklagen der harten Arbeit, die er sich auferlegt. Frau Creszenz las es mit Lächeln, jetzt war wieder Sommer, und alles vergessen. Wie sie sich unnütz aufregten, diese Stadtleute. Als ob der Winter in München gesunder sei. Und ihr Stephan hatte doch keinen Schaden gelitten! Aber es war so schön, wie sie sich für ihn ängstigten; das war doch besser, als die kühle Höflichkeit früher — —

Und an einem schönen strahlenden Sommermorgen kam ein nie erwarteter Besuch nach Simmelskirchen. Unangemeldet. Denn er hatte es so gewollt. Offiziell, weil das Telegramm kaum viel früher eintreffen konnte, als er selbst, der sich erst im letzten Moment zur Fahrt entschlossen. Inoffiziell, weil er die „Zustände" dort ganz ungeschminkt sehen, beurteilen und vielleicht einen guten Anknüpfungspunkt finden konnte für seine Ideen.

Freilich am Bahnhof schon bereute Herr Eugen diese Übereilung. So ein Nest, dieses Simmelsdorf! Wirklich kein Gefährt zu bekommen, keine Achse von einem Wagen! Mein Gott, in Garmisch und Berchtesgaden war es doch schon zivilisiert; so hübsche helle Einspänner oder doch wenigstens ein Postwagen. Aber dies war schon die ganz rohe, häßliche Natur ohne jede Bequemlichkeit. Er mußte zu Fuß laufen; ein Prinz hätte es auch gemußt, wenn kein Wagen bestellt war — und er hätte nach Simmelskirchen kommen wollen. Letzter Gedanke war freilich ausgeschlossen; aber er, der Hochfeine, *wollte* ja das Opfer bringen und dieses Nest mit seinem Anblick beehren!

So warb er denn einen Träger für seinen juchtenledernen, messinggleißenden Handkoffer und zog „fürbaß"; er brauchte nicht, wie weiland Tannhäuser, die Augen zu schließen, um Bavarias holde Auen nicht zu sehen — er sah sie ohnehin nicht, sondern nur den Staub der Straße und ihre unzähligen kleinen Steigungen und Windungen.

Der Träger nannte ihn systematisch „Herr Baron", denn etwas so „Pikfeines" von Mannsbild hatte er noch nicht erblickt. Eugen ließ es geschehen.

Simmelskirchen lag ahnungslos im Mittagsschlummer, als die beiden ihren Einzug hielten. Im Doktorhaus lag Stephan mit einem dicken Bazillenbuche auf einem Sofa; sie schwirrten aus den Blättern hervor um sein müdes Haupt, und er ärgerte sich, daß er nicht dabei sein konnte, sie in Glyzerin einzufangen und mikroskopisch zu betrachten. — Frau Creszenz hängt Wäsche auf, und der kleine Toni, nun schon über zwei Jahre alt, spielte im Grase dabei. Aber selbst wenn sie Eugen dabei überrascht hätte, konnte er nichts Ehrenrühriges darin finden. Der aber kam von der Straße, forcierte das hölzerne Tor und riß an der Nachtglocke, daß es durch das Haus gellte. Die Tür wäre natürlich ohnedem offen gewesen.

Eine Stubentür ging, der Träger sperrte das Maul weit auf — und die Brüder standen sich gegenüber. Nach der ersten Begrüßung wurde jener fürstlich entlohnt und stolperte eiligst in die Dorfwirtschaft, um zu verkünden, was der Doktor für einen „nobligen" Herrn Bruder habe, der aussehe, wie ein Graf. Schon so weit war Eugen bei ihm avanciert und hätte es noch weiter in seiner Schätzung bringen können, wenn er das Landvolk seiner längeren Berührung gewürdigt hätte.

Einstweilen bewegte er sich in ungewohnter Herzlichkeit. Und als Frau Creszenz siegreich mit einem Korbe am Arm, der die übriggebliebenen Wäscheklammern enthielt, dem Hause zuschritt, kamen die beiden schon auf sie zu.

„Da ist meine Frau," rief Stephan erfreut. „Hab' gar nicht gewußt, wo Du steckst! Denk Dir nur, der Eugen — zu Fuß — ja, was sagst Du denn dazu?"

„Ja — grüß Gott, sag' ich halt — und willkommen bei uns heraußen!" gab Creszenz ebenso heiter zurück. In ihren vier Wänden verlor sie die Fassung nie und hätte den Erzbischof ebenso begrüßt. So war es ja nur ihres Mannes jüngerer Bruder.

Eugen hielt eine wohlgesetzte Anrede, deren sich kein Bürgermeister bei festlichem Anlaß zu schämen gehabt hätte.

„Ist das eine Freud' für meinen Mann," unterbrach ihn Creszenz — „und *das* ist der Toni!" setzte sie strahlenden Blicks hinzu. Denn ihr höchstes Glück kam auf zwei Beinchen gelaufen, und etwas Schöneres gab es doch hier nicht zu sehen.

„Mein kleiner Winkler-Sohn kennt ja seinen Onkel noch gar nicht! Geh nur hin zu ihm, geh nur, mein Bürscherl —" und sie schob ihn auf den neuen Onkel zu.

„Guten Tag, mein Herr Neffe," ließ sich Eugen ziemlich kühl, aber gewinnend vernehmen. „Gib mir nur ein Handerl, laß Dich gut ansehen — ganz die Mutter, wie aus dem Gesicht geschnitten!"

„Mir soll er gleich sehen?" meinte diese erstaunt und geärgert. „Alle Welt sagt doch, meinem Mann!"

„O — nein, es ist ein ganz — anderer Zug im Gesicht. Er sieht nicht in unsere Familie hinein —"

„Aber jedermann sagt —"

„Brauchst Dich nicht zu verteidigen, Alte," sagte Stephan gut gelaunt und mit liebevollem Blick auf seine stattliche Frau. „Meinethalben kann er auch Dir gleichen. Die Söhne schlagen erfahrungsgemäß häufig nach der Mutter — und das soll manchem nicht übel bekommen sein."

„Ich meinte nur, die gewisse Familienähnlichkeit fehlt noch, es ist etwas Fremdes, das ich nicht kenne," beharrte Eugen.

„Das ist nicht unsere Schuld, Herr Schwager, daß er Ihnen bis heute fremd geblieben ist!"

„Sie haben recht, Schwägerin —" Eugen wurde fast rot und sehr verbindlich, denn er hatte nicht kränken wollen — „es ist *mein* Versäumnis, ich gestehe es ein. Aber ich hoffe, daß Sie mir verzeihen werden."

Dieser erste Mißton blieb auch wirklich der einzige. Sonst verlief der Besuch tadellos. Er dauerte nur bis zum nächsten Nachmittag, dann zwangen unaufschiebbare Geschäfte zur Heimkehr — Eugen hatte in dem ungewohnten Bett miserabel geschlafen und die Hähne ihn ganz rücksichtslos früh gestört. Mit dem Bruder hatte er sich auf einem langen Spaziergang ausgesprochen, indes Frau Creszenz ein wahrhaft üppiges Liebesmahl bereiten half.

Sie war sehr glücklich. So freundlich war der gefürchtete Bruder, so vergnügt, und ihr Stephan lächelte oft still vor sich hin. Sie hatte sogar gewagt, den seinen Herrn zu necken, wie sie es vor Jahren vor der Hochzeit getan, und es war sehr gnädig aufgenommen worden. Er hatte köstliche Witze über alle denkbaren Objekte

des Dorfes gemacht, besonders ein dazu hervorragend geeignetes „zahnluketes“ altes Weib und dann die hysterische Bäuerin Josepha, die ihn besonders interessierte und der er vergeblich einige unwiderstehliche Blicke zuwarf — er hatte sogar Toni auf sich reiten lassen und sich mit ihm im Grase gewälzt, seiner hellgrauen Hose tollkühn nicht achtend. Es war doch ein reizender Mensch; und reden konnte er, da konnte sich Stephan nicht mit ihm messen. Aber Frau Creszenz ließ sich nicht werfen und gab ihm hinaus, wo sie irgend konnte. Alles in Liebe und Freundschaft, natürlich.

Schön war es gewesen, dachte sie, als die Brüder abfuhren, diesmal den Juchtenledernen prangend auf dem Bocke, und Eugen so leutselig ihr und Toni Abschiedsgrüße zuwinkte. So ein lieber Bruder. Jetzt waren sie alle gut zu ihr. Auch Mathilde hatte die herzlichsten Grüße bestellt. Jetzt war es gewonnen — das war der Höhepunkt ihrer Ehe. Gut war alles geworden, über Erwarten gut. Gar kein Kampf, fast gar keine Schwierigkeiten. Das bissel vom Winter — das gehört so zum Leben. Wär' ja fad, wenn gar nichts zum „Warteln“ wär'. Und sie holte ihren Buben, packte ihn, küßte ihn wie toll, wie sie's noch nie getan und raste mit ihm in vollem Übermut den Grasgarten entlang.

Diese Stimmung hielt noch den Abend und eine Nacht lang ungetrübt an.

Am andern Tag schon merkte Frau Creszenz, daß ihr Alter an etwas herumdrückte, was er ihr sagen wollte. Sie vermutete nur etwas Angenehmes und bereitete ihm am Nachmittag eine ganz ruhige Stunde als Gelegenheit zur Aussprache, indem sie das Kind zu einem Spielkameraden schickte.

„Jetzt fehlt nur noch die Mathild' bei uns heraußen,“ fing sie an; „was meinst, wollen wir sie ordentlich einladen? Das hab'n wir noch nie getan. Vielleicht kommt sie dann auch.“

„Ich verlang' nicht nach ihr. Aber ich — ich sollt' einmal hineinfahren nach München. Ich hab' nicht mögen, die ganzen Jahr' her, daß sie mich anschauen und ausfragen —“

„Hab' ich Dich zurückg'halten?“ lachte Frau Creszenz. „Brauchst Du von mir eine Erlaubnis!? Ich steh' gewiß nicht zwischen Dir und Deiner Verwandtschaft und Freundschaft —“

„Nein, nein; das ist wahr. Hätt's ja längst tun können. Aber ich muß Dir doch sagen, warum ich hineinwill.“

„So? Ist das so 'was Besonderes! Da bin ich ja neugierig,“ meinte sie und rückte auf dem Stuhle.

„Der Papa hat an mich gedacht, sagt der Eugen; er hat gehört, daß eine Stelle darin frei wird als Versicherungsarzt. Eine sichere Einnahme, ganz gut soll es sein —“

Frau Creszenz erstarrte innerlich vor Angst und Schrecken. Der Blitz hatte eingeschlagen. Sie saß wie gelähmt. Aber sie zwang sich automatisch zum Antworten.

„Eine sichere Einnahme!? Ich versteh' nicht recht. Du hast doch hier Deine Einkünfte, 's hat uns noch nie nichts wirklich gefehlt und die Leut' zahlen doch ordentlich —“

„Soll ich mich denn ewig mit den dickfelligen Bauern herumplagen? Und den heurigen Winter, hast Du den schon vergessen? In Schnee hinaus, in die überhitzten Stuben zum Kranken, wieder heraus in die kalte Luft und fahren und frieren —“

„Die Bauern sollten freilich bessere Luft haben, wo ein Krankes liegt, und auch einmal ein Fenster aufmachen,“ beharrte sie, hartnäckig an den Worten festhaltend.

„Bringst Du sie dazu?!“ Er wurde heftiger. „Meinetwegen soll'n sie ersticken in ihrem Schmutz. Ich frag' mich, wie lang' ich es noch aushalt'. Und wenn ich eine Aussicht hab', mir in der Stadt 'was zu verdienen —“

Creszenz tat, als verstünde sie erst jetzt. „Du willst hineinziehen — in die Stadt!?“

„Ja, wär' das jetzt gar so fürchterlich!? Ich muß es doch wenigstens anhören, wenn's mein Vater mir anbietet.“

„Er hat doch die Stell' nicht zu vergeben. Du mußt Dich doch bewerben. Das willst Du also tun!?“

„Das hab' ich noch nicht gesagt. Du tust ja g'rad, als wär' es ein Unglück, nur davon zu reden. Wir haben doch früher schon davon gesprochen und Pläne gemacht —“

„Für später; ja. Für viel später. Wer hätt' denn gedacht, in den ersten Jahren —“

„Ich hab' Lehrgeld genug gezahlt. Drei Jahr' in so einem Nest reichen doch für einen Gebildeten völlig aus."

Creszenz fand in ihrer Angst einen sachlichen Faden. Sie brachte es ganz ruhig heraus. „Ich glaub' doch, unsere Ersparnisse reichen noch nicht. Bedenk' doch, die Einrichtung in der Stadt, so viel Neues zum Kaufen und das bissel, was so eine Kasse abwirft —"

Aber Stephan versicherte eifrig: „Der Papa will mich auch unterstützen, beim Einstand, zur Einrichtung, bis ich die nötige Praxis habe —"

„Ah, is a Gnad," meinte sie beinahe höhnisch. „Bisher haben wir nix wissen woll'n von fremder Hilfe! Wir sind auf eigenen Füßen gestanden. Ich denk', das hast Du so wollen, von Anfang an! Das war auch schön. Mir g'fallt's auch so. Und niemand hat einem 'was dreinzureden."

„Davon ist ja kein Red'! Es ist nur ein Vorschlag. In aller Herzlichkeit. Der Eugen meint es so gut, darum ist er gleich gekommen, mir alles mündlich zu erklären —"

„So, darum ist er gekommen, der Eugen!" Frau Creszenz atmete tief. Das war eine schwere Enttäuschung. Und heimlich hatten sie's abgemacht.

„Warum hat er mir denn nichts g'sagt, der Herr Eugen!?"

„Nur aus Rücksicht auf Dich. Das müssen doch wir miteinander besprechen. Schau, es ist doch der Überlegung wert, so ein Vorschlag. Immer kann's doch nicht dauern — der Toni, der muß doch auch einmal in die Schule. Hier wächst er mit den Bauernkindern auf —"

„Das sind die schlechtesten noch nicht. Und mit der Schul' hat's noch etliche Jahre Zeit," meinte sie kalt.

„Und wir hätten doch auch mehr vom Leben. Die Stadt bietet so viel. Auch einmal eine Anregung, ein Vergnügen — Theater — Konzerte —"

„Hast Dir nie viel daraus gemacht, wie Du noch drin warst."

„Man wird doch auch älter und will sein Leben ein wenig genießen. Du kennst ja noch so wenig davon. Die paar Jahr' da im Krankenhaus: nichts als Patienten und Krankheitsberichte — es wär' doch schön, wenn Du auch etwas mehr hätt'st als den Haushalt und die viele Arbeit."

Sie schnitt das kurz ab. „Die bin ich gewöhnt. Ich verlang's mir nicht anders."

Stephan versuchte immer eifriger heitere Bilder zu malen. „Weil Du's nicht kennst. Mußt da schon mich für Dich denken lassen. Wenn ich erst viel verdien' und mich rühren kann — so eine bequeme, elegante Wohnung ist schon nicht übel — ich genier' mich eigentlich ein wenig vor dem Eugen, wie einfach wir's haben —"

Sie schwieg und machte eine abwischende Handbewegung. „Und ein paar schöne Kleider und einen neuen Hut für mein Frauerl trägt's uns dann auch. Weißt Du, ich säh' Dich auch gern einmal geputzt, hier lohnt's ja die Müh' nicht. Wer sieht Dich hier an, wie Du gehst —"

Creszenz schwieg noch immer und sah ihn nur groß an. Er wurde verwirrter, aber sein Konzept war noch nicht zu Ende. Eugen hatte es entworfen und korrigiert — auf dem Spaziergang. „Und wenn Du Dich etwa sorgst um die anderen Leut' in der Stadt — die haben schon lang 'was anderes zu denken und zu klatschen — sagt der Eugen. Und unser großer Bekanntenkreis, das gibt schon den Anfang zu einer Praxis. Und die Mathilde ist auch sehr für das Projekt, sie will sich viel um Dich annehmen, Dir in allem behilflich sein. Und die Mama, die würde sich freuen, Du weißt ja, wie lieb sie Dich hat; sie ist so besorgt um mich, und um unser Glück — —"

Creszenz stand plötzlich auf. Mit erstickter Stimme kam ein: „Stephan, ich bitt' Dich —" heraus, dann wankte sie die paar Schritte auf ihn zu und plötzlich brach sie an ihm zusammen. Mit einem Ausbruch elementarer Leidenschaft und Gewalt stürzte sie hin, ihn gewaltsam dabei umfassend:

„Nit fortgehn von hier!! Beieinander bleiben!!"

Dann schluchzte sie, daß es ihn schüttelte und beinahe umwarf. Stephan war aufs höchste erschrocken. Er umfaßte sie, versuchte sie aufzuheben, zunächst vergebens. Dazwischen stammelte er: „Creszenz!! — Wie Du redst! — Es ist ja noch gar nicht entschieden! Ist ja nur eine Idee! — Beruhig' Dich doch — —"

Aus unſerer Studienmappe:

Studienzeichnung von Hans Looſchen.

Sie ſchluchzte fort. Er verſuchte: „Du haſt mich doch lieb! Du willſt doch mein Beſtes! Nie hab' ich Dir verſprochen, daß wir immer hier bleiben. Du kannſt mir nicht vorwerfen —"

Da ſchluchzte ſie, noch immer an ihm hängend: „Ich werf' Dir nichts vor. Nur heut noch nicht ja ſagen."

„Ich bitt' Dich, wer denkt denn daran," verſicherte er ehrlich. „Nur überlegen wollen wir's miteinander. Ich darf doch noch einen Gedanken ausſprechen. Wenn Du aber gleich ſo wild wirſt, kann man ja gar nichts mehr ſagen. Sei doch nur g'ſcheit — meine ſtarke, tapfere Creszenz! So hab' ich Dich ja noch nie geſehen! Geh, komm, nimm es nicht ſo arg, ſei nur erſt ruhig —" und er ſtrich ihr liebkoſend über das Haar.

Da ſtand ſie endlich auf, wiſchte ſich die Tränen ab und lehnte erſchöpft an ihm. „Mir iſt nur a biſſel ſchwach 'worden," entſchuldigte ſie. „Schau nur, wie der Himmel trüb iſt, man ſieht ja die Berg' kaum mehr —"

Er ſah eifrig hin: „Nein, es iſt ja ganz klar und ſchön."

Sie ſetzte ſich ſeufzend ... „Dann kommt nur mir's ſo vor. Es iſt wohl von dem

dummen Wasser da drin." Sie wischte noch einmal energisch die Augen. „So, jetzt ist es fort. — Aber ich seh's noch alleweil so wie vorher. Die Sonn' ist wohl hinter eine Wolken gegangen. Jetzt woll'n wir ins Haus gehen, an unsere Arbeit."

Und sie schleppte sich schwer, wie todmüde, ihm voraus, der kopfschüttelnd folgte.

Diese Nacht war ein starker Kontrast zu der vorhergehenden. Mittags fing Creszenz von selbst wieder an. „Also, fahr nur hinein in die Stadt. Dann ist's Zeit zum Bereden, wenn Du genau informiert bist." Das kam hochdeutsch heraus.

Stephan war das gar nicht mehr gewohnt, es irritierte ihn. „Nur, wenn Du mir wieder gut bist. Sonst fahre ich nicht."

„Ich bin Dir nicht bös." Er verstand den hoffnungslosen Ton nicht, in dem das gesagt war.

„Nun also. Was red'st Du auch so überspannt. Beieinander bleiben!? Sind wir nicht drin so gut beieinander, als hier? Wenn wir nur einig sind —"

„Freilich, bisher sind wir's meistens gewesen!" meinte sie wehmütig.

„Meistens! Auch nicht immer. Hat aber nichts geschadet. Sind allemal wieder übereins gekommen. Wenn wir nur zusammenhalten, wer soll dann zwischen uns treten?"

Da stand sie ruhig vom Tisch auf und sagte fest: „Ich möcht's auch keinem raten, daß einer zwischen uns tritt!"

So fuhr Stephan zur Stadt. Die größte Lust zu dem Projekt war ihm vergangen. Die Sache erwies sich als etwas verfrüht. Georg, der die Verhältnisse zufällig genau kannte, riet von dieser Stelle ab. Nach zwei Tagen kam der Doktor wieder heraus, voller Bedenken und Zweifel.

Das Sichere und Gegebene seines Dorfes heimelte ihn wieder an. In der Stadt war sehr viel geschwätzt worden, dafür und dawider, und tausend anderes dazwischen. Das liebte er nicht. Die Debatte mit seiner Frau hatte seine Gedankenreihe erschöpft; jetzt war schon zu viel des sich Widersprechenden um die Sache herum. Und der Lärm da drinnen, den er nie hatte leiden mögen, diese ruhige Stille dagegen — der Fall mußte doch sehr überlegt werden.

In Wirklichkeit hatte Eugen etwas zu deutlich triumphiert, und Stephan eine leise Ahnung bekommen, daß er in die Abhängigkeit von seiner Familie geraten würde. Und das wollte er nicht, hatte er nie gewollt —

Frau Creszenz hatte die Tage in dumpfer Resignation verbracht. Sie fühlte sich ganz mutlos, ganz waffenlos. Der Schlag war zu unverhofft gekommen in das höchste Glücksempfinden hinein; er hatte sie betäubt. Nur alle paar Stunden sagte sie zu ihrem Toni: „Gelt Du, wir bleiben hier, wir zwei?!" oder „Gelt, Toni, Du willst nicht hinein in die Stadt, Du bist gern hier am Land" und setzte für sich hinzu: „Dann bleibt er auch bei uns, der Herr und Gemahl, wo wir zwei sind!" Wenn dann der Knabe sagte: „I mag aber net in d'Stadt" und ihr davonlief in den Stall oder den Garten, wo er am liebsten war, dann lächelte sie. Aber sie glaubte nicht mehr —

Aber der Tag von Stephans Heimkehr. Da schlug es um. Wie sie hörte, daß er ganz unsicher war, merkte, wie wenig er Lust hatte, sah, wie er sich wieder behaglich fühlte bei ihr und im gewohnten Leben — da packte sie eine tolle, wilde Lustigkeit. Ein Jubelsturm voll Jugend, voll Frische und Kraft. So recht von Herzen vergnügt war sie noch niemals gewesen im Leben, nicht in der ärmlichen Mädchenzeit, nicht als Schwester, nicht als Frau.

Stephan, von Natur aus etwas langweilig und ernst, war völlig mit hingerissen. Sie erstickte seine Weisheit mit Küssen oder antwortete auf verständige Erwägungen mit Lachen und Spotten; sie flüsterte Toni die törichtsten Sachen zu, die er dem Vater ins Ohr sagen mußte als Antwort, oder lief in die Küche und vollführte dort einen Lärm mit den Töpfen und Löffeln, daß es die Worte des Doktors verschlang. Das ganze Haus bebte und tanzte einige Tage; diese Unvernunft war nicht zu beschreiben. Stephan war gänzlich entwaffnet, er verzichtete auf weise Abwägungen, fühlte sich frei und fidel und machte schließlich alles mit, bis der Toni beinah in den Mühlbach gefallen wäre. Dann hörte die Tollheit auf, und die Würde und der Anstand kamen wieder zu ihrem Recht. Aber nach München ging ein Absagebrief, franko und eingeschrieben.

10.

Es war wieder Winter in Simmelskirchen. Der vierte neigte sich dem Ende

zu. Er war noch schlechter und grausamer gewesen, als der vorige. Im Wirtshaus saßen gewichtige Männer um einen Tisch und stritten sich; lauter Eingeborene, Zeitgenossen und Reichstagswähler. Stoff genug zum Streiten ist ja immer; es hält warm und der Wirt verdient auch dabei. Jetzt war man beim Doktorhaus angelangt.

„Und i sag', er halt's mit der Josepha!" rief ein jüngerer Bauer und schlug auf den Tisch. Er hatte das Mädchen haben wollen und nicht bekommen; ihre Eltern waren reich. „So a Schand fürs ganze Dorf."

„Ach geh," meinte ein alter bedächtig. „Dös kann i nit glauben. D' Doktorin is a no sauber und gut bei einand'! Was sollt' er si einlass'n mit der g'schupften Dingin, der g'schupften —"

„Dös verstehst Du nit, Bartl. Dös is jetzt a so Mod' bei die Stadtleut. Es muß alleweil eine andre sein, nur beilieb nicht das eigene Weib. D'Köchinnen hab'n's mir verzählt, wie'r i beim Militär war. Aber bei uns herauß'n geht das nit a so — und i leid's net, daß das so fortgeht —"

„Was denn? Was ist denn geschegn?" meinte der alte Bartl wieder. „Hast Du 'was Unrecht's g'segn? Dann verzähl's!"

„Die wer'n mi zuschauen lassen! Da bist sei g'stimmt. Aber die Doktorin ist dazu kumma, wie sie in sein'm Arm g'legen hat und war nicht ordentlich bei sich, in so an ‚seltsamen Zustand' — soviel is für g'wiß. Dös will der Knecht vom Doktor beschwör'n. Is dös no Medizin? Gehört dös zur Praxis? Unsere Weibsen soll er in Ruh' lassen, der studierte Stadtsrack, der elendige!" Und hieb noch ärger mit der Faust auf den Tisch, daß die Maßkrüge tanzten.

„Alsdann sag's ihre Vatersleut'," mahnte der Wirt, dem sein Mobiliar leid tat, „und schlag' mir hier nix z'samm. Dös g'spürt der Doktor nit und die Josepha auch nit."

„Weiß scho, was i tu, und dös wird er auch g'spürn," murmelte der Bursche und trank einen kräftigen Schluck.

„Am nächsten gang's schließli die Doktorin an," meinte ein vierter, der das Thema von der ehelichen Treue nicht liebte. „Wenn sie's leid't, geht's koan Menschen nix an. Und sie is doch a resolut's Frauenzimmer. Ich möcht' sie nit hab'n, die laßt si nix weismachen —"

„I aa nit," sagte der Wirt. „Die hat uns g'rad g'fehlt da herauß'n. Red't die Leut vom Sausen ab und sähet am liebsten, meine Gaststub'n da stehet ganz leer. Oder Ös tränket's grad a Glasl ein jeder; da könnt' i brav leben davon. Und dös dumme Getu mit dem Fenster —"

„Is nit a so dumm, wie's ausschaugt," sagte der Bartl. „Mer schnauft sie völlig leichter in so er a Stubn, in einer gelüfteten, wie sie's hoaft, dös is ka Frag'. Und tüchti is sie und brav, dös muß ihr der Feind lass'n. Na na, was recht is, muaß mer an jedem lassen."

„Na alsdann — mir a!" rief der Wirt. „Mir soll mer die Gäst' lassen und mir is es Trinken recht, daß man alle Tage frisch anzapfen kann. Weiter verlang ich mir nix. Z'wegn meiner kann der Doktor busseln, wen er mag; wenn sich's das Weibsleut g'fallen läßt. Jetzt trinkt's brav, Manner, nachher gibt's heut no a frisches Faßl vom Keller!"

„Der Herr Pfarrer sagt auch, der Josepha wär's g'sünder, sie ging beichten und erleichtert' ihre beladene Seel', als sie lief alleweil in die Sprechstund!" knurrte der Alois wieder, der von ihr angefangen. „Wenn's 'was helfet, das Elektrisieren und Massieren, wie's sag'n — na müßt's do scho lang g'holfen haben! Da siaht man's do, daß 's nit mit rechte Ding zugeht, und a Teufelswerk is, dös Ding da mit der pfurrenden Maschin'!"

„Geh, mach Di nit lächerlich, Alois," sagte der Ehemann. „Mei'm Weib hat er's auch g'macht, und gut tan hat's ihr. Vom Teufel redt der Herr Pfarrer grad gnua. Den laß Du aus'm Spiel, sonst packt er Di selber beim Kragen! Und jetzt is gnua von der Josepha, sonst geh' i hoam, und 's wird nix aus'm Tarok —"

„Dös kann i aa tun," meinte Alois giftig, trank sein Bier aus und ging. „Gut'n Abend betreinand'!" Und schmiß die Tür zu.

„Den hat's aber heut," meinte Bartl bedächtig. „Hab' denkt, er hat si die Josepha lang aus'm Sinn g'schlag'n. Scheint aber do nit."

„Der Wildling der," sagte der Wirt. „Der soll nur stad sein. Hat auch scho mit mehrere anbandelt, was i allein weiß. Leb'n und leb'n lassen. Manner, wie steht's — a jeder no a frische Maß zum Tarok?"

Und die Gemüter sänftigten sich, bis nach dem Kartenspiel wieder gestritten wurde, wann der Bartl hätt' den Schellober ausspielen sollen.

Am selben Abend brachte man Stephan mit einer tiefen Stichwunde nach Hause. Der Alois hatte ihn „gestellt" und, als der Doktor heftig wurde, ihm das Messer zwischen die Rippen gerannt. Die Sache gab keinen kleinen Skandal in Simmelskirchen und Josepha war das Tagesgespräch für Wochen, indes der Doktor unter der sorgsamen und kundigen Pflege seiner Frau langsam genas.

Alles nahm seinen regelrechten Verlauf; Josepha bekam endlich einen Mann, in aller Eile in einem weit entfernten Gebirgsort, wo man nur ihr Geld sah, aber nichts anderes von ihr hörte; Alois bekam seine ihm zukommenden Jahre wegen schwerer Körperverletzung; der Teufel hatte ihn richtig beim Kragen genommen. Aber als Stephan schon fast völlig geheilt war, bekam Dr. Georg Büttner in München einen Brief von Frau Creszenz; zu seinem großen Erstaunen.

Wenn er noch der alte Freund wär', wie früher, schrieb sie, jetzt sollte er kommen, jetzt gleich. „Ich weiß mir nicht mehr zu helfen — mit ihm. Erbarmen Sie sich und tun Sie mir die Lieb' — nur zu Ihnen hab' ich Vertrauen. Es grüßt Sie Ihre freundliche Creszenz Winkler."

Und der Freund kam. Die Wunde war prachtvoll geheilt. Aber über die Simmelskirchener Idylle lautete die Diagnose, die er sich selbst klar machte, wenig erfreulich.

Stephan gefiel ihm gar nicht diesmal. Er war furchtbar schlechter Laune, ein ganz ungeduldiger Patient. Georg hatte den Eindruck, als fühle er sich nicht ganz schuldlos in der Affäre. Jedenfalls wollte er in die Stadt, jetzt um jeden Preis.

Creszenz hatte Georg mit Augen empfangen, traurig wie der Tod. Sie sprach kein Wort über Josepha, aber in dem Vermeiden und Verschweigen lag auch ein Urteil. Es war etwas zu verbergen in dem Hause; das war früher nicht gewesen.

Georg hatte einen schweren Stand. Von der Übersiedelung nach München hatte er damals nicht prinzipiell abgeraten, nur von dem Kassenposten, um den es sich gehandelt. Wie sollte er eigentlich helfen? Er fühlte wohl deutlich, daß viel für diese Ehe auf dem Spiele stand, wenn sie in die Stadt zögen, aber er hatte doch auch keine Macht, keine zwingenden Gründe —

Als den einen, daß Frau Creszenz nicht hineinpasse. Und den konnte er ihrem Mann schwer in voller Schärfe sagen. So versuchte er's mit Andeutungen. Aber Stephan wurde gereizt. „Die Frau müsse sich nach dem Manne richten — und die seinige würde es auch tun." Und dann folgte ein heftiger Ausfall gegen sie und ihre Kurpfuscherei. Das habe ihn um alle Autorität auf dem Dorfe gebracht. „Wenn die Doktorin klüger sein will, als ihr Mann, wie sollen sie da noch Respekt haben. Ich habe keine Lust, das auszuprobieren. Hätten sie welchen, wie früher, so hätte der Kerl, der Alois, mich nicht so frech zur Rede gestellt, gerade wie seinesgleichen. Der Stich kam erst nachher, aber schon der Anfang hat mir gezeigt, wie die Leute hier von mir denken."

Die Verknüpfung war etwas kühn und machte die Antwort leicht. Aber Georg hatte noch einen Trumpf in der Tasche. „Du unterschätzt die hygienische Seite unseres Berufs — ich interessiere mich gerade für sie. Sei doch froh, daß Dich Deine Frau bei solchen Bestrebungen unterstützt — jeder vernünftige Arzt muß doch wünschen, daß die Leute hygienischer leben. In der Stadt könnte sie das natürlich viel schwerer — hier scheint mir Eure Doppelrolle gar nicht undurchführbar, bei gutem Willen." Stephan knurrte nur Unverständliches.

„Und," fuhr Georg fort und jetzt kam seine Neuigkeit: „die Tuberkulingeschichte hat endgültig Pleite gemacht. Da lies diesen Bericht der Medizinischen Rundschau." Er hatte ein Blatt mitgebracht. „Ich war immer ein Skeptiker in dieser Frage. Also so einfach liegt es doch nicht mit der allwissenden Wissenschaft, wie Du tust. Sie kann auch einmal irren."

Und während Stephan las und dazu fluchte, in Absätzen: „Überhaupt trenne doch Wissenschaft und Praxis. In der Praxis kannst Du keine Bazillen erforschen. Zu was liest Du das alles!?" Er deutete auf die Stöße der geliebten Broschüren und Bücher. „Du sollst Menschen gesund machen, nicht forschen — ist das nicht ein ebenso schönes Ziel? — Es ist eigentlich zu dumm:

Beethoven. Nach dem Gemälde von L. Balestrieri.
Nach einer Kupfergravure im Verlage von Rich. Bong in Berlin.

ich bin an der Universität und seh immer mehr, daß wir Lehrer und Helfer sein sollten — und Du sitzt im Beruf, wo Du's könntest und schielst nach den Theorien und Hypothesen."

„Natürlich. Ihr wollt das allein gepachtet haben. Ihr hochmütigen Herrn. Ein armer Landarzt soll nicht denken, nicht lernen, damit Ihr diktieren könnt, was er tun und lassen soll," brach Stephan aus und donnerte den Betroffenen an.

Der fand die Rolle, die er hier spielte, immer weniger gemütlich. Mein Gott, seinetwegen mochte der Kollege doch ein eigenes Serum erfinden, er hinderte ihn ja nicht. Und das war doch nicht der Kern der Frage der Übersiedelung. — Aber der war überhaupt nicht so leicht zu finden. Die Motive bei Stephan wechselten stündlich, ein Zeichen, daß das Wahre nicht zur Sprache kam.

Unter anderem verlangte er heftig nach geistiger Anregung, nicht nur im Beruf. „Du hast das alles, genießt das alles, da ist leicht zureden, man soll es entbehren," warf er dem Freund vor. „Das ist, wie beim Reichtum; wer viel hat, der rühmt die Genügsamkeit — bei den anderen! Setz Du Dich heraus, wenn Du magst — die Praxis hier ist zu verkaufen."

Georg hätte es leicht gehabt mit der Logik. Der andere hatte es ja begehrt, er nicht. Wer hatte von Stephan verlangt, zu entbehren? Kein Mensch. Er versuchte ein Kompromiß.

„Komm doch ein paar Wochen hinein, wenn am meisten los ist. Das kostet ja nicht so viel. Und schau Dir an, was Du willst, dann erzähl' Deiner Frau. Die verlangt es sich ja nicht. Wie's die Gutsbesitzer machen vom Land' —"

„Und einen Stellvertreter hier? Wo krieg' ich den her? Daß er mir alles verpfuscht, was ich mit Mühe mir aufgebaut, die reichsten Patienten mir kopfscheu macht —".

„Lieber gibst Du also alles auf, was Du Dir ‚aufgebaut', als den kleinen Schaden zu tragen?"

„Du kannst Dich nicht hineindenken, wie die Zustände sind."

„Ich will Dir durchaus keinen Rat aufdrängen, mein Lieber," schloß Georg ziemlich kühl. Er hatte Lust gleich wieder abzureisen, wenn es ihm nicht um Frau Creszenz gewesen wäre.

Diese Frau hatte es ihm förmlich angetan. Sie so zu sehen, wie sie jetzt herumging, nachdem er sie das erstemal so blühend und lebensfroh getroffen, empfand er wie einen körperlichen Schmerz. Alles war so verändert, ganz wie von einem bösen Geiste besessen. Und er hätte rufen mögen: ‚Wacht doch auf, Ihr Leute, aus Eurer Verbohrtheit. Wenn zwei Menschen so aussahen, wie Ihr vorm Jahre, das konnte nicht Lüge sein. Das kann auch wiederkommen. Nur Geduld, nur nichts übers Knie brechen.' Aber die Gelegenheit kam nicht, so deutlich zu reden; denn ein Alpdruck lastete auf dem Doktorhaus und seinen Bewohnern.

Frau Creszenz machte kein Hehl daraus, daß sie nicht fort wollte, um keinen Preis. Das verwunderte Georg nicht. Und er gab ihr im stillen ganz recht. Sie fühlte und fühlte richtig — aber die Lösung fand sie nicht mehr. Ihre Heiterkeit war wie verschwunden.

Und was Georg geradezu erschreckte: sie wurde sogar sentimental. Sie jammerte vor ihrem Mann um ihre Berge, ihre lieben, alten, getreuen Berge. Das war sonst nicht ihre Art.

Als echtes Landkind hatte sie nie viel Worte gemacht um die Schönheiten der Natur. Auch war's ja kein eigentliches Bergland; man sah die Kette nur am Horizont, allerdings in prächtigen Formen lang hinziehend und nach Osten und Westen verschwimmend. Georg liebte als Kenner diese der Hochebene eigentümliche Formation, die der Phantasie so viel Nahrung gibt. Weit mehr, als ein enges, umschlossenes Tal, das Blick und Gedanke beengt.

Aber sie, sie mußte gelitten haben, um diese Verknüpfung zu finden. Bis ihr die Berge ein Zeichen geworden waren für etwas, das sie besessen und das zu verlieren ihr drohte. Die Berge selbst waren es nicht; sie war nie auf einen gestiegen. Aber sie machte sich wohl ein Symbol daraus — Georg nahm sie scharf ins Gebet. Wenn hier noch jemand alles zum Guten wenden konnte, dann war es diese gesunde Natur. Aus sich selbst mußte sie die Heilung suchen, nicht Hilfe von anderen erwarten.

Ob sie auch alles getan, um den

Gaiten in der Einsamkeit zu fesseln, frug er sie. Siephan rede von geistiger Leere. Was es denn damit sei. Sie habe doch einen so klaren Kopf, da könne und müsse sie doch dafür sorgen —

Sie gingen zusammen im Grasgarten auf und nieder; Stephan hatte Besuch vom Bürgermeister.

„O mein," sagte Creszenz, „wie er's gehabt hat, hat er sich nichts davon verlangt. Soviel hab' ich doch auch gesehen, wie ich noch im Krankenhaus war. Wie wären wir zwei sonst zusammengekommen, wenn er der ‚Gesellschaft' nachgegangen wär' und den ‚geistigen Genüssen'? — Jetzt, wo er's nicht haben kann, ist's ein Paradies mit zuene Türen. Das machen die Leute so auf der Welt."

„Aber nun, wo er's begehrt," drängte Georg, lächelnd wider Willen, „was hindert Sie beide? Sie könnten doch noch zusammen lernen. An Bildungsmaterial fehlt es doch nicht, Buchhändler und Post versorgen Sie doch so gut, wie uns" —

„Lernen — das wär' schon recht. Aber schaun's: von der ‚Literatur' und den ‚schönen Künsten' versteht er nit viel. Er liest ja selber nix. Da müßt doch er mich unterweisen — ich wollt' schon mir Müh' geben. Aber das hat er niemals versucht. Wenn er's sagt, is nit wahr. Man bildet sich nicht so leicht aus Eigenem heraus. Dazu hab' ich zu viel Arbeit. Und er gibt sich die Müh' nicht, mir dazu an die Hand zu gehen."

„Nun, wenn Sie es verlangten, im kommenden Winter —"

„Das einzige, was er wirklich mag, ist seine Wissenschaft," wehrte sie ab. „Das ist sein Heiligtum, wie dem Pfarrer sein Sakrament. Und g'rad da — na, das wissen Sie ja selber am besten. Von die Bazillen versteh' ich wiederum nichts. Und daß die Leut' g'sund werden und bleiben sollen und ein vernünftiges Leben führ'n, das interessiert ihn nicht. Ich geb' das auch auf. Ich red' nichts mehr drein. Z'wegen meiner soll'n sie die Fenster zulassen und drin hocken in der sticketen Stub'n. Wenn nur mein Fenster mir wieder aufging, wo ich hinausg'schaut hab', so froh und so frei — in die schöne Gottesnatur — und auf mein' Buabn, der hier wächst und gedeiht, während drin in der Stadt —"

Sie wandte sich ab. Ihr stiegen wohl Tränen auf. Georg gab seine Rolle verloren. Er wandte das Gespräch geschickt auf die Verwundung, auf die baldige Heilung — „Das freilich ist noch ein Trost, daß der Stich nicht tiefer gegangen ist. So allein wie ich dasteh' auf der Welt — ich hab' nichts als meinen Mann, keinen Menschen sonst auf der Welt, der zu mir hilft — nichts, als meinen Mann." Das kam mit solchem Ausdruck heraus, daß Georg einen leisen Schauder empfand. Er suchte ihn mit einem Scherz zu bannen. „Nun, Sie sehen noch nicht aus, als ob Sie Hilfe brauchten, Frau Creszenz."

„Ich sind' auch keine," war ihre Antwort. Und dann kam der Bürgermeister heraus. Das war das letzte intime Gespräch. Wenn diese Josepha hätte reden können! Dieser Frau versichern, daß nichts Ernstes daran war. Höchstens ein kurzes Sich-selbst-vergessen, das Josepha hundertmal schon umsonst provoziert, höchstens eine launische Schwäche eines sinnlichen Mannes —

Denn da saß das Gift. Im Unausgesprochen. Das fühlte Georg genau. Wenn Frau Creszenz wieder lachen konnte, dann war alles gewonnen. So gut, wie vorher. Ihre sieghafte Laune konnte noch heute siegen. Aber sie lachte nicht mehr. Etwas Bitteres saß ihr auf der Zunge und lähmte die Muskeln —

So fuhr Georg denn fort. Ob er wohl Simmelskirchen je wiedersah? Er wünschte, nicht zum zweitenmal gekommen zu sein. Diesmal sah auch er nichts von der schönen Natur. Eine Idylle hatte ihm damals alles gedünkt; warum war auch diese vergänglich? Wahn, überall Wahn.

Und es war schade um diese Frau. Er war innerlich wütend auf den Freund, der neben ihm seine Pferde lenkte, wie damals. Und die Abschiedsfahrt verlief kühl. Man muß sein Glück auch zu schätzen wissen und festhalten. Nicht für jeden ist es dasselbe. Ist ja auch nicht nötig. Aber um einer Josepha willen —

Es war doch gefährlich, ein solches Rasseweib wie die Creszenz zu heiraten, wenn man selbst ein schwacher Impressionist ist. Die verstehen keinen Spaß mit der Ehe

und Treue. Aber wer würde nun darunter leiden? Allemal der Starke, denn der leidet mehr als der Schwache. Zumal wenn es ein Weib ist — Da fuhren sie schon auf den Bahnhof. Wieder grüßte der Herr Inspektor, rasch und heiter der Abschied, noch vom Zug aus sah man den Wagen, der schon wieder umbog — und dort in der Ferne weinte eine, die hätte lachen sollen.

„Sie sollten gar keinen Kummer haben," hatte er ihr einmal selbst gesagt. Und nun würde er über sie kommen. So, daß alles Bisherige Spaß dagegen war. Und Georg ballte am Fenster die Faust gegen den Jugendfreund, der zurückfuhr, nach Simmelskirchen, um ihr das Ärgste anzutun, vor dem sie sich fürchtete, und nicht mehr Kraft fühlte, es abzuwenden. Wenn sie noch einmal hätte lachen können! —

Zweiter Teil.

11.

Als der Herr Doktor Georg Büttner in die Hauptstadt zurückkam, nahmen ihn seine eigenen Angelegenheiten rasch völlig in Anspruch. Er wollte den kommenden Winter in Paris studieren, später dann nach Berlin; das gab viel Überlegungen und Vorbereitungen. Die Eltern Winkler suchte er diesmal nicht wieder auf — was hätte er sagen sollen, ohne allzu taktlos sich einzumengen?

Eines Tages betrat er ein großes berühmtes Wollwarengeschäft, um sich einen weichen Filzhut zu kaufen. Das war rasch erledigt; doch während die Rechnung quittiert wurde, schlenderte er gegen die andere Seite des großen Raumes und gewahrte Fräulein Fanny Bender. Umgeben von Bergen von Wollsachen, teilweise diskretester Art, doch dem Arzte schließlich nicht unbekannt. Sie begrüßten sich und Georg rief erstaunt: „Sie!? Lauter Wolle? Aber Fräulein Fanny, welcher Verrat an Kneipp!"

„Ich bin nicht mehr für Kneipp!" erklärte die junge Dame feierlich.

„Was! Schon nicht mehr!"

„Ich trage nurmehr echte Normalwolle von Jäger, mit dem Stempel — das ist das einzig richtige. — Darf ich bitten, dies alles hier, Sie schicken mir's zu, nicht wahr?" Fanny gab Namen und Adresse an.

„Wer weise, wählt Wolle," lachte der bösartige Doktor. „Es ist ein sehr schönes Produkt des Gewerbefleißes. Darf ich mir erlauben, Sie zu begleiten?" Und sie verließen zusammen das wollene Lokal. „Also unter diesem Sterne segeln Sie jetzt! Aber ich dachte, Sie wären gesund geworden durch das Barfußlaufen —"

„Pfui, das dürfen Sie nicht mehr sagen! Sie haben mir doch versprochen —"

„Nur, wenn wir allein sind, wie zufällig heute! Unser großes Geheimnis — es ist doch etwas Gemeinsames! Das dürfen Sie mir nicht rauben — wenn ich denke, welche reizende Überraschung das damals auf der saftigen Wiese —"

„Wenn Sie ungezogen werden, besteige ich eine Pferdebahn —"

„Sie werden mich doch nicht vor allen Leuten kompromiitieren," neckte der Doktor weiter. „Ich stand doch so artig hinter dem Baum und habe gar nichts gesehen, als ein rosiges, taufrisches unbestimmtes Etwas, unter grasegrünen Stengeln —"

„Also hier ist die Haltestelle!! Adieu für heute —"

„Aber es kommt kein Wagen! Und gehen ist so viel gesünder. Meint das Professor Jäger nicht?"

„Jawohl — aber in Sandalen! Das ist mir auch lieber — für ähnliche Fälle!"

„Sandalen — wie schade! Da finde ich nun Kneipp viel poetischer!" sagte der Böse.

Fräulein Fanny trappelte ungeduldig mit den vielbesprochenen Füßchen. „Da — da kommt er!" deutete sie.

„Die falsche Linie! Rot, nicht grün! Da kommen Sie nie nach Hause," höhnte er. „Das Schicksal ist für mich. Seit wann stehen Sie denn unter dem neuen Sterne der Wolle?"

„Seit ich mehr studiert habe. Jägers Schriften haben mich überzeugt. Wie tief sind seine Gedanken — nur die Philister lachen darüber."

„Sie sehen, ich lache durchaus nicht. Dazu kenne ich seine Ansichten zu wenig. Und ich lache prinzipiell nur über das, was ich kenne."

Sie sah ihm ins Gesicht — er lächelte wirklich gar nicht.

„Jäger ist wirklich überzeugend — versuchen Sie doch einmal, ihn zu lesen. So einfach. Und die Wolle ist so wohltätig — für die Nerven!"

„Ich trage sie auch gerne — auf Bergtouren.“ Er machte eine Bewegung zum Gehen.

„Und haben Sie dabei nichts Besonderes empfunden? Keine Wirkung auf Ihre Psyche? Kein gesteigertes Lustgefühl? Sie müssen doch beobachtet haben —“ da ging sie schon neben ihm her.

„Ich will mir das nächste Mal gewiß Mühe geben. Wenn Sie mir ein wenig beschreiben — und einen Fingerzeig geben“ —

Die grüne Pferdebahnlinie klapperte an den beiden vorüber.

Er lächelte unmerklich. Fräulein Fanny dozierte.

Eigentlich war sie doch sehr hübsch und zum Anbeißen, wie sie so mit vor Eifer geröteten Backen ins Zeug ging. Sie hatte sich ganz in die Sache vertieft und redete mit Zungen. Alle Kunstausdrücke, alle wollenen Spezialitäten.

Mein Gott, sie hatte ja viel Zeit, allein mit dem alten Vater — und mit sich selbst. Man konnte auf Schlimmeres verfallen. Wenn ihm nur als Arzt das unnötige Herumdoktern nicht so in der Seele zuwider gewesen wäre. Kein Arzt mag eine kränkliche Frau.

Aber war sie es denn, oder bildete sie es sich nur ein? Es war nicht so leicht zu entscheiden. Das mochte ihr Hausarzt wissen. Aber das war ein alter knurriger Freund ihres Vaters —

„Sie widerstreben eben jedem System. Sie wollen eklektisch von allem ein bißchen anerkennen, nichts ganz,“ schloß sie. „Mich aber macht es glücklich, wenn ich weiß, was ich tun muß. Das ist das Schöne bei einem System, daß es einen sicheren Halt gibt. Das verstehen Sie nicht.“

„Etwas mag ja daran sein, wenn auch die volle Wahrheit — sehen Sie, ich meine das Praktische, ob es nun wirklich nötig ist — gut tut —“

„Das ist das untere Stadium,“ belehrte sie. „Das höhere ist eine Anschauung, die Theorie —“

„Die man wechselt, wie die Systeme —“

„Kneipp ist mehr Empiriker. Das ist kein ganzes System. Aber Sie sind ein Skeptiker, das weiß ich schon. Ich bin eine sanguinische Natur, ich muß mich begeistern!“

‚Wie sie mit den Fremdworten herumwirft,‘ dachte Georg. ‚Das Schulgeld braucht sie sich nicht wieder herausgeben zu lassen. Soviel ist sicher.‘

Und er gedachte einer anderen Frau, der die Fremdworte Mühe machten.

„Ich glaube, Stephan und seine Frau werden nicht lang mehr in Simmelskirchen bleiben,“ sagte er unvermittelt.

„Wie kommen Sie jetzt *darauf*?“

Er besann sich. „Ich dachte — verzeihen Sie mir gütigst — an ihre frühere Begeisterung — für das Wasser,“ beeilte er sich zu sagen, um die ominösen Füßchen nicht wieder zu nennen. Denn schon klapperte ein zweiter Wagen der grünen Linie hinter ihnen drein. „Wenn es Ihnen nur jetzt gut bekommt — mich soll es ja freuen.“

„Nein, nein, jetzt werde ich *wirklich* gesund. Aber die jungen Winklers sind landmüde — waren Sie draußen!?“

Er berichtete vorsichtig und knapp.

„Ich glaube, sie werden wohl leider bald nach München übersiedeln,“ schloß er.

„Warum leider? Soll er nicht hier sein?“

„Er schon — aber *sie* — ich fürchte, ich fürchte, es gibt ein Unglück, wenn er es tut.“

„Das täte mir aber von Herzen, aufrichtig leid,“ sagte Fanny mit Ausdruck und Ernst.

Er sah sie überrascht an. „Nehmen Sie solchen Anteil?“

Sie errötete leicht. „Für Frau Crescenz, mein' ich. Ich bin ihr innerlich nahe gekommen. Sie verstand mich und ging auf mich ein — und meine Lieblingsideen. Diese Frau gefällt mir sehr gut. Um sie tät' es mir leid. Aber warum soll sie unglücklich werden?“

„Fühlen Sie das nicht?“

„Sie ist eine energische Natur. Warum soll sie sich nicht darein finden, wenn es auch anfangs schwer gehen mag?“

„Das Verpflanzen starker Bäume gelingt selten. So ein Geschöpf mit allen Wurzeln ausgraben, entwurzeln — dort wirkt sie wie ein Organismus, mit allem in ihrer Umgebung harmonisch verbunden — hier —“

„Man muß das Beste hoffen. Was soll man auch sonst tun?“

„Möchten Sie etwas dazu tun?“

„Ich! Ja freilich. Aber, wie soll ich denn —"

„Nun sehen Sie, das könnte doch kommen," meinte Georg, jetzt sehr ernsthaft. „Ich selber verreise, wie ich Ihnen erzählte, auf längere Zeit. Wenn Winklers wirklich hereinkommen, wollen Sie sich ein wenig um die Frau annehmen? Es wäre groß von Ihnen, es wäre schön —"

„Warum so prachtvolle Worte? Ich tue es gerne, alles, was mir irgend möglich ist," sagte sie einfach. Sie gefiel ihm sehr gut in diesem Augenblick.

„Aber in welchem Sinne, meinen Sie —"

„Ich meine nicht den Haushalt und die Äußerlichkeiten. Dafür sorgen schon die Verwandten. Aber Sie sagten selbst, es sei eine Kraftnatur. Und hier muß sie nachgeben, sich fügen, sich anpassen. Das ist doch klar."

„Natürlich, aber wenn sie ihn lieb hat —"

„Es könnte doch sein, daß es manchmal über ihre Kraft ginge. Dort war sie gut so, wie sie war. Sie brauchte sich nur selbst zu geben. Sich nur gehen zu lassen. Sich nur zu entfalten —"

„Ja, ja, jetzt verstehe ich besser, was Sie befürchten —" meinte Fanny nachdenklich.

„Hier muß sie sich noch bilden, mit einem Wort. Sonst geht es nicht. Und das ist mit der Liebe allein nicht geschehen. Sie müßte noch vieles lernen —"

„Und glauben Sie, daß sie es wollen wird?"

„Ich glaube, es wird ihr sehr sauer werden. Und Sie, die an Bildung so reich sind —"

„Jetzt spotten Sie wieder. Ich werde mich nie mit einem so gelehrten Mann messen, wie Sie natürlich sind —"

„Mit Ausnahme meiner eigenen Wissenschaft! Da verstehen Sie doch vielmehr davon! Da bin ich doch nur der gelehrige Schüler —"

Sie neckten sich noch eine Weile; aber es gelang dem jungen Arzt nicht, die Autorität Professor Jägers ernstlich zu erschüttern. Nun waren sie vor ihrer Haustüre angelangt.

„Und wenn es mit Winklers so kommen sollte — es ist ja einstweilen nur eine Vermutung — so wollen Sie wirklich!?

„Auf mich kann Frau Creszenz rechnen. Ich werde mir alle Mühe geben, ihr nützlich zu sein."

Da drückte er ihr die Hand, so kräftig wie noch nie. Und küßte sie mit einer raschen Bewegung, mitten auf den nicht ganz neuen Glacéhandschuh, so daß sie lebhaft erröten mußte und rasch innerhalb der Türe verschwand. (Fortsetzung folgt.)

Der Hammer.

Heut nacht vor früh, der Sternenglanz verblich,
Da fuhr ich auf und hör' Dich leise weinen,
Nicht heftig wie ein Kind weint, — unaufhörlich
So wie ein volles Becken überquillt.
Und hundert Meilen fern von Deiner Kammer
Hör' ich in Deiner Brust den wehen Hammer.

Da nun des Tages Morgenschleier rauschen,
Und da die Stunden ihre Kränze tauschen,
Steh' ich oft still und muss dem leisen Weinen,
Und muss dem Pochen Deines Herzens lauschen.

Da schlug er heute nacht sein Meisterstück,
In Deiner Brust der lebenswarme Hammer?
Zerbrach den Kranz, zertrümmerte Dein Glück?
Nein, nein. Nur eine eisenharte Klammer
In Feuersgluten aus dem glühen Erz
Geschmiedet hat heut nacht Dein wehes Herz.
Um unsere Liebe eine starke Klammer.

Ludwig Finckh.

Requisiten.

Der Kampf mit dem Bühnenobjekt.

Von

Max Grube.

(Abdruck verboten.)

Wer kennt nicht F. Th. Vischers herrliches Buch: „Auch Einer", und wer hat nicht mit dem Helden gelitten und gelächelt, wenn er den fürchterlichen „Kampf mit dem Objekt" kämpfen muß, der auch jeden von uns schon so oft geärgert hat?

Wie gut hat es aber Vischer doch mit seinem Albert Einhart gemeint, daß er ihn nicht zum Schauspieler machte! Da sind noch ganz andere und schlimmere „Kämpfe mit dem Objekt" zu bestehen, das sich hier noch viel heimtückischer zeigt als im gewöhnlichen Leben und das auf der Bühne den Namen: „Requisit" führt.

Ein „Objekt" im Privatleben kann sehr bösartig sein, aber man braucht ja nicht stets einen Vernichtungskrieg dagegen zu führen, wie Albert Einhart, wenn er z. B. über seine widerspenstige Taschenuhr das „Todesurteil" verhängt und sie kurzerhand zum Fenster hinauswirft. Schließlich ließ sich die Uhr doch noch reparieren, für das fehlende Hemdknöpfchen, das ja arge Verlegenheit bereiten kann, läßt sich im Laden an der nächsten Ecke ein Ersatz einhandeln, der Schauspieler kann aber nicht immer einfach von der Bühne abtreten, wenn ein notwendiges Requisit fehlt. In noch schlimmere Lagen gerät er, wenn ein falsches in seine Hand kommt, aber das richtige so frech ist, die Dienste, zu denen es kontraktlich verpflichtet ist, zu versagen.

Zu solchen bösartigen Requisiten gehört vor allem der Brief, und es ist eine wahre Herzenserleichterung für den Darsteller, daß seine Verbreitung in der neueren Dramatik wesentlich eingeschränkt worden ist.

Mir ist es einmal begegnet, daß ich, so unglaublich es klingen mag, als Franz Moor vergessen hatte, den Brief einzustecken, der meinen Bruder ins Unglück stürzen sollte. Und das geschah bei meinem ersten Auftreten am Dresdener Hoftheater, ich kann mein unbegreifliches Versehen nur mit meiner begreiflichen Aufregung vor einem so bedeutungsvollen Debut nicht entschuldigen, aber erklären.

Es blieb mir in meiner Verzweiflung gar nichts übrig, als bei den Worten: „Laßt mich vorerst auf die Seite gehen und eine Träne des Mitleids vergießen für meinen unglücklichen Bruder" mich an eine durch einen Gobelin halbverschlossene Türöffnung heranzuspielen und verzweifelt aber so leise als möglich: „Brief! Brief!" in die Kulisse zu rufen. Darauf folgte ein kleiner Auflauf der in den Kulissen Stehenden, die aber zunächst meine Todesnot gar nicht begriffen. Endlich drückte mir ein intelligenter Theaterarbeiter eines der kleinen Oktavhefte, in die die Kulissenschieber ihre Notizen über die Dekorationsstücke einzutragen pflegen, in die ausgespreizte Rechte, ich versuchte durch heftiges Schlenkern des Büchleins mit einer Hand — meine linke befand sich ja auf der Szene — ein Blatt loszulösen, es gelang mir jedoch nur einen etwa handgroßen Fetzen abzureißen.

Von diesem kleinen Wisch mußte ich nun das lange Schreiben ablesen, das also offenbar in Perlschrift niedergelegt sein mußte. Als ich mich, nachdem der Vorhang gefallen war, von meinem Schrecken erholen wollte, glaubte ich erst recht in die Erde sinken zu müssen. Hinter mir stand in dem von der Regie sehr hübsch ausgestatteten Gemach ein großer Schreibtisch, ich hätte nur hinzugehen brauchen, um mir einen der vielen dort liegenden Papierbogen zu nehmen, und ich wäre aus aller Not gewesen, aber in solchen Schreckensaugenblicken vergeht einem auf der Bühne alles Sehen und Hören.

Von da ab hab' ich's gehalten wie alle erfahrenen alten Mimen, die in jeder Tasche der Bühnengarderobe Papiere stecken haben, die im Notfalle als Briefe gelten können.

Übel ist's auch, wenn ausgeschriebene Briefe verwechselt werden, aber statt eines solchen gar ein leeres Blatt in die Hände des Darstellers gelangt.

Eine alte Erfahrungsregel besagt zwar, daß man mit der Rolle auch etwaige zu ihr gehörende Briefe auswendig lernen solle, aber: „Wer hat wohl je gehört, daß man sich Erfahrungen großer Männer, die Lehren der Vorzeit zu nutze machte?" sagt der literarisch totgesagte in Wirklichkeit noch immer lebensfähige Narziß Vrachvogels.

Eine ganz lustige Geschichte fällt mir da ein, die ich einmal in Paris von einem seiner Zeit berühmten Napoleonspieler hörte. Einer seiner Getreuen hatte ihm in irgend einem verschollenen Napoleonstücke einen langen, für den Verlauf der Handlung entscheidenden Brief zu überbringen. Dieser Getreue war es aber so wenig, daß er, um seinen geliebten Kaiser ein wenig in Verlegenheit zu setzen, ihm ein unbeschriebenes Blatt reichte. Der Napoleon der Szene hatte aber keine geringere Geistesgegen-

wart als sein Original, er empfing den Brief, öffnete ihn, überzeugte sich von dem — fehlenden Inhalt und gab ihn dem Überbringer mit den imperatorischen Worten zurück: „Lesen Sie, General!"

Verlegenheiten durch Briefe kommen neuerdings selten vor, denn dies bequeme Aushilfsmittel älterer Dramatiker ist, wie bereits bemerkt, in jüngster Zeit mit Recht als „vieux jeu" verpönt.

Nur das alte gute billet doux hat auf der Bühne wie im Leben seine Rolle noch nicht ausgespielt. Sein geheimster Aufbewahrungsort ist noch heut, wie in den guten alten Zeiten, oft der Halsausschnitt eines Damenkleides. Da kommt denn noch heute manchmal der fürchterliche Fall vor, daß das kleine rosafarbene Blatt sich in noch geheimnisvollere Räume der Toilette versenkt und daß die Darstellerin in die entsetzliche Lage versetzt wird, den Flüchtling aus der Tiefe wieder in eine erlangbare Gegend hinaufzubefördern, was nur gelingen kann, indem sie dem Publikum den Rücken wendet. Oft kann das Manöver nur dadurch ermöglicht werden, daß diskrete Kollegen sich möglichst dicht um die Unglückliche stellen und die kompromittierende Jagd nach dem indiskreten Blatte zu „decken" suchen. Kann in solchem Falle die Kleinheit des „Objekts" verderbliche Wirkungen haben, so kann's auch umgekehrterweise schlimm gehen. Ich erinnere mich z. B. eines Sturmes von Heiterkeit, der einmal in einer Vorstellung des „Graf Waldemar" von Gustav Freytag entfesselt wurde. In einer äußerst delikaten Szene hat hier die Gräfin Udaschkin dem Titelhelden den Schlüssel zu einer geheimen Tür und zu verbotenen Freuden zu überreichen. Das muß natürlich, um die ohnehin heikle Szene nicht zu gefährden, ein kleiner, sehr zierlicher Schlüssel sein. Unserer Heldin jedoch hatte der Requisiteur kurz vor dem Auftreten einen ungeheueren — Hausschlüssel in die Hand gedrückt, und es blieb ihr nichts übrig, als dies gewichtige Instrument ihrem Verehrer zu überreichen, wobei denn der obgemeldete fröhliche Erfolg natürlich nicht ausbleiben konnte.

Hierbei muß auch die Gewissenhaftigkeit einer denkenden Gräfin Terzky nicht unerwähnt bleiben, die bei den ihren Tod verkündenden Worten:

„Ich war die letzte drin, ich schloß es ab
Und lies're hier die Schlüssel aus!"

nicht verfehlte, dem erstaunten Octavio einen großen Schlüsselbund zu überreichen.

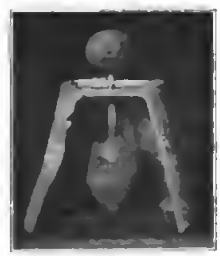
Diese wahrhaftige Geschichte des tückischen Requisits kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. Jeder Bühnenabend pflegt einen größeren oder kleineren Beitrag zu diesem Kapitel der Theatergeschichte zu liefern.

Da ich gerade vorhin Narziß citiert habe, so will ich nur noch eine kleine Episode zum Besten geben, deren bedauernswerter Held ich war, zur Zeit als ich begeisterungsfroh die Dörfer des sächsischen Erzgebirges mit meiner im Embryonenzustand befindlichen Kunst beglückte.

Im Narciß ist das Hauptrequisit der Pagode. Man kann die Pagodenszene spielen „wie ein junger Gott", wenn der wackere stumme Mitspieler auf die weltbewegenden Fragen, die ihm vorgelegt werden, nicht sein kopfnickendes „Ja" bringt, ist der Liebe Müh' umsonst gewesen. Kein Wunder also, daß jeder Narziß sich sorglich um seinen chinesischen Kollegen bekümmert.

Selbst die größten Hoftheater können sich nicht den Luxus gönnen, einen Pagoden aus echtem chinesischen Porzellan auf den Kamin von Doris Quinault zu setzen, denn er wird ja am Schluß der Szene in Scherben geschlagen. Der dickbäuchige Mandarin wird daher aus Ton geformt und bunt angemalt. Auch dies ist jedoch für kleinere Bühnen zu kostspielig. An solchen Kunstinstituten hilft man sich dann auf folgende Art:

Rp.: Nimm einen Blumentopf, stülpe ihn mit der Öffnung auf den Tisch! Nimm zwei Kartoffeln — ich bitte nicht zu lächeln oder gar zu lachen, es geht und wird wirklich so gemacht — nimm also zwei Kartoffeln! Nimm dann ein entsprechend langes Hölzchen und spieße die eine Kartoffel darauf. Bringe dann mit Draht oder Siegellack — letzteres ist etwas leichtsinnig und nicht zu empfehlen — ein Querholz an. Die Sache sieht aus wie nebenstehende schöne Figur:



Diese Kunstfigur stecke in das kleine Loch an dem, nun oben stehenden, Boden des Topfes und spieße dann an das untere Ende die andere Kartoffel an. Die Maschinerie stellt sich dann dar wie Figura 2 zeigt:

Das ist vollkommen das Prinzip, nach dem ein wirklicher Pagode hergestellt ist. Die obere Kartoffel stellt den Kopf dar, sie ist geschält und wird nun mit größerer oder geringerer Kunstfertigkeit zum Chinesenkopf gestaltet. Will man es ganz besonders schön machen, so steckt man oben noch einige kleine Federn hinein, bekleidet den Blumentopf mit buntem Papier und Rauschgold, und der echt chinesische Pagode der Schmiere ist fertig.

Wie ein Pagode sieht das Ding eigentlich nicht aus, aber der Kopf wackelt und das ist und bleibt doch der eigentliche Zweck der Übung.

Wie eine chinesische Porzellanfigur sieht's freilich nicht aus! Das empfand ich deutlich, als mir, ich glaube es war in Hohenstein bei Chemnitz, zum erstenmal das Glück beschieden war, den Narziß spielen zu dürfen, und mir auf der Probe das oben beschriebene primitive Kunsterzeugnis auf den Tisch gesetzt wurde. Das desillusionierte mich denn doch gar zu sehr, und ich beichtete mit dem Aufgebot aller mir zur Verfügung stehenden bildnerischen Begabung mir einen Pagoden selbst zu formen, der durch seine Naturechtheit allein schon meinen Erfolg garantieren sollte

Töpferton war ja leicht zu beschaffen. Aus ihm formte ich mir auf einem Schachteldeckel als Basis einen dickbäuchigen Chinesen, der sich, ich kann es ohne Überhebung sagen, sehen lassen konnte. Hätte ich nun das Erzeugnis meiner Kunst bei einem Töpfer brennen lassen, so wäre die Sache ganz fein gewesen. Das versäumte ich leider in der törichten Annahme, daß der Ton in einem Tage von selber trocknen werde, was nun ganz und gar nicht der Fall war. Daher kam es denn abends, daß mein ganz richtig angebrachter Nick-Mechanismus durchaus nicht funktionieren wollte, weil das Querholz an der noch immer feuchten Masse festklebte. Die Szene verpuffte also ganz wirkungslos. Das war aber noch nicht das Ärgste.

Das ereignete sich erst, als ich mit den ergrimmten Worten: „Das dein Wissen, das dein Charakter! Verfluchtes Geschlecht, geh' in Scherben!" mein Kunstwerk auf den Boden schleuderte. Da ging es keineswegs in Scherben, sondern die breiige Masse, die sich durch den Fall gestaltete, hatte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Naturprodukten, die man auf Wiesen finden kann, auf denen das nützliche Rindvieh weidet. Nur in der Farbe war ein Unterschied, denn jene Naturerzeugnisse sind grün, mein Kunstprodukt war ein bräunlicher Fladen, aus dem der wohlerhaltene Kopf teuflisch zu mir emporgrinste.

Als nun gar Doris Quinault hereintrat und ihrer Dienerin sagte: „Nimm die Scherben weg, Colette!" und diese ratlos vor dem großen braunen Kuchen stand, da flutete eine Welle angenehmer Heiterkeit durch die Räume des Schützenhaussaales, in dem wir unsere Spiele abzuhalten pflegten.

Ich möchte aber diese bedeutsamen Aufzeichnungen nicht mit dieser erschütternden Begebenheit abschließen, sondern will mir lieber einen „guten Abgang" zu sichern suchen durch die Mitteilung einer seltenen und schönen Probe von Geistesgegenwart auf dem Theater im Kampfe mit dem widerspenstigen Objekt.

Die Verantwortung für die Geschichte muß ich freilich meinem verehrten Freunde Ernst Gettke, dem verdienstvollen und verdienstreichen Direktor des Wiener Raimundtheaters überlassen, dem ich sie verdanke.

An einer kleinen Bühne wurden — die Geschichte ist durch ihr Alter schon ehrwürdig — „Die Räuber auf Mariaculm" gegeben. Dies schöne Ritter- und Räuberstück beginnt damit, daß ein alter Ritter sein Schachbrett, das er als leidenschaftlicher Schachspieler stets am Sattelknopfe mit sich zu führen pflegt — ein schöner sinniger und eigentümlicher Einfall des Dichters — auf einem Friedhof vergessen hat; ausgerechnet auf einem Friedhof, sagt der Berliner. Niemand wagt das Brett um Mitternacht von der schauerlichen Stätte herzuholen, bis sich endlich die mutige Tochter des wackeren Burgherrn dazu erbietet. Dies ist notabene alles, was ich von dem Inhalte dieser Dichtung kenne. Also, der wackere Burgherr will sein Partiechen Schach spielen. „Wo hab' ich denn nur mein Schachbrett?" hebt er an. „Mein Schachbrett, wo hab' ich es nur? Ich hatte es doch vorhin!" Da der Künstler den Souffleur nicht recht verstand, extemporierte er in allen Tonarten an diesem einen Satze weiter, und der Requisiteur, der zufällig hinter der Kulisse stand, geriet, da solche Versehen ja nicht selten sind, auf den Gedanken, das Schachbrett gehöre auf die Szene und sei in der Tat vergessen worden. Und siehe da, auf einmal schob sich aus der Kulisse auf einen nahestehenden Tisch — das so sehr und nachdrücklich vermißte Schachbrett. Da stand es groß und breit vor aller Augen, und das Stück hätte einfach nicht weiter gehen können, wenn der Mime sich nicht zu folgendem geistvollen Ex tempore aufgerafft hätte: „Ach, da steht ja ein Schachbrett! — Pause! — „Aber dieses meine ich ja nicht. Ich meine das g u t e. Ha, das hab' ich ja auf dem Kirchhof gelassen. Wer holt es mir von dort?" ꝛc.

So war dieser Schaden auf sinnreiche Art wieder ausgebessert.

Die Klamm.

Durch Felsen hat er den klaffenden Spalt
Ein Riese sich gerungen,
Nun hält ihn der granitne Wald
Mit feuchter Nacht umschlungen.

Da grub's der Strom in wildem Hohn
In seine Kerkerklause
Die düstre Mär von Kampf und Lohn
Mit Zischten und Gebrause.

Und wie er zitternd ritzt und wühlt
Und keucht in Fron und Banden,
Ist, aus den Tiefen aufgespühlt,
Ein Jugendtraum erstanden,

Ein Traum von einer goldenen Zeit
Auf sonnigem Wiesengrunde,
Die er durchglüht voll Seligkeit
An warmem Blumenmunde,

Und wie ein farbenfroher Kranz
Entsteigt dem Staub der Wogen
In holder Wehmut feuchtem Glanz
Sein Lied, der Regenbogen.

Julius Havemann.

Aus der römischen Campagna mit Blick auf das Volskergebirge. Nach dem Gemälde von Prof. Albert Flamm-Düsseldorf.

Alaaf mein Köln!

Eine Karnevalsglosse von

Joseph Lauff.

(Abdruck verboten.)

Motto: Kollen eine Kronn
Boven allen Steden schonn!

Alaaf mein Köln! — — — Da liegt sie am breiten, ruhig fließenden Rheinstrom, die gewaltige, die hunderttürmige, die Stadt mit dem ewigen Dom — die Stadt des Handels und des Verkehrs, die Stätte, wo die heiligen drei Könige ruhen, die Stadt der 11000 Jungfrauen und des aromatischen Wassers, des historischen Klüngels und des duftenden Weihrauches, die Stadt der schreienden Gegensätze, in der geistige Kapazität noch heutigen Tages ringt mit dem Lindwurm der Dusterei, wo Frömmelei und wahrhafte Frömmigkeit wechseln mit Frohsinn, ausgelassener Freude und Schellengeklingel . . .!

Alaaf mein Köln!

Ja — sie verstanden es und verstehen es noch heute, die Kölner Bürger, die schlimmsten Feinde des Menschen: Ingrimm, Neidhart und Griesgram siegreich aus dem Felde zu schlagen — und wie ein schalkhaft Geläut, silberhell, lustig und immerfroh tönt aus längst vergangenen Zeiten noch immer die Schellenkappe des „Geckenbendchen" zu uns herüber.

„Das Volk ist fleißig, nüch-

„Geck lohs — Geck elans!"
Illustration aus dem ABC des Kölner Maskenfestes um 1830.

Ein Funke vom Jahre 1830.
Aus dem ABC des Kölner Maskenfestes.

tern, scharfsichtig, human; es liebt die Arbeit und ist dem Müßiggang abhold. Der Trägheit, die den Verstand abstumpft und die Jugendkraft lähmt und erschlafft, ist der Kölner feind. Keine Stunde ist eitlem Tand gewidmet, sein Gott ist nicht der Bauch und sein Sinn steht nicht auf die Freuden des Bechers ..." Also der bekannte Humanist Hermann Buschius in seinem Loblied auf Köln, gedruckt 1508 unter dem Titel: „In amplissimae clar. urbis Coloniae laudem Hermanni Buschii Pasiphili Sylva cui titulus Flora." — Na, na — alter Herr! — Euer Gnaden haben wohl geruht, durch eine panegyrische Brille zu äugeln! — Blindlings zugegeben das mit dem „Scharfsichtigen, Fleißigen, Humanen" — allein das mit dem „Tand", dem „Bauch" und den „Freuden des Bechers" ...? Nein, nein, alter Herr! — da ist der nüchterne Chronist nun doch anderen Glaubens und doch besser beraten: „Den Hahnen ins Faß!" — das war die Losung altkölnischer Bürger und sie ist es noch heute, denn der Sinn des Volkes steht stark auf Lust und Lebensgenuß. — Kein Zweifel, Handel und Wandel bewegten die Pulse der mächtigen Reichsstadt, aber dabei versäumte man nicht, bei Zeit und Gelegenheit der Erholung und der Lust und Laune am fröhlichen Pokulieren ihr altverbrieftes Recht zu belassen. Am „Holzfahrtstage", bei der großen „Gottestracht", zur „Fastelabendzeit", zu Gürzenich und sonstwo, da hatten die Weinknechte und Zapfer über und über zu tun, da schmunzelten die Taberniere und die Kamerettenbesitzer an der Marporzen, da waren Possenreißer, Seiltänzer, welsche Maulstößer, Luftspringer, schweifende Sänger und Taschenspieler in Köln, da standen „Dobbel- und Quekbrettspiele" in floribus, auf den Tanzhäusern schwangen sich die Herren und Frauen der „Richerzeche" im Fackelreigen — allüberall Freude und Lustbarkeit! — Und wo es auch sein mochte: bei der „Gottestracht" und am „Holzfahrtstage", bei Schmausereien und Karneval — stets stellte sich, und zwar bis in die letzten Zeiten der reichsstädtischen Verfassung, das „Geckenbendchen" mit Pritsche und Schellenkappe ein, um unter Tanz und Kurzweil die Funken seines ewigjungen Humors flinkern und flunkern zu lassen. — Und so ein Stück „Geckenbendchen" lebt noch heutzutage im Kölner und vornehmlich dann, wenn der Elfte im Elften gekommen, wenn die „Funken", die alten Stadtsoldaten,

ſich rüſten, wenn die „hilligen“ Mädchen und Knechte tanzen und ſpringen, daß die Röcke fliegen, die Karnevalstage das Blut friſcher pulſen laſſen und beim Knallen der Pfropfen die große Schlacht geſchtagen wird gegen Neidhart und Griesgram. —

Na, alter Herr Buſchius! — Wie heute, ſo damals! Den Hahnen ins Faß! — rin in die Bütt! Alaaf mein Köln ...!

Karneval ...! — Er trägt noch heute die unverkennbaren Spuren römiſcher Saturnalien und altgermaniſcher Frühlingsfeſte an ſich, lärmende Feſte, die mit Mummenſchanz und Gaſtereien, Umzügen und mimiſchen Tänzen gefeiert wurden. Bei den Saturnatien ruhte die Arbeit, und die Herren gefielen ſich darin, die Rollen ihrer Diener zu geben. Neckiſch-frohes Spiel, Scherz und Humor reichten ſich die Hände, Sorgen und Kümmerniſſe wurden abgeſtreift, und die weinſelige Menſchheit träumte und tollte ſich in jene glücklichen Zeiten zurück, wo unter dem Scepter Saturns Frieden und Freuden auf Erden ausſchließlich herrſchten. Hierzu geſellte ſich der urgermaniſche Brauch, bei dem der Schiffswagen der Frühlingsgöttin ſinnbildlich und im feierlichen Zuge über das erwachende Land gezogen wurde — eine Vereinigung römiſchen und germaniſchen Kultes, aus der der Mummenſchanz des chriſtlichen Karnevals hervorging. — Die Kirche war machtlos hiergegen. Ihr blieb nichts übrig, als gute Miene zum heidniſchen Spiel zu machen und jene Gebräuche mit chriſtlichen Anſchauungen und Sitten in Verbindung zu bringen. So geſellte ſie die Faſtnachtsluſtbarkeiten den vierzigtägigen Faſten als Erinnerung an die Vergänglichkeit alles irdiſchen Weſens. — Zuerſt Jubel und Freude, dann Kaſteien und Beten — Aſchermittwoch und Aſchen-

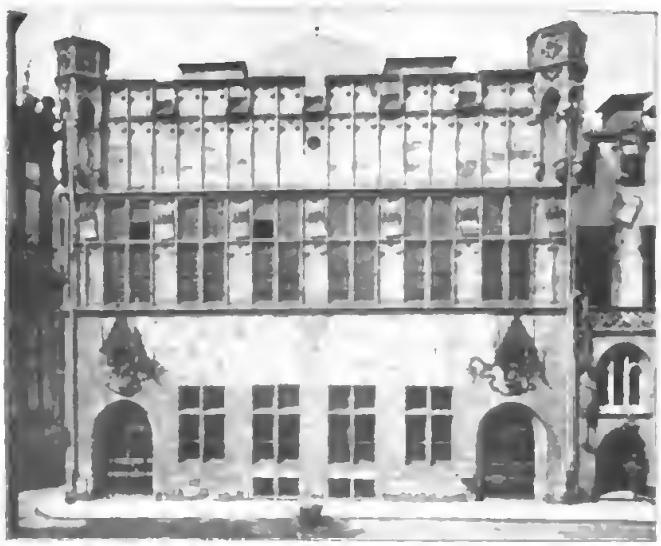
Das Urſulahäuschen, die Geburtsſtätte des Karnevals. Feſtwagen der Geſellſchaft „Alaaf Kollen“ vom Jahre 1898.

kreuz . . . .! Memento mori . . .!

Wie tief auch die Luft am Karneval in der Seele des Volkes wurzelte, der Hohe Rat selber konnte sich in alten Tagen schwer dazu verstehen, ihn unter seinen Schutz zu nehmen. Er verfagte ihm hierdurch das Siegel des offiziellen Charakters. Schon in den Eidbüchern der Jahre 1341 und 1372 fand sich ein Artikel vor, der jegliche Unterstützung des Maskenfestes aus öffentlichen Mitteln untersagte, welche Bestimmung in verschiedenen Morgensprachen der folgenden Jahrzehnte ihre Erneuerung fand. Vielleicht war es nötig, denn die Kölner waren bis tief in das XVI. Jahrhundert hinein ein gar überlustiges Völkchen, und bei den Mummereien waren die Lebe- und berüchtigten Bubentänze im Schwunge, von denen ein Chronist also vermeldet: „Es mengen sich viel unnütze Buben ein, die keine Ordnung halten wöllen. Einer will seine Wehre nicht ablegen, der andere will das unanständige Drehen und Schleifen nicht lassen und spricht, er sei frembde — und gar der Bubentanz erst! — Ihn halten junge Gesellen und Jungfrauen ohne der Oberkeyt und der Eltern Erlaubniß, gleich den Abendtänzen, da man nichts ehrliches sucht, sondern nichts thut, als hoch aufspringen und drehen, des anderen zu schweigen, was die garstigen Esel betreiben . . ." Na, alter Herr Buschius! — Später ward's besser, sittiger, witzreicher und zahmer. Der Rat hatte ein Einsehen — und so blieb es bis heute! Wahrlich: im heiligen Köln, sowohl unter dem Regiment des fröhlichen Krummstabes, wie auch unter weltlicher Herrschaft — so schöne Fastnachtstage gibt's nirgends auf Erden! — Alaaf mein Köln . . .! —

Alterspräsident August Wilke.

Die rauschenden Vergnügungen begannen mit dem närrischen Vorspiel: dem sogenannten Pfaffen- und Weiberfastabend. Das war am Donnerstag vor der eigentlichen Feier. Dann durften die Klostergeistlichen durch Alfanzereien, Gesang und Wein sich vergnügen — dann juhuten die Weiber. Der Pantoffel trat in sein ausschließliches Recht, und der Herr der Schöpfung wurde an diesem Tage zum Popanz. Frauen und Mädchen verließen die engen Schranken des bürgerlichen Lebens, machten sich vom Alltäglichen frei, hofierten und tanzten auf Gassen und Straßen und trieben sonstige Kurzweil. Und dazu klingelten die Schellen des „Bellengecks", die Pritsche knallte auf Weiberrücken und -schultern, und, von Geigern und Bläsern geleitet, ging es alsdann in alle möglichen und unmöglichen Kneipen der prächtigen Reichsstadt. Und dem „Bellengeck" wurde ein Becher gereicht — na, und das Weinchen . . .! — Ein altes Rezept meldet davon: „Nimm eine halbe Quart Honig, drei Loth Klaritz, ein Loth Ingwer und etliche Nägelin, thu's zu sechs Flaschen süssigen Weines, und das Tränklein ist fertig. Probatum est!"



Außenansicht des Gürzenich.

Dann, am darauffol-

Das Nahen des Festzuges.

genden Sonntag, begann der eigentliche Karnevalszauber.

Scherz, Luſt und Spott — das waren die drei Grundtöne in verklungenen Tagen, und ſie ſind es noch heute. Da wurden und werden unter ſcherzhafter, geiſtreicher Form bittere Wahrheiten geſagt. Da ſchwingt der lachende Schalksnarr die Geißel und vermöbelt die Torheit der Welt, ihre Schwächen und Dünkel, und ſeine Schellen klingeln Duckmäuſerei, Protzerei und die Miſeren des Daſeins aus dem Tempel der Freude — wenigſtens für etliche Tage. Doch hiermit nicht genug! Zum Beginn des vorigen Jahrhunderts trat zum erſten Male das Beſtreben in die Erſcheinung, die Maskeraden und Umzüge einer gemeinſamen Idee dienſtbar zu machen. Prächtige Maskenfahrten, die ſich alsbald eines Weltrufes erfreuten, Karnevalszeitungen und -Almanachs wurden gegründet, Zuſammenkünfte zur Pflege und Feſtigung des einzig daſtehenden Volksfeſtes gehörten zur Tagesordnung, aus der typiſch gewordenen „Bütt“, überragt von Minervens Vogel, ſprudelte der Born des kölniſchen Volkswitzes in hellen Kaskaden, und ſelbſt ein Mann wie Altmeiſter Goethe erkannte die Berechtigung und die Bedeutung Seiner prinzlichen Tollität in aller Feier und Form an. Auch er trat in die Reihen der luſtigen Käuze, der wackeren Kämpen, die gegen die Verkehrt-

Festwagen der Karnevals-Gesellschaft „Närrische Südwester".
(Aufnahme von Adolf Fischl jr. in Köln)

heiten der menschlichen Gesellschaft, gegen Sauertöpferei und Unmut mit Pritsche und Kappe zu Felde zogen, indem er die denkwürdigen Worte an das Kölner Gecken-Komitee sandte:

„Auch dem Weisen fügt behäglich
Sich die Torheit wohl zur Hand.
Und so ist es ganz verträglich,
Wenn er sich mit Euch verband.

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Heiterkeit und Erdenleben
Sei dem flücht'gen Rausch Gewinn!"

Andere bedeutende Männer schlossen sich an und scheuten sich nicht, die ihnen übersandte grün-rot-gelbe Narrenmütze über Kopf und Ohren zu ziehen. „Gleiche Brüder — gleiche Kappen!" — und unter diesen Kappen befanden sich Geisteshelden wie Ferdin. Freiligrath, Justinus Kerner, Friedrich Rückert und Simrock, Mosen und Dickens, Lachner, Lortzing, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Schirmer und Schinkel. Und Ernst Moritz Arndt hob den Rheinweinrömer und rief in das Karnevalstreiben hinein:

Jean Jörrissen,
Präsident der Großen Karnevals-Gesellschaft in Köln.

„Stellt frisch das Leben auf den Kopf,
Und schlürft die Narrheit bis aufs Mark,
Die Lust zum letzten Nagelknopf . . .!"

und durch Prinz Friedrich von Preußen, welcher derzeit in Düsseldorf Hof hielt und fast regelmäßig zum Ausgang der zwanziger Jahre den Sitzungen der

Gesellschaft beiwohnte, wurden erfreuliche Beziehungen zwischen dem Königshause und dem Kölner Fasching geknüpft, so daß auch von dieser Seite dem löblich-tollen Streben und der edlen Narretei die Wege geebnet schienen.

Von der Stadt Köln der Großen Kaenevalsgesellschaft gestifteter Pokal zur 50jähr. Jubelfeier.

Bis zum Beginn der vierziger Jahre gellte kein Mißton in das fröhliche Schellengeklingel hinein. Männer wie Heinrich von Wittgenstein und Peter Leven führten als treffliche „Sprecher" das Narrenscepter, unsterbliche Worte und Weisen wurden von Professor Dilschneider, Kreuzer, Dr. Weyden, Notar Zurhoven und Breuer gedichtet, vertont und gesungen — als das Jahr 1848 seine trüben Schatten voraus warf. Das von General Freiherr von Ezettritz aufgebrachte und bereits oben zitierte geflügelte Wort: „Gleiche Brüder — gleiche Kappen!" verfing nicht mehr. Eine Spaltung trat ein. Hie Parlament — hie Kleiner Rat! — Erbitterte Auseinandersetzungen füllten die Tageszeitungen und wurden in unerquicklicher Weise vor das Forum des Publikums gezerrt, und der sonst so lustige Schalksnarr ließ betrüblich die Ohren hängen und verhüllte mit

Das Goldene Buch der Großen Kaenevals-Gesellschaft.

seiner grellfarbigen Kappe das wehleidige Antlitz. Der geniale aber stürmische Franz Raveaux warf 1842 den Unfried in die Welt der fröhlichen Geister und begründete unter dem Namen „Allgemeine Karnevals-Gesellschaft“ einen neuen Verein, während der alte unter Leitung Peter Levens als „Hanswurstliches Parlament“ bestehen blieb, um 1844 unter dem Namen „Große Karnevals-Gesellschaft“ weiter zu tagen. Bald darauf ging ihre Mitgenossin sanft und selig hinüber, während der verbleibende Kassenbestand an den in revolutionäre Wirren verwickelten und exilierten Präsidenten Franz Raveaux gesandt ward.

Mittelschild der Amtskette des Präsidenten, gestiftet von dem Senat der Großen Karnevals-Gesellschaft zur 50jähr. Jubelfeier.

Die „Große“ hingegen florierte weiter und weiter, hielt das vaterländische Fest unter Mitwirkung kleinerer Gesellschaften hoch und besteht, nachdem sie vom Jahre 1858—65 verschiedene Wandlungen als „Train de plaisir“, „Karnevals-Kongreß“ und „Narren-Landtag“ durchlebte, noch bis zum heutigen Tage unter obigem Namen.

Hervorragende Männer wie August Wilcke, Fritz Hönig, Emanuel Mosler und Peter Prior leiteten nacheinander das Narrenschiff mit kräftiger Hand, umrollt von dem städtischen Banner und umjubelt von ihren Getreuen, und nie ging so fröhlich das „Geck lohs — Geck elans!“ und „Ohne Mädcher geht et nit!“ von Mund zu Mund, die Römer klinkten noch niemals so herzerquickend zusammen wie damals, und erst der Aschermittwoch machte dem lustigen Treiben ein Ende. Das waren köstliche Sitzungen unter den obigen Präsidenten! — „No, wat sähs do no derzo!“ — „Et Hätz es god!“ — „Do beihs mer leid!“ — diese Zurufe gingen elektrisierend durch die Hallen des Narrentempels, Doctores in absinthia mischten und brauten Gedanken- und Witzelixiere, verteilten sie gratis und die Wirkung war zwerchfellerschütternd; als im Jahre 1894 die „Große“ unter der Präsidentschaft Peter Priors ihr goldenes Jubelfest feiern konnte, da durfte ein Dichter, der in Köln geboren, singen und sagen:

„Die Zinke ruft, es jubeln die Fanfaren.
Hei, Schellenklang und freudiges Getön! —
Es naht sich uns, umringt von seinen Scharen,
Prinz Karneval, und nie kam er so schön.
Der Prinz, der Prinz! — ein Recke sondergleichen! —
Der Griesgram floh vor diesem Herrn der Welt,
Und mit der Wucht im Sturm erprobter Eichen
Schlug er den Neidhart siegreich aus dem Feld.
Hallirohe! — Beim tollen Faschingsreigen,
Im heil'gen Köln, beim alten Vater Rhein,
Läßt Momus seine Witzraketen steigen,
Und alle Kölner fallen jubelnd ein.

Der Jugendfrit. Festwagen der Großen Kölner Karnevals-Gesellschaft. 1901.

Festwagen des „Bauern“ und der „Jungfrau“.

So schön wie nie! — Drum laßt die Pritsche knallen,
Vom Besten schenkt, der trefflich sich geklärt,
Denn hört und wißt: seit ihrem Erdenwallen
Hat sich die „Große“ fünfzigmal gejährt.
Aus zartem Korne sorglich aufgezogen,
Stand sie alsbald in nie geahntem Flor,
Und alles schattend unterm Himmelsbogen
Trieb sie die Krone reckenhaft empor.
In ihrer Hut erblühte echtes Streben,
Die wahre Kunst nur wurde hier gepflegt,
Und nur der Schalksnarr durfte sich erheben,
Der keusch und ehrlich seine Schwingen regt.
„Von Knoten frei, von Zoten rein die Bahnen!“
Das war der Hort, die Losung braver Art,
Das war die Macht, die unter ihren Fahnen
Ein Bannerheer von Schrot und Korn geschart.
Das war der Zauber, der die Kräfte stählte,
Der Ehrenschild, der spiegelblank gewetzt,
Das war die Kraft, die sich dem Schalk vermählte,
Der stets erfreut und keinen noch verletzt.
So stand die „Große“ hier in diesen Mauern,
An Jahren reich, mit Ehren übersät —
So wird sie stehn und alles überdauern,
Die schönste Hochburg Seinrr Tollität.“

Und Peter Prior, der seit 1891 feierlichst Inthronisierte, von Bannerträgern, dem Kleinen Rat, von Herolden und Pagen umringt, von Excellenzen, aber wirklichen, geleitet — wie betrat er an diesem Ehrentage unter den brausenden Klängen des zündenden Büttenmarsches die ragende Tribüne, um von hier aus, unterstützt von seinen Ober- und Unternarren, die große Feier zu leiten! — Ein Pracht-Präsident! Entschieden einer der genialsten Karnevalisten, ein glänzender Redner, ein Mann des witzigen Wortes und des feinen Taktes, brachte er die denkwürdige Sitzung zu einem glorreichen Abschluß. Seine Zauberformel: „Von Zoten frei die Narretei!“ drang auf die Straßen hinaus, und ist seitdem auch Gemeingut des niederen Volkes geworden.

J. H. Böhmer,
Präsident der Großen Kölner Karnevals-Gesellschaft.

Zur Zeit nehmen die „Große Karnevals-Gesellschaft“, die „Große Kölner“ und die „Große Allgemeine“ unter ihren Präsidenten Jörissen, Böhmer und Prior die leitende Stellung im Volksfeste der rheinischen Metropole ein.

In August Wilke, Emanuel Mosler und Peter Prior aber verkörpert sich die Glanzzeit des Kölner Karnevals. Unter ihrem närrischen Scepter konnten sich ein Fritz Böhle, der

Festwagen der „Blauen Funken", darstellend das Fort Tinglingling.
(Aufnahme von Adolf Fischl jr. in Köln.)

leider zu früh verstorbene Heinrich Hoster und andere wackere Gesellen entfalten, die im prächtigsten „Kölsch" und im unverdorbensten „Hochdeutsch mit Streifen" ihre „Krätzchen", Witze und Schnurrpfeifereien unter dem wiehernden Jubel des Auditoriums über das flirrende Gewoge von Schellen und Kappen hinaustriumphierten — unter ihrem Zauberstabe konnten solche Rosenmontagszüge in die Erscheinung treten, wie sie bis dahin in den Annalen des Karnevals nur höchst vereinzelt gestanden hatten.

Peter Prior,
Präsident der Großen Allgemeinen Karnevals-Gesellschaft.

Rosenmontag — der Glanzpunkt des Faschings!

Allerwärts Jubel und Geschrei, lachende Menschen und Confetti! Fahnen in den stadtkölnischen Farben fliegen im Wind, geworfene Papierschlangen ziehen durch die Luft, tausendstimmiger Zuruf, schöne Mädchen und Frauen, Männer und Kinder, alle mit karnevalistischen Zeichen angetan, harren am Fenster, in Türen und Toren; Muzen

und Mäntelchen werden geknabbert, und eine dichtgedrängte Menge windet sich, schiebt und haftet durch die Gassen und Straßen, die der Zug zu passieren hat. Alle Häuser sind gastlich geöffnet. Bonbons und Sträußchen fliegen hierhin und dorthin. — „Merlappe mer pappe — hau'n kräftig op der Penn . . .!" Carl Wirtz' unsterbliches Schusterlied belebt Herzen und Nieren. „Bestevader und Maritzebill" kommen Arm in Arm durch das Gedränge geschoben, das Kölner „Hänneschen" raubt hier ein Küßchen und da ein Küßchen — aber alles in Ehren...

„Un dat Kohstalls-Annemarie
Juhz un hivv der Pries in de Hüh —
Schimmla, schimmla, hopsassa,
Schimmla, schimm — Partie!"

und dann: „Der Zug, der Zug!" — Ein tausend- und abertausendzüngiger Zuruf begrüßt ihn: „Pitter, lohs de Musik spille!" — Unter klingendem Spiel, zu Pferd, zu Fuß und zu Wagen wälzt sich der Zug durch die bekränzten Häuserzeilen, überschüttet von Confetti, von Papierschlangen und Blumen, die salvenartig auf ihn niederprasseln. — „Hoch de kölsche Fasteleer!" — Charakteristische und typische Figuren aus der Geschichte der Stadt, oder solche Gestalten, denen der Geruch der Narrheit anhaftet, tanzen, reiten, schreiten oder fahren vorüber. — Platz da für den Höchstkommandierenden „Tün von Düz!" — Vor ihm springen die „hilligen" Mädchen und Knechte, und hinter ihm naht seine stattliche Garde: die Funken-Infanterie und -Artillerie in blitzenden Monturen und Wehren. Maler Bock und „Fleuten-Arnöldche", altkölnische Straßenoriginale, werden im Zuge bemerkbar und jubelnd begrüßt. Hoch oben auf schwankem Wagen aber thronen der kölnische Bauer und die kölnische Jungfrau mit den Zackenkronen und den flammenden Zungen im Wappen.

„Halt faß am Rich, Do kölscher Boor!" klingt es ihnen von allen Seiten entgegen. — Ein sinnbetäubender Lärm! — Die wuchtigen Gestalten der Overstlozen und der Hardefuste, der Scherffgyn und der Kleingedank folgen den beiden und beschwören die Zeit der stolzen „Richerzeche" wieder herauf, die einzig war in Kölns Geschichte.

Die eigentliche, leitende Idee aber wechselt alljährlich. „König

Die Wache der „Funken".

Wein", „Der Ring der Nibelungen", „Der Einzug der Prinzeß Isabella", „Jan und Griet", „Die Huldigung der Künste", „Köln als Seehafen" und anderes — dieses alles zog in den verschiedenen Jahren in glänzenden Bildern vorüber, ein Farbenrausch, ein Leben und Treiben, das man gesehen haben muß, um es verstehen und begreifen zu können.

Halliro — der Prinz! — Phantastisch kommt er auf dem letzten Wagen durch die brausende Menge gezogen. Die Blumensalven verdoppeln sich, das Confettigestiebe nimmt an Lustigkeit zu — wehende Tücher und Jubelrufe . . .! — und da naht er auf sammet- und hermelinbedecktem Thron, in schillernde Seide gekleidet, mit klingender Schellenkappe und goldenem Scepter. Zu Füßen ruht ihm Vater Rhein, weinlaubumkränzt, den Dreizack in der Rechten haltend. Ein palmentragender Genius beschirmt den Prinzen — und, während von den kundigen Händen seiner Getreuen geworfen, die Regierungsmanifeste Seiner prinzlich-närrischen Hoheit in bunten Zetteln auf die Köpfe niederflattern, läßt er in höchsteigener Person Bonbons und Zuckerwerk in Fenster und Türen und in die jubelnde Menge rasseln und prasseln.

Prinz Karneval, Franz Dependeuer, im Jahre 1902.

Vorüber! — Die Musik verklingt, und die Menge verläuft sich. — — —

Rauschende Vergnügungen, tolle Maskeraden, Tänze und Schmausereien allerorten — fast kein Haus ist zu finden, in dem nicht die Bewohner mehr oder weniger sich von den Wogen der allgemeinen Freude forttragen lassen.

Kränzchen und Tänzchen . . .! — Fast auf allen Häusern läßt Prinz Karneval sein lustiges Fähnlein flattern. Es flattert über den kleineren Gesellschaften, wie „Karnevalistischer Reichstag", „Ungerums", „Närrische Meistersinger", „Klimm-Bamm", „Kuvents-Möhn", „Grecsberger" und andere — und es ist dort in privaten Zirkeln zu finden, wo Geist und Humor herrschen, und „Herr Antun Meis" seine Geschichte von den heiligen drei Königen erzählt und seine wunderbaren „Curraktere" entfaltet. Überall kapriolt das prinzliche Fähnlein — aber am schönsten läßt der Prinz es wehn, wenn der altehrwürdige Gürzenich in einem blendenden Lichtmeer aufflammt, wenn buntgestickte Wappendecken von den Wänden niederhängen, und sich tausend und abertausend glückliche Paare unter dem prächtigen Getäfel wegen und wiegen.

Schon vor der eigentlichen Faschingszeit, am Lichtmeß- und Dreikönigentag, ist hier ein buntes Leben und Treiben gewesen. Jetzt aber erklimmt die Lustbarkeit den obersten Gipfel.

Das ist ein stolzes Haus, der Gürzenich, das hohe Tanzhaus in Köllen! — so durch „Unserer Herren Steinmetz" Johann van Büren erbaut und 1446 vollendet wurde.

Alte Geschlechter, Gaffeln und Gilden, Kaiser und Könige tanzten allda, und eine alte Chronik meldet hiervon in launiger Weise: „Item des sondachs vor Druizien dach (St. Gertrud) lies der rait von Coellen dem keiser (Friedrich III.) ind sime sone zo eren einen dantz machen up Gürzenich als ouch der keiser begert, umb die schoenen vrauwen zo Coellen zo besien ind des keisers son Maximilianus hadde den ersten dantz mit einer jonfern van sent Tervilhilligen (Stiftsdame von St. Ursula [sanctarum virginum]) ind was eine van Vinstingen ind hadde vor eme dantzen na fürstelicher wise zwen edelinge van sinem hove ind darnan voegte der buschof van Mentz ind der buschof van Treire, dat sich die vrauwen ind jonfern mit henden namen, mit paren, weil zo 36 paren zo, ind tantzeden also sunder man vur dem keiser up ind neder, ind man gaf dan kruit ind win, neuve ind virne (Gewürz und Wein, neuen und alten).

Trompeten und Pfeifen . . .! Es

flimmert und flirrt zu Gürzenich, und es wogt durcheinander von schönen Frauen und Mädchen — gerade wie damals! Die Becher winken und werden von zarten Händen kredenzt, launige Einfälle, Scherz und Kurzweil sind Tisch- und Tafelgenossen — gerade wie damals! Ein ständiges Kommen und Gehen, ein Hofieren und Narren, ein Scherzen, Kichern und Kosen — und der Hanswurst steht auf ragender Tribüne und läßt immer aufs neue seine Geistesfunken brillieren und leuchten. Das ganze vornehme Köln feiert und jubelt — weniger Protz-Köln, aber das geistig-regsame Köln. Lachen, Beifallsrufe und Tusch! — In ausgelassenen Scharen zieht es vorüber, die Musik setzt zum Büttenmarsch ein, über 2000 Hände schlagen den Takt dazu, „Tün von Düx" kommandiert, und mächtig klingt es durch die glanzvollen Räume:

Vorreiter vom Wallenstein-Wagen.

„Marieche, Marieche —
Wo eß dann dinge Jung ...?!"

und also, unter Singen und Tanzen, von den Schwingen der Begeisterung getragen, geht es weiter und weiter, bis der junge Morgen Grau in Grau und verschlafen durch die hohen gotischen Fenster auf das lustige Treiben herabsieht.

Ein nüchternes Zwinken! — und so ist es Aschermittwoch geworden: der Tag der Einkehr und des Aschenkreuzes.

Vergrämelt flüstert und gurgelt der Rhein an den alten Stadtmauern vorüber, die hohen Domtürme ragen ernsthaft in den feuchten Morgennebel hinein und schütteln unwirsch die steinernen Häupter, denn übermütige Papierschlangen, flatternde Überbleibsel der verflossenen Tage, haben sich kecklich um Krabben, Wasserspeier und Fialen gehäkelt und suchen hier einen Nachkarneval kraft eigenen Rechtes und auf eigene Faust zu ver-

Prinz Karneval im Festzuge.
(Aufnahme von Adolf Fischl jr. in Köln.)

anſtalten. Aber wie ſie auch quirlen, ſich winden und drehen es gelingt ihnen nur ſchwach. Ein neidiſcher, froſtiger Windſtoß holt ſie herunter, und höhniſch raunt er den Niederſchwebenden zu: „Memento mori!“ — Aus! — Unter Spatzengeſchilp ſinken ſie talwärts. — — —

Vereinzelte Fiaker — vereinzelte Masken . . .! — Hier noch ein Küßchen, da noch ein Küßchen, ein Händedrücken, ein Tuſcheln, ein Raunen — und der letzte Pfropfen verknallt.

Alles ſo nüchtern, ſo froſtig und troſtlos! Einſam wankt der Hanswurſt durch die verödeten Straßen. Keine menſchliche Seele begegnet ihm mehr. Die Narrenkappe klingelt ihm betrüblich vom tiefgeſunkenen Haupt, die Naſe ſitzt ihm ſchief im Geſicht, die kleinen Äugelchen blinzeln weinſelig und übernächtig in die graue Aſchermittwochſtimmung hinein, und ſchwer lallt die nicht mehr gefügige Zunge:

„Juh—ja, Juh—ja! —
Nach Hauſe gehn wir nicht . . .!“ —

aber er geht doch nach Hauſe, denn mit ihm, hoch über Giebeldächer und Firſte, zwiſchen Waſſerrinnen und Schornſteinen, ſchreitet und klettert ein unheimliches Ding, ein langgeſtrecktes Weſen mit grauem, elektriſchen Pelz, mit ſchleppendem Schwanz und ſtieren Glotzaugen — der Kater. — Nur ein Mittel vermag dieſen ſchleichenden, drehenden, dumpfrumorenden Unhold zu bannen, aber dieſes Mittel iſt nur bei den heimiſchen Penaten zu finden.

Hanswurſt torkelt nach Hauſe.

Ah! — da liegt der Talisman, der Katerbeſchwörer, ſilberglänzend, ſentimental und verſchleierten Auges, mit Schwänzchen und Floſſen, mit grünen Gürkchen und Zwiebelſcheibchen garniert, auf weißem Porzellanteller gebettet, in belebender Tunke — der Hering.

Hanswurſt lächelt — dulcamare, bitterſüß.

„Wat ſühſt Du ſchläch uhs!“ wiſpert der Hering.

Hanswurſt bleibt die Antwort nicht ſchuldig.

„Ohne Hering geiht et nit,“ variiert er das bekannte Schlagwort — nimmt und verſpeiſt ihn.

Und dann . . .

Hoch im Bogen wirft er die Schellenkappe in eine Ecke. Klingelnd fällt ſie hinter den Schrank — und raſtet und ruht dort.

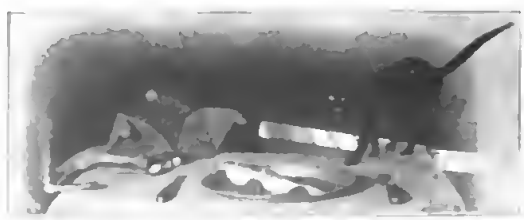
„Nächſtes Jahr ſehn wir uns wieder!“ ſtammelt Hanswurſt. „Adjüs!“

Der Kater verduftet, verzieht ſich . . . . Nur ab und zu noch ein leiſes Miauen.

Hanswurſt liegt im Bett und duſelt bis tief in den Aſchermittwoch hinein, aber noch im Traume murmelt der vom Kater Erlöſte:

„Dat kölſche Häz, den kölſche Senn
Kein Düvel kann uns nemme;
Met beidse Bein zor Freud eren
Mer dunn im Juchhei ſchwemme!“

Alaaf mein Köln!



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Kunst und Literatur in Berlin vor sechzig Jahren.

Von

Professor Ludwig Pietsch-Berlin.

(Abdruck verboten.)

Zum letztenmal haben sich die Pforten der Lehrklassen im alten Akademiegebäude Unter den Linden für die dort unterrichteten Kunstschüler, pardon, die „Herren Studierenden an der Hochschule der Bildenden Künste" geschlossen. Dieser Bestimmung ist das Gebäude für immer entzogen, auch wenn es noch ferner erhalten bleiben und nur einem anderen Zweck angepaßt und umgebaut werden sollte. Die an der Doratheen- und der Charlottenstraße gelegenen dazu gehörigen Teile sind schon seit lange von ihren ehemaligen Bewohnern, den Pferden und den Reitern vom Regiment Gardes-du-Corps, verlassen, die ehedem jene zwei Flügel des „Musentempels" in Besitz genommen hatten. Dies Regiment ist von hier und von Charlottenburg nach Potsdam verlegt. Eine neue Hochschule für die Kunstjünger ist auf Charlottenburger Boden an der Hardenbergstraße erbaut und ihrer Bestimmung übergeben worden. Nicht ohne eine Anwandlung von Wehmut kann ich den alten Rokokobau mit der schön proportionierten Fassade betrachten, aus dem nun gleichsam seine Seele hinausgezogen ist. Es knüpfen sich so viele Erinnerungen an bedeutsame folgenreiche Ereignisse der deutschen Kunstgeschichte des XIX. Jahrhunderts daran; und für mich so viele an eigene wichtige Erfahrungen, Erlebnisse, Eindrücke und Erkenntnisse, die ich in meinen Jünglings-, Mannes- und Greisentagen innerhalb dieser rötlich-grauen Mauern gemacht, gehabt, empfangen und gewonnen habe. Bin doch auch ich während zweier Jahre als Kunstschüler dort täglich aus- und eingegangen und habe mich in den verschiedenen Klassen bemüht, das Zeichnen zu lernen und mir die für den Maler notwendigen Kenntnisse in den Hilfswissenschaften der Perspektive und der Anatomie zu erwerben. Mit den Lehrkräften an dieser Berliner Akademie war es damals freilich nicht eben glänzend bestellt. Aber Gelegenheit, sich weiterzubilden, war trotzdem auch in ihren damaligen Klassen reichlich geboten. Im April 1841 war ich, 16 Jahre und drei Monate alt, nach Berlin gekommen und in die Akademie aufgenommen worden. Zunächst in die Zeichenklasse. Auch auf dem Gebiete der Malerei war es eine Zeit der großen Hoffnungen, der gespannten Erwartung bedeutender kommender Dinge, ebenso wie auf musikalischem, theatralischem und politischem. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. waren diese Hoffnungen in Berlin wie in ganz Preußen und Deutschland erwacht. Mit dem alten König war dessen Zeit, anscheinend eine Zeit der Stagnation, ins Grab gestiegen. Mit dem an des Vaters Stelle getretenen geistreichen Kronprinzen mußte ja eine völlig neue beginnen. Nur auf zwei Gebieten des Geisteslebens begehrte man, in Berlin wenigstens, keine Wandlung, kein Anders- und Besserwerden: auf dem der Bildhauerei und der Architektur. Da waren auch die Gebildetsten fest und aufrichtig überzeugt, daß bessere Wege gar nicht eingeschlagen, eine höhere Stufe kaum noch erreicht werden könnte als die, zu welcher Christian Rauch die erste, Friedrich Schinkel, der im Oktober 1841 verstarben, die zweite dieser Künste in Preußen geführt hatten.

Die Berufungen wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Berühmtheiten aus anderen deutschen Bildungszentren nach Berlin ließen zwar des neuen Herrschers lebhaftes Interesse an allen geistigen Dingen und die Absicht, seine Hauptstadt zu einem Vereinigungspunkt der hervorragendsten Geister der Nation zu machen, erkennen. Aber diese Berufungen offenbarten zugleich auch den romantischen Zug in des Königs Seele, seine einseitige Wertschätzung gerade solcher Größen, in deren Mehrzahl die herrschende Meinung nur die Vertreter einer abgetanen Welt- und Kunstanschauung sah. Die er zunächst nach Berlin berief, waren der längst in Paris heimisch gewordene einundsiebzigjährige A. v. Humboldt, Ludwig Tieck, Schelling, Friedrich Rückert und der gefeierte Münchener Meister Peter v. Cornelius. Diese Berufungen verspottete David Strauß damals in einem Distichon nicht unzutreffend:

„Manches Seltsame sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam.
Über Eines jedoch bin ich am meisten erstaunt;
Denkt nur: aus aller Welt bezog man wiedergebrannte
Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt" ꝛc.

Doch, — mochten die damals Modernen, die Fortgeschrittenen, die liberalen „Nörgler“ darüber ihre Glossen machen und schon darin Anzeichen einer für die Entwickelung des Staates unheilvollen Sinnesrichtung des Königs zu erkennen behaupten, — ich für meine junge Person steckte selbst so tief in romantischen Anschauungen und die Münchener Schöpfungen des Cornelius, die ich freilich nur aus den Kupferstichen und Lithographien, aus den Holzschnitten und den begeisterten überschwenglichen Schilderungen des Grafen Raczynsky in seinem mir zufällig in die Hände geratenen großen Prachtwerk: „Die Geschichte der neuen deutschen Malerei“ kannte, hatten mir so imponiert, waren mir als so herrlich und gewaltig erschienen, daß ich mit einem wahren Glücksgefühl dem Kommen des Meisters entgegensah. Ja, die Nachricht von seiner Berufung nach Berlin war es hauptsächlich gewesen, die mich bestimmt hatte, dort und nicht in Düsseldorf oder München meine künstlerische Ausbildung zu suchen. Daß Cornelius eigentlich kein Maler sei, daß ihm jedes Gefühl für die Farbe mangelte, daß er seine großen Kompositionen nur als farblose Kartons sah, die Gestalten ihm nur grau in grau gezeichnet in der Phantasie erschienen, daß ihm jedes malerische Können, jede Übung darin fehlte, er mithin nie ein wirklicher Begründer einer Malerschule werden und werktüchtige Schüler heranzubilden vermögen werde — davon ahnte meine naive, in blindem Enthusiasmus befangene junge Seele nichts. Oder, wenn sie es ahnte, so war ich doch selbst so wenig eigentlich malerisch und technisch veranlagt, hatte so grundverkehrte Anschauungen von dem, worauf es in der Kunst vor allem ankommt, daß auch mir wie so manchem der betörten literarischen Vorkämpfer und Apostel der Corneliusschen Kunst, z. B. Ernst Förster in München, jener Mangel, jene Schwäche eher als ein Vorzug erschien. Allzu lange freilich sollte die Täuschung nicht dauern. Die Erkenntnis des Irrtums aber und die innere Loslösung von dem Idol, in dessen Banne ich gefangen gewesen war, setzten sich nicht ohne inneren Kampf und Schmerz durch.

In den ersten Tagen des Mai war Cornelius in Berlin eingetroffen. Im zweiten Stockwerk des heute noch ziemlich unveränderten Hauses Lennéstraße 1, am Rande des Tiergartens, nahe an der heutigen Königgrätzer Straße, hatte er seine Wohnung genommen. Dort wurden ihm am Abend des 4. Mai von der jüngeren Künstlerschaft, den Atelierschülern und den Akademikern, ein Fackelzug und ein Ständchen gebracht. Mit welch innerer Begeisterung nahm ich daran teil und stimmte ich mit ein in den Chor: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude, ward uns der Jugendtraum beschert!“ ... Der Jugendtraum! Wie glühend wünschte man ihn, den beglückenden, festzuhalten. „Man möchte sich so gerne selbst betrügen, — wenn es nur etwas länger dauerte.“ Bei der Kneiperei auf dem „Berliner Bock“ am Kreuzberge, welche diesem Fackelzug folgte, wurde zuerst der Gedanke angeregt, einen „Verein der jüngeren Berliner Künstler“ zu bilden. Der heutige große vielumfassende „Verein Berliner Künstler“ ist aus dem damals gestifteten Bunde hervorgegangen.

Mit der Kunstakademie trat Cornelius damals wie später in keine Beziehung. Deren Direktorat verwaltete nach wie vor der große Bildhauer Schadow, der berühmte Autor des Denkmals des als Knabe verstorbenen Grafen v. d. Marck, des natürlichen Sohnes Friedrich Wilhelms II., in der Dorotheenkirche, wie der Monumente des alten Dessauers und Zietens; damals ein Siebenundsiebziger; eine der originellsten Persönlichkeiten des vormärzlichen Berlin. Sein Augenlicht war bereits sehr geschwächt. Er trug immer einen großen grünen Augenschirm und immer einen blauen Frack. Mit Vorliebe sprach er im reinsten berlinischen Dialekt, und sein treffender beißender Witz war berühmt und gefürchtet. Das ganze Lehrerpersonal bestand aus älteren, mehr oder weniger invaliden, an Körperschäden leidenden Herren, deren künstlerische Schöpfungen aus keiner Periode ihres Lebens irgend Anlaß gegeben hatten, bewundernd zu den Urhebern aufzusehen. Diese Zustände blieben durch die Berufung von Cornelius nach Berlin völlig unberührt, der Meister selbst ohne jeden Einfluß darauf. Es wurde im alten Geleise „fortgewurstelt“. Cornelius aber wartete vergebens auf die Aufträge zu großen monumentalen Gemälden, zu deren Ausführung er nach Berlin berufen zu sein glaubte.

An bedeutenden Plänen für solche Aufgaben war kein Mangel. Ein neuer gewaltiger Dom und in Verbindung damit ein Camposanto als Begräbnisstätte der preußischen Könige sollte errichtet werden. Friedrich Wilhelm IV. selbst und sein Lieblingsarchitekt Stüler entwarfen Skizzen und Projekte für diese Bauten, deren Wände mit riesigen Freskogemälden bedeckt werden sollten, für welche Cornelius die Kartons zu zeichnen haben würde. Aber die Realisierung dieser Pläne lag noch im weiten Felde. Die ersten Aufgaben, welche dem Meister vom König gestellt wurden, waren der staunenden Verehrung und Bewunderung, die ihm damals von dem kunstbegeisterten Monarchen entgegengebracht wurden, kaum ganz entsprechend: eine von ihm zu entwerfende Komposition für die kreisförmigen Reliefstriese, mit welchen der silberne „Glaubensschild“ bedeckt werden sollte, den der König als Patengeschenk für den damals unter seiner Assistenz getauften Prinzen von Wales stiftete, und die Leitung der Freskoausführung der ins Kolossale zu übertragenden symbolischen, sinn- und anmutreichen Aquarellen Schinkels auf den oberen Wandflächen der Säulenvorhalle des von letzteren erbauten, damals einzigen Berliner Museums. War es schon kein glücklicher Gedanke, diese an sich sehr liebenswürdigen poetischen Schöpfungen zu monumentalen Wandgemälden auszugestalten, so ließ die Ausführung im großen Maßstabe Alles zu wünschen übrig. Technische Unzulänglichkeit und Mangel des Sinnes und Verständnisses für farbige Wirkung, speziell für die, welche sich für monumentale Wandgemälde schickt, vereinigten sich bei den unter Cornelius' Leitung arbeitenden Künstlern, um ein trauriges Resultat zu erzielen: jene beiden kolossalen Bilderstreifen

in den oberen Feldern der Hinterwand der Museumsvorhalle, welche diese kaum weniger, als die fürchterlichen, stümperhaften, kleineren Gemälde der Herakles- und Theseustaten die Sockelflächen, verunzieren, denen sie zum edelsten Schmuck gereichen sollten.

Eine dritte Arbeit, welche Cornelius in den Jahren 1842 und 1843 ausführte, war ein von seinem blindesten Verehrer, dem Grafen Raczynsky, bei ihm bestelltes großes Ölgemälde, das die Erscheinung Christi in der Vorhölle zum Gegenstand hatte. Das 1843 vollendete Werk machte selbst die bisher unbedingten Bewunderer des Meisters stutzig. Eine kurze boshafte Kritik in einem Verse, der in einer Berliner Zeitung bei der ersten Ausstellung des Bildes erschien, sprach zweifellos die Ansicht der großen Mehrheit des Berliner Publikums aus:

„Vorhölle war's ein solches Bild zu malen;
Wer's fertig sieht, erduldet Höllenqualen." —

Von den bedeutenderen, namhafteren Malern Berlins war eigentlich nur Hensel ein aufrichtiger und rückhaltloser Bewunderer des Genius und der Schöpfungen des vom König so Hochgeschätzten. Die anderen Besten, Karl Begas, Eduard Magnus, Franz Krüger, Friedrich Eduard Meyerheim und der bis dahin mehr als eminenter Illustrationszeichner denn als Maler hervorgetretene junge Adolf Menzel trieben das Studium der Natur und des wirklichen Lebens so gründlich, waren von solchem Respekt vor ihr erfüllt und hielten das „Malen-Können" und die Freude an der, das Gefühl für die Farbe für unerläßliche Eigenschaften jedes Meisters ihrer Kunst. Unmöglich konnten ihnen die schattenhaften, lebensunfähigen Verkörperungen der homerischen und der biblischen Gestalten, wie der poetischen und katholisch-theologischen Ideen und Träume in den Cornelius'schen Kartons und noch weniger dessen malerische, durch ihre Farbengebung jedes gesunde Auge beleidigende Versuche, wie z. B. jenes Bild ‚Christus in der Vorhölle', irgend imponieren oder sie gar begeistern.

Den größesten, unbestrittensten künstlerischen Triumph errang dagegen um dieselbe Zeit, im Sommer 1842, die Berliner Bildhauerschule durch ihren Großmeister Christian Rauch. Im Auftrag König Ludwigs I. von Bayern hatte er für den von diesem an der Donau bei Regensburg errichteten marmornen deutschen Ruhmestempel, die Walhalla, sechs kolossale Viktoriastatuen aus Marmor gemeißelt; jede in anderer Stellung, Haltung und Bewegung. Es war eine künstlerische Leistung, welche die Bewunderung vollauf verdiente, die ihr ganz allgemein gezollt wurde, eine großartige schöpferische Tat auf dem Gebiet der rein idealistischen Kunst, welche in der Antike den einzigen Leitstern erblickt, der ihr die Lebensregel vorschreibt, jener Kunst nach dem Sinne Goethes und Schinkels. Und die Vollendung der Durchführung jeder einzelnen dieser hoheits- und schönheitsvollen weiblichen Idealstatuen steigerte noch den Eindruck, welchen sie durch den ganzen Wurf der Gestalt, das sinnige Motiv, die Art der Stellung, die reine Schönheit der Formen, die Linien der Gewandung, den Ausdruck des Antlitzes machten.

Die Ausstellung dieser Viktorien fand im Sommer 1842 in den Rauchschen Werkstätten im alten Lagerhause an der Neuen Friedrichstraße statt. Man wallfahrtete in Scharen dorthin, und das ganze gebildete Publikum Berlins fühlte sich stolz im Bewußtsein, daß solche vermeintlich größesten Meisterwerke aller Zeiten aus unserer Stadt hervorgegangen waren.

Mit künstlerischen Ausstellungen war man damals nicht gerade verwöhnt. Die einzige bedeutendere von Werken aller Künste war die sogenannte „große akademische", die in jedem zweiten Jahr (dem mit „gerader Zahl") veranstaltet wurde und während des September und Oktober dauerte, zum größeren Teil in denselben Räumen des ersten Geschosses des Akademiegebäudes, welche während der übrigen Monate des Jahres als Klassenzimmer dienten und für jene ausnahmsweise Bestimmung ausgeräumt werden mußten. Auch in dem an der Universitätsstraße vor diesen Sälen sich hinziehenden schmalen Gange, im langen, sonst zu Festsitzungen benutzten Saal, im Korridor zwischen diesem und der Lindenfront und im Uhrsaal wurden die Werke der Malerei und der graphischen Künste untergebracht. Die plastischen Arbeiten, Gipsmodelle, Marmor- und Bronzewerke in den kellerartigen Räumen im Erdgeschoß der Westhälfte links vom unteren Flur. In denen der Osthälfte lag außer der Wohnung des Kastellans und der Gipsklasse ein großer überwölbter Saal, der die Sammlung der Gipsabgüsse der Akademie — den Stamm der später im „Neuen Museum" befindlichen — enthielt. Diese Räume wurden durch die große Ausstellung nicht berührt. In den beiden Jahren zwischen der einen und der nächstfolgenden blieb das Verlangen oder Bedürfnis, neuere Kunstwerke zu sehen, in Berlin ziemlich unbefriedigt. Der „Verein der Kunstfreunde im preußischen Staat" hatte ein bescheidenes Zimmer im ersten Stock des Hauses an der Werderschen Kirche gemietet, wo dann und wann ein von jenem Verein angekauftes neues Gemälde zu sehen war. Der Hofkunsthändler Louis Sachse in der Jägerstraße 27 hatte die meisten Kupferstiche und Lithographien in den Schaufenstern, Aquarelle und Radierungen lebender Künstler im Innern seines Geschäftslokals ausgestellt. Erst in den fünfziger Jahren eröffnete er dort in einem höhergelegenen Oberlichtsaal eine „Permanente Gemäldeausstellung" — die erste ihrer Gattung in Berlin. Auch sah man an Sachses Schaufenstern seit 1839 die ersten Daguereotypporträts auf Silberplättchen ausgestellt (die ersten Photographien kamen Ende 1848 nach Berlin). Die anderen Kunsthandlungen, wie Schenk und Gerster, Rocca, Schrödter, Zawitz, schmückten ihre Schaufenster und führten in ihren Mappen ausschließlich Kupferstiche, Schwarzkunstblätter und Lithographien nach alten und neueren Kunstwerken und reproduzierte Porträts zeitgenössischer Berühmtheiten.

Öffentliche Sammlungen von Werken alter Kunst waren hauptsächlich im Museum am Lustgarten — Gemälde aus den Jahrhunderten vom XIV. bis XVIII., antike und Renaissance-Skulpturen, antike Bronzen und Vasen, geschnittene

Steine und Münzen — vereinigt. — Der den Eingang in den Park flankierende Teil des Schlosses Monbijou enthielt das von Professor Schorn geleitete sehr reichhaltige Kabinett der Kupferstiche und Handzeichnungen. In den im Park selbst befindlichen graziösen Rokokopavillons wurden die Sammlungen der ägyptischen und der nordischen Altertümer aufbewahrt. In einigen Räumen im obersten Stockwerk des königlichen Schlosses an der Lustgartenseite die Sammlungen der „Kunstkammer", welche Werke der Kleinkunst, der Renaissance und des Barock und Rokoko, „Kuriositäten" von mannigfacher Art, ethnographische Merkwürdigkeiten und Hohenzollernreliquien umfaßten. Diese Sammlungen lieferten später den Grundstock für das Kunstgewerbe-, das Völkerkunde- und das Hohenzollernmuseum. In den Sälen des Schlosses Bellevue waren die meisten Ankäufe moderner Gemälde und Kunstvereinsgewinne des Königs aufgespeichert.

Zwei Privatgalerien waren dem allgemeinen Besuch geöffnet. Die eine alltäglich, die andere an jedem Donnerstag von 10—3 Uhr. Jene war die des Grafen Raczynski, diese die des Konsul Wagner, des kunstliebenden Chefs der Bankfirma Anhalt & Wagner. Die erstere befand sich im ersten Stock eines heute längst verschwundenen Quergebäudes auf dem Hof des Hauses Unter den Linden 21. Die Gemälde alter und neuerer Meister, die heute im obersten Geschoß der Nationalgalerie aufgestellt sind — die meisten nur von mittlerem Wert — bedeckten die den Fenstern gegenüber liegende Längswand des langen hohen Saals. Das Werk, auf dessen Besitz der Graf am stolzesten war, der Braun in Braun gemalte Karton der Hunnen- und Römer-Geisterschlacht in den Lüften von Wilhelm Kaulbach, nahm die hintere Schmalwand in ihrer ganzen Breite und Höhe ein.

Während dieser gräfliche Kunstfreund und dilettantische Geschichtschreiber der „neuen deutschen Malerei" von einer blinden, kritiklosen Begeisterung für die durch König Ludwig I. von Bayern ins Leben gerufene neue Münchener Kunst, der Peter v. Cornelius den Stempel seiner mächtigen geistigen Persönlichkeit aufgedrückt hatte, beseelt war, stand Konsul Wagner im Banne der Düsseldorfer Malerschule, wenn er sich auch nicht gegen das seinem Geschmack entsprechende Gute verschloß, das aus Berliner Ateliers, aus denen einzelner Münchener Genremaler, sowie neuerer holländischer, belgischer und französischer Meister hervorging. Seine während der dreißiger Jahre in der Blüte- und Glanzzeit der damaligen Düsseldorfer Schule erworbenen Gemäldeschätze bedeckten, dicht nebeneinander aufgehängt, alle Wände der meist ziemlich kleinen und ungenügend beleuchteten Zimmer und Kabinetts seiner Privatwohnung im ersten Geschoß des Hauses Brüderstraße 5. An dem Besichtigungstage drängten sich hier die Berliner Damen und Herren, die darauf hielten, als gebildet und kunstverständig zu gelten. Hierher wurden auch alle Fremden gewiesen, als zu einer der ersten Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt. Die frisch glänzenden neuen, meist so hübsch glatt und genau ausgeführten Bilder aus jener älteren Düsseldorfer Periode schmeichelten sich den Beschauern so unwiderstehlich ein. Was sie darstellten, war meist so romantisch, so gemütlich, so elegisch oder so amüsant humoristisch. Den meisten gewährten sie ein ganz anderes, lebhafteres Vergnügen, als die alten, ernsten „Heiligenbilder" der Museumsgalerie.

Konsul Wagner schuf sich zu Ende der vierziger Jahre noch eine zweite Galerie in einer schönen Villa, die er sich inmitten eines großen, parkartigen Gartens fern im Osten in der Schillingsgasse, und nach außen hin völlig unsichtbar und verborgen hinter armseligen, niedrigen, alten Vorstadthäusern errichtete. Hier vereinigte er seine späteren Ankäufe, darunter so eminente köstliche Meisterwerke wie Louis Gallaits „Egmont in der Nacht vor seiner Hinrichtung mit dem Bischof von Brüssel". Diese Villa aber blieb dem Publikum verschlossen. Erst als Wagner seinen ganzen Gemäldebesitz dem Staat zum Geschenk machte mit der Bedingung, daß diese Sammlungen den Stamm einer zu begründenden Nationalgalerie bilden sollten, wurde Berlin mit jenen bekannt.

Für das damalige kleine Berlin mit seinen etwa 350000 Einwohnern genügten diese ihnen und den Fremden gebotenen Quellen des Genusses und der Belehrung auf den Gebieten der bildenden Künste und der Kunstgewerbe, der heimischen und fremdländischen, der alten und neueren, vollkommen.

Da man während der zwischen zwei großen akademischen Kunstausstellungen liegenden langen Zeit von immer einem Jahr und zehn Monaten sich an solchen Genüssen nichts weniger als übersättigt hatte, erwartete man mit noch ganz anderer Spannung als gegenwärtig die Eröffnung der „Großen" und brachte ihr ein viel lebhafteres Interesse entgegen.

Theater besaß Berlin außer den beiden Königlichen, dem Opern- und dem Schauspielhause, nur eins, das Königstädtische am Alexanderplatz nahe dem Ausgang der über den „Zwirngraben" gespannten Königsbrücke. Das Opernhaus war noch unverändert das alte unter Friedrich dem Großen erbaute, das erst im August 1843 durch den Brand verwüstet wurde. Mit seinen Gesangskräften war es ziemlich schwach bestellt. Sein weiblicher erster Stern war Leopoldine Tuczek, die im April 1841 zum erstenmal auf dieser Bühne (als Isabella in „Robert der Teufel") aufgetreten und sofort engagiert worden war. Neben ihr glänzte mit gedämpfterem Licht Fräulein Marx. Unter den Sängern waren noch einige in den dreißiger Jahren gefeierte Größen auch unter dem neuen Regime aktiv geblieben: der alte Heldentenor Bader — der berühmte Masaniello-Sänger —, Blume, der, wie die Alten behaupteten, unerreichbare Don Juan-Darsteller, Montius, der kleine, süß schmelzende sentimentale Tenor, Zschiesche der Bassist, der geborene Oberpriester. Meyerbeers „Hugenotten" waren in jenem Jahr zur ersten Aufführung gelangt und mit stürmischem Enthusiasmus aufgenommen worden. Dieser Maëstro, der zum Generalmusikdirektor berufen worden war, beherrschte mit seinen beiden Opern die Berliner Szene. Neben

ihnen kamen Glucks und Mozarts, Spontinis, Spohrs, C. M. v. Webers, Marschners und Aubers Werke am häufigsten zur Aufführung. Aber ebenso häufig die großen und kleinen, die hochdramatischen und die komischen Balletts, wenn das Ballett auch nicht mehr die dominierende Stellung wie unter Friedrich Wilhelm III. einnahm.

Im Königlichen Schauspielhause hatten trotz des Regierungswechsels die alten „Sterne" noch immer ihren Platz behauptet; auch in der Gunst des Berliner Publikums. Die Crelinger, Charlotte v. Hagn, Bertha und Clara Stich, Rott, einer der schlimmsten Deklamierer, Eduard Devrient, Grua, Bauer, der Meister in der Darstellung von cholerischen polternden Alten, Weiß, der feine Humorist und Charakteristiker, — das Dreigestirn der glänzenden Komiker: Louis Schneider (der künftige Hofrat und intime Vertraute König Wilhelms I.), Ruehling und Gern; der „Bonvivant" Kraesemann und — alle um weit mehr als nur eines Hauptes Länge überragend — Seydelmann, der seiner Zeit vorausgeeilte, große, realistische Menschendarsteller. Ein neuer erster Liebhaber war zu Anfang dieses Jahres in Lavallade für die Bühne gewonnen. Den genialsten und schönsten aller „Ersten" dieses Fachs gelang es erst in Hermann Hendrichs zu gewinnen. Während neben den Dramen Shakespeares und der deutschen Klassiker Charlotte Birchpfeiffers, Gutzkows, Laubes, Töpfers, Raupachs und Benedix' Schauspiele und Komödien den Hauptplatz im Repertoire einnahmen, ließ der König, durch Ludwig Tieck dabei beraten, ein paar ganz besondere theatralische Lieblingspläne auf der Bühne des Schauspielhauses zur Verwirklichung gelangen: die Aufführung von Shakespeares „Sommernachtstraum" mit der von Felix Mendelssohn-Bartholdy dazu komponierten Musik, und zwar in einer Bühneneinrichtung nach dem Muster des altenglischen Theaters zu Shakespeares Zeit, d. h. ohne eigentliche Dekorationen, mit erhöhter Hinterbühne, zu welcher zwei Stiegen hinaufführten; und die Aufführung der Sophokleischen Antigone mit den gleichfalls von Mendelssohn komponierten Chören, auf einer annähernd nach dem Vorbild des antiken Theaters eingerichteten Szene. Auch eine französische Schauspielergesellschaft gab regelmäßige Vorstellungen während der Wintermonate im Königlichen Schauspielhause.

Das Königstädtische Theater hatte sich die Posse, das Märchen und Zauberstück, das Singspiel und das derbere Lustspiel als sein „Aparts für sich" vorbehalten. Die Glanzzeit, als auf seinen Brettern die „komische Oper" ihre Heimat hatte und Henriette Sonntag ihre unerhörten Triumphe feierte, war 1842 längst vorüber. David Kalisch war für die Berliner Posse noch nicht erstanden. Berolinisierte Bearbeitungen französischer Vaudevilles, die Wiener Possen Nestroys, die sinnvollen poetischen Feerien Raimunds und die desto unsinnigeren des Dresdener Räder beherrschten diese „zweite Berliner Bühne", die in Beckmann und Grobecker zwei komische Kräfte ersten Ranges besaß. In den Wintermonaten wechselten mit diesen Vorstellungen die einer italienischen Operngesellschaft, deren Primadonnen, Laura Assandri und Zoja, enthusiastische Bewunderung gezollt wurde.

Die höhere klassische Konzertmusik fand ihre Pflege fast ausschließlich in der Singakademie. Felix Mendelssohn-Bartholdy, der nur widerstrebend dem Ruf nach Berlin gefolgt war, dirigierte die Symphonieſoireen. Keine geistig vornehmere Erscheinung kann ich mir denken als die dieses edlen Meisters am Dirigentenpult bei der Leitung klassischer Instrumentalwerke.

Aber ein anderer hatte die Köpfe, Nerven und Herzen der Berliner und Berlinerinnen im Vorfrühling jenes Jahres noch ganz anders entflammt, berauscht und in tollen Taumel versetzt. Das war Franz Liszt, der hier eine Reihe von Konzerten gegeben und ganz Berlin halb verrückt gemacht hatte mit der dämonischen Zauberkraft seines Spiels. Nach einem Konzert, das er den Studenten in der Aula der Universität gab, spannten ihm die Hörer die Pferde seines Wagens aus. Als er mit Extrapost abreiste, wurde seine Fahrt durch die Straßen zum Triumphzuge. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen. Dichte Menschenmassen bildeten Spalier längs seines Weges. Alle Fenster, alle Dächer waren besetzt mit männlichen und weiblichen Enthusiasten, die dem großen Rattenfänger zujubelten und ihm Abschiedsgrüße mit den Tüchern zuwehten.

Das Verlangen, die Instrumentalwerke der großen klassischen Meister zu hören, sich an ihnen zu erheben und zu erlaben, war damals wie heute nicht am wenigsten in denen stark und ehrlich, welche nicht über die Mittel geboten, das Eintrittsgeld zu den vornehmen Symphoniekonzerten der Singakademie zu bezahlen. Für diese Musikfreunde war damals fast ausschließlich durch die Mittwoch-Symphoniekonzerte der in „Möwes Blumengarten" spielenden Kapelle gesorgt. Dieser öffentliche Garten nahm das ganze Terrain von der heutigen Eichhornstraße, an deren Mündung auf die Potsdamerstraße sich das Eingangstor befand, zwischen den Hinterhäusern der Potsdamerstraße bis zum Kanal — dem damaligen, von alten Weiden überschatteten schmalen „Landwehrkanal" — und den entsprechenden Häusern der Nordseite der Linkstraße ein. Hennigs Wintergarten-Konzerte an der Chausseestraße und die in Sommers Salon und Garten Potsdamerstraße 9 existierten damals noch nicht. In den großen schönen baumreichen Wirtschaftsgärten am Tiergarten — Kemperhof, Odeum, Hofjäger — sorgten für das musikalische Ergötzen der Besucher nur Militärorchester.

Das Interesse an allen künstlerischen Dingen, die Freude an künstlerischen Genüssen jeder Art war vor sechzig Jahren sicher nicht gering in Berlin. Aber sie waren dennoch einigermaßen gedämpft durch die politische Erregung der Geister, von der nach und nach jeder ergriffen wurde. Mit der Thronbesteigung des Königs im Jahre 1840 waren die Hoffnungen auf den Beginn einer neuen freien Zeit für Preußen und Deutschland erwacht. Wünsche und Forderungen, die unter der vorigen Regierung verstummt waren, wurden von Korporationen wie von einzelnen unabhän-

gigen Männern öffentlich ausgesprochen und an das Ohr des Königs gebracht. Trotz der Zensur erschien in allen größeren Städten des Landes von Königsberg bis Köln eine Flut von Broschüren und Zeitungsartikeln, in welchen immer dringender und leidenschaftlicher daran gemahnt wurde, daß jenes feierliche Versprechen, Preußen eine reichsständische Verfassung zu geben, vom Sohn und Nachfolger des Monarchen, der es nach der Befreiung von fremder Gewaltherrschaft gegeben hatte, endlich eingelöst werde. Mit dieser Forderung zugleich wurde nicht minder stürmisch immer wieder die der Preß- und der Versammlungsfreiheit, der Trennung der Justiz von der Verwaltung, der Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens erhoben. Friedrich Wilhelm IV. aber sah in diesen Wünschen einer „zeitgemäßen" liberalen Reform des Staates und seiner Einrichtungen nur den Ausdruck des satanischen revolutionären „widerspenstigen Geistes, der gegen Zucht sich frech empöret, der Ordnung heilig Band zerreißt", und verfehlte in Reden und Edikten nicht, sie als das zu bezeichnen und seinen „unerschütterlichen" Willen kund zu geben, sie nie und nimmer zu erfüllen. —

Die liberalen Redner süddeutscher Kammern wurden von der immer wachsenden Zahl ihrer preußischen Gesinnungsgenossen als Helden und leuchtende Muster gepriesen und verherrlicht. Als die badenser Politiker Welcker und Itzstein auf einer Reise Berlin passierten und in einem Hotel in der Königstraße übernachteten, wurde ihnen von ihren Berliner Bewunderern eine Serenade gebracht und auf der Gasse Reden an sie gehalten, welche den Zorn der Polizei und die höchste Entrüstung des Königs hervorriefen.

Wie immer in solchen Zeiten wachsender politischer Erregung beschränkten sich die Formen des öffentlichen Ausdrucks der über alle Klassen verbreiteten liberalen und radikalen Gesinnungen nicht auf Broschüren, Zeitungsartikel und Reden bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Auch die Poeten erkannten es als ihre Aufgabe, das neue politische Evangelium mit schmetternden Fanfaren zu verkünden. Das politische Lied, das lange als „garstiges Lied" gegolten und als literarisches, dichterisches Produkt nicht besonders hoch gewertet gewesen war, wurde plötzlich als das einzige eines nach Freiheit ringenden Volkes würdig erklärt. Alle sanfteren, tieferen, größeren, heiteren Klänge sollten schweigen. Die Zeit der Liebeslyrik, der Romantik, sollte für immer vorüber sein.

„Laßt endlich das Geleier sein
Und rührt die Trommel nur.
Erst muß der Deutsche freier sein,
Dann sei er Troubadour"

— so sang der, dessen Stimme am lautesten erklungen war und überall in Deutschland den stärksten Widerhall geweckt hatte, Georg Herwegh, der Dichter der „Lieder eines Lebendigen", die er 1841 von der Schweiz her wie einen Feuerbrand in die mit Zündstoff gefüllte deutsche Welt schleuderte. Dann war er nach Deutschland gekommen und hielt, überall von den Parteigenossen mit enthusiastischem Jubel begrüßt und empfangen, einen ähnlichen Triumphzug wie Franz Liszt in Berlin durch alle Gauen. In Berlin bekannte ihm die Tochter eines reichen Kaufmanns, eine hochgestimmte Schwärmerin, ihre Liebe; der Dichter fühlte sich zu geschmeichelt, um sie von sich zu weisen, und nahm die ihm dargebotene Hand seiner jugendlichen Verehrerin an. Ja, der König, auf den das schwungvolle Pathos und die Bilderpracht in Herweghs revolutionären Liedern trotz ihres ihn empörenden Inhalts nicht ohne Eindruck geblieben waren, beschied den Dichter zu sich nach Sanssouci. Und der wilde Freiheitsapostel kam und benahm sich dort ziemlich scheu, unbehaglich und verlegen angesichts des Monarchen, an den er die unklare poetische Epistel gerichtet hatte:

„Einst hat ein Besserer es gewagt,
Mit seinem Lied vor Dich zu treten.
Du kennst ihn, der so unverzagt
Die Tyrannei bei Dir verklagt
Und Dich um Deinen Schutz gebeten.
Doch Platen schläft am fernen Meer
Und Polen ist durch uns verloren.
In Ehrfurcht tret' ich zu Dir her.
Wirf nach dem Dichter nicht den Speer,
Weil eine Hütte ihn geboren,
Weil er vor Dir, dem Fürst, den Mut
Zu flehn hat für Dein eignes Gut,
Zu stehen für Dein eigenes Blut,
Fürs deutsche Volk, dem Du geschworen."
u. s. w.

Der König behandelte den seltsamen Gast freundlich und nachsichtig und sagte beim Abschied zu ihm: „Ich wünsche Ihnen einen Tag von Damaskus, und Sie werden Großes leisten."

Diese Aufnahme hatte dem jungen eiteln Poeten den ruhigen Blick für das Maß der Dinge getrübt. Als er, nach Königsberg gekommen, von den dortigen Liberalen so übermäßig gefeiert worden war, daß sein Selbstbewußtsein fast zum Größenwahn gesteigert werden mußte, fühlte er sich bewogen, eine vermeintlich große Tat für die Freiheit zu tun, einen Brief an den König im Ton eines stolzen Mahners und Volkstribunen zu schreiben, einen Brief, in dem er die Erfüllung der liberalen oder vielmehr radikalen Forderungen kategorisch vom König verlangte. Die Antwort des beleidigten Monarchen war ein Ausweisungsbefehl. Und nun kam der Rückschlag in der öffentlichen Meinung. Statt des Jubels enthusiastischer Verehrer und Verehrerinnen umtoste den Freiheitssänger „ein heulender Bedientenschwarm" und „faule Äpfel statt der Kränze" schienen auf ihn herabzuregnen. „Zu jeder Seite ein Gendarm, erreichte er des Landes Grenze." „Da stehst Du still" — so spottet Heinrich Heine weiter —

„Wehmut ergreift Dich bei dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebra sind gestreift,
Und seufzend spricht's in Deiner Seele:
Aranjuez, in Deinem Sand
Wie schnell die schönen Tage schwanden,
Da ich vor König Philipp stand
Und seinen uckermärk'schen Granden!
Er hat mir freundlich zugenickt,

Farm auf dem Hügel. Nach dem Gemälde von George Smith.

Da ich gespielt den Marquis Posa.
In Versen hab' ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Prosa."

Herweghs Rache waren die satirischen Gedichte des 1842 veröffentlichten zweiten Bandes seiner Lieder. Wie Heinrich Laube, einer der wenigen von dem allgemeinen Begeisterungsrausch für die „Lieder eines Lebendigen" nicht mit Ergriffenen, nüchtern Gebliebenen, es vorausgesagt hatte, schlug bei Herwegh das hohe Pathos in dessen Gegenteil, in Ironie und Satire um. An die Adresse des Königs richtete er nun statt einer flammenden hochtönenden leidenschaftlichen Epistel das spitze Epigramm:

„Auf dem Wege nach Damasco
Machte Saulus einst Fiasco;
Doch das ihn bekehrt, das Licht —
Ein Berliner war es nicht!"

Als „Freiheitssänger" hatte Herwegh damals ein Heer von Nachfolgern und Nachahmern. Ihre Verse, die oft nicht viel mehr als gereimte Prosa waren, schallten im deutschen Dichterwald verwirrend und betäubend von allen Zweigen. Hoffmann aus Fallersleben stimmte seine „Unpolitischen Lieder" an, die das Gegenteil von dem waren, was dieser Titel besagte; Fr. Dingelstedt die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", Prutz, Jordan, R. Gottschall und jeder Redaktionslyriker jedes liberalen Blättchens mischten ihre mehr oder weniger wohllautenden Stimmen mit dem unharmonischen „verdrießlich durcheinander klingenden" Chor. „Mein König sprich das Wort: ‚Das Wort sei frei!'" sang der eine, „Sprich aus das Wort: ‚Konstitution!'" der andere. Da der so Angesungene und mit Bitten und Forderungen Bestürmte sich zu ihrer Erfüllung nicht bestimmen ließ, so wurde jedes Wort, jede Tat von ihm, auch solche, die mit der Politik nicht das mindeste zu schaffen hatten, zur Zielscheibe des Spottes und Hohnes, mit deren Pfeilen mit Vorliebe auch die überschüttet wurden, die er vor allen begünstigte und ehrte, z. B. Schelling, L. Tieck, der Kultusminister Eichhorn. Man begeiferte die Fahrt zur Taufe des Prinzen von Wales, den silbernen „Glaubensschild", das Patengeschenk, sogar die Feier der Grundsteinlegung für den Aus- und Weiterbau des Kölner Doms. —

Eine Freiheit aber hatte der König im Sommer 1842 ungebeten aus eigenem schwer erklärlichem Antrieb gegeben: die Karikaturenfreiheit. Die gezeichneten fliegenden Blätter sollten fortan nicht mehr der Zensur unterliegen; ebenso wie die über zwanzig Bogen starken Bücher. Die Folge war, daß besonders Berlin sehr bald überschwemmt wurde mit Zerrbildern, in denen staatliche und städtische öffentliche Zustände und Persönlichkeiten bald plump und geistlos, bald mit treffendem satirischem Humor und Witz gegeißelt wurden, wofür der Stoff überreich angehäuft lag.

Am 16. September jenes Jahres wurde die große akademische Kunstausstellung in den Sälen des Akademiegebäudes eröffnet. Das geschah nach damaliger Sitte ohne irgend welche festliche Zeremonie, gänzlich ohne Sang und Klang. Der Uhrsaal, der erste, in den man eintritt, war damals noch nicht mit Oberlicht versehen; seine Fensterwand, in welcher die damals einzige Berliner Normaluhr saß, noch nicht durch eine Tapetenwand verdeckt. Das grelle Tageslicht drang durch die großen Frontfenster in den wie alle anderen gänzlich ungeschmückten, nüchternen Raum. In ihn, der während der übrigen Zeit des Jahres der ersten Zeichenklasse eingeräumt blieb, war die Ausstellung der wenigen in Berlin von sogenannten „akademischen Künstlern" gearbeiteten kunstgewerblichen Erzeugnisse, wie geschnittene Steine, Siegel, Elfenbeinschnitzereien, verlegt. Als die „Ehrensäle", in welchen (als den bestbeleuchteten Räumen) die bevorzugtesten Gemälde aufgehängt waren, galten der „Lange Saal" (links vom „Uhrsaal"), der sein ruhiges, freilich nur den an der langen Südwand plazierten Bildern zugute kommendes Licht durch die hoch oben in seiner Nordwand befindlichen halbrunden Fenster empfing, und der einzige durch Oberlicht erhellte „Aktsaal", in dem gegen den Hof hin vorspringenden Anbau an den langen Ostflügel des Akademiegebäudes, — jener Raum, in welchem während der Unterrichtsmonate nach dem nackten lebenden Modelle gezeichnet und modelliert wurde. Von den anderen Sälen in der langen Flucht mußte sich der erste (an der Ecke der Front und der Ostseite) mit dem südlichen Seitenlicht von den Linden her, jeder folgende an dem während der zweiten Tageshälfte eben so schlechten westlichen, der schmale Korridor an der Universitätsstraße an dem noch schlechteren östlichen genügen lassen. Die immer erneuten Klagen der Urheber der in diese unglücklichen Räume verwiesenen Gemälde waren daher vollauf begründet. Aber Abhilfe wußte man nicht zu schaffen.

Auf jener Ausstellung vor 60 Jahren sah man im „Langen Saal" einen großen Braun in Braun gemalten Karton von dem jungen Pietrowsky, eine figurenreiche wildbewegte Komposition, welche ein furchtbares geschichtliches Ereignis aus neuester Zeit, die Vernichtung des englischen Heeres auf dem Rückzuge aus Afghanistan, schilderte; H. Stilkes, des Düsseldorfer Meisters, großes theatralisch-romantisches Geschichtsbild: „Der Auszug der letzten Christen aus Akkon"; Prof. Hensels wunderliches Bild: „Der Herzog von Oranien hört auf dem Ball zu Brüssel am 16. Juni 1815 den ersten fernen Kanonendonner von Ligny"; Hasenclevers damals vielbewundertes „Examen des Kandidaten Jahs"; das für das neue städtische Museum zu Danzig ausgeführte große Gemälde des jungen Rasenfelder, eines Schülers von Hensel, das eine ziemlich legendarische Episode aus der Geschichte der Reformation in der polnischen freien Reichsstadt an der Weichsel darstellte: die Befreiung des, vom Bischof von Kulm gefangen gesetzten, lutherischen Predigers Pankratius Klein durch einen Volksaufstand.

Das Bild, eine fleißige, von Talent, redlichem Bemühen und jugendlicher Begeisterung zeugende Schöpfung, in der aber das historische Ereignis nicht viel anders denn als eine wohlarrangierte Theaterszene erschien, erntete lebhaften Beifall. Daran hatten nicht allein seine künstlerischen Vorzüge, sondern auch der Gegenstand

des Bildes vollen Anteil. In der damals in unseren gebildeten Klassen herrschenden Stimmung verlangte man — wie von der lyrischen Dichtung und vom Drama — auch von den Werken der Malerei „Tendenz". Kämpfe um die Befreiung von herrschender politischer oder kirchlicher Geistesknechtschaft; Auflehnung und gewaltsame Empörung gegen Unrecht und Willkür, oder auch die erschütternden Wirkungen schlechter Gesetze und verwerflicher sozialer Einrichtungen darzustellen, sollte als die würdigste und wichtigste Aufgabe der neuen Geschichtsmalerei gelten. Auch in Rosenfelders Bild sah man die Verherrlichung einer Volkserhebung gegen tyrannische Gewalt und zwar gegen die der katholischen, römischen Hierarchie, des — in diesem Spezialfall einmal siegreichen — Kampfes des Lichts gegen die Finsternis ... Und das genügte schon, um diesem Werk des jugendlichen Künstlers den warmen Beifall der Kritik in allen liberalen Blättern und den der gleichgesinnten Kreise der Berliner Gesellschaft zu sichern. —

Erst längere Zeit nach der Eröffnung der Ausstellung traf von Düsseldorf her das noch umfangreichere Gemälde des damals als der größeste unter den rheinischen Meistern gepriesenen Malers der „Hussitenpredigt", der „Gefangennahme des Papstes Paschalis" wie des „Trauernden Königspaares" und so mancher vielbewunderter romantischer Landschaften, C. Fr. Lessing: „Huß vor dem Konzil zu Costnitz" im Akademiegebäude ein. Die besten Plätze waren fortgegeben. Es blieb nichts übrig, als das Bild, das als eins der höchsten Wunderwerke neuerer deutscher Kunst angekündigt worden war, im letzten noch unbenutzt gebliebenen Saal der langen Reihe aufzustellen, dessen ganze Nordwand es bedeckte. Dünn und zart in der Farbe, ziemlich flau in der koloristischen Wirkung, war es doch in der Zeichnung, der Charakteristik der Köpfe, der Hände der Gestalten des seine Sätze verteidigenden, gottergebenen Predigers und seiner geistlichen Zuhörer und Richter, in der malerischen Durchführung aller Teile von ungewöhnlicher Vollendung; jedenfalls eine hochbedeutende Kunstschöpfung, das Werk eines ernsten, tiefen und feinen Geistes. Und auch hier meinte man die Tendenz zu erkennen; auch hier einen glorreichen, wenn auch zunächst mit dem tragischen Untergang des Helden endenden „Kampf des Lichts gegen die Finsternis", der Geistesfreiheit gegen die Geistesknechtschaft durch die Kunst geschildert und verherrlicht zu sehen. Bald aber entbrannte ein Kampf der Meinungen darüber, ob diesem Lessingschen Meisterwerk oder dem Bilde Rosenfelders der Vorrang gebühre. Eine starke Partei im Berliner Publikum und in der kunstkritischen Presse wollte dem „Pankratius Klein" den Preis in diesem Wettkampf zuerkannt wissen. Hier sei männliche Tat, kraftvolles revolutionäres Handeln geschildert; auf Lessings Bilde nur ergebenes Dulden, höflich bescheidene Verteidigung der Wahrheit ohne Feuer und Leidenschaft. —

In diese Debatten hinein klang eine Nachricht vom Rhein her, die unsere künstlerischen und kunstfreundlichen Kreise lebhaft interessierte und mehr und mehr erregte. Auf der in Köln stattfindenden Kunstausstellung sollten zwei riesige geschichtliche Gemälde aus Belgien eingetroffen sein, die an Großartigkeit der Konzeption, an echt historischem Leben, an Kraft der Charakteristik historischer Gestalten und vor allem an Macht und Meisterschaft der Malerei wie an Größe, Ruhe, Pracht und Harmonie der farbigen Wirkung alles überträfen, was seit den Zeiten des Rubens, des Rembrandt und des Valesquez in irgend einem Lande der Erde gemalt worden sei. Als Urheber dieser Kunstwerke wurden zwei jüngere belgische Maler genannt: Louis Gallait (geb. zu Tournay 1810) und Edouard de Biefve (geb. zu Brüssel 1809), die ihre künstlerische Bildung in Paris erhalten oder doch vollendet hätten. Das Gemälde des Erstgenannten stelle die „Abdankung Karls V. zu Brüssel" dar; das des anderen die „Unterzeichnung des Kompromisses der niederländischen Edeln" zu Brüssel, durch welchen Akt der große Freiheitskampf der Provinzen gegen die spanische Herrschaft eingeleitet wurde.

Die Schilderungen, die Besprechungen dieser Bilder in rheinischen Zeitungen und in den Korrespondenzen dortiger Journalisten in Berliner Blättern klangen übereinstimmend so enthusiastisch überschwenglich und erzählten von so außerordentlichen Ehren, welche beide Maler mit diesen Schöpfungen in ihrer belgischen Heimat wie in Paris errungen hätten, daß der Wunsch, sie auch bei uns zu Gesicht zu bekommen, sich zu heftigem Verlangen steigerte. Von den Werken der gepriesenen glänzenden Malerschule, welche in Belgien seit der Losreißung von Holland und der Erkämpfung der Unabhängigkeit und Selbständigkeit des angeblich mit der freiesten Verfassung gesegneten neuen Staates erblüht sein sollte, war zu uns nach Berlin damals noch nichts gelangt, außer einer glänzenden Farbenskizze zu einem vielbewunderten großen nationalgeschichtlichen Gemälde eines ihrer gefeiertsten Meister Nicaise du Kayser: „Die Schlacht bei Worringen." Diese Skizze war 1840 auf der großen akademischen Ausstellung zu Berlin zugleich mit Paul Delaroches berühmten beiden Bildern „Richelieu" und „Mazarin" erschienen und hatte leidenschaftliche Bewunderung bei der jüngeren Generation der Maler und Kunstkritiker geerntet, deren geistreichster, originellster und gefürchtetster Wortführer, Dr. Klein (nom de guerre: Lucius), dieser Bewunderung für die fremden Werke einen schwungvollen, zündenden, aber völlig maßlosen Ausdruck gab. Von den beiden neuesten großen Schöpfungen dieser jungbelgischen Malerschule, durch welche die aller deutschen so weit überstrahlt werden sollte, mußten wir nach allen den tönenden Hymnen zu ihrem Preise etwas noch Höheres und Grandioseres erwarten. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung entschied sich zu allgemeiner freudigen Genugtuung die Berliner Akademie der Künste, in Unterhandlungen mit den beiden Künstlern und dem Brüsseler Stadtregiment oder der belgischen Regierung zu treten, um die Ausstellung der Gemälde in Berlin bewilligt zu erhalten. —

Diese Bemühungen hatten den erwünschten

Erfolg. Die akademische Kunstausstellung näherte sich bereits ihrem Schluß, als gegen Ende September die beglückende Nachricht eintraf, die beiden Gemälde seien schon auf dem Wege nach Berlin. Die Ausstellung wurde noch um drei bis vier Wochen verlängert, damit die belgischen Gemälde noch solange auf ihr gesehen werden könnten. Aufgerollt und in riesig lange Kisten gepackt, kamen sie an. Zunächst wurden diese mit dem köstlichen Inhalt auf dem Fußboden des Hausflurs der Akademie niedergelegt. Aber wo in den Ausstellungsräumen, in denen alle Wände mit Gemälden bedeckt waren, diese neu hinzugekommenen kolossalen Bildtafeln unterbringen? Da schaffte die Akademie der Wissenschaften, deren Versammlungs- und Bureauräume in demselben Gebäude lagen, aber die Westhälfte des Frontbaus zur Rechten des Uhrsaals im ersten Geschoß einnahmen, freundnachbarlich Rat. Sie stellte der Kunstakademie ihren dazu ausreichenden „Langen Saal" zur Verfügung. An dessen Südwand, den Rundbogenfensterchen gegenüber, war gerade ausreichender Flächenraum für beide nebeneinander aufgestellte Gemälde, deren Höhe der der ganzen Wand vom Fußboden bis zur Decke entsprach. Natürlich war die Breite des Saales zu gering, um den Beschauern das Zurücktreten in einem Abstand zu ermöglichen, der genügt hätte, die riesigen Bildflächen mit einem Blick zu überschauen und die Gemälde ihre volle Wirkung auf die ihnen so nahe Gegenüberstehenden machen zu lassen. Damit die zuströmende Menge aber wenigstens mehrere Glieder tief davor stehen könne, ohne daß die Vorderen den Hintermännern durch die dichte Reihe ihrer Köpfe und Schultern die Bilder verdeckten, wurde vor der Fensterwand in deren ganzen Länge ein hölzerner Tritt mit zwei hintereinander ansteigenden Stufen errichtet, die ihrem Zweck dann auch sehr gut gedient haben. —

Und nun kam der mit fieberhafter Spannung erwartete Tag, wo die Aufstellung vollendet war und die Tür zu dem Saal für das Publikum geöffnet wurde. Nie verblaßt in mir die Erinnerung an den überwältigenden Eindruck dessen, was sich dort unseren Augen zeigte. Etwas dem zu Vergleichenden hatten sie noch nie gesehen. Um die, das hier Geschaffene als malerisches Kunstwerk noch weit überragenden Schöpfungen der großen alten Meister im Museum nach ihrer ganzen unerreichten rein künstlerischen Herrlichkeit zu würdigen, waren diese Augen noch zu jung und unerzogen. Hier auf den beiden belgischen Geschichtsbildern schienen uns die Gestalten jener historischen Persönlichkeiten, mit denen sich unser Geist und unsere Phantasie eben damals mehr als mit allem anderen beschäftigt hatte, Karl V., Philipp II., Wilhelm von Oranien, Egmont, Hoorn, Marnix ꝛc. wirklich und leibhaftig vor uns hinzutreten, in einer Körperlichkeit, wie mir es uns noch nie zuvor durch die Mittel der Malerei bewerkstelligt worden zu sein dünkte. Die Farbe, der Ton jedes dieser Bilder war tief, reich, voll Kraft und Wucht, bei aller Entschiedenheit der Lokalfarben frei von Buntheit, einheitlich geschlossen, von großer harmonischer Gesamtwirkung, die malerische Behandlung von einer männlichen Energie, die das meiste von unseren deutschen Meistern Gemalte dünn, süßlich und „damenhaft" erscheinen ließ. Und zu alledem kam noch, wie es uns wenigstens schien, das starke, stolze Nationalgefühl, das wir in diesen Kunstwerken offenbart und ausgeprägt zu sehen meinten. Lasen wir dieselbe Meinung doch auch durch alle liberalen auf der sogenannten „Höhe der Zeit" stehenden kritischen Wortführer mit besonderem Nachdruck ausgesprochen und bestätigt: Gemälde wie diese, Schöpfungen einer wahrhaft männlichen Kunst, so hieß es, könnten nur entstehen, letztere nur erblühen in einem freien Lande, in dem der Wille des Volkes bestimmend sei. Für ein solches „Paradies der Freiheit" galt damals dem in den gröbsten Selbsttäuschungen befangenen gebildeten freisinnigen deutschen Bürgertum das Königreich Belgien! Der naive politische Köhlerglaube, in welchem damals auch ganz gescheidte weltkluge Männer in Bezug auf die wunderwirkende, geheimnisvolle Kraft einer sogenannten „freien Verfassung" befangen waren, kam nie bezeichnender zum Ausdruck, als in einer kritischen Besprechung der beiden belgischen Bilder — während ihrer auf die in Berlin folgende Ausstellung in Dresden (oder Leipzig) — durch keinen Geringeren als Heinrich Laube. Er bewies sonnenklar, daß deutsche Maler dieser Zeit nur schwächliche romantische schattenhafte Bilder in matten, stumpfen, gebrochenen Farben, aber keine echten Geschichtsbilder voller Kraft und Gesundheit schaffen könnten aus dem einfachen Grunde, weil Deutschland kein starkes, gesundes geschichtliches Leben führe; seine Volkskraft verkümmere. Der König von Preußen möge „eine Konstitution" geben — und wir würden sehr bald eine große nationale Geschichtsmalerei haben wie die Belgier!! —

Auf die Künstlerkreise war die Wirkung der beiden Gemälde eine ganz gewaltige, tiefgreifende und die Gesamtheit in sich erbittert bekämpfende feindliche Parteien spaltende. Cornelius, so hieß es, habe sich verachtend über beide Gemälde ausgesprochen, sie als „bunte französische Leinwand" bezeichnet. Das gab meiner schon stark erschütterten einst so blinden Verehrung für ihn den letzten Stoß. Eine kleine Partei in der Künstlerschaft und der Gesellschaft wie in der kunstkritischen Presse hielt treulich zu Lessings „Huß" und erklärte dies Bild für ein sehr viel tiefer empfundenes und gedachtes, ja sogar vollendeter, liebevoller, korrekter gezeichnetes und gemaltes Werk als jene belgischen. Dadurch wurde einer unserer ersten Berliner Meister, der scharfsinnigste, erfahrenste und in der Malerei als solcher vorgeschrittenste, am meisten könnende unter ihnen, der berühmte Bildnismaler Eduard Magnus bewogen, in einem „Eingesandt" der Vossischen Zeitung seine Meinung in dieser Frage öffentlich auszusprechen. Unter den Künstlern zunächst — so ungefähr hieß es da — stelle sich der Wert oder Unwert eines Kunstwerks heraus. Und namentlich in der bildenden Kunst, die bei uns noch jung und neu sei, könne das Urteil der Menge nur ebenso unentwickelt sein, als die Stufe der Kunstentwickelung selbst. Es sei nicht nur die Meinung des Schreibers dieser Zeilen,

sondern der Gesamtheit der Künstler („mit wenig fratzenhaften Ausnahmen"), daß diese beiden Bilder alles bisher von neuerer Kunst Gesehene in jeder Hinsicht weit hinter sich ließen, und daß jede Parallele ganz unstatthaft sei ... „Möge jeder die wenigen Tage, da diese Meisterwerke uns noch verbleiben, dazu benutzen, um lebendig zu erkennen, was sie uns frisch und lebensvoll aus der besten Zeit der großen italienischen und niederländischen Meister vorführen. Hier ist zu lernen für Künstler und Publikum." Der zartsinnige Ausstellungskritiker der Vossischen Zeitung Dr. H. Kletke ließ diese Magnussche Erklärung nicht unerwidert. Er bekämpfte das darin Ausgesprochene und erhob Lessings „Huß" weit über die beiden belgischen. Aber Magnus behielt das letzte Wort. Er griff in einem neuen Eingesandt das Werk direkt und in schärfster Weise an: „In dem, was Lessing aus seiner Zurückgezogenheit zu uns schickte, erkennen wir nur vergrößerte illuminierte Bleistiftzeichnungen, ein Leben, das kein Leben, eine Farbe, die keine Farbe, ein Lokal, das kein Lokal ist." —

Dies „harte Wort" bezeichnete treffend das Grundübel der ganzen damaligen deutschen Malerei. Was unsere Maler schufen, war mit wenigen Ausnahmen nicht sardig gedacht und angeschaut, sondern als Bleistiftzeichnung oder Kohlenkarton, die man dann „illuminierte". —

Die Erkenntnis dieses Übels ging der jungen Künstlergeneration eigentlich erst angesichts dieser belgischen Gemälde auf. Von da ab begann jenes Wallfahrten der strebenden jungen Maler nach Brüssel, Antwerpen und Paris, um dort die wahre Kunst der Malerei an der Quelle zu studieren.

Die beiden Gemälde wurden nach mehrwöchentlicher Ausstellung in jenem Saal der Akademie der Wissenschaften nach der Rotunde des Museums überführt, wo sie, freilich in nicht allzu günstiger Beleuchtung (durch das Rundfenster im Scheitel der Kuppel), aber doch wenigstens in genügenden Abständen gesehen und noch etwa während zweier Oktoberwochen genossen werden konnten. Dann traten sie ihre Wanderung zu anderen deutschen Städten an, die sie von Triumph zu Triumph führte.

Nur der Maler des „Kompromiß der Edeln", C. de Biefve, war persönlich nach Berlin gekommen, um die Bewunderung mit zu genießen, die sein Werk und das seines Landsmanns ernteten. Er empfing hier reiche Ehrungen. Der König zeichnete ihn in jeder Weise aus und erteilte ihm den Auftrag zu einem Gemälde ähnlichen Umfangs, welches die Verleihung einer Ehrenkette an Rubens zum Lohn für wichtige diplomatische Dienste, die er England geleistet hatte, durch König Karl I. darstellen sollte. —

Noch eine andere Folge — außer dem Antrieb, den die jungen deutschen Maler empfingen, nach Belgien und Paris zu pilgern, um dort ihr Heil zu finden — hatte das Bekanntwerden unserer Künstler mit den beiden belgischen Bildern gehabt. Jene glaubten lange Zeit unter dem mächtigen Eindruck dieser Schöpfungen, daß der vaterländisch-geschichtliche Gegenstand und die Kolossalität der Bildtafel die Hauptsache wären. In Menge gingen aus deutschen Ateliers infolge davon riesige Darstellungen geschichtlicher Haupt- und Staatsaktionen und Anekdoten hervor. Es hat einer langen Schule der Erfahrungen bedurft, bis man einsehen lernte, daß die wahre künstlerische Größe eines Bildes weder vom großen Gegenstande noch vom großen Maßstab und Umfang abhängt. Noch schneller aber reifte die Einsicht, daß unsere liberalen Publizisten von 1842 sich im Irrtum befunden hätten, und auch die freisinnigste Staatsverfassung und die reinste Parlamentsherrschaft einem Volk noch nicht zu einer großen nationalen Kunst verhälfen.

Südland.

Von

Karl Vanselow.

Stolz bei Tag die marmornen Paläste
Ragen auf in königlichem Glanz.
Schwanenweisse, erdenfremde Gäste
Gehn die Wolken um der Zinnen Kranz.

Doch wenn Tag und Sonne sank zu Grunde
Hinter Gold und Abendrötensaum,
Dann erst kommt die wundersamste Stunde,
Dann erst träumst Du Südlands schönsten Traum.

Horch, ein Lied von fernen Mandolinen
Kommt verloren durch die Lüfte her,
Und die Wasser sind vom Mond beschienen,
Und von Blüten sind die Zweige schwer!

... Müde bist Du, bist berauscht geworden,
Sehnsucht fühlst Du, die Du sonst nicht kennst —
Denkst verloren an das Land im Norden,
An die Nebel, die Du Heimat nennst ...

Die Lebensalter. Nach dem Gemälde von Ottilie Rödenstein-Frankfurt a. M.

Die Wildrinder.

Von

Christian Schwarzkopf.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen im Berliner Zoologischen Garten, koloriert von Curt Agthe.

(Abdruck verboten.)

Die Gelehrten nehmen auf Grund der Schädelfunde an, daß, abgesehen vom Wisent, in ferner Vergangenheit drei Arten wilder Rinder in Europa gelebt haben: Urochsen, Langstirn- und Breitstirnochsen. Die Ur- oder Auerochsen erhielten sich bis in das XVII. Jahrhundert in den undurchdringlichen Wäldern Litauens; von den Breitstirnochsen scheinen die halbwilden Parkrinder abzustammen, die heute noch in kleinen Herden in den Parks einiger Adelssitze an den Grenzen von England und Schottland leben; die Langstirnochsen scheinen schon in vorgeschichtlicher Zeit ausgestorben zu sein. Diese „Arten" beruhen auf gelehrten Voraussetzungen, Thatsache aber ist es, daß zu der Zeit, als die Vorfahren der späteren Griechen und Römer, als Kelten und Germanen nach Europa kamen, der ganze Weltteil von wilden Rindern bewohnt wurde und daß Kämpfe mit wilden Stieren eine große Rolle unter den Heldenthaten jener Tage spielten. Bei allen wilden Rinderarten pflegen sich die sehr alten Bullen von den Herden abzusondern und dann den Menschen sehr gefährlich zu werden. Diese alten Herren pflegen äußerst jähzornig zu sein und stürzen sich in wilder Wut auf alles Lebende, was sie in ihrer selbstgewählten Einsamkeit stört. Noch heute fürchtet man in Afrika die „Einsiedler" unter den Büffeln mehr als Löwen und Leoparden, und mehr als ein Forscher ist von ihnen getötet worden. Wenn wir uns nun vergegenwärtigen, daß in der Urzeit der Verkehr doch gewiß zum größten Teil auf schmale Waldpfade angewiesen war, so werden wir uns leicht vorstellen können, daß ein solcher Einsiedler die empfindlichsten Verkehrsstörungen hervorrufen und von den nur mit dem Steinbeil und dem Pfeil mit Feuersteinspitze bewaffneten Menschen nur mit eigener größter Lebensgefahr erlegt werden konnte. Andererseits haben wir Grund zu der Annahme, daß die eigentlichen Wildrinder Europas sich, wenn sie als Kälber in den Besitz der Menschen gelangten, ebenso zähmen ließen wie die Asiens und daß ein Teil von ihnen auf diese Weise die Vorfahren unserer zahmen Rinder wurde. Diese wurden später mit den zahmen Rindern gekreuzt, die die aus Asien nach Europa wandernden Völker mit sich führten und daraus entstanden allmählich die Rinderrassen des heutigen Europa.

Noch im ersten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung fanden sich die Auerochsen in allen Wäldern des mittleren Europa. Wenn sie im Westen hauptsächlich als Bewohner der Gebirgswaldungen erwähnt werden, so dürfen wir daraus nicht schließen, daß sie an sich diese bevorzugten. Sie waren nur in den stärker bewohnten Landschaften durch die Ansiedelungen der Menschen aus den Thälern verdrängt worden. In den menschenleereren Wäldern Osteuropas lebten sie auch im Flachlande.

Der Auerochs oder Ur.
Aus des Freiherrn von Herberstain moskowiter wunderbaren Historien. Basel, 1563.

Es sind uns zwei Abbildungen des Auerochsen nach dem Leben erhalten: ein farbiges Ölbild und eine Zeichnung mit erläuterndem Text. Danach war er ein großes Rind mit gewaltigen Hörnern, schwarz von Haar mit einem grauweißen Längsstreifen auf dem

Wisentbulle.

Rücken. Er glich also in seiner Färbung dem wilden Yack. Als der Freiherr von Herberstein die Auerochsen um 1520 kennen lernte, lebten sie nur noch unter sorgsamer Pflege in Masovien (der Landschaft um Warschau) und wurden dort gehegt wie heute die Wisente in der Bielowieścher Heide. Es waren ihrer „nicht viele" und es war eine große Auszeichnung, daß König Sigismund Herberstein einen „ausgeweideten Auerochsen" schenkte. Es scheint, daß die Auerochsen sich vielfach mit dem im Walde weidenden zahmen Rindvieh paarten, ein Umstand, der Herberstein zu einer romantischen Erklärung Veranlassung gibt.

Man lebte damals des Glaubens, daß Gürtel aus dem Fell der Auerochsen Frauen das Gebären erleichterten, diese Gürtel waren deshalb sehr gesucht. Die gewaltigen Hörner lieferten die Trinkgefäße der Vornehmen.

Die Jagd auf die Auerochsen wurde so betrieben, daß man das Wild durch Hunde jagen ließ, bis es gestellt war und es dann mit Jagdspießen erlegte. Eine eingehende Schilderung einer solchen Jagd ist uns aber infolge des frühen Aussterbens dieser Wildrinder — die letzte Kuh ging 1627 ein — nicht erhalten, obgleich Auerochsen noch im Nibelungenliede als erlegtes Wild genannt werden.

Daß die Parkrinder Nord-Englands von wilden Rindern abstammen, ist vielfach bestritten worden. Aber gewiß mit Unrecht. Nur muß man festhalten, daß die menschliche Liebhaberei ihre Färbung insofern beeinflußt hat, als man diese bei der Züchtung eine Rolle spielen ließ. Man schoß eben alle Kälber ab, die nicht die gewünschte Färbung zeigten: weiß mit braunen oder schwarzen Ohren und Mäulern. Es liegen über diese Wildrinder aber als solche so zuverlässige alte Zeugnisse vor, daß nur eine übertriebene Kritik an ihnen mäkeln kann. Da die Parkrinder den Menschen seit vielen Generationen nur als Freund kennen gelernt haben, sind sie jetzt natürlich nur halbwild. Immerhin müssen die Bullen im Alter von sechs bis sieben Jahren abgeschossen werden.

Während der Urochs im XVII. Jahrhundert sang- und klanglos ausstarb und das Breitstirnrind nur noch als Erinnerung an feudale Herrlichkeit unter dem Schutz der Menschen ein gegen früher sehr verändertes Dasein führt, lebt der Wisent noch an zwei Stellen in alter wilder Freiheit, und eine kleine Herde hat sogar in den Wäldern

des Fürſten Pleß in Schleſien wieder deutſches Heimatsrecht gewonnen. S. Maj. der Kaiſer hat dort auf einer Jagd zwei Stiere von ſechs reſpektiv ſieben Jahren erlegt. Außer in Schleſien kommt der Wiſent noch in der Bielowieſcher Heide im ruſſiſchen Litauen und im Gebiet des oberen Kuban im Kaukaſus vor. Infolgedeſſen ſind wir über ihn ungleich beſſer unterrichtet als über den Urochſen und ſeine Zeitgenoſſen, ja wir können ihn ſogar im Berliner Zoologiſchen Garten aus eigener Anſchauung kennen lernen.

Wie es ſcheint, war der Wiſent einſt ebenſo über ganz Mitteleuropa verbreitet wie der Urochs. Man jagte ihn in den Ardennen und Vogeſen, im Schwarzwald und Odenwald, in den Waldungen Oſtpreußens und in den Urwäldern Litauens. In Siebenbürgen war er noch im XVI. Jahrhundert ein häufig gejagtes Wild.

Man erkennt auf den erſten Blick, daß der Wiſent im Gegenſatz zum Urochſen nur ein entfernter Verwandter des Hausrindes iſt. Sein hoher buckelförmiger Widerriſt, ſeine Mähne, ſein Bart, das lange Haar des Vorderkörpers unterſcheiden ihn charakteriſtiſch von dieſem. Das überaus gewandte Tier muß in der Wildnis ein furchtbarer Feind ſein. Kaiſer Alexander II. von Rußland ſchenkte dem Berliner Zoologiſchen Garten ein prachtvolles Paar, von dem der Bulle als ſtumpfſinniger Greis noch heute lebt. Im Herbſt 1875 war dieſes Paar in der Fülle ſeiner Kraft, und der Wärter erzählte mir von ſeinem ſeltſamen Gebaren, wenn es in Zorn geriet. Ich drückte dem Mann ein paar Thaler in die Hand, und er begab ſich, ausgerüſtet mit einer langen, ſchweren Peitſche, in das Gehege. Und nun gab es einen wirklich entzückenden Anblick. Die beiden Wiſente gerieten in wilde Wut. Sie warfen ſich auf die Kniee, bohrten, mit weit zum Maule heraushängender Zunge die Hörner in die Erde, ſprangen grunzend wieder auf und liefen auf den Mann zu, um freilich vor ſeiner knallenden Peitſche immer wieder zurückzuweichen. Ihr Betragen erinnerte mich lebhaft an das der Gnus, nur wirkte die Wildheit der gewaltigen Tierleiber hier noch viel imponierender.

Herberſtein ſchildert die Jagd auf Wiſente ſo: Man trieb die Wiſente durch Hunde (und wohl auch durch Treiber?) ſolchen Waldſtellen zu, die frei von Unterholz waren. Hinter jedem Baum ſtand ein mit einem Jagdſpieß bewaffneter Jäger. Einer von dieſen zeigte ſich dem Wiſent und wurde von dieſem ſofort angenommen. Während er nun um den Baum lief, ſuchte er ſelbſt und ſuchten auch andere Jäger den

Wiſentkuh mit Kalb.

Spieß in den Leib des Wildes zu stoßen. Um das Tier vom Jäger abzulenken, warf dieser wohl seinen roten Hut von sich, auf den sich dann der Stier stürzte, um seine Wut an ihm auszulassen.

Herberstein behauptet, es habe damals Wisentstiere gegeben, zwischen deren Hörnern „drei feiste Männer" Platz hatten. Ob er da nicht Wisente mit Auerochsen verwechselt? Der alte Stier im Berliner Zoologischen Garten ist doch zweifellos ein Prachtexemplar, von einem ähnlichen Umfang der Stirn ist aber keine Rede.

Die von Herberstein geschilderte Jagdart dürfte uralt sein, und wenn uns von einem Frankenkönig erzählt wird, er sei auf der Wisentjagd von einem umfallenden Baum erschlagen worden, so haben wir uns den Vorgang wohl so zu denken, daß der gejagte Wisent den Baum, hinter dem der König Zuflucht gesucht hatte, entwurzelte.

Wo der Wisent noch vorkommt, sollen die „Einsiedler" auch heute noch Wege für kürzere oder längere Zeit sperren. Auch die Kuh soll in der ersten Zeit nach der Geburt des Kalbes sehr bösartig und gefährlich sein. Ich war im vorigen Jahr zufällig im Berliner Zoologischen Garten Zeuge der Geburt eines Kalbes. Die Kuh zeigte aber nach derselben keine Angriffslust, was ja freilich für den wilden Zustand nichts beweist.

Der nächste Verwandte des Wisent ist der amerikanische Bison, der noch um die Mitte des XIX. Jahrhunderts in Herden von Hunderttausenden die Prärien Nordamerikas durchzog, heute aber nur noch im Yellowstone-Park und in vereinzelten Schongebieten vorkommt. Er ist unvergleichlich schwerfälliger und plumper als unser Wisent, und die Jagd auf ihn war, zu seinem Unglück, entsprechend ungefährlicher. Der berittene Jäger jagte neben dem Bison her und schoß ihm so viele Pfeile resp. Kugeln in den ungefügen Leib, bis die ungeheuere Fleischmasse sterbend zusammenbrach. Das sanfte Wesen dieser Tiere steht in seltsamem Gegensatz zu ihrem furchterregenden wilden Aussehen. Hätten sie den wilden Mut ihrer

Amerikanische Bisons.

Yak.

europäischen Vettern, so würde es moderner Kreuzzüge bedurft haben, um ihnen die Herrschaft über die Prärien zu entringen, die sie in regelmäßigen Wanderungen von Süd zu Nord im Frühling und von Nord zu Süd im Herbst durchzogen.

An Wisent und Bison schließt sich in natürlicher Reihenfolge ein Wildrind an, das die unwirtlichen, froststarrenden Hochebenen Mittelasiens und die himmelhohen Gebirge, die sie nach Süden abschließen, bewohnt, der Yak. Entsprechend dem furchtbaren Klima, das er bewohnt, ist der Yak, so zu sagen, in einen Pelz gehüllt. Langes Haar wallt vom Widerrist, vom Halse und von den Seiten fast bis zur Erde herab. Der Schwanz erinnert mehr an den Pferdeschweif als an den eines Rindes. Das Tier ist schwarz bis braunschwarz mit einem silbergrauen Streifen den Rücken entlang und einer ebenfolchen, die obere Stirn bedeckenden Bläße. Der Leipziger Zoologische Garten beherbergte viele Jahre lang einen prachtvollen männlichen Yak, der wohl von wilden Yaks abstammen mochte; wenigstens hatte er alle für diese charakteristischen Kennzeichen, während alle übrigen Yaks, die ich in zoologischen Gärten kennen lernte, zweifellos Nachkommen gezähmter Vorfahren waren. Die Rinder machen bekanntlich in der Ruhe nie einen sehr begabten Eindruck, aber mein riesiger Leipziger Freund schoß in dieser Beziehung den Vogel ab. Wenn man vor diesem Haufen lebendigen Stumpfsinnes stand, wollte es einem gar nicht in den Sinn, daß dieses plumpe Vieh mit Leichtigkeit steile Abhänge hinaufeilen oder sich auf engen Gebirgspfaden bewegen könnte. Und doch ist dem so. Im Gebirge entwickelt der Yak eine unübertreffliche Gewandtheit, und der gezähmte Yak ist für die Überschreitung der 3000 bis 5000 Meter hohen Gebirgspässe zwischen Indien und Tibet ganz unentbehrlich. Sehr merkwürdig ist bei diesem Tier der Unterschied zwischen den gewaltigen Bullen und den unverhältnismäßig viel kleineren Kühen. Während sich bei den Wisents und Bisons auch die Kühe ganz stattlich darstellen, sind die Yakkühe entschieden das häßliche Geschlecht.

Von dem Leben der Yaks in den tibetanischen Hochebenen hat uns der russische Reisende Prschewalski unübertrefflich anschauliche Berichte gegeben.

In diesen Ebenen, die den größten Teil des Jahres über von keines Menschen Fuß

Moschusochse.

betreten werden, und die auch im Sommer nur kleine Horden schlecht bewaffneter mongolischer Jäger durchstreifen, ist der Yak Alleinherr. Kühe, Kälber und junge Stiere wandern in Herden, die Hunderte von Tieren zählen, von einer mageren Weide zur anderen; mannbare Stiere thun sich zu Rudeln bis zu einem Dutzend zusammen; die alten hausen jeder für sich als Einsiedler. Die Brunstzeit führt natürlich alle für kurze Zeit zusammen, und es gibt dann die unvermeidlichen Kämpfe um das Recht der Stärkeren.

Da der Yak den Jäger ohne weiteres annimmt, wagen die Mongolen ihn nur anzugreifen, wenn ihrer eine ganze Anzahl beisammen sind. Sie erwarten ihr Opfer dann in einem Versteck und geben eine Salve auf das Tier ab. Prschewalski ging natürlich anders vor. Er schlich sich so nahe wie möglich an den Koloß, der entweder ruhte oder unbeweglich dastand, heran, legte dann sein vorzügliches Berdan-Gewehr auf eine mitgebrachte Gabel und füllte die neben ihm liegende Mütze mit Patronen. Ergriff das Tier die Flucht, so gab es ein Schnellfeuer auf den Flüchtling; nahm es den Jäger an, so erhielt es ebenfalls zunächst ein paar Kugeln in den Leib. Der Yak blieb betroffen stehen, setzte aber dann wieder zum Angriff an, bis er wieder getroffen wurde. Und so ging es fort, bis der Riese am Boden lag.

Während die die Heimatswüsten des Yak durchkreuzenden Menschen diesem selbst möglichst aus dem Wege gehen, ist ihnen sein Auswurf, den sie als Brennmaterial verwenden, in dem holzlosen Lande unentbehrlich.

Während Wisent und Bison nirgends gezähmt wurden, sind Yaks seit alter Zeit zu Haustieren geworden. Man benutzt sie als Reittiere und zum Tragen von Lasten, genießt aber auch ihre Milch und ihr Fleisch. Die zahmen Yaks kommen in allen möglichen Farben vor, auch ganz weiß, und weiße Schweife von Yaks waren auch bei den Vorderasiaten und sind bei den Chinesen noch sehr begehrt, weil sie als auszeichnender Schmuck verwendet werden. Der Pascha von den drei Roßschweifen, der in den Türkenkriegen weiland eine so große Rolle spielte, ritt nicht unter Pferdeschwänzen, sondern unter Yakschweifen an einer Lanzenspitze umher, und diese Yakschwänze werden heute noch als schönster Schmuck orientalischer Prachtsättel betrachtet.

Hier fügen wir wohl am besten ein höchst eigenartiges Wildrind ein, das heute nur den äußersten Norden Amerikas und die ihm vorgelagerten Inseln bewohnt, einst aber auch im nördlichen Deutschland lebte, den Moschusochsen. Er ist nicht viel größer als ein sehr großer Widder und ist, entsprechend dem eisigen Klima, in dem er lebt, von oben bis unten in einen braunen Pelz gehüllt. Wenn er sich im Frühling das Winterhaar in großen Stücken vom Leibe scheuert, und darunter das Sommergewand, das immer noch dick genug ist, zum Vorschein kommt, sieht es ganz so aus, als ob ein Bewohner des Nordens den Reisepelz, den er über dem Gehpelz trägt, ablegt. Von hinten gesehen, erinnert der Moschusochse ganz an die Tharziegen des Himalaja-Gebirges, wie er denn auch der Schafochse genannt wird. Der Berliner Zoologische Garten beherbergt seit einem Jahr ein sehr schönes Exemplar.

Der Moschusochse ist, trotz seines plumpen Aussehens, in seiner Heimat ein überaus gewandtes Tier, das die steilsten Abhänge hinauf- und hinunterläuft. Da er nur höchst selten mit Menschen in Berührung kommt, benimmt er sich ihnen gegenüber anfangs mit naiver Harmlosigkeit, geht aber, wenn er verwundet wird, mutig auf den Jäger los. Die Moschusochsen führen naturgemäß ein Wanderleben und schweifen von einer Oase der Tundra zur anderen, in der sie ihre spährliche Nahrung finden. Im Winter besteht diese in allerlei Flechten, die sie unter dem Schnee hervorscharren. In der warmen Jahreszeit suchen auch sie in den Wasserlachen Schutz vor den Mücken, die ja im Norden die größte Plage der Tundra bilden. Ihr Gemeinschaftsleben scheint sich von dem anderer Wildrinder nicht zu unterscheiden.

Wisent, Bison und Yak brüllen nicht sondern lassen in der Erregung ein tiefes Grunzen hören. Es ist wohl anzunehmen, daß alle drei nicht zu den Vorfahren der Hausrinder gehören, während eine Anzahl asiatischer Wildrinder aller Wahrscheinlichkeit nach die Stammeltern jener Rinderherden sind, die wir schon beim ersten Dämmerlicht der Geschichte im Besitz der Mesopotamien und Ägypten bewohnenden Menschen finden. Von diesen sind zwei, der Gayal und der Gaur, ohne Zweifel ganz nahe miteinander verwandt.

Der Gayal, von dem zur Zeit ein prachtvoller Stier den Berliner Zoologischen Garten schmückt, ist ein wunderschönes Rind. Er ist, bis auf die vom Knie abwärts weißen Füße, tief schwarz und das Bild gedrungenster tierischer Kraft. Von ihm, dessen Stirn unglaublich breit ist, möchte man eher als

Gayal.

vom Wisent annehmen, daß er in Exemplaren vorkommt, die zwischen den Hörnern drei feisten Männern Platz bieten. Er hat weder Mähne noch Bart, wohl aber eine reichliche Wamme. Ich denke mir, daß er von allen lebenden Wildrindern wohl am meisten an den Auerochsen erinnern mag, obgleich seine Hörner eine ganz andere Form haben und sein Rücken nicht horizontal ist. Da der Gayal in Brehms Tierleben von Mützel nach dem Leben ohne weiße Füße gezeichnet ist, mag es wohl Exemplare geben, die ganz schwarz sind. (?) Ich selbst kann mich des Exemplares, das ihm (1875) als Modell diente, leider nicht mehr erinnern.

Der Gaur, von dem ebenfalls ein Exemplar im Berliner Zoologischen Garten lebt, sieht dem Gayal sehr ähnlich, erinnert aber noch mehr als dieser an das Hausrind. Seine Hörner sind aufwärts gerichtet, die Stirn erhebt sich zwischen ihnen bogenförmig. Die Farbe des Stieres spielt stark ins Graue. Beide Wildrinderarten kommen in Indien vor, der Gayal in Nordost-Indien, der Gaur im Westen und Süden der Halbinsel. Die einen wie die anderen sind an den Wald gebunden und lieben das klare Wasser der Bergströme, während sie Sümpfe meiden. Sie sollen sich nicht nur ohne weiteres mit Hausrindern paaren, sondern selbst, wenn jung eingefangen, schon in der ersten Generation zu Haustieren werden. Letzteres wird wenigstens von den Gayals behauptet. Gayals sowohl wie Gaurs fliehen in der Wildnis vor dem Menschen, nehmen aber den Jäger, wenn sie verwundet werden, an.

Ein Wildrind, das wohl jeder, der es nicht kennt, als ein fremdes Hausrind ansprechen wird, ist der Banteng, der auf den Sunda-Inseln lebt. Der Banteng ist als Stier ebenfalls grau, als Kuh rehfarbengelb. Beide Geschlechter haben weiße Füße und weißen Spiegel. Der Bunteng lebt sowohl in den Gebirgen wie in den Küstenwaldungen und liebt den Sumpf mehr als die Bergwasser. Es sind hübsche, verhältnismäßig schlanke Tiere, die dem Menschen scheu aus dem Wege gehen, sich aber, wenn jung eingefangen, auch leicht zähmen lassen. Der Banteng paart sich ohne weiteres mit dem auf Java einheimischen Hausrind, und die Javaner treiben die Hauskühe gern in den Wald zu den Bantengstieren, weil sie die Kälber dieser wilden Väter für besonders kräftig halten. Verwundet nimmt natürlich auch der Bantengstier den Jäger an. Man glaubt vielfach, daß die indischen Zebus von den Bantengs, Gayals oder Gaurs abstammen und daß diese überhaupt die

Gaur.

Banteng.

Vorfahren aller Buckelrinder sind. Ob dem so ist, bleibe dahingestellt.

Eine besondere, in ihrer Eigenart scharf ausgeprägte Gruppe der Wildrinder bilden die Büffel, die in wildem Zustande auf das südliche Asien und auf Afrika südlich der großen Wüste beschränkt sind, während der gezähmte Büffel auch in Vorderasien, Ägypten, den Balkanländern und Italien Heimatsrechte erworben hat. Für die Büffel ist die Stirnbildung charakteristisch, indem die Hornwurzeln sich zum Teil über ihr zusammenschließen. Die Haut, die beim Büffelkalbe noch stark behaart ist, wird mit den Jahren immer kahler.

Die Büffel sind im allgemeinen riesige Rinder, sie kommen aber auch in kleinen, ja in Zwergformen vor. Sie leben in den feuchten Urwäldern und haben eine ausgesprochene Vorliebe für Sümpfe, in denen sie sich vermöge ihrer gewaltigen Kraft überraschend leicht fortbewegen. Ihre Lebensweise unterscheidet sich nicht wesentlich von der anderer Wildrinder: auch hier bilden Kühe, Kälber und Jungstiere größere oder kleinere Herden; thun sich die geschlechtsreifen Stiere außerhalb der Brunstzeit zu kleinen Rudeln zusammen; hausen die alten Bullen einsam. Bei der ungeheueren Stärke und dem wilden Mut der Büffel wagt sich nur höchst selten ein Raubtier an sie und auch der Mensch entschließt sich, mit Ausnahme des mit dem Hinterlader bewaffneten Europäers, nur ungern zur Jagd auf sie. Der Büffel, zumal der als Einsiedler hausende, nimmt aber auch unverwundet den Menschen an. Wehe der Karawane, die im Gänsemarsch ahnungslos an einem Moorloch vorüberzieht, in dem ein Büffel Schutz vor den Insekten gesucht hat. In wilder Wut stürzt er sich auf die ihm Nächsten, schleudert sie hoch empor, durchbohrt die am Boden Liegenden mit den Hörnern und zertrampelt sie. Mitunter wird auch eine ganze weidende Büffelherde durch irgend einen Umstand in Schrecken gesetzt und jagt dann in wilder Flucht einher, alles überrennend und zertretend, was ihr in den Weg kommt.

Unter den Büffeln Asiens ist der Arni der größte. Die Spitzen seiner weitausladenden Hörner sollen 3 Meter und weiter auseinander stehen. Aber auch der gewöhnliche Büffel Indiens wird mit gutem Grunde sehr gefürchtet. Er haust mit Vorliebe in sumpfigen Niederungen, an Lagunen, Sümpfen und äst sich hier von den an solchen Stellen

Arni-Büffel.

wachsenden Pflanzen. Seine Stimme ist ein dumpfes Brüllen. Von diesem Büffel stammen zweifellos die zahmen ab, die in den östlichen Mittelmeerländern in den Sumpfgegenden die Hausrinder ersetzen.

Auf den Sunda-Inseln lebt der Kerabau, ein Büffel, der ebenfalls gezähmt ist, aber auch noch im wilden Zustande vorkommt. Er ist bedeutend kleiner und schwächer als der Büffel des indischen Festlandes, aber immerhin noch ein sehr gefährlicher Gegner.

Auf Celebes lebt eine Zwergform der Büffel, der Anoa, der nur so groß ist wie ein neugeborenes Kalb einer großen Rinderrasse. Dieser kleine Geselle, der sich heute in den meisten zoologischen Gärten findet, sieht sehr harmlos aus und erinnert in seinem verhältnismäßig schlanken Bau mehr an die Antilopen als an Büffel, soll aber höchst bösartigen Temperaments sein.

In Afrika leben zwei Büffelarten: im westlichen der kleine Rotbüffel, der nur die Größe einer starken Färse hat; im südlichen und östlichen der gewaltige Kaffernbüffel. Der Rotbüffel soll weniger an den Sumpf gebunden sein und sich mehr in offenen Wäldern aufhalten, während vom Kaffernbüffel alles gilt, was ich oben von den Büffeln im allgemeinen sagte. Das Gehörn des Kaffernbüffels bildet über der Stirn eine förmliche Hornwulst, die keine Kugel durchdringen kann und seine Wildheit ist ebenso groß wie seine Kraft. Wie die meisten Büffel meidet er das Gebirge und liebt ebene Landschaften, er ist aber nicht so sehr an den Sumpf gebunden wie der asiatische Büffel und lebt daher oft auch weit von ihm im Walde oder in der Steppe, wenn anders er nur von seiner Weide aus wenigstens ein Wasserloch erreichen kann. Nach der übereinstimmenden Aussage der Jäger unter den Afrikareisenden soll der weidwunde Büffel dem ihn verfolgenden Jäger förmlich in einem Verstecke auflauern und sich von diesem aus in

Anoa mit Kalbchen.

wilder Wut auf ihn stürzen. Die Berichte der meisten Reisenden erzählen von Abenteuern mit Büffeln.

Die Kaffernbüffel kommen jetzt fast gar nicht mehr in den Handel, ich habe aber früher eine ganze Anzahl gesehen. Sie machten auf mich, wie ich gestehen muß, keineswegs den erwarteten Eindruck besonders gefährlicher Tiere, obgleich sich unter ihnen einer befand, der seinen Wärter getötet hatte. Immerhin sieht man ihnen die Wildheit noch eher an als den asiatischen Büffeln, die in den zoologischen Gärten, wo immer ich sie beobachtete, ganz wie zahme Büffel wirkten. Die alten Herrschaften, die drohend genug aussehen mögen, werden wir allerdings in der Gefangenschaft nicht zu Gesicht bekommen.

Die Kaffernbüffel sind niemals gezähmt worden, wie es ja der Neger überhaupt nicht fertig bringt, sich die wilden Tiere seiner Heimat dienstbar zu machen.

Rotbüffel.

Der Unbekannten . . .

Von **Peter Henning.**

Müd und traurig macht das Wandern,
Fremd und überall allein.
Rasten wollt' ich wie die andern,
Aber ach, es kann nicht sein!
Denn in stillen Winternächten
Hört' ich bang und dennoch froh:
Lippen, die Dich küssen möchten
Warten Deiner irgendwo!

Seit der Stunde, die es sagte,
Ach verwirrt ist mein Gefühl!
Und die Sehnsucht, die es klagte
Ward mein neues Reiseziel!
Wie ein Schwan die Flügel dehnend
Dem Genossen sich gesellt,
Drängt mein Sehnen, Dich ersehnend,
Dich nur suchend durch die Welt.

Enden meine Erdenstunden
Eh ich Dich getrollen hab',
Wird die Welt zu breit befunden
Für die Zeit, die Gott mir gab. —
Auf erhöhten, lichten Wegen,
Die nicht halb so weit und breit,
Tret' ich dennoch Dir entgegen:
Oben in der Ewigkeit! —

Ein Wiedersehen.

Von

Carl Busse.

(Abdruck verboten.)

Fröstelnd schwammen die Wildenten den Kanal entlang. Aus den entlaubten Bäumen, die das Ufer begleiteten, stiegen hin und wieder die Krähen und ließen sich bis auf den Wasserspiegel fallen, über dem sie ungeschickt flatterten und nach Beute spähten.

Mit raschem Blick überflog und bemaß ein noch junger Mann die Haltung und Bewegung ihrer Flügel. Aber er mochte es mehr aus Gewohnheit tun, denn aus plötzlicher Anteilnahme. Auch ließ er dazwischen nicht ab, seinen schnellen Gang fortzusetzen.

Er kam aus einer der vornehmsten Straßen des Westens. Doch als ob sein Schritt ihn nicht rasch genug vorwärtsbringe, rief er eine Droschke an und bezeichnete einen im Süden Berlins gelegenen Platz als sein Ziel. Während der Wagen dahinrollte und der tosende, nie rastende Lärm die Luft erfüllte, zog der junge Mann einen Brief hervor. Er enthielt nur die Worte: „Ich glaube Ihnen, daß alles so ist, wie Sie es schreiben. Deshalb will ich kommen. Ich werde Sie Montag, nachmittags 4 Uhr auf dem *** Platz treffen. Hilde."

Er faltete den Brief zusammen. In einer Viertelstunde sollte er sie wiedersehen. Vor fast zehn Jahren hatten sie sich lieb gehabt. Vor sechs Jahren waren sie sich zuletzt begegnet.

Seitdem war alles anders geworden. Er war blutjung und blutarm gewesen; schüchtern, kindisch, und einer von den vielen, vielen kleinen Malern, die niemand kannte, die von trockenem Brot und Zukunftshoffnungen lebten. Er wohnte im billigen Süden, vier Treppen hoch. Und Hilde eine Treppe unter ihm, eines braven Handwerkers Kind, sechzehn Jahr kaum, aber schon von früh bis spät in einem Geschäfte tätig. Es hatte lange gedauert, bis er sie angesprochen. Beide unsäglich schüchtern, beide bald heftig verliebt ineinander. Es gab ein wundersam schönes und reines Liebesidyll, das sich von den tausend ähnlichen nur dadurch unterschied, daß Liebe und Leidenschaft sich in tiefer Scheu bargen und das Beste, was sie beide besaßen, dabei zutage trat.

Lebensverhältnisse trieben sie voneinander. Sie wurden verschiedene Wege geführt; sie verloren sich aus den Augen. Aber weil das Höchste ihrer Liebe immer unerfüllt geblieben war, kam die Sehnsucht nie ganz zur Ruhe. Sie ließen sich von ihr nicht stören in ihrem Tun und Treiben, nicht einmal in einer späteren Liebe. Nur daß sie manchmal im Morgenschlaf von ihrem Frühglück träumten und im Erwachen lächelten.

So gingen die Jahre. Der junge Maler kehrte nach Berlin zurück. Seine Landschaften — er war nur Landschafter und ward von seinen Kollegen deshalb der Blumenraffael genannt — erregten Aufsehen. Selige Lichtfluten überströmten die Erde; die leuchtenden Farben jubelten dem Betrachter förmlich entgegen und machten ihn freudig. Ein neuer Stern war entdeckt und ward Mode. Es gab Ruhm, Ehrenaufträge, Gold ...

Manchmal glaubte er es selber nicht. Er schaffte unermüdlich, es war immer noch nicht genug. Und dazu geschah es, daß eine neue tiefe Liebe in sein Herz zog;

daß er auch hier siegreich war und die Braut heimführte. Ihretwegen ward er am meisten beneidet. Sie war nicht nur schön, sondern sie brachte ihm ein Herz voll tiefer Güte entgegen. Oft beschlich ihn über so viel Glück, das der Himmel auf ihn gehäuft, ein leises Grauen. Gleich ungetrübten Sommertagen flogen die Jahre.

Auch seit einem halben Jahre hatte sich eigentlich nichts daran geändert. Und doch war eine sichtliche Unruhe über ihn gekommen. Was er schuf, genügte ihm nicht. Manchmal packte ihn ein Ekel vor dem eignen Werk. Dann lief er hinaus, aber der Lärm ringsum kränkte ihn. Und eines Tages vernichtete er eine halbfertige Arbeit, zündete sich eine Zigarre an und wußte, daß es so nicht weiterginge. Er sah sich um: wie reich und geschmackvoll er eingerichtet war! Verächtlich zuckte er die Achseln. Und während sein Blick den Rauchringeln folgte, dachte er an seine einstige Bude, die unterm Dache gelegen, an ihre Dürftigkeit und seine Armut, an sein treuliches Schaffen, das noch nicht die lauten Rufe der Welt begleitet hatten, und an seine Jugend. Monatelang waren diese Bilder und Gedanken um ihn. Und als wäre es selbstverständlich, stand — ihnen zugehörig — Hilde, das Handwerkerskind, mitten darin. Seine Frau hörte ihm zu; es gab ja nichts, das er vor ihr verbarg. Sie wußte auch um das kurze Frühlingsglück; sie wußte um seine Unruhe; sie wußte, daß er jetzt einen Kampf mit sich selbst führte, und wartete auf die Entscheidung. Ihre Augen leuchteten auf, als sie kam: mit ihr wollt' er sich losreißen aus Lärm und Stadttreiben; für viele Jahre in Einsamkeit und Stille flüchten, sich nicht unterkriegen lassen vom Erfolge. Der Entschluß beruhigte ihn, aber es dauerte noch Monate, ehe er an die Ausführung denken konnte. In dieser Zeit geschah es, daß er einen früheren Bekannten sprach, der ihm erzählte, Hilde sei verheiratet. Er zuckte zusammen. Warum? Sollte sie ihr Leben denn als Nonne beschließen? Hatte er nicht auch geheiratet? Aber eine Trübung kam in das reine Bild, das aus der Ferne herüberwinkte. Lange ging er unentschlossen umher. Dann erkundete er ihre Adresse und schrieb ihr.

Er schrieb, daß seine Jugend gerade jetzt, wo er gleichsam mit ihr abschließen wolle, mit starker Macht an ihn herandränge. Er hätte die Sehnsucht, bevor er Berlin für lange Jahre verlasse, sie, Hilde, noch einmal wiederzusehen. Er wisse, daß sie verheiratet sei. Auch er sei es, und zwar so gut und glücklich, wie er es gewiß nicht verdiene. Daraus allein ersehe sie schon, daß nichts anderes, als eine reine Sehnsucht und Erinnerung ihn zu seiner Bitte eines Zusammentreffens veranlasse. Dagegen könne wohl niemand etwas haben. Und wenn sie einverstanden sei, möchte er noch einmal, gleichsam zum Abschied, die Stätten mit ihr aufsuchen, an die sich ein schönes Gedenken knüpfte. Er unterschrieb nur „Conz." Er hieß Konstantin mit Vornamen, aber Hilde hatte ihn stets „Conz" genannt.

So fuhr die Droschke jetzt mit ihm dem Platze entgegen, den Hilde als Treffpunkt bestimmt hatte. —

Sie war schon da. Er erkannte sie sofort. Aber mit einer schnellen Bewegung hatte sie das Gesicht weggedreht und besah nun eifrig die Auslage eines Geschäftes. Da zwang er sich zur Ruhe, lohnte den Kutscher ab und ging langsam auf sie zu.

Sein Herz schlug wie damals, als er sie zum erstenmal ansprach. Aber der sichere Blick umfaßte sie ganz. Sie war ein wenig voller und fraulicher in den Formen geworden, doch ein mädchenhaftes Erröten lief ihr auch jetzt noch über das Antlitz, und die Stirnlöckchen, die goldenen Kringel, die er ihr so gern aus der Stirn geblasen, krausten sich noch immer. Trotzdem — in etwas, in einem Kleinen, war sie anders geworden, anders als früher? Oder nur anders als seine Vorstellung?

„Ich danke Ihnen, Frau Hilde," sagte er, als er vor ihr stand. Ihre Hände berührten sich. Sie wurde noch roter und wollte die ihren zurückziehen.

„Ich habe nur wenig Zeit," erwiderte sie — es war nur die erste Verlegenheit, die so sprach. Dann schritten sie, nach Worten suchend, nebeneinander über den Platz und redeten, als wären sie wildfremd.

Plötzlich lachte Hilde leise.

„Nun tragen Sie auch einen Zylinder. Und früher wehrten Sie sich so dagegen. Es sei das Vorrecht der Kommis, sagten Sie immer."

Das eine Wörtchen ‚früher' erlöste sie beide.

„Wo gehen wir hin, Hilde? Früher gingen wir dort in die Konditorei — Schokolade und Mohntörtchen — oder ins Restaurant oder ..."

„Ich weiß schon! Ach, war das wunderbar! Um die Ecke herum, — liegt die alte Weinstube noch da mit den Nischen? Wo wir einmal Sekt tranken? Es war der erste Sekt meines Lebens."

„Meiner auch," sagte die junge Frau lächelnd.

„Und schmeckte so wunderbar. Ich hatte Rosen mitgebracht."

„Zwei weiße und zwei rote. Die lagen auf dem Tisch. Sie hatten damals grade ... eine Zeichnung verkauft, glaub' ich."

„Ja, und dann zankten wir uns, ob wir 'was essen sollten, und ich nahm die weißen Rosen und Sie die roten. Damit wollten wir uns ins Gesicht schlagen. Die weiße war wohl welk und alle Kronenblätter fielen über Dein dunkles Kleid — existiert das Kleid noch, Hilde?"

Aber plötzlich blieb er stehen: „Verzeihen Sie, ich ... ich ... dachte wirklich ... und da hab' ich eben ‚Du' gesagt. Sind Sie böse?"

„Ach, wo mag das Kleid sein!" fiel sie ihm rasch ins Wort. „Es war ja damals schon alt, als ich im Rosenregen saß."

„So?" Er sah sie groß an. Ihm schien es, als sei es seiner und tausendmal schöner gewesen, als dieses, das sie jetzt trug. Nur als Empfindung stieg ihm das auf.

„Der Kampf war ja bald vorbei," fuhr er fort. „Und dann kam über den Rosen, über den drei blühenden und der einen verwelkten, die Versöhnung."

„Nicht doch!" wehrte sie ab, als scheue sie die Erinnerung. Er sah sie an, bat einen Augenblick um Entschuldigung und trat in einen Blumenladen. Mit vier Rosen, zwei weißen, zwei roten, kam er wieder heraus.

„Lassen wir sie auch diesmal dabei sein." —

Sie suchten und fanden in der kleinen Weinstube die vertraute Nische. Es war dämmerig drinnen, und der Kellner kam halbverschlafen herbei. Als das elektrische Licht hinter dem roten Schirm zu glühen begann und vom Tisch aus einen kleinen Umkreis erleuchtete, nahm Hilde die Rosen und hielt sie vors Gesicht. Er blätterte inzwischen in der Weinkarte und merkte nicht, wie sie ihn ansah. Ihre Hände zitterten, das Zittern teilte sich den Blumen mit.

„Der Sekt hat so gut das vorige Mal geschmeckt — ich hab' nie wieder besseren getrunken."

Sie nickte nur, aber als der Schaum über die Ränder lief, legte sie die Rosen fort. Sie hielten die altmodischen Spitzkelche aneinander, aber klangen nicht an, als sollte kein Laut das Schweigen stören. Dann tranken sie — auf die Erinnerung, die Jugend, auf ihre Herzen. Alles hatte das Leben beschmutzt, nur ihr Frühglück, dem höchste Erfüllung versagt blieb, ging rein durch ihren Traum.

Der Maler setzte zuerst ab. Er verzog das Gesicht. Aber als er sah, wie Hilde langsam und fast mit Andacht trank, sagte er nichts. Doch goß er sein Glas nun nicht mehr voll.

„So ..." sprach er dann und strich mit der Hand leise über das weiße Tischtuch ... „jetzt ist alles wieder wie damals ... Du bist sechzehn und kommst aus Deinem Geschäft ... wenn die lieben Kolleginnen das wüßten, Hilde! Und ich ... ach ja, mich kennt keine Katze, aber ich bin so sicher, daß ich mal Raffael und Michelangelo zusammen werde. Ein Goldfuchs ist verdient, das ist ein Vierteljahrseinkommen. Was kostet die Welt? Und nun sag' ich Dir wieder ins Ohr, wie schön Du bist, komm immer näher, näher und puste Dir dann die Löckchen hoch! Du weißt schon ... Und Du? Wie red'st Du denn immer, Hilde? ... Bitte, sag's doch ... ich helf' ... also: ‚Mach' ...'"

„Nein," wehrte sie sich, „das bring' ich nicht heraus." Aber plötzlich beugte sie sich herab und flüsterte schnell:

„Mach' kein dummes Zeug, Conz!"

Conz! — Wie ein Rausch war's, als er den Namen wieder hörte. Als hätte er, von der alten Stimme gesprochen, aus den Tiefen alles versunkene Glück, alle Jugend wieder heraufgebracht.

„Hilde!" rief er — leise, doch als ob Sturm und Jubel das Wort geboren hätten. Dicht rückte er an sie heran. Ihre Schultern und Arme rührten leicht aneinander. Sie war blutrot geworden — er sah, daß wie früher besonders ihre Ohren glühten —, aber als sie sich abwenden und zurückbeugen

wollte, faßte er ihre Hand und bat: „Nicht doch, ... nur daß ich fühle, Du bist neben mir ... dann weiß ich es auch, wenn ich die Augen zumach'."

Da blieb sie stumm und still. Keiner sah den anderen an. Jeder hatte sekundenlang die Augen geschlossen. Nun war es wirklich wie vor zehn Jahren. Da hatten sie in ihrer Schüchternheit und ihrer jungen Liebe, in der Ueberfülle dessen, was ihr Herz bestürmte, oft halbe Stunden lang wortlos nebeneinander gesessen, zufrieden, wenn die Hände sich trafen.

Der Kellner ging vorüber. Hilde atmete tief. Und plötzlich machte sie sich fast heftig frei.

„Was ist Dir?"

Da begann sie mit einem Male zu weinen. Zu weinen, ohne daß eigentlich Tränen herabliefen. Es war mehr ein trockenes Schluchzen und Schluchzen.

Es ging rasch vorüber. Sie schämte sich, trank und sagte: „Ich weiß nicht, was ich hab'. Warum sprichst Du denn nicht, Conz?"

„Ich sprech' ja!" Ihr plötzliches Schluchzen hatte ihn seltsam ergriffen. ‚Ist sie nicht glücklich?' dachte er. Aber er empfand, daß ihr Weinen nichts mit dem Glück zu tun hatte. Denn es war ihm plötzlich, als müßte auch er den Kopf tief neigen in halb grundloser Trauer. Er schüttelte es ab und begann in Hast zu reden: „Mir fällt eben ein, Hilde ... Das war fast das Schönste, wie wir eines Nachmittags, als Du Ferien hattest, nach Steglitz fuhren. Wenn Du's nicht vergessen hast: zu Deiner Schwester solltest Du. Wir aber wanderten vorher die Landstraße hinab, auf einsamen Wegen, und hatten uns an der Hand gefaßt. Als kein Mensch zu sehen war, fingen wir an zu singen: ‚In einem kühlen Grunde', ‚Ach, wie ist's möglich dann', und immer ein Lied nach dem anderen. Lauter traurige, aber wir waren still und gefaßt und fröhlich. Dann, vor Lichterfelde, kam eine kleine Wirtschaft. Es gab nur Milch und dünnes Bier, aber wir saßen nebenan im Walde und tranken. Den Hut hatte ich abgenommen und auf die Bank gelegt. ‚Conz, was bist Du ein Struwelpeter!' hast Du plötzlich gesagt. Es war meine Künstlerlocke — na, und da holtest Du Deinen Taschenkamm heraus, stelltest Dich vor mich hin und machtest mir einen Scheitel. Ich mußte ganz ruhig sitzen und stillhalten. Wenn das Haar sich verwirrte, schrie ich ‚Au!' und kniff Dich dafür in den Arm. Aber meist sah ich Dich nur an, wie Du vor mir standest — so ganz dicht und schlank und lieb und immer eifrig den Scheitel zogst. Dann hieltst Du mir den Spiegel vor, aber daran vorbei blickt' ich in Deine Augen, und ehe Du Dich dessen versahst, hatt' ich Dich gefaßt, geschwenkt und auf meine Knie gesetzt. Deine Arme wehrten sich mehr als Dein Mund, der sich nicht gar weit und ernstlich zurückbog, als ich Dich küßte. 's war wohl eine ganze Sintflut von Küssen, denn ich seh Dich noch, wie Du plötzlich ganz sonderbar sagst: ‚Mach kein dummes Zeug, Conz!' Wir gingen auch ziemlich schweigsam weiter, bis wir wieder nach Steglitz kamen. Hab' ich's gut behalten?"

Sie nickte; mit zusammengepreßten Lippen. Der Wein schalte in den Kelchen ab. Der Lampenschirm warf auf ihr vorgebeugtes Antlitz einen warmen, rosigen Schimmer.

„Jetzt kann ich fragen: Warum sprichst Du nicht," sagte er. „Du — Du!"

Und neckisch schlug er ihr, vorsichtig und leise, mit der weißen Rosenkrone ins Gesicht. Aber kein Regen von Blütenblättern rann auf sie nieder.

„Es nützt nichts," sprach sie und lächelte, ein wenig traurig. „Es wird doch nicht wie damals ... ich meine die Rose ... sie blättert nicht ab. Ich dachte vorhin, daß ich damals sechzehn war. Du hast alles gut behalten. Aber mir ist immer, Conz, als hättest Du ... als hätten wir damals nicht soviel geplappert."

‚Und doch viel Besseres und Tieferes gesprochen,' dachte er. Sie schwiegen eine Zeitlang. Dann holte Hilde ihr Geldtäschchen vor. „Ich will wieder wie früher eine Schokolade ziehen!"

Er fuhr in die Tasche. „Laß!" wehrte sie ruhig ab. „Das durftest Du nie bezahlen. Nur mit essen."

Sie hatte ein Zehnpfennigstück gefunden und erhob sich. Unweit ihres Platzes war ein Automat aufgestellt. Sie trat vor ihn hin, ließ das Geldstück hinunterfallen und zog am Griff.

Er wandte kein Auge von ihr. Und wieder — jetzt besonders, wo er ihr liebes Gesicht, die alten Augen, die alten Löckchen

nicht sah — war es ihm, als ob sie in etwas, in einem Kleinen, anders war. Sie trug sich wohl nachlässiger? Oder sie hatte früher feinere Kleider.

Da kam sie zurück. Und plötzlich wußte er, daß er irrte. Daß er und nicht sie sich darin gewandelt hatte. Daß er durch seine jetzige Umgebung, durch seine Frau wohl vor allem, andere Augen bekommen hatte.

Er war noch mit seinen Gedanken bei dieser Erkenntnis, als Hilde die Schokolade brach. Wieder ging das mädchenhafte Erröten über ihr Gesicht. „Da hast Du Dein Teilchen!“ Und sie steckte ihm, wie früher, ein Stückchen in den Mund.

Da schlug eine Uhr. Jeder harchte auf die Schläge.

„Meine Zeit ist um,“ sagte Hilde dann.

Er goß die schalen Neigen aus den Kelchen in den Kühler und füllte die Gläser zum letzten Male.

„So müssen wir Lebewohl sagen, Hilde!“

Es war ganz still. Der Kellner schlief wahl wieder über seiner Zeitung.

Da umfaßte der junge Maler die junge Frau, zog sie dicht an sich heran. Sie sahen sich in die Augen. Dann glitt ihr Blick scheu zu dem goldenen Ringe an ihrer Hand. Doch mit tiefer Herzlichkeit sprach Conz leise: „Wir nehmen keinem etwas, Hilde — keiner wird uns das verwehren.“

Und langsam näherte sich Mund und Mund, bis die Lippen sich trafen. Sie ruhten lange aufeinander, und es war wirklich mehr ein Ruhen als Druck und Kuß. Hilde hatte die Augen geschlassen. „Du· Liebe, Gute!“ sagte er, als sie voneinander ließen.

Die Gläser standen noch voll, als sie gingen. Draußen auf dem Platze rollten die elektrischen Bahnen, brauste des Lebens wilder Lärm. Schon waren die elektrischen Monde angezündet und leuchteten über dem Unfrieden der hastenden Menschen.

Ein fester Druck der Hand. „Danke!“ sprach der Maler nur. Sie wollte nicht, daß er sie begleitete. So schritt er nach dieser, sie nach jener Seite. Nach wenigen Schritten drehten sie sich noch einmal um, wie von der gleichen Macht ergriffen. Sie sahen sich noch, aber der große Platz lag schon zwischen ihnen, das ganze wilde Leben, das darüber flutete. Wie eine Kette, die sich zwischen sie legte und sie trennte, zog in langer Linie ein Trupp Straßenkehrer gerade vorüber. Und eine ganze Wagenburg staute sich, als wollte sie den Übergang sperren.

Da nickten sie beide nur, fast unmerklich. Dann schritt jeder seinen Weg weiter. Bald konnten sie sich nicht mehr sehen. Und sie wußten, daß sie im Brausen der Jahre sich nie mehr wiederfinden würden, daß der eine sterben könnte, ohne daß der andere es wüßte, und daß ein reines Jugendglück sie doch verbinden nnd der eine den anderen nie vergessen könne.

Als der Maler nach Hause kam, fand er seine Frau in die Lektüre eines Buches vertieft, das er ihr kürzlich empfohlen hatte. Vor ihr, auf niedrigem Tabouret, stand sein Bild, auf das ihre Augen trafen, wenn sie einmal von den Seiten wichen.

Er setzte sich leise auf einen Sessel, der in der Dämmerung stand. Der helle Schein der Leselampe beschrieb nur einen kleinen Kreis. In diesem Kreise saß die Frau, die er über alles liebte.

Sie war viel schöner als Hilde, viel feiner und vornehmer. Sie war ja voll Herzensgüte und treuer, in Jahren erprobter Liebe. Sein ganzes Herz ging ihm auf. Da setzte er sich zu ihr und erzählte ihr alles. Es war keine Beichte, denn er fühlte sich frei von jeder Schuld.

Ihre großen Kinderaugen sahen in die seinen, die er nicht senkte.

„Nun bin ich fertig,“ sagte er. „Nun hab' ich nichts mehr in Berlin zu tun.“ Und in halbem Scherz: „Bist Du nicht eifersüchtig?“

Da zog sie seinen Kopf zu sich hinab. „Du bist ein großer Junge, Konstantin,“ sprach sie und küßte ihn auf die Stirn. Als er aber in sein Arbeitszimmer gegangen war, ließ sie das Buch sinken.

Sie wußte, daß sie stärker war als jede andere, stärker war als jede Wirklichkeit. Nur in einem erlag sie — seinem Traum. Aber wenn das nicht gewesen wäre, wär' er kein Künstler gewesen. Und wenn der Traum Wirklichkeit ward, war sie ja doch immer wieder die stärkere.

Da lächelte sie und las weiter, aber öfter als vorhin kehrten ihre Blicke zu seinem Bilde zurück, und jedesmal stand das ruhige Leuchten darin, das er so liebte ...

Des Sultanats Atjeh Glück und Ende.

Von

Dr. Charpentier.

(Abdruck verboten.)

Seit einigen Jahrzehnten bringen von Zeit zu Zeit die Tagesblätter Nachrichten von blutigen Kämpfen, welche die holländische Regierung in ihrem indischen Kolonialreiche mit dem Sultanat Atjeh auszufechten hat. Man liest von Belagerungen uneinnehmbarer Felsenfestungen, von heroischen Taten der Atjeher wie der Holländer, von glänzenden Siegen und nimmt dann an, daß endlich die Erhebung niedergeschlagen und die Ruhe hergestellt ist. Aber wenige Monate oder Jahre später hallen die Blätter von den Meldungen neuer Kämpfe wider, die Finanzwelt klagt über die ungünstigen Wirkungen der ewigen Atjehkriege auf die holländischen Finanzen, und wieder zerbricht sich der deutsche Zeitungsleser den Kopf darüber, was es eigentlich mit der Atjehsache für eine Bewandtnis habe. Da gerade wieder Nachrichten von Kämpfen in Atjeh die Welt durcheilen, ist vielleicht ein kurzer Überblick über Schauplatz, Veranlassung und Geschichte der atjehschen Schwierigkeiten nicht ohne allgemeineres Interesse.

Das Sultanat Atjeh, auch genannt Atschin oder Atcheen oder Atjih — die Bewohner werden ebenso willkürlich Atjinesen oder Atschinesen oder Atjeher geschrieben — füllt den Nordzipfel der großen Insel Sumatra aus.

Schon als Portugal in Indien die Herrschaft der Araber brach und sich für beinahe ein Jahrhundert zum unumschränkten Herrn dieses Teiles der Welt machte, war ein Sultanat Atjeh vorhanden, dessen Bewohner als tapfere Krieger und entschlossene Seeräuber gefürchtet waren. Die damals mächtigste und reichste Stadt Hinterindiens, welche zu jenen Zeiten dieselbe Rolle spielte wie jetzt Singapore, Malakka, hielt die Atjinesen mit Mühe im Zaum. — Als die Portugiesen sich 1511 Malakkas bemächtigten und die Macht des dortigen Sultanates brachen, wurde das anders. Sie waren nicht im stande, soviel Macht aufzubieten, wie nötig gewesen wäre, um alle die kriegerischen und unruhigen Völkerschaften des Archipels zu zügeln, und so erhob Atjeh immer kecker sein Haupt; 1547 fühlte sein Sultan sich so stark, daß er mit ansehnlicher Flotte vor Malakka erschien, die Stadt einschloß und die benachbarten Küstenorte ausplünderte. Die Portugiesen gerieten in arge Bedrängnis. Nur der Energie des in der Stadt weilenden, später heilig gesprochenen Missionars François Xavier hatten sie ihre Rettung zu danken. Er bewog den Gouverneur, seine entschlossensten Leute auf einige kleine Fahrzeuge zu setzen und den Feind damit zu überraschen. Eines Sonntagmorgens fielen die Portugiesen über die nichtsahnenden Blockadeschiffe der Atjinesen her und vernichteten eine Menge derselben. Um dieselbe Stunde predigte François Xavier in der Kirche Malakkas und schilderte im Zustand der Verzückung den Sieg über die Feinde. Es läßt sich unschwer begreifen, wie sein Ansehen in ganz Indien wuchs, als einige Tage später die heimkehrenden Sieger seine Worte bestätigten!

Gebrochen war Atjehs Macht durch jene Niederlage indessen nicht. Fortgesetzt beunruhigten seine Piraten die portugiesische Schiffahrt in den hinterindischen Gewässern und bedrohten Portugals Stellung in Malakka und auf den Molukken. Wiederholt mußten die portugiesischen Vizekönige Expeditionen gegen das Sultanat ins Auge fassen und Pläne zur Unterwerfung ganz Sumatras aufstellen. Nur der Mangel an Schiffen und Geld ließ ihre Absichten nicht zur Verwirklichung kommen. In den sechziger Jahren des XVI. Jahrhunderts war der Mut der Atjinesen wieder so gestiegen, daß sie einen neuen Angriff gegen Malakka unternahmen. Der Sultan von Atjeh befehligte mit seinem Sohne persönlich die Flotte. Doch wiederum siegte die überlegene Taktik und Bewaffnung der Portugiesen. Mit Verlust des Sohnes und einiger tausend Krieger

mußte der Sultan schließlich den Rückzug antreten. Ein gleiches Schicksal hatte ein neuer Angriff, den der Sultan zur Zeit des allgemeinen Aufstandes in Indien gegen die portugiesische Herrschaft Anfang der siebziger Jahre auf Malakka unternahm. Tristan de Veiga brachte ihm damals eine schwere Niederlage bei. Doch entscheidenden Erfolg hatte keiner dieser Siege. Die Macht Atjehs wuchs fortgesetzt, immer schwieriger wurde die Schiffahrt der Portugiesen und immer neue Angriffe gegen ihre Festung Malakka wurden unternommen. Nur mit Mühe konnte sich Portugal in den achtziger Jahren des XVI. Jahrhunderts eines nochmaligen Überfalles erwehren.

In Europa ist diese Sachlage nicht unbekannt geblieben, und als sich gegen Ende des Jahrhunderts die Holländer und Engländer daran machten, ebenfalls in Indien Fuß zu fassen und das portugiesisch-spanische Monopol zu brechen, richteten sie ihre Blicke in erster Linie auf den gefährlichsten Feind der portugiesischen Herrschaft, das Sultanat Atjeh. Der Führer der 1591 begonnenen ersten Indienfahrt englischer Kaufleute, Kapitän Lancaster, besuchte den Sultan und knüpfte mit ihm freundliche Beziehungen an. Die Holländer, welche zuerst 1596 in Indien erschienen, knüpften ebenfalls mit Atjeh Freundschaft und bewogen den Sultan, in den ersten Jahren des XVII. Jahrhunderts zwei Gesandte nach Amsterdam zu schicken. Die erste Flotte der englisch-ostindischen Kompanie, welche 1601 Atjeh erreichte, legte hier die ersten Faktoreien Englands in Indien an und schloß einen Handelsvertrag ab. England erhielt vom Sultan Zollfreiheit sowie Religions- und Ansiedelungsfreiheit für seine Staatsangehörigen zugesichert.

Es ist der Atjinesen Bestreben gewesen, mit England und Holland gleichzeitig auf gutem Fuße zu stehen, um gelegentlich eine Macht gegen die andere ausspielen zu können, wenn es das Interesse ihrer Unabhängigkeit forderte. Mit der Zeit jedoch erwies sich das als unausführbar. England und Holland gerieten schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts wegen Indien in ernstlichen Zwiespalt. Die holländisch-ostindische Kompanie strebte in rücksichtslosester Weise das Monopol des Handels im indischen Archipel an und scheute kein Mittel, um sich aller Mitbewerber zu entledigen. Die Engländer erwiderten das nach Kräften, aber sie waren damals weder so geschickt, noch so mächtig wie ihre Gegner. Während sie sich vergebens bemühten, den Großmogul gegen die Holländer einzunehmen, es ihnen unmöglich zu machen, auf dem ostindischen Festlande Fuß zu fassen und mit Hilfe des Sultans von Bantam sie auch aus Java zu verdrängen, befestigten die Holländer ihre Herrschaft auf den reichsten Gewürzinseln, den Molukken, und legten überall den englischen Handel lahm. Ohne Rücksicht auf Verhandlungen, welche in London zwischen den Regierungen Englands und der Niederlande schwebten, führten beider Mächte Kompanien in den Jahren 1618 und 1619 einen blutigen Krieg um den Besitz von Java, bei dem die holländische Kompanie siegte. Und ebenso, ohne Rücksicht auf einen zwischen beiden Staaten im Juli 1619 geschlossenen Vertrag, setzten 1623 die holländischen Behörden auf Amboina die dort befindlichen Engländer eines Tages unter dem Vorgeben eines von ihnen geplanten Verrates gefangen, folterten und töteten sie und verweigerten jede Genugtuung.

Begreiflicherweise suchten die Engländer sich dort, wo sie die Übermacht hatten, an ihren Feinden schadlos zu halten und sie von allen Plätzen, wo sie es vermochten, zu vertreiben oder ihre Ansiedelung unmöglich zu machen. In Ostindien selbst glückte das nur teilweise. Trotz aller Bemühungen der Engländer wußten die Holländer dort auf ihre und der Portugiesen Kosten mit Hilfe der eingeborenen Fürsten an einer Menge von Plätzen festen Fuß zu fassen und sogar ganz Ceylon zu erobern. Auch Malakka, das Portugal, unterstützt von England, jahrzehntelang mit dem Mute der Verzweifelung verteidigte, fiel 1641 der holländischen Kompanie in die Hände. Um so energischer aber verteidigten die Engländer ihre Stellung in Sumatra, wobei der Sultan von Atjeh ihnen kräftigen Beistand leistete. — Erst 1659 gelang es Holland, an der Ostseite der großen Insel einen befestigten Platz zu errichten. Den Anlaß gaben Seeräubereien des Fürsten von Palembang gegen Schiffe der Kompanie. Eine Expedition eroberte seine Stadt, erbaute dort ein Kastell und sicherte den Holländern das Monopol des Kaffeehandels. Umsonst protestierten die Atjinesen gegen das Vorgehen

Hollands und suchten die Fürsten der Westküste, die mit der Kompanie in Verhandlung getreten waren, dem Sultanat zu unterwerfen. Eine holländische Truppenmacht schlug das atjinesische Heer und errichtete auch in Padang eine feste Station. Gegen Atjeh selbst vermochte sie jedoch nichts auszurichten, England wußte hier seinen Einfluß ungeschwächt zu bewahren.

Jahrzehnte hindurch begnügte sich die holländische Kompanie mit der Entwickelung ihrer Niederlassungen auf Sumatra und verzichtete darauf, den kriegerischen Atjinesen anders als durch tunliche Unterbindung ihres Handels und Wegnahme ihrer Raubschiffe nahezutreten, so unbequem ihr auch die englische Tätigkeit dort war. Die nicht mehr endenden Geldverlegenheiten, in die sie im XVIII. Jahrhundert geriet, und die Verrottung ihrer Verwaltung in Indien hätten ihr weitere Schritte auch sowieso unmöglich gemacht. — Als die französische Revolution ausbrach und Holland in den Krieg mit England verwickelt wurde, gingen die sämtlichen Posten der holländisch-ostindischen Kompanie in Westsumatra, ebenso wie das benachbarte Malakka an England verloren, das somit hier Alleinherrscher wurde. Im Frieden von Amiens 1801 verpflichtete es sich zwar zur Rückgabe dieser wie anderer Eroberungen an die holländische Regierung, welche inzwischen die Kompanie aufgehoben und ihren Besitz übernommen hatte. Zur Ausführung gelangte indessen diese Zusage nicht, da neuer Krieg zwischen beiden Mächten ausbrach. Die Engländer konnten sich daher auf der ausgedehnten reichen Insel häuslich einrichten. Wohlweislich vermieden sie aber jederzeit mit den gefährlichen Atjinesen in Zerwürfnisse zu kommen. Dank der Geschicklichkeit, mit der sie in Indien die Eingebornenfrage immer zu lösen gewußt haben, fanden sie auch hier stets Auswege, um ihr Interesse mit dem des Sultanates der Nordspitze in friedlichen Einklang zu bringen.

Es waren die Eingeborenen, welche im Jahre 1811 nach der Eroberung Javas durch England den letzten holländischen Posten auf Sumatra den Garaus machten. Sie ermordeten die holländischen Beamten und Kaufleute in Palembang und erklärten sich wieder für unabhängig. Wenn Raffles, der englische Gouverneur des einst holländischen Indien eingriff, die Mörder züchtigte und nun von Palembang und dem benachbarten Banka Besitz nahm, geschah das wohl ebenso mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung Europas, wie auf die Zinnminen jener Gebiete und das Bewußtsein der Stärke der englischen Stellung in dem Archipel. Die Atjinesen erhoben denn auch keinen Einspruch, und ihre guten Beziehungen zu England erlitten keine Störung.

Die Rücksicht auf das Sultanat spielte auch bei den Verhandlungen, die zur Rückgabe der ehemaligen indischen Besitzungen an Holland nach dem Londoner Vertrage vom 13. August 1814 führten, keine geringe Rolle. England hatte sich damals verpflichtet, den Niederlanden alle früheren Kolonien, soweit sie am 1. Januar 1806 in ihrem Besitz waren, zurückzuerstatten. Es behielt nur Kapland, Ceylon, einige westindische Gebiete, verschiedene Stationen auf dem ostindischen Festlande und endlich Westsumatra, außer Kapland sämtlich Kolonien, die schon 1803 für Holland verloren gewesen waren. Die holländischen Behörden setzten voraus, daß nach dem Wortlaut des Vertrags Ostsumatra ihnen wieder zufallen müsse. Die Engländer aber in jenen Gebieten dachten anders. Sie beanspruchten Palembang und Ostsumatra als dauerndes Eigentum, da sie es nicht den Holländern, sondern den Eingeborenen abgenommen hätten. Erst ernstliche Vorstellungen der Holländer in London führten zum Einlenken Englands. Die englischen Behörden in Indien wurden angewiesen, ihre Pläne auf Erwerb von ganz Sumatra fallen zu lassen und sich auf den früheren Besitz, d. h. Benkoelen an der Westküste, zu beschränken; 1816 mußten sie Palembang den holländischen Kommissaren ausliefern, 1819 nach langem Sträuben auch Padang nebst Zubehör an der Westküste.

Gleichzeitig faßten die englischen Vertreter auf Sumatra die Errichtung einer dauernden Niederlassung in Atjeh, sowie auf der Insel Riouw in der Straße von Malakka ins Auge, um damit der Bedeutung der Stadt Malakka ein Ende zu machen. Der Sultan von Atjeh wurde durch Zusicherung von Hilfe gegen innere Feinde bewogen, den Engländern die Errichtung einer Agentur in seinem Lande zu gestatten, und zu versprechen, keiner anderen Nation

einen ähnlichen Vorteil einzuräumen. Ferner wurde, als es sich zeigte, daß in Riouw Holland den Briten zuvorgekommen war, die kleine Insel Singapore besetzt und hier die Hafenstadt geschaffen, die bekanntlich zu so großer Blüte gediehen ist.

Diese Maßnahmen der Engländer, welche in Holland als vertragswidrig betrachtet und lebhaft angefochten wurden, führten zu langjährigen Streitigkeiten und Verhandlungen, welche öfters scheitern zu wollen drohten. Politische Erwägungen führten aber schließlich beide Teile zum Einlenken. Am 17. März 1824 kam zwischen England und den Niederlanden in London ein Vertrag zu stande, der für den Augenblick allen Streitigkeiten ein Ziel setzte. Holland verzichtete durch das Abkommen auf seine sowieso unter den veränderten Umständen wertlos gewordenen Stationen auf dem indischen Festlande, ferner auf die Stadt Malakka und alle Ansprüche auf die Insel Singapore. Dafür trat ihm England seinen gesamten Besitz auf Sumatra, sowie die Insel Blitoeng ab und versprach weder auf Sumatra noch den Carimonsinseln oder Battam, Bintang, Lingin oder anderen Inseln im Süden der Straße von Malakka in Zukunft Besitz erwerben zu wollen. Ferner versprachen sich beide Mächte, bei der Unterdrückung der Seeräuberei zusammenwirken zu wollen.

Die Freude an dieser Regelung der Besitzverhältnisse, welche Holland den ganzen Osten, England aber den Westen Indiens als ausschließliche Einflußsphäre zuzuweisen schien, wurde in Holland nur dadurch getrübt, daß der Vertrag eine Klausel enthielt, welcher den Niederländern die Hände gegenüber Atjeh band. England hatte sich nicht dazu entschließen können, diesen alten Bundesgenossen, dessen Handel ganz in seiner Hand lag, preiszugeben. Es hatte ausbedungen, daß Holland sich verpflichtete, die Unabhängigkeit des Sultanats nicht anzutasten und für die Sicherheit seines Handels zu sorgen. Die Folge dieser Verpflichtung war, daß die Atjinesen auf Hollands Interessen fortgesetzt keinerlei Rücksicht nahmen und bei gegebenem Anlaß die Gegner Hollands in seinen Besitzungen auf Sumatra unterstützten. Schon in den zwanziger Jahren empfand man diese Sachlage sehr schmerzlich, als man mit einer fanatischen, muhammedanischen Sekte, den Padris, in Sumatra zu kämpfen und in Padang, Benkoelen wie Palembang zahlreiche Schwierigkeiten zu bestehen hatte*). Noch ärger wurde es in den dreißiger Jahren, wo der Aufstand der Padris schließlich zu einer Eroberung der Battakländer auf Sumatra Anlaß gab und wo Rücksichten auf die ungünstige Lage der holländischen Finanzen dazu nötigten, auf Erhöhung der Einkünfte aus Handel und Plantagenbau in Sumatra zu denken. Beidem legten die Engländer und die Atjinesen schwere Hindernisse in den Weg. Letztere waren mit den Padris verbunden und lieferten ihnen Waffen, Geld und sonstige Hilfe. Erstere hielten sorgsam ihre schützende Hand über Atjeh. Alle Klagen der niederländischen Regierung hiergegen bei den Behörden in London waren erfolglos. Schon 1837 überzeugte sich eine holländische Untersuchungskommission, daß nur Gewalt diesen Zustand würde ändern können. Zu Gewalt aber waren die Niederländer nach Lage des Vertrags von 1824 außer stande. Notgedrungen mußten sie sich mit der bestehenden Sachlage, so gut es ging, abfinden. Es gelang ihnen denn auch an der Westküste in den vierziger Jahren eine ansehnliche Kaffeekultur ins Leben zu rufen. Die unruhigen Battakländer aber mußte man angesichts der drohenden Haltung der Atjinesen 1843 sich selbst überlassen. Erst in den Jahren 1855 und 1856 gelang es einer starken militärischen Expedition hier etwas mehr Ruhe zu schaffen, dem blühenden Sklavenhandel zu steuern und den Klagen der Ansiedelungen für den Augenblick ein Ende zu machen.

Fortwährende Beschwerden über den von Atjinesen getriebenen Seeraub und Sklavenhandel führten 1854 zu einem Besuch ihrer Häfen durch ein holländisches Kriegsschiff. Dem Kommandanten glückte es, mit dem Sultan freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Die Folge war 1857 der Abschluß eines Vertrags, worin der Sultan den Strandraub zu steuern versprach.

Eine Zeitlang herrschte darauf Ruhe, aber bald wurde sie wieder gestört, durch Versuche englischer Abenteurer, an verschiedenen Punkten die Eingeborenen gegen

*) Näheres über die ganze Angelegenheit findet sich in A. Zimmermanns „Kolonialpolitik der Niederländer". Berlin 1903.

Holland in Aufstand zu bringen, und durch Schritte der eifersüchtigen englischen Kaufleute in Atjeh wie in Singapore. Letztere klagten Holland an, in verschiedenen Punkten die Unabhängigkeit Atjehs verletzt zu haben und seinen Handel in vertragswidriger Weise zu schädigen. Ihre Anklagen führten zu Vorstellungen der englischen Regierung im Haag während der sechziger Jahre. Das Ergebnis der sich anschließenden Verhandlungen war aber ein ganz anderes als ihre englischen Urheber sich hatten träumen lassen. Holland benutzte nämlich den Anlaß, um mit England zu einer Verständigung zu kommen. Im Interesse der englischen Afrikakolonisation trat es ihm 1867 einige entlegene für die Briten aber wertvolle Stationen an der Goldküste ab, und 1870 entschloß es sich, auch noch den Rest dieses Besitzes dafür zu opfern, daß es freie Hand in ganz Sumatra bekam. Das Parlament wollte den Vertrag anfangs nicht genehmigen, aber als beide Regierungen ihn 1871 mit einigen Änderungen erneuerten, gelangte er zur Annahme. England opferte darin seinen alten Verbündeten, den Sultan von Atjeh, und versprach Holland, sich in die Sumatraangelegenheiten nicht weiter einzumengen! —

Auf Grund dieser Vereinbarung hofften die Niederlande, Atjeh ohne weiteres zur Unterwerfung zu bringen. Eine Kommission wurde an den Sultan abgefertigt mit dem Auftrage, ihn zur Erteilung von Garantien gegen Fortdauer des von seinen Untertanen getriebenen Sklavenhandels, Seeraubs, sowie der Übergriffe gegen die holländischen Gebiete in Sumatra zu bewegen. Die Atjinesen, wahrscheinlich beraten von englischen Kaufleuten und Abenteurern, waren indessen keineswegs gewillt, sich so leichten Kaufs zu fügen. Der Sultan sandte in aller Eile den Holländern seinerseits eine Gesandtschaft nach der Insel Riouw entgegen, um dort durch langsame Verhandlungen Zeit zu gewinnen. Inzwischen wandte er sich nicht nur nach Singapore, sondern auch an fremde Mächte mit der Bitte um Hilfe. Schon 1852 hatte er durch seinen Minister, den er nach Europa gesandt hatte, Verbindungen mit Frankreich zu knüpfen versucht. Jetzt versuchte er die Konsuln Frankreichs, Italiens und der Vereinigten Staaten für seine Sache zu interessieren. Es gelang ihm das bei den beiden letztgenannten. Beide Konsuln versprachen ihm die Hilfe ihrer Regierungen und bestärkten Atjeh in seinem Übermut. Nur dauerte die Freude nicht lange. Italien wie die Vereinigten Staaten lehnten es ab, die von ihren Vertretern erteilten Zusagen zu erfüllen, und sehr bald bekam die holländische Regierung Wind von den Umtrieben des Sultans. Unter diesen Umständen erachtete man im Haag wie in Batavia Gefahr im Verzuge und entschloß sich zu kräftigeren Maßnahmen. Der Vizepräsident des indischen Rats wurde Anfang 1873 mit vier Kriegsschiffen nach Atjeh gesandt, um ein Ultimatum zu stellen. Gleichzeitig wurde den Regierungen von Rußland, Frankreich, Preußen, Italien und der Türkei in einer Note die Lage in Atjeh dargetan und die Bitte ausgesprochen, Holland bei seinen Maßnahmen nicht zu stören, da es anders der Unsicherheit in den indischen Gewässern und der Fortdauer des Sklavenhandels nicht steuern könne.

Der Führer der holländischen Expedition versuchte sein Ziel erst auf friedlichem Wege zu erreichen. Das glückte ihm so wenig wie früheren holländischen Missionen. Die Atjinesen ließen sich nicht einschüchtern, auch als ihnen Ende März 1873 der Krieg erklärt und ihre Hauptstadt bombardiert wurde. Als einige tausend Mann Truppen landeten und die Stadt angriffen, wehrten sie sich so tapfer, daß die Holländer nach vierwöchentlicher vergeblicher Belagerung und vielen Verlusten angesichts der nahenden Regenzeit abziehen mußten. — Der Jubel über diesen Ausgang war in Atjehs Nachbarschaft nicht minder groß als die Entrüstung in Holland. Man sah den ganzen Besitz auf Sumatra nicht mit Unrecht in Frage gestellt, wenn es nicht gelang, dieser gefährlichen Gegner bald Herr zu werden. In aller Eile wurde ein neues Geschwader zusammengebracht und mit soviel Mannschaften, als man nur auftreiben konnte, noch im Herbst 1873 gegen Atjeh beordert. Der Führer, General van Swieten, hatte Auftrag, es nochmals mit Güte zu versuchen, falls das aber nichts helfe, mit aller Energie durchzugreifen.

Swietens Aufgabe wurde durch den Ausbruch der Cholera auf seinen Truppenschiffen sehr erschwert, aber er ließ sich nicht

schrecken und begann nach dem Eintreffen vor Atjeh sofort seine Operationen. Einen ernstlichen Versuch, den Sultan durch Angebot der Selbstverwaltung und Beschränkung Hollands auf Oberaufsicht, sowie Leitung des Zoll- und Steuerwesens zu gewinnen, scheint er nicht erst unternommen zu haben. Er vertrieb vielmehr durch seine Artillerie die Atjinesen erst aus ihren Werken am Hafen, zwang sie zur Räumung der Citadelle und erklärte den flüchtigen Sultan für abgesetzt. Nachdem dann eine Anzahl der Stämme sich unterworfen hatte und der Bau verschiedener Forts an der Nord- und Westküste ermöglicht war, erachtete er das gewünschte Ziel erreicht, meldete den Krieg als beendigt und begab sich nach Hause.

Leider zeigte sich sehr bald, daß seine Auffassung etwas zu hoffnungsvoll gewesen war. Die Stämme des Innern bewiesen binnen kurzem, daß sie an vollen Bruch mit ihren hergebrachten Gewohnheiten nicht dächten. Sie belästigten die Holländer auf Schritt und Tritt und setzten Sklavenhandel und Seeraub fort, sobald sich eine Gelegenheit bot. Bald mußten die Holländer das ganze Gebiet mit befestigten Posten überziehen und etwa dreitausend Soldaten darin unterhalten. Nicht genug damit erklärten die Militärs weitere Befestigungen auch in den schon länger unterworfenen Vasallenstaaten für nötig. Das Ergebnis war, daß man 1876 bereits siebenundvierzig befestigte Stationen im Sultanat zählte, und daß über achttausend Mann dauernd garnisoniert waren. Nicht genug damit, mußte man gegen zwanzig Kriegsschiffe an den Küsten Atjehs unterhalten, um dem Waffenschmuggel und Seeraub zu steuern.

Unzweifelhaft hätte ja die Fortsetzung eines solchen Zwangssystems in absehbarer Zeit zu vollständiger Unterwerfung der Atjinesen führen müssen. Wie wollten sie auf die Länge dieser eisernen Umklammerung widerstehen? Doch die Durchführung dieses Planes verschlang mehr Kosten als Holländisch-Indien, wo die nachteiligen Wirkungen des seit Jahrzehnten durchgeführten Aussaugungssystems sich schon fühlbar machten, erübrigen konnten. Man wurde daher im Haag zweifelhaft an der Richtigkeit dieser Maßregeln und sandte 1877 den Generalgouverneur von Batavia nach Atjeh, um die Lage zu prüfen. Dieser hohe Beamte, van Lansberge, kam zu der Ansicht, daß es richtiger sei, es fortan mit einer Politik der Versöhnung zu versuchen und militärische Maßnahmen nur gegen die Holland noch trotzenden Stämme anzuwenden. Auf Grund seiner Berichte wurde dann 1878 in der Tat die Sperre der Häfen aufgehoben, der Handel wieder erlaubt und der Versuch gemacht, die verschiedenen Häuptlinge ins holländische Interesse zu ziehen.

Die Maßregel bewährte sich zunächst. In den Küstenprovinzen trat Ruhe ein, die Bevölkerung kehrte zu regelmäßiger Tätigkeit zurück, und die Besatzung konnte etwas beschränkt werden. Doch dieser Frieden dauerte nicht lange. Noch im Jahre 1878 gaben verschiedene unterworfene Häuptlinge deutliche Zeichen von bevorstehenden neuen Erhebungen, und in aller Eile warf Holland neue Truppen unter General van der Heijden in das Land. Wieder brach blutiger Krieg los, doch schon nach wenigen Wochen war, im Herbst 1879, die Erhebung niedergeworfen. Darauf ging der General ans Werk, nochmals die Bevölkerung zu friedlicher Tätigkeit zurückzuführen. Um es mit Erfolg zu tun, sperrte er dabei wieder die Küsten und verbot den Handel.

Van der Heijdens Maßnahmen sollen nach den Berichten der Zeitgenossen erfolgreich gewesen sein, nur krankten auch sie daran, daß sie zu kostspielig waren; und so geschah es denn binnen kurzem wieder, daß man mit Rücksicht auf die Finanzen zu milderen Maßnahmen griff und es mit Beschränkung der Militärmacht versuchte. Man dachte daran eine Stütze für die holländische Herrschaft in der Person eines ihm ergebenen Mannes zu finden, den man zum Sultan Atjehs machen wollte, um durch ihn nach dem in Java so erfolgreich durchgeführten System zu herrschen.

Von letzterem Schritte wollte man in Batavia nichts wissen. Die dortigen Behörden waren vielmehr aus Rücksicht auf die Kosten entschlossen, mit dem ganzen bisher in Atjeh befolgten System zu brechen. Die Besatzung sollte auf die Hauptstadt und einige wichtigere Häfen beschränkt und im übrigen die Bevölkerung sich selbst überlassen werden. Durch strenge Blockade der Küste und Hinderung des Schmuggels dachte man allen

unruhigen Neigungen zu steuern. Im holländischen Parlamente, wo man 1890 mit Entsetzen feststellte, daß binnen 20 Jahren nicht weniger als 300 Millionen Gulden auf das Gebiet verwendet worden waren, fand man auch die erwähnten Maßnahmen noch zu weitgehend. Man hob auf seinen Wunsch 1885 die Blockade der Küste Atjehs überhaupt auf, gab den Handel frei und gewährte der Bevölkerung weitgehendes Selbstregierungsrecht. Einflußreiche Leute verlangten, daß auch in Atjeh das zu allgemeiner Zufriedenheit in Java durchgeführte System der Regierung der Bevölkerung durch ihre eigenen Häuptlinge angewendet werde.

Hiergegen sträubten sich die Militärs. Sie behaupteten, daß in dieser Weise Atjeh nicht zu regieren sei, und wußten schließlich der Regierung solche Angst vor neuen Aufständen zu machen, daß die Blockade wieder in Kraft gesetzt und das System der Selbstverwaltung nicht durchgeführt wurde. Erreicht haben sie mit ihren Maßnahmen aber auch nichts: 1894 begann eine Erhebung einzelner Stämme, 1896 brach ein allgemeiner Aufstand aus. Die in Atjeh liegenden Truppen konnten der Erhebung nicht Herr werden, neue kostspielige Expeditionen mußten ins Werk gesetzt und ein Feldzug gegen den Führer des Aufstandes, Toekoe Oemar, begonnen werden. Erst im Februar 1899 glückte es, diesen zu töten und sein Heer zu schlagen. Aber der Sieg hatte wieder viele Millionen gekostet und die Zusammenziehung von etwa achttausend Mann in Atjeh nötig gemacht. Und dauernd war der Erfolg so wenig wie die früheren; 1901 hat schon wieder eine Erhebung einzelner Bergstämme stattgefunden, und es ist den Niederländern noch nicht geglückt, der Erhebung vollständig Herr zu werden Sie haben eben nicht allein mit der wilden Natur des Berglandes und den freiheitsliebenden Eingeborenen, sondern auch mit dem Klima und mit gefährlichen Epidemien zu kämpfen. Daß sie schließlich aus dem Kampfe als Sieger hervorgehen werden, ist ja unzweifelhaft, fraglich aber ist, ob die großen Opfer an Menschen und Geld, welche seit dreißig Jahren gebracht worden sind, in der Unterwerfung des von der Natur nicht sehr verschwenderisch bedachten Gebiets einen genügenden Ersatz finden. Viele Beurteiler legen die Mißerfolge Hollands in Atjeh dem häufigen Wechsel des dort befolgten Systems zur Last. Diese Ansicht dürfte in mancher Hinsicht berechtigt sein. Aber noch wahrscheinlicher ist, daß man all dieser unangenehmen Erfahrungen überhoben worden wäre, wenn man von Anfang an gegenüber dieser tapferen Bevölkerung etwas weniger schneidig und dafür etwas geduldiger und diplomatischer vorgegangen wäre.

Ein traurig Lied.

Ich hör' des Abends Weise,
Die Welt verblaut ganz leise,
  Fern blitzt im Abendstrahl die Stadt,
Am Waldsaum droben stehen
Zwei, die ins Weite sehen,
  Und deren Herz so wenig Frieden hat.

„Viel besser wär's geschehen,
Ich hätt' Dich nie gesehen,
  Wo uns doch keine Hoffnung blieb!"
In tränenbangem Schweigen
Ein mildes Hauptesneigen:
  „O Du, und ich hab' Dich ja doch so lieb!"

„Was kümmern uns die andern,
Komm, Liebste, laß uns wandern
  Tief in die blaue Welt hinein,
Bis wir nach Thule kommen
Dem Eiland dunstverschwommen,
  Wo unser Herz von allen Sünden rein!"

Börries Freiherr von Münchhausen.

Avalun.

Von

Georg Busse-Palma.

I.

Die Tage schritten wie auf Tänzerschuhn,
Als holde Knaben, die uns Rosen brachten.
Ach, herrlich schön war es in Avalun,
Und heut noch hör' ich's, wie wir damals lachten.
Am Wein von Cypern maßen wir die Zeit,
Und sank der Jubel, kam der Schlaf gelinde.
Da ging ich fort und gab mein' Fröhlichkeit
Und gab mein Lachen hin für Kampf und Sünde.

Für Kampf und Sünde! Wund und wandermüd
Rauf' ich nun weinend Disteln von der Wiese.
Der scheuste Hirsch selbst weiß, wohin er flieht,
Nur ich bin ärmer, ärmer noch als diese.
Kaum weiß ich noch, wie mir das Leben floß —
Unstet und ruhlos irr' ich durch die Gassen.
Es muß noch stehn, das Schloß, das goldne Schloß,
Wo ich mein Lachen und mein Glück gelassen. — — —

II.

Ich fand den Ort. Doch ist sein Garten welk.
Geschwärzte Mauern starren in die Lüfte.
Ein letzter Funke knistert im Gebälk.
Der Nachtwind trägt verflogne Fliederdüfte.
In Trümmer sank der Sehnsucht stolzes Haus.
O Avalun, aus Deinem Schutt und Scherben
Scharr' ich noch einmal mir mein Glück heraus,
Um doch mit ihm nach kurzem Traum zu sterben! — —

Und sieh, schon heben schlank und marmorweiß
Die Säulenreihn sich wie in frühren Tagen,
Und flötenbläser sammeln sich im Kreis
Und blasen süßer als es auszusagen!
Rings in den Gärten blühen Busch und Baum.
Knospende Rosen hüll'n die goldnen Wände,
Und auf mein Herz und seinen letzten Traum
Legt der Erlöser seine kühlen Hände ...

Interieur aus Flandern. Nach dem Gemälde von Henrik Nordenberg-Düsseldorf.

Alte Tanzkunst am Hofe Kaiser Wilhelms II.

Von

G. von Lieres und Wilkau.

Mit siebenundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

C. F. Förster, ein berühmter Kenner und Beschreiber der Choreographie, gibt die Definition: „Tanzen heißt, den Körper in schönen Stellungen nach dem Takt und Rhythmus der Musik bewegen und alle, selbst die künstlichsten, Stellungen mit Feinheit markieren."

Das als richtig anerkannt, ist von Anno 1840 etwa bis vor ungefähr zehn Jahren im künstlerischen Sinne von Dilettanten nur noch recht wenig „getanzt" worden.

Die Country-dances, die Ecossaisen, Françaisen und Anglaisen unserer Urgroßeltern, an sich schon nicht eben sehr vervollkommnete Gaben Terpsichores, sondern im Gegenteil ziemlich simple, wenn auch von einer wohltuenden Heiterkeit und Harmlosigkeit erfüllte Arrangements, waren um Anfang und Mitte des XIX. Jahrhunderts nach und nach fast ganz von der „neuen Mode" der Rundtänze verdrängt worden. Da gab es den Walzer, der, einerseits aus dem alten „Langaus", andererseits aus dem Ländler hervorgegangen, unter dem Namen „der Deutsche" immer mehr an Beliebtheit gewann ... und seinen Siegeslauf doch damit begonnen hatte, daß vier Personen der italienischen Oper „Una cosa rare" von Vincenz Martin ihn 1787 zu Wien zum ersten Male auf die Bühne brachten! Da waren die Mazurka, der Schottisch und die ihm nahe verwandte, angeblich von einer böhmischen Magd erfundene Polka. All' diese Tänze besaßen zuerst ein sehr gemäßigtes Tempo, so

Gräfin Potocka geb. Prinzessin von Radziwill im Menuett Don Juan im Jahre 1890.
(Nach einer Aufnahme des Ateliers Adèle in Wien.)

daß ihre Ausführung der Feinheit und Zierlichkeit nicht zu entbehren brauchte. Später gefiel man sich in größerer Schnelligkeit, und das um so mehr, nachdem 1819 Karl Maria von Webers Konzert-Rondo „Aufforderung zum Tanze“ den Umschwung besiegelte. Dieses, ein ungeheueres Aufsehen erregende Werk war von dem feurigen Temperament seines Komponisten erfüllt. Es war ganz Gefühl, Sturm und Leidenschaft. Ein geistreiches Wort sagt: „Das Pathos der Liebe war darin ausgedrückt.“ Der Erfolg Webers machte Schule. Auch andere Tanzkomponisten, vor allem Lanner und Strauß, bewegten sich mit musikalisch zumeist sehr wertvollen Stücken auf der von Weber erschlossenen Bahn. So hatte man jetzt eine Tanzmusik voll rauschenden Wohllautes, glänzender, teils energischer, teils sanfter und schmelzender Rhythmen — aber eine Musik, die insofern eigentlich keine Tanzmusik mehr war, als die Empfindung in ihr überwucherte und der Takt nicht mehr so deutlich markiert erschien, wie es für die exakte Ausführung der Figuren und Schritte nützlich gewesen wäre, und wie es in den naiven und klareren Weisen der Vergangenheit stattgefunden hatte.

Dazu kam die durch die verschlungene Haltung des Paares im Rundtanz bedingte Unfreiheit, sowie der Umstand, daß durch das wilde Tempo die ehemalige schöne Beherrschung des Körpers und der Gliedmaßen verloren ging.

Und endlich, nach Jahrzehnten, war die anfängliche Begeisterung für die stürmischen Rundtänze verraucht, und man wäre vielleicht recht gern zu der sanfteren Mode der guten alten Zeit zurückgekehrt. Da sah man ... daß man nicht mehr tanzen konnte. Einen Pas, ein Chassieren vor- und rückwärts, eine Wendung kunstgerecht auszuführen, das hatte man einfach nicht gelernt, und der Modeanstoß fehlte, es sich im erwachsenen Alter noch anzueignen.

So blieb man im eingeschlagenen Geleise. Der Tanz war nur noch Gewohnheit. Ein Tanz, nicht mehr der Kunst, sondern der Stimmung, wie ihn die Naturvölker schließlich auch haben. Und wie blasiert diese Stimmung nachgerade oft

Gräfin zu Dohna und Leutnant Fr. Leopold von Versen.

Frl. von Versen und Prinz zu Salm-Horstmar.

Vom Fest beim General von Versen im Jahre 1891.
(Nach Aufnahmen von Carl Gramm in Berlin.)

Prinzessin Luise zu Salm-Horstmar. Vom Kostümfest im königl. Schloß 1897.
(Nach einer Aufnahme des Hofphotographen J. C. Schaarwächter in Berlin.)

geworden war, zeigten die gähnende Leere der Ballsäle, das lustlose Abhaspeln der Tänze, in dem sich besonders die männliche Welt gefiel.

Das war der Verfall der Tanzkunst, wie er noch vor zwölf Jahren bestand. Heut reflektieren die hohen Spiegel des Weißen Saales im Kaiserschlosse zu Berlin mit dem Glanz des elektrischen Lichtes die schwierigsten altfranzösischen Tänze, den edlen Anstand der Menuett, die geistreiche Anmut der Gavotte. Ein Machtwort des Monarchen ließ den Tanz in seiner ehemaligen höchsten Blüte wiedererstehen. Mit ungeahntem Talent und überraschend schneller Auffassung hat die Jugend der Hofgesellschaft den kaiserlichen Willen zur Ausführung gebracht.

Und von der preußischen Aristokratie ausgehend, ist ein Aufschwung der Tanzkunst und Tanzfreudigkeit durch ganz Europa gegangen. Menuettwalzer, Pas de quatre, Washingionpost (ich citiere in absteigender Linie), welche die frühere Eintönigkeii der Tanzsäle abgelöst haben, was sind sie anders als Beweise hierfür! Und auch Beweise für das gewaltige Plus an Lebensheiterkeit und berechtigter Freude an der eigenen Geschicklichkeit, welches die Jugend der ganzen Welt durch jene kaiserliche Anregung gewonnen hat! —

In keinem Lande und zu keiner Zeit ist die Tanzkunst je zu solchem Ansehen gelangt wie im Frankreich des Mittelalters und der darauffolgenden Epochen des Rokoko und der Renaissance. Die Tänze des klassischen Hellas, jene mit Gesang und lebhafter Mimik verbundenen tragischen, komischeu und satirischen Reigen bei den religiösen und weltlichen Festen der heidnischen Griechen, treten dagegen zurück. Die Nationaltänze Spaniens und Italiens reißen hin durch ihr Temperament. Der deutsche Tanz des Mittelalters, die Tänze des Adels und der Zünfte, die Johannis- und Hochzeits-, die zur Heilung von Kranken veranstalteten „Wundertänze" unserer Vorfahren, sind ein unerschöpflicher Born des Naiven und Herzlichen, Sinnigen und Charaktervollen. Allerdings auch des Derben und Ausartenden. Des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen Tagebuch weiß davon zu erzählen. Und Simplicius gibt auf die Frage seines Herzbruders: „Was denn solche Wut bedeute, und wozu dies rasende Trippeln und Trappeln im Tanzhaus anzusehen sei?" die neckende Antwort: „Die Anwesenden hätten sich vereinbart, dem Saal mii Gewalt den Boden einzutreten, wie sie die Fenster aus Kurzweil schon eingeschlagen."

Nirgends ist die Tanzkunst zu einer so hohen Stufe der Technik entwickelt und so

Frau von Heyden-Linden geb. von Ploetz und Graf Viktor zu Eulenburg.
Vom Kostümfest im königl. Schloß 1897.
(Nach einer Aufnahme des Hofphotographen J. C. Schaarwächter in Berlin.)

von Geist erfüllt worden wie in Frankreich, und nirgends auch ist sie so von höfischer Gunst getragen worden wie dort.

Die alten Könige Frankreichs waren von jeher Pfleger und Gönner der Tanzkunst. Schon Franz I. (1515—1547) veranstaltete prächtige Ballfeste. Ihn übertraf Katharina von Medici (1553). Unter ihrer Regierung fand im großen Saal von Bourbon im Louvre ein fünf Stunden währendes Ballett statt, das den „Triumph des Jupiter und der Minerva" darstellte, und in dem die Königin, die Prinzessinnen, die Prinzen und die Herren des Hofes mitwirkten. Auch üppige Gastmahle veranstaltete die Herrscherin. Rosenguirlanden

Polonaise von 1830. Tanzaufführung auf dem Fest des Militär-Hilfs-Vereins im Jahre 1899.

wucherten da über den Tischen; als Satyrn, Nymphen und Najaden gekleidete Diener und Frauen der Königin reichten die Speisen und Getränke, und das alles war eigentlich nur das Vorspiel, damit nach dem Tafeln der Hof ernste und edle Tänze aufführen konnte. Zum Beispiel die Pavanne d'Espagne, die Courantes de France, die Bourrée. — Auch Ludwig XIV. war ein leidenschaftlicher Tänzer und wirkte von seinem dreizehnten bis zum einunddreißigsten Lebensjahre in einer Anzahl von Balletts mit. Die Teilnahme der Majestäten für die Tanzkunst zeigte sich der Sitte der Zeit nach eben in sehr anderer Art, als wir es heut gewohnt sind. Trotzdem waren die damaligen Ceremonienbälle von strenger Etikette umgeben. So lange der König anwesend war, vollführte man keine anderen als ernste Tänze, in denen die Anmut und der Adel des Tanzes in allem Glanze sich zeigten. Erst nachdem die Majestäten sich zurückgezogen hatten, vergnügte man sich mit lebhafteren und lustigen Touren, wie sie auch das Volk auf der Straße tanzte.

Im XVI. Jahrhundert wurde am königlichen Hofe von Frankreich eine „Akademie der Tanzkunst" begründet. Mit Sorgfalt und Takt und gallischer Grazie arrangierte man dort solche Tanzarten, welche aus den Provinzen, wie aus Italien, Spanien und Deutschland, stammten und in ihrem Ursprungslande noch nicht zur technischen Vollendung gekommen waren. Vom Hofe zu Versailles und dessen Festen aus nahmen die Tänze dann wieder ihren Weg durch Europa. So marschierte Frankreich auch an diesem Punkte jahrhundertelang an der Spitze der Kultur, und wie sehr es den Tanz als eine Perle der letzteren anerkannte und ihn in Ehren hielt als den höchsten Ausdruck körperlicher Anmut in Bewegung und Darstellung, beweist Molières Ausspruch: „Der Tanz ist eine Wissenschaft, die man niemals hoch genug schätzen kann."

Der älteste höfische Tanz mit festen Regeln war die Courante. Sie wurde nach einer sehr einfachen Melodie getanzt und bestand nur aus einer einzigen Tour, in welcher der Herr seine Dame nach der Reverenz mit „gebogenem, gestrichenem und gehobenem Pas" im Oval oder Viereck auf ihren Platz zurückführte. Die Zierlichkeit in der Gangart der Courante bekundete schon den Sinn der Franzosen für das Leichte und chevaleresk Anmutige, das sich

Gräfin von Schönborn-Wiesentheid. Gavotte Maria Antoinette im Lessingtheater 1900.
(Nach eine Aufnahme des Hofphotographen Erich Sellin in Berlin.)

fortsetzte in den in der Folge komponierten Touren und Varianten, in denen Herr und Dame erst einzeln, dann Hand in Hand, dann wieder einzeln tanzten und immer schwierigere Drehungen und Wendungen ausführten.

Dies Streben nach Vollkommenheit in der körperlichen Bewegung erreichte, nachdem die Tanzkunst zuvor bereits auf eine sehr hohe Stufe angelangt war, seinen Gipfelpunkt in der Menuett. In Poitiers wurde im XVII. Jahrhundert diese „Königin der Tänze" erfunden. Mit Worten ist es schwer, ein Bild von ihr zu schaffen. Das Paar beginnt mit graziöser Reverenz gegen die Zuschauer und dann gegeneinander. Nach beiden verharrt es in pathetischer Stellung. Mit schönem geschliffenen Menuett-Pas wechselt es in zierlicher Umkreisung die Plätze, hebt sich auf die Fußspitzen, reicht sich beide Hände .... Alles, bis zur letzten Reverenz, mit welcher das bewegte Hin und Her schließt, wieder und wieder unterbrochen von Ruhemomenten in plastischer Pose. Die Schönheit des Tanzes beruht im Ernst und Anstand von Haltung und Bewegung, im feierlichen Heben, Schweben und Senken, in der Umdrehung, die schulgerecht auf der Fußspitze gemacht wird.

Als Kunstwerk unerreicht, ist die Menuett auch im Punkte der Schwierigkeit von keinem anderen Tanze je erreicht worden. Zur Zeit ihrer Entstehung verwendete man drei Monate auf ihre Einübung. Dreihundert Franes Honorar zahlte man dafür dem zünftigen Lehrmeister ... dem originellen Tänzer Pécour, dem berühmten, wenn schon alten und gichtbrüchigen Marcel und dessen nicht minder berühmtem und seinen hochgeborenen Schülern gegenüber nicht minder barschen Nachfolger Noverre.

Zur gleichen Zeit wie die Menuett entstand, und noch früher wie sie verschwand aus den Tanzsälen die Gavotte. Repräsentiert jene die Feierlichkeit, den Glanz und die Majestät, so diese die Gravität und die schäferliche Spielerei. Die Gavotte übersetzt die Menuett ins Allegro; sie hat lebhafter beflügelte Pas und Wendungen. Am berühmtesten war die Gavotte de Vestris; man pflegte sie hinter der Menuett à la reine zu tanzen und ließ so auf die edle Würde den barocken Humor und die graziöse Laune folgen.

Der Niedergang der altfranzösischen Tänze begann mit dem immer rascheren Tempo und minderwertigen, zumeist auf das gleichzeitige Auftreten von sehr vielen Paaren berechneten Variationen. Schon im XVIII. Jahrhundert beklagte der Schriftsteller Bonnet, „daß seit der Vermählung des Herzogs von Burgund die ernsten und

Frl. Hedwig von Schroeder und Frl. Vera von Stangen. Tanzscene im Lessingtheater 1902.
(Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Erich Sellin in Berlin.)

edlen Tänze von Jahr zu Jahr mehr abgeschafft würden". Er nennt die neuen Touren: la jalousie, le cotilton, les manches vertes, „possenartig" und beklagt die wechselnde Laune der Franzosen, „die auch hier das Gute dem Wohlgefallen am Neuen opfere."

Die englischen vis à vis-Tänze und dann die Rundtänze nahmen, wie schon geschildert, der Menuett den letzten Boden. Die wilden Tänze der französischen Revolutionen von 1789 und 1830 bildeten den endgültigen und unrühmlichen Sturz der französischen Führung in der Tanzkunst.

Ein ferner Traum von Schönheit und Glanz, lag die Blüte des Tanzes da, wie sie, von Paris und Versailles ausgehend, zwei Jahrhunderte lang über die gesamte Kulturwelt gestrahlt hatte.

Die Wiederweckung dieser Blüte durch unseren Kaiser hat die folgende Vorgeschichte:

Um 1892 war einer der interessantesten Salons in Berlin derjenige der Mrs. Mary Tyrrell, Schwägerin des Oberhofmarschalls weiland Kaiser Friedrich III. und späteren deutschen Gesandten in St. Petersburg, Fürsten Radolin. In diesem reichen Hause wurde auf einem großen Fest als Überraschung und als etwas archaistisch Reizendes die Menuett à la reine nach der alten Musik von Lully vorgetanzt. Die bewährte Lehrmeisterin der Berliner Aristokratie, die frühere Königliche Hof-Solotänzerin Frau Marie Köbisch-Wolden, hatte den alten Tanz in dieser einfachen Abart vorgeschlagen, aus den Schätzen ihres Gedächtnisses und ihrer Kunst, sowie den vorhandenen choreographischen Aufzeichnungen seine Figuren hervorgesucht und diese einer lieblichen Mädchenschar eingeübt. Denn nur junge Damen führten auf jenem Feste die Menuett vor. Ihrer zehn waren es, zum Teil Verwandte des Hauses, so Gräfin Lucie Radolin, Prinzessin Margarete Radziwill, Tochter des bekannten Centrumsmitgliedes, Fürsten Ferdinand, und deren schöne Cousine, die jüngste Tochter des Generaladjutanten des deutschen Kaisers, Fürsten Anton, Prinzessin Helene, spätere Gemahlin des österreichischen Grafen Potocki. Im Gewand der Königin Luise, kurzgegürteten weißen Mullkleidchen und blauen Schärpen, tanzten sie.

Blumenballett vom Jahre 1902.
(Nach Aufnahmen des Hofphotographen Erich Sellin in Berlin.)

Frl. von Bernewitz und Heer von Richthofen.

Fel. von Wiedenee und Heer von Dewitz.

Gräfin R. Harcach und Herr von Rosenberg.

Fel. von Thel und Graf Kalnein.

Fel. von Rotze und Graf Königsmack.

Blumenballett vom Jahre 1902.
(Nach Aufnahmen des Hofphotographen Erich Selim in Berlin.)

Eine Woge des Beifalles, ja des Entzückens ging durch den Saal. Die Zierlichkeit und Artigkeit der Menuett — der Tanz war der Zuschauerschaft so fremd, die meisten hatten ihn wohl noch niemals ausführen sehen —, die reizend einfachen Kostüme der Tänzerinnen, das wirkte so anders als alles, was man sonst zu sehen gewohnt war. Rührend und bezaubernd zugleich wirkte die Vorstellung, daß, bevor sie zu der Dulderin auf Preußens Throne wurde, die Königin Luise sich in eben dieser Tracht an eben diesem Tanze am Blühen ihrer Jugend ergötzt haben mochte.

In Nachahmung des mit der Wiederbelebung der Menuett gegebenen Beispiels wurde im Jahre 1891 auf einem Ball beim damaligen kommandierenden General des dritten Armeekorps von Versen zum ersten Male die Gavotte à la Vestris — die schwierigste und künstlichste ihrer Art — getanzt. Mit der Tracht des Rokoko schienen die zwölf Ausführenden dessen ganze Grazie angelegt zu haben. Mit so edlem Schwung in den Bewegungen von Hand und Fuß und der ganzen Gestalt und dabei doch so schalkhaft schwebten sie, neigten sie sich voreinander.

Bisher waren die alten Tänze nur gelegentliche Unterhaltungseinschiebsel bei privaten Tanzgesellschaften gewesen. Ein kaiserlicher Entschluß setzte sie jetzt auf das Repertoire der Feste im Weißen Saal. Auf Befehl Sr. Majestät war schon auf dem ersten Hofball der nächsten Saison die Menuett Don Juan der Tanzfolge eingefügt. Selbstverständlich hatte man zu ihr, die ja nun ein integrierender Teil des Hofballes war, so wenig wie zu den anderen Nummern der letzteren das historische Kostüm angelegt, wie denn überhaupt — mit der einzigen Ausnahme des Trachtenfestes von 1897 — im Kaiserschlosse die alten Weisen stets nur in Uniform und moderner Toilette getanzt worden sind. — Heut ist es Vorschrift, daß jeder Offizier, jede junge Dame, die überhaupt bei Hofe eingeladen zu werden wünschen, diese Menuett in der Vollendung können und ebenso die später dort noch als dauernde Institution eingebürgerte Alte Française, sowie die Gavotte-Quadrille. Auf dem ersten Hofball der Saison von 1892 wurde die Menuett Don Juan von nur zwölf Paaren ausgeführt. Auch hier, wie bei allen bisher erwähnten Tänzen, war die Einstudierung durch Frau Köbisch-Wolden erfolgt.

Frl. von Bernewitz. Frl. Meta von Etzel.

Blumenballett vom Jahre 1902.
(Nach Aufnahmen des Hofphotographen Erich Sellin in Berlin.)

Und nun erscheint es wohl angezeigt, dieser Meisterin einige Zeilen zu widmen. Frau Wolden ist selbst eine hochbegabte Tänzerin und hat als Ballerina in verschiedenen europäischen Hauptstädten, so besonders in Amsterdam, Erfolge gehabt, bevor sie zum Solopersonal der Berliner Königlichen Bühne berufen wurde. Durch ihren Lehrer, den Ballettmeister Michel Hoguet, der schon die königlichen

Gräfin Eleonore von Harrach. Frl. Alice von Dirksen. Frl. von Wiedener.

Blumenballett vom Jahre 1902.
(Nach Aufnahmen des Hofphotographen Erich Sellin in Berlin.)

Maskenredouten, die Vorläufer des Opernhausballes, in der preußischen Hauptstadt arrangiert hatte, sowie durch ihren Schwager, den bekannten Tänzer Louis Hoguet-Vestris, Sohn des ebenerwähnten, war sie von jeher von den Traditionen ihrer Kunst, wie von jenen des Verkehrs mit hohen und höchsten Herrschaften umgeben. Die unbestrittene Stellung unserer Meisterin ist ein interessanter Beweis dafür, wie hoch ihre Kunst jetzt wieder bewertet wird. Der Kaiser ließ nicht nur alle von ihm befohlenen Tänze des XVII. und XVIII. Jahrhunderts durch Frau Wolden arrangieren, er machte diese letztere auch zur Lehrerin seiner Söhne und entsendet sie in jedem Herbst auf einen Monat nach Plön, um den kaiserlichen Prinzen Unterricht zu erteilen. Auch wenn zu den Festlichkeiten an anderen deutschen Fürstenhöfen Neues eingeübt werden soll, wird sie berufen. Auf die Schlösser des landsässigen Hochadels lädt man sie, und in sommerlicher Zeit erfreuen sich dort unter ihrer Leitung junge Mädchen an den für das Auftreten in der großen Welt so wichtigen komplizierten Tanztouren. Sämtliche, am Schlusse dieses Aufsatzes erwähnte öffentliche Tanzaufführungen wurden von ihr einstudiert und choreographisch arrangiert.

Die Saison von 1892, welche diesen Tanz zuerst wieder auf dem höfischen Parkett sah, stand völlig unter der Herrschaft der Menuett. Auch die jüngeren Angehörigen des königlichen Hauses, in erster Linie die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, wünschten sie zu tanzen. So übten die Prinzen und Prinzessinnen die kunstreiche Menuett à la reine ein, die Gardel zur Vermählung Ludwig XVI. mit Maria Antoinette komponierte und die auch nach den Schreckenstagen der Junirevolution in außerfranzösischen Ländern lange Zeit der Favorittanz der höchsten Kreise blieb. Auf dem zweiten Berliner Hofball 1892 wurde diese Menuett von einer Anzahl deutscher Fürstlichkeiten ausgeführt. Es wechselte nun die Menuett à la reine mit der Menuett Don Juan ab, um diese später ganz zu verdrängen. Königliche Prinzen und Prinzessinnen haben die Variante Don Juan in Berlin nie getanzt.

Gleich im Winter 1892, als Kenntnis und Übung der Menuett also noch nicht zum eisernen Bestandteil jugendlichen höfischen Wesens gehörten, nahmen deren Tänzer und Tänzerinnen nicht nur an Gewandtheit und Sicherheit, sondern auch, was die Zahl anbelangte, erstaunlich zu. Auf dem letzten Hofball traten bereits fünf Kolonnen von je sechs Paaren zu ihr an.

In den nächsten Jahren befahl der Kaiser noch die Einführung der Gavotte-Quadrille, sowie der Alten Française und des Schlußreigens. Die Alte Française ist ein echter Tanz des XVIII. Jahrhunderts, der Schlußreigen eine Komposition im edelsten altfranzösischen Stil. Die Gavotte-Quadrille — sie hat späterhin die Bezeichnung „Gavotte der Kaiserin" erhalten — entstammt nicht dem Arsenal der Vergangenheit. — Sie ist ein Tourenarrangement zu vier Personen, das einige königliche Tänzer zu Berlin zusammenstellten. Der Generalintendant Graf Hochberg interessierte sich dafür, und durch seine Vermittelung führten Mitglieder des Corps de Ballet es dem deutschen Kaiser vor. Im Aufbau lehnt die Gavotte-Quadrille sich an den bekannten Lancier, und dadurch, daß in ihr acht Personen in Beziehung zueinander treten, mangelt ihr immerhin ein großer Vorzug der echten Menuett und Gavotte. Denn in diesen tanzen, obschon von allen Paaren in den Kolonnen die Figuren selbstverständlich gleichzeitig ausgeführt werden, doch immer nur je eine Dame und ein Herr für sich und ohne Verbindung mit den anderen Nachbarn. Damit ist der Freiheit und Feinheit der Bewegungen der größtmögliche Spielraum und für die Entfaltung der Gewandtheit des einzelnen Paares eine ideale Grundlage gegeben. Aber Zutaten und Schrittformen der echten Tänze der Rokokozeit schmücken auch die Gavotte-Quadrille, und so darf sie sich ebenfalls mit dem Schein altfranzösischer Tanzkunst umkleiden.

Ein berliner Hofball sieht also heute ganz anders aus, als etwa vor zwölf Jahren. Von der Reihenfolge der Tänze sind nur die Galoppaden und Lanciers geblieben. An erster Stelle herrschen Menuett und Gavotte. Die am Berliner Hofe längst nicht mehr getanzte Française ist in ihrer ältesten Form glänzend wiederaufgetaucht. Der Schlußreigen verdrängte den Kotillon.

Und all' diese altneuen Tänze sind nicht nur durch die komplizierten Touren, sondern viel mehr noch durch die strengen Vorschriften, die sie an jedes Glied des Körpers stellen, wirkliche „Kunst", die nicht jeder erlernt. Es gibt aber eine ganze Reihe berühmter Tänzer und Tänzerinnen in der Berliner Hofgesellschaft. Wenn ehedem ein Don Juan von Österreich die Reise nach Paris unternahm, nur um Margarete von Valois, die vollendetste Tänzerin ihrer Zeit, im Menuett zu bewundern, so staunt auch heute der Zuschauer ein ausgezeichnetes Paar an und sieht mit ästhetischem Hochgenuß, wie in den langen Reihen die schwebenden Gestalten, die schlanken Kavaliere und sylphidenhaften Mädchen so vornehm und gemessen schreiten, sich verschlingen und neigen.

Frau Marie Köbisch-Wolden.
(Nach einer Aufnahme des Hofphotographen J. C. Schaarwächter in Berlin.)

Frl. von Schmidthals und Herr von Boddien. | Frl. von Stumm und Herr von Barton, gen. von Stedmann. | Gräfin E. von Harrach und Herr von Mitzlaff. | Gräfin Schulenburg und Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg.

Blumenballett vom Jahre 1902.
(Nach Aufnahmen des Hofphotographen Erich Sellin in Berlin.)

Eine ganz besondere Gelegenheit für die Entfaltung alter Tanzkunst bot das historische Trachtenfest, das zur Einleitung der Centenarfeier des Jahres 1897 am 27. Februar, dem Hochzeitstage der Majestäten, im Königsschlosse stattfand. Und einen wundervollen Rahmen gab es ihr. Es sei hier nur an die Überfülle geschichtlich interessanter Momente und malerisch reizvoller Bilder erinnert, die das Fest einschloß, die auf- und abebbende Flut farbiger Erscheinungen! Damen in Gewändern von großem Stil, in gewaltigen brillantendurchblitzten Lockenfrisuren, über denen Reiherfedern nickten; Kavaliere in der alten Hoftracht mit Escarpins und bunten Sammetfräcken, auf der gepuderten Perücke den Dreispitz; ungarische und polnische Magnaten in farbenprangender Nationaltracht. Offiziere in alten Regimentsuniformen, wildblickende Bosniaken, kursächsische Reiterei.

Auch die Rundtänze, wie sie vor hundert Jahren eben aufgetaucht waren, gelangten an diesem Abend zu ihrem Recht: der Walzer und der Schottisch. In den alten Kostümen erschienen Menuett und Gavotte doppelt wirkungsvoll. Auserlesene Paare von untadelhafter Grazie und stolzesten Namen traten zu ihnen und der alten Française an.

Unter den Kavalieren sah man den Erbprinzen von Sachsen-Koburg und Gotha, den Herzog Adolph Friedrich zu Mecklenburg-Schwerin, den Prinzen Ernst von Sachsen-Altenburg, den Fürsten Lynar, die Grafen Albrecht und Viktor zu Eulenburg, den Grafen Friedrich Franz von Hochberg, den Prinzen Johann Georg zu Schönaich-Corolath. Unter den Damen die Prinzessin Feodora zu Schleswig-Holstein, die Prinzessin Salm-Horstmar, die Gräfinnen Bertha von Bassewitz und Armgard zu Stolberg-Wernigerode, Hofdamen Ihrer Majestät der Kaiserin, mehrere Gräfinnen Kanitz, die Gräfin Eleonore von Harrach, die beiden schönen Schwestern Gräfinnen Anna und Elisabeth von Schlitz genannt von Goertz, Töchter des Bildhauers und Direktors der Weimaraner Kunstakademie.

All dies freudige Gewoge wurde eingeleitet durch den Fackeltanz der Majestäten und der übrigen höchsten Herrschaften, einfache Rundgänge unter wechselndem Vorantritt, zu welchen nacheinander zwei Fackeltänze aus dem Jahre 1793 ertönten. Beide waren sie dermaleinst auf der Hochzeit des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. mit der jungen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz gespielt worden. Reminiscenzen knüpften sich auch an die anderen Musikstücke. Gleich der erste Rundtanz war der einst berühmte Lieblingswalzer der Königin Luise. Die Musik der alten Française

entstammte ebenfalls der Handbibliothek dieser hohen Frau.*)

Verschollene Größen wie Czibulka der Ältere, der auf Mozartscher Bahn wandelnde, melodiöse Lauer in seinen drei Walzern, der charaktervolle Dittersdorf in Fackeltanz und Schlußreigen, Vestris in der Gavotte, kamen in anderen Tänzen zu Worte. Wo es irgend anging, hatte man die ehemalige Orchesterbearbeitung beibehalten. Minder rauschend, als wir es heute gewohnt sind, aber ungemein sympathisch, frohlautend und lieblich wie Vogelzwitschern und Quellgemurmel, erklangen die Violinen, Oboen und Hörner, Klarinetten und Fagotten, zwischen die der Brummbaß hineindröhnte.

So hatte der Tanz als Kunstform in der Neuzeit wieder Wurzel geschlagen. Lange Zeit blieben die Musterleistungen der Hofgesellschaft auf diesem Gebiete internes Gut der beteiligten Kreise. Dann kam man auf den Gedanken, sie für die Wohltätigkeit nutzbar zu machen. Gesungen und gespielt und in lebenden Bildern gestanden hatte die junge Aristokratie schon ungezählte Male zum Besten der Armen. Getanzt — — höchstens einzelne Darsteller im Zwischenspiel eines Theaterstückes, etwa in „Kurmärker und Picarde". Meines Wissens zum ersten Male zeigte in einer Festvorstellung des Militär-Hilfsvereins im Winter 1899 eine Anzahl von Damen und Herren der Aristokratie öffentlich ihre Tanzkunst des alten Stils, von der man nun schon soviel hatte sagen hören. Eine Polonaise und ein Gruppenwalzer aus dem Jahre 1830 mit Musik von Lanner wurden zur Schau gebracht. An ihrer Spitze Fräulein Hildegard Edle von der Planitz, Tochter des Generalinspektors der Kavallerie, und die beiden Fräulein von Bock und Polach, Töchter des kommandierenden Generals des Gardekorps, zogen zwölf Paare auf die Bühne. Sie trugen das Kostüm der Biedermeierzeit, die Herren enge Beinkleider, bunte Fräcke, hohe Vatermörder — die Damen faltige, großblumige Kleider und hoch und spitz über die Stirn sich erhebende Frisuren. Und in echter und harmloser humoristischer Grazie der Biedermeierzeit erreichte die geschickte Tanzkunst der frischen Jugend einen glänzenden Erfolg, der ähnliche für den wohltätigen Zweck bestimmte Unternehmungen der Hofgesellschaft mit aller Sicherheit heraufzubeschwören schien.

Es fanden dann in der Folge als Zwischennummern im sonst aus Theaterstücken und lebenden Bildern bestehenden Programm da und dort aristokratische Tanzaufführungen statt, die jedesmal Ereignisse der Saison bildeten. Interessant durch ihren zeitgeschichtlich sehr echten Hintergrund war besonders die eine im Lessingtheater. Sie stand unter dem Patronat der Frau Hausminister von Wedel und ihr Scenarium war von dem Bildhauer Cuno von Uechtritz entworfen. Es führte an den üppigen Hof zu Trianon. Die Bühne zeigte zuerst in einem lebenden Bilde die Königin Maria Antoinette, von ihrem Gefolge umgeben. Traumhaft schöne Frauengestalten scharten sich um die durch Gräfin Schönborn-Wiesentheid, Gemahlin des damaligen Adjutanten des Reichkanzlers Fürsten Hohenlohe, dargestellte Hauptfigur der später so unglücklichen Fürstin; die Kostüme waren von strahlender Pracht. Vor dem Hintergrunde dieses lebenden Bildes und zur Ergötzung des gedachten französischen Hofes tanzten dann zwölf Paare — junge Aristokratinnen und Offiziere der Potsdamer Garderegimenter — eine Rokokogavotte.

Ein stolzes Publikum füllte dichtgedrängt die Ränge.

Die glänzendste Schaustellung ihrer Tanzkunst aber behielt die Hofgesellschaft dem letztvergangenen Winter vor. Zwar war, was man diesmal bot, nicht altfranzösische Schule, mit der dieser Aufsatz sich sonst beschäftigte. Aber die Veranstaltung mag sich trotzdem dessen Rahmen einfügen: ohne die Fertigkeit, die Kunst, welche den Darstellenden aus der Übung der Menuett und Gavotte entsprungen waren, hätte man es niemals wagen können, Dilettanten vor einer Zuschauerschaft von mehr als tausend Personen solch eine Aufgabe anzuvertrauen. Ein richtiges Tanzdivertissement gab es diesmal, ein Tanzdivertissement, wie man es sonst auf der Bühne sieht, wenn auch selbstverständlich in Figuren und Bewegungen hier mit der höchsten Decenz eingerichtet. Von einem Angehörigen des königlichen Hauses, dem Prinzen Joachim Albrecht von Preußen, war die Musik dazu geschrieben

*) „Musik am Preußischen Hofe" von Georg Thouret. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

worden. Die Patronage lag wieder in den Händen der Frau Hausminiſter von Wedel. Das Leſſingtheater bot die Stätte. Ein ſanftes, leiſes Adagio erklang; im Vordergrunde der in Dämmerung gehüllten Bühne ruhten als Blumen gewandete ſchlafende Mädchengeſtalten, die reizendſten unter dem jungen Nachwuchs der Hofwelt: Gräfin Renate von Harrach, Fräulein von Etzel, Fräulein von Dirkſen u. a. Hinter den Blumen ſtanden, ſchleierumwallt, die Sterne; ſie kamen hervor und ſchwebten einen Reigen, um dann zu verſchwinden. Die Bühne erhellte ſich, die Sonne ging auf. Von Elfen umgeben erſchien Titania, mit ihrem Zauberſtab die Schlafenden zu berühren. Die Blumen erwachten, auch ſie verſchlangen ſich zu anmutigen Tanzfiguren. Schäfer tauchten auf. Ein Fliehen und Folgen und endlich zu ſchwebenden Paaren Sichzuſammenfinden entſpann ſich zwiſchen ihnen und den Kindern Floras.

Das Haus war dichtbeſetzt. Von allen Plätzen gleißten und funkelten Brillanten, Uniformen und Orden. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Eitel Friedrich und viele andere Fürſtlichkeiten waren anweſend. Der prinzliche Komponiſt, die Darſteller und Darſtellerinnen, wie die Protektorin des Abends, Gräfin von Bülow, Gemahlin des Reichskanzlers, quittierten die Ehren und den Beifall. Voll Poeſie war dieſe Tanzaufführung, und was ſie an Können bot, mochte allerdings wohl mit das Höchſte bieten, was vollentwickelte körperliche Grazie von Dilettanten überhaupt erreichen kann.

Das Gejaid.

von **Frida Schanz.**

Sein Herz ſchlägt wild; ſein Blick iſt angſtverglaſt;
Weitaus ins Nachtſchwarz klafft noch Tür und Fenſter:
Das Nachtgejaid iſt durch ſein Haus geraſt.
Aut aus dem Halbſchlaf ſchrien ihn die Geſpenſter.
Hilthorngeſchmetter; Flucht von wunden Hirſchen;
Raſende Meuten kläffend hinterdrein.
Koplos ein Jäger, dampfend heiss vom Pirſchen,
Gelles Gelächter, Fauchen, Huſſaſchrein. —
Schrillend Gevögel, ſchwirrende Geſchoſſe,
Waldweiblein, wimmernd, überſtrömt von Blut.
Die zitternden, durchſicht'gen, weiſſen Roſſe
Fraſſen auf ſeinem Herd die letzte Glut. — —
In eines Augenaufſchlags Zeit dahin
Der Zug der Hetzenden und der Gehetzten! —
Jäh traf ihn noch der Klageblick der letzten,
Ewigkeitsmüden, weiſſen Jägerin. — —

Dem Jagen nach: Sturmſchrei und Eisesſchauer.
Er ſtarrt ins Nichts, den Blick von Angſt verglaſt.
Im wilden Fieber lag der junge Bauer
Am Tag, nach dem das Heer ſein Haus durchraſt. —

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Wie jede andere Kunst, hat auch die Kunst des Titelfindens ihre Technik, die geübt sein will, ihre Gesetze, die beachtet sein wollen. Auch in ihr gibt es Talente und mittelmäßige Begabungen, Meister und Stümper. Und man kann sehr wohl ein tüchtiger Poet, Maler, Musiker, zugleich aber ein recht unglücklicher Titelfinder sein. Es ist nicht immer leicht, die Inhaltsangabe oder Tendenz eines Werkes in ein paar bezeichnende Worte zusammenzudrängen, daher ist denn auch nur zu oft die Brücke, die Titel und Werk miteinander verbindet, eine überaus windige, schwach gefügte. Ohne Mühe ließen sich zahlreiche Fälle anführen, in denen der Titel ganz nichtssagend ist oder der Wucht des Werkes gegenüber kleinlich erscheint. Ebenso zahlreiche Fälle aber, in denen irgend ein hochtrabender Titel Erwartungen weckt, die das Werk in keinerlei Weise erfüllt. „Das große Licht", „Das dunkle Tor", — das sind Aufschriften, wie sie über den phantastischen Wunderbauten orientalischer Mystik zu prangen pflegen. Wenn Felix Philippi dergleichen als Aushängeschilder für seine harmlosen Trivialitäten verwendet, so ist das, milde gesagt, ein loser Scherz. Vielleicht wäre es möglich, aus der Art der Titel, die irgend eine Epoche mit Vorliebe gebraucht, auf den Charakter der Zeit zu schließen. Zweifellos wird eine Zeit, die in schlichter Pflichterfüllung ihre Größe sucht, schlichte Titel, eine Epoche mit überreiztem Empfinden schwulstige Titel zeitigen und bevorzugen. Zu allen Zeiten freilich hat man immer wieder die einfachste und bequemste Methode gepflegt, ein Buch kurz und gut mit dem Namen seines Helden oder seiner Heldin zu benennen. Und diese Methode ist denn auch in allen Fällen berechtigt, wo die menschliche Entwickelung des Helden oder der Heldin den Wesenskern des Buches ausmacht, besonders wenn der Name aus Geschichte und Sage bekannt und so in sich selbst ein Programm ist.

Anlaß zu diesem Ausflug ins Titelwesen gibt mir der jüngste Roman Hans Hopfens, der unter der Flagge: „Gotthard Lingens Fahrt nach dem Glück" (Berlin, G. Grote) sich ins Meer der Öffentlichkeit hinauswagt. Flagge und Ladung decken sich durchaus, rein äußerlich genommen. Es ist eine Fahrt, die Gotthard Lingen, der Held des Romans, unternimmt, und sie richtet sich auf ein Ziel, in dem Gotthard Lingen das Glück, sein Glück sucht. Trotzdem ist nach meinem Empfinden der Titel zu groß gefaßt; es liegt etwas in dem Klang der Worte, was einen ideelleren, auf höhere Ziele gerichteten Inhalt verheißt, als ihn die reizvolle, aber in ihren Wesenszügen keineswegs außerordentliche Liebesgeschichte, die Hopfen erzählt, umspannt. Es finden sich überall Ansätze zu einer Vertiefung und Verinnerlichung des Themas, aber diese Ansätze kommen nicht zur Ausführung; in Breite und Fülle ausgestaltet werden nur die äußeren Vorgänge, die Lustspielmotive, die der Stoff in sich birgt.

Gotthard Lingen ist das, was man einen begabten Durchschnittsmenschen nennen darf. Durch Strebsamkeit und Tüchtigkeit hat er es früh zum Legationsrat gebracht, er gilt etwas bei seinen Vorgesetzten und ist beliebt in der Gesellschaft, insonderheit bei den Damen. Auch der Tochter seines Chefs hat er es mit seiner Persönlichkeit angetan, und Vater Excellenz hat gegen eine Heirat nichts einzuwenden, als das Eine, daß der gute Lingen nicht von Adel ist, ein Mangel, der nur zu geeignet ist, seine diplomatische Karriere zu beeinträchtigen. Fräulein Sabine aber weiß ein Mittel zur Abhilfe. Einer der Lingen hat sich vor Zeiten mit einer italienischen Gräfin, einer Renieri, verheiratet gehabt; Gotthard erhält daher den Wink, den Versuch zu machen, ob nicht Titel und Name der Renieri auf seine Person übertragen werden können. Mit Freuden erfaßt der junge Mann den Wink und verspricht, das Seine zu tun; bei all seinem diplomatischen Geschick ist er der Frau gegenüber, die er liebt, wie ein Kind. Er ahnt nichts von ihrer Oberflächlichkeit, er merkt nichts von ihrem koketten Spiel, das sie mit ihm treibt, und er sieht nicht, wie kleinlich die Rolle ist, die man ihm zuweist. Mit Begeisterung vertieft er sich in den Plan, den gut deutschen Lingen in einen italienischen Renieri zu verwandeln, und sobald er Urlaub erhält, begibt er sich auf die Reise, um nach Abkömmlingen des altvenezianischen Geschlechts Ausschau zu halten. Die Fahrt nach dem „Glück" beginnt. Wie Gotthard ermittelt hat, haben die Renieri, nachdem sie in Venedig selbst ihre Rolle ausgespielt, ihren Stammsitz nach einer Stadt in Dalmatien verlegt. Dorthin also macht er sich auf. Er hat aber Mühe, die Renieri auszukundschaften, denn auch in Dalmatien ist es mit dem Geschlecht längst bergab gegangen. Die erste Dame des edlen Hauses, die Gotthard entdeckt, fristet ihr Dasein als Bettlerin am Kirchenportal. Und um den Bruder dieser Dame, den Großonkel Gotthards, ist es nicht viel besser bestellt. Als Garibaldianer hat er dereinst für Italiens Einigung mitgekämpft, ist dann Advokatenschreiber und schließlich Tagedieb geworden. So oft er aber auch mit dem Hunger zu kämpfen hat, so hat er sich doch eine

gewisse Würde und Vornehmheit bis ins Greisenalter hinein bewahrt. Gotthard beeilt sich, den lieben Verwandten eine Rente auszusetzen, um ihre Verhältnisse einigermaßen renieriwürdig zu gestalten. Zum Dank dafür erklärt sich der Conte bereit, den Großneffen zu adoptieren. Und Gotthard Lingen erreicht auf diese Weise sein Ziel, den Titel eines Grafen Renieri, mithin die erste Etappe zum ersehnten Glück. Aber nur zu bald merkt er, daß das Schicksal ihn zum Narren gehabt hat, ihn genarrt hat, um ihn auf den rechten Weg zu bringen. Ehe er freilich dahin gelangt, muß er kuriose Quer- und Seitenwege einschlagen. Einer von diesen führt ihn zunächst in eine Matrosenkneipe bedenklichster Art. Graf Julio Cesare Pantaleone bei Renieri hat nämlich noch eine Enkelin, Enriquetta, die ihr Brot als Variétésängerin sich verdient. Das hindert den Conte durchaus nicht, sehr stolz auf die Kleine zu sein, und er ruht nicht eher, als bis er die Bekanntschaft zwischen Cousin und Cousine vermittelt hat. Zu diesem Behufe muß Gotthard mit in die Matrosenkneipe, wo er nach kurzer Zeit in eine solenne Prügelei verwickelt wird. Die Sache kommt in die Zeitungen, entstellt, übertrieben, und gelangt schließlich auch dem Fräulein Sabine zu Ohren. Das ist Wasser auf ihre Mühle. Die lange Abwesenheit des Geliebten hat ihre Neigung gründlich abgekühlt, und da gerade ein Reichsgraf, eine echte Erlaucht, um sie wirbt, so ist ihr der Zeitungsklatsch ein willkommener Vorwand, dem nichtsahnenden Gotthard den Absagebrief zu schreiben. Aus Stil und Inhalt dieses Schreibens erkennt der Vielgeprüfte, wie hohl das Idol war, dem er Anbetung, welch einer herzlosen Kokette er sein Herz gewidmet hat. Und da sein Erlebnis auch im Kreise der Vorgesetzten Anstoß erregt hat, so setzt er sich hin, schreibt sein Abschiedsgesuch und verbrennt alle Briefe der weiland Geliebten mitsamt dem Diplom, das ihn zum Grafen Renieri macht. Das Ding hat für ihn, der über Nacht reif geworden, keinen Wert mehr. Als freier Mann tritt er in die zweite Hälfte seines Daseins und zugleich in den zweiten Romanteil ein. Dieser zweite Teil ist im Grunde eine Erzählung für sich, die mit dem ersten Teil nur sehr lose verknüpft ist. Es ist nicht recht einzusehen, weshalb der Dichter die weiteren Abenteuer seines Helden nicht enger mit der Renierigeschichte verwebt hat; das Ganze wäre dadurch einheitlicher geworden. Um unter neuen Eindrücken das Leid, das ihm widerfahren, gleichsam zu begraben, setzt Gotthard Lingen die Reise, die ihn nach Dalmatien geführt, südwärts fort, und so kommt er schließlich nach Sizilien, wo er längeren Aufenthalt nimmt. Eines Tages, als er sich gerade innerhalb der Theaterruinen bei Taormina lang ins Gras gestreckt hat, erblickt er eine Dame, von einer Schönheit, „als sei die Antike lebendig geworden und stünde nun leibhaftig, von der Sonne vergoldet, über ihm. War dies nicht das reine griechische Profil mit der klassischen Linie von der Stirn bis zur feinen Nasenspitze, ruhig, ernst und streng, als wär' es aus Stein geschnitten?“ Sie sehen und sich verlieben, ist für das leicht empfängliche Herz Gotthards eins. Tagelang verfolgt er die Schöne, bis er es endlich erreicht, ihr einen Dienst erweisen zu können. Sie aber bleibt kühl und zurückhaltend. Zur selben Zeit taucht das weiland Fräulein Sabine, jetzt Reichsgräfin Gallhausen, wieder auf; sie ist mit Gemahl nach Sizilien gereist, eigens zu dem Zweck, um das alte Verhältnis mit Gotthard zu erneuern. Der Begriff Ehebruch ist für die Kokette bedeutungslos. Gotthard aber flüchtet vor ihr, wie einst Joseph vor der Potiphar. Ein Dampfer trägt ihn wieder nordwärts. Nachts erwacht der Flüchtling, von einem Schrei aus dem Schlaf geschreckt. Er springt auf und findet die Schöne, die ihn abgewiesen, wie sie sich ängstlich vor einer Ratte verkriecht. Ein echt Hopfensches Mittel, zwei Liebende zusammenzuführen. Die beiden Passagiere kommen in näheren Verkehr, und es ergibt sich, daß die „leidhaftige Antike“ eine deutsche Dame aus Wiesbaden, Frau Juliane von Zesen, ist. Und dazu die Fahrt nach Sizilien! Frau von Zesen bekennt, daß auch ihr Herz gleich bei der ersten Begegnung mit Gotthard sich ihm zugeneigt hat. Aber sie fürchtet, nach den Erfahrungen, die sie in ihrer ersten Ehe gemacht hat, daß sie den Männern nur Unglück bringt. Daher ihre Zurückhaltung. Gotthard läßt sich natürlich nicht durch die Erzählungen der geliebten Frau ins Wanken bringen. Aber sie fordert für beide Teile eine Probezeit. Gotthard benutzt die Frist, um in wackerer Arbeit sein ererbtes, aber verwahrlostes Gut wieder in die Höhe zu bringen. Dann wirbt er von neuem, und nach einigen Irrungen, an denen der Conte Julio Cesare, der noch einmal den Schauplatz betritt, redlichen Anteil hat, können endlich die Verlobungskarten ins Land gehen. Ob es ein Dauerglück oder nur ein Flitterwochenglück ist, das Gotthard Lingen mit seinen Kreuz- und Querfahrten erreicht hat, davon schweigt des Sängers Höflichkeit.

Der Roman hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck. Es ist im ganzen ein Lustspielstoff, den Hopfen behandelt, aber für den Stoff erscheint der Stil zu schwer oder zu hoch. An mehr als einer Stelle würde ein saftigerer oder auch derberer Humor stärkere Wirkung erzielen, als die allzufeine Erzählungsweise Hopfens, die stets in den Grenzen des Salonmäßigen bleibt. Zuviel Kunst, zuviel Literatur, zuwenig Natur. Allerdings bietet der Stoff neben den lustspielhaften auch ernstere Elemente. Aber die kommen nicht recht zur Entfaltung. Weder die Charakteristik noch die Handlung geht in die Tiefe, gegenüber dem Behagen, mit dem der Dichter alles Äußere behandelt, kommt das Streben nach Innerlichkeit zu kurz. Von dem Rauschen der seidenen Röcke, die Frau Juliane trägt, erfährt der Leser beinah mehr, als vom Seelenleben der Dame, und das far niente des guten Gotthard wird breiter und lebendiger dargestellt, als sein Arbeiten und Schaffen auf dem Gute. Gegenüber dem Sinnlichen tritt das Geistige in den Hintergrund. Mit diesen Schwächen aber, — wenn es erlaubt ist, das, was gerade die Eigenart eines Schriftstellers ausmacht, Schwäche zu nennen — stehen die Vorzüge in enger Verbindung: die virtuose Erzählungskunst Hopfens, die

glänzenden Schilderungen, die er gibt, die Grazie seines Stils, der Hauch von Pikanterie, der über dem Ganzen ruht.

Noch hat, soviel ich weiß, kein strebsamer Philologe den Versuch gemacht, eine Ästhetik des Buchtitels zu schreiben und die Fülle der Titel unter Rubriken zu ordnen. Unter Rubrik I würde er wahrscheinlich die Namenstitel zusammenfassen: „Faust", „Wilhelm Tell" 2c. Ia würden dann die Namen mit Eigenschaftswort bilden: „Der arme Heinrich", „Der grüne Heinrich"; Ib die Namen mit Zweckbestimmung, wie „Wilhelm Meisters Lehrjahre und Wanderjahre". Hierher würde auch der Titel des Heyseschen Romans gehören. Eine zweite Rubrik könnte die Titel umfassen, die vom Schauplatz der Dichtung hergenommen sind. Als Beispiel darf hier der Titel der Novellensammlung dienen, die Paul Heyse neuerdings im Verlage von J. G. Cotta, Stuttgart, veröffentlicht hat: „Novellen vom Gardasee." In jeder dieser Novellen spielt sich die Handlung in der Umgebung des Gardasees oder auf dem See selbst ab, und der Leser empfängt ein lebendiges, vielfach berückendes Bild von dem Zauber der See- und Landschaft. Insofern führt das Buch seinen Titel mit Recht. Nur zum Teil aber stehen die einzelnen Handlungen mit der geschilderten Landschaft in notwendiger Verbindung; mehr als eine der Erzählungen könnte ebensogut die Gegend des Wörthersees oder schließlich selbst die Lüneburger Heide zum Schauplatz haben, ohne daß sich am Wesentlichen der Handlung etwas zu ändern brauchte. Ich stelle das als Tatsache hin, ich will nicht behaupten, daß es ein Mangel ist; wäre es einer, so müßten Hunderte von Romanen und Novellen fehlerhaft erscheinen. Der unbedingte Einklang zwischen Schauplatz und Vorgängen, zwischen Ort und Mensch, wie er z. B. in Flauberts „Salambo" zu Tage tritt, findet sich seltener, als es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen möchte. Inhaltlich erheben diese neuesten Novellen Heyses nach der Seite des Geistigen, Ideellen hin keine allzu hohen Ansprüche; im großen Ganzen handelt es sich um leichtere Phantasiespiele, wenn auch immer wieder leidenschaftliche Töne hineinklingen und edle Menschlichkeit, ethische Feinfühligkeit überall ansprechend zur Geltung kommt. Eine der Novellen „Die Macht der Stunde" ist bereits in einer Sonderausgabe erschienen und ihrerzeit, wenn ich nicht irre, hier in den Monatsheften von mir besprochen worden. Von den übrigen will ich in flüchtiger Skizze den Grundriß zu zeichnen versuchen. 1. Gefangene Singvögel. Giuditta, eine Schneiderin in Toscolomo, ist durch ihre körperliche Mißgestalt von Kindheit an von den Sinnenfreuden der Welt so gut wie ausgeschlossen. Infolgedessen hat sich in ihr eine natürliche Abneigung gegen die Welt der Sinnlichkeit, eine asketische Scheu vor ihr entwickelt. Vergeblich aber sucht sie ihren hübschen lebenslustigen Schwestern, die mit ihr zusammen hausen, denselben Widerwillen einzuimpfen. Schon sind zwei der Schwestern auf und davon gegangen und „auf schlimme Wege" geraten. Um so sorgsamer hält Giuditta die jüngste von der Welt abgeschlossen, sie hält sie, wie ihre Singvögel, in engem, allzuengem Käfig. Eine Zeitlang scheint es, als ob die holde Adele sich in das Schicksal widerstandslos ergeben wolle. Als aber Giuditta Anstalt macht, sie in ein Kloster zu bringen, um sie für immer vor jeder Verführung zu sichern, da stiehlt sich auch die Jüngste hinweg, um lieber in der Freiheit zu verderben, als in der Gefangenschaft zu verwelken. 2. San Vigilio. Der neugebackene Doktor Wilm Lornsen kommt nach Gardomo, um hier mit seiner Liebsten zusammenzutreffen. Seit Jahren hat er um sie geworben, nun, wo er seine Studien beendet, will er für alle Mühe eine Braut zum Lohn. Zu seinem Schrecken aber erfährt er, daß die liebliche Stina bereits verlobt ist mit einem anderen. Sie hat nach langem Kämpfen dem Drängen der Mutter nachgegeben, und schließlich willig nachgegeben, weil allerlei böse Zufälle und Mißverständnisse ihr den Verdacht aufgenötigt haben, der gute Wilm sei ihr untreu geworden. Wilm überschaut die Sachlage mit Feldherrnblick. Rasch entschlossen bittet er die junge Braut um eine Aussprache, und, um ungestört zu bleiben, ladet er sie zu einer Kahnfahrt ein. Sobald er die Geliebte bei sich im Kahn hat, entführt er sie ans andere Ende des Sees, und beide verbringen miteinander eine Nacht in San Vigilio. In aller Ehrbarkeit verbringen sie die Nacht; trotzdem ist Stinchen unrettbar kompromittiert, die Verlobung wird aufgehoben und Wilm Lornsen hat die Bahn wieder frei. 3. Entsagende Liebe. Das Verhältnis zwischen den drei, Mann, Frau und Liebhaber in neuer Ausgestaltung. Stadtrat L. hat seine junge Frau, die seit langem kränkelt, an den Gardasee geführt. Mit den beiden zugleich trifft ein Freund des Mannes ein, der ebenfalls Erholung sucht. Eines Tages wird dem Mann hinterbracht, daß sich zwischen dem Freunde und der Frau ein Liebesverhältnis entsponnen hat. L. entdeckt, daß das Gerücht auf Wahrheit beruht. Er hatte Gelegenheit, die Liebenden in enger Gemeinschaft zu überraschen, aber im letzten Augenblick entschließt er sich, die Gelegenheit nicht auszunutzen. „Du Narr — sagt er sich — was bildest Du Dir ein? Was hast Du denn Deiner Frau so besonders Herrliches erwiesen, daß sie Dir nun bis ans Grab dankbar sein müßte? Du hast das junge Mädchen zu Deiner Frau gemacht, ohne viel zu fragen, ob ihr Herz auch mit in den Kauf ging ... Und jetzt wacht in ihr, zehn Schritte vom Rande des Grabes, ein Glückshunger auf, den Du mit Deinem Luxus, Deinen Zärtlichkeiten nicht stillen kannst, und da begegnet ihr einer, der das alles könnte, wenn sie ihn früher gefunden hätte, und erheilert ihr Herz und erquickt ihre Sinne, und Du willst es ihr als Todsünde anrechnen, daß sie sich ihn an den Hals wirft? ..." Und so kommt es, daß er in selbstloser, entsagender Liebe seine Frau das letzte Glück, das ihr blüht, ungestört genießen läßt. 4. Eine venezianische Nacht. Der Leser lernt eine junge Amerikanerin kennen, die von einem gespenstischen Verhängnis verfolgt wird. Einst hat sie mit einem Dichtersmann geflirtet; er hat das Verhältnis sehr ernst, sie sehr leicht genommen. Spöttisch weist sie ihn zurück, als er förmlich um sie wirbt. Da erklärt

Digitized by Google

Dora Sommerstorff. Nach einer Aufnahme von Prof. Dr. M. Wilhelm Meyer-Berlin.

Dieses Bu
Digitized by Google

er ihr: „Sie werden erleben, daß ich einen starken Willen habe. Und kraft dieses Willens sage ich Ihnen, wenn ich Sie nicht besitzen soll, werde ich hindern, daß irgend ein anderer Mann Sie jemals besitzt.“ Er spricht's und erschießt sich, aber trotzdem oder gerade dadurch setzt er seinen Willen durch. Jedesmal, wenn sich Miß Evelyn in ein Liebesverhältnis einläßt, ertönt jählings ein Schuß. Meist klärt sich die Tatsache des Schusses sehr einfach auf, gleichwohl kann die junge Dame das Grauen, das sie immer wieder befällt, nicht überwinden, und so unterdrückt sie jede aufkeimende Neigung ... Eine jener Spukgeschichten, wie sie Heyse zu erzählen liebt. Jeder kann sie ausdeuten, wie er will, der Rationalist rationalistisch, der Okkultist okkultistisch. 5. Antiquarische Briefe. Ein „ältliches Mädchen“ hat die Schwester verloren, mit der sie Jahrzehnte hindurch in engster Lebens- und Leidensgemeinschaft verbunden war. Damit sie in der ungewohnten Einsamkeit nicht verkümmere, und die Leere ihres Daseins mit irgend einer Tätigkeit sich erfülle, rät ihr der Arzt, ihren Sinn für antiquarische Freuden weiter auszubilden. Sie folgt dem Rat und zieht aus, Antiquitäten zu sammeln. Statt aber mit alten Truhen und Paramenten, kehrt sie heim mit einem Kinde, einer Waise, die sie am Gardasee aufgespürt hat. In dem jungen frischen Leben hat ihr Herz etwas Besseres gefunden, als alle Raritäten ihr je hätten geben können ... Wie man sieht, ein buntes Gemisch von Erfindungen, Empfindungen und Gestalten. In der Darstellung bewährt der Dichter seine alte Meisterschaft. Er ist immer noch der, der er war. Seine Weise veraltet nicht, wie die so vieler anderer Erzähler, die sich in irgend eine Manier verrannt haben. Heyse hat seinen Stil an Goethe und den italienischen Novellen gebildet. Schlichtheit, die nirgendwo ins Nüchterne geht, die stets lebendige Grazie atmet, macht den Grundzug seines Schaffens aus.

Von dem Schauplatz der Erzählung hat auch Adalf Wilbrandts jüngster Roman „Villa Maria“ (Stuttgart, J. G. Cotta) seinen Titel hergenommen. Gewidmet ist der Roman Paul und Anna Heyse; Heyse hat seine Novellensammlung Emma Klingenberg zugeeignet; jetzt ist die Reihe an Emma Klingenberg, Adalf Wilbrandt ein Buch zuzueignen, und der Widmungszirkel ist geschlossen. Weder geistig noch künstlerisch kann sich dieser jüngste Roman mit den früheren Meisterwerken Wilbrandts, mit „Fridolins heimlicher Ehe“, „Hildegard Wahlmann“, „Vater Rabinson“ messen. Wenigstens als Ganzes nicht, ja köstliche Einzelheiten er gibt. Das Thema, das gleich in den ersten Zeilen angeschlagen wird, das Thema von der „ewigen Ungleichheit“ zwischen Mann und Weib, wird nicht so energisch, ja großzügig durchgeführt, wie es die Bedeutung des Problems und die Grundanlage des Romans erfordert. Allerlei Nebensächliches überwuchert mit breitem Gerank den Stamm der Erzählung, der zuweilen kaum sichtbar bleibt. In der Villa Maria hausen zwei Schwestern, Adele und Maria. Adele ist eine schwache Natur, die immerfort der Leitung bedarf und immerfort sich kriten läßt. Grotesk nimmt sich die Erzählung aus, wie sie lange Zeit hindurch von einem rücksichtslosen Weib mittelst hypnotischer Beeinflussung ausgebeutet wird. Endlich gelingt es einer Freundin, sie dem Banne zu entreißen und sie von neuem dem Manne zuzuführen, von dem sie sich dereinst auf Betreiben ihrer Schwester hat scheiden lassen. Diese Schwester bildet den stärksten Gegensatz zu dem weiblichen Schwächling, der keinen Augenblick lang aus eigenem Antrieb heraus handelt. Maria fühlt sich menschlich als „Selbst Einer“, sie will nichts von Begrenzung weiblichen Könnens, nichts von irgend welcher Unterordnung unter den Mann, nichts von natürlichen Unterschieden zwischen männlicher und weiblicher Befähigung wissen. Wie sehr sie aber auch widerstrebt, schließlich verfällt sie doch dem bezwingenden Einfluß eines Mannes. Er versteht es, ihrem Selbstvertrauen zu schmeicheln, sie zu ködern durch den Gedanken, daß sich in ihm und ihr zwei gleich Starke, Adler und Adlerin, zueinander gesellen. Sie ergibt sich ihm, erfährt dann aber, daß er um sie gewarben hat, weil er eine Wette gemacht, die stolze Frau innerhalb acht Tagen zu erobern. In tiefer Beschämung gibt sie sich selbst den Tod. Ganz klar ist es mir keineswegs geworden, was Wilbrandt eigentlich beweisen will oder vielmehr in welchem Verhältnis seine Erzählung zu dem Beweisthema steht. Der Roman beginnt mit den Worten: „Du aber läßt Dich nicht äffen und nicht foppen, heilige Natur! Du geheimnisvolle, Dich nie ganz enthüllende, doch auch nie ganz verhüllte Mutter alles Lebens, die Du nichts ohne tiefe Absicht tust; die Du Dich spaltend von Dir selber trenntest, als Du Mann und Weib wurdest, damit aus der ewigen Ungleichheit die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit hervorginge und aus dieser das immer höhere, reichere Geschöpf; Du lächelst, wenn die ewig Ungleichen danach trachten, sich gleich zu machen.“ Die Wirklichkeit aber, die der Dichter vorführt, zeigt in der Tat sehr wenig von irgend welchen Ungleichheiten. Es gibt da starke Weiber und schwache Männer, Männer, die sich von Weibern gängeln lassen, und Weiber, die sich den Männern unterordnen. Die schwache Schwester wird von einem starken Weibe genasführt, die starke von einem staelen Manne betrogen. Einem derartigen Betrug kann aber auch jeder vertrauensvolle Mann erliegen, — was beweist das alles für die ewige Ungleichheit der Geschlechter? Daß sich Fräulein Maria unterfängt, mit dem Manne auch in körperlicher Kraft zu wetteifern, es ihm im Bergsteigen gleichzutun, das ist doch schließlich auch keine Unweiblichkeit. Unter den berühmten Alpinisten findet sich mehr als ein Weib, dessen Leistungen sich mit denen der Männer getrost messen dürfen. Wahrscheinlich ist mir über all den krausen Handlungslinien des Romans der geheime Sinn, den Wilbrandt hineingelegt, entgangen; hoffentlich findet sich ein Kommentator, der ihn enthüllt. Inzwischen halte ich mich an die packenden Einzelzüge, an die lebendigen Schilderungen, die jenseits aller Tendenz stehen. Künstlerisch aber krankt der Roman ebenso wie der Hopfensche daran, daß das Lustspielhafte mit dem Pathetischen und Tragischen nicht ganz so

organisch und harmanisch verwachsen ist, wie es um der nachhaltigen Wirkung willen notwendig wäre.

Den drei älteren Meistern Hapsen, Heyse, Wilbrandt gesellt sich als ein ebenbürtiger jüngerer Josef Lauff. Ja, wenn es einen Sängerwettstreit gälte, ja würde ich ihm diesmal sagar ohne Bedenken die Palme zuerkennen, ihm aber vielmehr seinem Roman „Maria Verwahnen“ (Köln, Albert Ahn), der unter den bedeutenden Erscheinungen der Gegenwart meinem Dafürhalten nach eine der bedeutendsten ist. Gleich anderen Werken Lauffs mutet auch diese Dichtung wie eine alte Ballade, ein inniges und doch auch wieder erschütterndes, van dunklen Schauern erfülltes Volkslied an. Ein berückender Zauber geht van der Gestalt der Heldin und van den Stimmungen aus, von denen das Werk durchwebt ist, wie eine Dichtung Ossians. Wie aus Nebeln steigen die Gestalten empor, schweben eine Zeitlang im verklärenden Licht und versinken dann wieder im düstren Grau. Ein lyrischer Duft ruht über jeder Szene, jedem Bilde, hier betäubend schwer, dort lieblich zart. Wahltuend aber wird immer wieder die Ramantik von einem kräftigen Realismus abgelöst ader durchsetzt, die Tragik von fröhlichem Humar, und jedes kammt zu seinem Recht, ohne das andere in seiner Wirkung zu gefährden; die Vereinigung ist hier so einfach und natürlich, wie im Leben selbst. Ein tiefmenschliches Problem ist es, das der Dichter behandelt, das Problem religiöser Ekstase. Maria Verwahnen ist eine typische Erscheinung, eine jener mystischen Schwärmerinnen von der Art der heiligen Therese, der Katharina Emmerich, der Luise Lateau. Aber sie ist nicht nur ein Typus, sie hat auch ihre Individualität; wie Schillers Jungfrau von Orleans scheitert sie, geht sie zu Grunde an dem Verhängnis, daß sich irdische Liebe in die himmlische hineindrängt. Daß diese irdische Liebe das Zentrum der Dichtung bildet, beeinträchtigt in gewissem Sinne die Bedeutung des Werks; dem Dichter bleibt kein genügender Raum, die früheste Entwickelung seiner Heldin zu schildern, darzustellen, wie ihre Eigenart geworden ist, wie sie mit Notwendigkeit zu ihren Ekstasen gelangt ist, wie in dieser Natur Sinnliches und Geistiges sich unbedingt so entfalten mußte, wie es geschieht. Aber es widerstrebt mir, mit nüchterner Kritik diesen Strom von Paesie zu sondieren und abzuschätzen. Nur auf das Eine will ich nach hinweisen, daß über all den lyrischen Verzückungen das epische Element, das reine Gestaltungselement nicht zu kurz kommt. Lauff bezeugt auch hier wiederum seine Kunst, Charaktere zu schaffen, die in jedem Sinne wie lebendige Wirklichkeiten wirken. Gestalten wie der Küster Perdje Puhl, der Jude Mases Herzlieb, der evangelische Pastor Abraham vam Welle haben etwas von dem Gepräge, das den Gestalten Shakespeares und Dickens' eigen ist. Ich bin mir bewußt, daß diese Anerkennung an Enthusiasmus grenzt, aber der Raman „Maria Verwahnen“ ist künstlerisch ganz dazu angetan, enthusiastisch zu stimmen.

Entsagung.

Von **Georg Balder.**

Jetzt wo meine Seele milder
Wird als wie in früh'ren Tagen,
Hör' ich oft ein Stimmlein sagen:
Frei, Geliebter, in der Zeit!
Und dann seh' ich süsse Bilder,
Dich und mich an eignen Tischen
Und ein feines Kind dazwischen,
Das mein' Lust und Seligkeit.

Ach wie gerne möcht' ich dem Mahnen
Folgen, wenn es möglich wäre!
Mannesfreiheit, Dichterehre,
Alles gäb' ich gern dafür!
Doch von meinen düstren Bahnen
Läßt sich keine Brücke bauen
Zu den heitern, ewig blauen,
Keine, Mädchen, bis zu Dir ...

Schon zu viel hab' ich vergeben!
Kraft und Jugend, einst besessen,
Ging verloren, ward vergessen,
In der Nacht, durch die ich trieb,
Und an solch zerstörtes Leben
Darf ich nicht Dein blüh'ndes binden,
Das noch Recht hat Glück zu finden,
Grade weil ich Dich so lieb! — —

Modern gehaltenes Wohnzimmer mit Empore. Ausgeführt von A. Bembé Mainz für Herrn Felix Kayser in Düsseldorf.

Illustrierte Rundschau.

Innendekoration von A. Bembé-Mainz; Möbel von R. u. F. Wille-Berlin. — Terrakotten von Fr. Goldscheider-Wien. — Tafelaufsatz und Grabdenkmal von Prof. Ernst Herter-Berlin. — Nordische Metallarbeiten. — Zu unsern Bildern.

Unsere diesmalige Rundschau beginnen wir mit einer Reihe von Abbildungen neuerer Inneneinrichtungen, die zeigen mögen, daß doch auch auf diesem Gebiet eine gewisse Klärung der Geschmacksrichtungen stattzufinden scheint. Die altberühmte Firma A. Bembé in Mainz, eines der ersten deutschen Geschäfte für Innendekoration, hat zwar niemals „modern um jeden Preis" sein wollen, ist vielmehr ruhig und zielbewußt ihre bewährten Pfade weiter gewandelt, ohne jedoch sich grundsätzlich dem guten Neuen zu verschließen. Denn das letztere kann heute kein Geschäft von Ruf mehr. Die Linienführung der neueren Richtung hat sich bereits zu tief und fest eingebürgert, als daß man sich ihr entziehen könnte; sie hat in eigentlich doch überraschend kurzer Zeit ihren siegreichen Einzug in alle Gebiete des Kunstgewerbes gehalten und sich auch in ihnen behauptet — jeder Rundgang durch die großen Berliner Läden in der Weihnachtszeit bewies das auch dem Widerstrebenden. Was dauernd von ihr bleiben wird, wer könnte das heute entscheiden! Ganz vergessen, ganz ausgelöscht aber wird sie gewiß nie wieder werden. Und das um so weniger, weil das allzu Extravagante, Exzentrische, Gesuchte in ihr heut schon auszuscheiden beginnt, und, immer ein gutes Zeichen, ruhigere, vornehmere Formen bevorzugt werden.

Es liegt in der groß angelegten Eigenart

Billardzimmer in flandrischer Renaissance. Ausgeführt von A. Bembé in Mainz.

Wintergarten.
Ausgeführt von A. Bembé-Mainz für Frau Walter Schüll in Düren.

des Bembéschen Geschäftes, daß das, was es gibt, eigentlich fast immer nur Kunst für die obersten Zehntausend, im ziemlich wörtlichen Sinne der Worte, ist. Auch aus den Abbildungen, die wir bringen, ersieht man, wie hier nicht für Mietswohnungen geschaffen wurde, sondern für Räume, in denen die Wände und Decken mit der Einrichtung in so harmonischen Einklang gesetzt werden konnten, wie das doch nur in Ausnahmefällen möglich ist. In geradezu mustergültiger Weise ist das in dem „Wintergarten" geschehen, wo die Wände mit roten und crèmefarbigen Kacheln bekleidet wurden, alle Holzteile rot lackiert sind, der große Teppich rot, Ton in Ton, gehalten ist; sehr schön ist der Kamin, ansprechend und behaglich sind die Korbmöbel. — Eine andere unserer Abbildungen gibt ein Wohnzimmer wieder mit einer sehr geräumigen Empore, auf deren Ausgestaltung (die Möbel sind weiß lackiert) augenscheinlich besonderer Wert gelegt wurde. Ich möchte einschaltend bemerken, daß die Stühle im vorderen Raum vorhanden waren und ohne weiteres in die neue Ausstattung des Raumes mit hinübergenommen wurden; es liegt damit hier wieder einmal der glücklich geführte Beweis vor, daß die Mischung wirklich guter Formen, wenn sie in bedachter Weise geschieht, für den Gesamteindruck durchaus nicht so gefährdend ist, wie

Damenzimmer
von R. u. F. Wille.
Ausgeführt von A. S. Ball-Berlin.

Speisezimmer (Ausschnitt) von R. u. F. Wille.
Ausgeführt von A. S. Ball-Berlin.

man oft anzunehmen geneigt ist: der Raum wirkt durch die geschickte Gliederung sehr anheimelnd. — Das dritte Bembésche Interieur, ein Billardzimmer, ist ohne Konzessionen an die Moderne in schön durchgeführter flämischer Renaissance gehalten; das Eichenholz schwärzlich

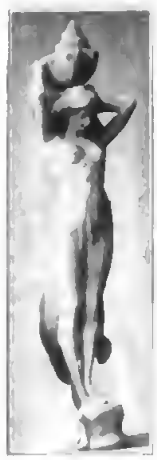
Büste Fanchon.
Von Haniroff.

Büste Constanze.
Von Bertrand.

zwischen die anderen Abbildungen — zumal in einem breit angelegten Hause wird die edle Renaissance ja stets für den einen oder anderen Raum ihre vollste Berechtigung behalten.

Schärfer ausgesprochen als bei den Arbeiten der Bembéschen Ateliers erscheint die Linienführung der Moderne in den Interieurs der beiden Räume, die R. u. F. Wille für das Berliner Möbelgeschäft von A. S. Ball entwarfen. Die einzelnen Stücke erscheinen mir in ihrem künstlerischen Werte etwas ungleich. Während z. B. die Stühle im Damenzimmer, Tisch und Uhr im Eßzimmer mir recht gefallen, kann ich mich für den wohl übermäßig hohen Sofaaufsatz nicht begeistern, und auch die obere Tür des Büffets ist mir allzu unruhig; hübsch und eigenartig ist sonst gerade das letztere in Form und Ausführung, nur kann wohl der Raum der oberen Seitenschränkchen bei der Krümmung der Wandfläche schlecht ausgenutzt werden. Unsere Hausfrauen aber haben ein Recht darauf, daß ihnen die Möbelkonstrukteure geräumigen Unterlaß gerade bei allen solchen wirklichen Gebrauchsstücken schaffen, wie ein Büffet es ist. —

Es ist noch nicht 20 Jahre her, seitdem die Kunstterrakottenfabrik von Friedrich Goldscheider in Wien in bescheidenstem Umfange begründet wurde. Heute sind jedwedem die Formen und Farben der Goldscheiderschen Terrakotten geläufig, die Fabrik beschäftigt an 250 Arbeitskräfte, und auf der Pariser Kunstgewerbestraße par excellence, der Avenue de l'Opéra, hat das Haus ein Verkaufsmagazin größten Stiles. Was die Goldscheiderschen Terrakotten so schnell berühmt gemacht hat, ist die Anmut der Formen und die flotte Behandlung der Modellierung. Allerdings darf man nicht übersehen, daß sich unter der großen Menge von Arbeiten auch recht vieles gar zu Süßliche, Barockwirkende und an italienische Marktware Erinnernde findet. Daneben aber sehen wir Entwürfe, denen ein höherer künstlerischer Wert zukommt. Zu diesen letzteren gehören auch die Arbeiten, die wir hier in Abbildungen vorführen: Die Uhr mit dem Brunnenmädchen, die Personifizierung der Silexmuschel, während das tänzelnde Mädchen



Beethoven

Das Gehör.
Von Sidan.

Am Brunnen.
Standuhr von Louger.

Tänzerin.
Von Haniroff.

etwas geziert und affektiert wirkt. —

Einige schöne neuere Werke von Professor Ernst Herter-Berlin reihen sich an. Zunächst ein großer, prächtiger, silberner Tafelaufsatz mit zwei zu diesem gehörenden Armleuchtern. Das Motiv des Tafelaufsatzes „Rheingold" ist der Wagnerschen Nibelungen-Dichtung entnommen. Das Mittelstück zeigt den höhnisch triumphierenden Alberich, wie er soeben den schlüpferigen Felsen erklommen hat und auf ihm das geraubte Rheingold birgt; die Rheintöchter steigen in höchster Not und Verzweiflung aus der Flut empor; die eine erfaßt den frechen Räuber, die andere sucht ihn durch flehende Gebärde milde zu stimmen. Der Aufsatz (von P. Bruckmann & Söhne in Heilbronn gegossen) wurde von dem Wiesbadener Hofjuwelier Julius Herz ausgeführt. Für Wiesbaden ist auch das Herterische Grabdenkmal, das wir abbilden, bestimmt und hat bereits auf dem neuen Friedhofe dort Platz gefunden. Der der reisen Schöpfung zu Grunde liegende Gedanke ergibt sich auch aus der Abbildung von selbst: das Denkmal verkörpert den Schmerz des zurückgebliebenen Mannes um die geliebte dahingeschiedene Frau; liebevoll tröstend schmiegt sich das einzige Töchterchen an den gebeugten Vater. Professor Herter ist der Richtung seiner bekannten älteren Werke — ich erwähne nur die Antigone, im Begriff, ihren Bruder zu bestatten, den ruhenden Alexander (Nationalgalerie), den sterbenden Achilles (ursprünglich für die Kaiserin Elisabeth von Österreich geschaffen), Moses, die Gesetzestafeln zerschmetternd, das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Potsdam, das Denkmal von Helmholtz vor der Berliner Universität — auch in den wiedergegebenen neuen Werken treu geblieben. —

Tafelaufsatz, entworfen von Professor Ernst Herter, ausgeführt von Julius Herz, Hofjuwelier in Wiesbaden.

Im Sommer 1902 fanden im Inland und im Ausland so viele Kunstausstellungen — in Paris und Turin, in London, Prag, München, Berlin, Düsseldorf, Karlsruhe — statt, daß eine in mancher Hinsicht hervorragende Ausstellung kaum die nötige Beachtung fand: die nordische Kunstausstellung im Kaiser Wilhelm-Museum zu

Crefeld. Namentlich das nordische Kunstgewerbe war hier mit einer Reihe ausgezeichneter Leistungen vertreten, und zwar nicht nur die auch bei uns schon bekannte Keramik — wenngleich Rörstrand, Bing & Groendahl und die Kgl. dänische Manufaktur gerade hier zu wetteifern schienen und reiche Kollektionen ausgestellt hatten — sondern auch auf dem Gebiete der Metallindustrie waren vortreffliche Leistungen zu verzeichnen. Besonders N. Ballins Werkstatt interessierte durch die Gediegenheit der Materialausführung, die Originalität der Entwürfe und durch den nordischen Charakter der Arbeiten im allgemeinen. Die Entwürfe rühren teils von ihm selbst, teils von S. Wagner her. Als Material ist in den meisten Fällen Zinn verwendet. Aber auch gute Silber- und Goldschmiedearbeiten sind in der genannten Werkstatt ausgeführt. Der Materialcharakter ist bei allen Arbeiten so sehr zur Geltung gebracht, daß man sagen möchte, der Künstler denkt in dem Material, für das er arbeitet. Beispielsweise gilt dies von der Bonbonniere aus Zinn mit getriebenen Ornamenten, oder von der Jardiniere in getriebenem Messing mit Orchideendekor, die wir abbilden. Das originellste Stück ist wohl der Kandelaber in Messing, von Ballin entworfen, dessen kräftige, knappe, fast herbe Formen für dieses nordische Kunstgewerbe sehr charakteristisch sind. Weniger gelungen ist die Obstschale von Silber mit getriebenen Ornamenten (Haselnuß, Kirsche, Birne und Pflaume): diese Ornamente, so wie sie hier entworfen sind, würden sich unzweifelhaft in Holzschnitzerei besser ausnehmen als in Silber. Ein originelles Stück ist auch die Zinnvase, von Siegfried Wagner gezeichnet, die im monumentalen Charakter gehalten ist und eine Ornamentierung zeigt, wie sie in Deutschland ähnlich Peter Behrens liebt. —

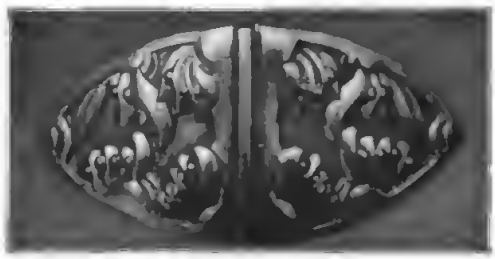
Grabdenkmal von Professor Ernst Herter.

Konfektschachtel aus Zinn, entworfen von Siegfried Wagner.

* * *

Außer unserem farbigen Titelblatt, das einen charakteristischen Studienkopf von E. Rosenstand-Berlin wiedergibt, der sehr packend auf den Hintergrund einer großblumigen modernen Tapete gestellt ist, bringen wir im vorliegenden Hefte noch ein zweites farbiges Blatt (zwischen S. 632 u. 633): eine ungarische Bäuerin von Jaroslaw Věsin in den kräftigen Farben des bekannten Malers. — Von Ottilie Röderstein-Frankfurt a/M. fiel auf der vorjährigen großen Düsseldorfer Ausstellung ein fein durchgeführtes Bild auf, das in sehr ansprechender Zusammenstellung „Die drei Lebensalter" — Greis, Mann, Knabe — darstellte; unsere Leser finden das schöne Blatt zwischen S. 672 u. 673 in einer vortrefflichen Reproduktion. — Es sind noch kaum zwei Jahrzehnte verflossen, daß eine weitverbreitete Geschichte der deutschen Malerei Max Liebermann kurzweg als den „Maler des Häßlichen" charakterisierte. Wie wenig zutreffend dies ist, beweist nichts schlagender als des Meisters prächtige „Kleinkinderschule" (zwischen S. 616 u. S. 617) mit den allerliebsten und doch so kräftig aufgefaßten Kinderköpfen; freilich — auch Max Liebermann hat seine Wandlungen durchgemacht, ist vor allem viel fri-

In Messing getriebene Blumenvase, entworfen von N. Ballin.

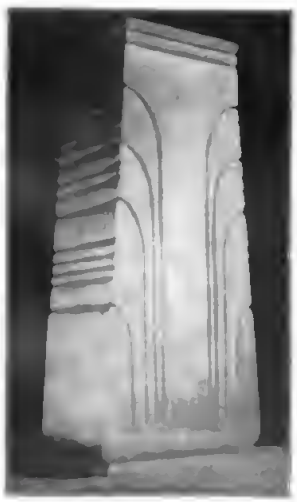


Silberne Gürtelſpangen, entworfen von Siegfried Wagner und R. Ballin.

ſcher und freier in ſeiner Farbengebung geworden. — Viel Aufſehen erregte in letzter Zeit das Gemälde „Beethoven“ des in Paris anſäſigen Italieners E. Baleſtrini. In der Tat wirkt das Bild (zwiſchen S. 640 u. S. 641) immer ergreifender, je länger man es betrachtet. Der Titel ſcheint freilich vielfach zunächſt eine falſche Vorſtellung zu wecken. Ich habe wiederholt gehört: „Da ... Beethoven mit der Geige.“ So iſt das Gemälde ſicher nicht gemeint, die Geſtalt des alten Violinſpielers zeigt auch nur eine entfernte

Obſtſchale von Silber mit getriebenen Ornamenten, entworfen von R. Ballin.

Ähnlichkeit mit der Beethovens, deſſen Totenmaske neben dem Klavier an der Wand hängt. Aber das Bild „malt“ überaus treffend die Wirkung der Muſik, Beethovenſcher Muſik, auf verſchiedene Charaktere. Wer es richtig verſtehen will, muß ſein Augenmerk auf die meiſterlich charakteriſierten Geſtalten auf der linken Seite wenden. — Zw. S. 696 u. S. 697 fügten wir ein hübſches Interieur aus Flandern von Henrik Nordenberg ein, einen ſchlichten, fein gemalten Korridor, der in echt holländiſcher Sauberkeit glänzt. — Albert Flamm in Düſſeldorf iſt einer der deutſchen Maler, die immer noch mit Vorliebe ihre Motive im ſonnigen Italien ſuchen, und er iſt unter dieſen jedenfalls einer der glücklichſten; auch ſein von uns reproduziertes, farbenleuchtendes Campagnebild (zw. S. 648 u. S. 649) beweiſt das wieder. — F. Chiafferin war ein vor etwa zehn Jahren ganz jung verſtorbener italieniſcher Bildhauer, deſſen ſtarkes Können zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, als es ſo jäh geknickt wurde, daß ſein Name kaum über den Kreis ſeiner kunſtliebenden Landsleute hinaus drang. Der Harfenſpieler David (zw. S. 624 u. S. 625) in einer genueſiſchen Galerie gilt als ſein Hauptwerk. — Zw. S. 688 u. S. 689 geben wir ein kräftiges Tierſtück von George Smiths — maſſige Arbeitspferde kalten Schlages — und endlich zw. S. 712 u. S. 713 eine äußerſt gelungene Liebhaberaufnahme: das Töchterchen des bekannten Schauſpielers Sommerſtorff und ſeiner liebenswürdigen Gattin. v. S.



Zinnvaſe, entworfen von Siegfried Wagner.

Kandelaber in Meſſing, entworfen von R. Ballin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

D[illegible]es B[illegible]
[illegible]hört der
Jüd[illegible] Gemeinde
Digitized by Google

Dieses Buch
gehört der
Jüdischen Gemeinde
zu Berlin

YD 26450

Digitized by Google